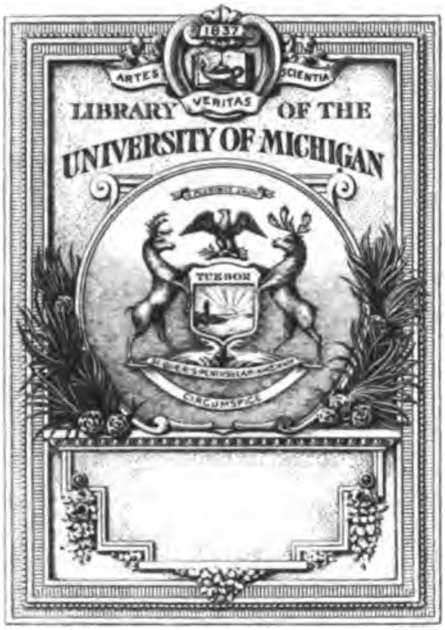

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, ALFRED FREIHERR VON MENSI, JACOB MINOR, FRIEDRICH RATZEL, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

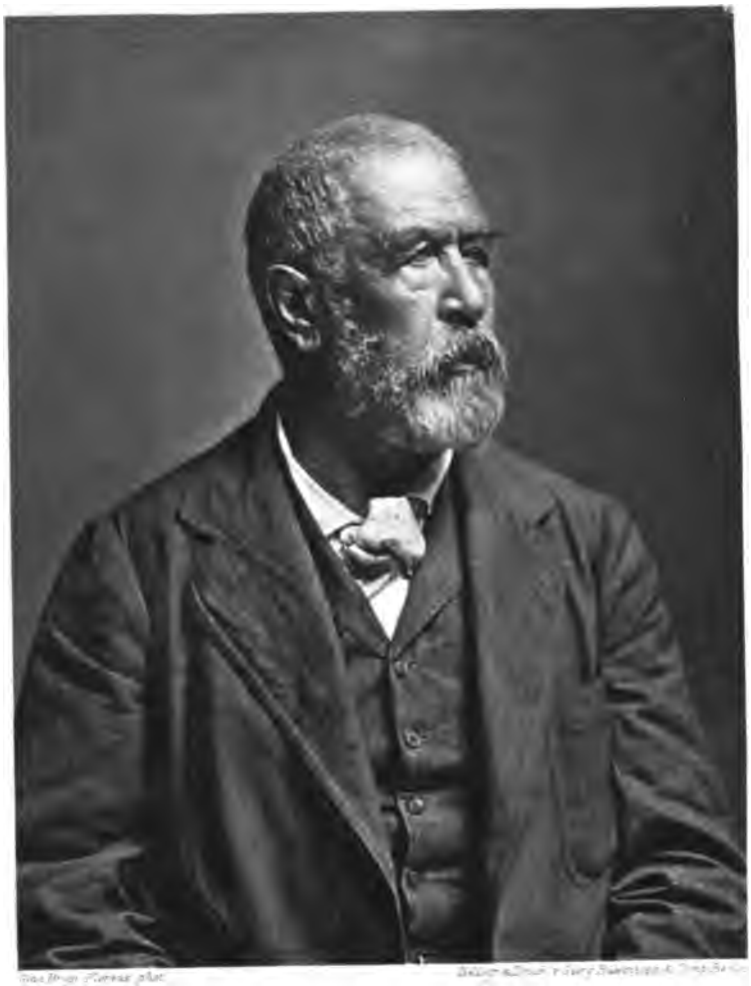
ANTON BETTELHEIM

VI. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1901

MIT DEM BILDNIS VON ARNOLD BÖCKLIN IN HELIOGRAVURE

VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN
1904.



A. Böcklin

Verlag von Georg Reimer in Berlin.

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

F. v. BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, ALFRED FREIHERR v. MENSI, JACOB MINOR, FRIEDRICH RATZEL, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM

VI. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1901

MIT DEM BILDNIS VON ARNOLD BÖCKLIN IN HELIOGRAVURE

BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1904.

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, ALFRED FREIHERR VON MENSI, JACOB MINOR, FRIEDRICH RATZEL, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM

VI. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1901

MIT DEM BILDNIS VON ARNOLD BÖCKLIN IN HELIOGRAVURE

VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN
1904.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1901.

Pettenkofer, Max, ordentlicher Professor der Hygiene an der Universität München, * 3. Dezember 1818 zu Lichtenheim im bayer. Schwaben, † 10. Februar 1901 zu München. — P. war der Sohn eines mit acht Kindern gesegneten Landwirtes, der sich und seine Familie nur mühsam zu ernähren vermochte. Da P. frühzeitig große Talente zeigte, nahm ihn der Bruder seines Vaters, der kgl. Hof- und Leibapotheker Dr. Franz Xaver Pettenkofer zu sich nach München und sorgte in väterlicher Weise für seine Erziehung. Im Jahre 1837 bezog P. die Universität München, um sich dem Wunsche seines Onkels gemäß zum Apotheker auszubilden. Nach zweijährigem Studium trat er daher als Lehrling in die Hofapotheke ein und wurde, da er sehr gut vorgebildet war, schon ein Jahr später 1840 zum Gehilfen befördert. Ein glatter, bürgerlicher Lebensweg schien vor ihm offen zu liegen. Allein ein heftiger Zusammenstoß mit seinem Onkel, der ein überaus strenger Amtsvorstand war, warf ihn aus der Bahn. P. verließ Knall und Fall die Apotheke und das Haus seines Onkels und wurde Schauspieler, wozu ihn seine Begeisterung für die schöne Literatur lockte. Unter dem Namen »Tenkof« war er eine Zeit lang in Augsburg engagiert und trat unter anderem als Brackenburg in »Egmont«, als Astolf in Calderons »Leben ein Traum« auf. Sein Erfolg war gering. Dies und die Liebe zu seiner Cousine Helene Pettenkofer, die versprach, »die Seine werden zu wollen, wenn er wieder ein ordentlicher Mensch werde«, führten ihn zum Onkel und zu den Studien zurück. Aber mit der Hofapotheke war es — fürs Erste wenigstens — nichts mehr. Sein Onkel erklärte, »ein Mensch, der Komödiant gewesen sei, eigne sich höchstens noch zum Mediziner«. Von 1841 an besuchte P. wieder die Universität und studierte gleichzeitig Pharmazie und Medizin. Durch eisernen Fleiß brachte er es dahin, diese Studien in zwei Jahren zu absolvieren. Im März 1843 bestand er die Approbationsprüfung als Apotheker, am 3. Juni 1843 wurde er zum Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe promoviert. Seine ganze wissenschaftliche Neigung zog ihn aber zur Chemie. Auf Rat seines Lehrers, des berühmten Mineralogen Joh. Nep. von Fuchs, beschloß er, sich der medizinischen Chemie zu widmen, für welches Fach soeben in Würzburg eine Professur errichtet worden war, während München einer solchen noch entbehrte. Fuchs verschaffte P. ein medizinisches Reisestipendium, das ihm ermöglichte, während des Jahres 1843/44 zuerst bei Scherer in Würzburg, dann bei Liebig in Gießen, dem damaligen Mekka aller chemischen Adepten, zu arbeiten. Er hatte das Glück, in dieser

Zeit einige wichtige Funde zu machen, z. B. die nach ihm benannte Probe auf die Säuren der Galle zu entdecken, mußte aber wegen Mittellosigkeit im Herbste 1844 wieder nach München zurückkehren. Der Umgang mit Liebig und seinen Schülern, zu denen Männer wie Fresenius, A. W. Hofmann, Kopp, Will gehörten, hatte seine Begeisterung für Chemie noch verstärkt. Sie verdichtete sich zu formvollendeten Sonetten, die aber erst 40 Jahre später als Manuskript gedruckt wurden. Sie waren der sehnsüchtige Gesang des Vogels im Käfig. Zunächst sahen Gegenwart und Zukunft recht schlimm aus. Das Ministerium Abel, das damals auf Bayern lastete, hatte den Antrag des Obermedizinalausschusses, P. die Professur für medizinische Chemie zu verleihen, wie so vieles Andere, was neues Leben bringen konnte, zu den Akten gelegt und so die Hoffnung P.s auf eine akademische Laufbahn zerstört. Er hatte weder Mittel zu experimenteller Forschung noch solche zum Leben. Er schätzte sich daher glücklich, 1845 eine Assistentenstelle an der königlichen Münze in München zu erhalten, die es ihm ermöglichte, seine Braut endlich heimzuführen. Es stellte sich bald heraus, daß die Stelle für P. mehr war als ein Notbehelf. Sie entsprach durchaus seiner Neigung und Begabung, die auf das Nützliche, auf die Anwendung der Wissenschaft gerichtet waren. Binnen kurzer Zeit hatte sich P. den Ruf eines ganz hervorragenden Technologen erworben. Sein Ansehen stieg rasch so sehr, daß er schon 1846 zum außerordentlichen Mitgliede der bayrischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Der Münze wurde er sehr nützlich, namentlich dadurch, daß er in dem damals in großen Mengen zum Einschmelzen gelangenden alten Silbergelde Platin entdeckte und dieses sowie das ebenfalls darin enthaltene Gold reinlich vom Silber scheiden lehrte. Entscheidend für sein Schicksal wurde es, daß ihm die Herstellung eines kostbaren antiken roten Glasflusses, des Hämatinon, gelang. Dadurch gewann er den lebhaften Beifall König Ludwigs I. Bald darauf stürzte das Ministerium Abel. Die Professur für medizinische Chemie wurde nun errichtet (als Extraordinariat) und König Ludwig war gern bereit, sie dem Entdecker des »*Porporino antico*« zu verleihen (27. November 1847). Die neue Stellung änderte zunächst wenig an der Tätigkeit P.s. Er blieb aufs intensivste mit technischen Problemen beschäftigt. Es gelang ihm unter anderem die Fabrikation des Portlandzements wesentlich zu verbessern und ein Verfahren zur Erzeugung von vorzüglichem Leuchtgas aus Holz zu entdecken. Sein Verfahren fand durch mehrere Jahrzehnte in holzreichen Gegenden ausgedehnte Anwendung, bis es infolge der Verbesserung des Verkehrs der Konkurrenz des Steinkohlengases unterlag. 1850, nach dem Tode seines Onkels, wurde P. zum Hof- und Leibapotheker ernannt. Da ihm sein Bruder Michael als geschäftsführender Oberapotheker beigegeben wurde, konnte P. diese Stelle im Nebenamte bis zum Jahre 1896 verwalten. Als Vorstand der Hofapotheke arbeitete er jenes Verfahren zur Herstellung des sog. Liebigschen Fleischextraktes aus, welches später durch die *Liebig Company* in Fray Bentos im größten Maßstabe zur Anwendung kam. Im selben Jahre, 1850, zeigte sich P. auch als weitblickender Theoretiker durch seine Abhandlung »Über die regelmäßigen Abstände der Äquivalentzahlen der sog. einfachen Radikale«, durch welche er zu einem der ersten Vorläufer unserer heutigen chemischen Systematik, des »Periodischen Systems der Elemente«, geworden ist. Bald darauf gelang es P., den der neue König Max II. seines besonderen Vertrauens würdigte, die Übersiedlung Liebigs nach München zu bewerkstelligen; ein Erfolg, der für die naturwissenschaftliche Entwicklung

Münchens von größter Bedeutung wurde und P. umso höheres Ansehen verschaffte, als Liebig bis dahin alle Berufungen von Gießen weg abgelehnt hatte. Im Jahre 1852 wurde P. zum ordentlichen Professor der medizinischen Chemie ernannt.

Die Erfolge P.s als Technologe bewirkten, daß ihm fortwährend neue technische Fragen gestellt wurden. Zuerst waren es nur chemische Fragen. 1851 aber wurde ihm eine Frage gestellt, welche eine entscheidende Wendung in P.s wissenschaftlicher Tätigkeit einleitete: er sollte ermitteln, warum der Aufenthalt in den mit Luftheizung versehenen Räumen der Residenz in München als unbehaglich empfunden werde. Seine dadurch veranlaßte, allgemein als vortrefflich anerkannte Abhandlung über Ofen- und Luftheizung ist seine erste hygienische. Bald folgten ihr die wichtigen, in manchen Richtungen ganz neuartigen Untersuchungen über Ventilation (1858), welche durch eine kommissionelle Prüfung der Lüftungs-Einrichtungen in den Münchener Spitälern veranlaßt waren. Auf einer Reise nach Paris und London lernte P. kennen, was in den westlichen Ländern auf diesem Gebiete bereits geleistet war. Die wichtigsten Ergebnisse seiner eigenen Versuche waren die treffliche, noch heute angewendete Methode der Bestimmung des Kohlensäuregehaltes der Luft, die Methode, aus der Veränderung des Kohlensäuregehaltes der Zimmerluft die Größe des Luftwechsels zu berechnen, der elegante Nachweis der überraschend großen Durchgängigkeit der Baumaterialien zur Luft. Die kostbarste Frucht dieser Beschäftigung P.s mit der Ventilation war der großartige, mit Unterstützung König Max' II. gebaute Respirationsapparat (1862), der es in höchst origineller Weise zum ersten Male ermöglichte, tagelange exakte Beobachtungen des Gesamtstoffwechsels des Menschen anzustellen und mit Hilfe dessen Carl Voit, von P. unterstützt, die Grundlinien der Ernährungsphysiologie feststellte. Inzwischen hatte P. auch noch andere Forschungen begonnen, die ihn seiner ursprünglichen technologischen Richtung mehr und mehr entfremdeten; seine Forschungen über Cholera. Ihr Beginn fällt mit dem Ausbruche der Choleraepidemie von 1854 zusammen. Sie fesselten ihn so sehr, daß er ihnen und analogen Untersuchungen über die Verbreitungsweise und die Verhütung des Abdominaltyphus von nun an einen großen Teil seiner Zeit und seiner Kraft widmete. Während P. anfänglich nur auf äußere Anstöße hin gelegentlich einzelne Fragen der Gesundheitspflege bearbeitet hatte, kam ihm allmählich zum Bewußtsein, daß er damit angefangen hatte, eine bisher noch kaum geübte Anwendung der exakten Naturwissenschaft zu betreiben; daß die systematische Durchforschung der gesamten Lebensverhältnisse des Menschen, die wissenschaftliche Revision der bisher fast rein empirisch betriebenen Gesundheitspflege die reichsten Früchte versprach. Der Plan der modernen Hygiene als Lehre und Forschung entstand in seinem Kopfe. Diesem hohen Ziele wandte er sich nun mit Feuereifer zu. Es gibt kaum ein Gebiet der Hygiene, das P. im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte nicht selbst kritisch und experimentell bearbeitet hätte oder durch seine Schüler hätte bearbeiten lassen. Der echt wissenschaftliche Geist dieser Arbeiten erwarb dem jungen Fache bald Achtung; ihre praktischen Früchte blieben nicht aus. Als besonders hervorragend zu nennen sind P.s Abhandlung über die Funktion der Kleider und seine jahrelangen Untersuchungen über die Vorgänge im Erdboden und über das Grundwasser. Besonders segensreich wurden seine Arbeiten und Schriften über Kanalisation und Unratabfuhr. Ihnen hat München vor allem zu danken, daß es eine der

gesündesten Städte geworden ist. Seine Forschungen über Cholera und Typhus bewirkten, daß mit dem unsinnigen alten Systeme der Grenzsperren, Land- und Seequarantänen usw. gebrochen wurde, das zwar nicht die Krankheit, wohl aber Handel und Verkehr in ärgster Weise hemmte und belästigte. Er verhalf der Erkenntnis von der hohen Bedeutung der persönlichen, wie der örtlichen und zeitlichen Disposition zum Durchbruche und der Einsicht in die Notwendigkeit, die Seuchen durch dauernde, automatisch wirkende Vorbeugungseinrichtungen, durch durchgreifende Verbesserung der gesamten hygienischen Zustände, durch rationellen Wohnungsbau, Wasserversorgung, Kanalisation, Reinhaltung des Bodens, Lebensmittel-Kontrolle usw. zu bekämpfen.

In dem Maße, als P.s hygienischer Gesichtskreis wuchs, erweiterte er auch das Thema seiner 1853 begonnenen akademischen Vorlesungen über »diätetische Chemie«, bis er von 1858 an tatsächlich, von 1865 an auch dem Namen nach Hygiene in dem heutigen Sinne las. Der freiwillige Zudrang von Hörern zu diesen Vorlesungen führten dazu, daß in Bayern bereits 1865 an allen drei Landesuniversitäten ordentliche Professuren für Hygiene errichtet und die Hygiene zum Prüfungsgegenstande des ärztlichen Staatsexamens erhoben wurde. P. vertauschte seine alte Lehrkanzel mit der neuen. Der Ruf an die Universität Wien 1872 verschaffte P. die Errichtung eines allen seinen Forderungen entsprechenden hygienischen Institutes in München, des ersten seiner Art. Es wurde 1878 eröffnet.

Zur Festigung der Stellung der jungen Wissenschaft im Kreise ihrer älteren Schwestern trug P. auch nicht wenig dadurch bei, daß er mehrere gediegene Zeitschriften gründen half, so 1865 die »Zeitschrift für Biologie«, die aber noch hauptsächlich der Physiologie diente, 1869 die »Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege«, 1883 das »Archiv für Hygiene«, die erste, ausschließlich der wissenschaftlichen Hygiene gewidmete deutsche Zeitschrift. Alle drei Organe blühen noch heute.

In wenigen Jahrzehnten hatte P. eine neue Wissenschaft fast aus dem Nichts geschaffen! Neben dieser selbstgewählten Tätigkeit gingen auch in späteren Jahren noch manche andere Arbeiten nebenher, die ihm sein Ruf als genialer Technologe verschaffte. Die wichtigste davon ist sein berühmtes Regenerationsverfahren für Ölgemälde, durch welches zahlreiche Kunstschätze, die unrettbar verloren schienen, zu neuer Farbenpracht erweckt wurden.

Den außerordentlichen Leistungen P.s, entsprachen das Ansehen und die Ehrungen, die ihm in steigendem Maße bis zu seinem Lebensende zuteil wurden. Die höchsten bayrischen Orden verschafften ihm den persönlichen Adel, welcher 1882 für erblich erklärt wurde. 1896 wurde ihm das Prädikat »Exzellenz« verliehen, 1873 wurde er zum Vorsitzenden der Cholera-Kommission für das deutsche Reich ernannt, 1876 wurde ihm die Direktorstelle des neu errichteten Kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin angeboten. nach deren Ablehnung er den Titel eines k. Geheimen Rates erhielt. 1856 war er ordentliches Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften geworden; 1890 nach dem Tode Döllingers wurde er ihr Präsident. Die Deutsche Chemische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede und ließ später eine goldene Medaille auf ihn prägen. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages (1888) und seines 50jährigen Doktorjubiläums (1893) überschüttete ihn die ganze Welt mit Zeichen der Verehrung und Liebe. Eine bedeutende Stiftung deutscher Städte und anderer mit Dank Erfüllter gab ihm von 1888 an jährlich Mittel in die Hand, um nach eigenem Ermessen wissenschaftliche hygienische Forschung zu fördern und zu belohnen.

Trotz Würden und Titel blieb P., was er war, treu seiner Vergangenheit und seinen alten Freunden, der biedere Altbayer mit einfachen Lebensgewohnheiten und schlichtem Auftreten, der sich zu geben wagte, wie er war, und nichts mehr haßte, als jede Pose. Voll jenes echten Humors, der einem im Grunde schwermütigen Herzen entquillt, und voll schlagenden Witzes zerstörte er mit Absicht den Nimbus von Gottähnlichkeit, mit dem ihn etwa Schmeichler zu umgeben suchten. Trotzdem ging von seiner Persönlichkeit ein Zauber aus. Er war eben mehr als ein Gelehrter, er war ein ganzer Mensch von starker Eigenart, eine »Natur«, um Goethe's Bezeichnung zu gebrauchen. Streitbar und kampflustig, seinen wissenschaftlichen Feinden gefährlich, wie nur irgend ein alter Germane, hatte er ein weiches, liebebedürftiges und liebevolles Herz. Bis ins höchste Alter hinauf blieb er empfänglich für alles Schöne, Wahre und Gute in Natur und Kunst.

Erst 1894 fing der unermüdliche Mann an, sich Ruhe zu gönnen. Er legte seine Professur nieder und zog sich allmählich immer mehr von den Geschäften zurück. Leider war sein Lebensabend durch Unglück in der Familie sehr getrübt. Dies und die ungewohnte Untätigkeit steigerten die Schwermut, zu der P. immer geneigt hatte. Eine schmerzhafte Mund- und Rachenentzündung, die ihn im Januar 1901 anscheinend als Folge einer Erkältung befiel, tat noch ein übriges, ihn zum Verzagen zu bringen, und so endete der rüstige 82jährige Greis in der Nacht vom 9. auf den 10. Februar 1901 durch einen Revolverschuß sein Leben mit eigner Hand.

P.s Lebens- und Entwicklungsgang ist höchst eigenartig, wie seine wissenschaftliche Persönlichkeit. Bis zu seinem 40. Lebensjahre etwa sehen wir ihn auf äußere Anstöße hin seinen Beruf in jähen Sprüngen wechseln; sehen wir ihn auch in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fast ausschließlich durch die Anforderungen bestimmt, die zufällig an ihn gestellt werden. Mit gleichem Eifer greift er das Verschiedenartigste an, zufrieden sich nützlich machen, die Methode exakter Wissenschaft anwenden zu können. Technische Erfindungen und Verbesserungen scheinen ihn ganz in Anspruch zu nehmen. Sein Talent und seine Erfolge stellten ihn rasch in die erste Reihe der Technologen. Da entdeckte er ein neues Feld für wissenschaftliche Arbeit, das vor ihm noch niemand in seiner ganzen Größe und Bedeutung erfaßt hatte, und, begeistert durch die Hoffnung auf den Segen, den diese neuartige Anwendung der Wissenschaft seinen Mitmenschen bringen muß, widmet ihr der edle Mann von nun an seine ganze große Kraft. Er dient ihr nicht allein als Forscher. Er wird zum Agitator! Unermüdlich predigt er in Wort und Schrift den Nutzen und die rechte Art der Gesundheitspflege. Er entwickelt sich zu einem der größten populärwissenschaftlichen Schriftsteller, der unter den deutschen Naturforschern nur in Liebig seinesgleichen hat.

Bewundernswert ist die Höhe des Standpunktes, zu der er sich erhob, und die Weite des Gesichtskreises, welche er dadurch erlangte. Er erfaßt den engen Zusammenhang der Gesundheitspflege mit dem gesamten Zustande der Zivilisation und Kultur. Er erkennt ihre Abhängigkeit von den wissenschaftlichen und sozialen Verhältnissen, von unseren Sitten und Gewohnheiten. Aufgabe der Hygiene ist ihm nicht allein die Verhütung von Schädlichkeiten. Sie soll auch Positives leisten. Durch Erhöhung der Widerstandskraft, der körperlichen Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit soll sie ein vollkommeneres Geschlecht schaffen helfen. Er vergleicht daher die Gesundheitspflege mit der Volkswirtschaft und nennt sie mit Vorliebe Gesundheitswirtschaft. Aus

diesem Vergleiche entnimmt er einen seiner folgereichsten Gesichtspunkte. Wie in der Volkswirtschaft eine höhere Stufe der Entwicklung nur dadurch erreicht werden kann, daß alle für einander und mit einander arbeiten, wie auf einer solchen Stufe das Schicksal des Einzelnen aufs engste abhängig ist von dem der Gesamtheit, so besteht in der menschlichen Gesellschaft, eine Abhängigkeit jedes einzelnen, ob arm, ob reich, von dem Gesundheitszustande der anderen, eine Gemeinsamkeit der Gesundheitsgefahren, denen daher auch nur durch solidarische Abwehr begegnet werden kann. Damit stellt P. den öffentlichen Gewalten ganz neue, tief in alle Verhältnisse eingreifende Aufgaben, macht er die Hygiene zu einer der mächtigsten Triebfedern sozialer Reform!

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kann man als die Zeit der Entwicklung der Naturwissenschaft zur Weltmacht bezeichnen. Wenige haben zur Ausbreitung ihres Friedensreiches mehr beigetragen als P. Darin ist seine außerordentliche, bleibende Bedeutung für die gesamte Kultur begründet. Je weiter uns der Strom der Zeit von ihm entfernt, um so höher werden wir seine Gestalt über die seiner Zeitgenossen emporsteigen sehen. Pettenkofers Name wird zu einem Wahrzeichen des 19. Jahrhunderts werden!

Von den mehr als 200 Druckschriften P.s sind folgende die wichtigsten: Über eine neue Reaktion auf Galle und Zucker. »Ann. Chem. Pharm.« 52. Bd. S. 90. — Über die Affinierung des Goldes und über die große Verbreitung des Platins. »Dinglers polytechn. Journal« 104. Bd. S. 118. — Über den hydraulischen Kalk. »Dinglers polytechn. Journal« 113. Bd. 5. Heft. — Über die wichtigsten Grundsätze der Bereitung und Benutzung des Holzleuchtgases. »Gelehrte Anzeigen der k. b. Akad. d. Wissensch.« 4. Mai 1857. — Über einen antiken rothen Glasguß (Hämatinon) und Aventuringlas. »Abhandl. der naturwiss.-techn. Kommission der k. b. Akad. d. Wissensch.« 1. Bd. 1856. — Über Ölfarbe und Konservierung der Gemälde durch das Regenerationsverfahren. Braunschweig, Vieweg. 1869. — Über die regelmäßigen Abstände der Äquivalentzahlen der sog. einfachen Radikale. »Gelehrte Anzeigen der k. b. Akad. d. Wissenschaft.« 30 Bd. 1850 und »Ann. Chem. Pharm.« 1858. 105. Bd. S. 187. — Über einen neuen Respirationsapparat. »Ann. Chem. Pharm.« II. Suppl.-Bd. 1862. — Über den Unterschied zwischen Ofenheizung und Luftheizung in ihrer Einwirkung auf die Atmosphäre der beheizten Räume. »Dinglers polytechn Journ.« 1851. — Über den Luftwechsel in Wohngebäuden. München 1858. — Vorträge über Kanalisation und Abfuhr. München, Finsterlin. 1876. — Untersuchungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera. München, Liter.-artist. Anstalt. 1855. — Hauptbericht über die Choleraepidemie des Jahres 1854 in Bayern. München, Liter.-artist. Anstalt. 1857. — Verbreitungsart der Cholera in Indien. Braunschweig, Vieweg. 1871. — Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage. München, Oldenbourg. 1887. — Über die Wahl der Begräbnisplätze. »Zeitschr. f. Biol.« 1. Bd. 1865. — Über die Funktion der Kleider. »Zeitschr. f. Biol.« 1. Bd. 1865. — Populäre Vorträge. 3 Hefte. Braunschweig, Vieweg. 1872—1873. — Das hygienische Institut der Universität München. Braunschweig, Vieweg. 1882. — Biographische Nachrichten über Pettenkofer: H. Buchner, »Beilage z. Allgem. Zeitung« 1901, Nr. 133—136. — F. Erismann, »Deutsche Medizin. Wochenschr.« 1901, Nr. 14—20. — Rudolf Emmerich, »Deutsche Revue«, Januar 1902. — Max Gruber, »Wiener klin. Wochenschr.« 1901, Nr. V und Berichte d. deutschen chem. Gesellsch. 1903, Schlußheft. — K. B. Lehmann, »Münch. medizin. Wochenschr.« 1901, Nr. 12. — Julius Quaglio, Max von Pettenkofer als Chemiker. Berlin, A. Seydel. 1900. — Carl v. Voit, Max von Pettenkofer zum Gedächtnis. München, Franzscher Komm.-Verlag. 1902. — Bildnisse: P. wurde unter anderen von F. v. Lenbach und F. A. Kaulbach gemalt, von Rümann und Hildebrand gemeißelt. Eine vorzügliche Wiedergabe des unübertrefflichen Kaulbachschen Bildes in der Münchener »Jugend«. Photographien u. a. im »Archiv f. Hygiene« 17. Bd. und in dem zitierten Buche Quaglios.

München. Max Gruber.

Miquel, Johann Franz von, Staatsmann, * 21. Februar 1828 zu Neuenhaus in der Grafschaft Bentheim, einer kleinen hannoverschen Ackerstadt an der holländischen Grenze, † in der Nacht vom 7. zum 8. September 1901 in Frankfurt a. M. — Seine Familie stammte aus Frankreich; im Anfange des 18. Jahrhunderts war sie in Deutschland eingewandert. Sie war katholisch; doch ließ der Vater des Ministers, der Hofmedikus war, seine Kinder im evangelisch-reformierten Glauben erziehen. Von fünf Knaben der jüngste, schien M. den Eltern anfangs am wenigsten begabt und wurde daher zunächst für den landwirtschaftlichen Beruf bestimmt. Einigermaßen herangewachsen, zeigte er jedoch einen ungewöhnlichen Lern- und Lesetrieb, sodaß der Vater, der neben der Medizin und den Naturwissenschaften bis in sein Alter den humanistischen Studien mit Vorliebe oblag, selbst, insoweit es seine Zeit gestattete, die Ausbildung des Sohnes übernahm. Sehr häufig geschah dies beim Reiten, — einem Vergnügen, das M. von seinem sechsten Lebensjahre an stets besonders pflegte. Im Alter von 15 Jahren wurde er in die Prima des Gymnasiums zu Lingen aufgenommen; nach glänzend bestandenem Abiturientenexamen bezog er 1846 die Universität Göttingen, allerdings noch, wie er später selbst erzählte, ein halbes Kind.

Im Sommer 1847 vertauschte M. die Universität Göttingen mit Heidelberg. Die liebliche Stadt am Neckar war einer der vornehmsten Standorte der liberal-demokratischen, sowie der nationalen Bewegung, von der jene Zeit erfüllt war, und der empfängliche Jüngling ward bald vom Strome jener Ideen hingerissen. Er wurde Mitglied des Korps Suevia, aus welchem er jedoch bald wieder austrat; darauf gehörte er einer burschenschaftlichen Vereinigung an. Das Radikalste ging ihm gerade weit genug; Hecker, Itzstein und Welcker waren seine Helden; mit Karl Blind, der gleichfalls dort studierte, stand er im Verkehr. Der Jurisprudenz wußte er wenig Geschmack abzugewinnen, seine Lieblingsbeschäftigungen waren die Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie; mit Eifer las er Proudhon und Fourier. Den Ausbruch der deutschen Revolution von 1848 begrüßte er als ein Mittel zur Erreichung der Einheit Deutschlands mit Jubel und Begeisterung. Mit seinen gleichgesinnten Freunden stürzte er sich in die Agitation. In Volks- und Studentenversammlungen hielt er enthusiastische Ansprachen; in Vereinen und durch Flugschriften warb er für die radikale Sache. Als der Morgenröte der deutschen Einheit und Freiheit nicht so schnell der helle Tagesglanz folgen wollte, dachten die Heidelberger Musensöhne daran, mit Waffengewalt das Frankfurter Parlament zur Beschleunigung der Reichsgründung zu zwingen; das Vorhaben wurde verraten und endete mit einer solennen Kneiperei in Darmstadt.

Ein kategorischer Befehl des strengen, konservativ gesinnten Vaters machte diesem Unfuge ein Ende. Im Laufe des Jahres 1848 mußte M. nach Göttingen zurückkehren. Das Stillleben in der Hofrats- und Gelehrtenstadt übte auf sein heißblütiges Temperament einen besänftigenden Einfluß aus. Zwar behielten die einmal erworbenen demokratisch-kommunistischen Ideen in seinem Geiste noch eine zeitlang die Oberhand. Er beteiligte sich weiter am politischen Treiben und stand an der Spitze der Allgemeinen Studentenschaft. Er half damals in Göttingen zunächst »in kleinbürgerlichem Sinne«, d. h. in liberaldemokratischer Tendenz, »die gelehrte, bureaukratische und Philisterpartei aus dem Felde schlagen«; dann suchte er eine Arbeiterpartei zu organisieren. Mit seinem Studienfreunde Blind in London stand er in Verbindung, und durch ihn wollte er Fühlung mit Marx gewinnen. In dieser Stimmung war

es, daß er 1850 an Marx den später durch die Sozialdemokratie an die Öffentlichkeit gebrachten Brief schrieb, in dem er sich als Kommunisten und Atheisten bekannte und als sein politisches Ziel die Diktatur der Arbeiterklasse proklamierte.

Nichts anderes freilich war dieser extreme Radikalismus als eine politische Kinderkrankheit, wie gerade hochbegabte, individuell veranlagte Geister sie oft bestehen müssen, ehe sie zur Reife gelangen. Auch Bismarcks Entwicklungsgang weist ja eine ähnliche Phase auf. Wenn dieser dabei nicht so weit ging wie M. und schneller die Umkehr fand, so lag das daran, daß Bismarck einer anderen Umgebung angehörte als M.; auch war die politische Spannung anderthalb Jahrzehnte früher nicht so scharf. Als geborener Preuße und Landedelmann konnte sich Bismarck nicht so weit von den Traditionen seines Vaterlandes und seines Standes entfernen, während der geborene Kleinstaatler viel eher den Weg in das liberale und radikale Lager finden konnte. M. gehörte zu jenen Geistern, die in der Jugend die Autoritäten stürzen wollen, weil sie deren Notwendigkeit noch nicht begreifen, weil ihnen die historischen Voraussetzungen, sowie die realen Kräfte und Bedürfnisse des Lebens in Staat und Gesellschaft noch unbekannt sind; das ist die Zeit, da die extremen Doktrinen in dem jugendlichen Gemüte den günstigsten Boden finden. Nicht daß er dem lockenden Zauber jener utopistischen Ideale in seiner brausenden Jugendzeit verfiel, gereicht M. zur Unehre; wohl aber gereicht es ihm zur Ehre, daß er sie mit der wachsenden wissenschaftlichen und historischen Erkenntnis, mit zunehmender Reife des Geistes und gesteigerter Einsicht in die Verhältnisse der Wirklichkeit durch ernstliches Ringen und harte Selbstzucht wieder von sich abzustreifen vermochte und sich also zu einer geläuterten politischen und allgemeinen Anschauung der Dinge emporschwang.

Über seinen politischen Allotriis verlor der jugendliche Heißsporn das ernste Ziel seines Lebens nicht aus dem Auge. Mit besonderem Fleiße widmete er sich nunmehr auch dem Fachstudium. 1850 bestand er das erste juristische Examen »mit Auszeichnung«. Als »Auditor« trat er in den hannoverschen Justizdienst. Die freie Zeit, die ihm seine amtliche Tätigkeit ließ, füllte er mit historischen und nationalökonomischen Studien aus. Eben diese Zeit wurde für seine innere Entwicklung von der größten Bedeutung. Unter dem Einflusse solcher Beschäftigung klärten sich seine radikalen Ansichten zu einer gemäßigt liberalen, historisch-kritisch gerichteten Staats- und Gesellschaftsanschauung ab. Von Adam Smith bis auf seine Tage eignete er sich damals eine erschöpfende Kenntnis der nationalökonomischen Literatur an; er faßte damals den Plan, ein groß angelegtes Werk über die geschichtliche Entwicklung des Rechtes und ihren Zusammenhang mit der der wirtschaftlichen Verhältnisse zu schreiben: »Die historisch-kritische Behandlung der volkswirtschaftlichen Fragen«, so äußerte er sich später selbst darüber, »die Negation der »ewigen Wahrheiten« — das heißt der von der damals herrschenden Doktrin als »ewige Wahrheiten« verkündeten Grundsätze — wurde die Grundlage meiner Untersuchungen.« Der Gedanke, den M. damals als leitendes Prinzip in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen rücken wollte, berührt sich, wie man sieht, aufs engste mit dem Programme der neueren historischen Richtung in der Nationalökonomie.

Im Jahre 1854 machte M. sein zweites Staatsexamen. Zu seiner weiteren nationalökonomischen Ausbildung und behufs Studiums der französischen Rechtsverhältnisse begab er sich noch in demselben Jahre nach Paris. Hier

herrschte gerade die Cholera, und beinahe wäre M. ihr Opfer geworden. Stundenlang lag er hilflos und scheintot in einem Hotel. Unter den Folgen dieses Anfalls erlitt seine Gesundheit eine lange Jahre andauernde Erschütterung. Nach der Heimat zurückgekehrt, mußte er sich eine feste Lebensstellung begründen. Man kann es bedauern, daß er dabei nicht seinen wissenschaftlichen Neigungen und Talenten mehr Rechnung trug; seine Intentionen waren mehr auf eine umfassende Wirksamkeit im praktischen und öffentlichen Leben gerichtet. Die Laufbahn im hannöverschen Staatsdienste hatte für ihn bei dem Cliquenwesen der hannöverschen Verwaltungskreise wenig Verlockendes, und so entschloß er sich für die Advokatur. Zwar war sie auch staatlich; immerhin war bei ihr eine größere Unabhängigkeit gesichert. Er ließ sich als Rechtsanwalt am Obergerichte zu Göttingen nieder und erlangte bald einen großen Ruf, zumal als Verteidiger vor dem Schwurgerichte. Er vertrat eine Anzahl hannöverscher Bauernschaften in ihren Rechtsstreitigkeiten mit dem Fiskus um den Wald; dadurch gewann er einen tieferen Einblick in die historischen Grundlagen und in die aktuellen Zustände in der Verfassung des platten Landes. Von da an datiert sein Interesse für die Landwirtschaft, insbesondere für den Bauernstand. Von den Kreisen des Beamtentums und der Universität hielt er sich fern; sein Verkehr beschränkte sich auf wenige Freunde. Seine Lebensführung war die denkbar einfachste; auf das Äußere legte er geringen Wert. Seine Erscheinung war keineswegs auf den ersten Blick anziehend; er war von hagerer Gestalt; sein von schwarzem Haupthaare und Barte umrahmtes Gesicht war schon damals von jenen markanten Furchen und Falten durchzogen, die ihn später zu einem beliebten Objekte der Karikaturenzeichner machten; aber es war belebt durch ein paar große, dunkle und durchdringende Augen, »die wirklich etwas von dem dämonischen Glanze der Augen eines Friedrichs des Großen oder Goethes hatten«. Seine Gesundheit war nicht die beste; durch Leibesübungen und insbesondere durch Reiten suchte er seinen Körper zu stählen und zu kräftigen. Bei seinen Göttinger Mitbürgern erfreute er sich des größten Vertrauens. Seine Praxis wuchs derart, daß er sie kaum zu bewältigen imstande war. Am Vereins- und kommunalen Leben nahm er lebhaften Anteil. Er war Vorsitzender des Turnvereins; man erinnert sich, welch wichtige Rolle die Turn- und Schützenvereine für die Einheitsbestrebungen in jenen Zeiten spielten. Auch in das Bürgerschaftskolleg wurde er gewählt; auf sein Betreiben wurde schon 1861 der Turnunterricht in den Göttinger Volksschulen eingeführt.

In jenen Göttinger Jahren beginnt auch M.s politische Wirksamkeit. Gerade damals ging König Georg V. daran, die hannöversche Verfassung von 1848 abzuschaffen. Da sich die Kammer ihm dabei widersetzte, verfiel sie 1856 dem Schicksale der Auflösung. Diese Vorgänge erregten auch M.; zudem stand er mit den Führern der jüngeren Generation der hannöverschen Opposition, mit den Assessoren am Göttinger Obergerichte, dem nachmals berühmten Juristen Karl Planck und Rudolf von Bennigsen, in engster persönlicher Freundschaft; mit ihnen, ebenso mit Oetker, dem Führer der kurhessischen Opposition, stand er in regstem Verkehre. Die Regierung hatte 1855 Bennigsen den Urlaub zum Eintritte in die Kammer verweigert; als er nun bei den Neuwahlen für Göttingen kandidierte, legte er sein Amt nieder; nicht zum geringsten Teile war es die Frucht der Bemühungen M.s, daß Bennigsen gewählt wurde. Der kommunistisch-radikale Einschlag in M.s politischem Denken war jetzt ein schon längst überwundener Standpunkt; ge-

blieben war ihm von den Ideen von 1848 nur die Begeisterung für die Fortbildung und Ausgestaltung des politischen Lebens in Deutschland im Sinne verfassungsmäßiger und nationaler Institutionen. Im Vereine mit Bennigsen nahm er 1859 an der Begründung des Nationalvereins Teil, für den er auch später agitatorisch in seinem Heimatslande aufs eifrigste eintrat. Durch seine Broschüren »Das neue hannoversche Finanzgesetz vom 24. März 1857« und die »Ausscheidung des hannoverschen Domanialgutes« unterwarf er die hannoverschen Finanzverhältnisse einer scharfen und treffenden Kritik. Sie machten einen so starken Eindruck im Lande, daß er in nicht weniger als drei Wahlkreisen in die zweite Kammer gewählt wurde; hier zählte er bald zu den anerkannten Häuptern der Opposition. 1865 wählte ihn die Stadt Osnabrück zu ihrem Bürgermeister; als solcher machte er im Folgejahre den Übergang vom hannoverschen zum preußischen Regime mit. Kurz vor dem Ausbruche des deutschen Krieges hatte eine Vorstandsitzung des Nationalvereins in Berlin stattgefunden, zu der sich auch Bennigsen und M. eingestellt hatten. Bismarck benutzte diese Gelegenheit zu einer persönlichen Anknüpfung mit beiden; sie benahmen sich dabei als durchaus loyale hannoversche Untertanen. Bismarck sprach M. gegenüber den Wunsch aus, daß Hannover neutral bleibe und der Bundesreform beistimme. Nach Hannover zurückgekehrt, stellten Bennigsen und M. in der Kammer den Antrag auf strengste Neutralität; die zweite Kammer stimmte dem bei, nicht aber auch das andere Haus. Nach den ersten Schlachten brachte Bismarck vor M. die Frage einer Personalunion Hannovers mit Preußen zur Sprache; damit aber war M. durchaus nicht einverstanden, indem er bemerkte, daß er und seine Landsleute dann doch lieber ganze Hannoveraner bleiben wollten. Bald darauf schrieb ihm Bismarck aus Nikolsburg, diese Phase sei bereits überwunden.

Mit der Einverleibung Hannovers in Preußen und mit seiner Zugehörigkeit zum neuen Bundesstaate eröffnete sich für M. die Aussicht auf eine bei weitem größere und reichere parlamentarische Tätigkeit und vor allem auf positive und fruchtbare Arbeit, nicht nur auf bloße Kritik und Opposition. Er wurde 1867 sowohl Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, als auch des norddeutschen Reichstages; in beiden Parlamenten gehörte er zu den Führern der neugegründeten nationalliberalen Partei; jenem hat er bis 1882, diesem und dann später dem deutschen Reichstage bis 1877 angehört. Das Interesse seiner Heimatsprovinz nahm er mit Eifer und Geschick wahr. Er gehörte zu den hannoverschen Vertrauensmännern, deren Rates und Beihilfe sich die preußische Regierung bediente, um Hannover dem preußischen Staate einzugliedern. Als die Vorlage über den hannoverschen Provinzialfonds, weil sie Hannover vor den anderen Provinzen zu begünstigen schien, bei einer Reihe von Abgeordneten aus den altpreußischen Provinzen auf starken Widerstand stieß, war es im wesentlichen sein Werk, daß eine Mehrheit für sie zustande kam. Zugleich kämpfte er für den inneren Ausbau des neuen Bundesstaates. Aufs schärfste widersprach er 1869 im norddeutschen Reichstage den altpreußisch-partikularistischen Tendenzen, zu deren Sprecher sich eben damals im preußischen Herrenhause der frühere Justizminister Graf Lippe gemacht hatte, und mit Lasker zusammen stellte er den Antrag, daß die Kompetenz des norddeutschen Bundes gesetzlich auf das gesamte bürgerliche Recht ausgedehnt werde; er wies darauf hin, daß sonst der Bund in Stagnation gerate, daß die Stagnation zum Untergange führe, und daß mit dem Bunde auch Preußen falle. So steht er in der ersten Reihe unter den Vorkämpfern

der deutschen Rechtseinheit. Als später im deutschen Reiche dieselbe Frage aktuell wurde, wurde sein Verdienst in dieser Richtung durch seine Wahl zum Vorsitzenden der Reichsjustiz-Gesetzgebungs-Kommission anerkannt.

Als Bürgermeister von Osnabrück (seit 1869 Oberbürgermeister) hat M. eine umfassende kommunale Wirksamkeit entwickelt. Mit unparteiischer Gerechtigkeit verband er die wämste Fürsorge für das Wohl und das Gedeihen der ihm anvertrauten Gemeinde. Er setzte die Gleichberechtigung der Katholiken in der städtischen Verwaltung durch; er gab die Anregung zur korporativen Organisation der Osnabrücker Handwerker und versuchte es zugleich mit der praktischen Lösung des Arbeiterwohnungsproblems. In diesen Richtungen ist seine Amtsführung in Osnabrück vorbildlich gewesen für seine späteren sozialpolitischen Bestrebungen in Frankfurt und während seines Ministeriums; es liegen darin die Keime seiner nachmaligen Mittelstandspolitik. Nicht zum mindesten bewirkte es der Ruf als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, wie er ihn sich hier erworben hatte, daß 1870 an ihn der Antrag herantrat, die Leitung der Diskontogesellschaft, des größten Berliner Bankinstitutes, zu übernehmen. Bis 1873 verblieb er in dieser Stellung, dann gehörte er noch weitere drei Jahre, bis 1876, als Vorsitzender des Aufsichtsrates derselben Bank an. So ist er eine zeitlang als praktischer Banquier tätig gewesen; trotz der damit verbundenen pekuniären Vorteile scheint ihm diese Stellung wenig sympathisch gewesen zu sein, da er sie nur so wenige Jahre innehatte. Immerhin war sie für ihn sehr lehrreich; denn eben darin lernte er die Bedeutung der finanziellen Faktoren und Kräfte für die Volkswirtschaft und das gesamte Staatswesen kennen. Hier befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß nicht mehr abstrakte Theorien und die Doktrinen vergangener Generationen die treibenden Kräfte im Leben der Parteien und des Staates, sondern daß es nunmehr die wirtschaftlichen Faktoren seien, die der neuen Zeit ihr Gepräge verliehen. Auch in dieser vorübergehenden Berufstätigkeit hat er sich glänzend bewährt. Vornehmlich fungierte er als juristischer Beirat der Diskontogesellschaft. Er wirkte mit am Ausbau und an der Finanzierung der rumänischen Eisenbahnen. Nachdem Strousberg an diesem Unternehmen gescheitert war, kam es in die Hände der wirklichen Finanzgrößen Berlins, der Diskontogesellschaft und der Firma Bleichröder; an seiner Durchführung war M. in hohem Grade beteiligt, und dadurch wurden dem deutschen Volke viele Millionen gerettet.

In die Zeit seines Berliner Aufenthaltes, und zwar vornehmlich in die Jahre 1873 bis 1876, ist der Höhepunkt seiner parlamentarischen Tätigkeit zu setzen. Eines der hervorragendsten Mitglieder der im neuen Reiche herrschenden nationalliberalen Partei, hat er bei den positiven Schöpfungen jener Epoche fördernd mitgewirkt. Mit seinem Freunde Bennigsen zusammen hat er den verfassungsmäßigen Ausbau des neuen Reiches, unterstützt durch sein glänzendes Rednertalent, selbstlos und nach Kräften gefördert, immer wieder darauf dringend, daß die partikularen Tendenzen und Interessen hinter dem nationalen Gesichtspunkte zurücktreten müßten. Dem idealen Schwunge seines Gefährten sekundierte erfolgreich seine Realpolitik, die durch keinerlei doktrinäre Velleitäten getrübt war, und sich immer dem neuen und nützlichen verständnisvoll anzupassen verstand. Nicht nur das Plenum der Parlamente war das Feld seiner Arbeit; er gehörte fast allen wichtigen Kommissionen an, und häufig genug als Vorsitzender oder Referent. Besonders rühmenswert in dieser Hinsicht ist seine Leitung der Reichsjustiz-Kommission von 1875/6; seinem

Geschicke und seinem angestrengtesten Fleiße ist es zu danken, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit das Gerichtsverfassungsgesetz, sowie die Zivil- und Strafprozeßordnung für das deutsche Reich zustande kamen, ein Werk, das dann in der Folgezeit durch das unter der Ägide von M.s Freunde Planck ausgearbeitete bürgerliche Gesetzbuch seinen Abschluß erhielt. Zur Anerkennung seiner Verdienste um die genannten Gesetze ernannte ihn die juristische Fakultät in Berlin am 4. Januar 1877 zum Ehrendoktor der Rechte. Als M. in späterer Zeit im Kastanienwäldchen residierte, war er ein freundlicher Nachbar der Universität, der er also angehörte. Wiederholt überzeugte er sich selbst durch Augenschein, inwieweit sie Erweiterungen oder Umbauten bedürftig war.

Die einflußreiche parlamentarische Rolle M.s brachte es mit sich, daß Bismarck mit ihm laufende Fühlung zu unterhalten trachtete. M. war der Vertrauensmann des Reichskanzlers innerhalb der nationalliberalen Partei, die ja aus sehr disparaten Elementen bestand, und in der er jedenfalls die besonnenste und realpolitischen Erwägungen am meisten zugängliche Richtung repräsentierte. Der Lasker'sche Doktrinarismus erschien ihm als ein Unglück für seine Partei, und stets war er bestrebt, diese zu verständnisvollem Eingehen auf die Intentionen der Regierung zu bewegen, so 1874 in der Frage des Reichsmilitärgesetzes. Als damals die Regierung das Äternat verlangte, während die Linke auf jährlicher Bewilligung bestand, entschied sich die nationalliberale Partei für eine gesetzliche Festlegung der Präsenzstärke und der Zahl der Heeresabteilungen auf sieben Jahre. M. war es, der diesen Beschluß seiner Fraktion betreffend das Septennat Bismarck überbrachte und ihn dafür geneigt zu stimmen wußte. Vom Kulturkampfe versprach er sich freilich nicht viel; hier vermochte er dem Lenker der Schicksale des Reiches nicht zu folgen. In dieser Frage trennte er sich vollständig von seiner Partei.

Im Herbste 1876 wieder als Oberbürgermeister nach Osnabrück übergesiedelt, schied M. im folgenden Jahre aus dem Reichstage aus; nur den Sitz im Abgeordnetenhause behielt er noch. 1880 wurde er zum Oberbürgermeister von Frankfurt gewählt; infolge Präsentation seitens dieser Stadt wurde er 1882 in das Herrenhaus berufen. In diesen Zeitraum fällt die Abkehr Bismarcks von der nationalliberalen Partei und deren Verdrängung aus der Vorherrschaft im Parlamente. M. stand der Wendung der Zoll- und Wirtschaftspolitik Bismarcks keineswegs ablehnend gegenüber. »In der Zolltarifreform vom Jahre 1879«, so ließ er sich selbst darüber hören, »trat ich nicht so sehr hervor als Varnbüler. Ich war niemals ein fanatischer Freihändler noch ein enragierter Schutzzöllner, war aber überzeugt, daß die heimische Industrie einen gewissen Schutz nicht entbehren könne. Seinen klaren Blick hat Bismarck auch darin gezeigt, daß er die Bedeutung der Landwirtschaft für den Staat richtig erkannt, und hieraus seine Konsequenzen gezogen hat«. Wenig sympathisch war ihm das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie und die Praxis seiner Durchführung. Wenigstens versicherte Lasker, daß sich mit anderen Nationalliberalen auch M. darüber entrüstet habe, daß die Handhabung des Sozialistengesetzes den Voraussetzungen widerspräche, unter denen die Partei der Vorlage dereinst zugestimmt habe. Er bemühte sich, die Verhängung des »kleinen Belagerungszustandes« über Frankfurt a. M. zu verhindern. Als ihm das nicht gelang, suchte er wenigstens die Praxis der Ausweisungen aus Frankfurt milder zu gestalten. Was ihn dazu veranlaßte, das war, wie er selbst sagte, das »menschlich-liberale Denken«. Für die Ver-

staatlichung der Eisenbahnen verwandte er sich ganz entschieden. Er sprach im Abgeordnetenhause dafür mit so großem Nachdrucke und Eindrucke, daß Maybach bei der Einbringung der Vorlage erklärte: »Nun brauche ich nicht auch noch zu sprechen.« Er setzte Bismarck, der anfangs Reichseisenbahnen wollte, auseinander, daß dieses Projekt keine Aussicht auf Realisierung habe, daß man vielmehr in Preußen mit der Verstaatlichung vorgehen müsse. Auch die Frage der sogenannten »Garantien«, die bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen beschlossen wurden, nahm er im wesentlichen als »sein Werk« in Anspruch; doch beklagte er sich, daß sie nicht so durchgeführt worden seien, als es in seinen Intentionen gelegen habe.

So stimmte M. mit der Wirtschafts- und Verkehrspolitik Bismarcks seit dem Ausgange der siebziger Jahre überein, nicht minder mit der Sozialpolitik im Sinne der kaiserlichen Botschaft von 1881. Auch die Beseitigung des Kulturkampfes fand seinen Beifall; er nahm daran im Herrenhause tätigen Anteil. Indem er sich also mit den Grundzügen der neuen Politik Bismarcks eins wußte, mußte ihn die zwischen dem Kanzler und den Nationalliberalen eingetretene Entfremdung schmerzlich berühren. Er war ja kein Mann der starren und unfruchtbaren Negation, sondern stets war sein Geist so sehr auf positives Wirken und Schaffen gerichtet, daß ihn Windthorst schon in den siebziger Jahren nicht so wohl als einen Mann der Linken, wie viel mehr als einen konservativen Realpolitiker bezeichnen konnte. So meinte er denn, alles daran setzen zu müssen, daß ein Ausgleich zwischen seiner Partei und Bismarck erfolgte, oder mit anderen Worten, daß seine Partei wieder regierungsfähig würde. Das suchte er durch das sogenannte »Heidelberger Programm« von 1884 zu bewirken, dessen Vater er war. Es gipfelte in den Forderungen der Kräftigung des Reiches, der Erhaltung einer starken deutschen Heeresmacht, einer Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen, eine Erhöhung der Börsen- und Branntweinsteuer, einer zweckmäßigen Regelung der Zuckersteuer und endlich einer erfolgreichen Hebung der ungünstigen Lage der deutschen Landwirtschaft. Augenscheinlich stimmten diese Ziele durchaus mit den Problemen und Bedürfnissen der Zeit überein, und ihre Verwirklichung war die Aufgabe der inneren Politik der nächstfolgenden Jahre. Aber die Erwartungen, die M. auf dieses Programm setzte, haben sich nicht erfüllt, — daß es nämlich das Ferment einer großen nationalen Parteibildung werden und das alte Parteiwesen somit von Grund aus umgestalten werde. In der Enttäuschung, die ihm das Fehlschlagen dieser Hoffnung brachte, befestigte sich in ihm die Abneigung gegen die bisherigen Parteien, seine Überzeugung, daß sie, zumal der Liberalismus, abgewirtschaftet hätten. Bekannt ist sein etwas späterer, aber noch aus der Frankfurter Zeit stammender öffentlicher Ausspruch, daß die Parteien »alter Trödel« seien. Erst das Kartell von 1887 schien ihm ein verheißungsvoller Schritt auf der Bahn eines dauernden und erfolgreichen Zusammenschlusses der nationalen Elemente. Jetzt trat er, durchdrungen von dem Pflichtgefühl, daß alle brauchbaren Kräfte in den damaligen kritischen Zeiten sich dem Vaterlande widmen müßten, wieder in den Reichstag ein. Er hatte allerdings Bismarck davor gewarnt, den alten Reichstag wegen seines Widerstandes gegen die vorgeschlagene Erhöhung der Friedenspräsenzstärke aufzulösen und ihm geraten, sich mit der Bewilligung der geforderten Mittel auf eine kürzere Frist, als sieben Jahre, zu begnügen. Um so mehr freute er sich nachher, daß Bismarck besser als er »in der Volksseele zu lesen« verstanden hätte.

Wo es auch immer das nationale Interesse zu erheischen schien, setzte M. alle seine Kräfte ein. Er war einer der Mitbegründer des deutschen Kolonialvereins. In der konstituierenden Versammlung am 6. Dezember 1887 zu Frankfurt wies er als erster Vizepräsident darauf hin, daß »endlich eine neue Aufgabe gefunden sei, die alle Teile des Volkes zu gemeinsamer nationaler Mitarbeit wachrufe, die versöhnlich und veredelnd auf sie ei. irken müsse, da sie nicht vom Hasse der Parteien zersetzt sei«. In einzelnem hat er sich um die koloniale Sache mannigfache Verdienste erworben, so um die Förderung der Antisklavereibewegung und um die Emin-Pascha-Expedition. Daß freilich die Kolonialpolitik des Reiches eine bedeutende Stärkung der deutschen Seemacht zur Voraussetzung habe, hat er nie verkannt, und mit Wärme ist er daher später für die Flottenvermehrung eingetreten. Auch in der Ostmarkenfrage ging die Initiative von ihm zum guten Teile aus. Er war es, der dem Kanzler den Vorschlag des Hundert-Millionenfonds für die Ansiedlungen machte; er setzte Bismarck »die entscheidenden vier Punkte« auf, die sogleich dessen Genehmigung fanden. Als im April 1889 der Fürst Radziwill im Herrenhause gegen das Gesetz betreffend die deutschen Ansiedlungen in Posen und Westpreußen als gegen ein »Kampfesgesetz« sprach, verteidigte es M., indem er es vielmehr ein »Kulturgesetz« nannte; zugleich betont er die Notwendigkeit und Berechtigung, dasjenige Volkselement, auf dem sich das Staatswesen aufbaue, gegen die Angriffe und Expansionstendenzen einer nationalen Minderheit zu schützen. Allerdings warnte er davor, hier, wie in andern Fällen, alles von der Staatshülfe zu erwarten; immer nur ergänzend, so meinte er, könne diese eintreten; das Grundlegende müsse immer die Selbsthülfe bleiben.

Durch seine Tätigkeit als Oberbürgermeister in Frankfurt erwarb sich M. ungeteilte und einmütige Anerkennung bei der gesamten Bürgerschaft ohne Unterschied der Parteien. Als er sein Amt antrat, entwickelte er (am 3. März 1880) vor den Stadtverordneten sein kommunales Programm; er gab darin die feierliche Erklärung ab, er betrachte sich zum Stadtoberhaupte gewählt, »nicht als Politiker, sondern als Mann der Verwaltung, als Diener der Gemeinde«. So hat er sich auch in der Tat bewährt. Allen unnötigen Kompetenzkonflikten ging er sorgsam aus dem Wege. Hatten sich vorher in der Frankfurter Stadt-Verwaltung unerfreuliche Vorkommnisse abgespielt und scharfe Gegensätze bestanden, so gelang es seinem Takte und seiner Klugheit, Magistrat, Stadtverordnete und städtische Beamte mit dem Geiste einmütigen Zusammenarbeitens und strengsten Pflichtbewußtseins zu erfüllen. Bureaukratische Verknöcherung und Engherzigkeit waren ihm fremd. Mit Klarheit und Festigkeit begabt, selbst reich an schöpferischen Gedanken, versagte er sich keiner Anregung von Außen, die ihm Gutes zu bieten schien. So entfaltete er eine organisatorische Wirksamkeit ersten Ranges, seine Mitarbeiter zu verständnisvoller und eifriger Mitwirkung heranziehend. Zunächst galt es, die durch üble Vorgänge in Unordnung gebrachten Finanzen wiederherzustellen; der städtische Etat, die Rechnungsführung und -Kontrolle wurden verbessert, eine rationelle und sparsame Finanzwirtschaft geführt. Das Stiftungs-, Kranken- und Armenwesen wurde umgestaltet. Neue städtische Einrichtungen wurden geschaffen, so die Hafenanlage, das Lagerhaus, der Schlacht- und Viehhof, das neue Krankenhaus, die Wasserleitung usw.; dazu kamen zahlreiche Schulbauten, die neue Bauordnung und großartige Straßendurchbrüche. Neben diesen Leistungen auf dem finanziellen und administrativen Gebiete stehen solche

auf dem der Sozialpolitik: Förderung der Wohnungsbau-Bestrebungen und Bau von Beamtenwohnungen, Errichtung des gewerblichen Schiedsgerichtes, Aufhebung der Kommunalsteuer für die unteren Klassen der Steuerzahler, sowie des Schulgeldes in den Volksschulen; auch mit der Gründung einer Arbeitsvermittlungsstelle ging er um. Sein Werk ist die endliche und definitive Überführung Frankfurts aus dem republikanisch-reichsstädtischen Zustande zur modernen kommunalen Autonomie in Zugehörigkeit zur preußischen Monarchie. In mannigfacher Hinsicht ist auch die Frankfurter Wirksamkeit, wie vorher die in Osnabrück, für M.s späteres Ministerium vorbildlich geworden, so insbesondere in finanz- und sozialpolitischer Hinsicht. Hier machte er Erfahrungen, die er später als Minister verallgemeinern und verwerten konnte, und die vor allem der nachher durch ihn bewirkten Reform der Kommunalsteuer zugute kamen, so die Einsicht in die Notwendigkeit, dem kommunalen Budget direkte Steuerquellen zuzuführen, um der irrationellen Zuschlagwirtschaft ein Ende zu machen. — — —

Der Platz, auf dem er jetzt stand, und auf dem er sich so vortrefflich bewährte, war für M., wie wir bereits andeuteten, nur die Vorbereitungsschule für ein unendlich reicheres und weiteres Arbeitsgebiet. Befähigt und berufen zur Lösung von Aufgaben, wie sie ein großes Staatswesen an den echten Staatsmann stellt, sollte er jetzt in größeren Verhältnissen seine Kraft erproben und sich also einen unvergänglichen Namen in der Geschichte des preußischen Staates schaffen.

Das persönliche Vertrauen des Herrschers war es, das ihn zu so hervorragender Stellung berief. Wie hoch er in der Gunst des Monarchen stand, bezeugten die ungewöhnlichen Ehrungen, die ihm dieser bei einem Besuche in Frankfurt im Dezember 1889 erwies. Es wurde erzählt, der Kaiser habe zu ihm gesagt: »Sie sind mein Mann!« Im Anfange des nächsten Jahres wurde ihm das Oberpräsidium der Rheinprovinz angeboten; er lehnte es ab. Eben damals standen Personalveränderungen in den höchsten Stellungen von größter Tragweite bevor. Früher, als irgend ein Anderer, soll M. den Sturz Bismarcks vorausgesehen haben. Zur selben Zeit standen das Schicksal des Sozialistengesetzes und die angekündigte Aktion für den Arbeiterschutz im Vordergrunde des politischen Interesses. Was das erstere betrifft, so wissen wir, daß M. ihm von jeher wenig geneigt war, und sein Standpunkt in dieser Hinsicht hatte sich durchaus nicht geändert. Er soll es gewesen sein, der die Nationalliberalen zur Ablehnung von § 28, d. h. zur Aufhebung des »kleinen Belagerungszustandes«, bestimmte; da das Gesetz in dieser Form den Konservativen nicht mehr genügte, und da sie von der Regierung eine gegenteilige Weisung nicht erhielten, brachten sie es zu Falle (Januar 1890). Bei den Sitzungen des Staatsrates im Februar in Sachen des Arbeiterschutzes fungierte M. auf Grund königlicher Ernennung als Referent, — eine Aufgabe, bei der er seine glänzende staatsmännische Begabung im vollsten Umfange entfalten konnte. Als auf die Entlassung Bismarcks einige Monate später die seines treuen Gehülfen, des Finanzministers v. Scholz, folgte, war der Platz frei, der für M.s eigenartige Begabung der gegebene war; am 24. Juni 1890 wurde er zum preußischen Finanzminister ernannt.

Nur ungern sah die Frankfurter Bürgerschaft ihr treffliches Oberhaupt scheiden. Zahlreiche Ovationen wurden ihm bei seinem Abschiede zuteil; u. a. wurde ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen. Wie M. die Aufgabe auffaßte, die sein neues Amt an ihn stellte, brachte er in seiner Abschiedsrede beim

Festmahle der Stadt Frankfurt zum Ausdrucke: »Nicht als Parteimann, nicht als Vertreter einer einzelnen Partei kann ich diese Aufgabe lösen. Die Sache berührt gleichmäßig alle Parteien; es ist die Sache des ganzen Volkes. Um was handelt es sich denn? Darum handelt es sich, die Verteilung der Staatslasten gerechter zu gestalten, gleichmäßiger, als es unsere Gesetzgebung bisher getan hat. Darum handelt es sich, die Verschiebung der sozialen Verhältnisse, wie wir sie in den letzten zehn Jahren erlebt haben, mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu berücksichtigen und mit unserer Gesetzgebung in Einklang zu bringen. Ein solches Werk ist kein Parteiwerk; es ist ein Werk der sozialen Ausgleichung.« Nach dieser Richtschnur hat M. in der Folgezeit tatsächlich gehandelt. Seine Steuerreform trägt den Charakter eines Werkes der sozialen Ausgleichung, und über das Parteiinteresse hat er das Wohl der Gesamtheit gestellt. Wiewohl aus den Kreisen des liberalen Bürgertums, des städtischen Erwerbs- und Wirtschaftslebens, aus dem industriereichen Westen hervorgegangen, hat er gleichmäßig allen Berufsklassen, allen Teilen der Monarchie, kurz dem Staatsganzen zu dienen getrachtet. Die parteipolitischen Hoffnungen, die anfangs von manchen Seiten auf ihn gesetzt wurden, hat er dadurch freilich bitter enttäuscht, sodaß ihm oft genug Verläugnung seiner Vergangenheit vorgeworfen wurde. Er ließ sich dadurch nicht beirren; er sah ein, daß in Preußen das Kabinet nicht einfach nur der Ausschuß und das ausführende Organ einer bestimmten Partei oder sozialen Gruppe sein dürfe, daß das Ministerium, sowohl als Ganzes als auch seine einzelnen Mitglieder, über den Parteien, ihren Interessen und Doktrinen, stehen müsse. Selbst wenn man leugnen wollte, daß er dieses Ziel immer erreicht habe, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß er ihm mit redlichem Willen und besten Kräften zugestrebt hat.

Äußerlich war die Lage der preußischen Finanzen bei seinem Amtsantritte eine geradezu glänzende. Auf die Periode der Defizitjahre von 1878/79 bis 1885/86 war unter M.s Vorgängern eine Reihe von Überschußjahren gefolgt, deren Höhe das Rechnungsjahr 1889/90 mit einem Überschusse von mehr als 100 Millionen bildete. Trotzdem sah der neue Finanzminister der Zukunft nicht ohne schwere Bedenken entgegen. Schon als er seinen ersten Etat vorlegte, sah er sich genötigt, für die Folgezeit zur Vorsicht zu mahnen. Wohl schloß die Rechnung für sein erstes Amtsjahr (1890/91) noch mit einem Plus von 13 Millionen Mark ab; schon die für 1891/92 jedoch ergab bei aller Sparsamkeit, die geübt wurde, einen Fehlbetrag von über 40 Millionen. In den nächsten drei Jahren wiederholte sich das Defizit, allerdings beständig sich mindernd (1894/95 : 8 Millionen). Die Schuld daran trug teils die Erhöhung des Staatsbedarfes, zumal für das Schulwesen, sowie für die Aufbesserung der Gehälter und Pensionen, nicht minder für das Reliktenwesen, weiterhin der Rückgang in dem Ertrage der Überschußverwaltungen, zumal der Eisenbahnen, endlich vor allem die dem Staatsinteresse zuwiderlaufende Verquickung der Landesfinanzen mit den Reichsfinanzen, wie sie im Systeme der Matrikularbeiträge einerseits Überweisungen und der aus dem Ertrage der Reichsfinanzen an die Einzelstaaten kraft der Franckensteinschen Klausel im Zusammenhange mit dem Tabaksteuer- und Zolltarifgesetze von 1879, d. h. den sog. Matrikelanteilen, andererseits zum Ausdruck gelangte. In den achtziger Jahren überwogen diese Überweisungen vom Reiche an die Einzelstaaten bei weitem die Matrikularbeiträge, welche diese an jenes zu zahlen hatten; 1891/92 betrug dieses Plus an baren Zuwendungen vom Reiche an Preußen

ca. 57 Millionen. Dadurch aber waren die Landesfinanzen in eine drückende Abhängigkeit vom Reiche gebracht, und als infolge der enormen Steigerung des Reichsbedarfes durch die Heeresvermehrung von 1893 die Zahlungen des Reiches nicht allein aufhörten, vielmehr die Einzelstaaten ihrerseits bare Zuschüsse an das Reich leisten mußten, indem die nunmehr bedeutend wachsenden Matrikularbeiträge die Matrikelanteile überstiegen, erfuhren die Landesfinanzen überall, auch in Preußen, eine starke Erschütterung.

Außer der Sorge für die Wiederherstellung und Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Einnahme und Ausgabe, sowie für die damit zusammenhängende Regelung des finanziellen Verhältnisses zum Reiche harrten noch verschiedene andere Aufgaben ihrer Lösung durch M. Nach dem Abgange Camphausens hatte das preußische Finanzministerium die selbständige und zentrale Stellung verloren, die es vorher innegehabt hatte; es war zu einem dienenden Organe der Bismarckschen Gesamtpolitik geworden. Das kam in einer Hinsicht vornehmlich zum Ausdrucke. Bismarck maß den direkten Steuern im Verhältnisse zu den indirekten Abgaben einen relativ geringen Wert bei; er legte allen Nachdruck auf die Ausbildung des Systems der zur Reichskompetenz gehörigen indirekten Steuern. Gerade das direkte Steuerwesen aber beruhte in Preußen auf längst veralteten Grundlagen, die bis in das Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen zurückreichten; trotz mancher Anläufe war es zu einer steuertechnisch und steuerpolitisch durchgreifenden Reform noch nicht gekommen. Jetzt aber war die Bahn für eine solche frei geworden, und niemand konnte für ihre Durchführung geeigneter erscheinen als M., der bereits als Frankfurter Oberbürgermeister in einer Sitzung des Herrenhauses vom 1. April 1889 ein vollkommenes, den modernen Forderungen entsprechendes steuerpolitisches Programm entwickelt hatte. Er hatte darin die Überweisung der Grund- und Gebäudesteuer seitens des Staates an die Kommunalverbände gefordert. Den daraus dem Staate entstehenden Ausfall an Einnahmen wollte er durch eine gerechte Verteilung und Heranziehung der einzelnen Klassen der Bevölkerung zur Einkommensteuer je nach ihrem Vermögen gedeckt wissen. Indem er die Rückständigkeit des Systems der direkten Besteuerung in Preußen einer scharfen Kritik unterzog, hatte er darauf hingewiesen, daß mit der Frage der Überweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die kommunalen Verbände alle anderen aktuellen Probleme der Steuerpolitik zusammenhingen, so die Reform der Besteuerung des mobilen Kapitals, das Verhältnis zwischen fundiertem und nicht fundiertem Einkommen, die Entlastung des Grundbesitzes gegenüber dem mobilen Kapitale. Er schloß damit, daß eine organische Steuerreform dringend notwendig sei, und daß sich selbst die besitzenden Klassen, die von ihr am meisten zu leiden hätten, gern fügen würden: »Diese günstige Stimmung liegt vor allem in unserm deutschen Gerechtigkeitsgefühl. Man beschwert sich nicht so sehr über hohe Steuern, wenn man sie nur gerecht findet, wohl aber, wenn sie ungleich sind.«

Den hier angedeuteten Grundsätzen gemäß ging M. sofort nach seinem Amtsantritte an die Reform der direkten Steuern. Zwar waren bei den mannigfachen Reformversuchen der früheren Zeit Entwürfe und Pläne im Ministerium, namentlich aus der Amtszeit seines Vorgängers, vorhanden; sie haben jedoch auf die große Reform von 1890 keinen nennenswerten Einfluß gehabt; sie ist in der Tat eine Schöpfung des M.schen Geistes. Schon nach wenigen Monaten konnte er die Entwürfe eines Einkommensteuergesetzes, fernerhin

eines Gewerbesteuergesetzes und einer Novelle zum Erbschafts-Steuergesetze vorlegen. Der Zweck der letzten dieser drei Vorlagen war eine stärkere Belastung des fundierten Einkommens im Verhältnisse zum unfundierten; nur die beiden ersten wurden jedoch (24. Juni 1891) Gesetz. Das Gewerbesteuergesetz trug dem Postulate der sozialen Gerechtigkeit insofern Rechnung, als der große Gewerbebetrieb am relativ höchsten belastet, der Kleinbetrieb für ganz steuerfrei erklärt wurde. Im Mittelpunkte der gesamten Steuerreform aber stand das neue Einkommensteuergesetz; es ist steuerpolitisch und steuertechnisch deren vollkommenster Bestandteil. Allerdings nicht ganz nach den Intentionen M.s gestaltete sich das Ergebnis. Gegen seine ursprüngliche Fassung wurde dem Entwurfe durch Beschluß des Gesamtministeriums ein Passus zugefügt, demzufolge auch das Einkommen der Aktiengesellschaften zur Steuer herangezogen wurde, falls es mehr als $3^1/_2$ % des Aktienkapitals betrug. Es sollte dadurch das im Lande angelegte fremde Kapital der Steuer unterworfen werden; aber andererseits wurde dadurch für das einheimische Kapital eine Doppelbesteuerung festgesetzt. Im Abgeordnetenhause fand man vor allem, daß die höheren und höchsten Einkommen in der Vorlage viel zu günstig behandelt würden. Ihr zufolge sollte die Progression schon mit 3% und bei 10 000 Mark ihr Ende haben. Demgegenüber wurde nach schweren Kämpfen zwischen der ersten und der zweiten Kammer erreicht, daß für die Einkommen bis 100 000 Mark der Steuerfuß noch bis 4% ansteigen solle. Eine weitergehende Erhöhung des Maximums bis 5% bei den höchsten Einkommen drang nicht durch und ist noch jetzt eines der wichtigsten steuerpolitischen Postulate für die Weiterbildung des M.schen Werkes. Die Feststellung eines steuerfreien Existenzminimums, der Deklarationspflicht für die Einkommen von mehr als 3000 Mark, sowie von Bestimmungen behufs Berücksichtigung der individuellen Leistungsfähigkeit bei den mittleren Einkommen waren weitere Fortschritte auf der Grundlage der Prinzipien der Gerechtigkeit und der technischen Vervollkommnung. Der Erfolg des Gesetzes war der beste Beweis seiner Trefflichkeit. Bei der alten Klassen- und Einkommensteuer betrugen die Veranlagungsergebnisse 1891/92 88 Millionen Mark, bei der neuen Einkommensteuer für 1892/93 schon 124 Millionen; für 1902 stiegen sie dann weiter bis 189 Millionen. Preußen war nunmehr der Staat, der sich der besten Ordnung des Steuerwesens erfreute, und sein Beispiel ward innerhalb wie außerhalb Deutschlands in den nächsten Jahren vielfach nachgeahmt.

Mit der Regelung der Einkommensteuer war der wichtigste Gegenstand der Steuerreform erledigt; es galt jetzt nur noch, sie zum endgültigen Abschlusse zu bringen. Das Problem, um das es sich dabei handelte, war ein doppeltes: zunächst die Verteilung der einzelnen Arten der direkten Steuern zwischen Staat und Kommunalverbänden, sowie das Verhältnis zwischen fundiertem und unfundiertem Einkommen. Ende 1892 wurden demgemäß drei weitere Gesetzentwürfe dem Landtage vorgelegt, begleitet von einer Denkschrift, die M. zum Teile selbst verfaßt hatte »und aus welcher der streng logische Aufbau der Reform in voller Schärfe ersichtlich war«. Der erste forderte den Verzicht des Staates auf die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer. Sie sollten, so wollte die zweite Vorlage, den Kommunalverbänden überwiesen werden, denen sie außerdem noch weitere Mittel zur Deckung ihres Bedarfes in bestimmter Reihenfolge zur Verfügung stellte: zunächst den Ertrag aus gewerblichen Unternehmungen, weiterhin Gebühren und Beiträge; endlich sowohl gewisse indirekte Steuern als auch solche direkter Natur,

nämlich aus dem Grundbesitze, dem Gewerbebetriebe und dem Einkommen. Eben daher wurden durch das neue Kommunalabgaben-Gesetz die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer den Gemeinden überwiesen; diese sollten fortan in den Mittelpunkt der kommunalen Besteuerung rücken, und zwar wurde ihre Veranlagung als zur Gemeindekompetenz gehörig erklärt. Die Personalsteuer sollte dagegen in der Form von Zuschlägen zur Staatseinkommensteuer erhoben werden; um deren übermäßige Steigerung zu verhüten, waren ausführliche Vorschriften betreffend die Verteilung des Bedarfes an direkten Steuern auf die Personal- und Realsteuern vorgesehen. Durch die Preisgabe der Realsteuern erlitten die staatlichen Einnahmen allerdings einen beträchtlichen Ausfall; zu seinem Ausgleiche waren vor allem der Mehrertrag der neuen Einkommensteuer und der dritte Gesetzesentwurf von 1892 bestimmt. Sein Inhalt nämlich bestand in der Einführung einer sog. Ergänzungssteuer, d. h. einer Steuer von $^1/_2\,^0/_{00}$ für alle Vermögen über 6000 Mark. Auch dafür war die Deklarationspflicht verlangt; dagegen hatte M. hier von der Progression des Steuerfußes Abstand genommen, um nicht dem voraussichtlichen Widerstande gegen diese neue Steuer noch mehr Angriffspunkte zu bieten.

Je nach dem Standpunkte der Parteien war die Aufnahme der drei Vorlagen eine verschiedene. Die Liberalen erklärten in der Aufhebung der Grundsteuer ein Geschenk an die Gutsbesitzer und verwarfen sie daher als allzu agrarierfreundlich. Selbst der erst vor kurzem zurückgetretene Minister Herrfurth erklärte die Reform im Abgeordnetenhause für allzu agrarisch-fiskalisch und daher als eine *reformatio in pejus*. Die geringsten Sympathieen fand die Vermögenssteuer; sie wurde geradezu zu einer Art von »Vermögenskonfiskation« gestempelt. Noch schärfer wurde der Kampf um die Steuerreform, als sich mit ihm die Frage der Wahlreform verknüpfte. Infolge der durch die Steuerreform zu erwartenden Verschiebungen hinsichtlich der Zensuswahlen schien eine Änderung des Verfahrens bei den Kommunalwahlen und bei den Wahlen zum Landtage unerläßlich; Anfang 1893 ging ein darauf bezüglicher Entwurf dem Abgeordnetenhause zu; am 13. März wurde er mit gewissen, durch Kommissionsbeschluß festgestellten Modifikationen durch die Stimmen des Zentrums und der Konservativen gegen die Linke und die Mittelparteien in zweiter Lesung angenommen. In diesen Modifikationen erblickten die Nationalliberalen eine Preisgebung der rheinischen Kommunen an das Zentrum, und zwar wurde behauptet, daß M. dieses Kompromiß zwischen Zentrum und Konservativen zustande gebracht habe, um seinen Steuergesetzen die Zustimmung des Zentrums zu sichern. Das sei aber, wurde hinzugefügt, um so zweckloser und weniger gerechtfertigt, als deren Annahme auch ohne das Zentrum durch die Konservativen und Mittelparteien bereits gesichert sei. Die Nationalliberalen behielten die Oberhand. Im Herrenhause erhielt (2. Mai) das Wahlgesetz eine Gestalt, derzufolge es für die Mittelparteien annehmbar wurde, und in dieser Form wurde es am 31. Mai von diesen und den Konservativen gegen das Zentrum im Abgeordnetenhause endgültig beschlossen.

So vollzog sich die Durchbringung der neuen Steuervorlagen nicht ohne heftige parlamentarische Kämpfe. Aber der Erfolg war auf M.s Seite. Im Laufe des Sommers 1893 wurden alle drei Entwürfe, der über die Ergänzungssteuer allerdings unter Ablehnung der Deklarationspflicht, durch das Zusammenwirken der Mittelparteien mit den Konservativen genehmigt und Gesetz. Man darf sagen, daß sich die neuen Gesetze in der Praxis bewährten: die Ergänzungssteuer brachte in den drei Jahren von 1896/97 bis 1898/99 durchschnittlich

31,6 Millionen Ertrag; durch das Kommunalsteuergesetz ist die kommunale Steuerlast gerechter und zweckmäßiger verteilt worden. Gewissermaßen als Nachträge und Ergänzungen zur Steuerreform der Jahre 1891 bis 1893 stellen sich die Novelle zum Erbschaftssteuergesetze und das Stempelsteuergesetz dar, beide vom 31. Juli 1895. Durch das zweite sollte sowohl eine gerechtere Verteilung, als auch eine Erhöhung des Ertrages erzielt werden, und in der Tat ist dieser in den vier Jahren von 1895/96 (ca. 23 Mill.) bis 1898/99 (ca. 34½ Mill.) fast um die Hälfte gewachsen. Die gesetzlichen Bestimmungen über das kommunale Steuerwesen wurden durch das viel angefeindete Gesetz über die Warenhaussteuer (vom 18. Juli 1900) ergänzt, deren Erträgnisse den Gemeinden zufließen.

Erreichte M. bei seiner Steuerreform das ihm vorschwebende Ziel, so blieb sein Streben nach einer festen Abgrenzung der Staatsfinanzen gegen die Reichsfinanzen ohne Erfolg. Als 1893/94 die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten um mehr als 30 Millionen (für Preußen um ca. 20 Mill.) die Matrikelanteile überstiegen, schien die Reichsfinanzreform keinen längeren Aufschub mehr zu dulden. Im Sommer 1893 fand eine Konferenz der deutschen Finanzminister in Frankfurt a. M. statt, an die sich weitere Verhandlungen zwischen den Einzelstaaten knüpften. Ihr Ergebnis liegt vor in einer Denkschrift der verbündeten Regierungen vom 23. November 1893, in der die Matrikularbeiträge und die Franckensteinsche Klausel einer scharfen Kritik unterworfen wurden; zugleich wurde ein Reformplan vorgelegt, der im wesentlichen das Werk M.s und des neuen Staatssekretärs des Reichsschatzamtes, des Grafen von Posadowsky, war. Da der Reichstag sowohl den Matrikularbeiträgen als auch der Franckensteinschen Klausel einen hohen politischen Wert beilegte, konnte man nicht deren völlige Beseitigung verlangen, sondern mußte sich darauf beschränken, ihre »Stabilisierung« zu beantragen. Beide sollten nämlich für die Zukunft in ein festes Verhältnis zueinander gebracht werden, und zwar durch Zusicherung einer jährlichen Rente von 40 Mill. an die Einzelstaaten seitens des Reiches in der Form eines Überschusses der Matrikelanteile über die Matrikularbeiträge. Um einen solchen Überschuß flüssig zu machen, mußten allerdings die Reichseinnahmen erhöht werden. Daher war der Reformplan von einer Anzahl von neuen Reichssteuern begleitet, — nämlich einer Tabakfabrikatsteuer, einer Weinsteuer, von Stempelsteuern auf Quittungen, Schecks, Giroanweisungen und Frachtbriefe, sowie einer Erhöhung der Sätze der Börsensteuer und des Stempels auf Lotterielose. Man erwartete daraus eine Steigerung der Reichseinnahmen um ca. 100 Mill.; 40 Mill. davon sollten, wie gesagt, an die Einzelstaaten abgeführt, der Rest zur Tilgung der Reichsschuld und zur Bildung eines Reservefonds verwendet werden; dieser sollte die Zahlung des 40 Millionen-Zuschusses auch für solche Jahre ermöglichen, in denen die Reichseinnahmen so gering wären, daß aus ihnen die genannten Zuschüsse an die Einzelstaaten nicht geleistet werden könnten.

Die Stimmung im Reichstage war für das Reformprojekt nicht gerade günstig. Am 29., 30. und 31. Januar 1894 fand die Beratung statt; es wurde von Posadowsky und M. verteidigt, fand aber nur bei der Rechten Unterstützung. Man wollte von neuen Steuern, und zumal von solchen indirekter Natur, nichts wissen. Auch die Idee des Reservefonds, des »Spartopfes«, wie man ironisch sagte, wurde verworfen; vor allem wollte man das »bißchen Budgetrecht« des Reichstages nicht geschmälert wissen: man wollte eben nicht

auf die schrankenlose Verfügung über die einzelstaatlichen Finanzen durch das Mittel der Festsetzung der Matrikularbeiträge verzichten; jedenfalls erschien dieses Verfahren für die Deckung des Reichsbedarfes bequemer als die Bewilligung neuer Reichssteuern. Nur die Erhöhung der Börsensteuer und des Stempels auf Lotterielose wurden angenommen; alles andere wies die aus Zentrum, Freisinn, Polen und Sozialdemokraten bestehende Mehrheit ab. Zum Ende des Jahres 1894 wurde die Reformvorlage zwar abermals in etwas modifizierter Form, nämlich unter Ausscheidung des 40 Millionen-Zuschusses, eingebracht, jedoch ohne besseren Erfolg. So dauerte denn die Abhängigkeit der preußischen Staatsfinanzen von der Finanzwirtschaft im Reiche fort, und es muß dahingestellt bleiben, ob die neuerdings auftretenden Versuche, denen wiederum der M.sche Plan, wenn auch in abgeschwächter Form, zugrunde liegt, hierin eine Änderung zu schaffen, glücklicher sein werden.

Nicht nur der Pflege der Einnahmequellen wandte M. seine Aufmerksamkeit zu, sondern auch der Regulierung des Finanzbedarfes. Bei seinem Amtsantritte wurde freilich, wie wir bemerkten, die Periode der Überschußjahre durch eine solche von Defizitjahren abgelöst. Daher galt es zuerst, die Ausgaben nach Möglichkeit zu beschränken, um das Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe einigermaßen zu mildern. Es gelang ihm nach langen Mühen und oft gegen heftigen Widerstand, eine sparsame Wirtschaft auf dem Gebiete der Eisenbahnverwaltung durchzusetzen. Durch die namentlich nach Maybachs Abgange erreichte stärkere Abhängigkeit vom Finanzministerium hoben sich sehr bald die Überschüsse der Eisenbahnen. In wenigen Jahren hat M. eine Erhöhung des Überschusses in diesem Etat von 304 auf 468 Millionen erzielt. Man hat ihn deshalb einer kurzsichtigen Fiskalität geziehen und ihn insbesondere getadelt, daß er in der ersten Hälfte seiner Amtszeit allzu wenig gebaut habe, — eine Unterlassungssünde, die sich später durch um so größere Kosten gerächt habe. Dagegen ist zu erwägen, daß eben im Anfange der neunziger Jahre die größte Sparsamkeit geboten war, und daß mit dem Wachstume der Einnahme später auch ein solches der Ausgabe wieder möglich wurde. Und während M. bei Beginn seiner Wirksamkeit keine Reserven zur Verfügung standen, hat er, als sich die Finanzlage des Staates besserte, Reserven geschaffen, die bei der Wiederkehr ungünstiger Zeiten seine Nachfolger in den Stand setzen, für Bedürfnisse zu sorgen, für die sonst eine Kostendeckung schwerlich vorhanden wäre.

Als sich seit 1895/96 dank M.s einsichtiger Finanzpolitik wieder Überschüsse in der Höhe von 80 bis 100 Millionen einstellten, durfte dem Staatsbedarfe wieder ein größerer Spielraum eröffnet werden. Die in Stocken geratene Aufbesserung der Beamtengehälter konnte zum Abschlusse gebracht werden; dazu kamen das Lehrer-, das Pfarrerbesoldungsgesetz, die Erhöhung der Witwen- und Waisengelder u. a. m. Immerhin stand jetzt die Versuchung nahe, der günstigen Lage der Dinge vertrauend, die Ausgabe übermäßig zu steigern oder gar diese Erhöhung so festzulegen, daß bei einem neuen Sinken der Einnahmen die Deckung des Bedarfes Schwierigkeiten machen mußte. Dieser Gefahr mußte vorgebeugt, der Finanzbedarf mußte so reguliert werden, daß einer empfindlichen und dauernden Störung im Verhältnisse von Einnahme und Ausgabe vorgebeugt würde.

Durch eine Reihe von Mitteln suchte M. das zu bewirken. Am liebsten wäre ihm die Schaffung eines Ausgleichsfonds bei der Eisenbahnverwaltung gewesen. Da er damit nicht durchdrang, behalf er sich anderweitig, und zwar

zunächst durch Festlegung beträchtlicher Summen zur Schuldentilgung (durch das Gesetz vom 1. März 1897), fernerhin durch eine möglichst vorsichtige Veranschlagung der Einnahmen, sowie endlich durch möglichst große Belastung des Extraordinariums unter tunlichster Beschränkung des Ordinariums, um das Steigen der dauernden Ausgaben zu verhindern. So ist unter M. das Extraordinarium von 2,5 % der gesamten Staatsausgabe (1890/91: ca. 43 Mill.) auf 8,2 % (1901: ca. 217 Mill.) gewachsen. In den letzten Jahren seines Ministeriums wurde das Extraordinarium nicht mehr nach dem Bedarfe des laufenden Jahres bemessen, sondern es wurde absichtlich höher dotiert, um auf diese Weise Reservefonds für künftige schlechtere Zeiten bereitzustellen. Es darf in diesem Zusammenhange auch der durch ihn bewirkten Verminderung der Ausgabe infolge des Gesetzes vom 23. Dez. 1896 über die Konvertierung der vierprozentigen Staatsschuld in eine 3½prozentige gedacht werden. Diese Maßregel war eine Folge des allgemeinen Sinkens des Zinsfußes in dieser Zeit. Von dem Rechte, die bare Zurückzahlung zu verlangen, machten nur 22 Staatsgläubiger mit einem Betrage von nur 52200 Mark Gebrauch; alle übrigen unterwarfen sich der Zinsreduktion. Es wurde dadurch die jährliche Zinslast des Staates um 12,7 Mill. Mark vermindert. Dem Verlangen nach einer weiteren Herabsetzung des Zinses auf 3 % widersetzte er sich, und zwar mit Recht, da sich der Kredit bald nachher mit der steigenden Konjunktur in der Industrie wieder verteuerte; ohnehin wurde eben durch diesen Umschwung ein Rückgang des Kurses der Staatsanleihen bewirkt, wodurch die Vorteile der Konvertierung zum Teil wieder verloren gingen.

Die Konsolidation der preußischen Staatsfinanzen ist somit M.s Werk, das seinen Namen in der preußischen Verwaltungsgeschichte unsterblich macht. Einen glänzenden Aufschwung nahm das preußische Finanzwesen unter seiner Leitung. Die Einnahmen haben sich unter ihm enorm gehoben, und nicht nur durch das Mittel der Steuerreform; auch die Verwaltungseinnahme ist unter ihm um 64 % gestiegen. Damit war verbunden ein Anschwellen der Ausgabe, und zwar nicht zum mindesten auf den Gebieten der Kulturtätigkeit und der sozialen Wirksamkeit des Staates. Für die Jahre von 1890 bis 1899 erhöhte sich die Verwaltungsausgabe um 177 Mill. Mark oder fast 50 %; der größte Anteil daran fällt auf das Kultusministerium, sodaß man durchaus nicht sagen kann, daß unter M. die idealen Kulturzwecke des Staates vernachlässigt worden seien. Er hat die allgemeine Besoldungsaufbesserung im großen Stile weitergeführt, und Mittel zum Bau von Dienstwohnungen oder billigen Mietswohnungen für kleine Beamte und Arbeiter in reichem Maße zur Verfügung gestellt. Gerade hierin tritt der seiner Amtsführung eigene Zug sozialpolitischer Fürsorge zutage. Die Erhaltung des Mittelstandes lag ihm besonders am Herzen; ebensowenig verschloß er seine Augen der im Verhältnisse zu anderen Berufsklassen schwierigen Lage der Landwirtschaft. Lasker hatte das Wort gesprochen, daß sich die Gesetzgebung seit einem Menschenalter nur mit der Industrie und dem Handel beschäftigt habe; M. fügte ergänzend hinzu, nunmehr sei es Zeit, vornehmlich den Interessen der Landwirtschaft zu dienen. Noch kurz vor seinem Tode äußerte er sich dahin, Deutschland sei noch nicht Industriestaat genug, um seine Landwirtschaft über Bord werfen zu können; es sei aber auch nicht Agrikulturstaat genug, um auf Handelsverträge für die Industrie verzichten zu können; dem Abschlusse solcher aber stehe eine Erhöhung der Agrarzölle nicht im Wege. Es war der oberste Grundsatz seiner inneren Politik, zwischen Osten und

Westen, zwischen den großen wirtschaftlichen Gegensätzen innerhalb der Monarchie, nämlich zwischen Landwirtschaft und Industrie, so zu vermitteln, daß jene lebensfähig bleibe, diese in ihrer Entwickelung nicht gehemmt würde. Was er dafür in seinem speziellen Ressort tun konnte, hat er mit redlichem Bemühen getan. Für die Förderung des Genossenschaftswesens und des Personalkredits für die Mittelklassen überhaupt, um ihrer Verschuldung vorzubeugen, ist er tatkräftig eingetreten, so vor allem durch die Begründung der Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse (durch das Gesetz vom 31. Juli 1895), nicht minder durch die Gewährung von Staatskredit für die innere Kolonisation und Rentengutbildung, weiterhin für landwirtschaftliche Meliorationen, für den Ausbau des Kleinbahnnetzes im Osten. Unter ihm wuchs der Etat des Landwirtschaftsministeriums um mehr als das Doppelte (von 17,8 auf 37,5 Mill.). Und auf dasselbe Ziel lief seine Steuerreform hinaus, die durch die Aufhebung der Grund- und Gebäudesteuer den ländlichen Grundbesitz entlastete. Ebenso hat er im Reiche für eine der Landwirtschaft günstigere Gestaltung der Zucker- und Branntweinsteuer gewirkt, wie auch eine mäßige Erhöhung der Agrarzölle in seinen Intentionen lag. — —

Damit sind wir beim Übergange von M.s spezieller Ressorttätigkeit zu seiner allgemeinen politischen Wirksamkeit als Minister angelangt. Ihr Grundgedanke war die Politik der »mittleren« Linie, d. h. enger Zusammenschluß der Konservativen und des gemäßigten Liberalismus, also die Aufrechterhaltung des unter Bismarcks Ägide zustande gekommenen Kartells. Dabei vermied er vorsichtig alles, was dem Zentrum gerechten Grund zur Beschwerde geben konnte. Das Gesetz von 1891 über die Aufhebung des Sperrgelderfonds, das die letzten Reste des Kulturkampfes aus der Welt schaffte, die Beseitigung des Welfenfonds im folgenden Jahre gingen im wesentlichen von ihm aus. Im Kampfe um die Schule gab er die Grundsätze seiner liberalen Weltanschauung nicht Preis. Zwar stimmte M. im Ministerrate gegen den Zedlitzschen Volksschulgesetzes-Entwurf von 1892; er bestand aber nicht auf seiner Entlassung, sondern ließ die Vorlage, auch mit seiner Unterschrift versehen, an den Landtag gelangen, da man sich im Ministerium darüber von vornherein einig war, daß das Gesetz mit den Mittelparteien zustande kommen sollte. Durch seinen Abschied hätte er allen Einfluß auf das weitere Schicksal der Vorlage verloren; er hätte dadurch auch das noch unvollendete Werk der Finanzreform im Stiche gelassen. Als nun durch die Haltung des Grafen Zedlitz und Caprivis das Gesetz in einer dem Zentrum genehmen Fassung zustande zu kommen schien und sich darüber in den nicht klerikalen Kreisen des Volkes ein starker Entrüstungssturm erhob, wußte M. an maßgebender Stelle die Überzeugung zu befestigen, daß das Gesetz nur im Einvernehmen mit den Mittelparteien geschaffen werden dürfe. Am 18. März erklärte der Kaiser zum Schlusse einer Kronratssitzung, die Kundgebungen im Lande gegen die Vorlage dürften nicht unberücksichtigt bleiben. Damit war das Schicksal des Entwurfes entschieden: er wurde fallen gelassen; Caprivi und Zedlitz reichten ihre Demission ein; die des letzteren wurde angenommen. So hatte M. durch seine kluge Taktik, unbekümmert um die heftigen Anfeindungen, denen er sich selbst durch seine früheren Parteifreunde ausgesetzt sah, der Angelegenheit einen seinen Intentionen entsprechenden Ausgang zu geben verstanden.

Je länger M. in seinem Amte weilte, umsomehr wuchs sein Einfluß im Ministerrate und auf den Gang der gesamten inneren Politik Preußens. Mit Recht urteilte Treitschke über ihn, daß er »intellektuell betrachtet, das

tüchtigste Mitglied der Regierung sei«. Noch mehr als unter Caprivi, von dem ihn später erhebliche Meinungsdifferenzen trennten, trat seine Überlegenheit unter Hohenlohe hervor. Er hat dem Finanzministerium wieder jene zentrale Position verschafft, die den Nachfolgern Camphausens unter Bismarck verloren gegangen war. Alle Zweige der Staatsverwaltung zog er in die Sphäre seines Einflußes hinein. »Man kann sogar zweifelhaft sein«, so sagt ein Kenner, »ob die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister für ihr Ressort noch im ganzen Umfange bestand«. Durch das Komptabilitätsgesetz von 1898 wurde nicht nur das Verhältnis zwischen Landtag und Regierung bezüglich des Staatshaushaltes, sondern auch das der einzelnen Ressorts im Sinne der zentralen Stellung des Finanzministeriums geordnet; es brachte somit »nach der formal-rechtlichen Seite die M.sche Aktion zur besseren Sicherung der Staatsfinanzen zum Abschluß.« Seine Initiative und seine Ideen gaben dem Regierungssystem das eigentliche Gepräge. Er war der Träger der Ostmarkenpolitik, sowie der Politik zur »Sammlung« der staatserhaltenden Kräfte. Das war die Parole, die er für die Wahlen von 1898 ausgab; ganz zweifellos hat diese Politik ihre guten Früchte getragen und für eine längere Zeit ein gemeinschaftliches Wirken von Industrie und Landwirtschaft ermöglicht. Im Laufe der Zeit spitzten sich freilich die wirtschaftlichen Gegensätze so zu, daß selbst ein M. sie nicht mehr zu bemeistern vermochte. Schließlich fanden weder Landwirtschaft noch Industrie, daß er ihren Sonderinteressen genug diente; es wurde ihm von den Parteien nicht mehr das Vertrauen in dem Umfange wie bisher entgegengebracht, und dadurch wurde seine beherrschende Stellung mehr und mehr erschüttert.

M.s Laufbahn war sowohl an politischen Erfolgen als auch an äußeren Ehren bis dahin überreich gewesen. Im Jahre 1897 war er zum Ritter des schwarzen Adlerordens und damit in den erblichen Adelsstand erhoben worden. Beim Rücktritte Böttichers wurde er Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums; wie es heißt, lehnte er die weitere Nachfolge Böttichers, nämlich die Stellvertretung des Reichskanzlers und das Reichsamt des Innern, in Rücksicht auf Alter und Gesundheit, sowie auf das ihm ans Herz gewachsene Finanzressort ab. Im vollen Einverständnisse mit Hohenlohe erfolgte diese Regelung, und solange dieser an der Spitze stand, blieb M. die Seele des preußischen Staatsministeriums. In die letzte Zeit Hohenlohes (April 1899) fallen die parlamentarischen Verhandlungen über die Kanalvorlage. Schon Jahre lang vorher hatte M. an maßgebendem Orte die Einbringung des Kanalprojektes verhindert, da ihm der Stand der Finanzen dafür nicht angetan schien. Auch sah er die Gegnerschaft der Konservativen voraus und war überzeugt, daß, falls der Kanal abgelehnt würde, beim starken Eintreten des Monarchen für den Kanal das Ansehen der Krone leiden würde. Eine Auflösung des Abgeordnetenhauses wollte er auf jeden Fall vermieden wissen; denn sie hätte einen vollständigen Bruch mit der konservativen Partei bedeutet, auf die er sich ja bis dahin vornehmlich gestützt hatte. Bei der Unfähigkeit der Liberalen, eine ausschlaggebende Regierungspartei zu bilden, hätte der Bruch mit den Konservativen lediglich dazu geführt, dem Zentrum in Preußen dieselbe Stellung zuzuweisen, wie im Reiche, und das wollte M. unter allen Umständen verhindern. Er mußte also suchen, die Konservativen zu gewinnen; das war freilich um so schwieriger, als die ganze Frage allmählich aus einer rein wirtschaftlichen eine hochpolitische wurde. Immerhin schien sich ihm dafür mehr Aussicht zu bieten, wenn er das für und wider unbe-

fangen erörterte, als wenn er das Projekt von vornherein als in allen Punkten einwandfrei hinstellte. Demgemäß richtete er sein Auftreten im Abgeordnetenhause ein, und so konnte denn Graf Kanitz am Schlusse der Generaldebatte sagen, man wisse nicht, ob M. für oder gegen die Vorlage gesprochen habe, — eine Äußerung, die wohl durch die gekennzeichnete Art und Weise M.s in der Behandlung der Kanalfrage veranlaßt, vor allem aber durch den Wunsch des Grafen diktiert war, den Kanal zu Falle zu bringen. Von allen Gegnern und von Solchen, die seine Erbschaft antreten wollten, wurde gerade dieser Ausspruch gegen den Minister ausgenützt. Es wurde behauptet, das Staatsministerium sei keineswegs einig, namentlich sei M. im Herzen ein Gegner des Kanals. Allen noch so bestimmten Dementis zum Trotze erhielten sich die Gerüchte; augenscheinlich waren sie bestimmt und geeignet, M.s Stellung zu untergraben. Am 17. August wurde die Kanalvorlage in zweiter, zwei Tage später in dritter Lesung abgelehnt. Ein Kompromißantrag (Albers) des Zentrums, zwar nicht den Mittellandkanal, wohl aber den Dortmund-Rheinkanal zu bewilligen, blieb erfolglos; ausdrücklich hatte M. vorher erklärt, selbst wenn die letztere Teilstrecke technisch ausführbar sei, was keineswegs sicher sei, werde sie doch nicht gebaut werden, da die Regierung auf der ganzen Strecke bestehen müsse. Nach der Dortmunder Rede vom 11. August, in welcher der Monarch seine ganze Autorität für das Kanalprojekt eingesetzt hatte, war dieser Ausgang ein schwerer Schlag für die Regierung. Man hat es versucht, die Verantwortung dafür einem Mangel M.s an Energie und Geschicklichkeit der parlamentarischen Taktik zuzuschreiben und ihm insbesondere seine abweisende Haltung gegen den Antrag Albers zur Last gelegt; dabei übersieht man, daß ja auch in der Dortmunder Rede der Hauptnachdruck auf die »Verbindung mit dem großen Mittellandkanal« gelegt war, so daß es zweifelhaft sein kann, ob das Angebot des Teilkanals genügte.

In der Presse begann jetzt, und zwar so gut wie ausnahmslos aller Parteien, eine scharfe Kampagne gegen M. Es wurde in ihr von einem Gegensatze zwischen Hohenlohe und M. gesprochen, insofern, als sich jener für, dieser im Interesse der Konservativen gegen die Auflösung des Abgeordnetenhauses ausgesprochen habe; offiziös wurden allerdings diese Nachrichten energisch dementiert; in der Presse der Linken, die den Bruch der Regierung mit den Konservativen wünschte, wurde M. gleichwohl eben deshalb stark mitgenommen. Einige Wochen darauf wurden mehrere Verwaltungsbeamte, die als Abgeordnete gegen den Kanal gestimmt hatten, »im Interesse des Dienstes« in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Es wird behauptet, daß M. zu diesem Vorgehen, als dem kleineren Übel gegenüber einer Auflösung der Kammer, geraten habe: zwar war er gegen die Auflösung der Kammer; diesen Rat hat er jedoch nicht erteilt. Trotzdem wurde er im Laufe des Septembers als Urheber der Maßregelungen in den konservativen Zeitungen heftig angegriffen. Als diese Anfeindungen aufhörten, sprach man davon, daß eine Verständigung M.s mit den Konservativen erfolgt sei, und nun ließ die Zentrumspresse ihr schwerstes Geschütz gegen den Minister spielen: es wurde in ihr nicht nur dieses »Versöhnungs-Techtelmechtel« einer beißenden Kritik unterworfen; es wurde M. auch vorgeworfen, er klammere sich an sein Ministerportefeuille und strebe schon seit längerer Zeit sogar nach einer noch höheren Stellung, unter der nur das Kanzleramt gemeint sein konnte. Am 12. Dezember unternahm darauf Lieber im Reichstage einen gereizten Ausfall gegen M.: es gebe Leute, die alle Parteien vom Kommu-

nisten bis zum Agrarier durchlaufen hätten, und dann von der Höhe ihrer Parteilosigkeit nicht nur die Parteien gegen einander hetzten, sondern auch das deutsche Volk beim Kaiser verdächtigten. Die Antwort des Ministers war ebenso würdig, wie eindrucksvoll. Lieber gestand später selbst, daß er von M. vollkommen kalt gestellt sei.

Im Herbst 1900 vollzog sich im Bestande der Regierung eine bedeutsame Änderung: an die Stelle des Fürsten Hohenlohe trat als Reichskanzler und Preußischer Ministerpräsident der bisherige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Graf von Bülow. Durch diesen Personenwechsel ward eine Verschiebung des Schwerpunktes innerhalb des Ministeriums bewirkt. Der erste unter Bülow stattfindende Landtag sah die Wiederkehr der Kanalvorlage. Der Gang der Verhandlungen in der Kommission zeigte, daß auch dieses Mal eine Verständigung mit den Konservativen nicht zu erzielen sei. Ohne Ergebnis in der Kanalfrage wurde der Landtag am 3. Mai 1901 geschlossen; zwei Tage nachher wurde M. die »wiederholt« erbetene Demission unter gleichzeitiger Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ertheilt. Von den linksstehenden Parteien, dem Zentrum und den Polen wurde das Ereignis mit großer Befriedigung aufgenommen; die Berliner Börse begrüßte die Nachricht mit einem dreifachen Hurra. Selbst in der nationalliberalen Partei und Presse wurden Stimmen der Genugtuung laut. — — —

Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste zog sich M. nach der Stätte seines dereinstigen Wirkens, nach Frankfurt, zurück; hier wollte er »auf seine alten Tage ein gemütliches Heim« haben. Zwar fühlte er sich schon seit längerer Zeit »abgespannt« und »moros«; er leide, so sagte er selbst, »an der Parlamentskrankheit«, die rücksichtslos aufreibend wirke. Aber sein Geist war noch ungebrochen. Er trug sich mit literarischen Plänen; er dachte an eine Widerlegung des Sozialismus oder an eine Geschichte der nationalen Bewegung in Deutschland; in einem umfangreichen Memoirenwerke wollte er die Summe seines an Schaffen und Erfolgen so reichen Lebens ziehen. Selbst von der altgewohnten politischen Tätigkeit wollte er noch nicht ganz Abschied nehmen. Er nahm sich vor, öfters im Herrenhause zu erscheinen, und Verhandlungen über eine Kandidatur bei den nächstfolgenden Reichstagswahlen lehnte er nicht ab. Der Tod setzte all diesen Plänen ein Ende. Eine Kur in Langenschwalbach leistete nicht die gewünschten Dienste. Scheinbar wohler kehrte er zwar Ende August nach Frankfurt zurück, und so wenig dachte er an das Hinscheiden, daß er für den Winter noch einen Vortrag im Frankfurter nationalliberalen Vereine über das Thema in Aussicht stellte, das ihn am meisten beschäftigte, nämlich über das Verhältnis zwischen Osten und Westen der preußischen Monarchie. Da starb er in der Nacht vom 7. zum 8. September an einem Herzschlagflusse. Ohne Kampf war er in das Jenseits hinübergeschlummert, sich also noch in der letzten Stunde als ein Liebling der Götter bewährend. Am 11. September wurde er unter allgemeiner Trauer und Beteiligung auf Kosten der Stadt Frankfurt beigesetzt. Am offenen Grabe hielt sein greiser Landsmann und Mitkämpfer Rudolf von Bennigsen, der ihm bald folgen sollte, eine tief ergreifende Gedächtnisrede, die sein schönster Nachruf, eine glänzende Rechtfertigung seines Strebens und Wirkens und zugleich ein würdiges Denkmal ihrer durch nichts getrübten und erschütterten Freundschaft war. Er nahm ihn darin gegen den unverdienten Vorwurf der politischen Gesinnungslosigkeit in Schutz. »Unser verstorbener Freund«, so führte er darin aus, »hat niemals nach seinem

ganzen Wesen unter dem Einfluß ganz bestimmter Dogmen und politischer Formeln gestanden. Dazu war sein Geist zu reich, sein Wissen zu umfassend; dazu war das, was in ihm arbeitete, immer neue Ideale hervorzurufen, die Vielseitigkeit seines Geistes, viel zu bedeutend, um ihn in so enge Schranken bannen zu können . . . Wie soll ein Minister unter den heutigen Verhältnissen in erster Linie überhaupt noch ein Parteimann sein können? Wie kann man in Deutschland mit seiner großen Entwickelung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem hervorragenden Manne, wie es der Verstorbene war, verlangen, daß er einseitig empfinde und handele nach bestimmten Lehren gewisser politischer Schulen und Parteien? Das hat M. nie getan, von seiner Jugendzeit an niemals. Stets hat er die höchsten Güter des deutschen Volkes betont und dafür gesorgt, daß bei gemeinsamer Arbeit auf diesem Gebiete alle zur Verfügung stehenden Kräfte tätig sein konnten . . . Alles große, was er auf den vielen Gebieten des öffentlichen Lebens geleistet hat, wird unzerstörbar fortleben; was an ihm schwach gewesen ist und Tadel gefunden hat, wird im Laufe der Jahre verblassen und verschwinden. Die große bedeutende Gestalt, eine der bedeutendsten in der Geschichte der letzten vierzig Jahre, wird er groß dastehen als die Erinnerung an die Zeit, wo das deutsche Reich glänzend wiedererstanden ist.«

In der Tat geht ein Zug der Größe durch M.s reiche und komplizierte Persönlichkeit. Sein Geist vereinigte allgemeines Wissen und theoretische Fachbildung in außergewöhnlichem Umfange mit umfassender praktischer Erfahrung. Fruchtbar an Ideen und Initiative hat er im öffentlichen Leben, sowohl in der Kommunalverwaltung, als auch im Staatswesen, überall neue Wege gewiesen; nicht immer freilich ist seinen Anregungen, so z. B. auf dem Gebiete des kommunalen Steuerwesens, verständnisvolle Nachfolge beschieden gewesen. Er war in den Jahren seiner Kraft, auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit, von einer unbeugsamen Energie, zugleich ein Meister in der Kunst, durch kluge Taktik alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Mit hinreißender Beredsamkeit begabt, wußte er die Massen zu begeistern, die Parlamente zu Aufmerksamkeit zu zwingen. Nicht minder eindrucksvoll war er im Einzelgespräche; hier entfalteten sich seine eindringliche Argumentierkunst, seine große Liebenswürdigkeit in Verbindung mit überlegener Ironie, sowie die staunenswerte Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes: »ein Gespräch, das beim Warenhausgesetze begonnen hatte, konnte bei Cäsar oder bei dem Zuge der Vandalen nach Afrika endigen«. Eine seltsame Mischung von vorsichtiger Zurückhaltung und verblüffender Offenheit war ihm zu eigen. Wie sehr er auch immer die Herrschaft über sich zu behalten vermochte, so konnte ihn doch bisweilen sein Temperament zu Äußerungen verleiten, die unbedacht und ungescheut sein Innerstes enthüllten, und die ihm nachher manche Ungelegenheit bereiteten; wo er sich sicher vor Indiskretionen wußte, ließ er seiner Stimmung und Laune die Zügel schießen. So haftete seinen Worten oft ein Zug des Burschikosen an, wie er sich überhaupt äußeren Zwanges und steifer Etikette gern enthob. Alle Einseitigkeit lag ihm fern; vorurteilsfrei betrachtete er die Dinge, um danach seine Maßregeln zu ergreifen. Ein Mann, der so, wie er, stets bereit war, zuzulernen und sich eines besseren überzeugen zu lassen, brauchte sich seiner früheren Entwicklungsstufen und Irrtümer wahrlich nicht zu schämen. Als ihm Lieber die unreife Schwärmerei seiner Jugend für die kommunistischen Ideale vorhielt, erwiderte er ihm unbefangen, er habe diese Tatsache nie geleugnet, und er habe auch dazu keinen

Grund; er sei sogar »dieser Entwicklungsperiode dankbar«; soll er doch auch seinen vortragenden Räten das Studium von Marx empfohlen haben. Wie alle doktrinärer Voreingenommenheit und Engherzigkeit abholden Köpfe, so liebte auch er es, ein jedes Ding möglichst unter allen Gesichtspunkten zu betrachten; immer suchte er zu ergründen, sowohl was für, als auch was gegen eine bestimmte Sache spreche. Da konnte ihm freilich, da er bei seiner temperamentvollen Charakteranlage oft von der momentanen Stimmung abhängig war, derselbe Gegenstand zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Lichte erscheinen. Daher wurde er mitunter der Unbeständigkeit geziehen; — das traf jedoch nicht zu, da es ihm mit seiner jeweiligen Ansicht tatsächlich immer Ernst war. Er gehörte eben nicht zu jenen Menschen, die da glauben, stets eine abgeschlossene und fertige Meinung über alles und jedes haben zu müssen; sondern sein Sinn war stets offen und zu neuer Orientierung bereit. Die Arbeit war sein Lebenselement; noch im hohen Alter sah man ihn — in der Regel nur mit geringen Unterbrechungen — vom frühesten Morgen bis nach Mitternacht tätig. »*Patriae inserviendo consumor*«: auch er durfte dieses Wort von sich sagen.

Von allen preußischen Finanzministern war er, wie Bennigsen in seiner Grabrede mit Recht betonte, der größte. Was er für sein besonderes Ressort geleistet hat, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle der preußischen Geschichte. Die Steuerreform, die dauerhafte Konsolidation der preußischen Staatsfinanzen ist sein Werk, und trotz manches Unfertigen, das sich durch die Notwendigkeit seiner tunlichsten Beschleunigung erklärt, trotz der fiskalischen Züge, die man an ihm findet, ist dieses Werk doch ein Verdienst von bleibendem Werte für den preußischen Staat. Und was M.s allgemein-politisches System anbetrifft, so wird die Nachwelt nicht verkennen, daß es eminent positive Ziele im Sinne eines Ausgleiches zwischen den wirtschaftlichen und politischen Gegensätzen der Zeit, sowie einer Sammlung und Konzentration der nationalen Kräfte verfolgt hat; daß er dabei vielfach auf Widerspruch und Widerstand stieß, daß der Erfolg nicht immer seiner Absicht entsprach, kann nicht Wunder nehmen. Er hat gezeigt, daß eine selbstständige und individuell gestaltete Weltanschauung, daß wahrhafte Geistesfreiheit von der Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien und vom Bekenntnisse ihrer Doktrinen unabhängig ist, und daß über den Fraktionen und Klassen, über ihrem Lärmen und Treiben, über ihren Theorieen und Interessen eines steht, was der echte Staatsmann stets im Auge haben und behalten muß, wie sehr auch sonst sein Standpunkt wechseln und sich den bestehenden Machtverhältnissen, sowie den realpolitischen Notwendigkeiten und Bedürfnissen anpassen mag und muß: des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Wohl. Ein deutscher Mann, ein deutscher Staatsmann war M. stets trotz seines ausländisch klingenden Namens, trotz seiner Herkunft aus dem Welfenlande ein preußischer Patriot; unter den Staatsmännern Preußens und ganz Deutschlands im Menschenalter nach der Errichtung des Reiches aber ist er nächst Bismarck der Größte, dessen Wirken die tiefsten Spuren in der Geschichte hinterlassen hat.

v. Poschinger, »Bismarck und die Parlamentarier«. — Für M.s Wirksamkeit als Finanzminister sind die Hauptquelle seine Immediatberichte von 1897 und 1899: »der Finanzverwaltung Preußens vom 1. Juni 1890 bis 1. April 1897« (1897) und »vom 1. April 1897 bis 1. April 1899« (1900). Vgl. dazu die wertvolle Schrift von O. Freiherrn v. Zedlitz und Neukirch, »Dreißig Jahre Preußischer Finanz-Steuerpolitik (1901)«, sowie den Essai desselben Autors »Miquel als Finanz- und Staatsminister«, in den Preuß. Jahrbb. Bd. 105, S. 1 ff.

Königsberg i. Pr. Felix Rachfahl.

Wurmbrand-Stuppach, Ladislaus Gundacker Reichsgraf v., Staatsmann und Anthropologe, * 9. Mai 1838 in Josefstadt, † 26. März 1901 zu Graz. — Er gehört der niederösterreichischen Linie des steierischen Adelsgeschlechtes an, dessen Ansässigkeit im Semmeringgebiete für das 12. Jahrhundert nachgewiesen ist. Sein Ahnherr Johann Wilhelm, der bereits die Fideikommißgüter Steyersberg und Stickelberg im Gebiete der ehemaligen Mark Pütten besaß, war 1723 unter die fränkischen Grafen aufgenommen worden und hatte damit die deutsche Reichsstandschaft erworben; infolgedessen zählen die niederösterreichischen Wurmbrand zu jenen Familien, denen der deutsche Bundestag 1829 das Prädikat »Erlaucht« zuerkannt hat. Gundackers Vater, Graf Ferdinand, war Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl, des Vaters des Kaisers Franz Josef, gewesen, seine Mutter war eine Gräfin Széchényi. Die Erziehung des jungen Aristokraten war den Gewohnheiten der vormärzlichen höfischen Gesellschaft Österreichs angemessen; man mied das öffentliche Gymnasium, behalf sich mit Hauslehrern von möglichst unselbständigem Charakter, damit der Jüngling ja nicht mit freigeistigen und liberalen Anschauungen bekannt gemacht werde. Für Gundacker Wurmbrand wurde eine Reise nach Paris, zu der er im Alter von 16 Jahren Gelegenheit erhielt, die Rettung vor geistiger Versumpfung; sie regte seinen Geist, der alle Eindrücke rasch aufnahm und verarbeitete, in günstigster Weise an, so daß er von da an eifrigst bemüht war, die Lücken seiner Schulbildung, die niemand besser kannte als der später von Parteigegnern als »Autoignorant« verspottete Graf selbst, durch eine weitausgreifende Lektüre, durch Reisen und den Besuch akademischer Vorlesungen zu ergänzen. Nur kurze Zeit, von 1856—1858, gehörte W. der Armee an; sein schwächlicher Körperbau gestattete ihm nicht, den Dienst eines Husarenleutnants fortzusetzen, er mußte zur Erholung in den Orient gehen, besuchte Ägypten, Palästina, Syrien und Konstantinopel und trieb dabei Archäologie. Diese leitete ihn zur Anthropologie, der er sich nach dem Feldzuge von 1859 mit Begeisterung widmete, zur Veranstaltung von Ausgrabungen und damit zu mannigfachen prähistorischen Entdeckungen. Im Jahre 1866 beteiligte er sich an der Aufstellung der freiwilligen »Alpenjäger«, mit denen er nach Südtirol zog und das Gefecht bei Auronzo gegen Garibaldi mitmachte. Nach dem Friedensschlusse lebte er teils auf seinem väterlichen Gute Ankestein bei Pettau, teils auf der Besitzung Lölling (Kärnten) seiner Gattin Wilhelmine, geborenen Freiin von Dickmann, der er am 28. August 1871 angetraut wurde, teils in Graz, wo er an der medizinischen und philosophischen Fakultät Vorlesungen besuchte. Die Gründung der anthropologischen Gesellschaft in Wien, die er mit Hofrat Baron Rokitansky eifrig förderte, fällt in diese Zeit, sie veranlaßte ihn auch zu literarischer Tätigkeit in den Mitteilungen dieser Gesellschaft und des Naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark, dessen Leistungen er lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Er schrieb u. a.: »Über die Methoden anthropologischer Forschung«, »Die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung«, »Die Hallstatt-Kultur«, »Das Urnenfeld von Maria Rast« (mit 1 Plan u. 5 Tafeln) und für das Werk des Kronprinzen Erzherzog Rudolf »Die österr. Monarchie in Wort und Bild« die Abhandlungen des allgemeinen Teiles: »Die Pfahlbauten« und »Die Hallstätter Funde«. Diese Art der Beschäftigung trat, obwohl sie dem Grafen stets die größte Befriedigung gewährt hat, doch sehr in den Hintergrund, als ihn die Wahl des steierischen Großgrundbesitzes in den Landtag führte (1878) und die Grazer Handelskammer ihn 1879 in den Reichsrat entsendete. Sein gleich-

zeitiges Auftreten als Vertreter des Großgrundbesitzes, wenn auch eines fortschrittlich gesinnten und damals noch nicht agrarisch angehauchten, und einer Handelskammer, in der damals die Großindustrie und das handeltreibende Bürgertum die Führung hatten, bezeichnet seinen Charakter als Politiker; er versuchte sachlich und ohne Einseitigkeit Politik zu treiben, moderne Anschauungen mit dem Interesse für das Gewordene und für die Tradition zu vereinigen und sich womöglich der Parteiherrschaft zu entziehen. Er hatte ein ausgesprochenes Rednertalent, gefiel sich bisweilen in geistvollen Causerien, erhob sich aber nicht selten, wie in den Reden über die deutsche Staatssprache (4. Dezember 1880 und 25. Januar 1884) zu formvollendeten oratorischen Leistungen, deren Gedankeninhalt den Zuhörer fesseln mußte, welcher politischen Richtung er auch immer zugehören mochte. Sein politisches Programm war durchaus eigenartig und persönlich, er verband einzelne zentralistische Forderungen mit den Ansprüchen, die hochentwickelte Nationalitäten an die Autonomie der Verwaltung stellen dürfen; er fühlte sich als deutscher Standesherr und hielt die Stellung hoch, die er durch eigene Geistesarbeit in der internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft erreicht hatte, er konnte mit hinreißendem Pathos dem Nationalgefühl Ausdruck geben, das die Beschäftigung mit der Geschichte seines Volkes in ihm geweckt hatte, und fand sich doch nicht abgeneigt, auch eine vermittelnde Haltung einzunehmen, wenn ihm der Streit um irgend ein nationales Besitzstück nicht lohnend schien in dem großen, alle Kräfte erfordernden Ringen um die höchsten Ziele der Nation, namentlich um die praktische Führung der Deutschen in Österreich.

Eine außerordentlich vielseitige Tätigkeit entfaltete W. als Landeshauptmann von Steiermark (1884—1893), welches Amt ihm nach dem Rücktritte Moriz' v. Kaiserfeld zuteil wurde. Es hat keine wirtschaftliche, administrative, wissenschaftliche oder künstlerische Frage gegeben, die er nicht aufgegriffen, der er nicht eine interessante Seite abzugewinnen verstanden hätte. Der Einfluß, den er in kürzester Zeit über den Landtag, selbst über ursprünglich widerstrebende Elemente gewann, steigerte jedoch sein Selbstvertrauen etwas zu hoch und gab ihm ein Machtbewußtsein, das ihn nicht selten zu Übereilungen verleitete. Zu diesen gehörte jedenfalls auch die überhastete Inangriffnahme von normal- und schmalspurigen Lokalbahnen in Steiermark, die das Land mit Schulden belastete, ohne daß die ökonomischen Vorteile der Verkehrserweiterung der Gesamtheit sofort deutlich vor Augen treten konnten. Von unbestreitbarem Werte sind dagegen seine Reformen auf dem Gebiete des Musealwesens, die Gründung des kulturgeschichtlichen und kunstgewerblichen Museums in Graz und der Historischen Landeskommission für Steiermark zur Erforschung der Geschichte, der Verfassung und Verwaltung des Landes; zu einem großartigen Unternehmen gestaltete sich der Aus- und Umbau des Landhauses in Graz, die Befreiung einer Renaissanceschöpfung ersten Ranges von den beengenden und entstellenden Zutaten späterer Zeit, die Reinigung eines Kunstwerkes von bureaukratischer Verballhornung.

Leider entriß ihn das Koalitionsministerium Windischgraetz, in das er als Handelsminister berufen wurde, dem Arbeitsgebiete, in das er sich eingelebt hatte, auf dem er sich allmählich auch Detailkenntnisse erworben, das er völlig beherrschte und wo er sich Vertrauen und freudige Mitwirkung erworben hatte. Er kam in einen Wirkungskreis, dem er nicht gewachsen war, weil er nicht genug Fachmann war, um den Hochmut der Bureaukraten übertrumpfen zu können, die jeden Parlamentarier als einen Dilettanten betrachten,

und noch nicht genug bureaukratisch geschult, um sich die Kräfte, der er zur Durchführung seiner amtlichen Obliegenheiten bedurfte, jederzeit sofort dienstbar machen zu können. Im Ministerrate verstand er es nicht, den Forderungen der Partei, die ihn dahin geschickt hatte, Nachdruck zu geben, er kontrollierte die taktischen Wendungen seines Amtsgenossen Plener nicht und verlor mit ihm zugleich den Einfluß in der »Vereinigten Linken«, deren Politik durch die Entscheidungen des Ministeriums nicht verleugnet werden durfte. Seine Ministerlaufbahn war daher keine ruhmvolle, man hat sogar den Sturz des Koalitionsministeriums zum Teil auf die von ihm begangenen Fehler zurückgeführt. Die Unterhandlungen über die Verstaatlichung der Südbahn, die er voreilig zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht hatte, zerschlugen sich und gaben Anlaß zu verläumderischen Anklagen, gegen die auch ein Minister wehrlos ist. Es schien daher für W. eine Erlösung aus peinlichem Gedränge zu sein, als ihm der Kaiser nach seiner Enthebung vom Ministerposten wieder das Landeshauptmannsamt in Steiermark zukommen ließ. Mit Ruhe und Muße wollte er Lieblingspläne wieder aufnehmen, schon begründete Schöpfungen ausgestalten. Aber kaum ein Jahr war ihm hierzu vergönnt; im September 1897 traten während eines Landaufenthaltes in Kärnten Gehirnblutungen ein, die schwere Lähmungen zur Folge hatten. Der Rücktritt vom Amte wurde mit Ende des Jahres zur Notwendigkeit. In einem beschwerlichen Siechtum, dessen Leiden nur durch die Anhänglichkeit wahrer und opferwilliger Freunde, durch die treue Pflege seiner zweiten Gattin, Therese Freiin v. Wenckheim, verwitweten Gräfin Hoyos, und die Hingebung seiner Tochter Ada Erleichterung und kurze Unterbrechung fanden, verbrachte er den Rest seines Lebens, das ebenso reich an kühnen Errungenschaften als bitteren Täuschungen geworden. Als Politiker wird ihn eine spätere Geschichtsschreibung vielleicht würdigen, die sich zum Studium interessanter individueller Erscheinungen veranlaßt sehen dürfte, wenn ihr die Öde des Parteigetriebes die Schilderung parlamentarischer Entwicklung verleiden sollte.

Graz. Hans v. Zwiedineck.

Haym, Rudolf Theodor, * 5. Oktober 1821 zu Grünberg in Schlesien, † 27. August 1901 zu St. Anton in Vorarlberg, als ordentlicher Professor der Philosophie und der neueren deutschen Literatur an der Friedrichs-Universität in Halle. — H. war Sohn des Konrektors Johann Gottlieb Haym an der Bürgerschule zu Grünberg. Von zartem, aber gesundem Körper und früh durch den Verlust eines Auges betroffen hat er, kleine Leiden abgerechnet, bei geregelter Lebensweise seine Arbeitskraft bis in sein hohes Alter ungeschmälert bewahrt. Regen Geistes hat er unter der sorgfältigen Anleitung seines Vaters, eines rationalistisch gerichteten Theologen von pädagogischem Geschick und Eifer, seine reichen Gaben in der heimischen Schule gründlich, wenn auch nicht gleichmäßig für alle Unterrichtsfächer, entwickelt, um im 13. Lebensjahre der Tertia des Köllnischen Realgymnasiums in Berlin zur Vorbildung für das Studium der Theologie übergeben zu werden. Er fand dort Pflege in einer verwandten Familie, die aus der französischen Kolonie stammte; in ihr war er nicht nur körperlich sondern auch geistig wohlbehütet, da die Nachkommen dieser Emigranten sich immer noch durch feine Sitten und geistige Behendigkeit hervortaten.

Das Köllnische Realgymnasium war eine junge Schöpfung, die dem schon damals empfundenen Bedürfnis nach einer Verschmelzung des altsprachlichen

und des realen Bildungsstoffs abhelfen sollte; weiter ging das Verlangen zu jener Zeit noch nicht. Wie es aber überall mit der äußeren Verknüpfung verschiedener Bildungswege zu gehen pflegt, so kam auch hier keiner von beiden zu voller Geltung; in der Mathematik wurde kaum mehr geleistet als an den humanistischen Schulen, die Naturwissenschaften blieben in dem noch wenig vergeistigten Stoffe stecken ohne besondere Bildungswirkung und der altsprachliche Unterricht litt unter seiner Verkürzung. So wendeten sich denn von den Schülern je nach Neigung und Begabung die einen mehr der neuen naturwissenschaftlichen Richtung zu, die anderen blieben den antiken Vorbildern treu und zu diesen gehörte auch H. Die Zeichnungen, welche er in seiner Lebenserzählung von den Lehrern entwirft, sind lebendig und treu; sie finden in späteren Schilderungen anderer Zöglinge (vgl. Sebastian Hensel. Ein Lebensbild von Paul Hensel. 1903) volle Bestätigung; ich selbst habe den mathematischen Lehrer Strehlke lange Jahre nachher als verehrten Direktor einer Danziger Realschule beobachtet und finde auch für diese Zeit H.s Schilderung treffend. Wie bei allen reicheren Naturen trug auch bei H. ein freigewähltes Privatstudium wesentlich zur Ausbildung seiner Eigenart bei. Wenn es gestattet ist, einzelne Züge auf spätere Bestrebungen zu deuten, so mag der Erwähnung wert sein, daß er in den Zeitungen gern die Verhandlungen der französischen Kammern aufsuchte, und nach anderer Richtung drückte sich seine Vorliebe für saubere Arbeit schon damals in seiner sorgsamen Handschrift aus. Auch auf Herder fand er sich frühzeitig hingelenkt und die bald erwachte Sucht der Selbstbetrachtung mag ein Vorspiel der später so meisterhaften Analyse fremder Charaktere scheinen.

Im Jahre 1839 bezog H. die Hallische Universität; diese wurde wohl als Sitz des Rationalismus gewählt, der ebenso der väterlichen Anschauung wie der kritischen Anlage des jungen Studenten zusagte. Es lockten Wegscheider und Gesenius; die Dürre und Enge des ersteren schreckte ihn bald ab; um so mehr fesselte Gesenius durch lebendige Sprachkenntnis, auch durch seine Auslegung, die freilich rein verstandesmäßige Farbe trug. So genügte auch sie nicht völlig dem rasch vordrängenden Geiste des ungeduldigen Adepten, der sich leicht durch den ideellen Schwung und die rücksichtslose Kühnheit des schwäbischen Gelehrten blenden ließ und Gleichgesinnte zu einer Eingabe warb, die den Minister bewegen sollte, den Verfasser des Lebens Jesu alsbald nach Halle zu rufen. Dieser Vorwitz fand trotz der Langmut der Professoren die verdiente, aber lustig getragene Zurechtweisung; auch ohne diese erkannte H. trotz der Schule Hegels, daß mit blutleeren mythologischen Schemen der Menschheit nicht geholfen werde; mehr und mehr füllte er sich mit einem realen Idealismus, dem doch das letzte erlösende Ziel noch dunkel blieb und der nach Lessings Wort schon im Suchen der Wahrheit Genügen fand. So verlief die Hallenser Zeit, nicht ohne studentischen Frohsinn, aber in der Mitte ähnlich strebender Genossen stets auf die Tiefen der Erkentnis gerichtet und fast allzubewegt für eine zwar starke, aber reizbare Kraft, die zudem auf des geliebten Gesenius Antrieb allzu früh für literarische Kritik verwendet wurde. So viel war klar: der theologische Beruf sagte H. nicht mehr zu und mit der Zustimmung des Vaters wie des Lehrers ging H. zur klassischen Philologie und der Philosophie über. Er kehrte deshalb nach Berlin zurück, um dort neben einigen philosophischen und theologischen Vorlesungen hauptsächlich Böckh und Lachmann zu hören. Von dort aus widmete er dem vorzeitig abgeschiedenen Gesenius 1842 eine Erinnerungsschrift, die

zwar dessen wissenschaftliche Eigenart nicht unrichtig zeichnete, später aber dem Verfasser selbst der persönlichen Farbe zu entbehren schien. H. promovierte dann 1843 in Halle mit der Abhandlung *De rerum divinarum apud Aeschylum conditione,* die ihm den Beifall Lachmanns und Droysens eintrug; die Staatsprüfung für das Lehramt bestand er bald darauf in Berlin und legte eben dort das vorgeschriebene Probejahr zurück, um 1845 nach Halle zu seiner Habilitation zurückzukehren. Hiermit ging es indes nicht so erwünscht; sie wurde vielmehr unter unmittelbarem Eingriffe des Ministers verweigert, dem das Vertrauen zu H.s gesunder akademischer Tätigkeit abging, wogegen die Abweisungsgründe der Fakultät eher einem gern benutzten Vorwande glichen. Dem Bewerber war eben seine studentische Eingabe für Strauß nicht vergessen; überdies erschien dem Minister die Hegelsche Farbe seiner Arbeiten bedenklich, obwohl er schon in entschiedener Abkehr von diesem System begriffen war.

So galt es denn, sich anderweitig für den akademischen Lehrstuhl geschickt zu machen und zugleich den Lebensunterhalt zu sichern. Für beides bot sich Anreiz und Möglichkeit in der Mitarbeit an der Enzyklopädie von Ersch und Gruber, für die H. einen umfänglichen Aufsatz über die Geschichte der Philosophie lieferte. H. hat bald selbst an dieser Arbeit wenig Freude gefunden, z. T. mit unbillig hartem Urteil, wie er denn allezeit sein eigener schärfster Kritiker geblieben ist. Allerdings ist die Aufgabe ungleichmäßig gelöst, am besten für die griechische und für die neuere Zeit, z. T. nach der aus Hegel bekannten konstruktiven Methode; für das Gesamtgebiet reichten seine Jahre und seine Kenntnisse noch nicht aus. Den Antrieb zu publizistischer Tätigkeit bot die kirchlich und staatlich bewegte Zeit. Die ungeschickten Versuche des Ministers zur Wiederbelebung kirchlicher Bekenntnisstrenge weckten zumal in der rationalistischen Provinz Sachsen heftigen und lärmenden Widerstand, dessen religiöse Kraft zwar eine strenge Prüfung kaum vertrug, der aber aus der gleichzeitigen politischen Erregung Leben und Leidenschaft sog. Daß der künftige Dozent dieser doppelten Bewegung, zumal unter dem Vorantritt des allgemein geachteten M. Duncker, mit Lust und Mut sich anschloß, verstand sich von selbst; damals vielleicht noch entschiedener als später sah er gleich anderen den Quell des religiösen Lebens mehr in der Sittlichkeit als im Glauben. Es mag gleich hier festgestellt werden, daß H. die Treue gegen die eigene Überzeugung nicht nur nie verleugnete, sondern als ganz selbstverständlich nirgends auch nur erwähnt hat; immer sich innerlich rein zu halten, war ihm ebenso Lebensbedürfnis, wie äußerlich selbständig zu bleiben.

Abgesehen von gelegentlichen Reden, mit denen H. sich an den Versammlungen des Hallenser Bürgertums beteiligte, waren es drei Flugschriften, mit denen er in den Streit eintrat: Die Autorität, welche fällt, und die, welche bleibt, 1846; Feuerbach und die Philosophie, und Die Krisis unserer religiösen Bewegung, 1847. Die erste und dritte überwiegend kirchlich-religiöser, die zweite philosophischer Art. Wie lebhaft und selbstbewußt H. auch die religiöse Freiheit gegen kirchlichen Zwang verteidigte, die Plattheiten der freigemeindlichen Weisheit waren ihm fremd. Es genügt, aus der ersten nach Lessingschem Muster abgefaßten Abhandlung § 9 heraus zu heben: »In der Religion als solcher, in diesem innerlichen dem Menschen schlechthin unentbehrlichen Verkehr mit dem Göttlichen gleicht sich unumgänglich sicher und von selbst das Gefühl der Freiheit und der Notwendigkeit aus« und § 96 »Diese doppelte Begeisterung, die Seligkeit des Denkens und des Handelns knüpft mit geheimen

Banden und in der Tiefe unsers Wesens die Religion«. (Vgl. H. über »Baltzer, Ein modernes Glaubensbekenntnis« in Noacks Jahrb. für spekulative Philosophie.) Die zweite Flugschrift ist mehr prüfend als verurteilend, mehr suchend als darstellend und deckt scharfsinnig die Mängel sowohl der idealistischen Lehrgebäude als bei Feuerbach auf. Daß H. die Einseitigkeit beider durch die übergreifende Macht der Sprache überbrücken will, weist zwar auf frühere Anregung zurück, ist auch nicht frei von künstlichem Aufbau, aber in der Lebendigkeit der Anschauung völlig neu und zeigt das Bestreben, Herz und Geist der Menschen aus der Dialektik zu realem Leben hinüberzuführen, S. 34 ff., vgl. S. 78: »So haben wir denn statt Natur und Mensch die Sprache und das ethische Leben als die beiden letzten Prinzipien, reale unableugbare Mächte, erhalten, auf denen die gesamte Welt des Geistes sich gründet.« Einen wesentlichen Fortschritt in Gedanken und Darstellung beweist die dritte Schrift, die ebenfalls das Dogma zurücksteilt, aber die Stärke und Innigkeit des religiösen Bedürfnisses mit Begeisterung bekennt und sich entschieden, wenn auch in bescheidener Fassung, von Strauß und Feuerbach abwendet; vgl. S. 51: »Wie der im äußersten Drange des Gemüts bekannte, im Gebet angerufene, in der Andacht durchdrungene Gott sich der Erkenntnis entzieht und nur als ein einziger voller, aber entschlossener Punkt erscheint, so wehrt auch die in dieser Stimmung eintretende Gedrungenheit des Gemüts jede Beobachtung und jeden Durchblick ab«, und S. 62: »Leichter dringt das Bedürfnis des Schönen auch einer schlechten Zeit einen Künstler ab, als das Bedürfnis des religiösen Lebens von viel besseren Zeiten diese letzte Gunst (d. h. eines religiösen Genius) gewährt bekommt. Die Flammen der religiösen Begeisterung holt nur ein Prometheus vom Himmel und die Natur hat deren keine zu verschwenden.«

Dieser kleine Kampf der Geister mündete bald in den gewaltigen Strom der vaterländischen Bewegung, die durch anderweite Vorgänge befeuert, ungestüm nach freierer Gestaltung des staatlichen Lebens und nach einheitlicher Sammlung der zersplitterten Volkskraft verlangte und nach kurzem Andrang alle Dämme überflutete. Es versteht sich, daß der Kreis der Hallenser Freunde seine volle Teilnahme einer Entwicklung zuwandte, die in ihrem Wesen lang gehegte Hoffnungen zu befriedigen versprach und in Deutschland jedesfalls mehr Recht hatte als in dem Nachbarlande, das seit seiner großen Umwälzung von unheilvoller Unruhe geschüttelt wurde und die Stetigkeit des politischen Denkens und Wollens nicht wiederfinden konnte. Daß der deutsche Aufschwung trotz fremdländischer Zutat im Grunde einen konservativen Kern hatte und einem gesunden, aber bis dahin künstlich niedergehaltenen Lebensdrange entsprang, der mehr der Leitung als des Sporns bedürfe, war wie allen besonnenen Vaterlandssöhnen, so auch den Hallensern sofort klar und mußte ihr in dieser Doppelstellung besonders schwieriges Verhalten bestimmen. Wir haben indes hier von einer allgemeinen Schilderung jener Zeit abzusehen und nur ihren Einfluß auf H.s Verhalten zu betrachten. Der vereinigte Landtag in Preußen hatte die Geister wachgerufen, mit Entzücken las das Volk die Reden, die ihm durch einen großartigen Entschluß des Königs im Wortlaut zugänglich gemacht waren. Sehr begreiflich, daß man über die Männer, deren Einsicht, Mut und Beredsamkeit so unerwartet und überwältigend zutage getreten war, Näheres zu erfahren wünschte. So übernahm es auf Anregung des Verlegers H., in seiner noch vor Ablauf des Jahres erschienenen Schrift, »Redner und Reden des ersten Preußischen Ver-

einigten Landtags«, jenem Verlangen nachzukommen und in der Schilderung der hervorragenden Männer wie in der Wiedergabe ihrer wichtigsten Reden den Eindruck der Verhandlungen zu erklären und zu verdichten. Die Vorrede des rasch und weit beliebten Buches spiegelt die Aufregung jener Tage wieder; bewunderungswürdig ist die Einsicht des jungen Verfassers in so inhaltsschwere Beratungen. Trotz seiner erklärlichen Vorliebe für die Verfechter des Rechts und der Freiheit ist die Auswahl und Beurteilung der Redner sachlich und darf noch heute als treffend gelten; auch dem redefertigen Vertreter der Staatsregierung und ebenso dem konservativen Mitgliede des hohen Adels wird ihr Recht. Daß Bismarck unter den Auserwählten fehlt, ist verständlich, da er damals wohl patriotische Leidenschaft offenbarte, aber seine politische Schule erst weit später durchmachte, ebenso daß die einleitenden Schilderungen, die den eigentlichen Wert des Buchs ausmachen, die Eigenart einiger Redner nicht ganz ausschöpfen, die Mängel anderer über ihren Vorzügen beiseite schieben. Die Darstellung zeigt neben der Neigung zu epigrammatischen Gegensätzen glücklichen Ausdruck und lebhafte Farbe.

Dieses erste rein politische Werk H.s erregte die teilnehmende Aufmerksamkeit Hansemanns, der den jungen Schriftsteller gern für seinen persönlichen Dienst und seine eigenen Anschauungen gewonnen hätte. Es bewirkte außerdem im folgenden Jahre neben der Empfehlung des viel vermögenden Freundes Duncker die Wahl des Verfassers in die Frankfurter Reichsversammlung, für deren Aufgaben er sich durch die Tätigkeit seiner letzten Jahre wohl vorbereitet glauben durfte. Dort reihte er sich in die Partei des rechten Zentrums ein; mit welcher Treue und welchem Verständnis er ihr gedient, beweisen seine drei Berichte, die in dem Verlage von Jügel und Gärtner 1848—1850 erschienen und die Geschicke der Versammlung bis zu ihrer Auflösung begleiten, noch jetzt die reichste und reinste Quelle für die Sinnes- und Handlungsweise seiner Freunde.

Der Versuch der deutschen Einigung war mißlungen; H. kehrte nach Halle zurück, um in stillem Fleiß unausgesetzt sein Ziel, den Eintritt in das akademische Lehramt, zu verfolgen. Die Jugend war vorüber; es galt sich wissenschaftlich für die hohe Aufgabe geschickt zu machen. Hierzu konnte auch die Schilderung des Publizisten Gentz dienen, die H. als weiteren Beitrag für die vorgenannte Enzyklopädie lieferte. Die Auffassung in ihr ist weit, die Charakteristik wahrhaftig, ohne Einseitigkeit oder politisches Vorurteil, die Darstellung klar und an dem Vorbilde der englischen Essayisten geschult. Die Neigung und Begabung für Verständnis und Zeichnung reicher Frauenseelen, die sich später in ihrer Vollendung entfaltete, kündigte sich schon hier an. Allein so einfach sollte sich H.s Lebensgang nicht gestalten; er wurde durch das dringende Zureden alter und neuer Freunde abermals der Studierstube entrissen und auf den Redaktionssessel der im Sommer 1848 unter Hansemanns Mitwirkung begründeten Konstitutionellen Zeitung in Berlin gesetzt, um ihrem schwachen Leben neue Kraft einzuflößen. Und der Erfolg schien den gewagten Schritt zu rechtfertigen; es gelang H., der zu seiner späteren Sicherung in aller Eile seine Habilitation, diesmal ohne Anstand, vollzog, in einem Halbjahre die Abonnentenzahl von 800 auf 2000 hinaufzuschreiben und selbst der Ministerpräsident von Manteuffel erklärte die Zeitung für die beste in Berlin. Allein die Staatsregierung, eben im Begriff die letzten kümmerlichen Reste ihrer Unionspolitik in Olmütz abzuschwören, konnte unmöglich einen Bund mit einer Zeitung flechten, die mit Eifer und

Geschick täglich bemüht war, den Zorn und die Scham des Volks über einen so schmählichen Wechsel wachzurufen; sie benutzte vielmehr den Übelstand, daß der unbequeme Herausgeber nur eine Aufenthaltskarte, aber nicht einen festen Wohnsitz für Berlin besaß, um ihn umstandslos aus der Hauptstadt auszuweisen. So kehrte H. nach Halle und die aufblühende Zeitung bald darauf in ihre Bedeutungslosigkeit zurück.

Hier empfing ihn der alte Freundeskreis, aber auch dieselbe Abgunst seiner akademischen Gegner. Allein der tapfere Dozent trat mit Selbstvertrauen seine Aufgabe an und errang bald, namentlich mit seiner Vorlesung über Bacon, die Neigung der Jugend und eine mit jedem neuen Semester wachsende Wirksamkeit. Jetzt konnte er in stetiger Sammlung seinem alten Vorsatz nachgehen, die Entwicklung des deutschen Geistes nicht nur in philosophischer Systematik, sondern überhaupt im staatlichen, sittlichen, ästhetischen Leben aufzuklären und in ihren Vorkämpfern darzustellen. In keinem besser, als in Wilhelm von Humboldt, der auf jedem der genannten Gebiete ein Herrscher, dessen Lebenszweck stets die eigene Bildung gewesen war und der mit vollem Anteil einen noch tieferen Fall seines Staats erfahren, aber dessen Wiederaufbau mit unvergleichlicher Kraft und Klarheit gefördert hatte. Dazu kam, daß die sprachlichen Forschungen des weitsichtigen Beobachters, wie schon bemerkt, ähnliche Gedankenreihen in dem jungen Philosophen geweckt hatten, wenn auch mehr nach der spekulativen als nach der linguistischen Seite. So entstand H.s W. von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik, 1856, ein Ergebnis mehrjähriger Arbeit, das H., wenn es dessen noch bedurft hätte, von der Richtigkeit des gewählten Weges versicherte und weitere Frucht versprach. Für die Zeichnung des Staatsmanns mangelte es H. allerdings an umfänglicher Quellenkenntnis; sie wurde ihm auch nachträglich von den Angehörigen seines Helden nicht eröffnet, die sich engen Sinnes durch ich weiß nicht welche Äußerung verletzt gaben. Gleichwohl hat der neueste vortreffliche Biograph Humboldts Bruno Gebhardt (W. v. H. als Staatsmann, S. 29) die Haymsche Auffassung des Humboldt'schen Geistes so unumwunden als zutreffend anerkannt, daß er jede zusätzliche Betrachtung für überflüssig erklärt. H. hat sich mit dem ebenso großen als liebenswürdigen Manne immer wieder beschäftigt und dessen Briefe an H. G. Welcker 1859 und an Nicolovius noch 1894 herausgegeben, ohne doch an eine Erneuerung seines Buches ernsthaft zu denken. Die politische Schulung des Verfassers durch die Frankfurter Zeit lehrte ihn auch über die Schwächen des Staatsmanns, seinen Mangel an persönlichem Ehrgeiz und seine allzu vornehme Anschauung der Dinge richtig urteilen; vgl. seine packenden Antithesen S. 251 »Daß wir die menschlichste Nation genannt werden konnten, war eine Ironie darauf, daß wir eine Nation so wenig als möglich waren« und S. 252 »Es konnte nicht fehlen, daß eine Nation, welche stolz darauf war, etwas Besseres als eine Nation zu sein, sehr bald etwas Schlechteres wurde«. Mit liebevollem Verständnis versenkt sich H. in die sprachwissenschaftlichen Auffassungen Humboldts, an denen er ebenso klar wie später Br. Gebhardt (Einl. S. 5) dessen historische Begabung erkannte. Den Satz S. 455 «Der Kreis der Sprachen bleibt nach seiner (Humboldts) Anschauung nach der Perspektive der Freiheit und der Geschichte hin geöffnet, und eben dies ist der Punkt, wo er sich aus der Sprachwissenschaft herübergedrängt sieht in die Geschichtswissenschaft« ist der Leser versucht auf H. selbst anzuwenden. Wie dieser seinen Helden verehrt und auch von ihm gelernt hat,

ergibt sich aus seiner Äußerung S. 475 »Dies klare Bewußtsein über die Grenzen wissenschaftlicher Darstellung gereicht ohne Zweifel dem Forscher zur höchsten Ehre«, und mit Behagen führt er S. 623 das Wort der geistreichen Rahel an, Humboldt sei von keinem Alter gewesen. Rechnen wir hierzu, was H. über Humboldts Anschauung von der Macht des Willens S. 623, über seine Frömmigkeit im Anklang an Schleiermacher S. 634 und über seine an Fichte erinnernden Vorstellungen von der Fortdauer nach dem Tode anführt, endlich die Worte am Schluß S. 640 »Wir nennen ihn nicht einen großen Mann, wir nennen ihn einen glücklichen, weisen und guten Menschen«, so werden wir, ohne den Inhalt des Buches irgendwie auszuschöpfen, die Tiefe und zugleich das Maß der Haymschen Auffassung zu schätzen wissen.

Dieses Werk sicherte dem Verfasser eine würdige Stellung innerhalb des akademischen Lehrkörpers und zu der studierenden Jugend; es mehrte mit der eigenen Kraft auch das Geschick und den Erfolg seiner Vorlesungen und berechtigte zu der Hoffnung auf eine befriedigende Gestaltung seines äußeren Lebens. Der gewissenhafte Mann durfte also einer Neigung Raum geben, die seinem Gemüt neue Wärme, seinem Dasein nach schwerer Prüfungszeit Licht und Festigkeit verlieh. Er verlobte sich in diesen Tagen mit Minna Dzondi, der Tochter des früheren Chirurgen an der Hallenser Hochschule, und fand in diesem Bunde eine Gemeinschaft des sittlichen und des ästhetischen Empfindens und Wollens, die beide beglücken sollte und selbst auf sein wissenschaftliches Denken nicht ohne Einfluß war.

Hatte sich nämlich H. schon vorher allgemach von der abstrakten Begriffswelt Hegels abgewendet, so wuchsen in ihm jetzt auch die übrigen Lebensmächte und verliehen seinem Gefühle für die Welt der Wirklichkeiten eine Kraft und Farbe, die sich in der Entwicklung der eigenen Gedanken abspiegeln mußte. H. hat auch damals nicht und vielleicht später noch weniger verkannt, was alles die Philosophie von Hegel gelernt habe, die Strenge der Abstraktion, die Befreiung von den Träumen der Naturphilosophen und die Notwendigkeit, der sonst für richtig befundenen Vernunftkritik Kants eine breitere Grundlage und Anwendung zu verschaffen. Aber er empfand jetzt das Bedürfnis, mit Hegel sich gründlich auseinanderzusetzen und vollzog dies in seinen Vorlesungen über Hegel und seine Zeit (gedruckt 1857) um so vollständiger, als er hiermit den allgemeinen Bann des nationalen und wissenschaftlichen Lebens zu lösen und der Jugend neue Ziele anzuweisen und lebendigeren Willen einzuflößen hoffte. Diese Scheidung ist nicht ohne Schärfe, ja ohne einige Ungerechtigkeit vollzogen, insofern H. bei seiner Erbitterung über die faule Ruheseligkeit jener Tage versucht war, dem Philosophen persönlich und fast als Absicht anzurechnen, was doch seinem Quietismus aus dem allgemeinen Tiefstand des nationalen Bewußtseins zugeflossen war. Und Hegel war doch, wenn auch nicht mit vollem Recht, der Meinung gewesen, daß jede Philosophie nur der Abdruck ihrer Zeit und die Morgenröte der Zukunft sei und sein könne. Auch mußte ihm zugute kommen, daß er, ein Kleinstaatler wie Goethe, gleich diesem über das allgemeine Elend sich leichter hinwegtäuschte, als die geborenen Preußen Schleiermacher und F. A. Wolf und der zugewanderte Ethiker Fichte, dessen Empfinden und Reden sich an der Anschauung eines großen Staatslebens gekräftigt und geklärt hatte. Sehen wir indes näher zu, was H. seinem Vorgänger vorwirft, so klagt er ihn zuerst und durchweg an, daß er die abstrakten Begriffe zu ihrer stolz gepriesenen Selbstbewegung nur durch die unvermerkte, wo nicht gar

absichtliche Beimischung konkreter Anschauungen befähigt habe. Sein Denken sei nicht ein von Begriffen zu Begriffen fortgehendes, sondern aus Anschauung und Empfindung sich zuspitzendes, S. 48; so verwandle sich bei ihm die Kritik der Vernunft in das System der Vernunft, S. 298; die ganze Logik sei in dieser Weise eine Selbstbewegung des Inhalts und ihre Kategorien reine Selbstbewegungen, die man eben deshalb Seelen nennen könnte, S. 312; es solle also aufgehoben sein die Gedankenhaftigkeit der Gedankenbestimmungen, die als solche Reales seien, S. 316. Alles, was sei, sei der Prozeß des absoluten Geistes, S. 105. Nach der letzten Meinung des Systems könne die Dialektik der Begriffe an jedem Punkte nur die Selbstreflexion der Sache und gleichzeitig die Reflexion des Philosophen sein, S. 109; durch das fortwährende überaus rege und geschickte Herüber und Hinüber von dem abstrakten Begriff zu der konkreten Anschauung, von der konkreten Anschauung zu dem abstrakten Begriff komme das dialektische Gewebe in Logik, Metaphysik und Naturphilosophie zustande, S. 173. Unter der Fahne des Identitätssystems springe die intellektuelle Anschauung bei Hegel von dem Boden der Kunst und der Religion, der Realität und des Lebens auf den Boden des reflektirenden Denkens. Diese Verwirrung könne aufgeklärt, sie könne aber von ihren Urhebern unmöglich als berechtigt erwiesen werden, S. 193. So sei Hegel mit Herbart verglichen ein unvergleichlicher Confusionarius; er sei vielleicht nicht durchaus der größere Denker, aber gewiß der größere Philosoph gewesen, S. 331. Überhaupt sei es nicht in erster Linie das Bedürfnis wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, was ihn zum Philosophieren treibe, sondern das Bedürfnis, sich das Ganze der Welt und des Lebens in einer ordnungsvollen Form vorzustellen, S. 88. So sei diese Philosophie in ihrem Prinzip romantisch geblieben; in ihrer Ausführung sei sie der schlechtesten Reflexion und der dürrsten Scholastik verfallen. Mit diesen ihren beiden Seiten sei sie die Philosophie der Restauration geworden und habe sich in deren Quietismus wie in deren Sophistik gefügt, S. 230 f. Hegel habe eben die Empfindung des Lebendigen und die Anschauung des Schönen auf dem Boden des Denkens ins Trockne bringen wollen, S. 398. Später habe er in der Religion den Gemütsgehalt entwertet und das historische Moment mißhandelt, S. 414; ja die Erschleichung, die eine frühere Philosophie bei den Gottesbeweisen unbewußt begangen, begehe Hegel bewußt und geflissentlich, S. 405.

Diese Sätze zeugen von dem Scharfsinn, mit dem H. den Schwächen und Zweideutigkeiten des Hegelschen Systems nachspürte; sie verraten zugleich die Bitterkeit, die diese Mängel als bewußte Anbequemungen ansah, während sie im wesentlichen nur die Überbleibsel aus der ersten Gestalt der Schellingschen Naturphilosophie darstellen. Es ist schon richtig, daß Hegel von identischen Begriffen sprach, wo er korrelate annehmen sollte, daß er dem Begriffe eine Eigenbewegung zuschrieb, die nur dem begreifenden Subjekte zukommt. Auch wird zutreffen, daß dem denkenden und zuschauenden Begriffsbildner die konkreten Anschauungen, die ihm aus dem eigenen Bildungsschatze zuströmten, zu der Täuschung veranlaßten, als ob diese ihre Geburtsstätte in dem an sich leeren Begriff hätten und ihn hiermit befähigten, sich aus eigener Kraft zu höheren Begriffsstufen fortzubewegen. Und es erklärt sich, daß Hegel mit allen übrigen Organismen auch den Staat zu einem Gedankendinge entleerte (S. 209), auch daß er nach den verwirrenden Welthändeln kaum vergangener Tage eine vorsorgliche Staatsverwaltung höher einschätzte, als die nationale Lebenskraft. Allein man darf den Wert nicht verkennen,

den die gegenseitige Abwägung auch nur korrelater Begriffe für das Verständnis ihres Wesens und ihrer Bedeutung hat, und wenn die Philosophen aller Zeiten vergeblich versucht haben, Subjekt und Objekt, das Reich der Ideen und das der Vergänglichkeit, die Welt der Formen und die Welt der Werte ineinander überzuführen, so hat man in diesem Mißlingen doch nie eine persönliche Verschuldung erblickt. Vielmehr ist stets dankbar anerkannt, daß die großen Denker — und zu diesen zählte H. Hegel ausdrücklich — ernsthaft um die Lösung eines Rätsels gerungen haben, das nur Gott verständlich zu sein scheint. Absichtliche Erschleichung und Sophistik sollte man denen nicht beimessen, denen in der dünnen Luft der Abstraktion die Grenzen der Begriffe verschwammen. Gerade dies und die gewaltige Gedankenarbeit Hegels hat auch H. selbst in seinen Vorlesungen wiederholt anerkannt, z. B. S. 229 »Beugen wir uns vor dem Geiste und bekennen wir uns als die Schüler dieses Denkers« und besonders S. 331 »Die Hegelsche Logik ist ein lebendiges Glied in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes und wird ihren mächtigen Einfluß auch dann noch zu üben fortfahren, wenn der Name eines Hegelianers so verschollen sein wird, wie der eines Cartesianers oder eines Wolffianers«. Eine so scharfe und eindringliche Kritik war bisher an Hegel nicht geübt, aber auf Grund persönlicher Beobachtung halte ich mich zu der Behauptung berechtigt, daß in späteren und glücklicheren Zeiten, als das Vaterland seine Söhne zu freierer und einheitlicherer Kraftübung sammelte, H. auch seinerseits milder über einen Mann dachte, den das Vaterland längst mit Stolz zu seinen großen Söhnen zählte. Denn H. war stets zur Selbstberichtigung bereit, wenn das Denken und das Leben ihn eines besseren belehrt hatte.

Trotz des Aufsehens, das dieses Werk überall, bei den Gegnern wie bei den orthodoxen Jüngern des so scharf kritisierten Systems erregte, sollte H. in den nächsten Jahren nicht ungestört seinem Lehramt und der Wissenschaft leben. Namhafte Anhänger der Frankfurter Erbkaiserpartei, die den Glauben an den deutschen Beruf Preußens nicht aufzugeben vermochten, waren an zwei verschiedenen Orten, unabhängig voneinander, zu demselben Entschluß gediehen, in einer neu zu gründenden Monatsschrift den Plan der deutschen Einigung unter der Führung eines liberalen Preußen wieder aufzunehmen; beide Gruppen wünschten die Herausgabe mit weitgehender Vollmacht in H.s Hand zu legen. H., immer ein treuer Mitstreiter, schlug trotz mancher Bedenken beherzt ein und so erschienen seit 1858 die Preußischen Jahrbücher, die selbst neben und vor einigen plötzlich auftauchenden Nebenbuhlern den großen französischen und englischen Revuen bald ebenbürtig zur Seite traten. H. hat in seinem Leben S. 256—286 ihre Entwicklung durch die ersten Jahrzehnte geschildert und zugleich die Aufsätze genannt, die er der Zeitschrift außer der Redaktionsarbeit schenkte und deren wichtigste in einer Sammlung bei Weidmann in Berlin 1903[1]) vereinigt sind; die kürzeren Kampfartikel, wie sie die staatliche Bewegung eingab, hat er selbst übergangen. Den unerquicklichsten Teil seiner Aufgabe, der Zeitschrift bei der Mannigfaltigkeit der Mitarbeiter auch in der sprachlichen Darstellung ein einheitliches Gepräge zu erhalten, hat er trotz des nicht seltenen Einspruchs empfindlicher Verfasser meisterhaft gelöst. Das nach H.s Austritt dem 28. Bande beigegebene Ver-

[1]) Ausgeschieden sind diejenigen Beiträge, deren Wiederholung H. selbst, nach der zuverlässigen Kenntnis des Herausgebers nicht gestattet haben würde.

zeichnis der Beitragenden entband die nachfolgenden Herausgeber jener peinlichen Obliegenheit und enthüllte zugleich, wie viele und wie hohe Geister der Zeitschrift gedient hatten. Es war allerdings ein überaus glückliches Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit sich ein völliger Umschwung in der preußischen Politik vollzog. Der mit der Vertretung des erkrankten Herrschers befaßte Prinz von Preußen wandte sich von den Urhebern einer Weisheit ab, die den Staat nach Olmütz geführt hatte, und so durften die Jahrbücher in ihrem Kurse fortfahren, bis mancherlei Ungeschick, das zumeist den neuen Ministern und der Landesvertretung zur Last fiel, die kostbare Eintracht zwischen dem Regiment und der Nation störte. Die Jahrbücher steuerten freilich unentwegt nach demselben Ziele, auch mit besonnener Abwägung der Mittel, bis das geänderte Ministerium sich anschickte, den unerschrockenen, aber unbequemen Ratgeber aus der Leitung der Zeitschrift zu verdrängen. Es bedurfte hierzu kaum des Winkes der Behörde; H. hatte selbst empfunden, daß die doppelte Last der Redaktion einer so vielgestaltigen Zeitschrift und des akademischen Berufs für ihn, ich füge hinzu, für jeden Redlichen zu schwer sei. Er gab die erstere 1864 auf, ohne doch erklärter- und geduldetermaßen seine Hilfe schlechthin einzustellen. Diese hat er, ungeachtet er allmählich der Zeitschrift fast entfremdet wurde, bis zu seinem Lebensende gewährt; noch aus seinem Nachlaß ist ihr (Bd. 110, S. 207—223) ein Aufsatz über den Schweizer Dichter U. Hegner einverleibt, den er der Arbeit einer Schülerin, H. Waser, gewidmet hatte. Schmerzlich war ihm der Streit, in den ihn seine in der Form vorsichtige, aber im Grunde nicht mißverständliche Besprechung der preußischen Preßverordnung vom 1. Juni 1863 mit dem heißblütigen Treitschke verwickelte; er wurde bald ausgeglichen, als der Freund seinen Irrtum erkannte (Leben S. 270). Im übrigen brachte ihm die sechsjährige Redaktionsarbeit mit dem Erfolge des Unternehmens auch reiche Genugtuung und zugleich wachsende Einsicht in das staatliche Leben; für den sorgsamen Leser ist der Fortschritt kenntlich, den er durch die eigenen Beiträge für Charakterzeichnung und lichtvolle Darstellung gewann. Dies wird noch eingehender zu betrachten sein.

So konnte nun H. sich freier auf dem Katheder und in der Wissenschaft bewegen. Die Wahl und Behandlung des Stoffs auf beiden Gebieten wies zwar eine starke Erweiterung und Vertiefung seiner Lehr- und Erkenntnisarbeit, aber nicht eigentlich eine Wandlung auf. Er hatte eben früh erkannt, daß Sinn und Begabung in ihm weniger der Systembildung als der Kritik, und vor allem der Verknüpfung von Philosophie und Geschichte, der Ermittlung des Zusammenhangs zwischen kulturgeschichtlicher und individueller Entwicklung zugewandt war (Leben S. 280). Skeptisch gegen alle dogmatische Spekulation vermied er auch, die Jugend in sie hineinzulocken; er verschloß sich der Mahnung des Freundes, doch wenigstens Phänomenologie des Geistes zu lehren. Zaudernd ging er an die Grundzüge der Ethik und Ästhetik und je länger desto entschiedener beschränkte er sein Lehrgebiet auf Logik und Geschichte der Philosophie, die er durch einstündige Publika über einzelne wichtige Erscheinungen, namentlich über Bacon, Fichte, die Nachfolger Hegels u. a. ergänzte. Diese Vorlesungen hat er bis zuletzt mit gleicher Gewissenhaftigkeit und unter voller Kenntnis der späteren Forscher, unter denen er Lotze besonders schätzte, vor zahlreicher Zuhörerschaft vorgetragen. Daneben übte er einen kleinen studentischen Kreis in der Erklärung des Aristoteles und Spinozas, Kants und anderer, ihm selbst zu voller Befriedigung und zur

sichtlichen Förderung seiner Schüler. Dem Lehrauftrage für die deutsche Literatur genügte er durch die Vorlesung über ihre Entwicklung seit Gottsched; die Publika über Schiller und Goethe, über die Geschichte des deutschen Romans und ähnliche Ausschnitte fesselten bis zu ihrem Schluß die für Halle damals ganz ungewöhnliche Zahl von 300 und mehr andächtiger und begeisterter Hörer, denen sich auch Wißbegierige aus nichtakademischen Kreisen zugesellten. Diese reiche Wirksamkeit beschwichtigte zwar nur schrittweise seine alten Gegner aus der Fakultät, denen freilich auch der höhere Schwung in der preußischen Staatskunst nur mäßig behagte; sie legte aber der Regierung die Verpflichtung auf, dem Fleiße und dem wechselnden Erfolge auch die äußere Stellung des Lehrers anzupassen. H. wurde 1860 zum außerordentlichen und, spät genug, 1868 zum ordentlichen Professor befördert, und als 1872 das ministerielle Anerbieten einer Versetzung nach Breslau mit der Bitte der Fakultät beantwortet wurde, ihr die unentbehrliche Lehrkraft zu belassen und demgemäß auszustatten, worüber H. dem Minister die Wahl anheimstellte, entschied sich für immer sein Bleiben an der Friedrichs-Universität, die ihm diese Treue 1873 durch die Wahl zum Rektor dankte.

Mit dem Lehren ging das Forschen und Schreiben Hand in Hand, wie es immer sein sollte, insofern als seine größeren Aufsätze für die Preußischen Jahrbücher die allgemeine Entwicklung des deutschen Geistes in Staat und Literatur in hervorragenden Vertretern und Erscheinungen schilderte. Hierher gehören noch aus der Zeit seiner Redaktion die politischen: Beurteilung des preußischen Landtags von 1851—57, I, 186, zu den Wahlen, II, 457, zum Stieberschen Prozeß, VI, 593 und besonders die schon erwähnte Beleuchtung der Preßverordnung, X, 627 mit ihrem Nachspiel, der Abwehr des Treitschkeschen Angriffs, XII, 62. Auch die Aufsätze über U. v. Hutten, I, 487, E. Mor. Arndt, V, 470, Macaulay, VI, 353 und über F. v. Raumer, VIII, 406, haben einen politischen Hintergrund. Streng philosophisch sind die späteren scharfprüfenden Abhandlungen über Schopenhauer, XIV, 45, 179, und über E. von Hartmann XXXI, 41; sie sollten die Wissenschaft vor Verfälschung durch unhaltbare und unreife Pseudosysteme schützen und namentlich die Jugend vor den Gefahren behüten, die durch verkehrte Bestimmung des Willens das sittliche Gefühl zu schwächen, die Klarheit des Denkens zu verdüstern drohten. Die Folgezeit bis zur Gegenwart bekundet allzu deutlich, daß trotz dieser Warnung große Schichten der Bevölkerung, namentlich unter den Halbgebildeten, jenen Gefahren verfallen sind. Abgesehen von beiläufigen Kampfesartikeln bewegen sich die übrigen auf dem mehrbezeichneten Arbeitsfelde H.s, über Schiller, IV, 516, 626, der sehr dankenswerte über Varnhagen von Ense, XI, 445, über Diltheys Schleiermacher, XXVI, 556, oder sind geradezu Ausschnitte aus gleichzeitigen größeren Darstellungen, so über Fr. Schlegel und dessen Lucinde, ein deutsches Frauenleben, XXVIII, 451, und die Nachlese zu Novalis XXXI, 563. Ein letzter Aufsatz LXVI, 195, ist dem treuen Freunde und Mitstreiter H. Baumgarten gewidmet, um seiner Bravheit trotz mancher abweichenden Auffassung ein Denkmal zu setzen. Die Sprache ist immer dem Gegenstande angemessen, bald kraftvoll und streitlustig, bald in liebevoller Betrachtung das Leben einer Seele malend, selbst wenn deren Grundtriebe von den sittlichen Anschauungen H.s weit ab lagen. Wer immer von dem bedenklichen Wandel der Caroline Böhmer, von ihrer leidenschaftlichen und daneben sinnlichen Gefühlsart, von ihrem zweideutigen Behaben in dem Jenenser Kreise sich abgestoßen fand, wird bewundern, mit welcher Hingabe und wie leuchtend H. die beweglichen

Züge dieses anmutigen, aber gefährlichen Wesens geschildert hat. Immer klarer, immer lichtvoller und einfacher war H.s Darstellungsgabe geworden und dies eben sollte sich in seinen letzten und umfangreichsten Werken offenbaren, Denkmalen seines Fleißes und seines reifen Geistes, mit denen er den Ruhm deutscher Wissenschaft gemehrt hat. Die romantische Schule fällt in das Jahr 1870, sein zweibändiger Herder 1880—85.

Die erstgenannte Schrift unternahm es, eine höchst merkwürdige Offenbarung deutschen Denkens und Fühlens aufzuklären, die, mit lautem Geräusch und schlecht bemessenen Ansprüchen ins Leben getreten zwar sofort vielfach beredet, gepriesen und verurteilt, aber auf ihre Quellen, ihr Wesen und ihren Zusammenhang sowol in sich selbst als mit der allgemeinen Geistesentwickelung noch wenig geprüft war. Ohne eine Schuldefinition zu versuchen, die bei der Vielgestaltigkeit begabter, aber unfertiger Geister schwer zu finden war, läßt H. ihre Entstehung und ihren Einfluß aus ihren Hauptwerken erkennen und schließt seine Betrachtung mit der Geschichte ihrer Blütezeit ab, ohne ihre berechtigte, aber störsame Wirksamkeit bis in ihre Fortsetzer zu den phantasie- und gemütvollen Dichtungen eines Fouqué und Eichendorff und noch weniger zu den formlosen Zerrbildern des Z. Werner und E. Th. A. Hoffmann zu verfolgen; was hätten auch diese für die Weiterbildung des deutschen Geistes zu bedeuten? Scharf war dagegen die Eigenart der Hauptvertreter, klar ihre Gegenstellung gegen die Klassiker, vortrefflich die Tiefe und lebenskräftige, später zur Scheidung führende sittliche Natur Schleiermachers und prachtvoll S. 865ff. die Nachwirkung der Romantik in der deutschen Wissenschaft gezeichnet, auch treffend am Schluß angedeutet, daß die unbegrenzte Unruhe der Romantiker in der alles umfassenden und alles ausgleichenden Denkbarkeit Hegels erlöschen mußte.

Anscheinend in vollem Tageslichte und wenn auch wechselvoll, so doch mit innerlicher Stetigkeit hatte sich im Gegensatz und zugleich in Ergänzung zu den Romantikern das Leben Herders, des Jüngers und Lehrers der humanistischen Weltanschauung, abgespielt; seine Gaben und seine Leistungen waren indes bis dahin mehr gepriesen, als nach ihrem Wachstum und auch nach ihren Grenzen gewürdigt, zumal neben den Weimaraner Freunden, in denen Herder doch mehr geneigt war Nebenbuhler zu sehen. Diesen Helden hat H. mit solchem Fleiße und so gewissenhaft abwägender Prüfung geschildert, daß es kaum zu einer Nachlese, eher zur Nachbildung Raum und Anreiz hinterlassen hat. Beide Werke sprechen sich so bestimmt und vollständig aus, daß ihre Zergliederung überflüssig, die Angabe ihres Inhalts hier unmöglich ist. Eine zusammenfassende Übersicht über Herder hat H. für die Allgemeine Deutsche Biographie geliefert. Seine Wahl in die Berliner Akademie der Wissenschaften, 1900, war eine späte, aber reichlich verdiente Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung.

Diesen literargeschichtlichen Schöpfungen folgten zum Schluß zwei biographische, zuerst das Leben Max Dunckers, dem H. vielfache Anregung in politischen Sachen schuldete, geschrieben auf Ansuchen der verehrten Witwe, aber gern und warm aus dem Herzen des Verfassers geflossen. Über Anlaß und Stimmung des Buchs belehren am besten die Worte der Vorrede S. V: »Wie übertrieben das Zutrauen war, das sie (die Witwe) in das Maß meiner Kräfte gesetzt hatte, den Glauben, den sie von der Treue meiner Verehrung für den Verstorbenen und von der Ehrlichkeit meiner Hingabe an die übernommene Aufgabe hegte, möchte ich um alles in der Welt nicht getäuscht

haben«. Und diese Schilderung hatte Duncker, der aus der Hegelschen Denkweise in die historischpolitische hineinwuchs, nie voll zufrieden, wenn er neben streng wissenschaftlicher Arbeit nicht auch die vaterländischen Geschicke fördern konnte, bei seinem wahrhaften, edlen, tapfern und doch stets besonnenen Wesen, diese Treue des Freundes durch echte und langjährige Freundschaft vollauf verdient. Es erhöht unsre Teilnahme, daß Duncker in seinem politischen Wirken selten einen reinen Erfolg errang; wir kennen die nachmärzlichen Wirren in Preußen und gerade H. unterrichtet uns genau, welche Gegenströmungen Dunckers Stellung als Beraters des Kronprinzen unsicher und schließlich unhaltbar machten. So ist dieses Buch zur Kenntnis jener zerklüfteten Zeit, namentlich zur Einsicht in die vielfach sich kreuzenden Antriebe nicht nur unter den verschiedenen Parteien, sondern auch in der liberalen selbst unentbehrlich; zum Beweise dient, daß Bismarck in seinen Erinnerungen sich auf H. bezieht. Alles verbürgt die Treue und Feinheit der Zeichnung, nur daß sie dem Gegenstande gemäß ernster und kraftvoller ausfiel als in den rein literarischen Schriften. Der Ausdruck treffend, oft besonders glücklich, z. B. über Dunckers frohen Verkehr mit alten Freunden in Heidelberg 1866, S. 401: »War man noch jung oder wurde man wieder jung?« Aus dem von tiefer Empfindung eingegebenen Schlusse mögen hier die Worte stehen: »An den Prüfungen und Kämpfen dieses Lebens mag die heutige Generation sich vergegenwärtigen, wie groß der Abstand zwischen den öffentlichen Zuständen unseres Vaterlandes vor und nach den sechziger Jahren ist, und welche Summe des edelsten Wollens aufgewandt, wie viel geirrt und wie viel Täuschungen überwunden werden mußten, um auf die freie Höhe zu gelangen, auf die wir jetzt gestellt sind. Ein hohes Beispiel hat dieser Mann uns vor allem durch die ebenso einfache wie vornehme sittliche Gesinnung gegeben, die der Kern seines Wesens und die noch größer als sein großer politischer Verstand war«. Sie dienen nicht nur zum Verständnis jener Zeiten und Männer, sondern auch zum Trost in den wilden Gärungen der Gegenwart.

Die zweite Biographie galt H. selbst; sie ist nicht vollendet und führt nur bis 1867, gibt aber ein umrahmtes Bild, insofern mit diesem Jahre H.s unmittelbare Beteiligung an den staatlichen Vorgängen abschloß. Noch im Vorjahre hatten ihn seine Mitbürger zum Dank für seine tapfere Haltung in schwächlichen Tagen in das Haus der Abgeordneten geschickt, an deren Verhandlungen er mit Eifer, aber mit mäßiger Befriedigung teil nahm. Spätere Wahlzeiten zeigten nur einen milden Nachklang der früheren Erregung. Sein eigenes Bild hat H. mit einer seltenen, fast grüblerischen Aufrichtigkeit, hier und da mit leiser Ironie gezeichnet, rührend und erfreulich für die, so ihn geliebt haben, und für alle ein Muster der Selbstprüfung und Selbstbesinnung. So schied er 1901 inmitten seiner geliebten Tyroler Berge, die den Wanderlustigen in ihrer reich gegliederten Landschaft fast mehr anzogen als die Pracht der internationalen Schweiz.

Ist es noch nötig, seine Art und das Gepräge seiner Bildung, die Richtung seines Willens in besondere Worte zu fassen? Wir wissen, daß H. sich von der alles erklärenden und alles schaffenden Spekulation zum Kantschen Kritizismus zurück wendete, nicht um sich auf ihn zu beschränken, sondern um durch ihn das Denken zu begrenzen und zu bereichern, auch um ihn auf das geschichtliche Verständnis großer Erscheinungen anzuwenden. Hieraus, aus der gleichgewogenen Schätzung der abstrakten wie der realen Geistesmächte entsprangen seine tief entwickelnden, schrittweise sich selbst recht-

fertigenden Seelenschilderungen, die nicht nur für die Schärfe seiner Beobachtungen, sondern ebenso für die lautere Wärme seiner Empfindung, kurz für seine Fähigkeit zeugen, in fremden Herzen heimisch zu werden. Und eben diese Liebe zur Menschheit wie zu den einzelnen Menschen vermochte ihn zu scharfem Urteil, wo er das sittliche und wissenschaftliche Leben seines Volkes gefährdet oder gar verfälscht sah. Eben sie erhielt in ihm trotz Kant den Glauben an eine notwendige Transszendenz, an eine ewige Welt, der nie in ihm erloschen war, aber sich mehr und mehr aus der Enge eines diesseitigen Rationalismus und von der Kette einer rein kausalen Weltanschauung loswand. Diese Überzeugung durchdrang ihn bis zu dem Grade, daß er sich in den Dienst der neuen Kirchenordnung stellte, die das religiöse Gefühl der Gemeinde sammeln und beleben sollte. Jahrelang war er Mitglied des Gemeindekirchenrats, nicht daß er hierin das Wesen und die Rettung des Gottesdienstes gesehen hätte, sondern weil er sich hier mit seinem Nächsten gleichgestellt und verbunden fühlte. Dem politischen Tageskampfe hatte er entsagt, aber er hielt sich namentlich zur Zeit der Wahlen treu zu seiner Partei, ohne doch ihre Schwächen zu verkennen. Er sammelte zuerst in Preußen die Hallenser zu einer öffentlichen Erklärung, die in den Tagen allgemeinen Kleinmuts den Entschluß verkündete, lieber die Schrecken des Kriegs als die Schmach eines neuen Olmütz zu erdulden. Er war nicht blind gegen Bismarcks Irrtümer, aber er ward und blieb sein dankbarer Verehrer und hat dies in drei öffentlichen von dem lautesten Beifall begleiteten Reden betätigt, zu denen ihn das Vertrauen seiner Mitbürger und der Universität berief. So bildete er und bewahrte seine Grundsätze, von denen hier nur gesagt werden soll, daß sie wohl hier und da durch eine allzu ideale Auffassung staatlicher Vorgänge und Bedürfnisse beeinflußt waren, daß sie aber die geschichtliche Entwicklung des Vaterlandes allezeit obenan stellten, ohne gewagten Versuchen das Wort zu reden. Schon früh und noch am Schluß des Lebens (Leben S. 303) hat er sich entschieden gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht gewehrt, weil mit ihm auf die Dauer kein Staat bestehen könne. Als Städter mit größerem Verständnis der Entwicklung der Städte als des platten Landes zugetan, als Philosoph mehr den grundsätzlichen als den zeitgemäßen Entscheidungen zugeneigt, hat er sich in der Wissenschaft und auf dem Lehrstuhl, in der akademischen Verwaltung und in der Bürgerschaft selbst gegen frühere Gegnerschaft eine Stellung und Geltung errungen, die in so stürmischer und verworrener Zeit nur dem reinen Charakter, dem unbestechlichen Denker, dem Mutigen, Tapferen, Fleißigen und auch diesem in einer Welt voll Dunkelheit und Schmutz nur selten beschieden ist, ähnlich hierin dem von ihm geschilderten und gepriesenen W. v. Humboldt. Denn H. war mehr als seine Schriften. Treuen und feinen Sinnes gegen seine Freunde, stets mehr gebend als empfangend, hat er fremde Leistungen immer mit herzlicher Freude anerkannt. Selbst auf fremden Hochschulen wurde er, vielleicht nicht ohne einige stille Begehr, wohl ein Schmuck der Friedrichs-Universität genannt, der es doch wahrlich an hohen Geistern und hellen Köpfen nie gefehlt hat. So hat er das Wort gerechtfertigt, das bei seinem Amtsjubiläum der Herr Minister der Universität zurief: er wünsche ihr Glück, einen solchen Mann fünfzig Jahre besessen zu haben.

Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rud. Haym. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Berlin, Gärtner, 1902. Mit zwei Bildnissen. — Alois Riehl, R. Haym. Rede zu seinem Gedächtnis. Halle, Niemeyer, 1902. (Auch in den Philosophischen Abhandlungen,

dem Andenken R. Hayms gewidmet, ebendas.) — Vaihinger, Dem Andenken an R. Haym. 1901 (enthält die Adresse, die die philosophische Fakultät Haym zu seinem achtzigsten Geburtstage widmen wollte). — B. Delbrück in Euphorion, Zeitschr. für Literaturgesch. von Sauer, 1901.

Halle a. S. Wilhelm Schrader.

Weinhold, Karl, * 26. Oktober 1823 in Reichenbach in Schlesien, † 15. August 1901 in Berlin, Universitätsprofessor. — W. war der Sohn eines protestantischen Pfarrers und studierte zuerst auch Theologie. Von ihr ging er sehr bald zum Studium des Deutschen über, dem fortan sein Leben gehörte. W. besuchte die Universitäten Breslau und Berlin, er habilitierte sich 1847 in Halle, wurde von dort 1849 als außerordentlicher Professor nach Breslau, 1850 als Ordinarius nach Krakau, 1851 nach Graz berufen. In Graz blieb er bis 1861, von 1861—1876 wirkte er in Kiel, von 1876—1889 wieder in Breslau, von 1889 bis zu seinem Tod in Berlin. — W. also wurde nach kurzer Lehrtätigkeit in der engeren und engsten Heimat an die östlichste Grenze des Deutschtums verschlagen, es war sodann durch ein Jahrzehnt seine Aufgabe, deutsche Art und deutsche Wissenschaft an gefährdeter Stelle in Österreich zu bezeigen, er kam von dort für ein halbes Menschenalter an Deutschlands nördliche Grenze, danach wurde er, der mittlerweile die Fünfzig überschritten, für lange Zeit seinem Schlesien zurückgeschenkt; schließlich, als er den Siebzig nahe war, brachte ihm das Alter den lange begehrten und ersehnten Lohn, den Lehrstuhl für das Deutsche in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches.

W. ist weit herumgeführt worden, und ihn, den es nach einer Wirksamkeit im großen drängte, schmerzte es oft, daß er durch Jahrzehnte an kleinen und entlegenen Universitäten zu lehren hatte. Aber dies Schicksal war für ihn auch ein Segen: denn er empfand es als stolze und schöne Aufgabe, gerade auf wenig vorbereitetem Acker Deutschtum und deutsche Wissenschaft zu säen. Weil er das Deutschtum an so vielen Stellen kennen lernte, erwarb sich W. auch eine selten reichhaltige und vielseitige Kenntnis des deutschen Wesens, zumal da es seine Art blieb, jedesmal die deutschen Eigentümlichkeiten des neuen Bodens zu erforschen und zu schildern.

Die Liebe zur Heimat und zu allem Deutschen verstärkte sich bei W. gerade infolge seiner vielfältigen Versetzungen. Und so mannigfach und verschiedenartig seine gelehrte Tätigkeit auch war, sie hatte eigentlich doch immer den gleichen Mittelpunkt: die Heimat. W.s Wissenschaft war die deutsche Volkskunde — Volkskunde freilich in sehr weitem Sinn: in die Volkskunde gehörte für ihn jede Äußerung volkstümlichen Lebens: die gesamte äußere Kultur (die sogenannten Realien), die Kunst, Mythen und Sagen, Aberglauben und Bräuche, Feste und Kulte, die Literatur, die Namenkunde und vor allem auch die Sprache oder genauer: die Mundarten. Dieser viel verzweigten Wissenschaft der Volkskunde hat W. bis zu seinem Tode in nie ermüdender Treue gedient.

Es war eine nicht ganz leichte Fügung für diesen Gelehrten, daß die germanistische Wissenschaft seiner Zeit meist gerade die entgegengesetzten Wege ging wie er. Denn er wandelte durchaus in den Bahnen Jakob Grimms, dessen Universalität war ihm das leuchtende Vorbild. Die Generation nach Jakob Grimm aber war eine Generation von Spezialisten; die einen erschöpften ihre Kräfte in leidenschaftlichen Kämpfen für und gegen Karl Lach-

mann, ihnen war die Philologie in engerem Sinne die eigentliche Wissenschaft, die anderen vertieften sich in sprachliche Forschungen, wieder andere suchten der Literaturgeschichte neue Gesichtspunkte mitzuteilen, ihr neue Ziele zu weisen und sie vor allem in die Bahnen der Philologie zu lenken; denen um Müllenhoff war deutsche Altertumskunde das höchste Ideal, und gerade die Volkskunde, gerade die Erforschung der äußeren Kultur standen ziemlich unbeachtet beiseite. So erschien sich W. auch in der Wissenschaft oft als Außenstehender: denn an der Fehde um Lachmann und um die Nibelungen, von der die deutsche Philologie leider so lange beherrscht wurde, hatte W. nie inneren Anteil genommen, gerade auf dem Gebiet der Textkritik hatte er nichts Hervorragendes geleistet — seine wenigen Ausgaben althochdeutscher und mittelhochdeutscher Texte gehören nicht zu seinen besten Arbeiten. — 1872 Fränkisches Gesprächsbüchlein, 1874 die rheinfränkische althochdeutsche Übersetzung des Isidor, 1877 die hessische Pilatuslegende (in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 8, 253ff.), 1880 Lamprechts v. Regensburg St. Francisken Leben und Tohter Syon. — Und auch der neueren Richtung der Sprachwissenschaft stand er ablehnend und fast feindselig gegenüber; in seinen Publikationen zur neueren Literaturgeschichte — hervorgehoben seien: 1868 Heinrich Christian Boie, und namentlich die Ausgaben von Michael Reinhold Lenz: 1884 Dramatischer Nachlaß, 1887 Sizilianische Vesper, 1891 Gedichte; auch mit Sprickmann, Schönborn und dem Maler Müller hat sich W. beschäftigt — zeigte er ebenfalls mehr den gelehrten Sammler wie den gelehrten Forscher. Die letzten Berliner Jahre brachten auch hier eine große Veränderung: gerade die Wissenschaften, denen W. sich verschrieben, gelangten zu erneuter Anerkennung: die deutsche Volkskunde blühte überall auf und wurde auf das lebhafteste gepriesen und betrieben, W. aber stand mitten in diesem Treiben, er begründete und leitete den Berliner Verein für Volkskunde und gab dessen schöne Zeitschrift heraus. In derselben Zeit wurde auch die Bedeutsamkeit der Erforschung der äußeren Kultur wieder energisch betont, die Notwendigkeit hervorgehoben, das deutsche Leben der Vergangenheit in seinen gesamten Äußerungen zu studieren und dem Zusammenhang zwischen diesen einzelnen Äußerungen nachzugehen. Es schien diese Wandlung wie ein wohlverdienter Lohn für einen Mann, der sein ganzes Leben unbeirrbar die Wissenschaft trieb, wie er sie auffaßte, der, von Tagesströmungen unberührt, seinen Weg unverdrossen weiterging: nun wurde W. in seiner Berliner Zeit der letzte ehrwürdige Vertreter aus der Heroenzeit der germanischen Philologie und zugleich stand er in deren gegenwärtigstem Leben. In wissenschaftlicher Hinsicht waren für ihn gerade die Jahre des Alters die Jahre der Erfüllung und der Vollendung, die Jahre, in denen er seine Saat aufgehen sah. Er hat die Anerkennung, die man ihm nun von allen Seiten entgegenbrachte, dankbar, stolz und glücklich genossen.

Man wird sich nach dem Gesagten die wissenschaftliche Arbeitsart W.s ungefähr vorstellen können. Er war vor allen Dingen Sammler, er wollte für seine Werke ein möglichst reichhaltiges, vielseitiges Material. Das zeigt bereits seine Erstlingsschrift, die Sammlung epischer Formeln aus der altgermanischen Poesie *(Spicilegium formularum ex antiquissimis Germanorum carminibus, 1847):* alle alten germanischen Dialekte beherrscht der junge Anfänger und aus dem ganzen bekannten Gebiet der altgermanischen Poesie stellt er seine Formeln zusammen. Das zeigt namentlich sein größtes Werk, Die deutschen Frauen im Mittelalter. Durch ihr ganzes Leben von der

Geburt bis zum Tod begleitet W. die Frau, er zeigt sie uns in ihrem ganzen Beruf, der Gesamtheit ihrer Beschäftigungen, er beginnt mit der Zeit des Tacitus und endet im spätesten Mittelalter, er ergeht sich in ausführlichen Betrachtungen über die Namen der Frauen und vergißt nicht, uns von Göttinnen und Halbgöttinnen, von Hexen und Zauberinnen zu erzählen. Dies Werk erschien zuerst 1851, eine zweite Auflage 1882, eine dritte 1897, also wieder in der Berliner Zeit: so hat W. seine Jugend, seine Mannesjahre und sein Alter seinem Lieblingsbuch widmen dürfen. Es ist in der Darstellung den Büchern Jakob Grimms das ähnlichste: man fühlt überall die Freude des Sammlers und fühlt auch, wie die Ideen während des Sammelns dem Sammler fort und fort zuströmen. Und das Werk ist W.s persönlichstes auch insofern, als er es seiner Frau und seiner Mutter widmete, den beiden, in denen sich ihm das Ideal der deutschen Frau verkörperte. Wer W. etwas kannte, der wußte, mit welcher zarten Liebe und mit welcher rührenden Verehrung er an seiner Frau hing.

Das nächste größere Werk, Das altnordische Leben (1855), ist ebenfalls durch reiches und schönes Material ausgezeichnet, sonst aber etwas rasch gearbeitet. Und die ausführlichen Bücher der nächsten Jahre, Die alemannische Grammatik (1863), Die bayrische Grammatik (1867), Die mittelhochdeutsche Grammatik (1877, 2. Aufl. 1883) sind dem Forscher wiederum noch heute durch ihr großes und umfängliches Material unentbehrlich, wenn ihre Darstellung und Gruppierung auch oft an einer gewissen Unklarheit leiden und die sprachlichen Ansichten und Ergebnisse längst überholt wurden. Außerdem hat uns W. eine Reihe wertvoller kleinerer sprachlicher Abhandlungen geschenkt, von denen die über deutsche Monatsnamen (1869) und die über die gotische Sprache im Dienst des Christentums (1870) hervorgehoben sein mögen. Praktische Vorschläge für die deutsche Rechtschreibung, die W. der österreichischen Regierung vorlegte, waren weniger glücklich, sie empfahlen zwecklose Archaismen — mißleitet durch eine ähnliche wunderliche Vorliebe Jacob Grimms für sprachliche Altertümeleien — und verkannten die tatsächlichen Bedürfnisse. W. hat selbst diese Altertümeleien weiter gepflegt und beispielsweise immer »stund« statt »stand« und »schloff« statt »schlüpfte« geschrieben. —

Einer der Lieblingspläne W.s, eine schlesische Volkskunde in großem Stil — wie sie uns jetzt Richard Wossidlo in meisterhafter und schlechthin mustergültiger Weise für Mecklenburg schenkt —, ein großes Wörterbuch, eine schlesische Grammatik und eine Sammlung aller volkstümlichen Überlieferungen verwirklichte sich leider nur zum kleinen Teil: das meiste, freudig und mühsam gesammelte Material wurde bei einem Brand in Krakau zerstört. Die ausgezeichnete, vielfach vorbildliche und bahnbrechende Arbeit über deutsche Dialektforschung (1853), ebenso die Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche (1855, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie) entstammen dieser großen Arbeit, und noch die letzten Studien W.s in Berlin galten der schlesischen Mundart. Ein schlesischer Dichter, Karl v. Holtei, war auch W.s nächster Freund, namentlich in den Grazer Jahren, und er stellte gern seine Wissenschaft in den Dienst von dessen Dichtung, indem er sie ähnlich erklärte wie Müllenhoff den Quickborn des Klaus Groth. Manche Materialien aus dem großen geplanten schlesischen Werk werden in Breslau aufbewahrt und die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde ist berufen, allmählich und mit vielen Kräften die Aufgabe zu vollenden, die W. als einzelner und auf einmal lösen wollte. Eine überaus stattliche Anzahl von Abhandlungen, auf

den verschiedensten Gebieten der Mythologie und Volkskunde sich bewegend, tritt diesen größeren Schriften und Plänen zur Seite. Die Abhandlung über die Sagen von Loki (in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. VII) versuchte für diesen schwierigsten Gott der nordischen Mythologie das gleiche, was Uhland in seinen Sagen vom Thor unternommen hatte, gibt eine sehr schöne Übersicht und erleichtert der heutigen Forschung wesentlich das Eindringen in die Erkenntnis dieses Unholds; eine Schrift über die Riesen im germanischen Mythus (1858, in den Denkschriften der Wiener Akademie) erfreut, ganz abgesehen von der wie immer reichhaltigen Materialfülle, durch die überaus hübsche und zutreffende Schilderung von Art und Wesen der Riesen. Gerade in dieser Untersuchung erreicht W. die Kunst Jakob Grimms zu erzählen. In Berlin hat W. noch einen sehr dunklen nordischen Mythus, den Mythus vom Vanenkrieg (1870), zu erklären versucht. Er hat weiter der Berliner Akademie von der mystischen Neunzahl, von der Haselrute, von Verwünschungsformeln, von der Verehrung der Quellen, vom Wettlauf, vom Glücksrad und Lebensrad berichtet — um nur einiges Wichtige zu nennen. Auf ein arg vernachlässigtes Gebiet wies W. als erster hin, auf die Weihnachtsspiele (1853, Weihnachtsspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien): sie sind der Forschung gerade darum so interessant, weil sie Christliches und Heidnisches oft so originell vermischen, und welche Bedeutung sie für die Literatur, Kunst und Kultur unserer Vorfahren haben, das zeigen gerade die späteren Abhandlungen und Veröffentlichungen, die diesen Spielen gelten und die oft unmittelbar auf W. zurückgehen. Es war wohl schließlich auch die Freude am Sammeln, die W. auf das Gebiet der neueren Literatur führte, er wählte sich für seine Arbeiten die Zeit des Sturmes und Dranges, eine volkstümliche Zeit der deutschen Literatur. Besonders reich ist das Werk über Boie (1868), die Arbeiten über Lenz sind die schönste Grundlage für dessen Biographie, die Erich Schmidt (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1901, S. 991) versprochen hat.

Was allen Werken W.s ihre Besonderheit und ihre Weihe gibt, ist die Liebe zur Heimat, die Liebe zu deutscher Art und der unbeirrbare Glaube an den Adel und die Reinheit des deutschen Wesens und der deutschen Frau. Vielseitigkeit, weiter Blick, Gabe für das Sammeln und Freude am Sammeln besaßen andere Germanisten auch, und wenn es galt, sich in Einzelheiten einzubohren, ein Problem bis zum letzten Grund zu erschöpfen, die Philologie mit der ganzen Feinheit ihrer Technik zu betreiben, so wurde W. von manchem übertroffen. Ihm erschien, wie vielen Sammlern, das Ganze wichtiger als das Einzelne, und das Material wesentlicher als dessen Behandlung. Aber die Liebe zum Deutschen und der Glaube an das Deutsche war bei niemand treuer und unerschütterlicher als bei W., sie verklärt alle seine Werke, sie gibt ihnen manchmal etwas Priesterliches, sie wirkt im stillen mit, auch wenn sie äußerlich nicht hervortritt, und sie wirkt erhebend und adelnd auch auf den, der diese Werke kennen lernt. Gewiß, die Deutschen waren meist anders als das deutsche Ideal, an das W. glaubte, sie waren nicht so rein, ihr Leben war wirklicher, derber, den bösen Mächten öfter preisgegeben und auch viel reicher — aber gerade daß W. von seinen Deutschen so ideal denken konnte, daß er solch hohe Anforderungen an die Deutschen der Gegenwart stellte, macht uns seine Persönlichkeit so lieb und so verehrungswürdig.

Als Lehrer gab W. nur wenigen sein Bestes. Manche Vorlesungen, wie

die über deutsche Altertümer und deutsche Mythologie, konnte man so gut wie bei ihm kaum irgendwo anders hören, andre brachten viel veraltetes. Auch sein Seminar war, wenigstens in den Berliner Jahren, wenig ergibig, eben weil er nicht zur philologischen Methode anleitete, für Textkritik und Interpretation sich kaum interessierte und auf moderne Sprachforschung meist nur mit sehr ungläubigem Lächeln einging. Er gab manchmal schöne und fruchtbare Themata für Doktorarbeiten, teilte hie und da aus den reichen Schätzen seines Wissens köstliches mit; für die Art, wie man forschen solle, wie sich das Wissen aneignen, gab er fast nie Ratschläge — auch er hatte sich so seinerzeit, ohne die Hilfsmittel der Gegenwart, das meiste allein aneignen und erarbeiten müssen. Eine Schule hat W. denn auch nicht gegründet, wenn auch in den von ihm herausgegebenen germanistischen Abhandlungen manche treffliche Schrift erschien; sein einziger und sein liebster Schüler blieb Matthias Lexer. — W. war außerdem, wie viele vornehme Naturen, die immer ihren eigenen Weg gegangen, spröde und zurückhaltend, er erleichterte es niemandem, sich ihm zu nähern. Er setzte auch fast der gesamten Gegenwart eine beharrliche, meist sehr berechtigte Abneigung entgegen: ihm war der ganze Lärm unsrer Tage, das aufdringliche Schreien und Anpreisen, die nervöse Unruhe, die viele Streberei und Unmännlichkeit in der Seele zuwider. Hatte er aber Ernst des Studiums und Aufrichtigkeit der Gesinnung erkannt, so konnte niemand wohlwollender, fürsorglicher, teilnehmender und väterlicher sein als er, man sah auch, wie viel schlesische Heiterkeit in ihm lebte und es ging von seiner Person dann die gleiche Wirkung aus wie von seinen Büchern, dieselbe Reinheit, dieselbe Vornehmheit der Gesinnung, die in ihrer stillen Art immer nur ihrem Deutschtum lebte und in ihrer Häuslichkeit das deutscheste Glück gefunden hatte, das so fern und hoch über dem Lärm der Gegenwart lag. Sein Glaubensbekenntnis, was er war, was er erstrebte, was er verlangte und was er ablehnte, hat W. in Berlin gegeben, in der Rektoratsrede von 1893, die er kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag hielt.

Derart wird auch W. in der Wissenschaft fortleben, ein ernster, stiller, unermüdlicher Gelehrter, einer der großen Sammler in der Wissenschaft, die dem Deutschtum gilt, von untadeliger Reinheit der Gesinnung, seinem Schlesien immer besonders zugetan, und Mut und Freude zu Leben und Wissenschaft immer von neuem schöpfend aus der Liebe zu seinen Deutschen, aus dem Glauben an seine Deutschen.

Ich verweise auf die schönen und ausführlichen Nachrufe von Max Rödiger (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XI, 364f., mit einem Verzeichnis von Weinholds sämtlichen Schriften), Erich Schmidt (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1902), Friedrich Vogt (Zeitschrift für deutsche Philologie XXXIV, 137f., 1902).

München. Friedrich v. der Leyen.

Kraus, Franz Xaver, Geheimer Hofrat, Universitäts-Professor, * 18. September 1840 zu Trier, † 28. Dezember 1901 in San Remo. — K.s Vater wirkte als Maler und Zeichenlehrer am Gymnasium von Trier. J. Sauer schildert uns das Milieu, in welchem der junge K. die ersten Anregungen, wie auch wohl eine dauernde Direktive erhalten, also: »Die großen erhebenden Eindrücke, die von den Monumenten aus einer rasch verblichenen Glanzperiode dieser Römerstadt ausgingen, Beispiel und Ermunterung, die er empfing von Männern wie dem Domherrn von Wilmowsky, dem Baron de Roisin, der Sinn

für das Schöne in Farben und Linien, den die Ateliers der begabten, in Trier lebenden Düsseldorfer Maler Gustav Lasinsky und Jakob Kieffer, sowie der Verkehr mit dem Architekten Schmidt zu verleihen vermochten, wurden von dem wissensdurstigen Knaben in die empfängliche Seele eingeschlürft und schufen dort das Ideal, dem der Verstorbene zeitlebens treu geblieben ist. Antike und Mittelalter haben diese ersten Keime in den jungen Geist gesenkt; die Romantik hat sie mächtig befruchtet«. Ein Hauch ihres Geistes weht uns noch aus den Schriften des gereiften Mannes entgegen. Der gleiche tiefe Eindruck, den die Monumente von drei großen klassischen Epochen auf den weichen und empfänglichen Trierer Scholaren einst ausübten, hat in seiner ganzen Frische sich noch bei dem in seinen Studien ergrauten Gelehrten erhalten. Das erklärt es, wie aus dem jungen Theologen, von dem uns der Vater Johann Paul Kraus ein so sympathisches in Öl gemaltes Porträt hinterlassen, jener beredte Anwalt der christlichen Kunst geworden, die am Rhein wie auch jenseits der Vogesen und ganz besonders in Italien ihre höchsten Triumphe aufzuweisen hat.

Seine philosophisch-theologischen Studien begann K. 1858, als er in das Trierer Priesterseminar eintrat. Diese Anstalt hatte in den dreißiger Jahren eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung erlangt, wenn sie auch nicht jener gleichkam, welche das geistige Leben Triers in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Männern wie Hontheim (Febronius), Neller, Sandrart Müller zu verzeichnen hatte. Es war die Zeit, in welcher im Trierer Seminar hermesische Philosophie vorgetragen wurde und daselbst Männer von hervorragender Bildung und tiefernstem Streben wirkten. K. hat ihrer stets mit Anerkennung gedacht. Nach dem Tode des edlen und milden Bischofs von Hommer zog mit Wilhelm Arnoldi, seinem Nachfolger, der Vertreter einer anderen Richtung im Trierer Sprengel ein (Kraus, Essays II, 376). Die viel berufene Ausstellung des heiligen Rockes, die damals der neue Bischof veranstaltete, leitete schon mehr jene Periode in der Entwicklung kirchlicher Dinge in Deutschland ein, die wir heutzutage schlechtweg als die ultramontane bezeichnen. Wer in einem solchem Milieu seine Individualität, seine kritische Veranlagung sich bewahrte, der hat Proben dafür erbracht, daß er wohl auch befähigt ist, gegen den Strom zu schwimmen. Vielleicht kann es schon als ein Versuch in dieser Richtung gedeutet werden, daß der junge K. nach dem dritten Semester seine seminaristische Ausbildung unterbrach, um auf anderthalb Jahre in Belgien und Frankreich als Hauslehrer tätig zu sein. Unstreitig ist dieser Aufenthalt für seine spätere Stellungsnahme zur Kunst, zur Geschichte, zur Theologie und zur Kirchenpolitik von großer Bedeutung gewesen. Frankreich war damals der günstigste Boden, auf welchem sich die glücklichen Anlagen des Trierer Studenten entwickeln und seine Kenntnisse erweitern konnten. Hier wirkte die faszinierende Begeisterung, welche von Männern wie Montalembert, Rio, Ozanam ausging, ebensosehr auf ihn ein wie die Anregung, welche ihm aus den durch ihre Gründlichkeit hervorragenden Studien der Caumont, Bastard, Didron, de Linas, Cahier u. a. kam.

Nach seiner Rückkehr setzte K. die theologischen Studien noch zwei Jahre im Trierer Priesterseminar fort und empfing am 23. März 1864 aus den Händen des damaligen Weihbischofs Matthias Eberhard die Priesterweihe. Nun begann für den jungen Theologen die Zeit, wo die in Frankreich empfangenen kostbaren Anregungen in Deutschland mächtig weitergefördert werden sollten. Die durch Möhler und Döllinger begründete kirchenhistorische Schule übte

damals ihren segensreichen Einfluß auf allen Gebieten der katholischen Theologie aus. Erst die Ereignisse, welche durch das Vatikanische Konzil hervorgerufen wurden, führten den gänzlichen Ruin dieser glänzendsten Epoche in der Geschichte des Katholizismus in Deutschland herbei.

Die eben geschilderten Einwirkungen, »erfuhren bei K. eine einheitliche Zusammenschließung, Schulung und harmonischen Ausbau durch ein gründliches Studium der Philologie, dem er unter den bewährten Meistern Ritschl und Jahn in Bonn oblag. In die schwärmerische Begeisterung des Romantikers wurde hier das Salz der Kritik gegossen, und aus der Verschwommenheit der Auffassung bildete sich die Klarheit fester Begriffe, beides gleich bedeutsam für den angehenden Kirchenhistoriker wie Archäologen«. (Vgl. Sauer a. a. O.) Während dieses Bonner Aufenthalts mag wohl auch der Grund gelegt worden sein zu jener Geistesverwandtschaft, welche K. mit F. H. Reusch verband, der er auch treu geblieben, als seine tiefinnere Überzeugung ihn andere Wege gehen hieß als den gelehrten Parteigänger Döllingers. K. hat seiner freundschaftlichen und dankbaren Gesinnung Reusch gegenüber auch nach dem Vaticanum mehrfach Ausdruck gegeben. »Muß ich Ihnen versichern«, schrieb er am 24. März 1872 an den ehemaligen Herausgeber des »Theologischen Literaturblattes«, daß ich tiefsten Anteil an der Ihnen bereiteten Situation nehme? Es vergehet kein Tag, an welchem ich nicht Ihrer in Liebe und im Gebete denke. Die Lage der Kirche bricht mir das Herz ab, und ich weiß nicht, was aus uns und was aus mir wird. Unser redlicher Versuch, an dem Aufbau einer wissenschaftlichen katholischen Theologie zu arbeiten, Kirche und Wissenschaft im Einklang zu zeigen — scheint er nicht mißlungen und damit die Arbeit unseres Lebens nutzlos verloren? Die Tränen kommen mir in die Augen, wenn ich des Glückes derer denke, welche vor dem Jahre 1870 sterben durften!«

Noch vor seiner Priesterweihe, und zwar 1862 hatte K. zu Freiburg i. B. in der Philosophie promoviert. Drei Jahre später holte er sich an der dortigen theologischen Fakultät ebenfalls den Doktorhut. In beiden Promotionsschriften behandelte er die merkwürdige, gewissermaßen zwischen zwei Welten stehende Gestalt des Synesius von Cyrene. Zum Teile waren diesen Arbeiten schon eine Reihe gründlicher Studien in den »Bonner Jahrbüchern«, meist die Archäologie der Rheinlande behandelnd, voraufgegangen. Sie zeugen alle von selbständiger Erfassung und scharfer kritischer Bearbeitung des Materials. Außer Freiburg und Bonn besuchte K. noch die Universität Tübingen. Hier trat er zu Hefele und Kuhn in nähere Beziehungen. Die dogmengeschichtlichen Arbeiten des letzteren haben auf ihn einen dauernden Einfluß ausgeübt.

Bei seinem Eintritt in die praktische Seelsorge und in die Laufbahn des Privatgelehrten, 1866, war K. bereits durch körperliche Leiden niedergedrückt. Pfalzel, wo er bis 1872 blieb, war nicht der Ort, seinen Leiden Abhilfe und seinen Forschungen leichte Förderung zu bringen. In diese Zeit fällt eine zweite Reise nach Frankreich, die er zu weiteren Studienzwecken ausnützte, die ihn aber auch mit der Elite des französischen Katholizismus, insbesondere mit der sogenannten liberal-katholischen Richtung in Verbindung brachte. Der Pariser Aufenthalt, wie der vom Jahre Siebzig in Rom, öffneten ihm das Auge für weitere Verhältnisse. Schon jetzt finden wir bei ihm jenen erstaunlichen Freimut, der es wagt, die Konsequenzen der wissenschaftlichen Ergebnisse zu ziehen und die Gesetze der strengen historischen Forschung gegen eine einseitig dogmatische und apologetisierende Tendenz in Schutz zu nehmen.

Die Gefahren, welche diese eines wahren Gelehrten einzig würdige Stellungnahme nach sich zog, entgingen K. keineswegs, denn schon damals ruft der aufrichtige junge Geistliche wohl nicht ohne Vorahnung aus: »Wehe dem, der die Wahrheit um der Wahrheit willen liebt und auch Andern zeigt!«

Noch in seine Bonner Studienjahre sind die Anfänge zu der großen Publikation der »Christlichen Inschriften der Rheinlande« zu legen. Als Frucht seiner philologischen Studien gelten mit Recht seine »Beiträge zur Trierer Archäologie und Geschichte«. Eine scharf einschneidende Kritik der Trierer Reliquien fällt ebenfalls in die Zeit des Aufenthalts in Pfalzel.

In sein eigentliches Fahrwasser kam K., als er 1868 sich mit einer kleinen archäologischen Studie »Die Blutampullen der römischen Katakomben« an dem damals entbrannten Streite über die Bedeutung der in den Katakomben aufgefundenen Glasgefäße beteiligte. 1872 unterzog er die erste Arbeit einer zweiten vertiefenden Behandlung. Von da ab wurde die christliche Archäologie über zwei Jahrzehnte hinaus sein bevorzugtes Arbeitsfeld. Die Werke, die er auf diesem Gebiete geschaffen, sind von bleibendem Wert und haben ihn zum Führer der altchristlichen Archäologie in Deutschland gemacht. Dadurch, daß er die Untersuchungen der altchristlichen Monumente zu einer selbständigen Disziplin erhob, gab er dem Studium der Kirchengeschichte eine neue, noch von Döllinger ungekannte Grundlage. Bei seinen archäologischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten kam es ihm weit mehr auf den Inhalt der Kunstwerke als auf die sonst überwiegende Stilkritik an. Der bereits erwähnte römische Aufenthalt brachte K. dem größten Archäologen Roms de Rossi nahe und machte aus ihm für Deutschland den berufensten Vermittler aller jener Resultate, welche durch die systematisch durchgeführten Ausgrabungen de Rossis zutage gefördert wurden.

Aus seiner Pfalzeler Tätigkeit wurde K. 1872 herausgehoben durch die Berufung als außerordentlicher Professor für christliche Archäologie an die neugegründete Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg. Dieser neue Wirkungskreis war für seine Lieblingsstudien von durchschlagendem Werte und ist ihm trotz vieler Enttäuschungen, die ihm von verschiedenen Seiten hier bereitet wurden, teuer geblieben. Im gleichen Jahre erschien sein »Lehrbuch der Kirchengeschichte«, in welchem er der Archäologie den ihr gebührenden, bis dahin noch nie innegehabten Platz einräumte. »Es ist das nicht der letzte Vorzug der schicksalsreichen Kirchengeschichte; wir dürfen diese Betonung der Monumente innerhalb einer Darstellung des kirchlichen Lebens in seinem Verlaufe geradezu als Geburtsstunde der Monumentaltheologie betrachten, jenes theologischen Wissenszweiges, der den schlummernden Geist vergangener Jahrhunderte in den alten Denkmälern wieder zu wecken und den Niederschlag der christlichen Wahrheiten aus den Altertümern herauszuschälen versucht.« (J. Sauer a. a. O.) Mit Absicht führen wir dieses charakteristische Urteil eines berufenen Fachmannes gerade an dieser Stelle an, fügen aber auch bei, daß der ebenerwähnte Vorzug mit allen anderen, die dem mustergültigen Lehrbuche eigen waren, nicht imstande war, die alsbald verhängte Zensurierung seitens der Kurie fernzuhalten. Gleich nach dem Antritt seiner akademischen Laufbahn ließ K. die erste Auflage seiner »*Roma sotterranea*« erscheinen. Durch eine tiefeinschneidende Umarbeitung der zweiten Auflage (1879) erhielt das Buch, welches ursprünglich nur eine verdeutschte Ausgabe des gleichbetitelten Werkes von Northcote-Brownlow war, selbständige Bedeutung und erlangte einen dauernden Wert. Die *Roma sotterranea* war gleichsam

der Porticus zu jener imposanten Galerie von archäologischen und kunsthistorischen Werken, welche in der Realenzyklopädie der christlichen Altertümer, jener vollständigen Kulturgeschichte der ersten sechs christlichen Jahrhunderte, eine Perle erhalten, um welche die Fachleute anderer Nationen mit Recht Deutschland beneiden dürfen. Den Plan seines archäologischen Schaffens, das Ziel, nach dem er auf dem damals noch so wenig bebauten Felde hinsteuerte, hat K. später in einer akademischen Antrittsrede gezeigt. Er legte nicht den Hauptwert auf die rein technische Betrachtungsweise der Monumente, er suchte zunächst ihren inneren Gehalt, ihre kulturgeschichtliche Bedeutung zu fixieren, namentlich zog er die Liturgie mit als Interpretin bei der Erklärung der Monumente heran. Noch in seinen letzten Jahren hat er wiederholt geäußert: »Man kann den Kunsthistorikern gegenüber nicht genug die Wichtigkeit einer gründlichen Kenntnis liturgischer Dinge für das Verständnis mittelalterlicher Denkmäler betonen.«

Unter den schwierigsten Verhältnissen, im kaum eroberten Lande, einem ihm zum größten Teile feindlich gesinnten Klerus gegenüber, auf dessen Entgegenkommen er sonst mit Rücksicht auf die Sache selber hätte rechnen dürfen, trat K. bald nach seiner Übersiedlung nach Straßburg an ein gewaltiges Unternehmen, an die Kunsttopographie von Elsaß-Lothringen heran. In seinen vier Bänden: Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen (1874—1892) hat er der Wissenschaft ein nahezu mustergültiges Vorbild, dem Lande, dem sie galt, trotz mancher Fehler, eine Denkmälerstatistik von dauerndem Werte geschenkt. Eine spätere, der Verhetzung weniger zugängliche Zeit wird der Bedeutung des monumentalen Werkes die volle Anerkennung nicht versagen.

Im Prinzip wurde die reichsländiche Kunsttopographie auch in anderen deutschen Provinzen nachgeahmt. K. selbst förderte Plan und Durchführung eines ähnlichen Werkes für Baden, nachdem er 1878 als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an die Freiburger Universität berufen wurde. Bereits 1887 erschienen in rascher Folge drei Bände hintereinander.

Fassen wir K.s bisherige archäologische Tätigkeit ins Auge, so muß man sagen, daß dieselbe mehr der inhaltlichen als der ästhetischen Seite der Denkmalskunde zugewendet war. Mit den Publikationen, welche er nach 1880 erscheinen ließ, tritt er auch der ästhetischen Beurteilung und Auffassung der Kunstwerke näher und damit in die Reihe der Kunsthistoriker, unter welchen er alsbald durch die souveräne Beherrschung des gewaltigen Gebietes das Ansehen eines kundigen und sicheren Führers gewann. [Die Miniaturen des Codex Egberti (1884). Die Wandgemälde der St. Georgskirche zu Oberzell (1884). Die Miniaturen der Manesseschen Liederhandschrift (1887). Die Universitätskapelle des Freiburger Münsters (1891). Die Wandgemälde von St. Angelo in Formis (1893).] Seine »Geschichte der christlichen Kunst« (1896—1900) ist ein Meisterwerk in formeller wie in materieller Hinsicht. »Die abgeklärte Ruhe und Sicherheit, welche ein hoher Standpunkt verleiht, wird über die ganze Darstellung ausgebreitet, und auf mehr denn einer Seite redet ein tief innerlich empfindendes deutsches Herz, dessen Sprache nur Anerkennung dem Edlen, Großen und Schönen zollt, das mit seinen zarten Heimwehklängen nach der überirdischen Schönheit wie mit dem Donnerwort gegen alles Gemeine und Falsche bis in die Tiefe der Seelen einzudringen vermag. . . Noch nie sind bisher Auseinandersetzungen geschrieben worden, wie die über die alten Bilderzyklen oder gar der grundlegende Abschnitt über »Ikonographie

und Symbolik der mittelalterlichen Kunst; und eine Charakterzeichnung von einer gleich genialen Meisterhaftigkeit war der Renaissance bis dahin nicht zu teil geworden.« (J. Sauer a. a. O.) Fachgenossen sehen in der Geschichte der christlichen Kunst mit Recht ein *Standard Work*, das wohl von niemandem als von ihm so meisterhaft hat verfaßt werden können.

Diesem wunderbaren Résumé seines Wissens und Könnens auf archäologischem und kunstgeschichtlichem Gebiete stellte K. ein anderes in seiner Art nicht minder imponierendes Pendant in seinem großen Dante-Werk zur Seite. Gleichsam als kunstgeschichtliche Einleitung zu dem literar- und kulturhistorischen Werke über den großen Florentiner Sänger gingen »Signorellis Illustrationen zu Dantes Divina Commedia« (1892) voraus. In beiden Arbeiten suchte der Verfasser zunächst den Einfluß der dichterischen Schöpfungen auf die bildende Kunst nachzuweisen. Doch damit konnte ein Mann wie K., in dem Dante einen, ich möchte fast sagen kongenialen, Biographen gefunden, sich nicht begnügen. In diesem mittelalterlichen Heros wollte er das Erwachen eines neuen, des modernen, nach Recht und Wahrheit dürstenden Menschen zeigen, der sich seines hohen sozialen und humanitären Berufes jederzeit bewußt ist und selbst mit Überwindung jeglicher Not und Gefahr ausübt. Keine akademische Kleinmalerei konnte sich an die Lösung solcher Probleme heranwagen. Den Mut dazu mochte nur der finden, der mit dem gehetzten Sohne der undankbaren Vaterstadt Florenz bekannte, daß das Wissen eines jeden Menschen einen wohltätigen, einen sozialisierenden Einfluß haben müsse. (Dante. Sein Leben und sein Werk, sein Verhältnis zur Kunst und Politik. Berlin 1897).

Die Worte, mit denen Dante seine Abhandlung über die Monarchie eröffnet: »*quemadmodum de labore antiquorum ditati sunt, ita et ipsi pro posteris laborent*« waren K. aus dem Herzen gesprochen. Auch er hätte es als eine Verletzung seiner Pflichten angesehen, wenn er die reichen Erfahrungen seines im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes aufgeriebenen Lebens nicht auch als Politiker in des Wortes edelster Bedeutung zu verwenden gesucht hätte. Hat er doch selbst in einem als Manuskript gedruckten Begleitworte, welches er nur Freunden zusandte, den Ausspruch getan:

»In sturmbewegter Zeit weiß ich nichts Beß'res
Als Dante folgend der empörten Welt
Ein Wort des Friedens und der Liebe bringen.
— — — — — — — — — — — — — — —
Welch' köstlich Ding es ist um jene Liebe,
Die Liebe, die umschwinget Sonn und Sterne«.

Bedeutende Männer pflegen schon zu Lebzeiten einen Kreis um sich zu sammeln, der für sie wirbt und sich allmählich zur Schule entwickelt. Geniale Naturen erfassen aber für alle Zeiten die ganze oder doch die gebildete Menschheit durch den Zauber ihrer Macht, und fast in jedem Jahrhundert finden sie einen glänzenden Interpreten ihrer Werke, einen berufenen Erklärer ihrer Doktrinen. Nie vielleicht hat Dante einen beredteren Dolmetscher seiner Ideen über Staat und Kirche, einen überzeugteren Verteidiger des von ihm ersehnten idealen Katholizismus gefunden als in Franz Xaver Kraus, dessen »eigentlicher Leitstern« er war. Diejenigen, welche diesem Unklarheit und Verschwommenheit seines kirchenpolitischen Programms vorwerfen, erheben dadurch indirekt ihre Stimme auch gegen den Florentiner Meister, in dessen universaler Schule K. die Prinzipien seiner Kirchenpolitik sich angeeignet.

Wir werden daher wohl nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, daß es Dante in unserer Zeit mutatis mutandis um kein Haar besser ginge, wenn er, wie im dreizehnten Jahrhundert, mit dem gleichen Freimut von den heutigen Schäden an Haupt und Gliedern der Kirche zu sprechen anheben würde. Die Verkennung und Verketzerung, der ungerechtfertigte Tadel und Haß, den sich sein gelehrter, sein so berufener Kommentator zugezogen, fällt zum großen Teile auch auf ihn, den Meister selber zurück.

Wie man sich Dantes Stirn nicht leicht ohne Zornader denken kann, so konnte man den Mann, der als Spektator seiner Entrüstung über das Vorgehen des politischen Katholizismus so oft Ausdruck gegeben, sich nicht vorstellen, ohne daß eine Falte des Unmuts sein edles Antlitz furchte.

Ähnliche Lebensschicksale und ähnliche Geistesrichtung, die gleiche tiefreligiöse Innerlichkeit verbunden mit rücksichtslosem Wahrheitssinn haben den edlen Freiburger Kirchenhistoriker zum Verkünder Dantescher kirchenpolitischer Doktrinen im 19. Jahrhundert prädestiniert. Mittelalter und Neuzeit gelangten in dem letzten, sagen wir aber kritischen Romantiker, wie K. sich selbst genannt, zum harmonischen Ausdruck. (Vgl. Essays II, 382).

»Ist die Kirche«, so führt K. im Anschluß an Dante aus, nichts anderes als die Fortsetzung der irdischen Erscheinung Christi, so kann sie, ohne von ihrer eigensten Idee abzufallen, eine weltliche (Universal-)Herrschaft nicht anstreben. Damit hat Dante das Prinzip und die letzte Absicht dessen, was wir heute den politischen Katholizismus nennen, als mit der Natur des Christentums und der Idee der Kirche innerlich unvereinbar erkannt — klarer, als dies irgend jemand vor ihm getan, und klarer als irgend jemand nach ihm bis zu diesem 19. Jahrhundert es erkannt hat«. (Dante, 723.) Im Gegensatz zu den maßgebenden kurialistischen und ultramontanen Vorstellungen ist K. mit Dante ein Anhänger jener Richtung, welche die völlige Unabhängigkeit des Imperiums vom Sacerdotium als eine notwendige Voraussetzung für das Bestehen der modernen Rechtsstaaten verlangen. Wohl will auch er »ein Königtum Christi und seiner Kirche, aber nicht eines mit dem Apparat äußerlicher Herrlichkeit, sondern ein Königtum in unserer Seele, gegründet auf die freie Hingabe des Willens« — und wie K. in seinem Cavour mit programmatischer Schärfe weiter ausführt — »nicht in einer vom Zwang zusammengehaltenen, vom Schrecken beherrschten Umhegung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit«. (Cavour, Die Erhebung Italiens i. 19. Jhdt., 94). Und es steht im engsten Zusammenhange damit, daß K. im Gegensatz zu den jesuitischen Lehrmeinungen, aber im Einklang mit Dante die individuelle Gewissensfreiheit als unantastbares Gut eines jeden Bürgers und als Grundlage jedes vernunftgemäß eingerichteten Staatswesens dahin stellt.

Diesem mehr allgemein gehaltenen, grundsätzlichen Bekenntnis hat K. an einer anderen Stelle, wo er sich als Publizist vor das Forum der Öffentlichkeit stellte, ein noch präziseres, seinen kirchenpolitischen Standpunkt genau definierendes folgen lassen, als er jene monumentale Serie von kirchenpolitischen Briefen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einleitete. Damals schrieb er: »Wir stehen zunächst als Publizisten fest auf dem Standpunkt der modernen Staatsidee, deren Magna charta für uns die volle und ungeschmälerte Freiheit des Gewissens bildet; das ist für uns ein erster Prüfstein, an dem wir Freund und Feind erkennen. Wir stehen des weiteren auf allen Punkten ein für die Einheit und Größe des Deutschen Reiches unter

der Hohenzollernschen Spitze, und wir werden unnachsichtlich alle Machinationen aufdecken und verfolgen, welche den stolzen Bau unterminieren, uns vor das Jahr 1870 zurückwerfen oder Zustände unter uns zurückführen wollen, wie sie vor 1618 bestanden. Und wir stehen drittens ebenso entschieden für die Erhaltung der Monarchie ein, nicht bloß im Interesse der Ordnung, sondern auch im Interesse der Freiheit: wir kündigen offnen Krieg allen Bestrebungen an, welche den Einfluß der Kirche zugunsten der demokratischen Politik, zugunsten der Herrschaft des vierten Standes über die große gebildete Mehrheit des deutschen Bürgertums mobil machen wollen. . . . . . . Den Kirchenpolitikern aber, welche uns nach einem bündigen Programm fragen wollen, würden wir sagen, daß uns ein solches vor nahezu neunzehnhundert Jahren in zwei kurzen Sätzen gegeben wurde: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« — und »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist«. (Beil. z. Allg. Ztg. 1895. Nr. 180).

In den vorstehenden Ausführungen dürfte K.s Verhältnis zu den kirchlichen Richtungen und den politischen Parteien seiner Zeit hinreichend angedeutet sein, um es begreiflich zu machen, daß ihm aus diesen Kreisen mancherlei Anfechtung kommen mußte. Namentlich Ende der neunziger Jahre stellte sich dieselbe wiederholt ein. Und zwar sind die eigentlichen Urheber der kirchlichen Warnungen, die man dem Verfasser der Spektatorbriefe zukommen ließ, nicht in den Reihen der römischen Prälaten, ja nicht einmal unter den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu zu suchen. Wir wissen heute, aus diesem Milieu, daß man in Rom sich erst zu einer admonitio entschloß, als gewisse »Freunde« des Freiburger Theologieprofessors für ihre eigene Orthodoxie zu fürchten begannen, wenn sie länger genötigt gewesen wären, einen »Spektator« im »katholischen Deutschland« zu dulden. »*La dévotion trouve, pour faire des mauvaises actions, des raisons qu'un simple honnête homme ne trouvera jamais.*« Dieser von feiner Beobachtung zeugende Ausspruch Montesquieus ist zur Charakteristik der erwähnten »rettenden Tat« wie geschaffen. Gewissen »kirchlichen Freunden« von K. bangte, wenn sie an dessen Zukunftspläne, besonders an die Geschichte der innerkirchlichen Reformbestrebungen von Franz von Assisi bis heute dachten, über deren Erscheinen in drei Bänden auch schon der Kontrakt mit dem Verleger abgeschlossen war. Was K. noch in seinen Memoiren später gebracht hätte, gab ebenfalls zu seinen Lebzeiten Anlaß zur Beunruhigung.

Als am 28. Dezember 1901 die Nachricht aus San Remo kam, daß K.s Erdenwallen zu Ende sei, freuten sich seine kirchenpolitischen Gegner und zahlreiche »kirchlich gesinnte Freunde« atmeten erleichtert auf. Am 6. Januar 1902 begrub man einen der hervorragendsten Theologen des neunzehnten Jahrhunderts, einen Kirchenpolitiker, der an den bedeutendsten Phasen der Kämpfe seiner Zeit teilgenommen, wenngleich er sein letztes Wort noch nicht gesagt und unvollendet gerade jenes Lebenswerk gelassen, durch das er dem religiösen Empfinden des modernen Menschen so viel näher getreten wäre.

Wenn auf einen Autor unserer Zeit jenes aristokratische und in mancher Beziehung wahre Wort des Prinzen von Ligne: »*Il faut être homme de bonne compagnie pour écrire l'histoire*« angewendet werden kann, so ist es sicherlich bei K. der Fall gewesen, »dieses wohl an Beziehungen reichsten aller deutschen Gelehrten unter Fürsten, Staatsmännern, Aristokraten, Priestern und Gelehrten aller Art. Er selbst hatte und war eben von diesem allem etwas«. (L. Schemann.)

In seinem Testamente kommt auch dieser charakteristische Zug seines Wesens zum Ausdruck. Die edle offene Sprache des posthumen Bekenntnisses atmet Hoheit und Würde. In der großen Gemeinde seiner Verehrer hat es darum die gewohnte Bewunderung wachgerufen, wenn es auch durch den überraschenden Inhalt seiner Bestimmungen manche enttäuschte. Viele hätten ihn gerade bei seinen letzten Willensäußerungen entschiedener gewünscht und gehofft, daß er seinen Zeitgenossen gegenüber jenes Versprechen halten würde, daß er einst in die Worte gekleidet: »Von dem, was ich selbst für meine Person als Beitrag zu den neuesten Martyrersakten zu bieten habe, wird erst die Rede sein, wenn ich den guten Kampf ausgekämpft und andere die Feder aufnehmen, welche meiner erstarrten Hand entfallen sein wird«. (Essays II, 179.) Jetzt, da die wichtigsten Papiere seines Nachlasses in seiner Vaterstadt Trier verborgen bleiben und erst fünfzig Jahre nach seinem Tode entsiegelt werden sollen, werden wir authentische Nachrichten über seine Mitwirkung an den Dingen, wie sie sich in der Periode des Vaticanums, in der Epoche des Kulturkampfes abspielten, nicht mehr zu erwarten haben. Höchstens über seine entschiedene Stellungnahme gegen die Gründung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg könnten zurzeit noch verschiedene Persönlichkeiten berichten, denen er im mündlichen oder im schriftlichen Verkehr wiederholt versicherte, daß an ein Zustandekommen einer gesunden Schöpfung in unserer Zeit nicht zu denken sei. Die absolute Herrschaft des jesuitischen Systems und die vorsätzliche Erstickung alles geistigen Lebens seitens der römischen Kurialisten und ihrer deutschen politisierenden Parteigänger müsse er als ein unüberwindliches Hindernis betrachten. Eine Fakultät, die unter derartigen Verhältnissen erstehe, müßte von vornherein darauf gefaßt sein, daß ihre Dozenten in den Kreisen des akademischen Lehrkörpers einer völligen Mißachtung preisgegeben würden.

Wie er selbst über seine Mitarbeit an den großen kirchenpolitischen Fragen der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts gedacht, hat er uns jedoch nicht vorenthalten. Wiederholt kommt er in seinen Essays auf diese Seite seiner segensreichen Tätigkeit zurück. In stolz bescheidener Weise zählt er sich mit Giovanni Battista de Rossi zu jenen Männern, »die in einem höheren Sinne Staatsmänner sind, als diejenigen, die in den Kammern neben oder auf Ministerfauteuils sitzen: Freunde ihres Volkes und ihres Souveräns, frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, bleiben sie stille Beobachter des ewigen Kreislaufes menschlicher Dinge, um nur von Zeit zu Zeit, und auch da meist nur hinter der Schaubühne in die Aktion zu treten«. Und auf seine, gerade in dieser Hinsicht mit de Rossi gemeinsame Arbeit hinweisend, bemerkt er weiter: »Ich muß es mir namentlich versagen, von jenem Werke des Friedens und der Versöhnung zu sprechen, an dem wir beide jahrelang zusammen gearbeitet haben«. (Vgl. Deutsche Rundschau 1892. H. 5, 280 u. Essays I, 388).

Man würde K. völlig mißverstehen, wollte man, wie dies von verschiedenen, zum Teil ernsten Autoren geschehen ist, seine Äußerungen über die von ihm selbst nicht gering eingeschätzte Mitarbeit an den kirchenpolitischen Problemen seiner Zeit als den Ausdruck allzugroßer Selbstzufriedenheit hinstellen. Mitnichten! — K. selbst wertete die geleistete Arbeit nur als ein Bruchstück der gewollten, der ihm von der Natur gleichsam programmatisch zugedachten. Nur unter der Voraussetzung, daß man in ihm einen jener seltenen zielbewußten Menschen erkennen will, welchen die Macht des Willens eingeboren ist, wird es uns verständlich, daß er noch angesichts des Todes

jenes Autoepitaph verfaßte, in welchem er uns auf die Wegweiser aufmerksam macht, welche ihm allezeit als die großen Orientierungslinien seines, trotz Schmerzen und Leiden in unausgesetzter Arbeit dahingegangenen Lebens erschienen. Weil er an seine Aufgabe geglaubt im Leben, fand er sterbend noch die Kraft, sie sich und der Nachwelt noch einmal zu vergegenwärtigen, ja wir möchten fast sagen als sein eigener »Beobachter« sich selbst zu charakterisieren.

Wenn die Superiorität, nach dem Worte von George Sand, ein Exil ist, so ist sie es wohl auch daher, weil sie das Wirken bedeutender Menschen heraushebt aus dem Getümmel der Mediokritäten, sie isoliert. Die an gewissen Konventionen und Bräuchen des Alltagslebens haftende Masse wie auch jene Menschen, die in ihrem Banne stehen, werden darum schwerlich den nachfolgenden Zeilen, welche wir der von K. selbstverfaßten Grabschrift entnehmen, ein Verständnis entgegenbringen. Wenn wir sie nichtsdestoweniger als Charakteristik des K.schen Lebenswerks, als seine letzte Schrift in unserer fragmentarischen Darlegung über K. anführen, so geschieht es, weil wir, eingedenk des K.schen Motto: »*Veritas liberabit vos*«, auch der Wahrheit diesen Tribut schuldig sind.

»*Ecclesiae catholicae filius deditissimus.*
Principis suis ac patriae suae cultor fidelissimus.
Pacis ac libertatis amator ac defensor.
Antiquitatis christianae investigator assiduus.
Rerum publicarum non ita expers.
Cui pharisaeorum secta semper in odio fuit.
Christi servus humilis.
Mundi contemptor fastidiosus.
Ab hominibus nihil, omnia a Deo
Ejusque gratia expectavit«.

Dieses lapidare Résumé seines Lebens hat K. selbst der Geschichte anvertraut, und es soll ihr nicht verloren gehen. Das ist der Gedanke, aus dem heraus es an dieser Stelle und wohl im Geiste des abgerufenen »Spektator« niedergeschrieben wurde.

Die Zeit ist nicht gerade günstig für eine unbefangene Würdigung von Franz Xaver K. Noch leben wir in der Epoche, deren Ziel die Überwindung »des religiösen Katholizismus« seitens der hierarchischen und politisierenden Richtung der katholischen Welt wenigstens in Europa ist. Seit dem Vaticanum war man es noch weniger als nach dem Tridentinum gewöhnt, innerhalb der katholischen Kirche Männer auftreten zu sehen, welche der Möglichkeit oder gar der Notwendigkeit einer gewissen Reform das Wort redeten. Die Dinge lagen am ausgehenden neunzehnten und am beginnenden zwanzigsten Jahrhundert so, daß jeder katholische Theologe, der aus dem engen Kreise der offiziellen Schule heraustrat, der die Methode der profanen Disziplinen auch bei seinem Fache zu befolgen suchte, notwendigerweise Aufsehen erregte. Nun gibt es und gab es auch von jeher Kreise, welche von jedweder Überraschung peinlich berührt werden. Wenn diese quietistischen Elemente herausfinden, daß die Überraschungen sich wiederholen, daß ihnen gar ein gewisses System zugrunde liegt, wie etwa bei dem von K. geprägten Begriffe des »Religiösen Katholizismus«, so verständigen sie sich untereinander und beraten, wie sie etwa dem neuen System, noch mehr aber dem Förderer desselben entgegen-

treten und beide vernichten. Diese Erfahrungen haben alle jene namhaften katholischen Theologen gemacht, die wie K. als unparteiische wissenschaftliche oder auch politische Kritiker die Unhaltbarkeit der modernen Zustände, die Rückständigkeit auf dem Gebiete der Forschungen im katholischen Lager bloßlegten und für die Versöhnung von Glauben und Wissen mit größtmöglichster Voraussetzungslosigkeit oder gar für eine Unterscheidung zwischen »katholisch« und römisch eintraten. Auf dem Gebiete der spekulativen Theologie wäre Hermann Schell, auf dem der biblischen Wissenschaften die beiden unerschrockenen Franzosen, die Abbés Loisy und Hébert, zu nennen. Alle haben es mit dem Freiburger Kirchenhistoriker und Archäologen empfinden müssen, daß die nachvatikanische Zeit eine jener Perioden in der katholischen Kirche ist, in welcher das Hervortreten geistig hochstehender Individualitäten nicht sonderlich begünstigt wird.

»Die glänzenden Namen der katholischen Romantik sind dahin — *transierunt:* man kann, man muß, will man sich nicht gefährlichen Selbsttäuschungen dahingeben, das Wort über den Kirchhof schreiben, der die Hoffnungen der dreißiger und vierziger Jahre bedeckt.« (Essays I, 87.) Damit hat K. am treffendsten die Epoche charakterisiert, in welcher seine gesamte Tätigkeit als Gelehrter und als Politiker, die doch auf die Herstellung des Friedens und die Eintracht des Geistes gerichtet war, verkannt und meist verurteilt wurde.

Das größte Unrecht, das man einem Gegner zufügen kann, widerfuhr ihm seitens jener Autoren, die es wagten, seine lauteren Motive, seine Überzeugung anzuzweifeln und K. als einen Mann hinstellten, der erst dann zur Fronde übergegangen, als er sich in seinen persönlichen Erwartungen getäuscht sah. Auch dieses Verdikt ist bezeichnend für die Objektivität der kirchlich gesinnten Berichterstattung. Spätere Zeiten werden gerechter über ihn urteilen und Stimmen aus dem katholischen Lager werden, wenn auch verspätet, unterscheiden zwischen dem, was Schuld seines Zeitalters, und dem, was sein persönliches Verdienst war. Sie werden anerkennen, daß sein klarer, kritischer Blick, seine aufgeklärtere Weltauffassung, sein religiöses Empfinden, die Liebe zu seiner Kirche nicht beeinträchtigt, wohl aber geläutert, daß auch K. mit dem noch vor etwa einem Jahrzehnt katholischerseits hart verfolgten P. Didon sagen konnte: *»Malgré les oppositions redoutables que je rencontre je crois plus fermement que jamais à l'Evangélisation de nos sociétés modernes; et l'épreuve qui pèse sur moi à cette heure, loin d'affaiblir ma foi, la grandit et l'éclaire.« (Lettres à un ami, 31.)*

Die Treue, die er seiner religiösen Überzeugung wahrte, wurde nun auf anderer Seite gerne als ein Zeichen von Unschlüssigkeit und von ihm Fernerstehenden sogar als unvereinbar erachtet mit jener kritischen Schärfe, welche er als Anonymus namentlich an den Tag legte. Wenn man das Wesen des Katholizismus identifiziert mit dem mittelalterlich-politischen, oder dem modern-jesuitischen Ultramontanismus, dann allerdings kann man K. als eine Nikodemusnatur bezeichnen. In der Vergangenheit wie in der Gegenwart finden sich aber Anhaltspunkte genug, welche darauf hindeuten, daß die augenblicklich in der römisch-katholischen Kirche überwiegende Richtung nicht zu verwechseln ist mit dem Kern des christlichen Wesens. Chamberlain hat in dem Vorwort zur vierten Auflage zu seinen »Grundlagen« diesen Contrast besonders stark hervorgehoben. Für die Einsichtigen wird das eben Mitgeteilte genügen, um zu zeigen, daß K., wie einst Lacordaire in Frankreich, wie

Rosmini in Italien, wie Newman in England, wie endlich in Deutschland der Laie Reinhold Baumstark davon überzeugt war, man könne Katholik, ja selbst Priester sein, ohne mit allen römisch-kirchlichen Anschauungen einverstanden zu sein. Und nicht etwa erst in den letzten Jahren seines an Arbeiten und Erfahrungen reichen Lebens vertrat K. diese Ansicht. Im Gegensatz zu seinen ultramontanen Biographen und zu solchen, die ihn nur aus deren Schilderungen kennen, muß hier gesagt und hervorgehoben werden, daß er sich nie, wie so viele andere katholische Kapazitäten der Gegenwart, die sich gerne in den Reihen der Opportunisten aufhalten, durch eine glückliche Anpassungsfähigkeit auf dem Boden kirchlicher Korrektheit aufrecht zu erhalten suchte.

In einem Alter, in welchem andere noch unschlüssig sind über die Richtung, die sie einschlagen wollen, hatte der junge Trierer Theologe längst schon ein bestimmtes Ziel im Auge, ein Ziel freilich, das vom kirchlichen Jesuitismus gerade soweit ablag wie von den separatistischen Tendenzen des Altkatholizismus. K. ist zeitlebens scharf kritisch, nie aber radikal oder revolutionär aufgetreten. Seine wissenschaftliche, seine theologische, seine politische Entwicklung weist keine unerwarteten Kurven auf, wenngleich sie sich als ein stetes Bergan uns darstellt. Als einfacher Vikar in Pfalzel hatte er sich von der hierarchischen Behörde bereits sagen lassen müssen, was Jahrzehnte später in ganz ähnlicher Weise der Vatikan jenen Regierungen antwortete, welche den verdienten Gelehrten als einen bevorzugten Kandidaten für den Episkopat wiederholt vorschlugen. In der hochinteressanten, von L. K. Goetz herausgegebenen Korrespondenz von K. mit dem Bonner Theologen F. H. Reusch findet sich folgende hochwichtige Stelle: »In Rom hat er (Bischof Eberhard) mir erklärt, es falle ihm wegen meiner kritischen und liberalen Richtung, dazu wegen meiner offenkundigen Verbindung mit der liberalkatholischen Partei und ihren Organen sehr schwer, mich zum Professor zu ernennen.« Derselbe Vorwurf, der zu Beginn seiner theologisch-wissenschaftlichen Laufbahn gegen ihm erhoben wurde, ward ihm von hierarchisch-kirchlicher Seite jedesmal entgegengeschleudert, wenn jemand Veranlassung nahm auf seine Verdienste hinzuweisen. Im Tode wurde ihm seine freie Gesinnung erst recht vorgehalten und zugleich der Versuch gemacht, sein Andenken in den Augen der Ultramontanen zu »reinigen«. Die hierarchische Kirche hat in dem hochbedeutenden Freiburger Gelehrten, in dem tadellosen Priester stets nur den kritischen, den unbequemen Kirchenpolitiker gesehen. Es mochte ihr mißfallen, daß er ihrem gewaltigen Ringen nach irdischer Macht, ihrem Verlangen nach den Dingen dieser Welt stets entgegenhielt: *Non sapis ea quae dei sunt, sed ea quae hominum!* —

»Mit K. ist ein Mann dahingegangen, dessen Bedeutung in keine Rubrik einzuordnen ist. Auf allen Gebieten der Wissenschaft, in denen er wirkte, hat er rasch eine der ersten, vielfach auch die erste Stelle eingenommen«. Dieses Urteil, das Max Wingenroth über den entschlafenen Meister ausgesprochen, geht über den Sachverhalt nicht hinaus. Es enthält auch die Rechtfertigung dafür, wenn wir es an dieser Stelle versuchten, die vielfältige Tätigkeit des Gelehrten, seine schriftstellerische Laufbahn, sein Verhältnis zur Kirche und Politik in großen Zügen zu skizzieren. Es mag sich vielleicht daraus zeigen, welche Stellung K. in der geschichtlichen Bewegung des abgelaufenen neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zuzuweisen ist.

Literatur: L. K. Goetz, Briefe von F. X. Kraus an F. H. Reusch aus den Jahren 1866—1874 in »Allg. Ztg.« 1902 Beil. 129. — Grisar S. J., F. X. Kraus, »Köln. Volksztg.« 1902 Lit. Beil. 12. — Nippold, »Zeitschr. f. wissenschaftl. Theologie« XLV H. 3. — K. Braig, Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus. Freiburg i. B. 1902. — H. Finke, »Alemannia« N. F. III, 1—7. — Grauert, »Historisches Jahrbuch« XXIII, 238—244. — Hürbin, »Kathol. Schweizerbl.« 1902, 89—118. — W. Lang, »Der alte Glaube« 1902 Nr. 19—20. — Jos. Sauer, »Acher u. Bühlerbote« 1902 Nr. 29—32; »Kunstchronik« XIII 225—233; »Alte u. Neue Welt« 1902, 432—434. — S. Münz, »Neue Freie Presse« 1902 Jan. — L. Schermann, »Deutsche Monatsschrift« I, 364—370. — Schnütgen, »Zeitschr. f. christl. Kunst« XIV, 11. — M. Spahn, »Der Türmer« IV, 29—42. — F. v. Weech, »Karlsruher Ztg.« 1902 Nr. 3. 4; »Zeitschr. f. Gesch. d. Ober-Rheins« N. F. XVII, 161—167. — Blennerhasset, »Deutsche Rundschau« XXVIII, 452 ff. — P. Godet, »*Revue du clergé français*« 1902 Nov. 15, 610—626 u. Dez. 1 43—56. — L. Mgr. Duchesne, *Allocution prononcée au service funèbre pour F. X. Kraus*. Freiburg i. B. 1902. — Max Wingenroth, F. X. Kraus und der »religiöse Katholizismus« in »Grenzboten« 1902, 298—308 u. 372—382 ff. — Rhenanus, F. X. Kraus und der Ultramontanismus in »Deutsche Stimmen« 1902 März u. April. Als Separatabdruck erschienen. — Ernst Hauviller, F. X. Kraus' letzte Tage. »Allg. Ztg.« 1902 Beil. 114.

Ernst Hauviller.

Siemens, Georg von, * 21. Oktober 1839 in Torgau, † 23. Oktober 1901 in Berlin. — An den großen Kaufmann unserer Tage werden intellektuelle und moralische Anforderungen gestellt, die sich nicht in Normativbestimmungen zusammenfassen lassen. Die Welthandelsbeziehungen eines wirtschaftlichen Großstaats erfordern einen Weitblick und eine Willenskraft, die nur den mit wirklichen Herrschereigenschaften ausgestatteten Kaufmann zu einer führenden Stellung befähigen. Georg Siemens gehörte zu diesen großen Kaufleuten. Er hatte nicht von der Pike auf gedient, nicht als Kaufmannslehrling das Kontor ausgefegt und Wechsel kopiert; als fertiger Mann, als Gerichtsassessor, der außerdem drei Feldzüge, 1864, 1866 und 1870/71, als Reserveoffizier durchgemacht hatte, trat er in eine neu errichtete große Aktienbank, und zwar gleich als Direktor ein, um diese Bank, die Deutsche Bank, dann in dreißigjähriger Leitung zu einem der bedeutendsten Kreditinstitute der Welt zu machen.

S. wurde in Torgau, wo sein Vater Rechtsanwalt war, geboren. Der berühmte Elektrotechniker Werner von Siemens, mit dem Georg Zeit seines Lebens in freundschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen blieb, war sein Vetter. Georgs Eltern siedelten 1845 nach Berlin über. Nachdem er die übliche Gymnasial- und Universitätsbildung durchgemacht und als Referendar und Assessor die erforderlichen Examina absolviert hatte, führte ihn im Jahre 1868 ein Auftrag der Firma Siemens & Halske für anderthalb Jahre nach Persien. Seine Mission war eine diplomatisch-geschäftliche. Es galt allerlei Schwierigkeiten zu beheben, die anläßlich der Legung einer Telegraphenleitung entstanden waren. Von Persien zurückgekehrt, bot sich ihm Gelegenheit, in die Firma Siemens & Halske als Direktor einzutreten. Er zog es aber vor, einen Posten als Direktor in der 1870 mit einem Aktienkapital von 15 Millionen Mark gegründeten Deutschen Bank zu übernehmen. Georg von S. mußte seine Tätigkeit als Direktor dieser Bank aber alsbald unterbrechen, um seinen Pflichten als Reserveoffizier im Kriege gegen Frankreich zu genügen. Nach dem Kriege nahm die Deutsche Bank schnell einen bedeutenden Aufschwung. Schon 1871 wurde das Aktienkapital von 15 auf 30 Millionen Mark erhöht. Als S. nach dreißigjähriger Tätigkeit im Direktorium der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat übertrat, betrug das Aktienkapital 150 Millionen Mark.

Der Geschäftskreis der Bank entwickelte sich in jenen dreißig Jahren fortgesetzt. Zahllose Zweige der deutschen Industrie, insbesondere auch die aufblühende Elektrizitätsindustrie, wurden von der Deutschen Bank finanziell befruchtet. Der sich immer gewaltiger entwickelnde Welthandel Deutschlands erhielt in der Deutschen Bank eine seiner festesten Kreditstützen. Bei großen internationalen Finanzoperationen beteiligte sich die Deutsche Bank immer öfter, und auch die Anlage deutschen Kapitals erfolgte unter der Ägide der von S. geleiteten Bank. Zu den bedeutsamsten Transaktionen der letzteren Art gehörte die Beteiligung an dem Bau und der Verwaltung kleinasiatischer Bahnen und die Anteilnahme an der Reorganisation der Northern Pacific-Bahn in den Vereinigten Staaten. Da S. nichts von einem engherzigen Krämer und Plusmacher an sich hatte, so beschränkte er die Tätigkeit der Deutschen Bank auch nicht auf solche Geschäfte, die von heute auf morgen Gewinn versprachen, sondern wandte sein Interesse mit Vorliebe weitausschauenden Unternehmungen zu, stets darauf bedacht, daß insbesondere bei großen internationalen Finanzoperationen auch die deutsche Industrie mitbeteiligt wurde. Er verlangte von den großen Kreditinstituten, daß sie niemals ihre nationalen Pflichten außer Auge lassen dürften. Wie er über die nationale Bedeutung der Börse dachte, legte er im Oktober 1900 in einem Artikel der »Nation« dar. »Mit Einführung der Goldwährung«, so führte er u. a. aus, »war Deutschland in den Wirtschaftsbetrieb der westlichen Kulturvölker eingetreten; seine politische Konsolidierung und seine wirtschaftliche Entwicklung waren unverkennbar. Berlin wurde daher unbestreitbar bald ein gesuchter Aufbewahrungsort für die Kapitalien dieser reicheren Nationen; allmählich wurde es auch von ausländischen Regierungen aufgesucht, welche Anleihen unterzubringen hatten. Wenngleich die eigene Kapitalskraft für das dauernde Festhalten dieser übernommenen Anleihen in vielen Fällen noch nicht ausreichte, so wurden doch viele grundlegende Verträge mit deutschen Häusern abgeschlossen. Die Führung und Abwicklung der Geschäfte lag in solchen Fällen bei dem deutschen Markt, welcher damit zugleich die Verfügung über die fremden, die betreffenden Anlagen aufsuchenden Kapitalien erhielt und durch die Verbindung selbst eine Reihe indirekter Vorteile gewann. So wuchs Berlin allmählich an die anderen drei großen Weltbörsen London, Newyork, Paris heran.

Reichere Länder sind natürlich bestrebt, ihre industrielle Tätigkeit auch auf das Ausland auszudehnen. Jede in fremdem Lande errichtete Bank oder Eisenbahn, deren Aktien in der Heimat geblieben sind, ist zugleich ein Pionier für die Beschäftigung der heimischen Industrie und für die Herstellung dauernder Beziehungen zwischen den zwei Wirtschaftsgebieten. Auf solchem Besitz beruht ein großer Teil des englischen Einflusses in den außereuropäischen Kontinenten, des französischen Einflusses in Spanien, Portugal, Italien und dem Orient. Die Zeiten sind unwiderruflich vorüber, wo man es für möglich halten durfte, angenehme politische Beziehungen zwischen zwei Regierungen aufrecht zu erhalten, während die Nationen sich in wirtschaftlichen Gegensätzen bewegen. Mit der Vermehrung des Einflusses der Massen werden allmählich die Magenfragen zu politischen Fragen und entscheiden schließlich über die politische Haltung des Staates.

Noch erkennbarer werden die Beziehungen zwischen Politik und Börse auf dem Gebiete der Staatsanleihen.

Die Veränderungen, welche in dem wirtschaftlichen Betrieb der Kultur-

welt vor sich gegangen sind, haben mit Notwendigkeit auch politische Veränderungen im Gefolge. Die Beziehungen der Nationen zueinander ändern sich, wenn alle Entfernungen für Transporte von Personen und Gütern auf den dritten Teil, für Nachrichten auf fast Null reduziert werden. Unterdrückte Stämme kommen zum Bewußtsein ihrer Existenz und erstreben Selbständigkeit; andere Nationen müssen sich ausdehnen, wenn sie ihre Stellung aufrecht erhalten wollen. Es ist eine außerordentliche Unruhe in die Welt gekommen; der Gegensatz zwischen Europa und Amerika beginnt erst sich zu akzentuieren; noch andere Gegensätze stehen in Aussicht. Jede politische Veränderung — gleichviel ob kriegerische oder friedliche — hat auch wirtschaftliche Bewegungen im Gefolge, und jede große wirtschaftliche Veränderung wirkt auf die Politik zurück. In allen diesen Bewegungen ist eine leistungsfähige Börse ein unentbehrliches Machtmittel. Sie vertritt im Frieden die Stelle der Armee im Kriege. Eine kluge Regierung wird dieses Machtmittel gern benutzen, um ihren Freunden Geld zuzuwenden und um ihren Gegnern Mittel zu entziehen. Eine vernünftig geführte Börse wird sich nie mit den politischen Interessen ihres Heimatlandes in Widerspruch setzen.«

Obgleich S.s Haupttätigkeit durchaus dem wirtschaftlichen Leben zugewandt war, so nahm er doch auch an der Politik seines Landes regen Anteil. Seit 1874 war er wiederholt Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages. Im Reichstage vertrat er den Kreis Wittenberg-Schweinitz, in dem er einen großen Grundbesitz hatte, während der Jahre 1874 bis 1877 und von 1898 bis zu seinem am 23. Oktober 1901 erfolgten Tode. Von 1884 bis 1893 vertrat er den Reichstagswahlkreis Koburg. Sein parlamentarisches Interesse wandte er ebenfalls vorzugsweise wirtschaftlichen Fragen zu. Bei allen Kämpfen um die Einführung und Aufrechterhaltung der Goldwährung, um die rationelle Gestaltung der Reichsbank, um die Befreiung der Börse von überflüssigen Beschränkungen stand er mit im Vordergrunde. Ein grundsätzlicher Freihändler war er, obgleich Großgrundbesitzer, ein entschiedener Gegner des agrarischen Protektionismus. Gegen das Ende seines Lebens trat er dann auch an die Spitze des Handelsvertragsvereins, dessen Ziel darauf gerichtet war, die Caprivische Handelsvertragspolitik gegen die Schutzzöllner zu verteidigen. Liberaler Politiker ohne Fraktionseinseitigkeit, schloß er sich beim Eintritt ins Parlament der nationalliberalen Partei an, um dann im Jahre 1880 die Sezession der Lasker, Forckenbeck, Stauffenberg, Bamberger, Rickert mitzumachen. Mit diesen seinen engeren politischen Freunden, die sich zur Liberalen Vereinigung zusammengeschlossen hatten, machte er 1884 die Fusion mit, welche zur Bildung der deutsch-freisinnigen Partei führte, um sich dann 1893 mit seinen alten Freunden aus dieser Verbindung wieder zu lösen und die Freisinnige Vereinigung mitzubegründen.

Trotz S.s Zugehörigkeit zu einer Partei, die stets als Oppositionspartei angesehen wurde, führte die ungewöhnlich hervorragende Tüchtigkeit des Mannes dazu, daß er oft als Ministerkandidat genannt wurde, zumal seitdem der König von Preußen ihm Ende 1900 den Adelstitel verliehen hatte. S. selbst war viel zu scharfsichtig, um nicht einzusehen, daß die politischen Voraussetzungen für eine fruchtbare Ministertätigkeit nicht vorhanden waren. Gerade weil er das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann besaß, dachte er nicht daran, nur als kaufmännisches Dekorationsstück auf einer Ministertafel zu dienen.

Theodor Barth.

Chrysander, Friedrich, Musikgelehrter, * 8. Juli 1826 zu Lübtheen (Mecklenburg), † 3. September 1901 in Bergedorf bei Hamburg. — Selten gelingt es den Sterblichen, das, was sie sich auszuführen vorgenommen haben, zur Vollendung zu bringen. Auch einer so kraftvollen, energischen Natur wie Ch., der so viele Hemmnisse und Schwierigkeiten überwunden, sieghaft bestanden hat, der sich vom einfachen Landschullehrer zu einem führenden Denker und Forscher emporgeschwungen, emporgerungen hatte, sollte es nicht beschieden sein, das Lebenswerk, das er sich vorgesetzt, zum Ziel zu bringen.

Fast ein halbes Saeculum ist verflossen, seitdem der erste Band der Haendelbiographie erschienen war (1858), welchem ein zweiter und der erste Teil des dritten Bandes folgten. Es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Hauptepoche von Haendels Schaffen als Abschluß und Krönung seines Werkes zur Veröffentlichung zu bringen. Ob er recht daran getan hat, seine Kräfte in den Dienst mannigfaltig wechselnder Aufgaben zu stellen, kann erst dann beurteilt werden, wenn die Fortsetzung seiner Haendelbiographie erschienen sein wird. Da wird sich zeigen, ob seine literarisch bewunderungswürdige Arbeit von ihm so weit gebracht worden ist, daß sie von einem anderen ohne Schaden für den Wert der Gesamtleistung, ohne Nachteil für das Höchstpersönliche einer solchen biographischen Arbeit fertiggestellt werden konnte. Ch.s Haendelbiographie ist ein Kunstwerk für sich und wir wollen abwarten, ob im Anschluß an seine Geistesrichtung sich jemand findet, der den Torso auszugestalten vermag. Die Vorreden zu einzelnen Bänden der Haendelausgabe bilden wichtiges Material für den Abschluß des Werkes und für die notwendige Umarbeitung der erschienenen, im Buchhandel vergriffenen Teile.

Einen triftigen Entschuldigungsgrund muß die Nachwelt für das verspätete Erscheinen des Abschlusses dieses Werkes anerkennen. Ch. wollte zuerst das Lebenswerk seines künstlerischen Abgottes der Welt zeigen. Erst sollte Haendel selbst gesprochen haben, bevor die Besprechung seines Lebens und Wirkens zu Ende geführt wird. Mit der Edition der Werke Haendels hat Ch. eine Aufgabe übernommen, die, wie er mir sagte, das Martyrium seines Lebens wurde. Was eine ganze Gesellschaft für Bach in 50 Jahren bei reichlicher Förderung zu Wege brachte, das mußte Ch. nach der Fahnenflucht einzelner Mitbegründer der Haendeledition und dem Wegfalle von tatkräftigen Förderern mehr oder weniger allein schaffen, auf sich selbst gestellt. Denn die sogenannte Haendelgesellschaft war Ch. in eigener Person, die Mitglieder waren nur Subskribenten. Gervinus' geistige Betätigung und Anregung zur Begründung des Unternehmens, seine materielle Unterstützung der Ausgabe während seines Lebens und von Todes wegen durch eine legatarische Verfügung, die Förderung der Sache durch den kunstsinnigen König Georg V., nach dessen Abschied von Hannover die preußische Regierung den Anteil übernahm — all dies war von nicht zu unterschätzendem Wert bei der Gründung und für den Fortgang der Edition, allein die Hauptsorge für den Bestand und die wissenschaftliche Fortführung der Edition fiel Ch. zu. Er kopierte, verglich, kommentierte, und endlich stach er auch in einer eigenen Druckerei die Noten. Beiläufig siebzehntausend Platten gingen durch seine Hand. Blatt für Blatt wurde ihm gebracht. Er war Redakteur und Korrektor. So hatte er für das geistige und leibliche Wohl seines Schmerzenskindes zu sorgen. Welchen Störungen und Fährlichkeiten war es ausgesetzt!

Um eine unabhängige Existenz zu behaupten und so die materielle Vorbedingung für die Durchführung dieser seiner Lebensaufgabe zu schaffen,

gründete Ch. eine Gärtnerei, in welcher herrliche Rosen und wohlschmeckende Trauben und Pfirsiche gezogen wurden zum Absatz bei den reichen Bewohnern von Hamburg und Berlin. Diese physische Arbeit bildete eine Quelle der Erfrischung und Zerstreuung für den geistigen Arbeiter. Es war ihm und dem Besucher ein Vergnügen, in den Gewächshäusern zu weilen. Solche Beschäftigung war wohl auch gesunder als Spinozas Broterwerb mittels Glasschleiferei. An der Bahnstraße zwischen den beiden Absatzgebieten hatte Ch. 1866 ein kleines Anwesen erworben, nahe seiner nordischen Heimat, in der »reichsfreien Stadt« Bergedorf, einem Villenort auf hügeliger Landschaft. In der nächsten Nähe liegt Friedrichsruhe. So wurde Ch., wie Fürst Bismarck sagte, der »Grenznachbar« des Reichskanzlers und erfreute sich des besonderen Wohlwollens und man könnte sagen, freundschaftlich geneigter Gesinnungen des Fürsten. Ch. weilte oft als Abendgast in Friedrichsruh. Einen solchen Besuch erwähnt Bismarck in einem Schreiben an seine Gattin (1886) (»Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin«. Stuttgart, Cotta, 1900): »Gestern hatten wir den Oberpräsidenten und den liebenswürdigen Chrysander zu Tisch; letzterer, abgesehen von Rosen, Trauben und Pfirsichen, auch an sich stets meine Freude wegen der tiefen und umfassenden Bildung von Geist und Herz unter der schlichten Bescheidenheit, ganz wie seine Gärtnerei.« Ch.s zweiter Sohn Rudolf — der ältere Georg starb 1884 während der Zeit seines Militärdienstes, die Tochter Caecilia ist mit dem Vertreter der Firma Schott in London vermählt — wurde Sekretär und zweiter Arzt beim Fürsten Bismarck. Bismarck empfahl Ch. gelegentlich der Zweijahrhundertfeier von Haendels Geburtstag dem Kaiser Wilhelm I. für einen Ehrengehalt, der ihm auch aus des Kaisers Privatschatulle gewährt wurde.

In Bergedorf blieb denn Ch., nachdem er in seiner Jugend viel gewandert war und längere Zeit in England geweilt hatte. Dorthin ging er immer wieder, um an der Quelle des Haendelstromes zu schöpfen. Wenn er dann heimkehrte, übergab er die gereinigten Partituren dem Stecher, und so ging es fort, bis der 97. Band fertig war. Noch fehlen zwei Bände: der Messias ist für den Druck vorbereitet; die Subskribenten haben ihn vorläufig in einem vollständigen Autogramm-Faksimile erhalten. Im Anschluß an diese Gesamtausgabe der Werke Haendels edierte Ch. einzelne Supplemente, welche »Quellen zu Haendels Werken« enthalten, Kompositionen, aus denen der Künstler sich gelegentlich inspiriert und mancherlei Gedanken gezogen hatte, Stücke, welche er in einzelnen Teilen oder im ganzen benutzt hatte. Diese Publizierung gewisser Vorbilder und Anreger von Haendels Werken zeigt eine der Grundeigenschaften in Ch.s Wirken: die kritische Offenheit. Das kunsthistorische Bild Haendels wurde hierdurch nicht verkleinert. Haendel ist deshalb nicht ein Plagiator, als welchen ihn ein englischer Schriftsteller hinstellen wollte.

Ch.s weit ausschauender Blick wandte sich auch anderen Kunstwerken zu. Nachdem er in früherer Zeit Klavierwerke von J. S. Bach und Symphonien von Beethoven in Neuausgaben ediert hatte, versuchte er in »Denkmälern der Tonkunst« einzelne belangreiche Kunstwerke der älteren Kunstgeschichte zur Veröffentlichung zu bringen. Er versicherte sich dabei der Mithilfe von Johannes Brahms, Heinrich Bellermann, Josef Joachim. Doch reichten weder Kräfte noch Mittel aus. Das Unternehmen blieb stecken. Der Plan, der schon von Forkel im 18. Jahrhundert ins Auge gefaßt worden war und dann von verschiedenen Seiten wieder aufgenommen, mit größerem oder

minderem Gelingen zur Ausführung gebracht wurde, sollte erst später bei organisatorischer Einteilung der wissenschaftlich gebildeten Arbeitskräfte und der Arbeitsgebiete zu gedeihlicher Durchführung gebracht werden. Ch. stellte sich dem von mir am Ende der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts entworfenen neuen Plane sympathisch gegenüber. Ich schlug damals ein gemeinsames Vorgehen von Deutschland und Österreich vor behufs Herausgabe von Denkmälern, in Beschränkung auf die künstlerische Vergangenheit der beiden Reiche. Diese Absicht konnte damals nicht durchdringen. Wohl aber rüsteten sich bald beide Reiche zu gesondertem Vorgehen. Ch.s Versuch der Ausgabe von solchen Denkmälern (Motetten von Palestrina, Oratorien von Carissimi, Instrumentalwerke von Corelli und Couperin) gehörte zu den ersten Spatenstichen behufs Aufstellung des Monumentes, welches jetzt unsere Musik erhält. Für diese Aufgabe der modernen Musikwissenschaft hatte Ch. das lebhafteste Interesse. Die Ausgabe der Werke von Haendel ist sein unvergängliches Verdienst. Daneben ließ er anderes nicht außer acht. Er führte eine vorzügliche Feder. Seine Schreibweise bietet die seltene Mischung von poetischer Begabung und polemischer Schärfe. Einige kritische Besprechungen in der »Allgemeinen Musikalischen Zeitung«, die er von 1868—71 und von 1875—82 redigierte, zeigen die Gewandtheit des Schreibers besonders in letzterer Art.

Verschiedene Male hat Ch. Stellung genommen in musikalischen Tagesfragen. Auch die Wellenbewegungen der großen Streitfrage, deren Faszikel man heute im Archiv mit der Vignette »Richard Wagner und Genossen« versehen kann, berührten den Boden in Bergedorf, allerdings nur schwach und wie im Vorbeiziehen. Ch. hatte das Erscheinen von »Tannhäuser« und »Lohengrin« mit jugendlicher Begeisterung begrüßt. Er rühmte sich noch 1876, einer der Ersten gewesen zu sein, die diese Partituren nicht nur kannten und liebten, sondern auch kauften. Für den Fortgang der Wagnerbewegung fand er manch treffendes Wort, so in den Glossen, welche er der in seiner Zeitung 1876 erschienenen Besprechung der Aufsätze von Blaze de Bury beifügte.

Als Redakteur einer Musikzeitung hätte er wohl die Verpflichtung gehabt, den Festspielen desselben Jahres beizuwohnen. Allein so weit ging nicht mehr sein Interesse. Die kritische Würdigung der neuesten Phasen des »Kunstwerkes der Zukunft« überließ er anderen. Auch sonst blieb er von diesem Zeitpunkt an fast ausschließlich seinem eigentlichen Arbeitsgebiete zugewandt. Als ich im Jahre 1884 auf die Notwendigkeit der Begründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift für Musik im großen Stile hinwies und als nach brieflichen und persönlichen Unterhandlungen mit Ch. und Spitta die »Vierteljahrsschrift« ins Leben trat, da war ich ob des mehr passiven Verhaltens des ersteren enttäuscht. Ich hatte erwartet, daß er von seinen Erfahrungen, die er bei der Herausgabe der zwei »Jahrbücher für Musikwissenschaft« gesammelt hatte, für die Leitung der Vierteljahrsschrift reicheren Gebrauch machen würde. Mit einigen wertvollen Beiträgen beteiligte er sich aktiv. Die Themen seiner Abhandlungen, die er da wie vorher in seinen Jahrbüchern und in der »Allgemeinen Musikzeitung« und nachher im »Jahrbuch der Musikbibliothek Peters« veröffentlichte, waren mannigfach abwechselnd. Sie erstreckten sich allerdings zeitlich fast nur auf die zwei Jahrhunderte, die das Wirken von Haendel umschließen, und stehen ziemlich mit diesem in mehr oder weniger naher Beziehung. Auch der Aufsatz über »Don Giovanni von Gazzaniga und Mozart«

dürfte wohl nur geschrieben sein, um zu zeigen, daß sowohl Mozart wie sein Textdichter die Oper Gazzanigas als Vorlage benutzten, somit daß auch bei Mozart Anlehnungen an andere zu konstatieren seien. Die Absichtlichkeit des Vorgehens tritt besonders in der Vornotiz der »Allg. Mus. Zeitung« vom J. 1878 hervor. Der literarische Teil der Arbeit, der im 4. Bande der Vierteljahrsschrift erschien, fand meines Wissens bisher keine Fortsetzung, wie sie damals für die Musik in Aussicht gestellt wurde. Eine grundlegende Arbeit schrieb Ch. über den Musikdruck, welche in seiner Musikzeitung erschien. Da konnte er als technischer Sachverständiger der nachfolgenden Detailforschung die Spuren weisen. Zudem stand ihm das reiche englische Material zur Verfügung.

In einer Serie von Aufsätzen über »Ludovico Zacconi als Lehrer des Kunstgesanges« hat Ch. mit der wissenschaftlichen Behandlung einen praktischen Zweck verfolgt. Er erörtert da unter anderem »die Ausführung der Koloraturen und den Gebrauch der Passagen«, »das Verhältnis von Gesang und Sängern zu den Komponisten und Kompositionen« und »die Aufgaben, Pflichten und Freiheiten des vortragenden Sängers«. Damit hatte er sich der für unsere Zeit wichtigen Untersuchung über die Art der Aufführung historischer Werke zugewendet. Sowohl Ch. wie Philipp Spitta traten für die streng historische Aufführung alter Werke ein. Sie vertraten ihr Prinzip mit Beharrlichkeit. Nur fehlte der Fingerzeig für die erfolgreiche Realisierung in den Details der Ausführung. Mancherlei, was mit der Tradition solcher Aufführungen zusammenhängt, war verloren und nicht wieder auffindbar. Ch. versuchte die Werke von Haendel, welche wie die meisten der gleichen Stilperiode in manchen Teilen der Niederschrift nur die Umrisse geben, für die praktische Aufführung so einzurichten, daß sie ein möglichst genaues Abbild der Aufführung unter Haendels Leitung geben sollten. Die Besetzung der vokalen und instrumentalen Klangkörper, die Hinzufügung der Koloraturen und Ornamente, die Ausführung des Basso Continuo, die Bezeichnung der Stimmen in dynamischer und rhythmischer Beziehung — all das sollte dem Stil der Entstehungszeit möglichst konform behandelt werden. Die von Ch. eingesetzten Ornamente und Kadenzen der Sologesänge in einzelnen Oratorien Haendels haben nach der Absicht Ch.s keine allgemeinbindende Kraft; er sieht dieselben nur als unverbindliche Anweisung, als Anleitung zum freien Gebrauch der Sänger an. Diese Unverbindlichkeit erstreckte sich wohl auch auf andere Umgestaltungen und Änderungen in den Ch.schen Bearbeitungen: die Einrichtung der Oratorien in der Richtung, um »die Handlung in ihrem Fortgang zu stärken«, der zuliebe Ch. eine oder die andere Arie einer anderen Stimmgattung zuschiebt, als sie im Original behandelt ist; der zufolge ferner Rezitative transponiert werden zur Überleitung und Einführung in Tonarten, die nicht der Vorlage gemäß sind; ferner Rezitative, Arien, Chöre zusammengezogen oder getrennt oder ganz gestrichen werden. Diese und andere Fragen, wie die Beschränkung der Begleitung gewisser Partien der Partitur auf das Cembalo bedürfen noch sehr der Erörterung. Der Zukunft ist die Lösung der noch strittigen Fragen vorbehalten, welche unsere Wissenschaft nach der praktischen Seite der Verwertung ihrer Ergebnisse hingestellt hat. An der Durchführung müßen sich Künstler und Forscher in gleicher Weise beteiligen. Ch. gebührt das Verdienst, diese Bewegung in Fluß, die Strömung in richtige Bahnen gebracht zu haben. Er wirkte da als ein »gelehrter deutscher Musiker«, wie er sich gern zu bezeichnen pflegte, zur Unterscheidung vom

deutschen »Musikgelehrten«. In einer Beziehung sind Ch.s Einrichtungen mustergültig für alle Zeiten: die Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche sind über alles Lob erhaben. Da bricht die poetische Begabung Ch.s in erquickender Weise hervor. Das alte und das neue Testament gelangt da zu neuer Belebung im Geist der Sprache unserer Zeit. Wie tief Ch. biblisches Leben und Wesen erfaßt hat, ersieht man auch aus einer kleinen Schrift über »Haendels biblische Oratorien in geschichtlicher Betrachtung« (Hamburg, Otto Meißner, 1897, als Vortrag gehalten im Johanneum zu Hamburg).

Ch.s Hauptverdienst liegt auf dem Gebiete der Wissenschaft der Musik, an deren Führung er in hervorragender Weise teilnahm. Sein heiliger Eifer, sein Ernst können vorbildlich wirken. Die Ergebnisse seiner Arbeit sind von dauerndem Werte; seine Forschungen und Ansichten wirken auch in ihren Irrtümern anregend und anspannend. Auch dies zeigt, daß er ein voller, ganzer Mann war, »von tiefer, umfassender Bildung«.

Unter den Nekrologen sind hervorzuheben der von Oskar Fleischer in der »Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft« III. Band 1901, Heft 2, S. 43 ff. (Leipzig, Breitkopf & Härtel) und von Hermann Kretzschmar im »Jahrbuch der Musikbibliothek Peters« für 1902, IX. Jahrgang, hrg. v. R. Schwartz, Leipzig, Peters, 1903, S. 31 ff.

Guido Adler.

Arz von Straufsenburg, Albert, * 14. Oktober 1833 in Hermannstadt, † 16. Februar 1901 ebenda. — A. verlebte seine Kindheit in Klausenburg, wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war. Hier begann er an dem reformierten Kollegium seine Studien und legte den Grund zur Kenntnis der ungarischen Sprache, die er später in einer auch von Magyaren bewunderten Vollendung gesprochen hat. Im Jahre 1848 übersiedelte er mit seinen Eltern wieder nach Hermannstadt. Auch hier gärte es schon wie überall in Ungarn und Siebenbürgen. Auch hier war eine Bürgergarde entstanden; neben den ehrsamen Bürger trat der junge Gymnasialschüler, um für Volk, Vaterland und angestammten Herscher zu kämpfen. Auch A. trat in die Bürgergarde ein und nahm an dem Kampfe am Alten Berge (bei Hermannstadt) teil. Als dann, wenigstens äußerlich, der Friede auch in das Sachsenland in Siebenbürgen wieder einkehrte, setzte A. noch drei Jahre sein Studium am evangelischen Gymnasium seiner Vaterstadt fort. Nach Absolvierung desselben besuchte er zunächst ein Jahr hindurch die Rechtsakademie in Hermannstadt, begab sich aber dann nach Wien, um hier in den nächsten drei Jahren seine juristischen Studien unter Führung hervorragender Professoren fortzusetzen und zu beschließen. Nach Beendigung seiner Studien trat er als Gerichtsauskultant in den Staatsdienst. Bald darauf wurde er Finanzprokurator und nach kurzer Disponibilität Finanzanwalt und 1872 Staatsanwalt in Hermannstadt. Seinem Volke war A. schon am Schlusse der sechziger Jahre näher getreten, als die Besten des sächsischen Volkes sich zusammengefunden hatten, um unter Führung Franz Gebbels das siebenbürgisch-deutsche Wochenblatt zu gründen. Dem Kampfe, den dieses Blatt für die Rechte des sächsischen Volkes geführt hat, ist auch A. beigestanden. In zahlreichen Aufsätzen, die sich durch Geist, Klarheit und Gründlichkeit auszeichnen, hat er die Überhastung, Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten, welche die ungarische Regierung bei Einführung der neuen Gerichtsordnung und bei der Justizreform überhaupt sich zuschulden kommen ließ, zurückzuweisen versucht. Eine Wandlung in dem äußeren Leben A.s brachte die Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die Regierung auch nach Siebenbürgen einige

höhere Beamte zur »Epurierung« des Gerichtspersonals entsendete. Man verfuhr dabei in der Weise, daß man nicht gern gesehene Beamte aus ihren bisherigen Stellungen wegnahm und dahin versetzte, wo man sicher wissen konnte, daß sie sich nicht wohl fühlen würden. So war auch A. als Richter nach Dés transferiert worden. Er zog es jedoch vor, den Staatsdienst zu verlassen und in seiner Vaterstadt eine Advokaturskanzlei zu eröffnen. Gar bald galt diese als die vornehmste in ganz Hermannstadt und genoß eines solchen Vertrauens, daß man seinen Prozeß schon als gewonnen betrachtete, wenn A. die Vertretung übernommen hatte.

In den schweren politischen Kämpfen, die vor und nach der Zertrümmerung des »Königsbodens« dem sächsischen Volke aufgezwungen worden sind, ist A. stets in der Vorderreihe der Kämpfenden gestanden. Mehr als einmal hat er, wenn es ihn auch persönliche Opfer kostete, seine eigene Person der Sache untergeordnet, sobald das Wohl seines Volkes dies erforderte. So auch im Jahre 1878, als er sich durch seine Freunde bewegen ließ, das Reichstagsmandat von Leschkirch anzunehmen.

Seit seinem Austritte aus dem Staatsdienste ist A. auf diese Weise immer mehr Mitarbeiter an dem öffentlichen und Kulturleben des sächsischen Volkes geworden. Es hat keinen weltlichen und keinen kirchlichen Vertretungskörper gegeben, in den A. nicht gewählt worden wäre. In der sächsischen Nationsuniversität, deren stellvertretender Vorsitzender er eine Reihe von Jahren gewesen ist, war sein Wort, »das ihm schlicht von den Lippen, aber wuchtig aus Herz und Verstand kam«, von maßgebendster Bedeutung.

Ebenso wenig wie man A. irgendwo im politischen Leben missen wollte, ebenso wenig wollte man seine Mitwirkung im künstlerischen, kulturellen und kirchlichen Leben, namentlich Hermannstadts, entbehren. Als der Hermannstädter Musikverein sich ein Haus bauen wollte, berief er A. zu seinem Vorstande. An der Erbauung des Elektrizitätswerkes in Hermannstadt, der Einführung der Wasserleitung, der Erbauung der Fogerascher und Alvintzer Eisenbahn hat er wesentlichen Anteil. Zu alledem kam seine tiefgehende Mitarbeit an der Kirche. Die evangelische Kirchengemeinde in Hermannstadt berief ihn in das Presbyterium, die Bezirkskirchengemeinde in das Bezirkskonsistorium, die Landeskirche in das Landeskonsistorium. Die letzten fünf Jahre seines Lebens ist er auch Landeskirchenkurator und fast ebenso lange Mitglied des ungarischen Magnatenhauses gewesen. Als Bischof D. Müller den neugewählten Landeskirchenkurator begrüßte, da sprach er die denkwürdigen Worte: »die Kirche führt den Bischof feierlich in das Amt ein und der Bischof leistet der Kirche den Amtseid; für den Kurator hat sie solches nicht vorgesehen. Aber in den Herzen aller ist's gewiß, dem Namen Albert Arz gegenüber braucht es keinen Eid. Er ist an sich eine Gewähr, daß er weiß, welche Schätze in der evangelischen Kirche für sie und für unser Volk beschlossen sind, er hat bisher diesen Aufgaben gelebt und wird es auch weiter tun, und wir werden Ursache haben, uns allezeit gerne zu erinnern des Augenblickes, wo wir ihm das Ehrenamt gegeben.«

Wenn möglich noch bedeutungsvoller als seine Arbeit war aber die Wirkung seiner Persönlichkeit auf alle, die mit ihm in Berührung traten. Wie Öl die stürmischen Wogen glättet, so verstand es A. durch die Macht seines Wesens, das nie herausfordernd, nie tadelnd war, in den schwierigsten Fällen versöhnend, aufklärend, beruhigend zu wirken. Das siebenbürgisch-sächsische Volk wird ihm immerdar dankbar bleiben für seine nie wankende Treue, für

seine hervorragenden Dienste, für das veredelnde Beispiel, das er jedem durch musterhafte Lebensführung im öffentlichen und privaten Leben gegeben.

Vgl. Denkrede auf Albert Arz von Strausenburg von D. Friedrich Teutsch. Archiv für siebenbürgische Landeskunde N. F. XXX. 143—177.

Hermannstadt. Dr. Fr. Schuller.

Bayersdorfer, Adolf, Kunsthistoriker und Konservator der Alten Pinakothek in München, * 7. Juni 1842 in Erlenbach in Unterfranken, † 21. Februar 1901 in München. — B. war der Sohn eines Revierförsters, der früh verstarb; seine Witwe heiratete bald darauf einen Steuerbeamten in München, wo der junge B. das Gymnasium besuchte und auch seine Studien an der Universität begann. Er schien Neigung für Medizin und Naturwissenschaften zu zeigen; allein seine ausgesprochen ästhetische Begabung wies ihn gebieterisch auf das Studium der Kunst hin. Unglückliche Familienverhältnisse brachten den jungen Studenten früh dahin, als unabhängiger Journalist seinen Unterhalt zu suchen: er geriet zunächst in einen Kreis junger Schriftsteller, dem auch Heinrich Leuthold, Hermann Lingg, Martin Greif und Karl Du Prel angehörten. Er schrieb Rezensionen und Theaterkritiken für die »Münchener Blätter«, die indessen 1866 schon eingingen, für die »Walhalla« und die »Süddeutsche Presse«. Später, nach dem siebziger Kriege, trat er auch in Beziehung zur »Neuen Freien Presse« in Wien; mit dem Kritiker Ludwig Speidel verband ihn zeit seines Lebens warme Freundschaft. Um diese Zeit kam er auch in Berührung mit dem Münchener Kreise junger Maler, die in den Franzosen, besonders aber in dem Kraftmenschen Courbet, ihren Meister verehrten. Schon damals stand der junge Gelehrte, wie August Pauly in seiner Grabrede treffend sagte, »als seltener Kenner gegen die herrschende Zeit und entwickelte Grundsätze, welche jetzt erst verstanden zu werden beginnen, wie z. B. von der autochthonen Kraft der künstlerischen Mittel, die das psychologische Gesetz ihres Wirkens in sich und die wir in unserer Seele tragen«. B. hat viel dazu beigetragen, daß Leibl, Trübner, Haider, Fröhlicher, Stäbli, Viktor Müller bekannt wurden und Käufer für ihre Werke fanden.

Auch Böcklin lernte er damals zu Beginn der siebziger Jahre in München kennen, und bald verknüpfte treueste Freundschaft den »Könner mit dem Kenner«. Der nüchterne geniale Schweizer schätzte an dem jungen Gelehrten die Klarheit seines ganzen Wesens, den »geordneten Kopf«. Man weiß, was Böcklin dieser Freundschaft verdankt: B. durchsuchte die alten Maltraktate nach Rezepten für den eifrigen Techniker und warb unermüdlich Freunde für den Maler, dem selbst die Gönnerschaft des Grafen Schack nur zu schwacher Anerkennung verhelfen konnte.

Im Jahre 1872 erschien B.s erste Schrift von größerem Umfange: »Der Holbeinstreit. Geschichtliche Skizze der Madonnenfrage und kritische Begründung der aus dem Holbeinkongreß in Dresden abgegebenen Erklärung der Kunstforscher.« In geistvoller Weise trat B. für die Echtheit des Darmstädter Originals ein, das später, bei der Abnahme der Übermalungen, allgemein als solches anerkannt wurde.

Das gleiche sichere Verhältnis zur Dichtkunst zeigt B. in seiner Broschüre: »Ein elementarer Lyriker«, durch welche er dem Jugendfreunde Martin Greif den schönsten Dienst erweisen konnte. Geibel hatte dem jungen Dichter, wie bekannt, abgeraten, die Gedichte, deren Perlen schon in den »Neuen Münchener Blättern« gedruckt standen, zu veröffentlichen. B., mit seinem

genialen Blick für das Echte, besaß ein feineres Ohr als der norddeutsche Eklektiker; — er wußte, was Naturlaut in der Dichtung bedeutet, wie er denn zeit seines Lebens das sicherste Auge für das Individuelle, für Naturen im Sinne Goethes besaß. Von sonstigen Veröffentlichungen aus dieser Zeit des Werdens sind sein Katalog der Münchener Leihausstellung (1869) und der kunstgeschichtliche Abschnitt in Hans von Berlepschs »München« (1873), die biographisch-kritische Würdigung Rottmanns (1873), die hochbedeutsame Artikelserie: »Neue Kunstbestrebungen in München« (Neue Freie Presse, 1874) und eine Reihe kleinerer Aufsätze über Courbet, das Pettenkofersche Regenerationsverfahren, über Wilhelm von Kaulbach, die Walküre von Richard Wagner zu nennen. B. gehörte zu den heftigsten Gegnern Wagners und Liszt's.

Im Jahre 1874 erhielt B., der inzwischen das Literatenelend gründlich durchgekostet hatte, von der bayrischen Regierung ein Stipendium von 600 Gulden, das ihm gestattete, Italien zu besuchen. Er selbst hatte, wie er an Speidel schrieb, das Gefühl, daß damit »eine mögliche Wendung zum Guten« in seinem Schicksal eingetreten sei. Italien und besonders Florenz, wo B. mit Unterbrechungen sechs Jahre lang weilte, hat die Bildung des großen Kenners vollendet: hier erwarb er sich den genialen Blick für die großen Zusammenhänge der historischen Entwicklung, und hier übte er sein ungeheures Gedächtnis, das die Formensprache der einzelnen Meister mit beispielloser Treue aufbewahrte und auch in unsichern Bildern die Hand des Meisters, der sie geschaffen, erkannte. Um nach Aufzehrung des Stipendiums leben zu können, schrieb er Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, oder machte kunstgewerbliche Entwürfe für die Florentiner Goldschmiede. Aus einer Berufung an das Museum in Breslau wurde nichts; doch lenkte diese Unterhandlung mit dem schlesischen Museum die Achtsamkeit der bayrischen Behörden wieder auf B., der in Florenz eine Reihe ausgezeichneter Männer kennen gelernt hatte: ich erwähne nur den livländischen Freiherrn und Kenner Karl Eduard von Liphart, den Geschichtsschreiber der italienischen Malerei Giovanni Battista Cavalcaselle, Karl Hillebrand, Adolf Hildebrand und Hans von Marées, denen sich später auch Böcklin zugesellte. Im Jahre 1880 wurde B. zum Konservator der Galerie in Schleißheim ernannt, deren Katalogisierung er in mustergültiger Weise ausführte, und vier Jahre später berief man ihn als Konservator an die alte Pinakothek in München. Im Jahre 1880 führte B. auch die Frau heim, mit der er zwölf Jahre verlobt gewesen war. Von den drei Kindern, die der überaus glücklichen Ehe entsprossen sind, ist nur ein Sohn am Leben. Ein hochbegabter Knabe, namens Wolfgang, an dem B. besonders hing, starb ihm im Alter von vier Jahren; der Vater hat diesen Schlag des Schicksals niemals verwunden.

B. galt in dem letzten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit als einer der ersten Kunstkenner Europas, der seinen sicheren Blick der kraftvollsten Anschauung verdankte. Er kannte alle Galerien Europas und die wichtigsten Privatsammlungen des Festlandes und Englands, und unermüdlich war er darauf aus, diese Kenntnis durch Reisen zu vermehren. Mit fast allen Kunstfreunden und Forschern Europas war er befreundet. Zuzeiten glich sein bescheidenes Arbeitszimmer in der alten Pinakothek dem Empfangszimmer eines Ministers: Kunstgelehrte, Künstler, Sammler, Händler, Studenten lösten sich in bunter Reihe ab. Die beispiellose Rechtlichkeit B.s war Ursache, daß seine Schätzungen von Sammlern und Händlern gleich gern angenommen wurden. Dies gilt für alte und moderne Bilder: denn B. kannte die moderne Produktion

nicht weniger genau als die Werke der alten Meister; sein Gedächtnis war ganz einfach beispiellos, und unermüdlich war er darauf bedacht, würdige Werke in gute Hände oder in den Besitz des Staates zu bringen. Als Schriftsteller trat er nur noch selten hervor. 1893 gab er eine Mappe mit Handzeichnungen der Uffizien heraus, und im Verein mit seinem Freunde Franz Reber, mit dem er auch einen Katalog der alten Pinakothek veröffentlichte, leitete er die Sammelwerke: Klassischer Bilderschatz (1889) und Klassischer Skulpturenschatz (1896) (beide bei Bruckmann-München erschienen). Unvergeßlich sind seine Verdienste um die Gründung des kunsthistorischen Institutes in Florenz (1895), die man als sein eigenstes Werk bezeichnen darf. Seiner Anregung verdankt man auch die von F. von Marcuard besorgte Herausgabe der »Zeichnungen Michelangelos im Museum Teyler zu Haarlem« (1900). Im Jahre 1897 ernannte ihn die Universität Leipzig in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrendoktor. Im Frühjahre 1900 zwang ihn die Herzkrankheit, die er ein Leben lang mit sich herumgetragen, noch einmal den Süden aufzusuchen, wo er indessen nur kurze Zeit verblieb. Die schweren Leiden seines letzten Lebensjahres, das er in der Krankenstube verbrachte, ertrug er mit dem Humor eines Weisen, der mit dem Tode vertraut ist.

Es ist oft genug bedauert worden, daß der Kunsthistoriker kein Werk hinterlassen habe, das seinen Geist und sein Wesen treu bewahrte. Die Persönlichkeit war bei B. alles: als solche wirkte er nicht allein auf seine Fachgenossen, sondern auch auf Künstler und freie Weltmenschen. Eine ähnliche Vereinigung des schärfsten spekulativen Verstandes mit intensiver Kraft der Anschauung, die das Bedeutende lebendig erhält und das Individuelle mit künstlerischer Kraft erfaßt, wird immer selten sein. Der Einfluß B.s, der als Kunsthistoriker eine Sonderstellung einnahm, kann nicht leicht überschätzt werden: in ihm lebte nicht nur ein Denker und ein Ästhetiker, sondern auch ein »verständnisvoll in die Welt blickender Künstlergeist, der ein stilles Gesetz in dem flüchtigen Spiel der Erscheinungen zu erkennen und festzuhalten vermochte«. Seine Fähigkeit, das Erkannte in einer kurzen eindringlichen Schilderung oder einem lapidaren Schlagwort zusammenzufassen, war allerersten Ranges. Der Artikel »Münchener Kunstbestrebungen«, der im Jahre 1874 erschien, ist gleichsam die Ouvertüre, die alle Themen anschlägt, mit welchen sich die Kritik der modernen Kunst seit 27 Jahren befaßt. B. ist der Philosoph unter den Kunsthistorikern, der zwar die Probleme von der philosophisch-ästhetischen Seite erfaßte, aber auch dem individuellen Element, mochte es sich nun in der Technik oder in der Gestaltung des Vorwurfes äußern, in eindringlichster Analyse gerecht wurde. Er meinte: »Die feinsten kompliziertesten, oft unbewußten Regungen der Künstlerseele, wie sie im Kontakt mit Gegenstand und Material entstehen, werden in der Technik reflektiert. Aus der exakten Feststellung der technischen Methode großer Künstler und ganzer Schulen gestaltete sich der vorzüglichste und fast einzig untrügliche Faktor der modernen Gemäldekenntnis.« (Holbeinstreit, Schriften, S. 146.)

B. vergaß nie, daß die Kunst eine eigene elementare Basis besitzt und im letzten Grunde unbegreifbar bleibt. Das kunsthistorische und literarische Material beherrschte er in einer staunenswerten Weise; allein er war nicht blind gegen die Mängel der historischen Betrachtungsweise, die, wie Adolf Hildebrand in seinem Büchlein über das Problem der Form meint, dazu geführt habe, mehr und mehr die Unterschiede und den Wechsel in den Kunstäußerungen in den Vordergrund zu stellen; er wußte auch, daß die

vielberufene Theorie des Milieu, die einen Menschen in seine Zeit hineinstellt und aus der Umgebung heraus zu erklären sucht, nicht genügt, um das wesentliche einer künstlerischen Erscheinung zu erklären. B., in dem ein Stück Dichter steckte, besaß die Fähigkeit rein künstlerischer Anschauung im allerhöchsten Grade. Immer wieder aber leiten alle Äußerungen, die wir in seinen Schriften besitzen oder den Freunden und Fachgenossen im Gedächtnis geblieben sind, auf eine außerordentliche Persönlichkeit zurück, die sich selbst in ihrem Verhältnis zur Welt und Kunst genoß, ohne das Bedürfnis zu fühlen, sich als Schriftsteller auszugeben. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Gedanken, eine Geschichte der Landschaftsmalerei zu schreiben, welche »die Fortschritte und Umgestaltungen von da ab verfolgt, wo solche Gemälde nur ein Beiwerk waren, bis zu der Epoche, von der an sie ein besonderes Genre bilden«. Die Bruchstücke, die wir davon besitzen, verraten eine seltene Gabe, die Stimmung des Originals in Worte umzusetzen. Einzelne seiner Ausführungen über italienische Meister, z. B. über Michelangelo, offenbaren einen psychologischen Tiefblick, den wir sonst nur bei den Meistern Justi und Burckhardt finden: es sind sozusagen Programme zu Büchern, die leider ungeschrieben geblieben sind. B.s Scheu vor der Feder war entschieden krankhaft; sein Geständnis, daß ein Willensakt nötig sei, damit er dies oder jenes tue, erklärt manchen Zug dieser seltenen Natur, die ihre eigene Weichheit und Schwäche im Erfassen des Tages kannte. B. war ein Feinschmecker, der auch die großen Schriftsteller der Weltliteratur gründlich kannte und überall die ursprüngliche Begabung über das Talent oder die Mache stellte. Seine Bibliothek verriet einen auserlesenen Geschmack, der in Goethe und Shakespeare seine Meister sah und liebte. Auch als Schachspieler und besonders als Problemkomponist erfreute sich B. europäischen Rufes: seine Schachprobleme, die nach seinem Tode herauskamen, werden von Kennern als allerersten Ranges geschätzt. Nicht minderes Interesse brachte er philosophischen Studien und den Problemen des Okkultismus entgegen; eine Zeitlang war er Präsident der »Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie« in München.

B.s Einfluß auf seine Fachgenossen kann, wie gesagt, nicht leicht überschätzt werden: er stellte sein ungeheures Wissen jedem zur Verfügung, der zu ihm kam; es genügte ihm ein Problem aufzugreifen, um dann anderen dessen Lösung oder literarische Prägung zu überlassen. Seine Schriften sind unter dem Titel erschienen: A. B.s Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowski, August Pauly, Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen (nach den Originalen von Böcklin und Thoma, im Besitze der Gräfin von Béarn in Paris und der Familie in München). München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1902. Sie geben nur ein unvollkommenes Bild dieser genialen Persönlichkeit, die, wie aus Jugendbriefen zu entnehmen ist, im Jünglingsalter die Wertherschwärmerei in seltenem Grade durchlebt hatte. Später verwandelte sich dieses sentimentale Verhältnis zur Welt in ein humoristisches, dem eine Anzahl leichter Humoresken entflossen sind, die B.s überlegen milde Weltanschauung in schönster Weise offenbaren (Abschnitt V der nachgelassenen Schriften). Eine Anzahl Aphorismen von tiefsinnig meisterhafter Prägung lassen es besonders tief bedauern, daß B. seine Kunstanschauungen nicht in einem geschlossenen Werke zusammengefaßt hat. B.s Schachnachlaß ist unter dem Titel »Zur Kenntnis des Schachproblems von A. B., herausgegeben von Kohtz und Kockelkorn« 1902 bei A. Stein in Potsdam erschienen.

München-Bogenhausen. Wilhelm Weigand.

Bruns, Ivo, ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität Kiel, * 20. Mai 1853 in Halle, † 16. Mai 1901 in Kiel. — B. gehörte einer alten, ursprünglich aus Holstein stammenden Gelehrtenfamilie an, aus der eine Reihe namhafter Männer der Wissenschaft hervorgegangen sind. Sein Vater war der bekannte im Jahre 1880 verstorbene Professor des römischen Rechts an der Berliner Universität, Carl Georg Bruns, dessen bedeutende, harmonisch geschlossene Persönlichkeit dem Sohn allzeit ein leuchtendes Vorbild gewesen ist. Aufgewachsen als Kind eines echten deutschen Professorenhauses, in dem die idealen Güter des Lebens von jeher mit Ernst und Anmut gepflegt wurden, erhielt B. seine wissenschaftliche Vorbildung in Schulpforta, um sich dann dem Studium der klassischen Philologie zu widmen, und zwar zunächst in Berlin. Hier wurden Ernst Curtius, Droysen, Haupt, Kirchhoff und Zeller seine Lehrer, während sein Vater ihn gleichzeitig in das römische Recht einführte. Von Berlin ging er nach Bonn, wo er bei Jak. Bernays, Bücheler, Kekulé, Heinr. v. Sybel und Usener hörte und 1877 auf Grund seiner Dissertation »*De Legum Platonicarum compositione quaestiones selectae*« zum Dr. phil. promoviert wurde. In den Jahren 1878—80 hielt B. sich zu verschiedenen Malen längere Zeit in Paris auf, um als Mitarbeiter an den griechischen Aristoteles-Kommentaren und Supplementen die Handschriften der Pariser Bibliothek für diese Zwecke zu durchforschen. Inzwischen setzte er die in seiner Dissertation begonnenen platonischen Studien fort, als deren Frucht er nach seiner Heimkehr im Jahre 1880 seine Schrift über »Platos Gesetze, vor und nach ihrer Herausgabe durch Philippos von Opus« (Weimar 1880) veröffentlichte. Mit dieser Arbeit, einer »bahnbrechenden Leistung«, habilitierte er sich in demselben Jahre als Privatdozent in Göttingen, wo er 1884 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Bald darauf folgte er einem Rufe an die Christiana Albertina in Kiel, der er dann bis zu seinem Tode mit ganzer Kraft und Treue, und zwar seit dem Jahre 1890 als ordentlicher Professor angehört hat.

In der Erfüllung der Pflichten seines akademischen Lehramts, für welches B. von Haus aus eine hervorragende Begabung mitbrachte, stellte er stets an sich selbst die höchsten Anforderungen. Besonders zeichnete er sich als Lehrer durch den ihm in hohem Maße eigenen stark ausgeprägten Sinn für die Persönlichkeit aus. Sein durchdringender, nie versagender Menschenblick befähigte ihn, der klar erkannten Eigenart jedes einzelnen seiner Schüler die angemessene Ausbildung zuteil werden zu lassen und jeden nur zu solchen Aufgaben und Leistungen heranzuziehen, in denen er im Einklang mit seiner Natur seine Gaben und Kräfte mit Rücksicht auf das zu erreichende Ziel rein entfalten und sicher betätigen konnte.

Neben der akademischen Lehrtätigkeit gab sich B. mit unermüdetem Eifer der gelehrten Forschung hin, und den Schriften, in denen er die Ergebnisse seiner Studien niedergelegt hat, verdankt die klassische Altertumswissenschaft ohne Ausnahme weitgehende Förderung und Bereicherung. 1884 erschienen die »Lukrezstudien«, 1887 der erste Band der *scripta minora* des Alexander von Aphrodisias für das von der Berliner Akademie herausgegebene *Supplementum Aristotelicum*, während der zweite Band und damit das Ganze im Jahre 1892 vollendet vorlag. In den nächsten Jahren konzentrierte B. seine ganze Kraft auf eine groß angelegte Arbeit, die das wissenschaftliche Werk seines Lebens werden und den Ruf seines Namens dauernd begründen sollte. Sie führt den Titel »Das literarische Porträt der Griechen

im fünften und vierten Jahrhundert« (Berlin 1896). Das Werk, dessen Plan im Verlauf einzelner Untersuchungen über die Geltung der Individualität im Altertum entstand, sucht nach den Worten des Verfassers der Aufgabe zu genügen, »für eine Entwicklungsgeschichte des Individuums, seiner Auffassung und Darstellung im Altertum die Grundlage dadurch zu schaffen, daß seine Bedeutung für den Kreis der attischen Kultur an den Literaturwerken des fünften und vierten Jahrhunderts untersucht wird. Die Arbeit verfolgt einen doppelten Zweck, neben dem literargeschichtlichen einen kulturhistorischen. Indem sie die in den einzelnen Gebieten für die Behandlung der Persönlichkeit gewählten Formen durchmustert, sucht sie zugleich die dieser Wahl zugrunde liegenden Anschauungen zu ermitteln, die Kriterien der Beurteilung, die Schärfe und Art der Auffassung zu bestimmen.« B. hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Das »literarische Porträt« ist nach dem Zeugnis eines Fachmannes »eine große und formvollendete Leistung von hohem Wert und stellt sich auch insofern zu den bedeutendsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete unserer Wissenschaft, als es nicht nur ein interessantes Problem in der Geschichte der alten, insbesondere der griechischen Literatur und zugleich des gesamten geistigen Lebens der antiken Welt eingehend behandelt, sondern auch eine Fülle geistvoller und anregender Einzeluntersuchungen und wertvoller Ergebnisse in sich birgt. Darum ist es auch bei seinem Hervortreten mit wärmster Zustimmung aufgenommen worden, und eine dauernde und immer wachsende Nachwirkung für die Zukunft ist ihm gesichert.« Mit dem Hauptwerk hängt aufs engste zusammen die zwei Jahre später gleichsam als Nachtrag veröffentlichte Schrift »Die Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie« (Berlin 1898).

Außer diesen größeren Arbeiten besitzen wir von B. eine reiche Anzahl kleinerer Schriften, Essays, Programme und Reden, darunter goldene Geistesfrüchte, die ihm nicht in saurer Alltagsarbeit, sondern »an jenen Festtagen reiften, in denen der Forscher einmal den ganzen wissenschaftlichen Apparat beiseite schiebt, sich dem Drängen der Einzelprobleme entzieht und den Alten Auge in Auge gegenübertritt.« In allem, was B. geschrieben, bewundern wir die Vollkraft, die Freiheit und das Ebenmaß seines Denkens, daneben aber auch als ihm ganz besonders eigentümlich die Schönheit und künstlerische Form seiner Darstellung. Überhaupt steckte ein Künstler in ihm, und die Kunst, in der seine Seele lebte, war die Musik, die »Hauskunst« der Bruns von den Vätern her. Er war ein Meister auf der Geige, die er vollendet spielte. Wer je seinem Spiel gelauscht, der wußte, daß er keinen Musiker gewöhnlichen Schlages vor sich hatte, sondern einen von denen, die nach Schumanns Worten berufen sind, mit ihren Tönen »Licht zu senden in die Tiefen des menschlichen Herzens«. Das eben macht die Erscheinung dieses Gelehrten so überaus anziehend und läßt alle, die ihm nahe standen, seinen frühen Heimgang doppelt schmerzlich empfinden, daß er durchaus nicht nur Gelehrter war, sondern ein ganzer Mensch.

Vgl. »Kieler Zeitung«, Morgen-Ausg. v. 25. Mai 1901; A. Schöne, Gedächtnisrede auf Ivo Bruns bei der akadem. Trauerfeier am 24. Mai 1901 (Chronik der Universität Kiel f. d. J. 1900/1901, S. 60—72, auch separat erschienen Kiel 1901); derselbe, Nekrolog und Schriftenverzeichnis in: »Biograph. Jahrb. f. Altertumskunde«, Jg. 26, 1903, S. 1—15. — Wichtig für Bruns' Lebensgeschichte sind auch die von ihm verfaßten Lebensbilder seines Vaters: Carl Georg Bruns. Eine Skizze seines Lebens. Separatabdr. der Einleitung zu seinen gesammelten kleineren Schriften (1882), und seines Onkels: Theodor Bruns. Ein Lebensbild. (Als Manuskr. gedr. Leipzig 1888.)

Joh. Sass.

Canz, Wilhelmine Friederike Gottliebe, Schriftstellerin, * 27. Februar 1815 zu Hornberg in Baden, † 15. Januar 1901 zu Großheppach in Württemberg (Oberamt Waiblingen). — Sie stammte aus einer württembergischen Familie; Hornberg hatte bis 1810 zu Württemberg gehört. Ihr Vater war der dortige Physikus Gottlieb Eberhard Friedrich C. Nach seinem Tode lebte sie mit der Mutter zuerst in Tübingen, dann bei einem älteren Bruder in verschiedenen badischen Pfarrhäusern. Zu Tübingen in den vierziger Jahren entstand ihr Roman »*Eritis sicut Deus*«, den sie jedoch erst ein Jahrzehnt später (Hamburg 1854, in der Agentur des Rauhen Hauses, 3 Teile; 2. Aufl. 1855) anonym in die Welt sandte.

Die Verfasserin wendet sich in ihrem Werke gegen die kritisch-theologische Richtung der Junghegelschen Schule in Tübingen, gegen den Kultus des Genies, gegen die moderne Wissenschaft überhaupt. Der Held der Geschichte, der freisinnige Philosoph Robert Schärtel, muß endlich »zum Kreuze kriechen«, nachdem er mit seinem stolzen Wissen in Theorie und Praxis kläglichen Schiffbruch gelitten hat, und seine edle Gattin Elisabeth, die nach schweren Kämpfen ihren Glauben abgeschworen hat, um mit dem geliebten Manne völlig eins zu werden, verfällt darüber in Geistesnacht. Als Vertreter der Wissenschaft figurieren lauter mehr oder weniger gemeine Subjekte von frivolem Lebenswandel. Das ist natürlich eine bequeme Art von Beweisführung. Die von endlosen Gesprächen und Ergüssen in Brief- oder Tagebuchform überwucherte Handlung ist das Erzeugnis abenteuerlicher Altjungfernphantasie, die von dem wirklichen Leben der geschilderten Gesellschaft eine durch Vermittlung des Klatsches überkommene, höchst unklare Vorstellung hat. Das Auftreten mehrerer Tagesberühmtheiten, wie Vischers, Strauß', Baurs, die in häßlicher und boshafter Verzerrung, aber doch erkennbar erscheinen, soll den Roman pikant machen, der als Kunstwerk nicht den mindesten Wert hat.

Trotzdem erregte dieses Erzeugnis, eben in seiner Eigenschaft als Partei- und Tendenzschrift, gewaltiges Aufsehen, und man riet auf verschiedene Verfasser, bis sich endlich Fräulein C. als Urheberin entpuppte und in der 1860 (Bremen und Leipzig, bei C. Ed. Müller) erschienenen Schrift »Aufschlüsse über *Eritis sicut Deus*« zur Autorschaft bekannte. Sie wollte ihr Werk unmittelbarer göttlicher Inspiration verdankt haben. Ob sie etwa stille Mitarbeiter gehabt oder gar ein Werkzeug in den Händen der konservativen kirchlichen Partei gewesen ist, wird nie zu ermitteln sein.

Fräulein C. büßte später durch verdienstvolle gemeinnützige Wirksamkeit ihre literarische Sünde ab. Sie zog 1855 nach Großheppach und begründete dort in Verbindung mit einem Komitee eine aus kleinen Anfängen sich stattlich entwickelnde Bildungsanstalt für Kleinkinder-Pflegerinnen, der sie 40 Jahre lang als Hausmutter in Ehren vorstand. Nachdem sie sich 1895 hochbetagt von der Arbeit zurückgezogen hatte, griff sie nochmals zur Feder und trat mit einem zweibändigen Werke »Giebt es einen lebendigen Gott?« (Mannheim, Verlag der Dr. Haasschen Druckerei, 1896/97) hervor, worin die religiösen Gedanken in Tagebuchblätter und autobiographische Aufzeichnungen eingeflochten sind.

C. Mezger in »Im neuen Reich« 1876 II S. 1026—1030; Sophie Pataky, »Lexikon deutscher Frauen der Feder« I S. 121 und II S. 494f.; Franz Brümmer, »Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts« (5. Ausgabe) I S. 507; R. Krauß, »Schwäb. Literaturgeschichte« II S. 287f.; »Blätter für das Armenwesen« 54. Jahrg. (Stuttgart 1901) S. 28; Zeitungsnotizen nach ihrem Tode.

Rudolf Krauß.

Hermann Bernhard Georg Prinz von Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzog zu Sachsen, Hoheit, * 4. August 1825 auf Schloß Altenstein in Meiningen, † 31. August 1901 in Berchtesgaden. — H. war der zweite Sohn des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach und der Prinzessin Ida von Sachsen-Meiningen, ein Enkel Herzog Karl Augusts. Ursprünglich für den holländischen Militärdienst bestimmt, in dem einst auch sein Vater gestanden hatte, trat er infolge von Beziehungen, die sich gerade damals zwischen dem Prinzen Bernhard und dem König Wilhelm I. von Württemberg anknüpften, im Oktober 1840 in die württembergische Offizierbildungsanstalt zu Ludwigsburg ein. Am 30. September 1844 wurde er Leutnant im 2. württembergischen Reiterregiment. Im Winter 1847/48 weilte er zu Besuch bei seinem Vater auf der Insel Madeira, als ihn die politischen Stürme, die Europa zu durchbrausen begannen, in die Heimat zurückriefen. Als Ordonnanzoffizier des Brigadekommandeurs Grafen Wilhelm von Württemberg rückte er gegen Dänemark aus; doch setzte der Waffenstillstand von Malmö dem Vormarsch der württembergischen Truppen ein vorzeitiges Ziel. Ebensowenig kam der Prinz 1849 gegen die Insurgenten in Südwestdeutschland in Aktion.

Am 17. Juni 1851 vermählte er sich in Friedrichshafen mit Prinzessin Auguste von Württemberg, der jüngsten Tochter König Wilhelms I., an dem Prinz Hermann seit seiner Ankunft im Lande einen väterlichen Freund gewonnen hatte. Er zählte fortan ganz zum württembergischen Königshause. Der Monarch schenkte dem jungen Paare das für dieses von Leins erbaute Palais Weimar in der Neckarstraße; das schöne Heim wurde bald ein belebter Mittelpunkt vornehmer Geselligkeit. Sechs Kinder entstammten der Ehe: Prinzessin Pauline, die Mutter des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, Prinz Wilhelm, Prinz Bernhard, der vor dem Vater abgeschiedene Prinz Alexander, Prinz Ernst und Prinzessin Olga. Der Prinz hatte viel Unglück in seiner Familie. Am 3. Dezember 1898 wurde ihm seine langjährige Lebensgefährtin durch den Tod entrissen.

Allmählich war er zum Obersten und Kommandeur der Leibgarde, später des 2. Reiterregiments vorgerückt. 1859 trat er als Generalmajor an die Spitze der württembergischen Reiterdivision. Da der enge Rahmen des württembergischen Armeekorps seinem Ehrgeiz keine höheren Ziele stecken konnte, schied er im Oktober 1865 aus dem aktiven Dienst aus und ließ sich als Generalleutnant à la suite der Reiterei stellen. 1879 wurde er zum General der Kavallerie ernannt. Am 30. September 1894 feierte er sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum.

Der Krieg 1870/71 hatte ihm eine schöne Aufgabe gestellt. König Karl von Württemberg ernannte ihn zu seinem Kommissär für das gesamte Kriegswesen. Er begab sich in dieser Eigenschaft auf den Kriegsschauplatz vor Paris und weilte in der nächsten Umgebung König Wilhelms von Preußen, der ihn sehr schätzte und zeitlebens in freundlichem Verkehr mit ihm blieb. Die Kämpfe bei Villiers und Champigny gaben dem Prinzen reiche Gelegenheit, an der Spitze der Samaritertätigkeit Ersprießliches zu leisten. König Wilhelm überreichte ihm zum Lohne dafür das Eiserne Kreuz.

Nach dem Friedensschluß ließ sich Prinz Hermann die Pflege der moralischen Früchte des Krieges besonders angelegen sein. Er hat sich um die Förderung des nationalen Geistes in Württemberg, namentlich durch seine erfolgreichen Bemühungen um Hebung und Mehrung der Kriegervereine, entschiedene Verdienste erworben. Im Jahre 1878 übernahm er das Ehren-

präsidium des damals neu gegründeten württembergischen Kriegerbundes, der im Jahre 1895 bereits 1200 Vereine mit 53000 aktiven Mitgliedern umfaßte. Zwischen dem Prinzen und den ihm unterstellten Kriegervereinen bildete sich ein inniges Verhältnis heraus, das auf dem 15. im Juni 1901 zu Heilbronn abgehaltenen Bundestage in der sogenannten »Ehrenpräsident-Prinz-Weimar-Stiftung« deutlichen Ausdruck fand: damals übergaben ihm die Kriegervereine eine durch freiwillige Spenden der Mitglieder aufgebrachte Sammlung in der Höhe von 27000 Mark zur Unterstützung bedürftiger Kameraden oder Hinterbliebener von solchen. Ebenso stand er drei Jahrzehnte lang an der Spitze des kurz nach dem Kriege gegründeten württembergischen Zweigvereins der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden von 1870/71. Ferner übernahm er über die 1882 ins Leben gerufenen Sanitätskolonnen das Protektorat und war wesentlich an dem Gedeihen dieser Einrichtung beteiligt, von der sich im Mobilmachungsfalle für den Sanitätsdienst im Feld wertvolle Unterstützung erwarten läßt.

Der Prinz hatte einen ausgesprochenen Trieb, sich öffentlich zu betätigen, und dieser Neigung kamen die Verhältnisse am württembergischen Hof unter der Regierung König Karls weit entgegen. Die Repräsentationspflichten, die der Monarch selbst haßte, gingen auf seinen Schwager über, der sich mit unermüdlicher Bereitwilligkeit überall an die Spitze stellte. Wie viel man auch von den panegyrischen Übertreibungen der Zeitungsnekrologe abziehen mag, so bleibt doch noch genug übrig, worauf sich ein Anspruch auf wirkliche Verdienste gründen kann. Schon vermöge seiner hohen Stellung und vielfachen Verbindungen, die er geschickt ausnutzte, vermochte er manches durchzusetzen, manche Schwierigkeiten zu ebnen. Lebhaften Geistes, wandte er seine Teilnahme nach den verschiedensten Richtungen. Er besaß liebenswürdige Umgangsformen, war herablassend und leutselig im Verkehr mit jedermann. Dabei verfügte er über die Gabe einfacher, aber frisch wirkender Rede. Seine ritterliche Erscheinung, seine hohe, elastische Gestalt mehrte die Popularität des Prinzen, dem ein entschieden bürgerlicher Zug anhaftete. Im ganzen Lande war »Prinz Weimar«, wie man ihn kurzweg nannte, bekannt und beliebt, und niemand dachte daran, daß er kein geborener Württemberger sei; so vollständig hatte er sich die schwäbische Eigenart angeeignet.

Seine Interessen erstreckten sich namentlich auf die Gebiete der Kunst, des Gewerbes und der Industrie, und er stand mit vielen hervorragenden Männern dieser Berufszweige in enger Fühlung. Er war unter anderem Präsident des Vereins zur Förderung der Kunst, Protektor des Vereins für Handelsgeographie, des Exportmusterlagers. Am Gelingen der regelmäßigen großen Stuttgarter Musikfeste, des Sängerbundesfestes von 1896, der württembergischen Landesausstellungen von 1881 und 1896 hat er Anteil gehabt. Ferner machte er sich um die Entwicklung des hauptstädtischen Straßenbahnwesens verdient. Seine Teilnahme für die Industrie betätigte er durch häufige Besuche in den Fabriken des ganzen Landes. Es ist unmöglich, alle Unternehmungen, Gesellschaften, Vereine, Komitees, denen er seine Kräfte oder doch wenigstens seinen Namen geliehen hat, einzeln herzuzählen. Nur seiner engen Beziehungen zum Klub- und Sportwesen muß noch kurz gedacht werden. Er war ein eifriger Förderer der internationalen Rennen in Baden-Baden und auf dem dortigen Rennplatz die populärste Persönlichkeit. Der Badener internationale Klub stand unter seiner Präsidentschaft. An seinem siebzigsten Ge-

burtstag ernannte ihn diese Stadt in Würdigung seiner Verdienste um ihre Entwicklung zu ihrem Ehrenbürger.

Seit dem Tode seiner Gemahlin soll der Prinz, äußerlich zwar ungebrochen, Weltmüdigkeit verspürt und die öffentliche Wirksamkeit nur noch als unabweisbare Pflicht empfunden haben. Er beschäftigte sich jetzt mehr mit ernsthaften Daseinsproblemen und Gedanken an das Jenseits. Im Juli 1901 besuchte er mit seiner Tochter, Prinzessin Olga, die Bayreuther Festspiele und reiste von da nach Berchtesgaden, wo er im Sommer gerne Erholung suchte. Eine Erkältung, die er sich hier zuzog, artete bald in eine Lungenentzündung aus, und nach achttägiger schmerzvoller Krankheit trat infolge von Herzschwäche das Ende ein. Die Leiche wurde nach Stuttgart überführt und am Nachmittag des 4. September unter großartiger Beteiligung aller Stände auf dem dortigen Pragfriedhof, wo auch seine Gemahlin ruhte, der Erde übergeben. Im Festhalten seiner bürgerlichen Gesinnung hatte das prinzliche Paar die allgemeine Ruhestätte der Stuttgarter Bevölkerung vor der marmornen Fürstengruft den Vorzug gegeben.

Nach dem Tode Prinz Hermanns bildete sich ein Komitee, das Geldsammlungen zu seinen Ehren veranstaltete. Der reiche Ertrag wurde zum Teil für ein Denkmal (ganze Figur in bürgerlicher Kleidung, hergestellt von Professor Karl Donndorf jun. in Stuttgart), das im Jahre 1904 dem ehemaligen Palais Weimar gegenüber errichtet und eingeweiht werden soll, zum Teil für eine »Prinz Weimar-Stiftung« verwendet, deren Zinsen zu Reisestipendien für begabte junge Künstler bestimmt sind.

Zum Gedächtnis Seiner Hoheit des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach Herzogs zu Sachsen (mit Bildnis; Stuttgart 1901, Hofbuchdruckerei J. Fink); zahlreiche Nekrologe in Stuttgarter und auswärtigen Zeitungen, namentlich: »Schwäb. Kronik« vom 31. August — 5. September 1901 Nr. 406 ff., vom 12. September Nr. 426, (Stuttgarter) »Neues Tagblatt« vom 31. August Nr. 204 (mit Bild) und 6. September Nr. 209, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 31. August — 5. September Nr. 204—208; Notizen mit Bildnissen in illustrierten Zeitschriften, z. B. »Gartenlaube« 1901, 2. Beil. zu Nr. 37, »Das Buch für Alle« 1902 Heft 3; »Blätter für das Armenwesen« (Stuttgart) 1901 Nr. 36.

R. Krauß.

Götz, Hermann, Direktor der großherzogl. Badischen Kunstgewerbeschule, * 28. September 1848 in Donaueschingen, † 28. Juli 1901 in Karlsruhe. — In Gengenbach, wohin G.s Vater, Bezirkstierarzt G., versetzt wurde, als das Söhnchen zwei Jahre alt war, besuchte er die Schulen. Frühzeitig verriet der Knabe Anlage und Lust zum Zeichnen und Farbensinn. Da die Mittel zur Ausbildung fehlten, trat G. mit 14 Jahren bei der lithographischen Anstalt der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe als Lehrling ein und widmete sich, 16jährig, der Dekorationsmalerei. Mit 17 Jahren, 1865, war er imstande selbständig zu arbeiten, und strebsam, wie er war, besuchte er 1866 als Hospitant den Unterricht des Professors Adolf Schrödter an der Polytechnischen Schule. 1868 kam G. als Einjährig-Freiwilliger im badischen Leibgrenadierregiment seiner Militärpflicht nach und marschierte mit diesem Regiment 1870/71 ins Feld. Mit der silbernen Verdienstmedaille ausgezeichnet, kehrte G. aus Frankreich zurück und besuchte nun von 1872 an die Kunstschule in Karlsruhe, wozu er sich durch mühselige abendliche Arbeiten die Mittel verschaffte. Bald war er durch den Unterricht von Professor Ferdinand Keller soweit gefördert, um eine Reihe größerer Figurenbilder zu malen, welche alle Ereignisse aus dem Kriegsjahre behandelten und rasch Abnehmer

fanden. Durch die Honorare die er für seine Bilder erhielt, war er in die Lage versetzt, seine Studien an der Kunstschule fortzusetzen. Demnächst wandte sich G. der Illustration zu und, gewandt und gefällig wie er war, fehlte es ihm bald nicht an Aufträgen von Verlegern, Vereinen und Gesellschaften. Im Jahre 1876 beauftragte ihn der Fürst zu Fürstenberg mit der Anfertigung von Wandgemälden für die Reitbahn in Donaueschingen. Nun endlich konnte er den lange gehegten Wunsch ausführen und einen längeren Studienaufenthalt in Italien nehmen. 1878 wurde G. Professor an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. Von da an hat er sich fast ausschließlich dem Kunstgewerbe gewidmet, für dessen Ausbildung er in Baden bahnbrechend voranging. Bei seinem unermüdlichen Fleiß und seiner großen technischen Gewandtheit schuf er selbst eine große Anzahl kunstgewerblicher Arbeiten und zog viele Schüler heran. Er hatte ein hervorragendes organisatorisches Talent und verstand es, wie wenige, Ausstellungen zu leiten. Durch seine große Gefälligkeit und die Raschheit in Durchführung jedes Auftrages, den zu übernehmen er gebeten wurde, gewann G. die Gunst der höchsten Kreise, durch seine Schlichtheit und Leutseligkeit das Vertrauen und die Zuneigung der Handwerker und Arbeiter. 1882 als Nachfolger von Ludwig Kachel, den ein früher Tod aus einer hochverdienstlichen Laufbahn abrief, zum Direktor der Kunstgewerbeschule ernannt, entwickelte G. eine Energie ohnegleichen, um diese Anstalt zu einer der ersten in Deutschland zu machen und ihr auch im Ausland einen bedeutenden Namen zu verschaffen. Nicht nur auf den vielen im badischen Lande veranstalteten, sondern auch auf den nationalen Ausstellungen in München, Chicago und Paris vertrat er sein Heimatland und dessen Kunstgewerbe in hervorragender Weise. In Karlsruhe erreichte er nicht nur den Bau eines prächtigen Schulgebäudes, sondern auch eines Museums, das unzweifelhaft eine der bedeutendsten kunstgewerblichen Sammlungen in Deutschland enthält. Es gab in Baden keinen festlichen Anlaß, der nicht seine fast unerschöpfliche Arbeitskraft in Anspruch genommen hätte. Er illustrierte nicht nur Adressen, er entwarf nicht nur die Zeichnung zu prachtvollen Kunstschränken, er war nicht nur unermüdet, Ehrenbecher und andere zu Preisen und Festgaben dienende Prunkgefäße zu ersinnen und ihre Ausführung zu überwachen, er konstruierte auch Festdekorationen im großen Stil. Einen der schönsten und prachtvollsten Festzüge, die jemals die Straßen einer Stadt durchzogen, in Karlsruhe am 60. Geburtstag des Großherzogs von Baden (9. September 1896), hat G. ersonnen und bis in die kleinsten Einzelheiten zur Ausführung gebracht, eine Anzahl von Denkmälern in verschiedenen Orten seiner badischen Heimat verdankt ihm ihre Entstehung. Bei solcher umfassenden Tätigkeit fehlte es G. nicht an Auszeichnungen, Orden, Ehrenbürger- und Ehrenmitglied-Diplomen. Im Jahre 1897 dachte er endlich auch an das stille Glück einer Häuslichkeit und vermählte sich mit Elsbeth Heimburger. Drei Kinder wurden ihm binnen zwei Jahren geschenkt. Nichts glich der Freude und dem Eifer, mit dem er die schöne Villa, in der er seinen Hausstand gründete, ausschmückte. Die vielen Kunstwerke, die er im Laufe von mehr als 20 Jahren erworben, von vielen Reisen mit in die Heimat gebracht, zuletzt noch aus dem Orient, worüber er ein sehr schönes Werk veröffentlichte, bildeten nun eine geschmackvolle Zierde der stattlichen Räume, und er fühlte sich glücklich, sie kunstliebenden Freunden zu zeigen. Doch dieses Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Eine Überanstrengung, wie er sie sich seit Jahren zumutete, mußte schließlich auch eine so robuste Ge-

sundheit, wie die, deren G. sich erfreute, zugrunde richten. Vergebens suchte er im Winter und Frühjahr 1900 Heilung von schwerer Erkrankung in Meran. Er kehrte, halbgenesen, nur zurück, um ein neues Unternehmen, die Glasmalereiausstellung, im Mai 1901 zu eröffnen. Es war ein glänzender Erfolg. Seine Anrede an Großherzog Friedrich von Baden, der ihm stets ein gnädiger Gönner war, wurde von dem Fürsten mit einer so hohen Anerkennung seiner Verdienste und in so warmen Worten beantwortet, daß G. wohl Anlaß zu lebhafter Genugtuung haben konnte. Dieser schöne Eröffnungstag, das glänzende Gelingen dieser Ausstellung waren sein letztes Glück. Nur zu bald sollte sein letzter Tag folgen. Unerbittlich entriß ihn der Tod im 53. Lebensjahre einer Laufbahn, für die er noch viele Pläne hegte, der Kunst, den Seinen und der großen Zahl von Freunden, die er durch eine nie versagende Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit gewonnen und stets erhalten hatte.

v. Weech.

Peter, Heinrich Gustav, erster Geschichtslehrer des Berliner Sophiengymnasiums, * 19. März 1839 in Meiningen, † 8. April 1901 in Berlin. — Aus einem durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Kreise hervorgegangen, hat P. zur Fortsetzung des wissenschaftlichen Rufs seiner Familie bescheiden, aber nachhaltig beigetragen. Er war der zweite Sohn des Meininger Gymnasialdirektors Karl Peter (1808—93) und seiner Gattin, einer Tochter des berühmten Hebraisten Wilhelm Gesenius (1786—1842), und damit ein Verwandter auch des rationalistischen Theologen J. A. L. Wegscheider (1771—1849); obgleich die Heimat von Vater und Mutter (Freyburg an der Unstrut und Halle an der Saale) jetzt zum preußischen Regierungsbezirk Merseburg gehört, so darf man beiden Familien doch obersächsische Abstammung zusprechen. Karl Peter war ein gesuchter Schulleiter: 1843 wurde er nach Hildburghausen, 1848 nach Meiningen zurück, 1853 nach Anklam, 1854 nach Stettin und 1856 nach Schulpforta berufen; die Folge war, daß Heinrich, nicht gerade zu seinem Vorteil als Schüler, fünf verschiedene Gymnasien kennen lernte. Doch war für ihn das eine Gute dabei, daß die Güte der besuchten Anstalten stetig wuchs; namentlich zuletzt, auf der ehrwürdigen Landesschule Pforta, genoß er den Unterricht von trefflichen Lehrern wie Karl August Koberstein und Wilhelm Corssen. Jedenfalls bestand er die Abgangsprüfung zur rechten Zeit und wandte sich von Ostern 1857 ab, einer ausgesprochenen Neigung folgend, dem (damals noch eng mit klassischer Philologie verbundenen) Studium der Geschichte zu. So hörte er in den ersten beiden Semestern zu Breslau bei Rich. Röpell und Wilh. Wattenbach, in den nächsten zu Jena (wo er sich bis zum Ende des Sommersemesters 1859 aufhielt) vor allem bei Joh. Gust. Droysen, der ihm Führer und Leitstern wurde; bereits im fünften Semester gewann er mit einer Abhandlung über die Kaiserwahl Karls V. einen Preis. Ein 1859 auf 1860 in München versuchter Anschluß an Heinr. v. Sybel und an das von der dortigen Akademie geleitete Unternehmen der Deutschen Reichstagsakten scheiterte daran, daß gerade damals Sybel es vorzog, mit andern Norddeutschen das gastliche Bayern zu verlassen. Der Student der Geschichte Peter wandte sich deshalb Mich. 1860 nach Berlin, wohin ihm Droysen voraufgegangen war, und beendete seine Studien mit einer lateinisch geschriebenen quellenkritischen Dissertation über den Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg (1167—91) am 14. Februar 1861. Der ihn mit andauerndem Wohlwollen begleitende Lehrer, der zu jener Zeit auf Veranlassung des

Kronprinzen Friedrich Wilhelm »Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg« herauszugeben sich anschickte, beauftragte den jungen Doktor sofort mit der Bearbeitung des dritten Bandes jener Urkunden und sandte ihn in staatlichem Auftrag auf drei Vierteljahre nach dem Haag zur Durchforschung des niederländischen Archivs. Nachdem sich P. zu demselben Zweck auch in Dessau (Entdeckung des Testaments des Großen Kurfürsten; später von Droysen verwertet), in Weimar und Dresden archivalischen Studien gewidmet hatte, konnte er die Frucht davon 1866 in dem schon genannten Band erblicken. Inzwischen hatte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügt und auch die erste Anstellung gefunden: am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin zuerst als Hilfslehrer, von Mich. 1864 an — nach bestandenem Staatsexamen — als Probekandidat. Ein Jahr später trat P. als Hilfs-, von Ostern 1866 ab als ordentlicher Lehrer in das (Ostern 1865 eröffnete) Sophiengymnasium der preußischen Hauptstadt ein, die seine zweite Heimat werden sollte.

Kaum warm geworden in der neuen Stellung, wurde P. jäh herausgerissen durch den Bruderkrieg von 1866. Er machte den wenig anmutigen Mainfeldzug als qualifizierter Unteroffizier bei der 12. Kompagnie des 20. Infanterie-Regiments von Luxemburg aus mit, hatte — er gehörte ja der Division Beyer an — mehr zu marschieren als zu fechten (10. Juli Hammelburg, 25. Juli Neubrunn und Helmstadt), wurde um den 20. August herum Vizefeldwebel, tat vom Anfang September an Offiziersdienste und wurde unterm 15. September zum Offizier der Landwehr befördert. Nun wieder der unterbrochenen Schultätigkeit zugeführt, verrichtete er drei und ein halbes Jahr lang seine Schuldigkeit getreulich am Sophiengymnasium und unternahm dann im Sommer 1870 mit dem Vater eine Romfahrt. Die Kunde von den Pariser Kammerverhandlungen des 15. Juli jedoch trieb die Reisenden heimwärts. Um dieselbe Zeit, wo in der Peterskirche die päpstliche Unfehlbarkeit verkündet ward, wurde am 18. Juli unter Donner und Blitz die Rückfahrt angetreten. Peter wurde der 1. Kompagnie des mobilen Bataillons des 4. brandenburgischen Inf.-Regiments Nr. 24 »Großherzog von Mecklenburg-Schwerin« (Neuruppin) zugeteilt, das mit dem 64. Regimente die 12. Brigade (Oberst von Bismarck, später Oberst Graf Dohna) und mit der 11. Brigade (20. und 35. Regg.) die 6. Division (Gen. v. Buddenbrock) bildete. Seine Haupterlebnisse im französischen Kriege waren die Schlacht bei Vionville (16. Aug.; Verlust des Regiments: 1085 Mann, davon 237 tot), die schauderhafte Belagerung von Metz bis zur Kapitulation (27. Okt.), die Kämpfe vor Orléans (Ende Nov. bis zum 4. Dez.) mit ihren Nachwehen (20. Dez. 1870 bis 3. Jan. 1871 in Orléans selbst), die Schlacht bei Le Mans (11. Jan.), ein zweimaliger Aufenthalt in dieser Stadt (14.—20. Jan. und 4. Febr. bis 6. März) und zum Schlusse die Schlaraffentage in Châlons-sur-Marne und Reims (bis zum 30. August). P. hat von A bis Z alle Strapazen und Gefechte überstanden als einziger Offizier des 24. Regiments, ohne je verwundet gewesen zu sein oder im Lazarett gelegen zu haben; die schönste Belohnung dafür war das Eiserne Kreuz zweiter Klasse (für das Kreuz erster Klasse war er vergeblich vorgeschlagen worden). Erst viel später (1897) hat er die schlichte, gelegentlich durch überlegenen Humor gewürzte Darstellung seiner Erfahrungen, die er anstatt der ihm ursprünglich aufgetragenen, dann aber wieder entzogenen Aufgabe einer Geschichte seines Regiments 1870/71 im Standquartier Arrentières (Anfang April 1871) zur Ergänzung der nach Hause geschriebenen Feldbriefe

für sich selbst aufgezeichnet hatte, als Handschrift unter der Bezeichnung »Kriegserlebnisse eines preußischen Landwehrmanns 1866, 1870—1871« bei C. E. Klinkicht & Sohn in Meißen für Verwandte und Freunde des P.schen Hauses drucken lassen. Man spricht jetzt so viel von den Kretschmanschen Kriegserinnerungen, die Lily Braun veröffentlicht hat, und erinnert sich dabei wohl auch wieder an die von Rindfleisch — nun, wer das P.sche Buch hat lesen dürfen, der wird gern zugeben, daß gerade dieses an Ungeschminktheit, ja man kann sagen: rücksichtsloser, auch die eignen Schwächen schlechterdings nicht schonender Wahrhaftigkeit schwerlich zu übertreffen ist, während ein bei jenen vielleicht angebrachter Tadel allzustarken Selbstgefühls hier garnicht zutrifft.

Diese von jedem Prunken freie Bescheidenheit, die Komplementärtugend zu kritisierenden Anlagen, war ein Charakterzug, der sich auch im übrigen Leben P.s stets bewährt hat. In diesem Zusammenhange scheint mir ein Hinweis auf eine Nebentätigkeit von ihm gerade hier am Platze zu sein, die zeitlich allerdings mehrere Jahre hinter das Erscheinen eines seiner Werke fällt, das eigentlich noch vor der Erzählung seiner Teilnahme am siebziger Kriege hätte erwähnt werden sollen (vgl. weiter unten), auf eine Nebentätigkeit, die bei aller äußern Unscheinbarkeit doch geeignet und berufen war, weithin Einfluß auszuüben. Ich meine P.s langjährige Mitarbeit am Meyerschen Konversationslexikon. Nicht bloß deshalb, weil ich, in der Eigenschaft eines Redaktors der geschichtlichen Abteilung des großen Werkes der Nachfolger H. P.s, meinem Vorgänger auch hier ein Denkmal setzen möchte, sondern auch darum, weil über die Bedeutung einer derartigen Redaktion recht falsche Vorstellungen umlaufen, halte ich es für ersprießlich, hierüber etwas Genaueres mitzuteilen.

Die erste Anknüpfung des Bibliographischen Instituts in Leipzig mit P. erfolgte bei der dritten Auflage des Konv.-Lexikons mit dem Artikel über den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Kurz vor dem deutsch-französischen Feldzuge hatte nämlich P. — abgesehen von mehreren Zeitschrift-Aufsätzen — ein 400 Seiten starkes Werk vollendet, das 1870 mit der Aufschrift »Der Krieg des Großen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—1675« (in Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses) erschien. Auf Grund urkundlichen Stoffs aus dem Haag und aus dem preußischen Geh. Staatsarchive hatte er darin nicht nur die Einzelheiten jener unerquicklichen Jahre (Vossem, Rückzug aus dem Elsaß) zuverlässig und anschaulich geschildert, sondern auch die vielfach verschlungenen Pfade der damaligen westeuropäischen Diplomatie klargelegt. 1877 folgte dann als Oster-Zugabe zum Jahresberichte seines Gymnasiums die ebenfalls aus archivalischen Quellen geschöpfte Abhandlung über »Die Anfänge der brandenburgischen Marine«. Einen so berufenen Mitarbeiter gewonnen zu haben und dauernd an sich zu fesseln, daran lag der Chefredaktion des Riesen-Nachschlagewerkes begreiflicherweise viel. Jenem erstgenannten Artikel schlossen sich demzufolge zunächst die über die preußischen Könige des Namens Friedrich an; alles an sich zwar kleine Arbeiten, die dennoch P.s Begabung für knappe und dabei gediegene Darstellung sofort schlagend bewiesen. Diese Anerkennung wurde ihm auch durch Wilhelm Maurenbrecher zu teil, der damals den Versuch gemacht hatte, die Redaktion der historischen Fächer des Konversationslexikons zu führen; als dieser des mit peinlicher Kleinarbeit verknüpften Auftrags bald überdrüssig ward, empfahl er für die Fortführung wärmstens unsern P. (1875).

Ungefähr mit dem sechsten Bande übernahm P. die unfertigen Vorarbeiten an den noch ausstehenden Artikeln der dritten Auflage und hat seitdem die geschichtliche Abteilung für den Rest dieser Auflage, für die ganze vierte und fünfte Auflage geleitet, indem er namhafte Mitarbeiter heranzog und sich selbst — einzelne umfangreichere Ausnahmen abgerechnet — in der Hauptsache die deutschen Länder vorbehielt. Bis zu seinem Tod ist er unermüdlich tätig gewesen, die Historie des »großen Meyer«, dem früher nur in den technischen Wissenschaften eine Überlegenheit über den berühmten ältern Wettbewerber zugesprochen wurde, gleichfalls auf die hierin anerkannte Höhe des »Brockhaus« zu heben und wenigstens dort oben zu erhalten. An der Durchführung der eigentümlichen Einrichtung, dem abgeschlossenen Hauptwerke des Meyerschen Lexikons jeweilig ergänzende »Jahressupplemente« (fünf für die dritte, drei für die vierte und vier für die fünfte Auflage) anzuschließen, hatte P. ebenfalls wesentlichen Anteil. Desgleichen rühren die geschichtlichen Artikel des zweibändigen Meyerschen »Handlexikons des allgemeinen Wissens« in zweiter bis vierter Auflage und die der als »Kleines Konversationslexikon« erschienenen dreibändigen fünften und sechsten Auflage desselben Real-Auszugs aus der großen Enzyklopädie durchweg von ihm her. Endlich stammt von ihm auch das (»Fach«-) Lexikon der Geschichte des Altertums und der alten Geographie (Leipzig, Bibliogr. Institut, 1882). Und die umfassenden, teilweise sogar sehr tiefgreifenden Vorbereitungen zur jetzt laufenden sechsten Auflage des großen Konv.-Lexikons hat P. nach einem von reiflichstem Nachdenken zeugenden Plane so weit gefördert, bis ihm Freund Hein die fleißige Feder aus der Hand nahm. Keine geringe Verantwortung liegt in den Händen eines solchen Redaktors, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Geist, worin namentlich die führenden Geschichts-Artikel (z. B. Baden, Bayern, Dänemark, Deutscher Befreiungskrieg, Deutsch-französischer Krieg, Deutschland, Dreißigjähriger Krieg, Elsaß-Lothringen, Frankreich, Germanen, Großbritannien, Hamburg, Hannover, Hessen, Hugenotten, Kirchenstaat, Österreich-Ungarn usw. usw.) abgefaßt werden, auf viele gebildete Leser mindestens nachhaltigen Eindruck macht und die Auffassung der unzähligen andern Benutzer eines beliebten und deshalb ungeahnt oft zu Rate gezogenen Nachschlagewerkes geradezu bestimmt. Gerade dies Verantwortlichkeitsgefühl verleiht andererseits dem sonst ja mancherlei Entsagung heischenden Zurechtfeilen kurzer, eben nur das Wesentliche berücksichtigenden Artikel und dem taktvollen Ersetzen des entbehrlich gewordenen Alten durch Neues eine wohltuende Freudigkeit, weil man sich sagen darf, daß man sich nicht (wie etwa bei einem nur den Fachgenossen zugänglichen grundgelahrten »Wälzer«) für wenige Auserwählte, sondern im wirklichen Sinne des Wortes für das ganze deutsche Volk abmüht. Um so bezeichnender ist es für die vornehme Zurückhaltung P.s, daß er, der dreimal die vollste Berechtigung gehabt hätte, neben seinem Vater und seinem ältern Bruder, dem Oberstudienrat und Rektor zu Sankt Afra in Meißen, Herrn Dr. Hermann Peter (dem ich für die vorliegende Würdigung den besten Stoff verdanke), unter P. seinen eignen Namen und Lebensgang mit aufzuführen, sich selber stets bescheiden vergessen hat.

In diesem Sinn und Geist hat P. auch seinen Hauptberuf erfaßt und erfüllt. Nachdem er anfänglich ausnahmsweise auch sprachlichen Unterricht gegeben hatte, hat er sich später auf die drei Fächer Geschichte, Erdkunde und Deutsch beschränken dürfen. Kein Wunder, daß er bei dieser harmonischen Konzentration und seinen schönen Anlagen hierin Vortreffliches ge-

leistet hat. Im Mittelpunkte stand natürlich die Geschichte. War er doch zuerst der einzige (und recht strenge), dann der erste (und schließlich väterlich milde) Historiker des Sophien-Gymnasiums; seit Anfang der siebziger Jahre sah er sich vor die dankbare Aufgabe gestellt, in immer sich erneuernden Geschlechtern die Prima in ein reiferes Verständnis der geschichtlichen Entwicklung einzuführen. Die Hauptsachen richtig zu erkennen und vom Nebensächlichen klar zu scheiden, war eine Gabe, die ihm auch auf diesem Felde zu dauernden Erfolgen verhalf. Lange Jahre hindurch wurde eine von ihm auf besonderen Wunsch des Direktors Paul verfaßte Schilderung der Ereignisse von der französischen Kriegserklärung bis zur Übergabe von Sedan bei den Schulfeiern des 2. Septembers vorgelesen. Ohne je in aufdringliches Verherrlichen zu verfallen, ohne oberflächlichem Phrasentume zu fröhnen, ohne byzantinischen Hurrahpatriotismus oder einseitige Preußenvorliebe zu pflegen, haben seine nüchternen, aber nicht langweiligen, durch ein nie versagendes Gedächtnis vorzüglich unterstützten Geschichtsstunden (nach berufenem Urteil) echte Vaterlandsliebe wachgerufen und genährt, den augenblicklich behandelten Gegenstand immer in die rechte Verknüpfung mit den wichtigsten Weltbegebenheiten gebracht, kurz: allzeit einen Zug ins Echte, Wahrhaftige, Große bewahrt. P. war ein in die Schule übersetzter Droysen.

So hat er, von den Amtsgenossen ob seines abgeklärten Urteils und ausgebreiteten Wissens, ob seiner — bei aller Kritik — rechthaberischer Unverträglichkeit abholden Friedfertigkeit und zuverlässigen Lauterkeit aufrichtig geschätzt, mit sichtlichem Segen seines Amtes gewaltet. Wen er, der unverheiratet geblieben war, einmal zum Freund erkoren hatte, dem ist er das auch unverbrüchlich geblieben; und mit inniger Liebe hat er bis zuletzt an Eltern und Geschwistern gehangen. Nach den Sommerferien des Jahres 1900 kehrte er, ohne die nötige Erholung gefunden zu haben, aus den Bergen zurück, lehnte aber einen längeren Urlaub trotz Zuredens ab. Im darauffolgenden Winter spannte er seine mälig verfallenden Kräfte für Schule und Nebenberuf aufs äußerste an; da stellte sich eine Herz- und Nierenentzündung ein, von der er nicht wieder erstehen sollte. An der Seite der Eltern und des Bruders Ernst ist er am 12. April 1901 in der Peterschen Familiengruft zu Jena bestattet worden. Seine reichhaltige Bücher- und Bildersammlung hat er testamentarisch der Schule vermacht, der er durch dreiundeinhalb Jahrzehnte gewissenhaft seine besten Kräfte geweiht hatte; sie ist in einem besonderen Saale neben der Lehrerbibliothek des Sophiengymnasiums geschlossen aufgestellt.

Vgl. »Sophien-Gymnasium in Berlin. XXXVII. Jahresbericht« (Berlin 1902), S. 26 bis 30: Rede des Professors Dr. Lortzing bei der öffentl. Gedächtnisfeier am 25. April 1901 in der Aula des Sophiengymnasiums. — »Ecce der Landesschule Pforta im Jahre 1901« (Naumburg a. S., 1901), S. 22—24: Nachrichten über das Leben seines Bruders vom Meißner Oberstudienrate Rektor Prof. Dr. Herm. Peter. — Private Mitteilungen des langjährigen Chefredakteurs des Meyerschen Konv.-Lexikons, Herrn Jul. Bornmüller in Leipzig.

Helmolt.

Laeisz, Karl, Inhaber der bekannten Hamburger Reedereifirma F. Laeisz, * 27. April 1828 in Hamburg, † daselbst 22. März 1901, erhielt seine kaufmännische Vorbildung in Bremen und trat, noch nicht 24jährig, am 1. März 1852 als Teilhaber in die Firma seines Vaters ein. Während dieser seine ursprüngliche Branche, Hutmachereiartikel, beibehielt, widmete sich der Sohn hauptsächlich dem bereits mit Erfolg begonnenen Reederei- und

speziell dem Assekuranzgeschäft. Seitdem nahm die Firma einen von Jahr zu Jahr steigenden Aufschwung, der, dank der Energie und Sicherheit ihrer Leiter, auch durch die Hamburger Handelskrisis von 1857 in keiner Weise gefährdet wurde. Nach dem Tode des Vaters im Jahre 1887 wurde L. Seniorpartner der Firma, in welche der Großvater 1877 noch seinen einzigen Enkel Karl Ferdinand L. aufgenommen hatte. Dies nebeneinander Wirken der Träger dreier Generationen, in denen sich die gleiche Klugheit und Tatkraft verkörperte, hat der Firma ein Fundament geschaffen, auf dem ihr Weltruf unerschütterlich fest begründet ist. Fragt man nach den treibenden Kräften in dem mächtigen Aufblühen des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt, so werden die Laeisz immer mit an erster Stelle zu nennen sein. »Der Name Laeisz war ein Programm!« Mit vollem Recht hat der Präsident der Hamburger Bürgerschaft, S. Hinrichsen, gerade anläßlich des Heimganges von Karl L. dies treffende Wort ausgesprochen. Denn dieser ist es in ganz besonders hervorragendem Maße gewesen, der jenes Programm, in dem die Worte Mut, Kraft, Arbeit und Fürsorge geschrieben standen, als Reeder, Kaufmann und Assekuradeur hat zur Tat werden lassen. So brachte er das eigene Geschäft auf eine nie geahnte Höhe, und die von ihm geförderten Hamburger Schiffahrtsgesellschaften, in deren Dienst er sein großes Organisationstalent stellte, reiften zu blühenden Unternehmungen heran. Ein Eisenkopf, den keine Hindernisse schreckten, setzte er alles durch, was er einmal mit dem ihm eigenen sicheren Blick als das Richtige erkannt hatte. Von kühnem Unternehmungsgeist beseelt, kannte er in seiner Arbeitsfreudigkeit keine Grenze. Noch in seiner letzten Krankheit beschäftigte er sich eingehend mit den Plänen zu dem nach dem Tode seines Sohnes von ihm in Bau gegebenen Fünfmaster »Preußen«, dem größten Segler der Welt. Ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden und im politischen Leben eine Rolle zu spielen, war er mit seinem reichen Wissen und Können doch einer der einflußreichsten Männer seiner Vaterstadt. Unter rauher Außenseite barg sich in ihm ein warmes Herz. Wo es Not zu lindern galt, sei es in Hamburg oder im weiteren Vaterland, immer war er als Helfer und Geber unter den ersten zur Stelle. Nie auch versagte er seine Mitwirkung, wenn es sich um ideelle Zwecke handelte, Wissenschaft und Kunst klopften niemals vergebens bei ihm an, und die von ihm in seinem Testament der Stadt Hamburg gestiftete Musikhalle ist das schönste Zeugnis seines allem Hohen und Edlen zugewandten Sinnes.

Das von dem Bildhauer Cäsar Scharff geschaffene Laeisz-Denkmal im Laeiszhof zu Hamburg, das 24 große Hamburger Schifffahrts-, Handels-, Versicherungsgesellschaften, Werften und Banken »in wärmster Dankbarkeit, hingebender Verehrung und aufrichtiger Freundschaft« errichtet haben, wird noch späten Geschlechtern der alten Hansestadt Kunde bringen von dem Ruhm des Namens Laeisz.

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Ab.-Ausg. v. 22. und 25. März 1901 u. v. 27. April 1903. »Hamb. Nachrichten«, 1901, Nr. 69 u. 71: Ab.-Ausg., 1903: Ab.-Ausg. v. 27. April. »Hamb. Fremdenblatt«, Nr. 70 v. 23. März 1901. »Frankfurter Zeitung« v. 24. März 1901. »Die Woche«, 1901, Bd. 1, S. 572 (Bildnis). — Im allgemeinen: Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Aufl. Bd. 17, Suppl. 1897, S. 700. »Die Frau«, Jg. 8, 1901, S. 548—552 (A. Gröning, Die Laeisz). F. Laeisz, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Hamburgers. Den Freunden des Verstorbenen gewidmet von seinem Enkel. Als Manuskr. gedr. Hamburg, Druck v. Plesse u. Lührs, 1891 (nicht im Buchhandel). — Über K. F. Laeisz (»Biogr. Jahrbuch«, Bd. 5, S. 202) vgl. noch »Jahrbuch der Schiffbautechnischen Gesellschaft«, Bd. 2, 1901, S. 49/50 (Bildnis).

Joh. Sass.

Eyssenhardt, Franz Rudolph, Direktor der Hamburger Stadtbibliothek, * 6. März 1838 als Sohn des Verlagsbuchhändlers Albert Eyssenhardt in Berlin, † 30. November 1901 in Hamburg. — E. besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster und studierte von 1857—1861 in Berlin klassische Philologie. Nach dem Abschluß seiner Studien begann er seine Lehrtätigkeit am Joachimsthalschen Gymnasium und gehörte von 1863—1876 dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium an. Das Jahr 1875 brachte ihm den Titel Professor. Ostern 1876 wurde er an die Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg berufen und im Dezember 1882 zum Direktor der Hamburger Stadtbibliothek gewählt. Am 1. Juni 1883 trat er sein neues Amt an. »Er brachte zwar keine bibliothekarische Schulung mit, aber er besaß die für den Vorsteher einer Bibliothek wesentlichsten Eigenschaften: wissenschaftliches Streben, organisatorisches Talent, große allgemeine Bildung und vielseitige Sprachenkenntnis, Bücherliebe und Ordnungssinn.« Unter E.s verdienstvoller Leitung hat sich die Hamburger Stadtbibliothek nach innen und außen so bedeutsam entwickelt, daß sie nunmehr mit in der ersten Reihe unserer großen Stadtbibliotheken steht.

Die Muße, welche seine dienstlichen Pflichten ihm ließen, füllte der Verstorbene, »ein Sprachgelehrter von Geist und Geschmack«, durch eine ausgedehnte wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit aus. Die verschiedensten Gebiete zog er in den Bereich seiner Forschungen, die naturgemäß in erster Linie seinem Fachstudium, der klassischen Philologie, galten. Daneben behandelte er mit Vorliebe geschichtliche und kulturgeschichtliche Fragen. Von seinen kritischen Ausgaben alter Schriftsteller seien hier erwähnt die »*Scriptores historiae Augustae ab Hadriano ad Numerianum*« (Berlin 1864, in Gemeinschaft mit H. Jordan), ferner »*Martianus Capella*« (Leipzig 1866), »*Phaedri fabulae*« (Berlin 1867), »*Macrobius*« (Leipzig 1868 und 1893), »*Apuleii metamorphoseon libri XI* (Berlin 1869), »*Ammiani Marcellini rerum gestarum libri qui supersunt*« (Berlin 1871).

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Ab.-Ausg. v. 2. u. 5. Dez. 1901. »Hamb. Nachrichten«, 1901, Nr. 283 u. 286: Ab.-Ausg. »Jahrbuch d. Hamburg. Wissenschaftl. Anstalten«, Jg. 19, 1901, S. 115. »Centralblatt f. Bibliothekswesen«, Jg. 19, 1902, S. 99—101 (Nekrolog und Schriftenverzeichnis v. F. Burg). »Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. Bericht über das 373. Schuljahr 1901—1902.« Hamb. 1902, S. 2/3. Joh. Sass.

Lorey, Tuisko von, Dr., o. ö. Professor der Forstwissenschaft an der Universität Tübingen und Vorstand der dortigen forstlichen Versuchsstation, * am 2. April 1845 zu Darmstadt, † am 27. Dezember 1901. — Ein Sohn des Direktors des Darmstädter Realgymnasiums bekundete er schon frühzeitig große Liebe zur Natur, zur Tier- und Pflanzenwelt, und diese Neigung war es wohl auch, die ihn zur Wahl des forstlichen Berufes bestimmte. Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog er 1862 die Universität Gießen, wo damals Gustav Heyer lehrte, dessen Einfluß und Richtung wohl in besonderem Maße für den jungen Studenten bestimmend war, absolvierte im Jahr 1865 mit bestem Erfolg und trat dann in den hessischen Staatsforstdienst ein. Der nachmalige Oberforstdirektor Bose nahm sich des strebsamen Praktikanten und der möglichst allseitigen Ausbildung desselben auf den verschiedenen Gebieten der Forstwissenschaft und Forstwirtschaft warm an, und bereits im Jahr 1873 war ihm die provisorische Verwaltung der Oberförsterei Gießen übertragen. In diesem Jahr aber wurde an der Universität Gießen ein zweiter

Lehrstuhl für Forstwissenschaft errichtet und an den erst 28 Jahre alten Mann erging der ehrenvolle Antrag, denselben als außerordentlicher Professor zu übernehmen. L. folgte diesem Ruf und entschied sich damit dauernd für den Lehrberuf, auf den ihn schon sein Lehrer Gustav Heyer hingewiesen hatte.

Als außerordentlicher Professor verblieb L. fünf Jahre, von 1873 bis 1878, in Gießen und vertrat namentlich die forstmathematischen Fächer: Holzmeßkunde, Waldwertrechnung und Statik, Forstvermessung, Waldwegebau. — Als im Jahr 1878 aber der Ruf an ihn erging, als ordentlicher Professor an die land- und forstwirtschaftliche Akademie Hohenheim als Nachfolger Franz v. Baurs überzusiedeln, folgte er diesem Rufe gerne und übernahm dort neben den genannten Fächern insbesondere die Vorlesungen aus Waldbau, sowie die Vorstandschaft der forstlichen Versuchsstation.

In Württemberg war damals die Frage einer neuen Organisation des forstlichen Unterrichtes in Fluß. L. nahm an derselben lebhaften Anteil zugunsten des Universitätsunterrichtes, und schon im Jahr 1881 fand denn auch die Verlegung des forstlichen Unterrichtes an die Universität Tübingen statt, an welche mit Nördlinger auch Lorey als ordentlicher Professor unter Eingliederung in die staatswirtschaftliche Fakultät übersiedelte. Große Aufgaben nach den verschiedensten Seiten traten dadurch an ihn heran, aber L. zeigte sich denselben in vollem Maße gewachsen.

Er war vor allem ein vortrefflicher Lehrer, der, selbst für seinen Beruf begeistert, auch seine Hörer für denselben zu erwärmen und insbesondere auch bei seinen Exkursionen anregend nach jeder Seite hin auf die Teilnehmer zu wirken vermochte. Dabei war durch seine persönliche Liebenswürdigkeit der Verkehr zwischen Lehrer und Schülern stets ein reger und angenehmer.

L. entfaltete ferner eine rege Tätigkeit auf dem Gebiet des forstlichen Versuchswesens, war ein tätiger Mitarbeiter der deutschen Versuchsanstalten, an deren jährlichen Zusammenkünften er regelmäßig Anteil nahm, wiederholt als Berichterstatter über verschiedene Fragen, so insbesondere über den Arbeitsplan für Durchforstungs- und Lichtungsversuche, tätig. — Auf dem Boden des forstlichen Versuchswesens erwuchs denn auch ein großer Teil seiner literarischen Tätigkeit, so in seinen Schriften über »Probestämme« 1877, »Stammanalysen« 1880, »Massentafeln« 1881, dann seinen Ertragstafeln für die Fichte (1884 und 1899) und die Weißtanne (1884 und 1897).

Seine literarische Tätigkeit war aber auch sonst eine sehr rege. Seit dem Jahre 1878 redigierte er zuerst gemeinsam mit G. Heyer und nach dessen Tod mit Lehr die allgemeine Forst- und Jagdzeitung, deren Redaktion er seit Lehrs Ableben im Jahre 1894 allein führte; manch wertvoller Beitrag aus seiner eigenen Feder ist in dieser stets in vornehmer Weise redigierten Zeitschrift enthalten, in welcher er insbesondere ein eifriger und gewandter Vertreter der Reinertragslehre war.

Als ein größeres enzyklopädisches Werk gab er im Jahre 1887 gemeinsam mit einer größeren Zahl von Fachgenossen das »Handbuch der Forstwissenschaft« in drei Bänden heraus; er selbst hatte in demselben die Abschnitte Waldbau, Unterricht und Versuchswesen bearbeitet. Inmitten der Vorbereitungen zur zweiten Auflage überraschte ihn der Tod — aber diese zweite, nun von Oberforstrat Stötzer herausgegebene Auflage führt noch seinen Namen und enthält den Abschnitt »Waldbau« aus seiner Feder. —

Auch dem forstlichen Vereinsleben brachte L. reges Interesse entgegen,

nahm an den deutschen Forstversammlungen regelmäßigen Anteil und förderte die Gründung des deutschen Forstvereins im Jahre 1899 in eifriger Weise; dem deutschen Forstwirtschaftsrat gehörte er als wissenschaftliches Mitglied an. Ebenso war er ein eifriges Mitglied des württembergischen Forstvereines und seit längeren Jahren dessen Vizepräsident. —

Wiederholt ergingen Berufungen an Lorey: nach Zürich (1882) und München (1891), doch blieb Lorey dem ihm lieb gewordenen Schwabenlande treu. — Im Jahr 1898 wählte ihn die Universität Tübingen zum Rektor, und nach Ablauf seines Amtsjahres wurde ihm vom König das Ehrenritterkreuz des Kronenordens und damit der Personaladel verliehen.

L. war seit 1873 mit Amalie Draudt, Tochter des bekannten ehemaligen Chefs der hessischen Forstverwaltung, verheiratet, und zwei Söhne entsprossen dem glücklichen Ehebunde, von denen der eine den Beruf des Vaters erwählt hat, der andere die juristische Laufbahn ergriff. — Als ein feiner und gebildeter Mann wußte L. gemeinsam mit seiner Gattin sein Haus zu einer Stätte edler Gastlichkeit und angenehmen geselligen Verkehrs zu gestalten, in welchem insbesondere auch die Musik, der er großes Interesse und Verständnis entgegenbrachte, gepflegt wurde. — Erwähnt möge noch sein, daß L. ein eifriger Freund des edlen Weidwerkes war — auf einer Fahrt zur Jagd ereilte ihn der Tod, viel zu frühe für seine Familie, für die Wissenschaft und für seine zahlreichen Freunde und Verehrer!

Ein sehr gutes Bild Loreys findet sich im Forstwissensch. Zentralblatt 1902.

Dr. Fürst.

Danckelmann, Bernhard Engelbert Joseph, k. preuß. Landforstmeister und Direktor der Forstakademie Eberswalde, * am 5. April 1831 im Forsthaus Obereimer (Reg.-Bez. Arnsberg), † am 19. Januar 1901 zu Eberswalde, war der älteste Sohn des preußischen Oberförsters Bernhard Danckelmann. Er absolvierte im Jahr 1849 das Gymnasium zu Paderborn, machte sodann im Harz ein strenges forstliches Lehrjahr durch und bezog im Herbst 1850 die Forstakademie Eberswalde, die er nach zweijähriger Studienzeit mit Auszeichnung absolvierte.

Nach mehrjähriger Beschäftigung, insbesondere auch mit Forsteinrichtungsgeschäften, im äußern Forstdienst bezog er zu Ostern 1855 die Universität Berlin und studierte dort bis Herbst 1856 Staats- und Rechtswissenschaften, um sich sodann dem Staatsexamen zu unterziehen, das er im Herbst 1856 ebenfalls mit Auszeichnung bestand.

D. fand nun zunächst Verwendung im äußern Forstdienst, dann als Hilfsarbeiter bei der Zentralverwaltung (1859—1862), und wurde im Jahr 1861 zum Oberförster ernannt, trat jedoch die ihm verliehene Oberförsterei Hambach bei Jülich erst im Jahre 1862 an. Rasch führte nun sein Weg aufwärts: schon im Oktober 1864 wurde er zum Forstinspektor der Regierung in Potsdam befördert und zwei Jahre später als interimistischer Direktor an die Forstakademie Eberswalde berufen. Nach abermals zwei Jahren wurde ihm diese Stelle unter Ernennung zum Oberforstmeister endgültig übertragen und bis zu seinem Lebensende, also mehr denn 34 Jahre hindurch, hat er dieselbe bekleidet.

Außerordentlich vielseitig war nun die Tätigkeit, die D. entfaltet hat und einen Beweis für die außerordentliche Arbeitskraft dieses Mannes liefert. Dieselbe war in erster Linie der ihm anvertrauten Anstalt gewidmet, die er in nach jeder Richtung hin reformbedürftigem Zustand übernahm: es

fehlte an Lehrkräften, an Unterrichts- und Sammlungsräumen, die alle den Anforderungen der neueren Zeit nicht mehr entsprachen und unter D.s Leitung eine vollständige Umgestaltung und Vermehrung erfahren haben. — Zu seiner Lehrtätigkeit gesellte sich die Tätigkeit als Inspektionsbeamter über vier Lehrreviere, sowie eine rege literarische Tätigkeit, welche in erster Linie der von ihm im Jahre 1868 begründeten und 33 Jahre hindurch redigierten »Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen« gewidmet war. An größeren selbständigen Werken gab er heraus »Die Ablösung und Regelung der Waldgrundgerechtigkeiten« 1880 und 1888, für welches Werk ihm die juristische Fakultät zu Bonn den Ehrendoktor verlieh, sodann »Die deutschen Nutzholzzölle« 1883 und »Gemeindewald und Genossenschaftswald« 1882.. Im Jahre 1871 rief D. die Hauptstation des forstlichen Versuchswesens für Preußen in Eberswalde ins Leben und fungierte als deren Vorstand bis an sein Ende; und als die deutschen forstlichen Versuchsanstalten 1872 sich zu einem Verein zusammenschlossen, übernahm er auch hier dauernd die Geschäftsleitung. Die preußische Regierung berief ihn im Jahre 1878 als forstliches Mitglied ins Landes-Ökonomie-Kollegium, im Jahr 1879 und 1883 fungierte er als Bundesratskommissar im Reichstag und vom Jahr 1890 an als Mitglied der Reichskommission für die zweite Lesung des Entwurfes für das Bürgerliche Gesetzbuch.

Lebhaftestes Interesse brachte D. auch dem forstlichen Vereinswesen entgegen, dessen fördernde Wirkung er voll anerkannte; er war ein regelmäßiger Besucher der jährlichen Versammlungen deutscher Forstwirte, von welchen er oftmals zum ersten oder zweiten Vorsitzenden gewählt wurde, und an deren Verhandlungen er als Berichterstatter oder in der Debatte stets lebhaftesten Anteil nahm. Seine imponierende äußere Erscheinung, seine Ruhe und Sicherheit machten ihn zum Vorsitzenden in hohem Grade geeignet, seine Rednergabe und seine Autorität sicherten der von ihm vertretenen Sache vielfach schon im voraus den Erfolg und erschwerten es einer etwaigen gegenteiligen Ansicht, zur Geltung zu kommen! — Auch an den Versammlungen norddeutscher Lokalvereine nahm D. häufig teil als ein stets willkommener und hochgeehrter Gast. — Lebhaftesten Anteil nahm er an der Gründung des deutschen Forstvereins, zu welcher er schon im Jahr 1881 auf der Forstversammlung in Hannover die Anregung gegeben hatte, die aber damals auf noch nicht entsprechend vorbereiteten Boden fiel. Als im Jahre 1899 sich zu Schwerin die Gründung jenes Vereins vollzog, da war es fast selbstverständlich, daß D. sofort als provisorischer und im Jahre 1900 von der ersten Versammlung des Vereins zu Wiesbaden zum definitiven Vorsitzenden für vier Jahre gewählt wurde.

D. hat lange Jahre hindurch in der preußischen Forstverwaltung eine ganz hervorragende Stellung eingenommen, die sich speziell auf dem Gebiet des forstlichen Unterrichtswesens geltend machte. Er war ein entschiedener Vertreter der forstlichen Fachschule mit ihrer engen Anlehnung an den Wald und trat für dieselbe jederzeit in Wort und Schrift energisch ein, ebenso energisch aber auch für Hebung der von ihm durch so lange Jahre geleiteten Forstakademie Eberswalde; ein Vergleich der derzeitigen Ausrüstung derselben mit Dozenten, Unterrichtsräumen, Sammlungen mit jener im Jahr 1886 zeigt, mit welchem Erfolge er dies getan! Es ist für die Bedeutung dieses Mannes gewiß charakteristisch, daß alsbald nach seinem Tode die Frage nach einer Reorganisation des forstlichen Unterrichtes in Preußen, einer Verlegung desselben an die Universität auftauchte, Fragen, an welche sich zu seinen Leb-

zeiten niemand — fast möchten wir sagen — »gewagt« hatte! Auch dem preußischen Landes-Ökonomiekollegium gehörte D. bis zu seinem Tode als forstliches Mitglied an und übte hier in forstlichen Fragen vielfach einen maßgebenden Einfluß.

D. war ein überzeugter Katholik, ein treuer Sohn seiner Kirche — aber er ehrte auch jede andere Überzeugung in Glaubenssachen. Ein treuer Diener seines Königs, war er zugleich ein gut deutsch gesinnter Mann, und gerne und mit beredten Worten gedachte er in seinen Reden auch der wiedererrungenen deutschen Einheit, des deutschen Vaterlandes. — Frühzeitig verlor er schon seine Gattin, eine Tochter des bekannten Abgeordneten Reichensperger, die ihm einen — nun auch im Forstdienst stehenden — Sohn geschenkt hatte; ihr Tod war ein schwerer Schlag, den er nie ganz verwunden. — Viele Ehren wurden ihm zuteil — die Beförderung zum Landforstmeister, zahlreiche Orden, die Verleihung des Dr. juris hon. c.; ein Denkmal wird in Eberswalde dauernd die Erinnerung an den Mann festhalten, dem diese Stadt, die Forstakademie und die gesamte deutsche Forstwissenschaft und Forstwirtschaft allezeit zu aufrichtigem Dank verpflichtet bleiben wird.

(Bilder des Verstorbenen enthalten die »Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen« 1892 und das »Forstwissenschaftliche Zentralblatt« 1901). Dr. Fürst.

Hartig, Robert, Dr., ordentlicher Professor der Forstbotanik an der Universität München, * 30. Mai 1839 zu Braunschweig, † 9. Oktober 1901 zu München. — H. entstammte einer Familie, deren Angehörigen sich noch heute eines hohen Ansehens in der forstlichen und wissenschaftlichen Welt erfreuen. Sein Vater war der herzogl. braunschweigische Oberforstrat und Professor an der technischen Hochschule zu Braunschweig, Dr. Theodor Hartig, der namentlich auf dem Gebiete der Botanik sich durch wertvolle Forschungen verdient gemacht hat, sein Großvater aber der berühmte Georg Ludwig Hartig, der bahnbrechend auf dem Gebiete der Forstwissenschaft und Forstwirtschaft gewirkt hat und als Chef des preußischen Forstwesens seine langjährige und erfolgreiche Laufbahn abschloß.

So war es denn wohl natürlich, daß auch Robert H., als nach vollendeter Gymnasialzeit an ihn die Frage der Berufswahl herantrat, sich ohne Zaudern für den forstlichen Beruf entschied, für den er durch die Unterweisung seines Vaters schon eine Fülle von Vorkenntnissen besaß. Er nützte die in Braunschweig vorgeschriebene zweijährige Vorlehre in intensivster Weise aus, namentlich durch forstliche Reisen, und bezog im Jahr 1861 die forstliche Abteilung des Collegium Carolinum zu Braunschweig, welche unter Leitung seines Vaters stand, absolvierte dieselbe im Jahre 1863, widmete sich ein Jahr lang juristischen und kameralistischen Studien an der Universität Berlin und trat 1864 in den braunschweigischen Staatsdienst. Nach $1^1/_4$jähriger Dienstzeit als Forstgehilfe in Stadtoldendorf schied er jedoch, unbefriedigt durch den ihm obliegenden mechanischen Dienst, wieder aus, promovierte in Marburg, und trat im Frühjahr 1867, einer Aufforderung des Forstdirektors Burckhardt folgend, in die hannoversche Forsteinrichtungskommission. Schon nach kurzer Zeit erhielt er ganz unerwartet die ehrenvolle Aufforderung, für den erkrankten Professor Ratzeburg als Stellvertreter Botanik und Zoologie an der Forstakademie Eberswalde vorzutragen — und mit dieser Berufung war sein Eintritt in den Lehrberuf entschieden. Er verblieb nach Ratzeburgs Wiedergenesung als Dozent für Botanik in Eberswalde, wurde nach des

ersteren Pensionierung als Professor für Botanik und Zoologie angestellt, setzte aber bald durch, daß diese Fächer getrennt wurden und ihm vom Herbst 1869 ab die Professur für Botanik allein übertragen ward.

Eine Zeit reicher Tätigkeit begann nun für Hartig. Er hatte erkannt, daß ein weites Forschungsgebiet noch brach liege, das der Pflanzenkrankheiten, und diesem Gebiet, speziell jenem der Krankheiten unserer Waldbäume, wandte sich nun H. mit aller Energie zu. In rascher Folge erschienen nun eine Anzahl Veröffentlichungen als Frucht dieser Studien, von denen »Wichtige Krankheiten der Waldbäume« 1874 und »Die Zersetzungserscheinungen des Holzes der Nadelholzbäume und der Eiche« 1878 zunächst genannt sein mögen, und denen eine große Zahl teils selbständiger Werke, teils von Abhandlungen in forstlichen Zeitschriften, insbesondere in der im Jahre 1892 wohl vorzugsweise auf H.s Anregung begründeten und von seinem Schwiegersohn und nunmehrigen Nachfolger auf dem Lehrstuhl Dr. von Tubeuf redigierten »Forstnaturwissenschaftlichen Zeitschrift« folgte.

Bis zum Jahr 1878 verblieb H. in Eberswalde, — dann aber folgte er gerne dem Rufe, der bei der Einrichtung forstlichen Unterrichtes an der Universität München an ihn erging, dort den Lehrstuhl für Forstbotanik zu übernehmen. Gleichzeitig wurde ihm dort die Leitung der botanischen Abteilung der forstlichen Versuchsanstalt übertragen und die bayrische Regierung trug auch seinen sonstigen Wünschen für Einrichtung eines Laboratoriums und Gewährung reicher Mittel zu seinen Forschungen und Untersuchungen in vollem Maße Rechnung.

Dreiundzwanzig Jahre lang wirkte H. in München, hochgeachtet als Lehrer und Forscher, und außerordentlich groß war die Tätigkeit, die er auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung, speziell der Pflanzenanatomie und Physiologie, dann der Pflanzenkrankheiten entfaltete. Zwei größere, in wiederholten Auflagen erschienene Werke (Lehrbuch der Baumkrankheiten 1882, 3. Auflage als Lehrbuch der Pflanzenkrankheiten 1900. — Lehrbuch der Anatomie und Physiologie der Pflanzen mit besonderer Berücksichtigung der Forstgewächse 1891) geben Kunde von seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete. In den ersten Jahren seines Münchener Aufenthaltes legte er die Resultate seiner Einzelforschungen in den von ihm herausgegebenen »Untersuchungen aus dem forstbotanischen Institut in München« nieder, später teils in selbstständigen Werken, teils — wie oben schon erwähnt — in außerordentlich zahlreichen Abhandlungen in forstlichen und botanischen Zeitschriften.

Die Leistungen H.s fanden seitens der Regierungen wie wissenschaftlichen Körperschaften reiche Anerkennung durch Ordensverleihungen wie durch die Ehrenmitgliedschaft verschiedener Vereine; insbesondere ernannte ihn auch die Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied.

Bei aller Anerkennung, die der unermüdlichen Tätigkeit H.s und den Resultaten seiner Forschungen zu zollen ist, darf jedoch auch nicht verschwiegen werden, daß er in nicht wenigen Fällen zu rasche Folgerungen zog und sich nur schwer entschließen konnte, einen unterlaufenen Irrtum einzugestehen, und daß er die Untersuchungen und Forschungen anderer viel zu wenig berücksichtigte; es ist ihm das mit Recht vielfach zum Vorwurf gemacht worden. —

Seiner Ehe entsproß eine Tochter, welche mit dem früheren Privatdozenten und nunmehrigen Nachfolger H.s, Freiherrn von Tubeuf, verehelicht ist. Ein schöner und reicher Lebensweg war ihm beschieden; in den letzten Jahren seines Lebens war jedoch seine früher feste Gesundheit wankend geworden,

und ein Schlaganfall brachte ihm im 63. Lebensjahr ein unvermutet rasches Ende.

Von H.s zahlreichen selbständigen Werken haben wir die wichtigsten bereits oben genannt. Ein vollständiges Verzeichnis derselben (16), sowie seiner wissenschaftlichen Abhandlungen (130) findet sich im »Zentralblatt für das gesamte Forstwesen« 1902. Seite 37—46, eben daselbst auch ein Bild des Verstorbenen. Dr. Fürst.

Fischbach, Karl von, Dr., fürstlich Hohenzollernscher Oberforstrat, * am 15. März 1821 zu Hohenheim, † am 23. November 1901 zu Sigmaringen, war der Sohn des kgl. Hofgärtners Fischbach zu Hohenheim. Durch diesen schon frühzeitig mit der Natur und insbesondere der Pflanzenwelt vertraut gemacht, lag es — nachdem zu jener Zeit Hohenheim die Stätte des forstlichen Unterrichts für Württemberg war — nahe, daß F. sich dem Forstfache widmete; im Jahr 1838 bezog er die dortige Akademie und absolvierte sie mit ausgezeichnetem Erfolg nach zwei Jahren. Nach einjähriger forstlicher Praxis widmete er sich noch zwei Semester hindurch naturwissenschaftlichen, juristischen und kameralistischen Studien an der Universität Tübingen und trat sodann in den württembergischen Forstdienst ein. Zunächst zu Forsteinrichtungs-Arbeiten verwendet, wurde er 1846 Assistent bei dem Forstamt Krailsheim, im Jahr 1850 aber übernahm er die Stadtförsterstelle zu Stuttgart und blieb in dieser Stellung bis zum Jahr 1853, in dem er das kgl. Forstrevier Wildbad übertragen erhielt. 1861 wurde er zum Forstmeister in Rottweil befördert, im Jahr 1866 aber erging seitens der Hohenzollernschen Verwaltung an ihn der Ruf, an die Spitze des dortigen Forstwesens zu treten, ein Ruf, dem er gerne folgte; bis zu seinem Tode blieb er in der Stellung als Oberforstrat und Mitglied der fürstlichen Hofkammer zu Sigmaringen und hat dort vorzügliche Dienste geleistet.

F. war ein Mann von unermüdlicher Schaffenskraft und Arbeitslust — übernahm er doch im Jahr 1894 als schon 73jähriger Mann noch die Funktionen des forsttechnischen Beistandes des kgl. preuß. Regierungskollegiums und des obersten Forstbeamten für die Gemeindewaldungen in Hohenzollern, und blieb im aktiven Dienst bis zu seinem im 81. Lebensjahr erfolgten Ableben! Ein scharfer Verstand und ein tüchtiges Wissen standen ihm zur Seite, und seine Tätigkeit lag nicht nur auf praktischem, sondern auch auf wissenschaftlichem Gebiet, wovon seine zahlreichen literarischen Arbeiten Zeugnis ablegen: zwei größere selbständige Werke, das »Lehrbuch der Forstwissenschaft«, von dem vier Auflagen erschienen sind, und die »Praktische Forstwirtschaft« 1890, dann eine große Anzahl von Abhandlungen und Rezensionen in den verschiedenen forstlichen Zeitschriften. Durch mehrfache ausgedehnte Reisen in die verschiedensten Länder Europas erweiterte er seinen Gesichtskreis und sein Wissen; auch an den Versammlungen deutscher Forstwirte nahm er als ein hochgeschätztes Mitglied häufig Anteil.

Seine vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit fand denn auch reiche Anerkennung seitens verschiedener Regierungen durch Ordensverleihungen, darunter das Ritterkreuz I. Klasse des Württembergischen Kronenordens, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, seitens mehrerer Forstvereine durch Erwählung zum Ehrenmitglied, endlich — und der Verstorbene hat diese Ehre besonders hochgeschätzt — seitens der Universität Tübingen durch Verleihung des Titels eines Doktor oeconomiae publicae hon. c. —

Das Andenken Karl von F.s wird bei seinen Fachgenossen, wie allen, die mit ihm in Berührung kamen, stets in Ehren bleiben. Dr. Fürst.

Meyer, Franz Andreas, Oberingenieur der Stadt Hamburg, einer der hervorragendsten Bauingenieure, die Deutschland besessen hat, * am 6. Dezember 1837 zu Hamburg, † am 17. März 1901 in Wildungen. — M., dessen Vater Kaufmann war, erhielt den ersten Unterricht in der Schule der von ihm während seines ganzen Lebens hochverehrten Jugendschriftstellerin Elise Averdieck, besuchte dann die Gelehrtenschule des Johanneums und bezog 1854 das Polytechnikum in Hannover, unter dessen Lehrern besonders Conrad Wilhelm Hase den nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausübte. Dieser verstand es, den Schüler so sehr für die Schönheit der Gotik zu begeistern, daß letzterer später in seinen eigenen Schöpfungen immer die Wege der Haseschen Schule gewandelt ist. 1858 bestand M. das Staatsexamen und arbeitete während der nächsten Jahre zuerst im hannoverschen, dann im bremischen Staatsdienste, bis er am 1. April 1862 bei der unter der Leitung des genialen Wasserbaudirektors Dalmann stehenden hamburgischen Hafenbaubehörde angestellt wurde, der er sechs Jahre hindurch angehörte. Zu Dalmann, welcher die Bedeutung des jüngeren Fachgenossen sehr bald erkannte, trat er in ein enges Freundschaftsverhältnis. Bei der im Jahre 1868 durchgeführten Neuordnung der Baudeputation wurde M. zum Bezirksingenieur der inneren Stadt ernannt. Damit gelangte er auf das eigentliche Gebiet seiner Lebensarbeit, das hamburgische Ingenieur-Bauwesen, das bereits im Jahre 1872 in ihm, dem 34-jährigen, seinen obersten Leiter erhielt. Was M. als Oberingenieur für seine Vaterstadt getan hat, wird seinem Namen in der Baugeschichte Hamburgs dauernden Ruhm verleihen. Die großen Pläne, um deren Verwirklichung es sich zunächst handelte, die Aufschließung der inneren Stadt, die Förderung des Verkehrs durch Straßendurchbrüche und Brückenbauten, die Entwässerung der niedriger gelegenen Stadtteile, die Erweiterung der Kanalisationsanlagen und des Sielsystems, die Schaffung öffentlicher Plätze und Spazierwege, alles das wurde mit dem größtem Erfolge unter kühner Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten durchgeführt. In der Folge waren es dann vor allem drei gewaltige Aufgaben, die M. in geradezu genialer Weise gelöst hat, einmal die durch den Anschluß Hamburgs an das deutsche Zollgebiet bedingten Bauten, die von 1883—1888 fertiggestellt wurden, ferner die Verbesserung der Wasserversorgung Hamburgs durch Anlage eines großen zentralen Filtrationswerkes, dessen Ausführung im Jahre 1890 beschlossen wurde und bis 1894 vollendet sein sollte. Der Ausbruch der Cholera im Sommer 1892 aber machte es dringend notwendig, der Stadt schon vor jenem Termin in möglichst kurzer Frist gesundes Wasser zuzuführen. Daß dies gelang, daß das neue Filtrationswerk bereits im Mai 1893 nutzbar gemacht werden konnte, verdankte Hamburg in erster Linie seinem Oberingenieur, der unter Anspannung aller Kräfte das Ziel erstrebte und erreichte. (Vgl. seine Schrift: »Das Wasserwerk der freien und Hansestadt Hamburg unter besonderer Berücksichtigung der in den Jahren 1891—1893 ausgeführten Filtrationsanlage.« Hamburg 1894.) Als drittes ist endlich M.s Mitwirkung bei den jahrelangen Vorarbeiten für die Umgestaltung der hamburgischen Eisenbahnanlagen und das Zustandekommen des hierauf bezüglichen Staatsvertrages zu erwähnen. Die Früchte dieser Mühen sollte er nicht mehr erleben. Was er, abgesehen von alledem gleichzeitig in aufopfernder und aufreibender Tätigkeit zum Wohle Hamburgs geleistet hat, bis die Krankheit seine Hände fesselte, kann hier nur angedeutet werden. Sein Ruf drang weit über Hamburgs Grenzen hinaus. In der alten wie in der neuen Welt begehrte man seinen Rat und holte in

entscheidenden Fragen sein Gutachten ein. Hochbedeutsam sind besonders auch seine hygienischen Maßnahmen und Einrichtungen geworden, durch die er für Deutschland vorbildlich und bahnbrechend gewirkt hat. Sie führten dazu, daß man ihn 1897 zum außerordentlichen Mitgliede des Kaiserlichen Gesundheitsamts und 1901 in den neugebildeten Reichsgesundheitsrat berief, dessen erste Sitzung am 20. März 1901 mit der Trauernachricht von seinem Tode eröffnet wurde.

In M. einte sich in glücklichster Weise der Techniker mit dem Künstler, schärfster Verstand mit lebendigster schöpferischer Phantasie, die allen seinen Werken ihren Stempel aufgedrückt hat. Niemals folgte er nur dem praktischen Bedürfnisse, für ebenso wichtig erachtete er stets das Gebot der Schönheit. Seine Bauten sollten Hamburg nicht nur nützen, sondern auch schmücken. In welcher Vollkommenheit es ihm gelungen ist, dies Wollen in frohe Taten umzusetzen, das werden noch Generationen dankbar empfinden. Mit Recht ist bei der am 4. April 1901 von verschiedenen hamburgischen Vereinen gemeinsam veranstalteten Gedächtnisfeier das stolze Wort gesprochen worden: »Die Stadt ist sein Denkmal«!

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Ab.-Ausg. v. 18. u. Morg.-Ausg. v. 22. März 1901. »Hamb. Nachrichten«, 1901, Nr. 65, 66, 68: Ab.-Ausg.; 69, 81: Morg.-Ausg. — »Franz Andreas Meyer. Ein Gedenkblatt aus der Trauerfeier vom 4. April 1901«. (Lebensbild des Verewigten v. J. Classen. Nachruf v. A. Metz.) Hamburg, Druck v. Lütcke & Wulff, 1901. — Ed. Vermehren, »Zum Gedächtnis für Fr. A. M. Architekten- u. Ingenieur-Verein zu Hamburg, 29. März 1901«. Hamburg, F. W. Rademacher, 1901. — »Der Lotse«, Jg. 1, Hft. 36 v. 8. Juni 1901 (F. Sperber, »Fr. A. M. in seiner hamburgischen Tätigkeit«). — »Centralblatt der Bauverwaltung«, Jg. 21, 1901, S. 147/148 (Bildnis). »Deutsche Bauzeitung«, Jg. 35, 1901, S. 142/143. »Technisches Gemeindeblatt«, Jg. 4, 1901/1902, S. 1/2 (Nekrolog v. J. Stübben mit Bildnis). »Zeitschrift d. Vereins deutscher Ingenieure«, Jg. 45, 1901, 1. Halbjahr, S. 520/22 (Nekrolog v. Bubendey m. Bildnis). »Das Rote Kreuz«, Jg. 1901, S. 157. »Monatsblatt f. öffentl. Gesundheitspflege«, 1901, S. 108. »Der Gesundheitsingenieur«, 1901, S. 233. »Deutsche Vierteljahrsschrift f. öffentliche Gesundheitspflege«, Bd. 33, 1901, Hft. 2, S. IV—VII (Nekrolog v. J. J. Reincke). Joh. Sass.

Grimm, Herman Friedrich, Geheimer Regierungsrat, Professor, Doktor, * am 6. Januar 1828 in Kassel, † am 16. Juni 1901 in Berlin. — Als der Sohn Wilhelm Grimms entstammte er einer alten hessischen Familie, die ihrer Heimat jahrhundertelang evangelische Prediger und Beamte geliefert hatte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt die bedeutende Persönlichkeit des Konsistorialrates und geistlichen Inspektors Friedrich Grimm hervor, dessen Amtstätigkeit an der Hanauer evangelisch-reformierten Kirche nach den erhaltenen Akten 1893 von Georg Junghans dargestellt worden ist. Des geistlichen Inspektors Sohn war der Pfarrer Friedrich Grimm in Steinau, dessen Sohn wieder der Steinauer Justizamtmann Philipp Wilhelm Grimm, der aber schon 1796 im besten Mannesalter starb und seine Frau Dorothea, geb. Zimmer, mit sechs noch zu erziehenden Kindern zurückließ. Die beiden ältesten davon waren Jacob und Wilhelm Grimm, die in Kassel das Gymnasium besuchten, in Marburg studierten, und nach Abschaffung der französischen Herrschaft im kurfürstlichen Hessen eine Anstellung an der Kasseler Bibliothek erhielten. Wilhelm Grimm verheiratete sich 1825 mit Dorothea Wild. Nach dem Verluste des ersten Kindes, des Jacöbchens wie es nach dem Onkel hieß, wurde ihnen 1828 am 6. Januar ihr Sohn Herman geboren. Als kleiner Knabe kam er nach Göttingen, wohin Vater und Onkel an die Bibliothek und Universität

berufen wurden; und hier sind noch sein Bruder Rudolf und seine Schwester Auguste geboren.

In Göttingen hat Herman G. seine Knabenjahre verlebt und den ersten Schulunterricht empfangen, aber wie lebhaft ihm bis in die spätesten Jahre die Eindrücke dieser Zeit in der Seele feststanden, sich doch immer als Kasselaner und Hessen gefühlt. Kassel war die Stadt, wo seine Verwandten wohnten, und wohin er als Knabe oft von Mutter, Vater oder Onkel mitgenommen wurde. Nach Kassel ging es naturgemäß wieder zurück, als 1837 Jacob und Wilhelm Grimm ihrer Ämter in Göttingen entsetzt wurden. 1840 erhielten sie den Ruf König Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin, und seitdem ist über sechzig Jahre die preußische und deutsche Hauptstadt die Heimat Herman G.s gewesen. Hier machte er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium durch, und hier lebte er nach Besuch der Universitäten Berlin und Bonn, wo er Jura und Philologie studierte, als freier Mann und unabhängiger Schriftsteller, seit 1859 mit Gisela von Arnim vermählt. 1870 habilitierte er sich, nachdem er dazu von Leipzig den Doktorgrad erworben hatte, an der Königlichen Universität zu Berlin für das Fach der Neueren Kunstgeschichte und wurde 1873 zum ordentlichen Professor ernannt. Er erhielt den Titel Geheimer Regierungsrat und 1896 von seinem Könige, gleichzeitig mit dem Fürsten Bismarck, den Orden *pour le mérite*, den einst auch sein Onkel Jacob getragen hatte. Seine Wohnung lag am stillen Matthäikirch-Platze nicht weit vom Tiergarten. 1901 ist er gestorben.

So ist Herman G. innerhalb einer bedeutenden Familien- und Gelehrten-Tradition groß geworden. Geistige Arbeit erschien ihm von früh an als das eigentliche Element des Lebens. Für geistige Arbeit bestimmte er sich ebenfalls, und fünfzig Jahre ununterbrochener Tätigkeit sind ihm beschieden gewesen. Seine »Novellen« und Gedichte, sein »Leben Michelangelos«, der Roman »Unüberwindliche Mächte«, die Zeitschrift »Über Künstler und Kunstwerke«, sein »Goethe«, »Raphael«, »Homer« sind die Hauptstationen auf der Bahn seiner öffentlichen Wirksamkeit als Schriftsteller.

Diese bloße Zusammenstellung der Titel läßt bereits erkennen, was für Herman G. das Charakteristische war: große Männer, Vergangenheit und Gegenwart, Literatur und Kunst. Er ging nirgends von den Stoffen, sondern immer von der Form aus. Der ästhetische Wert bestimmte in seinen Augen den Rang eines Werkes der Kunst oder Literatur. Vom Ästhetischen her nahm er den Maßstab für seine historische Erkenntnis der Dinge und Zusammenhänge, und betrachtete es als ein exaktes Arbeitsmittel. Darin stand er fast noch einzig in seiner Gegenwart da, wenige ihm gleichend, viele sich seiner Art erfreuend oder auch ihr widerstrebend. In allem aber was er schrieb und konstruierte, war er eigenartig und immer ganz er selbst; er nahm stets seine eigenen Wege.

Gleichwohl muß doch Herman G.s Bildung und Stellung im öffentlichen Leben historisch begriffen werden. Er selbst hat seinen Freund Ernst Curtius, trotz aller persönlichen Eigenart, doch als den letzten Träger und Vollender einer schönheitstrunkenen Auffassung der antiken Welt dargestellt, wie sie Otfried Müller, unvergeßlich im Andenken des Grimmschen Hauses von Göttingen her, einst gelehrt und vertreten hatte. Ebenso bildete sich auch Herman G.s Persönlichkeit unter dem Einflusse einer großen deutschen Geisteskultur, ohne die er nicht denkbar wäre. Der Weg von Herman G. rückwärts führt durch die edelsten Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts hinauf

bis zur klassischen Zeit des deutschen Geisteslebens, die Goethes Namen trägt. Von zwei neuen Ideen war Goethes Jugend befruchtet: von Winckelmanns Erschließung der Antike und von Herders Eröffnung des Sinnes für das Nationale, Individuelle, auch des deutschen Volkslebens. In Goethe empfingen diese beiden Ideen ihre Vollendung. Von Goethe wirkten sie weiter fort, noch auf die jüngere Generation um ihn herum, tief in das 19. Jahrhundert hinein: auch auf Herman Grimm.

Nicht gleichgiltig für Art und Erfolg einer Arbeit ist die Methode, mit der sie geleistet wird. Am reinsten treten in der Philologie, der Zentralstätte aller geschichtlichen Betrachtung, die möglichen Arbeitsmethoden in Erscheinung: und zwar die kritische, die in selbstverleugnender Arbeit das auf Grund der Überlieferung uns mögliche Wissen, nicht mehr und nicht weniger, festzustellen als ihre Pflicht erachtet; und die konstruktive Methode, die die Unvollkommenheit historischer Überlieferung aus der schöpferischen Kraft der Phantasie zu ergänzen sich berufen fühlt. Goethe selbst war von aller geistigen Einseitigkeit zu weit entfernt, als daß er der einen Arbeitsmethode allein gefolgt wäre. Den reinlichen und bestechenden Ergebnissen der kritischen Methode gegenüber, wie sie damals am hellsten in Friedrich August Wolfs Homeruntersuchungen zutage trat, hat sich Goethe, wenigstens eine zeitlang, nicht ablehnend verhalten können. Später freilich kehrte er wieder zu seinem alten Glauben an die Person Homers und die Einheitlichkeit seiner Gedichte zurück. Denn Goethe war in der Tiefe seines Wesens ein Künstler, ein Poet, und darum kam er für seine Person niemals ohne die konstruktive Methode aus und wandte sich ihr, je älter er wurde, mit desto größerer Ausschließlichkeit wieder zu. Sein Beispiel begann hinfort auf alle Zweige des höheren geistigen Lebens in Deutschland den maßgebenden Einfluß zu gewinnen, auch auf die Geschichte, die Literatur, die Philologie. Nirgends fand zu Anfange des 19. Jahrhunderts Goethes Art willigere Vertreter als in Heidelberg. Die Männer, die der neuverjüngten badischen Hochschule ihren Charakter gaben, gingen auf große konstruktive Arbeit aus. Von hier empfingen Jacob und Wilhelm Grimm, in ihren schriftstellerischen und wissenschaftlichen Anfängen, die entscheidenden Anregungen, die so wirksam ihr Schaffen beherrschten, daß sie große Gebiete des vergangenen deutschen Lebens, die Deutsche Mythologie, die Heldensage, die Entwickelung der Sprache, ihrem Volke wieder schenken konnten. Ein Werk umfassenden Aufbaues hervorzubringen, erschien daher auch Herman G. als etwas, das ein ordentlicher Gelehrter zu leisten habe.

Seine Begabung zeigte sich früh. Wo in der Korrespondenz seiner Eltern oder des Onkels von ihm als Knaben die Rede ist, wird neben seiner Kränklichkeit, die ihnen Sorge macht, die ungewöhnliche geistige Entwickelung, der sie sich freuen, hervorgehoben. Wie früh entfaltet seine Fähigkeit, sich schriftlich auszudrücken war, davon sind in den Nachlaßpapieren der Seinigen merkwürdige Zeugnisse vorhanden. Als zwölfjähriger Knabe schon schreibt er an seinen Vater Briefe, die voll sind von eigentümlicher Auffassung der Dinge, von Grazie und Humor, und die durch ihre literarische Abrundung geradezu überraschen. Unter den Materialien zu den Kinder- und Hausmärchen, sowie zu den Deutschen Sagen liegt manches Blatt von seiner Knabenhand, das vom Vater für die späteren Auflagen verwendet wurde. An dem Deutschen Wörterbuche, dessen Vorrede aus Jacobs Feder auch seinen Namen nennt, hat er fleißig mitgearbeitet; unter anderen Quellschriftstellern ist Hans Sachs

von ihm ausgezogen worden. Oft hat er erzählt, wie er in jungen Jahren die damals einsamen Büchersäle der Königlichen Bibliothek in Berlin besuchte, um an Ort und Stelle entlegene Zitate für Vater und Onkel zu beschaffen. Er kannte alle Schriften seines Vaters und Onkels genau und war in die Art der Entstehung und in die Absichten, die sie verfolgten, eingeweiht. Die beiden Brüder faßte er als eine Gesamtheit auf, unabhängig von dem einzelnen Werke. Für ihn zählten auch die Bücher mit, die sie, ungehemmt durch das Wörterbuch, noch geschrieben haben würden: alle die nämlich, die sie fertig im Kopfe trugen. Das, worauf ihre Lebensarbeit gerichtet war, bezeichneten sie in jungen Jahren als eine Geschichte der deutschen Dichtung, und damit hängt zusammen, daß ihr Göttinger Schüler Karl Goedeke wenigstens den unentbehrlichen Grundriß zu einer solchen Geschichte lieferte; es kam aber bei ihnen mit den zunehmenden Jahren der Wunsch auf, die Geschichte der deutschen Geisteskultur überhaupt darzustellen, wie sie sich, innerhalb der berufenen Menschheit, nach eigenen volksmäßigen Gesetzen entwickelt habe. Die Größe des Unternehmens, hätten sie es zustande gebracht, wäre nicht allein durch die Ausführung, sondern auch durch das Fehlen jeder Vorarbeit von anderer Seite bedingt gewesen.

Kulturgeschichte war es nun auch, worauf Herman G. zuletzt hinauswollte: darin ersichtlich seinem Vater und Onkel ähnlich. Dennoch trat er mit seiner eigenen Arbeit nicht in ihre Bahn. Die Zeit, in die Jacob und Wilhelm Grimms entscheidende Jahre fielen, hob mit Vorliebe die ältere Epoche des deutschen Lebens empor, in welche sich Jacob energisch versenkte und übermächtig den ursprünglich neueren Bewegungen mehr geneigten Bruder mit hineinzog. Herman G. unterstand in jungen Jahren keinem Zwange, seine Entwickelung war völlig frei. Weder auf der Schule noch auf der Universität nahmen die Seinigen einen ihm fühlbaren Einfluß auf den Gang seiner Studien. Er konnte in seinen eigenen Angelegenheiten tun und lassen, was er wollte; keine Rücksicht, auf Vater oder Onkel etwa, hemmte ihn. Aus eigener Neigung wandte er sich den großen Erscheinungen des gesamten Phantasielebens der Menschheit zu, wie er sie durch Goethe und in Goethe kennen lernte. Darauf arbeitete er in jungen Jahren los, unbekümmert um die Frucht, die einst daraus erwachsen werde. So wertvoll in Berlin und Bonn die Anregungen seiner Lehrer für ihn sein mochten: eigentliches Wissen hat er nicht aus ihrer Lehre, sondern nur aus eigner, unablässiger Lektüre geschöpft. Und immer trat sofort bei ihm das Bedürfnis ein, was er sich lernend erworben hatte, nun auch aus seinem Inneren heraus wieder schriftstellerisch neu zu gestalten. Als Jüngling durfte er z. B. seine Gedanken über Shakespeare an Gervinus schreiben. Er hat vielerlei wissenschaftliche Untersuchungen im einzelnen wie im ganzen angestellt. Umfassende Kollektaneen entstanden unter seinen Händen, und die Bücher, die er studierte, sind angefüllt mit Lesenotizen auf den Rändern und den Deckeln. In vielen Zeitschriften, auch in der eignen über Künstler und Kunstwerke, hat er Rezensionen, Einzeluntersuchungen oder sonstwie Forschungsergebnisse und Quellmaterialien veröffentlicht. Die Einzeluntersuchung über »das Reiterstandbild des Theodorich zu Aachen und das Gedicht des Walafried Strabus darauf« ist sogar, 1869, zu einem selbständigen Buche angewachsen.

Das Früheste jedoch, womit er vor die Öffentlichkeit trat, waren poetische Erzeugnisse: Gedichte und Novellen. 1851 erschien von ihm der Armin, ein Drama in fünf Aufzügen. Die Schlacht im Teutoburger Walde liegt schon

weit zurück, es handelt sich um die Kämpfe zwischen Arminius und Germanicus. Armin erfährt schließlich die feige Hinterlist eines schnöden Fürsten und den Undank seines Volkes; Germanicus empfängt den Tod von eines Freundes Hand, nach des Tiberius Willen ihm eingetränkt. Während jedoch mit Germanicus der letzte Römer sinkt, Roms Zukunft sich in Dunkel hüllt: glüht in Armin unlöschbar der Freiheit Flamme fort, aus der doch endlich Glück und Größe des deutschen Vaterlandes leuchtend steigen werde. Man empfindet, wie das Elend der Verhältnisse um 1848 den Hintergrund der Dichtung bildet, und wie in ihr die Wünsche derjenigen Kreise zum Ausdruck kommen, durch deren stille, unablässige Vorarbeit der Boden für die Begründung des Reiches hergerichtet wurde. Darauf machte sich Herman G. an die Bearbeitung des Schillerstoffes Demetrius, wie ihm, dem unechten Zaren, der echte Sohn des Zaren, Ivan, gegenübertritt und Demetrius mit eigner Hand sich tötet, und dieses Drama wurde im Königlichen Schauspielhause in Berlin 1854, 51. und 53. Vorstellung, aufgeführt. Unter den erzählenden Gedichten zeichnet sich »Traum und Erwachen« aus, Berlin 1854 gedruckt, und Joseph Joachim zugeeignet.

Daneben entstanden nacheinander eine Anzahl Novellen, die 1856 in Buchform herauskamen. Die erste Novelle erschien bereits 1853 in Karl Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herd. Sie erzählt von einer »Sängerin«, die sich in kühlem Urteil über ihre Lage einem vornehmen, von Leidenschaft für sie erfüllten Bewerber entzieht, um zuletzt, wider ihre Berechnung, doch seinen und ihren Untergang herbeizuführen. Weniger die dichterische Erfindung, als die Sprache, das Lokal und die Einkleidung der Vorgänge ist französisch gehalten, und diese Empfindung bestimmte Gutzkow, vor der Aufnahme eine Erklärung zu fordern, daß die Novelle keine bloße Übersetzung aus dem Französischen sei; er leitete den Abdruck also mit der Bemerkung ein: »Den Sohn und Neffen unseres großen deutschforschenden Brüderpaares mit soviel Gewandtheit die Anschauung und Vortragsweise des französischen achtzehnten Jahrhunderts wiedergeben zu sehen, ist neben dem psychologischen Wert der obigen Skizze noch ein besonderer Reiz, auf den wir die Leser deshalb aufmerksam machen, weil der Verfasser die ausdrückliche Anmerkung wünscht, daß seine Mitteilung nach Idee und Ausführung Original sei«. Die übrigen Novellen hatte zuerst das Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Stände gebracht.

In diesen Novellen treten Menschen auf, in deren Leben gleichsam unüberwindliche Mächte sich hineingeschoben haben. Wie sie sich diesen Mächten gegenüber, leidend mehr als froh und beglückt durch sie, verhalten, das wird in leisem Auseinanderfalten seelisch bewegter Zustände dargestellt. Das Geistige herrscht vor, nicht das Sinnliche. Die gewöhnliche Not des Lebens, das verzweifelte Ringen um das tägliche Brot ist diesen Menschen allen erspart geblieben; immer ist für sie von vornherein reichlich soviel vorhanden, als erforderlich scheint, um in der freien Betätigung höherer Geisteskräfte nicht gehemmt zu werden. Diesen Zustand des Daseins kennen wir aus Goethes Romanen, und die Romantiker haben ihn beibehalten. Goethes Sprache und die französische Prosa, auf der der neue Stil seiner Jugendwerke mit beruht, haben auch G.s Sprache bilden helfen; sachlich und sprachlich fühlen wir noch den Einfluß Heinrichs von Kleist. Im übrigen aber stand Herman G. schriftstellerisch ganz für sich. In der Novelle vom Landschaftsmaler gestaltet Goethes italienische Reise in noch lebendiger Wirk-

samkeit die Entwickelung des jungen Künstlers mit; und wenn derselbe junge Landschaftsmaler in den stillen Räumen des Herrenhauses, in das er geladen ist, einen Claude Lorrain, Salvator Rosa und Ruisdael gegeneinander abwägt und ihrem Werte nach bestimmt, so treten hier die frühest ausgesprochenen Ergebnisse von Studien hervor, die sich auf Goethe und die bildende Kunst erstreckten. In den Novellen liegen somit schon die Keime zu den größeren Werken, auf denen Herman G. eigentlich beruht, mit sicherem Wurfe ausgestreut.

Bei allen diesen Arbeiten schwebte Herman G. die Absicht vor, in einer der Vornehmheit des klassischen Stiles nachstrebenden Form die geistigen Probleme seiner Zeit dichterisch zu behandeln und die edelsten Erträge der Kultur dem Publikum hilfreich zuzuführen. Je ernster er diese Absicht verfolgte, desto mächtiger rückte Goethes Person in die ausschlaggebende Stelle bei ihm ein. Alles, was ihm an bedeutenden Menschen lieb und nahe war, trug unablässig dazu bei. Die Goethe-Verehrung seines Vaters und Onkels beherrschte das Deutsche Wörterbuch. Zu der Zeit, wo er die Novellen und Dramen schrieb, erfuhr er die Teilnahme zweier Frauen der Goetheschen Zeit: der Frau Marianne von Willemer und der Frau Bettina von Arnim. Marianne, die unsterbliche Suleika des westöstlichen Divans, Bettina die erste und einzige, die allein aus eigner künstlerischer Kraft Goethes Persönlichkeit nachgeschaffen hat. In Bettinens Hause lebte und verkehrte Herman G. wie ein Sohn, der dahinein gehörte. Die Briefe der Frau von Willemer an ihn sind alle erfüllt von aufmunternder Kritik der Leistungen, mit denen ihr jugendlicher Freund hervorzutreten begann. Sie wollte ihm ihre gesamte Goethe-Habe zu späterer Verwendung in die Hände geben, ein Angebot, das er jedoch im Hinblick auf die von selbst sich einstellende überreichliche Verantwortlichkeit den eigenen Familienpapieren gegenüber abzulehnen als seine Pflicht erachtete. So bildete sich sein Verhältnis zu Goethe aus persönlich Empfangenem und unausgesetzter Lektüre seiner Werke. In diesen war er völlig zu Hause. Er kam zu festen Anschauungen über sie, die ganz sein eigen waren. Goethe wurde für ihn die moderne deutsche Kulturmacht.

In diesen Zeiten lernte er Ralph Waldo Emersons Schriften kennen, der Goethe in Amerika einbürgerte. G. fühlte sich wunderbar von ihnen ergriffen; überall glaubte er seine eigenen geheimsten Gedanken wiederzufinden, die Worte sogar, in denen er sie am liebsten ausgedrückt haben würde. Emersons Essays über Goethe und Shakespeare ließ er schon 1857 in deutscher Nachbildung erscheinen. Er hat seitdem niemals aufgehört, Emersons Verdienst herauszuheben und das deutsche Publikum auf ihn hinzuweisen. Goethe und Emerson sind daher auch die beiden geistigen Pole des Romans geworden, den Herman G. um die Zeit vor und nach dem österreichischen Kriege verfaßte, und der 1867 unter dem Titel: »Unüberwindliche Mächte« erschien. Er schrieb aus der Anschauung heraus, die er von dem geistigen Adel des höheren Bürgertums und der Geburtsaristokratie in sich aufgenommen hatte. Die diese beiden Schichten zusammen- und doch wieder auseinandertreibenden Mächte kommen in den Personen des Helden, eines deutschen Grafen, und der Heldin, einer freien amerikanischen Bürgerin deutschen Blutes, zur Darstellung. Dadurch treten ganz allgemein Deutschland und Nordamerika innerhalb des Romans in einen unmittelbaren und natürlichen Kulturverkehr, in dem eben Goethe und Emerson (als Wilson) die führenden Rollen inne haben. Alle entscheidenden Anschau-

ungen über Goethe sind bereits in dem Romane niedergelegt, ja der Held Arthur selbst erscheint als ein verspäteter Repräsentant der Goetheschen Romanfiguren, und herrlich ist es, wie durch ein Gespräch über Goethe der erste folgenschwere Bruch zwischen den Liebenden herbeigeführt wird. Die »Unüberwindlichen Mächte« würden dem, der sie allein auf Goethe hin durchsähe, eine reiche Ausbeute liefern.

Nach dieser langen Vorbereitung ist es begreiflich, daß Herman G., bald nachdem er in das akademische Lehramt eingetreten war, 1874, Vorlesungen über Goethe hielt. Sie waren in Berlin ein Ereignis damals. Mancher, der sie hörte, hat entzückt davon gesprochen. Junge Studenten und ergraute Männer saßen nebeneinander auf der Hörbank. Jede Vorlesung brachte in befreiender Einfachheit neue und eigenartige Aufschlüsse über Goethes Leben und Werke. Schwierige Dinge, wie z. B. das Verhältnis zu Christiane, wußte Herman G. mit einem einzigen Vergleiche oder unter einem Bilde ebenso treffend wie entzückend abzutun. Alle Zuhörer standen unter dem Eindrucke, daß das, was ihnen vorgetragen wurde, aus einer Totalauffassung Goethes fließe, die vom Kleinen und Kleinsten unabhängig sei. Und diese Vorlesung hielt er, ohne durch seinen Lehrauftrag dazu verpflichtet zu sein; er hat sie auch später nicht wiederholt, da bald nachher die neuere deutsche Literatur, mit Goethe als Mittelpunkt, eine besondere Vertretung an der Universität erhielt.

Totalauffassung ist nun auch das Zeichen des gedruckten Buches über Goethe, welches aus den Vorlesungen bald darauf hervorging, eine zeitlang die einzige deutsche Biographie Goethes war, und durch die neuerdings hervorgetretenen Goethe-Leben keineswegs in seiner Wirkung vermindert worden ist: seit 1903 liegt die siebente Auflage vor. Wilhelm Scherer las noch von Straßburg aus die Korrekturbogen mit. Was Herman G. seiner Zeit an Vorarbeiten oder Material für sich benutzen konnte, war sehr gering oder auch seiner Auffassung Goethes sich nicht fügend. Erst als das Buch heraus war, setzten die bis heute noch nicht abgeschlossenen Veröffentlichungen von Dokumenten zu Goethes Leben und Werken ein, deren jede anscheinend eine Seite dieses unergründlichen Daseins neu hervorkehrte oder richtiger bestimmte. Herman G.s Goethe aber blieb fast unangerührt von alledem: wie eine Büste, eine Statue, die bleibt, wie sie ist, der man nachträglich nichts nehmen oder geben kann. Immer ist von ihm betont worden, daß jeder eigentlich sich eine Vorstellung von Goethe auf eigne Hand zu bilden habe. Wer die Fähigkeit dazu besitze, möge ein neues Bildnis Goethes neben das seine stellen. Weil der Goethe Herman G.s auf persönlicher Kraft und auf dem unveränderlichen Grund der Werke Goethes, nicht auf dem veränderlichen Boden der Forschung beruht, hat er in sich Bestand, und an ein Veralten ist nicht zu denken.

Das Studium der Werke Goethes faßte aber Herman G. im allerweitesten Sinne für sich auf. Wer Goethe kenne, war sein Glaube, habe auch die ganze frühere Kulturentwicklung der Menschheit inne. Zu solcher Anschauung hatte ihn das Eindringen in alle diejenigen Bildungselemente verholfen, auf denen Goethes Dasein fußte. Aus vielverzweigter Beschäftigung mit ihnen stammte Herman G.s Belesenheit nicht nur in der deutschen, sondern auch in der französischen, englischen und italienischen Literatur. Von Goethe entnahm er auch die Anregung zum Studium derjenigen Art der Menschheitsgeschichte, die in den Werken der bildenden Kunst ausgesprochen ist. Schinkel hat einmal gesagt, daß die Werke der Kunst die feinsten historischen Quellen

seien. So empfand auch Herman G. Er war selbst künstlerisch veranlagt; viele Zeichnungen, einzelne davon veröffentlicht, sind von ihm vorhanden. Sein Glaubenssatz wurde: Kunst und Literatur gehören zusammen.

Oft genug ist gesagt worden, Herman G. sei ein Romantiker oder der letzte Romantiker gewesen. Das ist insofern richtig, als die sogenannten Romantiker Goethesche Ideen übernahmen, ausführten, aber auch zurückzudrängen suchten. Sonst aber teilte Herman G. die Neigungen der Romantiker in wesentlichen Stücken nicht. Der älteren deutschen Literatur, auch in ihren Haupterscheinungen, vermochte er nicht denjenigen Grad ästhetischen Wertes beizumessen, den man nach dem Vorgange seines Vaters und Onkels vielleicht bei ihm vermutet hätte; zumal dem Streite der Schulmeinungen über sie war er gänzlich abhold. Ähnlich stand er zur älteren deutschen Kunst. Sein Onkel Jacob, sein Vater und sein Onkel Louis, der Maler und Radierer, waren noch in Heidelberg andachtsvoll vor die altdeutschen Gemälde der Boisserées hingetreten, und selbst Savigny meinte damals, daß Goethes ganzes System von Kunst und Malerei, wie er es fast gleichzeitig in seiner Zeitschrift über Kunst und Altertum sowie in der Italienischen Reise vortrug, jetzt einen Stoß erhalten werde. So kam es aber nicht. Goethes System hielt fest. Herman G. knüpfte wieder unmittelbar bei Goethe an. So herzlich G. über Dürer und seine Kunst zu sprechen wußte, wie namentlich sein Dürer gewidmetes Heft 16 der Virchow und v. Holtzendorffschen Sammlung, 1866, bewährt: es blieb doch für ihn zuletzt etwas Provinziales übrig, das, wenn es fehlte, in der Weltkultur keine Lücke lassen würde. Holbeins Kunst war ihm, wegen ihrer Mischung lieblicher und grauser Züge, niemals ganz sympathisch. Rembrandt stellte er der geistigen Potenz nach dicht neben Shakespeare, ohne von der malerischen Ausführung befriedigt zu sein. Kraft der Gedanken und Schönheit der Form, gebunden in einander, fand er nur bei den Meistern der italienischen Renaissance wieder. Darin bekannte er sich mit Goethe eines Sinnes. Unter den neuesten Künstlern gab er denen den Vorzug, die von den großen Florentinern gelernt hatten, und darum galt ihm Peter von Cornelius als der größte Maler des 19. Jahrhunderts. Cornelius ist daher auch G.s erstes kunsthistorisches Werk, das »Leben Michelangelos«, gewidmet; 1860 kam der erste, 1863 der zweite Teil dieses Werkes heraus. Gegenwärtig ist, neben einer großen illustrierten Ausgabe, die zehnte Auflage im Handel.

Es existiert ein Brief von ihm an seinen Vater aus den fünfziger Jahren. Er schüttet darin vor dem Vater sein Herz und seine Pläne aus. Auf ein äußeres Ziel hinzuarbeiten sei ihm nicht gegeben. Nur das, wozu ihn Lust und Neigung treibe, werde vielleicht unter seinen Händen einst gedeihen. Er empfinde aber jetzt, daß er fort nach Italien müsse, um in seiner Entwickelung vorzuschreiten. So sicher fühlte Herman G. für sich das Richtige. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Wie oft hat er nicht, noch ganz zuletzt in seinen Schriften, von seinen frühesten Erlebnissen in Italien gesprochen. 1857 und 1862 sah und sammelte er an Ort und Stelle ein, was er für sein »Leben Michelangelos« brauchte.

Das Buch gibt auf den ersten Blick sowohl wie für dauernde Beschäftigung mit ihm viel mehr, als der Titel kurz besagt. Athen und Florenz erscheinen im Eingang vor unseren Augen als die ewig denkwürdigen Hauptstätten der antiken und der italienischen Kunst. Wie dort Homer, so tritt hier Dante an die Schwelle einer neuen künstlerischen Epoche der Weltkultur.

Ernst Curtius lebte ganz in den Anschauungen der antiken Kunst. Heinrich Brunn suchte für sich von der Antike aus das Verständnis der Florentiner. Herman G. legte, seiner Eigenart gemäß, denselben Weg umgekehrt zurück. Wie die Blutsverwandten der griechischen Künstler erschienen ihm die Meister der italienischen Renaissance; sie selbst wieder und ihre Werke als die Blüte der geistigen Kraft der Stadt Florenz. Aus dieser Gedankenfolge ging der Aufbau seines Buches mit innerer Notwendigkeit hervor. Durch alle Wendungen der bürgerlichen und künstlerischen Geschichte der Stadt Florenz, in ihrem Zusammenhang mit Rom und dem Papst, mit Kaiser und Reich, führt Herman G. den Leser zu der einsamen Höhe empor, wo Michelangelo steht und arbeitet und duldet, bis er uralt endlich sein Haupt zur Ruhe legt und nun sein Nachruhm neu beginnt, der keines Endes fähig scheint. Etwas von der Tragik des Genies, die Goethe auch erfahren mußte, die dem greisen Jacob Grimm, als er zuletzt allein fortarbeitete, durch die Seele zuckte, verspüren wir in diesem »Leben Michelangelos«. Der Ernst der Weltgeschichte weht uns daraus an. Ein Zug von Traurigkeit pflegt arbeitenden Menschen eigen zu sein; er lag tief verborgen auch im Wesen Herman G.s. Daher sein Verlangen nach Schönheit immer, die das Menschenherz tröste und erhebe.

Im »Leben Michelangelos« hatte er Raphael nur so viel Raum angewiesen, als ihm und seinen Werken neben Michelangelo gebührte. G.s Studien aber drängten darauf hin, ein eigenes »Leben Raphaels« zu versuchen. Die Aufgabe gestaltete sich indes ganz anders. Biographisches Urmaterial, zu Michelangelo reichlich fließend, stand für Raphael nur kärglich zur Verfügung. Handzeichnungen und Gemälde aber boten sich in Fülle dar. Herman G. war durch das Anschauen Raphaelscher Madonnen, deren Stiche er als Kind tagtäglich an den Wänden seiner Eltern vor Augen hatte, gleichsam in eine Verehrung Raphaels hineingewachsen. Goethes italienische Reise erschien ihm fast wie eine Reise nach Raphael und seinen ewig jungen Werken. Aber die Versuche, die er 1872 und wieder, in erweitertem Umfange, 1886 unternahm, ergaben ihm in seinem Sinne nicht ein Buch. Das Leben Raphaels, das damals entstand, setzte sich aus drei Teilen zusammen. Herman G. verfolgte nach einander Raphaels Ruhm durch vier Jahrhunderte, stellte zu Vasaris Vita in Urtext und Übersetzung alles zusammen, was Einspruch oder Bestätigung erbrachte, und betrachtete zuletzt Raphael in seinen Hauptwerken. Jeder dieser drei Teile stand getrennt für sich. Erst die dritte Auflage wurde ein geschlossenes und lesbares Buch, 1896. Vasaris Text und die Übersetzung sind fortgelassen, und der erste Abschnitt der vorigen Auflage ist zum Schlußkapitel geworden. Das Buch entspricht in dieser Gestalt dem Inhalte und der Form nach den Vorlesungen über Raphael, wie sie Herman G. an der Berliner Universität zu halten pflegte. Noch im letzten Jahre seines Lebens kehrte er zu einer Neubearbeitung des Raphael zurück. Jetzt, wo er seinem Gefühle nach die rechte Form des Vortrages gefunden hatte, brach die Kraft, und über den Anfang des zweiten Kapitels ist er nicht hinausgekommen. Dies Stück, »Raphael als Weltmacht«, erschien in der Deutschen Rundschau als sein letzter Beitrag und findet sich auch in Herman G.s nachgelassenen »Fragmenten« 1903 (2, 15) wieder.

Die Parallele zwischen Homer und Dante ist schon früh bei Herman G. gegeben. Ohne Dante keine florentinische Kunst, ohne Homer keine antike Kunst. Zu Goethes Zeit, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, begann für

Homers Gedichte in der deutschen Literatur und Kunst eine neue Epoche ihrer Wirksamkeit. Johann Heinrich Voß und Graf Stolberg, die Hainbundsfreunde, übersetzten sie. Goethe aber dichtete in ihrem Geiste, Hermann und Dorothea, die Achilleis. Goethe griff auch für die Aufgaben, die er jungen Künstlern stellte, wieder auf Homer zurück. Gerade aber auch in seiner Zeit setzte die kritisch-gelehrte Arbeit über Homers Gedichte ein, die ihre Ausläufer bis in unsere Gegenwart entsandte. Kein geistig arbeitender Mann des 19. Jahrhunderts hätte sich der Stellungnahme zu der damals zuerst aufgeworfenen homerischen Frage entziehen können, zumal zu ihrer Lösung jetzt auch die Ausgrabungen beizutragen schienen. Herman G. ließ diese Arbeitsarten gänzlich für sich bei Seite. Er wandte auf die homerischen Gesänge sein ästhetisches Prinzip des Erkennens an, und sie erschienen ihm so als das allerhöchste Erzeugnis menschlicher Geisteskraft. Seiner historischen Erfahrung nach stand hinter jedem großen Werke der Kultur eine Persönlichkeit, die es fertig brachte. Eine solche schöpferische Persönlichkeit suchte er auch hinter den homerischen Gedichten. Der romantischen Auffassung von der Entstehung der Natur- und Volkspoesie, daß sie als Ausdruck des gesamten Volkes gewissermaßen sich selbst gedichtet habe, vermochte er nicht beizutreten. Er glaubte an den Dichter Homer. In den homerischen Gedichten empfand er den einheitlichen Ausfluß des ästhetischen Willens e i n e r großen, genialen Dichter-Persönlichkeit.

Diese Gedanken hatte er lange Jahre still in sich getragen, als er endlich sich dazu entschloß, sie zuerst in einzelnen Aufsätzen der Deutschen Rundschau und dann als Buch der Öffentlichkeit vorzulegen. Ein Reichtum von Bildern und Vergleichungen, der Literatur, der Musik, den bildenden Künsten aller Zeiten, der Erfahrung des Lebens entnommen, ist gerade über dieses Buch ausgegossen. Die Aufgabe war häufig die, für Fragen, die sonst wohl unanfaßbar schienen, aus den Gesetzen gleichgearteter Kunstgebilde eine mögliche oder wahrscheinliche Antwort zu finden. So baute Herman G. in seinem Sinne die Welt Homers und die Charaktere der Dichtung wieder auf. Reichlich eingestreute Übersetzungsproben zeigen, wie Homer sich in modernster Sprache darstellen würde. Der erste Band des Buches kam 1890, der zweite 1895 heraus: ein ästhetisch-poetischer Kommentar zur Ilias, und als solcher in der ganzen Homerliteratur ohne seinesgleichen. Und der »Abschied«, den Herman G. von Bozen aus, wo er damals weilte, seinem Buche schrieb, klingt, am Schlusse des zweiten Bandes, wieder in die Sätze aus, in denen Goethe sein Verhältnis zu Homer und Homers Gedichten ausspricht.

Diese vier Hauptwerke, so glatt und einfach sie sich geben, gingen natürlich aus einer ungeheuren Menge forschender und darstellender Arbeit hervor. Herman G. arbeitete eigentlich ohne Unterlaß. Wenn seine Hand müde ruhte, taten meist die Gedanken um so energischer das ihrige. Er hat noch zuletzt in seinen Schriften nicht umsonst von den Schlaf verscheuchenden Gedanken alter Leute gesprochen. Oftmals wurde ihm eine Unterhaltung zur befreienden Fortsetzung dieser stillen Gedankenarbeit. Sowie er sich aber schriftstellerisch an die Öffentlichkeit wandte, war es sein Bestreben, das bloße Material als solches durch die Darstellung möglichst verschwinden zu lassen. Unermüdlich dachte und schrieb er um, bis er die einfache und schöne Form für das, was er sagen wollte, erreicht zu haben glaubte. In späteren Jahren verlegte er diese umgestaltende Tätigkeit mehr und mehr in die gedruckte Korrektur, die er nur als bequeme Kopie seiner ersten Niederschrift, nicht bereits

als den zu schonenden Satz eines endgültig durchdachten und festgestellten Artikels betrachtete. Das gedruckte Wort zumal sieht anders aus, als das geschriebene oder gesprochene. Die Zahl der auf diese Weise entstandenen kleineren und kleinen Schriften Herman G.s ist Legion. Es gibt noch keine erschöpfende Aufstellung derselben. Wie ein dichter Schwarm begleiten sie die großen Werke, denen sie sachlich zugehören. Vorreden zu den von ihm herausgegebenen Werken der Seinigen kommen noch hinzu. Von Zeit zu Zeit faßte er ausgewählte Stücke in eigenen Sammelbänden zusammen, die er Essays, Beiträge zur Kulturgeschichte oder zuletzt Fragmente nannte. Der erste dieser Bände erschien 1859, der letzte nach seinem Tode 1903. Dieser enthält am Schlusse eine Übersicht über den Inhalt aller Bände der gesammelten Aufsätze Herman G.s.

Die kleineren Aufsätze durchlaufen alle Stufen schriftstellerischer Mitteilungsart, von der einfachen Buchanzeige bis zur Besprechung eines wissenschaftlichen Problems, eines Kunstwerkes, oder einer die Öffentlichkeit beschäftigenden Tagesfrage. Derjenigen Gruppe, die er zu einem Bande zusammenfaßte, suchte er aus ästhetischem Feingefühl möglichst eine gleichartige Stilisierung noch nachträglich zu verleihen. Ihnen verdankte Herman G., oft genug der »Meister des deutschen Essays« genannt und mit Emerson, Carlyle und anderen dann in eine Reihe gestellt zu werden. Er nahm das hin, ohne Gewicht darauf zu legen. Er war gewiß empfänglich für den Widerhall, den seine Stimme hervorrief, und freute sich verständiger Zustimmung, wo er sie fand. Für Lob und Tadel aber, wenn sie unbedeutend oder gar in den Motiven unrein waren, hatte er nichts als vornehme Verachtung übrig. Wenn er in solchen Fällen der Sache wegen doch reagierte, so wendete er seine Ausführungen gern ins allgemeine, ohne Namen zu nennen, und traf um so schärfer. Was er Emerson schuldig sei, hat er immer willig anerkannt, überhaupt war Dankbarkeit und das Nicht-Vergessen derjenigen, die ihm Gutes getan hatten, ein starker Zug seines Wesens. Nach G.s Tode sind in Amerika die sichtbaren Zeugnisse seines einstigen Verkehrs mit Emerson, dem weisen Denker amerikanischer Rasse, gedruckt und die Ergebnisse dieser Publikation durch einen Aufsatz von Freundeshand, National-Zeitung 1903 Nr. 558, wesentlich noch erhöht worden. In der Handhabung des Essays als literarischer Kunst- und Darstellungsform lag für Herman G. nichts, das geheimnisvoll anderen verschlossen sei. Nötig war nur, den zur Frage stehenden Stoff völlig zu beherrschen, die Gedanken über ihn erschöpfend darzulegen, das Bekannte in anziehender Form ruhig noch einmal zu sagen und über das Ganze reine Form, Einfachheit und Klarheit zu verbreiten. Scheinbar zufällige Anlässe nahm Herman G. gern zu Ausgangspunkten für Darlegungen, die weit vom eigentlichen Thema abführten. Er hatte aber immer seine bestimmten Absichten dabei. Ihm lag daran, gewisse Dinge, die ihn stark bewegten, unauffällig auszusprechen oder auch auf früher schon Gesagtes mit erhöhtem Nachdruck zurückzukommen. Kleinere Buchanzeigen gehen zuweilen diesen Gang. Es war ein Ausfluß der Gedankenmenge, die ihn innerlich bewegte.

Wenn man die Einzelaufsätze zu den Hauptwerken in das rechte Verhältnis rückt, so gewinnt man erst die umfassende Vorstellung von dem, was Herman G. als letztes Ziel erstrebte. Dann erscheint alles, was er schrieb, als die kleinen oder großen Fragmente einer allgemeinen Kulturgeschichte der historisch in betracht kommenden Menschheit. Eine Idee des ganzen, wie wenn das Werk fertig wäre, schwebte seinen Augen vor. In dem Gefühl,

daß die ganze Aufgabe schließlich doch nicht zu bewältigen sei, nahm er Teile derselben in Arbeit, je nachdem sie seiner Stimmung entgegen kamen. Nicht alles, was er ausgearbeitet hat, ist dem Druck übergeben worden. Eine Studie z. B. über die ägyptische Kunst wurde seiner Zeit nur aus äußerlichem Anlasse zurückgelegt. Dagegen hat er seine noch in den letzten Jahren in der Deutschen Rundschau schon angekündigten Gedanken über die Evangelien, obgleich ganze Partien fertig zu Papier gebracht sind, in letzter, einheitlicher Redaktion nicht abgeschlossen. Christi Erscheinung und Wirksamkeit auf Erden hielt er für die größte und segensreichste Tatsache der ganzen Weltgeschichte. Ihn reizte gerade wieder, wie bei Homer, der Umstand, daß exaktes Material nicht da sei, den Evangelien erfolgreich beizukommen. Man empfindet, ein wie unumgänglich notwendiges Glied ihm die Behandlung der Evangelien im Aufbau seiner Menschheitsgeschichte gewesen wäre. Als den eigentlichen Inhalt der römischen Kaisergeschichte betrachtete er die Überwindung der alten Welt durch die neue christliche Idee; auf die militärische und politische Geschichte legte er nicht den entscheidenden Wert. Die Entstehung seiner einzelnen Aufsätze, selbst die der größeren Werke, die in der Zeitabfolge etwas Zufälliges verrät, hat daher der inneren Bedeutung nach etwas durchaus Notwendiges. Darin ruht es auch, daß alle Erzeugnisse seiner Hand wie aus einer Gesinnung geschrieben sind. Wer Herman G. kannte, weiß, wie ungemein empfindlich seine geistige Existenz für bedeutende Einflüsse von außen geartet war; wie er Feuer fangen konnte für neu ihm entgegentretende Menschen, Leistungen und Pläne; wie er aber auch, wenn ausblieb, was er erwartete, wenn die Mühle bloß klapperte ohne Mehl zu geben, ebenso rasch sich abwenden und sich zurückhalten konnte. Immer aber kehrten doch bei ihm solche äußerst individuell-persönliche Erregungen in die Ruhe des sachlichen Urteils, der Anerkennung oder der Ablehnung, zuletzt zurück. Darin findet sich die Erklärung dafür, daß in der Weite seiner gesamten Schriftstellerei die kulturhistorische Beurteilung der Menschen und Dinge wesentlich sich gleich bleibt und keinen Widersprüchen unterliegt. Dennoch fügen sich die einzelnen Stücke nicht ohne weiteres an einander. Julian Schmidt hat zum Teil auch in Fragmenten gearbeitet, und der für ihn nach seinem Tode eintretenden Hand ist es möglich gewesen, durch Zusammenstellung des Einzelnen ein Ganzes hervorzubringen. Bei Herman G. würde ein gleiches Verfahren nicht zum Ziele führen, weil die zu genaue Anpassung des Geschriebenen immer an die Bedürfnisse der jeweiligen Entstehungszeit eine systematische Zusammenschichtung wieder durchbrechen müßte.

Eine weitere Erwägung spricht noch dagegen. Je älter Herman G. wurde, desto mehr ging er darauf aus, die Vielheit der ihm historisch bekannten Tatsachen geistig zu bezwingen und von wenigen Gesichtspunkten aus zu beherrschen. Von der Möglichkeit des Gelingens war er völlig überzeugt. Er würde jetzt, wie er aussprach, seinen Goethe, seinen Michelangelo ganz anders geschrieben haben. Von dem Hauptwerke eines großen Mannes sei bei seiner Lebensbetrachtung auszugehen, alles frühere und spätere aber als untergeordnet anzugliedern und so rasch als möglich abzutun. Für geschlossene Zeitläufte hätten allein die in ihnen entscheidenden Männer, für ganze Perioden der Weltgeschichte die allergrößten Männer einzutreten. Auf diesem Wege kam er für sich zu einer energisch durchgreifenden Vereinfachung der historischen Berichterstattung. Einige seiner letzten Aufsätze sind in diesem

Sinne gehalten. So vereinfacht würde er seine Kulturgeschichte jetzt haben schreiben müssen. Niemand anders könnte danach aus seinen Fragmenten das Werk zustande bringen.

Herman G. hat sich bei der Eigenart seines Wesens natürlich nicht ohne Kämpfe durchgesetzt. Angriff und Abwehr spielen, während der früheren Zeit, sehr scharf in sein literarisches Leben hinein. Auch in seinen alten Tagen hat es ihm nicht an offener und geheimer Gegnerschaft gefehlt. Er stand eigentlich immer für sich allein. Keiner Partei wollte er angehören, von keiner hatte er im Ernstfalle Zuzug zu erwarten, von keiner auch wäre es ihm lieb gewesen. Oft genug hat er die Vorteile und die Nachteile einer solchen Stellung in Schrift und Unterhaltung gegen einander abgewogen. Er war sich über alle diese Dinge völlig klar. Aber es lebte eine unverwüstliche Scheu in ihm, sich auf bestimmte Erwartungen hin zu binden und sich zu Maßnahmen zu verpflichten, die die freie Regung und Betätigung seines persönlichen Willens beeinträchtigen könnten. Niemals hat er einem der zahlreich an ihn gelangten Verlegerangebote entsprochen: die drückende Schwere des unfreiwillig einst übernommenen Deutschen Wörterbuches ist in der Grimmschen Familie unvergessen geblieben. Als gleichzeitig mit der Weimarer Ausgabe auch eine Goethe-Biographie geplant wurde, versagte sich Herman G. jeder Art der Verteilung, die ihm innerhalb des Gesamtrahmens den Abschnitt über Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst zuweisen wollte. Diese auch in anderen Fällen bekundete Selbständigkeit, aus der er Stärke zog, konnte anderen gegenüber, deren Natur auf Unterwerfen und Herrschen angelegt war, etwas Unbequemes, ja sogar Aufreizendes an sich haben, und Konflikte ernsterer Art, wie sie eben das Leben des Mannes mit sich bringt, blieben dann nicht aus. Die Folgen wurden auch bisweilen auf anderem als rein gelehrtem Gebiete sichtbar. Über geistige Dinge und Menschen sprach Herman G. seine Meinung unverhohlen aus, schriftlich weniger scharf als im mündlichen Gespräche, das jedoch wieder durch den dann in das Scherzhafte überspielenden Ton seiner Unterhaltung gemildert wurde. Niemals aber entschwand ihm darüber das Bedürfnis der Anerkennung wahrhaften Verdienstes, für das er oft gerade dann den allertreffendsten Ausdruck zu finden wußte. Besuchende, die bei ihm eintraten, empfing er mit liebenswürdiger Höflichkeit; ein Übergewicht seiner Person sie fühlen zu lassen, wäre ihm unmöglich gewesen; es machte ihm Freude, ein Buch, ein Kunstblatt oder sonst eine Rarität, die er bei der Hand hatte, zum Abschied zu schenken. Ebenso freundlich und höflich trat er seinen Studenten entgegen. Er suchte sie mit dem Gefühl zu erfüllen, daß sie etwas zu bedeuten hätten. So war er selbst, was er nie vergaß, als junger Mann von Alexander von Humboldt behandelt worden.

Wenn er die Arbeit niederlegte, verlangte er nach anregender Geselligkeit. Er hatte ein Bedürfnis, immer frische Menschen bei sich zu sehen. Seine leicht und anmutig geführte Unterhaltung war stets bedeutend und inhaltvoll, auch bei Tische, wo die Unterhaltung, nicht das Mahl die Hauptsache war. In jüngeren Jahren besuchte er viel das Theater, bis zuletzt liebte er die Musik und wohnte gern in der ihm nahe in der Potsdamer Straße gelegenen Hochschule den Proben seines Freundes Joachim bei. In den Wohnräumen war keine Spur von modernem Luxus, überall aber das Gefühl ruhiger Gediegenheit, und die stille Umgebung zu ihm sprechender Kunstwerke und Familienporträts. Auf einem runden Tische, in dessen Mitte am Tage eine Vase mit frischen Blumen, des Abends eine hohe, grünverhängte Lampe stand, waren die neuesten Erschei-

nungen der Literatur sternförmig immer aufgestapelt, die er frisch, wie sie eingingen, zu lesen und zum Gegenstande des Gesprächs zu machen pflegte. Gern befand er sich auf Reisen. Mit gleichem Anteil gab er sich dem südlichen wie dem nördlichen Leben hin. Deutschland und die Alpen sowie Italien kannte er gut; in Paris und London ist er mehrmals gewesen. Wo er weilte, später in den Bozener Bergen Tirols oder am Fuße der Wartburg, trat er mit der Natur, deren befreiende und stärkende Macht er wohltätig an sich verspürte, in einen stillen Freundschaftsverkehr: seine Briefe von diesen Reisen sind alle erfüllt davon. Mit den sich häufenden Jahren des Alters wurde in dieser Art der Lebensführung eine natürliche Beschränkung notwendig, um so mehr, als seine von Kindheit an sehr zarte Gesundheit ihn jetzt zu sorgsamerer Schonung seiner Kräfte zwang. Die Vorlesungen an der Universität mußte er zuletzt ganz einstellen. Ein Gang oder eine Fahrt durch den nahen Tiergarten, ein abendlicher Besuch bei alten Freunden, wo er interessante Menschen zu finden sicher war, ab und zu auch die Einkehr in ein Hotel des Potsdamer Platzes, in dem sich zumeist gleichaltrige, ihm befreundete Herren des höheren Beamtentums zusammenfanden, das war nach außen hin alles, dessen er noch für sich bedurfte. Ein edles Maßhalten zeichnete ihn aus. Aber je anspruchsloser er für seine eigene Person war, desto reichlicher gab seine Hand, wenn es darauf ankam, anderen eine Wohltat zu erweisen. Wie vielen, die in leiblicher oder geistiger Not waren, hat er geholfen, ohne daß ein Teil von ihnen je erfuhr, woher die Hülfe kam; und eine seiner letztwilligen Niederschriften lautet, daß niemand ihm etwas schuldig sei. Zuletzt zog er sich immer mehr zurück; Einladungen folgte er fast gar nicht mehr. Den letzten Winter, von 1900 auf 1901, hat er seine Wohnung überhaupt nicht verlassen. Bis zuletzt aber vereinigte er in seinem Hause meist jüngere Freunde zu regelmäßigen kleinen Tischgesellschaften, die denen, die hinzugezogen wurden, unvergeßlich bleiben werden.

In dem Frieden des Hauses entfaltete sich, ungesehen von den Augen der Welt, die reine Herzensgüte Herman G.s und seine Treue denen gegenüber, die er liebte. Von Mutter, Vater und Onkel sprach er, wie wenn sie im Stillen mit ihm fortlebten und um ihn wären. Seine Frau war 1888 in Florenz gestorben und hatte ihn, ohne Nachkommen, allein zurückgelassen. Immer aber blieb sie seinen Gedanken nahe. Ihre Marmorbüste, stets mit frischen Blumen von seiner Hand geschmückt, stand in einem Zimmer, welches sie sich früher zu ihrer Arbeit eingerichtet hatte. Niemals durchschritt er dieses Zimmer zu seinem Arbeitssaale, ohne still die Blicke zu ihren Zügen zu erheben. Seinem »lieben Bruder und treuen Freunde« Rudolf Grimm, der in demselben Jahre wie Gisela von ihm ging, hat er zu Dank und Erinnerung seinen Homer gewidmet; wie rührend klingt zu Versen Homers, die er behandelt, der schlichte Zusatz in dem Buche: »Niemand, der Geschwister verloren hat, wird diese beiden Verse lesen, ohne erschüttert zu sein.« Die letzten zehn Jahre seines Lebens hat er mit seiner Schwester Auguste in einem Hausstande zusammengelebt.

Herman G. hatte im geistigen deutschen Leben eine weithin sichtbare Stellung inne. Was er schrieb, tat Wirkung. Seine Bücher wurden ins Italienische, Französische und Englische übersetzt. Namentlich auch in Nordamerika war sein Name populär: Harvard-College zu Cambridge-Mass. verlieh ihm die juristische Doktorwürde honoris causa. Die Zukunft der Deutschen auf dem ganzen Erdball, überhaupt die der germanischen Rasse, lag ihm am

Herzen. Nicht ohne ein Gefühl nationalen Stolzes stellte er fest, daß von den fünf Dichtern, die er zuletzt als die mächtigsten Männer vor und nach Christus auszeichnete: David, Homer, Dante, Shakespeare und Goethe, zwei Germanen seien. Aus dieser Gesinnung heraus forderte er wiederholt die Begründung eines großen *Thesaurus linguae Germanicae.* Er glaubte an die Weltmission des deutschen Volkes und an die führende Kraft des preußischen König- und deutschen Kaisertums. In den Dienst dieser Idee stellte er auch seine eigene Arbeit. Er war ein Beförderer deutscher Humanität.

Dreiundsiebzig Jahre ist er alt geworden. Bis zuletzt war er mit Arbeiten und Plänen geistiger Art beschäftigt. Wiewohl er bei seinem hohen Alter das Ziel irdischen Daseins ins Auge fassen mußte, so arbeitete er doch in seinen Gedanken fort, als gäbe es kein Aufhören und kein Ende für sie. Er war von ihrer Ewigkeit und Vollendung in einer höheren Form des Daseins überzeugt. Das Nachlassen der körperlichen Kräfte hemmte nicht den Flug seiner Gedanken. Nach langem Winter, der ihm den Ausgang in die frische Luft geraubt hatte, zog endlich der Frühling wieder ein. Mit neuem Entzücken blickte er vom Balkon seines Arbeitssaales in die grünen Kronen der Bäume, die aus dem Garten zu ihm emporreichten. Er fuhr wieder die stillen, ihm vertrauten Wege des Tiergartens, in die lauten Straßen der Stadt hinein, und zu der Stelle, wo im Vorgarten der Universität sich Treitschkes Denkmal erheben wird. In seinem Landhause vor der Stadt war alles darauf vorbereitet, ihn für die warmen Sommertage zu empfangen. Da kam es plötzlich über ihn wie bange Müdigkeit. Unerwartet schnell trat die letzte Stunde bei ihm ein. In der Sonntagsfrühe des 16. Juni 1901, des Tages an dem von Bismarcks Denkmal auf dem Königsplatz die Hülle fiel, entschlief Herman Grimm in seiner Wohnung zu Berlin, und am 20. Juni wurde er neben Vater, Onkel und Bruder auf dem Matthäi-Kirchhofe bestattet.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Stäbli, Adolf, Landschaftsmaler, * 31. Mai 1842 in Winterthur in der Schweiz, † 21. September 1901 in München. — St. war der Sohn eines Zeichenlehrers, der den begabten Knaben früh nach Zürich zu Rudolf Koller, dem Freunde Gottfried Kellers, in die Lehre gab. Der charaktervolle Lehrer pflegte den Schüler nicht viel mit Zeichnen nach Gipsabgüssen zu plagen, sondern verwies ihn immer wieder auf das Studium der Natur. Mit 21 Jahren kam St. zu Wilhelm Schirmer nach Karlsruhe, der indessen bald darauf starb. Ein Herr Imhof aus Winterthur schickte nun den jungen Maler nach Dresden, wo er Claude Lorrain für ihn kopieren, und hierauf nach Mailand, wo er Hobbema studieren sollte; im Jahre 1866 gab er ihm sogar die Mittel, nach Paris zu gehen. Der Aufenthalt in Paris wurde, obwohl er kein Jahr lang dauerte, für St.s Talent entscheidend: hier lernte der junge Künstler mit eigenen Augen sehen, was geistreiche Meisterschaft, die von einem Charakter gestützt wird, im Laufe langer Jahre und im Banne unvergleichlicher Tradition geschaffen hatte. Die Weltausstellung des Jahres 1867 vereinigte die Werke der großen französischen Meister von Barbizon und Fontainebleau in seltener Vollzähligkeit. Als Meister, der bestimmenden Einfluß auf St. ausgeübt hat, ist Troyon zu nennen, dessen gesunde Kunst heute wieder zu verdienten Ehren gelangt. Im Ausstellungsjahre mußte St., dessen Mittel aufgezehrt waren, wieder nach der Heimat zurückkehren; im folgenden Herbst (1868) zog er mit einem Stipendium, das ihm seine Vaterstadt gewährte, nach München,

das von nun an seine künstlerische Heimat wurde. Hier kam er in den Kreis junger Künstler, die damals, auf den Bahnen der Franzosen, der deutschen Kunst neue Wege zu erschließen suchten; er trat zu Leibl, Thoma, Trübner, Haider, Viktor Müller in persönliche Beziehungen. In seinem Landsmann Otto Fröhlicher, einer weicheren, aber durchaus vornehmen Künstlernatur, die den Einfluß der Schule von Fontainebleau bestanden hatte, gewann er einen treuen Kameraden, und in Adolf Bayersdorfer den kritischen Freund, der unermüdlich für seine Bilder eintrat. St. hatte schwer um seine Anerkennung zu kämpfen; das Künstlerelend hat er bis auf die Neige ausgekostet. Ohne die Beihilfe seiner Landsleute, die seine Bilder allerdings schlecht zu bezahlen pflegten, wäre es dem Bedürfnislosen kaum gelungen, sich durchzuringen. Mit der Zeit sammelte sich jedoch ein kleiner Kreis ausgezeichneter Kenner und Freunde um ihn (Piglhein, E. Zimmermann, Stadler u. a.), welche die Bedeutung des weltfremden Meisters erkannten und mit stiller Liebe dafür sorgten, daß seine mächtigen Bilder in gute Hände kamen. In seinen letzten Lebensjahren galt er auch bei der aufstrebenden Jugend, welche das individuelle Element wieder schätzen gelernt hatte, als einer der ersten Landschaftsmaler. Der Mensch und der Künstler waren in St. von gleichem tüchtigem Gepräge. — In seiner Jugend hatte der Maler viel mit dem Zeichenstift studiert. St. ist ein Zeichner ersten Ranges, der das schärfste Auge für die Struktur des Bodens und den organischen Bau eines Baumes besitzt, und dabei ist die Art und Weise, wie er die Masse einer Baumgruppe erfaßt und zusammenhält, stets bezeichnend für seine rein malerische Anschauung. Immer sieht er das Wesentliche, ob er es nur andeutet, oder die Zeichnung soweit fördert, daß ein Höchstes an geschlossener Wirkung erreicht wird. Indessen sind alle diese Zeichnungen für den Maler St. doch nur Anregungen; sie offenbaren, wie er sich das Wesen und die äußere Erscheinung aneignet, um sie als freier Künstler zu gestalten; auch ihm ist die Phantasie, um mit Gottfried Keller zu reden, die Schatzmeisterin, die Ergänzerin und Neuhervorbringerin. Er macht von einem einzigen Motiv, das für ihn, nach seinem eigenen Geständnis, ein Erlebnis bedeutet, mehrere Studien, um sie dann zu einer höheren Einheit zu verschmelzen und zu einer größeren Wirkung zu steigern. Die Fähigkeit der inneren Anschauung, die ein solches Gestalten voraussetzt, ist in höchstem Grade bewundernswert. Ein Zug ins große und gewaltige ist dem ausgezeichneten Landschafter, der seine besten Motive der Gegend um den Ammersee oder der nördlichen Schweiz entnahm, überhaupt eigen: er malt mit ganzer leidenschaftlicher Seele. Einzelne Motive kehren bei ihm wieder: gewaltige düstere Baumgruppen, die sich, vom Sturm gepeitscht, im Mittelgrunde aufwärts bäumen, oder hellere Birken, deren schlanke Stämme einem geistvollen Beobachter Gelegenheit geben, die entzückendsten malerischen Einzelheiten zu verschwenden. St., der durch keine Theorie verbildet war, stand der Natur mit seltener Unbefangenheit gegenüber; er malte Freilicht-Landschaften zu einer Zeit, wo in Deutschland noch niemand ein Auge für solche Dinge und Probleme hatte: eine Chiemseelandschaft aus den siebziger Jahren, die von der Gottfried Keller-Stiftung erworben wurde, gibt hierfür ein feines Zeugnis. Später wurde seine Palette schwerer und dunkler, und es ist nicht unmöglich, daß er diesem Umstand den Mangel allgemeiner Anerkennung verdankte. Die Augen des unerzogenen Publikums bemerkten nicht, daß er auch auf seinen dunkelsten Bildern eine außerordentlich feine Empfindung für die Farbe betätigte. Vielleicht darf man die Größe seiner

gelungenen Entwürfe darauf zurückführen, daß er nicht zu den Malern gehörte, die immer vor der Staffelei sitzen. Er malte seine besten Sachen im Furor herunter; was der Tag in ungünstigen Stunden hervorbrachte, berührt sein gewaltiges Talent nicht, und es wäre unbillig, es darnach, wie es oft genug geschehen, zu beurteilen. Niemals sind ihm die Einzelheiten eines Bildes die Hauptsache, so sehr gerade sie den ausgezeichneten Techniker aus der französischen Schule verraten: wie meisterhaft sind z. B. seine Birken gemalt! St. hat, um es mit einem Worte zu sagen, Stil, der nichts anderes ist, als der Sinn für das Wesentliche der Erscheinungen. Die männliche Leidenschaft, die sich im großen und gewaltigen nie genug tun kann, nahm bei St. mit den Jahren eher zu: sein letzter Entwurf, nach einer herrlichen Studie vom Ammersee, beweist seine Fähigkeit, das Erschaute ins Große zu steigern, in besonders glänzender Weise: wir haben eine heroische Landschaft vor uns, die schon in der ersten Anlage alles Wesentliche gibt und im eigentlichen Sinne fertig ist. Die lange Verkennung, unter welcher der geniale Landschafter zu leiden hatte, ist schuld, daß es dem Kunstfreunde schwer wird, den Meister in seinen Hauptschöpfungen kennen zu lernen: sie sind in Schweizer Kantonalmuseen zerstreut oder bei einzelnen Freunden untergebracht. Die Sammelausstellung, die einige Monate nach dem Tode des Meisters von Freunden in München und hierauf in Zürich veranstaltet wurde, war für das Publikum eine Offenbarung. Die Zeit wird die in Privatbesitz zerstreuten Werke später den Museen zuführen und St. die hervorragende Stelle anweisen, die ihm gebührt.

Von kritischen Würdigungen des Meisters sind zu nennen: eine Studie von Hans v. Berlepsch im Jahrgang 1896 der »Graphischen Künste« (mit Abbildungen); ein Artikel des gleichen Kritikers im Februarheft 1892 der »Schweizerischen Rundschau«; »Adolf Stäbli als Persönlichkeit« von Walther Siegfried, Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füssli, und »Adolf Stäbli« von W. A. Lehmann (Neujahrsblatt der Kunstgesellschaft in Zürich für 1903), Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich.

München-Bogenhausen. Wilhelm Weigand.

Mitzschke, Franz Friedrich August, evangelischer Theolog, * 4. Februar 1819 zu Jaucha bei Hohenmölsen (Kreis Weißenfels), † 22. September 1901 in Naumburg a. d. Saale. — Durch Privatunterricht vorbereitet, besuchte M. 1833—1840 das Stiftsgymnasium zu Zeitz und studierte dann bis 1843 Theologie in Halle, wo neben Tholuck besonders der Philosoph J. E. Erdmann Einfluß auf ihn gewann. Nach Absolvierung des üblichen Kursus am Schullehrerseminar in Weißenfels und der zweiten theologischen Prüfung in Magdeburg verwaltete er 1845—1849 eine Hauslehrerstelle in Schulpforta und trat im Juli 1849 in das Predigerseminar zu Wittenberg ein. Zu Ostern 1850 folgte M. einem Rufe nach Naumburg a. d. Saale, vorerst als Lehrer für Religion und Hebräisch sowie als Mitglied der königlichen Prüfungskommission am Domgymnasium, und erhielt dazu im März 1851 das Amt des ersten Dompredigers. In dieser Stellung blieb er bis zu seiner Pensionierung 1882 und lehnte alle auswärtigen Berufungen, z. B. in das Rektorat des Schullehrerseminars zu Elsterwerda, in eine Stettiner Konsistorialratstelle und in verschiedene Pfarrämter, ab. Seine Gottesdienste bildeten durch ihr markiges und anregendes Wesen bald den Sammelpunkt aller Anhänger der positiven Richtung aus der ganzen Stadt. Er ersetzte 1856 für seine Gemeinde das rationalistisch umgeformte »Naumburger Gesangbuch«, das einer seiner Vorgänger (Krause 1806) herausgegeben hatte, durch das unverfälschte »Minden-Ravensberger«, das dort bis zur Einführung des sächsischen Pro-

vinzialgesangbuches in Geltung geblieben ist. Ebenso setzte M. die Einführung des vom Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in Berlin herausgegebenen »Gesangbuchs für Kirche, Schule und Haus« beim Domgymnasium durch. In seine Amtszeit fällt die stilgemäße Restaurierung des Naumburger Domes, die durch einen Besuch Friedrich Wilhelms IV. im September 1853 vorbereitet, aber erst unter Wilhelm I. 1874—1878 ausgeführt wurde. Seit 1848 beteiligte sich M. als Mitarbeiter an dem »Volksblatt für Stadt und Land«, später auch an Hengstenbergs »Evangelischer Kirchenzeitung«. Im Juni 1857 stellte er für die Thüringer Pastoralkonferenz in Neudietendorf 30 Thesen über die Taufe zur Diskussion, wie er gern die Ergebnisse seiner Erfahrungen und Studien in kurzen Sätzen zusammenfaßte. Größere philosophische Abhandlungen, deren er mehrere verfaßte, hat er nicht zum Druck befördert. Erschienen sind von ihm die dogmatische Arbeit »Die Prinzipien des Protestantismus in ihrem Verhältnis zum Katholizismus« (1857, entstanden aus Disputationen mit dem katholischen Pfarrer Haselhorst in Naumburg) und eine »Auslegung von Joh. 3, 1—16« (1865). Jahrzehntelang stand M. an der Spitze des Naumburger Missionsvereins für Berlin I. Er war lebenslang ein ganzer Charakter von unerschütterlicher Treue des Glaubens und der Gesinnung und wußte sich in den Kämpfen der Welt immerdar Ruhe und ein wahrhaft kindliches Gemüt zu bewahren. Seine Pensionszeit verlebte M., der bis zuletzt wie eine kernige Eiche dastand, ebenfalls in Naumburg, mit philosophischen und historischen Studien bis wenige Wochen vor seinem Tode beschäftigt. Teile seiner nachgelassenen Bibliothek sind in die Ephoralbibliothek und in die Gymnasialbibliothek zu Naumburg übergegangen.

Familienpapiere. — Jahresbericht des Stiftsgymnasiums zu Zeitz 1840 S. 28. — Programme des Domgymnasiums zu Naumburg a. S. 1850 S. 26; 1851 S. 40, 42, 45; 1883 S. XXIV. — P. Mitzschke, Die Familie Mitzschke (1877). — C. L. Krüger, Lebensläufe der Mitglieder des Predigerseminars zu Wittenberg, S. 75. — K. Bornhak, Das geistliche Ministerium der Ephorie Naumburg, S. 28. — »Naumburger Kreisblatt« 1849 Nr. 30 (Kirchliches); 1901 Nr. 224 (Provinz) und 303 (Kirchliche Angelegenheiten). — »Dorfzeitung«, (Hildburghausen) 1901 Nr. 225, S. 3910. — Domprediger A. Mitzschke, in der »Neuen Preußischen Kreuzzeitung« 1901, Nr. 451.

P. Mitzschke.

Sutermeister, Otto, Universitätsprofessor der deutschen Sprache und Literatur, * 27. September 1832 zu Degerfelden im Kanton Aargau, † 17. August 1901 zu Aarau. — Sein Vater, gebürtig von Zofingen, war Pfarrer in Degerfelden, ein kenntnisreicher Mann. Er nahm sich um seine vier Söhne und drei Töchter liebevoll an und weihte unsern Otto schon früh in die Geheimnisse der Poesie ein. Als dieser im zehnten Lebensjahre in die Bezirksschule zu Zurzach eintrat, konnte er bereits ein Heft voll selbstverfaßter Gedichte vorweisen.

Im Jahre 1848 ging er an das Gymnasium zu Aarau über und 1852 an die Universität in Zürich, wo er hauptsächlich antike und moderne Philologie, Geschichte und Volkskunde studierte. Sein Programm war zuerst sehr umfangreich: Sanskrit, Hebräisch, Latein, Griechisch, Italienisch, Französisch, Englisch; allmählich aber wandte er sich mehr und mehr der Germanistik zu.

Vortrefflich ausgerüstet in Wissenschaft und Charakter, betätigte er sich als Lehrer zunächst in der Anstalt des Pfarrers Möhrlen in Payerne (Waadt), dann in andern Instituten, auch in Paris. Die Tochter seines ersten Prinzipals, Ernestine Möhrlen, wurde 1856 seine Frau. Die glückliche Ehe löste nach vierundvierzigjähriger Dauer der Tod der Gattin am 18. Juli 1900.

S. wirkte ferner an der Industrieschule in Winterthur, an der Kantonsschule in Frauenfeld, am Züricher Lehrerseminar in Küsnacht und übernahm 1866, mit gleichzeitiger Ablehnung eines Rufes nach Schaffhausen, die Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Kantonsschule in Aarau. Diese Stelle vertauschte er 1873 mit der Direktion des Mädcheninstituts und Lehrerinnenseminars in Aarau, ging 1876 als Vorsteher des St. Gallischen Lehrerseminars nach Rorschach und übersiedelte 1880 nach Bern, wo er an der höhern Mädchenschule und seit 1890 an der Universität deutsche Sprache und Literatur dozierte. Am 17. August 1901 schloß der Tod in Aarau das erstaunlich tatenreiche Leben nach einer langwierigen Krankheit ab. Am Tage vorher hatte er noch unter dem Titel »Nur noch ein Tag« vier Strophen gedichtet, deren erste lautet:

Nur noch ein Tag — und Schmerzen, Angst und Trauer,
Sie enden mit der Erde schwerem Joch.
Und schon empfinden wir der Sel'gen Schauer —
Ein Tag nur noch.

S. war von früh an ein Arbeiter ersten Ranges. Als hochangesehener Schulmann bewährte er nicht allein ein ungewöhnlich umfangreiches Wissen, sondern faßte auch stets im besten Sinne die Wirksamkeit des Lehrers und Erziehers als eine philanthropische Mission auf, und da er in gutbesuchten höhern Schulen von sechs der größten Schweizer Kantone tätig war, so übte er auf die Jugend einen unberechenbaren Einfluß aus.

Obgleich ihn sein Lehrfach, die deutsche Sprache und Literatur, stark in Anspruch nahm, fand er doch Zeit zu einer überaus mannigfaltigen und erfolgreichen Wirksamkeit außerhalb der Schule. Als Schriftsteller beteiligte er sich in dieser oder jener Weise an einer solchen Menge literarischer Unternehmungen, daß diese eine kleine Bibliothek ausmachen. Er schrieb für eine große Zahl in- und ausländischer Zeitungen und Zeitschriften gediegene Beiträge. Dem Schweizerischen Idiotikon, diesem Monumentalwerke der Volkskunde, trug er unzählige Goldkörner zu. Er erwies sich ferner als eine Hauptstütze des Berner Vereins für Verbreitung guter Schriften. Als in den Siebziger Jahren die orthographische Bewegung die Gemüter heftig erregte, stand er in der vordersten Reihe der Kämpfer für die weitestgehenden Reformen und trug mit seinen überzeugenden Ausführungen wesentlich zu dem Ergebnis bei, daß die Schulkinder heutzutage mit Rechtschreibeschrullen unvergleichlich weniger geplagt werden als vor drei Dezennien.

Als Redaktor beherrschte er mehrere Jahrgänge des »Hausfreunds« von Bern; der »Elternzeitung« von Zürich und des »Dorfkalenders« von Bern; den »Kinderfreund« von Bern begründete er und gab ihn bis zu seinem Tode heraus, ebenso die »Illustrierten Jugendblätter« von Aarau, im ganzen 29 Jahrgänge. Als Präsident der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins besorgte er in Verbindung mit einigen andern die »Mitteilungen über Jugendschriften« (Rezensionen) von Aarau. Endlich standen auch die sieben letzten Bändchen der Schultheßschen »Jugendbibliothek« unter seiner Leitung.

Von seinen selbständigen Werken nenne ich zunächst solche, welche seinen emsigen Sammelfleiß und seine korrigierende Sorgfalt bekunden: »Schwizerdütsch«, Sammlung deutschschweizerischer Mundartliteratur, 50 Lieferungen, eine Fundgrube von unvergänglichem Werte; ferner eine illustrierte Prachtausgabe einer Auswahl von Jeremias Gotthelfs Dorfgeschichten;

»Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz«; »Schweizerische Haussprüche« (aus der Landschaft Zürich); »Die Poesie der Schule« (Anthologie); »Die schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart«; »Raimund der Pflegling« (Waadtländer Dorfgeschichte, aus dem Französischen übersetzt); »Ein Kind aus dem Volke«, ein fesselndes Lebensbild.

Von seinen Schulschriften seien folgende erwähnt: »Praktische Stilschule«; »Leitfaden der Poetik«; »Kleiner Antibarbarus«; »Kleines Wörterbuch zur Befestigung im hochdeutschen Ausdruck«; »Spruchreden für Eltern, Erzieher und Lehrer«; »Literaturgeschichtliche Charakterbilder aus dem 18. Jahrhundert«; »Pädagogische Distichen«; »Erziehungslehre« (aus Rückerts Weisheit des Brahmanen); »Die Muttersprache in ihrer Bedeutung als das lebendige Wort«; »Drei deutsche Sprachen«. S. war ebenfalls ein kundiger Ratgeber für das »Deutsche Lesebuch für Lehrerseminarien und andere höhere Schulen der Schweiz« von Utzinger (2 Bde.)

Von seinen Jugendschriften führe ich (außer den in andern Rubriken zitierten) folgende an: »Frisch und fromm« (Erzählungen, Fabeln usw.); »Kornblumen« (Fabeln und Märchen); »Immergrün« (Sagen, Parabeln usw.) »Für d' Kinderstube« (aus dem »Schwizerdütsch«).

Unter seinen originellen poetischen Schöpfungen stehen die Spruchdichtungen obenan. Durch diese hat er seine Schöpferkraft, seine vielseitige Bildung, seinen Gedankenreichtum, seine Meisterschaft in Behandlung der Sprache, des Verses und Reimes am glänzendsten bewiesen und sich als berufenen Fortsetzer Rückerts bewährt. Es kommen hier folgende Publikationen in Betracht: »Welt und Geist« (Bern); »Gastgeschenke« (Bern); »Gedenkblätter« (Zürich); »Freundes-Worte« (Bern); »Im Abendgold« (Frauenfeld); »Irdisches und Ewiges« (Leipzig). Daran reiht sich noch der nach seinem Tode erschienene stattliche Band: »Das große Rätselbuch« (2000 Originalrätsel für jung und alt. Bern 1903).

In seinen Sprüchen ist S. nicht mehr, wie sonst, der objektiv forschende Gelehrte, der emsig sammelnde Eklektiker, sondern ein durchaus selbständiger Geist, ein festgefügter Charakter. In allen seinen Sentenzen offenbart er eine wohltuende Menschenfreundlichkeit. In seinem ganzen Wirken erscheint er als Prediger eines wahrhaft erhebenden, ermutigenden Optimismus, den er aber, wie es sich für einen Welt- und Menschenkenner ziemt, niemals in kurzsichtige Überschwenglichkeit ausarten läßt. Mit scharfem Blicke betrachtete er das Gute und das Schlimme, wußte aber für jede düstere Beobachtung ein tröstliches Gegengewicht zu schaffen.

Was mich bei allem Elend der Zeit
Doch immer hält bei gutem Mute?
Daß, wie das Böse mehr gedeiht,
Auch immer mehr gedeiht das Gute.

Wie ein roter Faden zieht sich durch alle seine Werke das praktische Christentum und die darauf gegründete Ethik, eine wahrhaft erhabene Humanität:

Moralisieren, nein, soll kein Gedicht,
Doch sittlich wirken. Anders weiß ich nicht,
Was eigne mir, was fremde Verse sollen,
Veredeln sie mein Fühlen nicht und Wollen.

Ihm war Excelsius! ein Lieblingswort: In der Tat war Immer höher streben! Immer vollkommener werden! der Wahlspruch für sein Schreiben und sein Handeln.

Originalnekrologe über Professor Otto S. brachten nach seinem Tode: »Illustrierte Jugendblätter von Aarau« (von Lena Fäsi); »Basler Nachrichten« (von J. Bucher); »Schweizerische Lehrerzeitung von Zürich«; »Schweizerisches Haushaltungsblatt von Luzern« (von U. Gutersohn); »Schweizer Hauszeitung« von Bellinzona (von J. Bucher); »Neuer Hausfreund«, A. Lang, Bern; »Kinderfreund«, Büchler, Bern; »Allg. Schweizer Zeitung« Nr. 386, 1901; »Züricher Post« 194, 1901.

»Elternzeitung« Zürich, 7. Sept. 1901; »Basler Anzeiger« 193, 1901; »Neue Zürcher Zeitung« 230, 1901; »Berna« von Bern Nr. 11, 1901; »Luzerner Tagblatt« 24. Aug. 1901.

Schon früher erschien eine kurze Biographie in den »Wöchentlichen Unterhaltungen« von Luzern.

Porträts von Professor S. enthalten: »Illustrierte Jugendblätter«, »Schweizerische Lehrerzeitung«, »Der Fortbildungsschüler« von Solothurn, »Illustriertes Sonntagsblatt« von St. Gallen, »Schweizer Hausschatz« von Luzern, »Nebelspalter«, »Neuer Hausfreund« »Freitagszeitung« von Zürich, »Kinderfreund« Bern.

Schon bei Lebzeiten des Gelehrten erschienen Porträts in seiner Spruchsammlung »Lebensfrüchte«, im »Familienkalender« von Zürich und in den »Wöchentlichen Unterhaltungen« von Luzern.

Rorschach. Dr. J. Bucher.

Niemeyer, Paul Viktor, Gartendirektor, * 22. September 1826 in Halle a. S., † 10. Dezember 1901 in Weimar. — Seine Schulbildung empfing N., der ein Urenkel August Hermann Franckes und fünfter Sohn des Medizinprofessors Dr. Wilh. N. war, auf dem Pädagogium seiner Geburtsstadt, das er bis zur Obersekunda besuchte. Da sich sein Wunsch, Offizier zu werden, aus Gesundheitsrücksichten als unausführbar erwies, wurde seine Neigung zur Blumenpflege und Gartenbeschäftigung für die Berufswahl ausschlaggebend. In der weltbekannten Gärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt machte er seine Lehrzeit durch und trat dann in den königlichen Gärten von Potsdam ein, um unter Lennés Leitung das Baumschulwesen und die Landschaftsgärtnerei kennen zu lernen. Durch Lenné ward N. dem genialen Landschaftsgärtner Fürsten Hermann von Pückler-Muskau empfohlen, und erhielt bei diesem in dem berühmten Parke von Muskau seine erste Anstellung. Als der Fürst im Jahre 1854 dem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen für Erweiterung und Verschönerung des großen Naturparkes beim Schlosse Altenstein Pläne entworfen hatte, schlug er zur Ausführung derselben N. vor. So trat N. damals in die Dienste des Herzogs und setzte in mehrjähriger Arbeit die Umformung des Altensteiner Parkes ins Werk. Zum Studium englischer Parkanlagen unternahm N. in dieser Zeit auf Veranlassung des Herzogs Bernhard eine Reise nach England, die seinen Blick und seine Kenntnisse wesentlich erweiterte, wie er schon früher durch Reisen nach Oberitalien, der Schweiz und Frankreich seine fachmännische Ausbildung zu vervollkommnen bemüht gewesen war. Auf einer Reise machte N. auch die Bekanntschaft des Stadtrates und späteren Oberbürgermeisters Bötticher von Magdeburg und gewann dessen Gunst so sehr, daß ihn dieser warm und mit Erfolg empfahl, als die Anstellung eines eigenen Inspektors für die städtischen Anlagen Herrenkrug, Wilhelmsgarten, Vogelgesang usw. in Magdeburg nötig wurde. So endete die Altensteiner Zeit, während der N. auch seine Lebensgefährtin gefunden hatte in einer Tochter des Kirchenrates Rückert in Schweina, einer Cousine des Dichters Fr. Rückert.

Am 1. Januar 1863 siedelte N. nach Magdeburg über und erhielt dort einige Jahre später, als sich seine Tätigkeit auch auf die Verwaltung des städtischen Grundbesitzes an Äckern und Wiesen ausdehnte, den Titel eines Garten- und Ackerdirektors. Die Verschönerung des Herrenkrugparkes war ein Werk seiner ersten Magdeburger Jahre. Neue und größere Aufgaben er-

wuchsen ihm durch die Veränderungen im Umfange der Stadt. Seit 1866 war eine Reihe vorgeschobener Bastionen um die Stadt errichtet worden und so konnte seit 1870 der alte Gürtel der engen Festungsmauern gesprengt und Raum für Vergrößerung der eingezwängten Stadt geschafft werden. Das organisatorische Talent N.s verwandelte die Glacis zwischen dem Kröken-, Ulrichs- und Sudenburger Tor in einen schönen Promenadenpark, der den allgemeinen Beifall der Bevölkerung fand. Es folgten die Anlagen auf der Bastion »Cleve«, wo das Denkmal für den Feldzug 1870/71 steht, und später die Anlage des neuen Südfriedhofes. Die größte Schöpfung N.s aber entstand auf dem sogenannten »Roten Horn«, einer zwischen der Stromelbe und der Alten Elbe gelegenen sandigen Insel, auf der die Stadt einen neuen großen Park zu besitzen wünschte. Nach N.s Plänen und unter seiner steten Anleitung verwandelte sich im Laufe der Jahre das kahle Gelände in die schönsten Anlagen, die sich von Norden her allmählich bis zur Südspitze der Insel ausdehnten und jetzt den Stolz der Bürgerschaft, den großartigsten landschaftlichen Schmuck von Magdeburg bilden. Oftmals auch ward N.s Rat und Beistand von auswärts in Anspruch genommen. Viele öffentliche und private Parke und Gärten in näherer und weiterer Umgebung Magdeburgs sind nach seinen Plänen angelegt worden, insbesondere der prächtige Park zu Thale am Harz am Eingange des Bodetals.

Sein 25jähriges Dienstjubiläum in Magdeburg brachte ihm 1888 viele Zeichen ehrender Anerkennung, auch den Kronenorden IV. Klasse. Als er arbeitsmüde am 1. April 1890 das Amt in die Hände seines Nachfolgers, des Hofgärtners Schoch aus Wörlitz bei Dessau, gelegt hatte, nahm er seinen Wohnsitz in Weimar, wo ihm noch mehr als ein Jahrzehnt der Ruhezeit beschieden war. Er starb dort nach längerem Leiden.

In der fachmännischen Literatur hat sich N. bekannt gemacht durch Herausgabe des 1865 in Liegnitz erschienenen Kompendiums »Des Landwirts Gartenbuch; praktischer Ratgeber für Ökonomen und Gartenbesitzer«.

Ein öffentliches und sichtbares Zeichen der Anerkennung haben seine bedeutenden Leistungen dadurch gefunden, daß die städtischen Behörden Magdeburgs dem Wege längs der Stromelbe auf dem »Roten Horn« die Benennung »Niemeyerweg« gegeben und ihm ein Denkmal errichtet haben auf dem Punkte, den er selbst für den schönsten und großartigsten in der näheren Umgebung Magdeburgs zu bezeichnen pflegte, nämlich an der Südspitze des »Roten Horns«, wo sich die Stromelbe von der Alten Elbe scheidet. Dort erhebt sich jetzt inmitten einer besonderen Anlage ein drei Meter hoher Block aus Meißner Granit, auf dem, umrahmt von einem bronzegetriebenen Blumenkranz, die Worte stehen: Niemeyer, Städtischer Garten-Direktor 1863—1890.

Mitteilungen der Familie. — Bericht über die Verwaltung der Stadt Magdeburg 1889/90 S. 107. — Der Niemeyer-Denkstein, im »Magdeburger Zentralanzeiger« vom 23. April 1903.

P. Mitzschke.

Thoma, Cella, Malerin, Gattin des Professors und Großherzoglich bad. Galeriedirektors Dr. Hans Thoma, * 14. April 1858 in München, † 23. November 1901 in Konstanz. — T. malte hauptsächlich Blumen und Stillleben, ohne jedoch mit ihren Arbeiten in die Öffentlichkeit zu treten. Eine Anzahl ihrer Bilder befindet sich in einem Freundeskreis des Ehepaares in Frankfurt a. M., wo sie nach ihrer Verheiratung im Jahre 1877 bis zur Übersiedlung nach Karlsruhe im Jahre 1899 lebte.

Erst nach ihrem Tode wurden ihre Bilder in der Öffentlichkeit bekannter und gaben Zeugnis von ihrem großen ursprünglichen Talent und ihrem feinen Empfinden für die malerische Erscheinung — es war nichts Angelerntes in ihrer Kunst und nichts Erzwungenes — da weder Ausstellungszwang noch das Streben nach Erfolg sie im geringsten beeinflußte. Eigentlich konnte sie, was sie wollte, weil das Wollen keinem Zwange unterlag und so hat sie auch ein paar recht gute Porträts gemalt; ebenso kunstgewerbliche Gegenstände z. B. Porzellanservice mit natürlichen Blumen, teils für das eigene Haus, teils für Freundesfamilien.

Nach ihrem Tode wurden Bilder von ihr in das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. und in die Kunsthalle in Karlsruhe aufgenommen.

Ein Bildnis von ihr befindet sich auf dem Bilde »Selbstporträt von Hans Thoma und seiner Frau«, welches die Kunsthalle in Hamburg besitzt.

Schlömilch, Oskar Xaver, Mathematiker, * 13. April 1823 in Weimar, † 7. Februar 1901 in Dresden. — Der Vater war Großherzoglicher Kammermusikus und widmete sich, nachdem die geliebte Gattin 1835 dem Typhus erlegen war, wesentlich der Erziehung des einzigen Kindes, des frühreifen Knaben, den die gleiche Krankheit, welche der Mutter das Leben kostete, beinahe ebenfalls dahingerafft hätte. Die Bezeichnung als frühreif rechtfertigt sich hinlänglich, wenn man erfährt, daß Sch., nachdem er in Jena, Berlin und Wien studiert hatte, sich am 12. August 1842, mithin erst $19\frac{1}{3}$ Jahre alt, in Jena die Doktorwürde erwarb. Er wandte sich der akademischen Laufbahn zu und hatte auch hier sich rascher Erfolge zu erfreuen. Nachdem er sich 1844 als Privatdozent in Jena habilitiert hatte, wurde er 1845 ebendort zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte er 1849 einem Rufe an das Polytechnikum in Dresden als Professor der höheren Mathematik und der analytischen Mechanik. Daß Sch. 25 Jahre in dieser Stellung verblieb, trotzdem zunehmende Berühmtheit und Beliebtheit als Schriftsteller und Lehrer es ihm leicht ermöglicht hätten, einen Lehrberuf anderwärts auszuüben, war kein Zufall. Sch. liebte den Ort wie die Art seiner Tätigkeit. Einer mitteldeutschen technischen Hochschule anzugehören befriedigte ihn. Der Unterschied zwischen deutschem Polytechnikum und deutscher Universität, der im letzten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts fast in einen gehässigen Gegensatz ausartete, war auch 1849 bis 1874, aber in milder Form vorhanden. Sch.'s Bestreben ging dahin, ihn auszugleichen. Er suchte den mathematischen Unterricht an der Anstalt seiner Wirksamkeit ebensowohl zu vertiefen als zu heben, während er doch gleichzeitig die Anwendungsfähigkeit des Lehrstoffes nie außer Augen ließ.

Die von Sch. verfaßten Lehrbücher gestatten auch dann ein Urteil, wenn man den durch ihn erteilten mündlichen Unterricht kaum von Hörensagen kennt. Das Handbuch der algebraischen Analysis von 1845, welches dem jungen Privatdozenten den Professortitel eintrug, war das erste dieser Lehrbücher. Man muß es mit den Büchern ähnlichen Inhalts von Thibaut, von Schweins, von Eytelwein, von Ettinghausen vergleichen, um den Fortschritt zu erkennen, welchen es eröffnete, man muß aber auch Cauchy's *Analyse algébrique* zum Vergleiche heranziehen, will man sich überzeugen, mit welcher Eigenartigkeit Sch. vorging. Wohl war das französische Werk sein Vorbild gewesen, er leugnet es keineswegs, aber nur die Strenge, nicht die Künstlichkeit der

thematik kennzeichnet. In die Leitung der umgewandelten Zeitschrift teilen sich R. Mehmke und C. Runge.

Viele von den zahlreichen mathematischen Entdeckungen, welche Sch. zu verdanken sind, sind in den Allgemeinbesitz der Mathematiker übergegangen. Hier sei vorzugsweise die Sch.'sche Form des Restgliedes der Taylor'schen Reihe erwähnt, erwähnt seien Untersuchungen über den Integralsinus und Integralcosinus, welche an ein Bretschneidersches Schulprogramm anknüpfen, Sätze über Gammafunktionen, über die Bernoulli'sche Funktion, über periodische Reihen. Man erkennt auch hier leicht eine zwar nicht unmittelbare aber immerhin mittelbare Anknüpfung an Dirichlet, während ein Einfluß von Jacobis, Abels, geschweige denn von Riemanns Arbeiten über Differentialgleichungen und Funktionentheorie kaum in Spuren bei Sch. vorhanden ist.

Wir haben oben von der 25jährigen Dauer von Sch.s Lehrtätigkeit am Dresdener Polytechnikum gesprochen. Im Jahre 1874 wurde ihm die Stellung eines Referenten für das Realschulwesen im sächsischen Unterrichtsministerium angeboten. Es fiel Sch. nicht leicht dem Lehrberufe zu entsagen. Wenn er sich überwand und dem an ihn ergangenen Rufe folgte, so bestimmte neben der Überzeugung, in der neuen Stellung Ersprießliches leisten zu können, der stille Vorbehalt, ein Rücktritt werde für ihn nach einer gewissen Zeit, die er sich als Probezeit dachte, möglich und ohne große Schwierigkeit ausführbar sein. Er nahm also die ihm gebotene Stellung, »so eine Art von Minister der Mathematik« nannte er in einem Privatbriefe das ihm zugedachte Amt, an und trat Ende Oktober 1874 als Geh. Schulrat in das Kgl. sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Er verblieb etwa 11 Jahre bis 1885 in dieser Stellung, dann trat er mit dem Titel Geheimer Rat in den Ruhestand, in welchem keine auferlegte Pflichten mehr die ihm zur Erholung gewordene freie geistige Arbeit störten. Als Überbleibsel seiner amtlichen Tätigkeit könnte es allenfalls angesehen werden, daß Sch. fast seit seinem Eintritte in das Ministerium und auch nach seinem Austritte aus demselben fleißiger Mitarbeiter an der Zeitschrift für mathematischen Unterricht war.

An äußeren Sch. zuteil gewordenen Ehren dürfen wir erwähnen, daß er Ritter verschiedener Orden war, Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Körperschaften, z. B. der Schwedischen Akademie der Wissenschaften und der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig. Innerhalb der Kais. Akademie Leopoldina-Carolina, welcher er seit 1863 angehörte, war er von 1876 an eine Reihe von Jahren hindurch Obmann der Fachsektion für Mathematik und Astronomie.

Die allerletzten Lebensjahre Sch.s verliefen recht trübselig. Im Jahre 1897 verlor er seine Frau, mit welcher er 47 Jahre in glücklichster, wenn auch kinderloser Ehe vereinigt gewesen war. Ihn selbst traf ein Schlaganfall, der ihm, dem Arbeitsfrohen, die Möglichkeit ernsten Denkens raubte. Die Liste seiner Veröffentlichungen schließt 1896 mit einer kurzen Notiz über unendliche Produkte und Reihen im 41. Bande der Zeitschrift für Mathematik und Physik. Der ehedem so rege Geist ermattete. Es begann eine Zeit trägen Leidens, welcher am 7. Februar 1901 der Tod erlösend ein Ende machte.

Wir erwähnen überdies einen Nachruf an Sch. von Georg Helm in der Zeitschrift für Mathematik und Physik, Band 46, S. 1—7, der bei gegenwärtiger Arbeit benutzt wurde. Bildnisse von Sch. sind beiden Nachrufen, dem in der Bibl. Math. wie dem in der Zeitschr. f. Math. u. Phys., beigegeben.

Moritz Cantor.

Vogt, Gustav, Jurist, * 14. Juli 1829 in Gießen, † 12 November 1901 in Zürich. — V. entstammt einer durch die politischen Ereignisse der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts aus der hessischen Heimat (Gießen) nach der Schweiz vertriebenen Familie. Die Regierung des Kantons Bern hatte im Jahre 1834 den Vater Gustav V.s, den Professor Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1789—1861), nach Bern berufen und ihm an der neugegründeten Berner Hochschule die klinische Professur übertragen. Der neue Professor siedelte im Frühjahr 1835 mit seiner Frau, Luise geborenen Follen, und mit sieben unerwachsenen Kindern nach Bern über. Der älteste Sohn, Karl, blieb zur Vollendung seiner Studien in Gießen zurück. Die Familie wurde bald heimisch, in der Schweiz und der Vater erwarb das Bürgerrecht der bernischen Gemeinde Erlach am Bielersee. Alle vier Söhne sind in der Folge Professoren an schweizerischen Universitäten geworden: Karl Vogt, der bekannte Genfer Zoologe († 1895); der Jurist Emil Vogt in Bern († 1883); Adolf Vogt, der noch lebende Professor der Hygiene in Bern. Der jüngste der Söhne war Gustav V., der den Eltern vor der Übersiedelung in die Schweiz am 14. Juli 1829 in Gießen geboren worden war. Er verbrachte in seinem Elternhause in Bern eine glückliche Jugend und genoß, wie er selber einmal erzählte, das Glück, durch eine »löwenherzige« Mutter eine Dressur in Freiheit zu empfangen. Im Elternhause in Bern verkehrte ein großer Kreis jener durch die Reaktion aus Deutschland vertriebenen Männer, die in der Schweiz einer besseren Zukunft entgegenharrten, und damals wurde auch in Gustav V. der Sinn für Unabhängigkeit und der Mut der persönlichen Überzeugung geweckt, der ihn sein ganzes Leben lang begleitet hat. Neben dem Unterricht in den öffentlichen Schulen Berns erwarb sich V. durch eifriges Selbststudium ausgedehnte Kenntnisse, und das klassische Altertum und seine Literatur zogen ihn so mächtig an, daß er am liebsten Philologe geworden wäre, wenn er durch das Gymnasium eine gründlichere sprachliche Vorbereitung empfangen hätte. Bei seinem Austritt aus dem höheren Gymnasium (1847) beschloß er jedoch, sich dem Studium der Rechte zuzuwenden; er ließ sich an der Berner Universität als Jurist immatrikulieren und hat auch während seiner Universitätszeit (1847—1851) mehr dem Selbststudium, als dem Vortrage seiner Lehrer zu verdanken gehabt. V. hat ein Menschenalter später in den »Erinnerungen«, die er dem Jugendfreunde Karl Schenk (dem nachmaligen Bundesratsmitglied) widmete, ein sehr anschauliches Bild des damaligen Studentenlebens entworfen (Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit XXXIV p. 378). Noch stand zu jener Zeit die Philosophie im Mittelpunkt aller akademischen Studien, und V. hat sich zeitlebens das Interesse für alle philosophischen Fragen frisch erhalten und später (1867, 1868 und 1869) als Dozent in Bern selbst Vorlesungen über Naturrecht angekündigt. Nach Abschluß des Universitätsstudiums trat der junge Jurist, um sich in die Praxis einführen zu lassen, in das Advokaturbureau Stämpfli in Bern ein, dessen Leiter die Besorgung der Prozesse zum großen Teil seinen juristischen Angestellten überließ, da er als Haupt der Berner Radikalen vollständig durch die Politik in Anspruch genommen war. Im Sommer 1853 erwarb V. das Patent eines Fürsprechers (Rechtsanwalts) und eröffnete darauf mit seinem Freund Sahli, dem späteren Nationalratsmitglied, ein Advokaturbureau in Bern. Daneben war er zunächst unter Stämpflis Leitung und dann allein an der Redaktion der »Berner Zeitung« tätig, die während der kurzen Spanne des konservativen Regiments (1850—1854) im Kanton Bern Stämpflis Politik verteidigte und im Jahr 1854 die Fusion der

Konservativen mit der radikalen Partei und alsbald die Herrschaft der radikalen Partei unterstützte. Infolge der Fusion zerbröckelte die konservative Partei, und es stand seither für V. fest, daß die Verschmelzung von zwei Parteien nicht anders als durch die Zertrümmerung der bedächtigeren von ihnen möglich sei. Im Jahre 1854 habilitierte sich V. an der Berner Universität als Privatdozent für öffentlich-rechtliche Fächer; er kündigte Vorlesungen über Staatsrecht, Völkerrecht, Strafrecht und Strafprozeß an und hat in seinen Kollegien schon damals (Wintersemester 1855/56) zum ersten Mal den Bundestaat der Schweiz mit demjenigen Nordamerikas verglichen und seither den nordamerikanischen Verfassungseinrichtungen unausgesetzt das größte Interesse bewahrt. Im Mai 1856 wurde V. zum Bezirks-Prokurator (Staatsanwalt) des bernischen Mittellandes ernannt und nachdem er sich in der Advokatur eine gediegene zivilistische Schulung geholt hatte, erwarb er sich nunmehr in seiner neuen Stellung ausgedehnte Kenntnisse in der Praxis des Strafrechts und Strafprozesses. Er fing an, juristische Fragen, die ihm in der Praxis entgegengetreten waren, wissenschaftlich durchzuarbeiten und die Ergebnisse seines Nachdenkens in kleineren Abhandlungen niederzulegen. So entstanden die zivilistischen Aufsätze »Zur Kritik des bernischen Vertragsrechts« in der Berner Zeitschrift für vaterländisches Recht 1855 und »Die neue Zivilgesetzgebung des Kantons Bern« (im Erlanger Gerichtssaal 1856) und eine strafrechtliche Abhandlung (»Klagfreisprechung und Straffreisprechung« in der Zeitschrift für vaterländisches Recht 1856). Seit seiner Habilitation aber begannen staatsrechtliche und nationalökonomische Fragen in den Vordergrund seiner Interessen zu treten, und diesen blieb seither seine ganze Kraft gewidmet. Als sein Freund Karl Schenk von der Kanzel hinweg in den Berner Regierungsrat gewählt wurde und hier sogleich an die Umgestaltung des bernischen Armenwesens herantrat, so fand er in V. den eifrigsten Mitarbeiter, der mit ihm zusammen den Entwurf zum bernischen Armengesetz von 1857 ausarbeitete und die Einführung der örtlichen Armenpflege (Wohnsitz-, an Stelle des Heimatprinzips) vorbereiten half. Nach Schenks Tod hat V. in dem bereits erwähnten schönen Nachruf das neue Armengesetz als die größte Leistung Schenks auf kantonalem Boden und als dessen persönlichstes Werk gepriesen und dabei seiner eigenen Mitarbeit nicht mit einer Silbe erwähnt. So frei war er von aller persönlichen Eitelkeit. Auch bei der durch die Bundesgesetzgebung (1850) veranlaßten Einbürgerung der Heimatlosen war V. ein arbeitsfreudiger Mithelfer, ohne daß er sich jemals Dritten gegenüber dessen rühmte.

Seine eingehende Beschäftigung mit Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wies ihn auch für seine litterarischen Arbeiten auf Fragen des öffentlichen Rechtes hin.

Im Jahre 1859 veröffentlichte er in der Deutschen Vierteljahrsschrift (Stuttgart) seine »Schweizerischen Studien über Eisenbahnrecht«, in denen er als einer der ersten das Verhältnis des Staates zu den privaten Eisenbahngesellschaften juristisch untersuchte und sehr energisch die Ansicht verteidigte, durch die Eisenbahnkonzession habe der Staat der Privatgesellschaft ein öffentliches Unternehmen übertragen und es sei seine Pflicht, auch dem Privatbetrieb gegenüber die öffentlichen Interessen zu wahren. V. nahm für den Staat das Recht zur Abänderung der Konzessionen in Anspruch; allerdings werde der Staat dadurch entschädigungspflichtig. Dieser Gedanke V.s ist in der neueren Doktrin zur Herrschaft gelangt, freilich ohne daß die in einer abgelegenen Zeit-

schrift versteckte Arbeit V.s den meisten neueren Autoren, welche diese Theorie verfechten, bekannt geworden wäre. Im Jahre 1860 erschien eine erste Lieferung eines »Handbuchs des schweizerischen Bundesrechts«, worin V. die Gesetzgebung der Eidgenossenschaft systematisch darzustellen unternahm. Das Werk gedieh leider nicht weiter. Denn am 27. April 1860 wählte ihn der schweizerische Bundesrat zum Direktor des neugegründeten statistischen Bureaus der Eidgenossenschaft. Mit rastlosem Eifer ging V. an die Arbeit und schuf selbst die Organisation der ihm unterstellten Verwaltungsabteilung. Nachdem er im Sommer desselben Jahres mit H. G. Kolb an dem internationalen Statistiker-Kongreß in London teilgenommen, ging er an die Vorarbeiten für die auf den 10. Dezember 1860 angesetzte eidgenössische Volkszählung und verfaßte sodann im Auftrag des Bundesrates die Botschaft vom 16. Juli 1862 (Schweizerisches Bundesblatt 1862 III 1), worin die leitenden Grundsätze und die Ergebnisse der Volkszählung dargelegt werden. Im Januar 1862 ernannte der Bundesrat V. zum eidgenössischen Kommissär für die Internationale Industrie-Ausstellung in London. Während sich V. in London befand, übertrug ihm die Berner Regierung die staatsrechtliche Professur der Universität Bern. V. nahm mit Freuden an, um so mehr, als sich ihm Gelegenheit bot, in seinem neuen Wirkungskreis neben den juristischen Kollegien auch Vorlesungen über Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft) abzuhalten. Die Beziehungen zur juristischen Praxis hielt er aufrecht: er übernahm als erster die Redaktion der »Zeitschrift des bernischen Juristenvereins« (1864) und führte sie bis zu seinem Weggange von Bern (1870) weiter. Doch wandte sich von nun an seine Neigung in erster Linie staatsrechtlichen Problemen zu. In dieser Zeit entstand eine seiner reifsten Leistungen, der kurze Aufsatz »Revision der Lehre von den eidgenössischen Konkordaten« (Zeitschrift des bernischen Juristenvereins 1865), worin er die Eigentümlichkeiten der zwischen Kantonen der Eidgenossenschaft geschlossenen Verträge (denn das sind »Konkordate« im Sinne des schweizerischen Staatsrechts) in vortrefflicher Sprache untersuchte. An der Hochschulfeier vom November 1867 verlieh ihm die juristische Fakultät der Universität Bern den Grad eines Doctor iuris utriusque honoris causa, und für das Studienjahr 1869/70 übertrug ihm das Vertrauen seiner Kollegen das Rektorat der Universität.

Dann kamen die bewegten Zeiten, in denen in den Kantonen die radikalen Parteien die repräsentative Demokratie stürzten durch die Einführung der rein-demokratischen Einrichtungen des Gesetzesreferendums (Volksabstimmung über Gesetze) und der Volksinitiative (Vorschlagsrecht des Volkes). In den meisten Kantonen wurden diese rein-demokratischen Einrichtungen die Waffen, mit deren Hilfe die radikalen Minderheiten den Träger der repräsentativen Demokratie, den Liberalismus, aus der Herrschaft verdrängten. Im Kanton Bern stand die radikale Partei seit 1858 am Ruder, und es fehlte dort der parteipolitische Antrieb zur Einführung des Referendums. »Wir Berner Radikale, die in Stämpflis Spuren wandelten, so erzählt V. in seinen Erinnerungen an Schenk, sind eigentlich keine Demokraten gewesen: Alles für das Volk, ja gewiß, und mit vollem Herzen, aber Alles durch das Volk — doch nur mit einigem Vorbehalt, dem Vorbehalt des Fortschritts. Schenk dagegen war ein Demokrat und, ich verdanke ihm in dieser Richtung meine Bekehrung«. V. schloß sich deshalb mit Überzeugung der rein-demokratischen Bewegung an. Nicht um ein bestimmtes parteipolitisches Ziel zu erreichen, sondern aus der Überzeugung heraus, daß in der Republik, wie er einst sagte,

die reine Volksherrschaft die natürlichste Form des öffentlichen Lebens darstellt. Diesem Gedanken hat er später auch in einer packend geschriebenen Abhandlung über Referendum, Veto und Initiative (in der Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft Bd. 29) Ausdruck verliehen. Die rein-demokratische Bewegung hatte in der Schweiz ihre kräftigsten Impulse im Kanton Zürich empfangen; dort hatte sie die Einführung einer neuen rein demokratischen Verfassung (1869) und den Sturz der bis dahin allmächtigen liberalen Partei, die in Alfred Escher ihren Führer verehrte, durchgesetzt. Sogleich berief die neue Regierung des Kantons Zürich V. an die Züricher Universität als Professor für »demokratisches Staatsrecht«. Im Jahre 1870 siedelte Vogt nach Zürich über und nahm seine Vorlesungen an der Universität auf. Er wurde der nächste Fakultätskollege von Männern wie Adolf Exner, Friedrich v. Wyss, Temme, Osenbrüggen, Rüttimann, Fick u. a. m. Doch bald mußten seine politischen Freunde erkennen, daß sie in ihm wohl einen ausgezeichneten Lehrer, aber nimmermehr den strammen Parteigänger berufen hatten, welcher dem neuen rein-demokratischen Staatsrecht die wissenschaftliche Begründung und Rechtfertigung geben sollte. Seine Kollegen übertrugen ihm für eine Amtsperiode (Sommersemester 1876 bis Sommersemester 1878) die Würde eines Rektors der Universität. Mehrere Jahre (1872—1881) gehörte V. der zürcherischen Volksvertretung, dem Kantonsrat, an; dann lehnte er aber eine Wiederwahl ab. Er ging auch in der Politik seine eigenen Wege. Sie führten ihn weg von seinen ehemaligen radikalen Gesinnungsgenossen. Parteizwang und Parteipolitik waren nicht seine Sache, und es ist bezeichnend für V.s Gesinnung, dass er das obligatorische Gesetzesreferendum um deswillen so hoch schätzte, weil es die Herrschaft einer Minorität, einer parlamentarischen Partei, über die Majorität, die ganze Bürgerschaft, unmöglich mache und einen dauernden Zwiespalt zwischen Volk und Volksvertretung nicht aufkommen lasse. Im Jahr 1878 übernahm V. die verantwortliche Redaktion der »Neuen Zürcher Zeitung« in Zürich, des verbreitetsten und einflußreichsten Blattes der deutschen Schweiz. Man hat darin gelegentlich das Zeichen eines Gesinnungswechsels erblicken wollen, denn die Zeitung, an deren Spitze V. gestellt wurde, vertrat im Kanton Zürich und der Eidgenossenschaft die Politik des gemäßigten Liberalismus, also die Gegnerschaft der radikalen Partei. Allein V. bewahrte sich in seiner neuen Stellung seine volle Unabhängigkeit; den Glauben an die rein-demokratischen Institutionen gab er nicht auf und wenn er sich auch offen von der Partei, welche diese geschaffen, abkehrte, so wollte er damit nur seine Unabhängigkeit gegenüber dem Parteizwang und der Ausschließlichkeit der Parteiführer wahren. Diese Selbständigkeit des Leiters des führenden liberalen Blattes ist der liberalen Partei nicht immer bequem gewesen. Allein Freund und Gegner haben V.s Arbeitsfreudigkeit und journalistische Tüchtigkeit rückhaltlos anerkannt. V. schränkte seine akademische Lehrtätigkeit ein und widmete fortan in der Zeitungsredaktion einen großen Teil seiner Kraft der Bearbeitung der eidgenössischen und kantonalen politischen Fragen. Er brachte für seinen neuen Beruf eine Reihe seltener Vorzüge mit: eine umfassende allgemeine Bildung, eine gewaltige Belesenheit und die Fähigkeit, seine Gedanken klar und in litterarisch gewählter Form zum Ausdruck zu bringen. So rasch und leicht V. arbeitete, so ließ er sich nie dazu verleiten, auch nur das kleinste Manuskript für die Tageszeitung aus der Hand zu geben, das nicht sorgfältig ausgefeilt war. Er haßte den ungepflegten und nachlässigen Zeitungsstil und war ein Feind aller Oberflächlichkeit. Auf die

Dauer jedoch befriedigte ihn die Zeitungsschreiberei nicht. Er, der ausgesprochene Individualist, stand naturgemäß auch in seiner Politik isoliert da, und er ergriff deshalb im Jahre 1885 gern die Gelegenheit, die akademische Tätigkeit im alten Umfang wieder aufzunehmen und die Zeitungsredaktion zu verlassen. Sein Einfluß auf die studierende Jugend wuchs von Semester zu Semester. Neben den allgemeinen Vorlesungen über Bundesstaatsrecht, allgemeines Staatsrecht, Völkerrecht und Verwaltungsrecht kündigte er jedes Semester ein Spezialkolleg an und lenkte so die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf Gebiete der Spezialforschung. Er bereitete sich auf jede Vorlesung mit der größten Gewissenhaftigkeit vor. Das System, die alten Kollegienhefte immer wieder zu Ehren zu ziehen, war ihm unbekannt. Jedes Kolleg, auch wenn er es immer und immer wieder las, erschien jedesmal in neuer Fassung und Anordnung, und wenn er dabei auch auf systematische Gliederung des Stoffes weniger Gewicht legte, als namentlich jüngeren Studenten, die ihr »schönes Heft« haben wollten, lieb sein mochte, so regte er durch die ruhige Klarheit seines Vortrages und die Fülle origineller Gedanken seine Zuhörer zum Nachdenken und Selbstprüfen an. Er wirkte auf sie durch den Ernst, mit dem er alle Fragen behandelte und durch die rückhaltlose Offenheit und Unparteilichkeit, die er bei der Besprechung staatsrechtlicher Kontroversen bekundete. Die Praxis der schweizerischen Bundesbehörden hat V. bis in alle Einzelheiten hinein gekannt, und seine kurze Darstellung des schweizerischen Bundesstaatsrechtes in Schlatters Rechtskalender der Schweiz. Eidgenossenschaft (1. Aufl. 1874, 4. Aufl. 1894) wird stets ihren vollen Wert behalten. Seinen Zuhörern legte V. ans Herz, jede Vorschrift der Bundesverfassung heilig zu halten auch dann, wenn es gelten sollte, gegen die Strömung des Tages und die Volksgunst Stellung zu nehmen; denn nur in der Unverbrüchlichkeit des Staatsgrundgesetzes liege die Garantie der Demokratie. Er ist auf diesem Weg selbst mehr als einmal vorangeschritten und hat sich nicht gescheut, die vom Bundesrat im Frühjahr 1889 zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung verfügte bewaffnete eidgenössische Intervention in die politischen Wirren des Kantons Tessin in einer berühmt gewordenen Schrift »Zur Tessiner Frage; Rechtserörterungen« als verfassungswidrig zu bezeichnen, trotzdem ihm die damaligen Tessiner Regenten und deren katholisch-konservative Gesinnungsgenossen politisch unsympathisch waren. Auch wer mit V.s Ergebnissen nicht übereinstimmt, wird der Schärfe, mit der V. hier den Wortlaut der Bundesverfassung gegen eine, wie ihm schien, allzu freie Interpretation der Bundesbehörden verteidigte, seine Anerkennung nicht versagen können. Zur Feier des Berner Hochschul-Jubiläums vom Jahre 1884 verfaßte V. die Schrift »Zur Charakteristik der Mediationsakte«. Er trat darin der herrschenden Lehre entgegen, die in der Wiederherstellung der Föderativrepublik durch Napoleon I. einen Akt besonderer Sympathie für die Schweiz erblickte. V. wies überzeugend nach, daß diese Annahme auf Irrtum beruhe und daß die Wiederbelebung des föderativen Systems in der Schweiz vielmehr dazu gedient habe, der französischen Politik den maßgebenden Einfluß zu sichern.

Ihm galten Recht und Gesetz als die festen Pfeiler der öffentlichen Ordnung. Der Schutz der individuellen Freiheitsrechte lag ihm vor allem am Herzen. Die Verfassungsgerichtsbarkeit des schweizerischen Bundesgerichtes fand in V. einen warmen Verteidiger. Die »gesetzachtende Demokratie«, — das Ideal des griechischen Philosophen —, so betonte er, werde allein durch eine Stärkung der richterlichen Gewalt ihre Krönung finden.

Als die schweizerische Bundesverwaltung allmählich immer größere Kompetenzen erlangte, so redete V. der Einführung einer eidgenössischen Verwaltungsgerichtsbarkeit das Wort und wollte sich sogar, wie er als Referent vor dem Schweizerischen Juristenverein im Jahr 1897 ausführte, mit einer kleinern Abschlagszahlung begnügen, wenn nur für den Bürger in irgend einer Form Garantien geschaffen würden, die ihn vor Irrtum und Mißgriff der Bureaukratie schützten (vgl. V.s Referat in der Zeitschrift f. Schweiz. Recht, N. F., Bd. 16). Noch kurz vor seinem Tode erging an ihn der Auftrag des eidgenössischen Justizdepartements, sich in einem Gutachten über die praktische Ausgestaltung seines Planes zu äußern. Er hat den Auftrag leider nicht mehr ausführen können, und den Vorarbeiten für die Einführung einer eidgenössischen Verwaltungsrechtspflege ist eine unschätzbare Kraft verloren gegangen. Aber er forderte nicht nur eine Schutzwehr gegen die Willkür der Verwaltungsbehörden, sondern auch gegen die nicht minder gefährliche Willkür des Gesetzgebers, der sich bei Erlaß seines Gesetzes über die Verfassung hinwegsetzen könne. Als der schweizerische Juristenverein im September 1890 in Zürich tagte, so entwarf ihm V. in einem scharf umrissenen Vortrag ein Bild der Organisation der Bundesrechtspflege in den Vereinigten Staaten von Amerika (Zeitschrift für Schweiz. Recht, N. F., Bd. 9). Darin wies er auf die »Perle der Staatseinrichtungen der Union« hin: auf das Recht des obersten Bundesgerichtes, verfassungswidrigen Gesetzen die Anerkennung zu versagen. V. verglich damit das schweizerische Bundesrecht, das dem Bundesgerichte diese Befugnis ausdrücklich abspricht (Bundesverfassung, Art. 113), und er rief die Juristen auf, auszumerzen, »was heute nur noch ein häßlicher Flecken auf dem sauberen Schilde unseres Rechtszustandes ist«. V.s politische Sympathien gehörten einer starken Bundesgewalt. Aber der Jurist in ihm suchte immer wieder nach den Mitteln, diese Gewalt an feste Schranken zu binden. Von dieser Erwägung aus erblickte er in der Existenz und der Selbstverwaltung der Kantone nicht bloß das Ergebnis einer historischen Entwicklung, sondern eine Rechtseinrichtung, die zu einem guten Teil die Freiheit der Bürger schütze und eine absolutistische Überspannung der Bundesgewalt unmöglich mache. Wenn die Kantone nicht schon bestünden, so sagte er wohl, so müßte man sie erfinden.

Bei allem Einstehen für Recht und Gesetz blieb sich jedoch V. bewußt, daß der Wert eines Staatswesens in erster Linie nicht durch seine Rechtsinstitutionen, sondern durch die Gesinnungen seiner Bürger bestimmt wird. Er hielt dafür, je sicherer die rechtliche Grundlage sei, um so freier müsse sich die private Initiative der Bürger entwickeln. In seinen nationalökonomischen Anschauungen blieb er im Grunde seines Herzens stets den Lehren der Manchestermänner zugetan, und viel ersprießlicher als aller Staatssozialismus schien ihm die freiwillige Sorge für die ärmeren Klassen zu sein. V. blieb zeitlebens ein eifriges Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, er besuchte ihre Jahresversammlung und war von 1894 bis zu seinem Tode ein rastlos arbeitendes Mitglied der Redaktionskommission der »Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit«. Er kam immer wieder auf seine aus der Philosophie geschöpfte Überzeugung zurück, daß allein die Ideen die Menschen bewegen, und daß, wer etwas erreichen wolle, in langsamer Arbeit die Generationen zu neuen Ideen heranziehen müsse. In dieser Grundanschauung findet auch V.s Tätigkeit im Dienste der Friedensbewegung ihre Erklärung. Schon im Jahre 1867 schrieb er ein Vorwort zu einer neuen Ausgabe von Kants Abhandlung »Zum ewigen Frieden« (Bern 1867). Angeregt durch den inter-

nationalen Friedenskongreß, der im Jahre 1868 in Bern zusammengetreten war, beteiligte er sich von 1868—1869 an der Redaktion der Zeitschrift »Die Vereinigten Staaten von Europa«. Aber immer mehr streifte er das Utopistische, das in der Friedensbewegung lag, für seine Person ab und sah schließlich die Aufgabe der internationalen Friedenskongresse allein darin, in den Bevölkerungen der Staaten die Überzeugung hervorzurufen, daß der Krieg nur als *ultima ratio* für die Verteidigung der höchsten Interessen einer Nation gelten dürfe. Diese Stimmung des öffentlichen Lebens werde auf die Regierungen einen Druck ausüben und dadurch die Kriege vermindern.

Religiösen Diskussionen hielt sich V. fern. Er hat ein einziges Mal durch eine kleine Schrift »Ein Blick auf die Entstehung des Christentums« (Bern 1869) auf das Prinzip der Gleichheit der Menschen als auf eine demokratische Auffassung des Christentums hingewiesen und sich mit dieser Arbeit, wie er später mit Vergnügen erzählte, in Bern den Beinamen »Däche-Vogt« (Dekan-Vogt) erworben. In den Kulturkampf griff er nicht ein; die Gewährleistung der individuellen Glaubens- und Gewissensfreiheit durch den Staat reichte nach seiner Ansicht aus, klerikale Übergriffe unschädlich zu machen. Wenn die spätere Entwicklung V. in dieser Frage nicht Recht gegeben hat, so ist zu bedenken, daß V.s Ideal in einer Trennung von Kirche und Staat nach amerikanischem Muster bestand, und daß er von einer Einmischung des Staates in kirchliche Dinge selbst gegenüber einer Kirche mit Staatsnatur keine Ausnahme zuließ.

Seitdem V. die Redaktion der »Neuen Zürcher Zeitung« niedergelegt hatte, zog er sich mehr und mehr in den Kreis seiner Familie und seiner engeren Freunde zurück. Er hatte sich im Jahre 1854 mit seiner Cousine, Rosine Follen, verheiratet und genoß nun das Glück, ausschließlich seinen Neigungen folgen zu können, inmitten seiner Kinder und an der Seite einer Gattin, die allen seinen geistigen Interessen mit dem größten Verständnis entgegen kam. Der Lehrberuf wurde ihm zum *sacerdotium*, und wenn ihn eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens beschäftigte, so griff er zur Feder und schrieb — meist für die »Neue Zürcher Zeitung« — seine Meinung nieder, scharf und eindringlich, wie es seiner Persönlichkeit entsprach. Wer einmal eine bestimmte Ansicht öffentlich vertreten und sie gar durch die Druckerpresse hat festbannen lassen, der kommt so leicht nicht mehr von ihr los. V. dagegen besaß selbst noch in vorgerückten Jahren die Fähigkeit und den Mut, sich von früheren Urteilen los zu machen und seine Meinungsänderung offen zu bekennen. Denn er war innerlich frei und von einer wahrhaft vornehmen Gesinnung. An seinen alten Freunden hing er voll Anhänglichkeit, aber nie ging er sie, auch wenn sie zu politischer Macht gekommen waren, um den kleinsten Dienst für seine Person an. Mit besonderer Freude wies er auf das Wort hin, das Fürst Metternich fand, als ihm am Wiener Kongreß bemerkt wurde, der Vertreter Englands, Lord Castlereagh, besitze nicht einen einzigen Orden: »*C'est aussi une distinction*«. An die Außenwelt erhob V. die kleinsten Ansprüche. Der intime Genuß, den Lektüre, Musik (namentlich Kammermusik) und eine zwanglose Unterhaltung boten, gewährte ihm alles, was er verlangte. Seine Unterstützung und seinen Rat versagte er nie, wenn er glaubte, nützen zu können. Er hat vor akademisch Gebildeten und vor einfachen Handwerkern und Arbeitern öffentliche Vorträge gehalten und sich die umständlichsten Vorbereitungen dazu nicht reuen lassen. Den frivolen Satz »gut genug für das Publikum« kannte er nicht; er hielt vielmehr dafür,

der akademische Lehrer müsse, wie jeder Mensch, überall und in allen Lagen sein Bestes bieten. Dieselbe Sorgfalt ließ er auch den vielen Rechtsgutachten angedeihen, um die er von allen Seiten angegangen wurde. Er betrachtete auch diese Seite seiner Arbeit als ein *nobile officium,* von dem der Jurist den Verdacht fern halten müsse, es sei eine Gelegenheit des Gelderwerbs. Wenn er seinen Beistand einer Rechtssache konnte angedeihen lassen, gegen welche die öffentliche Meinung Partei ergriffen hatte, so war ihm dies eine um so größere Freude. Denn er wußte, welche Zufälligkeiten und welche persönlichen Einflüsse und Sympathien so häufig das Urteil der Menge bei der Beurteilung von Rechtsfragen bestimmen. Jeden Versuch, der auf seine Einschüchterung abzielte, wies er stolz zurück und schwamm mutig gegen den Strom der öffentlichen Meinung. An der Gunst der Menge lag ihm so wenig, wie an der Gunst der Mächtigen.

Diese Vielgestaltigkeit der Arbeit führte naturgemäß zu einer Zersplitterung der Arbeitskraft und der zur Verfügung stehenden Zeit. Man konnte sich eines Gefühls des Unwillens häufig kaum erwehren, wenn man gewahrte, welche Mühe dieser glänzend begabte Mann daran setzte, einen schlecht stilisierten Aufsatz eines beliebigen Einsenders für die »Zeitschrift für Gemeinnützigkeit« zurechtzustutzen oder eine andere Mühseligkeit auf sich zu laden, die ihm die Zeit für wichtigere und größere Arbeiten wegstahl. Es ist tief zu beklagen, daß V. nie an eine große zusammenfassende Darstellung einer der Materien, etwa des schweizerischen Bundesstaatsrechtes, gegangen ist, die ihn jahrzehntelang beschäftigt haben. Noch seine letzte wissenschaftliche Arbeit, die diesem Gebiete galt, der Abschnitt »Finanzen und Bevölkerung« in Seippels Werk über die Schweiz im 19. Jahrhundert (1900) läßt erkennen, wie tief seine Kenntnisse gingen und über welche Gabe der Darstellung er verfügte.

Im Jahre 1898 berief ihn der Bundesrat in die Zentralkommission zur Vorbereitung der schweizerischen Abteilung für die Pariser Weltausstellung von 1900, und im folgenden Jahre entbot V. als Ehrenpräsident des Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertages in Zürich den Gästen den Willkomm in einer gehaltvollen Rede, in der er den Segen der Presse pries. Derselbe Sommer 1899 brachte ihm eine letzte große Freude: die Feier des 70. Geburtstages (14. Juli), zu der ihm Kollegen und Studenten die Beweise ihrer Verehrung entgegenbrachten, die V. tief bewegten. Es folgten noch zwei glückliche Jahre. Dann aber zeigten sich die ersten Anzeichen der Krankheit. Der Entschluß, von der geliebten akademischen Tätigkeit scheiden zu müssen, blieb ihm nicht erspart, und darauf kamen die schweren Wochen des Siechtums. Am 12. November 1901 erlöste ihn ein sanfter Tod. Kollegen, Freunde und Schüler traten in der Aula der Universität zur schlichten akademischen Trauerfeier zusammen, indes des Feuers heilige Flamme den Toten bestattete.

Vgl. die kurze biographische Skizze über Gustav V. von Dr. J. J. K(ummer) in der »Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit« 1902, S. 538 ff. und die Gedächtnisreden, gehalten an der akademischen Trauerfeier in Zürich am 15. November 1901 von den Professoren H. F. Hitzig-Zürich und F. Fleiner-Basel (»Neue Zürcher Zeitung« vom 16. Novbr. 1901, Beilage zu Nr. 318.)

Basel. Fritz Fleiner.

Gaedechens, Cipriano Francisco, Hauptmann a. D., bekannt durch seine ausgezeichneten Arbeiten zur hamburgischen Geschichte und Topographie, * 1. April 1818 als Sohn des Hamburger Kaufmanns Otto Christian Gaede-

chens, † in Hamburg am 22. Januar 1901. — Mit 18 Jahren bezog G., der sich für die militärische Laufbahn entschieden hatte, die Militärschule in Oldenburg und wurde 1840 Leutnant im Hamburgischen Kontingent. Als solcher machte er 1848 den schleswig-holsteinischen Feldzug mit, nahm aber schon 1850 seinen Abschied, bei welcher Gelegenheit ihm der Charakter als Hauptmann verliehen wurde. Seine äußere Lage gestattete ihm, auf jede Erwerbstätigkeit für seine Person zu verzichten, ein Vorzug, aus dem er für sich einzig und allein die Pflicht herleitete, sein Leben ausschließlich seiner Vaterstadt zu widmen, und so hat er ihr auf den verschiedensten Gebieten mit größter Hingabe und ebenso großem Erfolge bis in sein hohes Alter gedient. 33 Jahre hindurch, von 1859—1892, war er ein hochgeschätztes Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. Gleichzeitig bekleidete er zahlreiche Ehrenämter und in allen hat er das Vertrauen, das man ihm schenkte, glänzend gerechtfertigt, gleich hervorragend durch seine umfassenden Kenntnisse wie durch seinen festen, geraden Charakter, seine stetige Hilfsbereitschaft und den Adel seiner Gesinnung.

Aus dem Wirken in der Öffentlichkeit begleiten wir G. in sein stilles Gelehrtenzimmer, den zweiten Schauplatz seiner Lebensarbeit. Was er hier, der Fleißigsten einer, in Begeisterung für Hamburgs Vergangenheit geschaffen hat, wird seinem Namen Dauer verleihen, so lange es eine Hamburgische Geschichtsforschung gibt. Sein ursprünglicher Beruf führte ihn zunächst auf das Studium der Geschichte des Hamburger Kriegswesens, das er besonders in den beiden Schriften »Hamburgs Bürgerbewaffnung« (Leipzig 1872) und »Das hamburgische Militär bis zum Jahre 1811 und die hanseatische Legion« (Hamburg 1889, auch in Bd. 9 der »Zeitschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch.«) dargestellt hat. In kleineren, teils in der »Zeitschrift«, teils in den »Mitteilungen d. Vereins f. Hamb. Gesch.« erschienenen Aufsätzen behandelte er außerdem »den Herrenstall und die Reiten-Diener«, »die Befestigung Hamburgs im Mittelalter«, »Hamburgs Kriegsschiffe« und »die hamburgischen Burgen und Schlösser«. G.s Hauptinteresse galt jedoch der Topographie Hamburgs, von der er sich schon durch seine Beteiligung an der Vermessung der durch den großen Brand des Jahres 1842 zerstörten Stadtteile grundlegende Kenntnisse erworben hatte. Aus seinen jahrelang mit ganz besonderer Liebe gepflegten topographischen Studien erwuchs schließlich sein wissenschaftliches Hauptwerk, die überaus wertvolle »Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und ihrer nächsten Umgebung von der Entstehung bis auf die Gegenwart« (Hamburg 1880). Eine Ergänzung hierzu bildet die 1890 fertiggestellte Abhandlung »Topographische Studien über die Gewässer in und bei Hamburg« (Zeitschr. d. V. f. H. G., Bd. 9). In diesen Rahmen gehört auch die »Geschichte des Hamburger Rathauses. Nach den hinterlassenen Vorarbeiten des Dr. J. M. Lappenberg bearbeitet« (Hamburg 1867).

Zu den Ehrenämtern, die G. inne hatte, zählte auch die Verwaltung einer Reihe von milden Stiftungen in Hamburg. Indem sein historischer Sinn ihn ihren Anfängen und ihrer Entwicklung nachspüren ließ, entstanden seine verschiedenen Schriften über die Geschichte jener Stiftungen, z. B. »Die Paßmannsche Schule in Hamburg, 1683—1883« (Hamburg 1883) und die »Geschichte des Hospitals zum heiligen Geist in Hamburg« (Zeitschr. d. V. f. H. G., Bd. 8). Doch auch damit ist der Kreis seiner literarischen Tätigkeit noch nicht erschöpft, besaß doch auch die vaterstädtische Münzen-, Siegel- und Wappenkunde in ihm einen eifrigen Forscher und berufenen Darsteller. Seine

erste Veröffentlichung »Der Freien und Hansestadt Hamburg Wappen, Siegel, Flagge und Kokarde« (Hamburg 1855) ist hier zu nennen, vor allem aber die 1876 herausgegebene Ergänzung des zweibändigen Werkes seines Vaters »Hamburgische Münzen und Medaillen« (1850—1854).

Der »Verein für Hamburgische Geschichte«, dem G. seit 1840, also länger als sechs Jahrzehnte angehört hat, und dem er fast alle seine Arbeiten überließ, hat mit ihm eins seiner bedeutendsten und verdientesten Mitglieder verloren.

Vgl. »Hamb. Correspondent«, 1901, Abd.-Ausg. vom 23. u. Morg.-Ausg. v. 26. Januar; »Hamb. Nachrichten«, 1901, Nr. 20, Abd.-Ausg.; »Mitteil. d. Vereins f. Hamb. Gesch.«, Bd. 7, Jg. 21, 1901, S. 439—441 (Nekrolog v. Th. Schrader); G. Kowalewski, Gesamtregister über d. Veröffentlichungen d. Vereins f. Hamb. Gesch. 1839—1899, Hamburg 1900, S. 164. — Die »Historische Topographie« erschien 1895 in neuer Bearbeitung von W. Melhop.

Joh. Sass.

Lamp, Ernst August,[1]) Professor der Astronomie, * 4. April 1850 als Sohn eines Landmannes in Kopperpahl bei Kiel, † 10. Mai 1901 am Kiwu-See in der Landschaft Ruanda (Deutsch-Ostafrika). — L. besuchte von 1861 bis 1869 die Kieler Gelehrtenschule, studierte in Kiel und Berlin Mathematik und Astronomie und promovierte 1874 in Göttingen zum Dr. phil. Von 1874 bis 1877 Assistent am Geodätischen Institut zu Berlin, wurde er 1877 zum zweiten Observator der Sternwarte in Kiel ernannt, habilitierte sich 1881 an der Kieler Universität als Privatdozent für Astronomie und Geodäsie, rückte 1883 zum ersten Observator auf und wurde 1889 zum außerordentlichen Professor befördert. 1897 kehrte L. in besonderem Auftrage an das Geodätische Institut in Potsdam zurück, von wo ihn das Auswärtige Amt im Jahre 1900 zur Leitung der Grenzregulierung gegen den Kongostaat berief. »Im August 1900 ging er dorthin ab. Er hatte den größten Teil der auf zwei Jahre berechneten Arbeiten nahezu in $^3/_4$ Jahren beendet und hätte sie ganz abschließen können, wenn nicht die zu demselben Zweck entsandte belgische Expedition erst sehr spät eingetroffen, und dann deren Leiter am Schwarzwasserfieber gestorben wäre. L. selber hatte alle Strapazen und Gefahren bis dahin aufs rüstigste überwunden, als ein Gehirnschlag seinem an verdienstlichen Arbeiten reichen und stets hoffnungsfreudigen Leben ein Ende machte.« L.s wissenschaftliche Leistungen und seine Verdienste um die astronomische Forschung — sie liegen namentlich auf dem Gebiet der Kometenkunde — finden eine eingehende Würdigung von berufener Seite in dem ausführlichen Nekrologe, den W. Förster, der Direktor der Berliner Sternwarte, als Lehrer und Freund dem Verblichenen in den »Astronomischen Nachrichten« (Bd. 156, 1901, S. 159) gewidmet hat.

Vgl. außerdem: Alberti, Schriftstellerlexikon, 1866—1882, Bd. 1, S. 422; Poggendorffs biogr.-literar. Handwörterb., Bd. 3, 1898, S. 769; »Kieler Zeitung«, Ab.-Ausg. vom 4. Januar 1902 (Schleswig-Holst. Nekrolog für 1901); »Leopoldina«, H. 37, 1901, S. 70; »Geographischer Anzeiger«, hrsg. v. J. Perthes, Jg. 2, 1901, S. 102; »Geographisches Jahrbuch«, Bd. 24, 1901, S. 382; »Deutsches Kolonialblatt«, Jg. 12, 1901, S. 546/47; »Astronomischer Jahresbericht«, Bd. 3, 1901, S. 104, 105, 107.

Joh. Sass.

---

[1]) Nicht Johannes, wie in einigen Nekrologen angegeben wird. Der Astronom Johannes L., ein Bruder von Ernst August L., starb bereits 1891.

Splieth, Andreas Hermann Wilhelm, Kustos am Museum vaterländischer Altertümer in Kiel, * 10. Oktober 1862 als Sohn des Jägers A. Splieth in Itzehoe, † 10. Februar 1901 in Meran. — Auf der höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt vorgebildet, besuchte S., der sich dem Lehrerberuf widmen wollte, von 1880—1883 das Seminar in Tondern und trat dann in den Schuldienst der Stadt Kiel. Seit 1883 arbeitete er gleichzeitig als Assistent an dem Museum vaterländischer Altertümer in Kiel, an dem er 1892 zum Kustos ernannt wurde. Trotz der hohen Anforderungen, welche dieses Amt an seine Kraft und Zeit stellte, gab er sich mit eisernem Fleiß einem umfassenden Universitätsstudium hin und wurde im Sommer 1896 von der Kieler philosophischen Fakultät zum Dr. phil. promoviert. Seine Dissertation führt den Titel: »Über vorgeschichtliche Altertümer Schleswig-Holsteins, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehung zu der Geologie des Landes und ihrer mineralogischen Eigenschaften« (Kiel und Leipzig 1896).

Viel zu früh ist S., »der hoffnungsvollste unter den jüngeren Altertumsforschern von Schleswig-Holstein«, seiner Wissenschaft entrissen worden. Von der Natur mit einem seltenen Talent für die prähistorische Forschung begabt, hatte er das Glück, in den Jahren des Lernens und Werdens in Frl. Professor Mestorf, dem Direktor des Kieler Museums, eine Lehrmeisterin ersten Ranges zu finden. Von idealer Begeisterung für seinen Beruf getragen, schien er wie kein zweiter zur Lösung großer und schwieriger Aufgaben der heimatlichen Altertumsforschung bestimmt. Mit ganz besonderem Geschick leitete er die zahlreichen im Auftrage des Museums ausgeführten Ausgrabungen in Schleswig-Holstein, über die er dann teils in den Museumsberichten, teils in den »Mitteilungen des Anthropologischen Vereins« mit strengster Wissenschaftlichkeit berichtete. Eine wichtige größere Arbeit konnte S. noch in seinem letzten Lebensjahre vollenden, das »Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein« (Kiel und Leipzig 1900), in dem er mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit sämtliche für die verschiedenen Perioden des Bronzealters charakteristischen Typen und sämtliche aus Schleswig-Holstein bekannten Funde beschreibt, um so eine relative Chronologie der Bronzezeit zu gewinnen. Ein besonderes Verdienst hat er sich um das Danewerk erworben. In verschiedenen Vorträgen suchte er die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Bedeutung dieses alten Grenzwalls zu lenken, und seine Bemühungen führten schließlich dahin, daß der preußische Staat für die Erhaltung der sogenannten Oldenburg, des am meisten der Zerstörungsgefahr ausgesetzten Teils des Danewerks, eine erhebliche Summe bewilligte. »Eine im September 1900 vollzogene erste Versuchsgrabung — es war dies die letzte Ausgrabung unseres S. — bestätigte die von dem Direktor des Kopenhagener Museums, Sophus Müller, ausgesprochene Vermutung, daß der unter dem Namen Oldenburg bekannte halbkreisförmige Wall die Stätte umschließt, wo einst die weitberühmte alte Handelsstadt Hedeby lag«.

S.s letzte Pläne, die er nicht mehr zur Ausführung bringen konnte, galten der Erforschung des Bernsteinhandels früherer Zeiten. Schon 1900 veröffentlichte er einen Aufsatz über »Die Bernsteingewinnung an der schleswig-holsteinischen Küste«. Er beabsichtigte, auf einer größeren Studienreise durch Deutschland und die Donau hinab den Spuren der alten Bernsteinhändler nachzugehen und so diese kulturgeschichtlich so wichtigen Handelsbeziehungen zwischen dem Norden und Süden aufzuhellen. Die frohe Nachricht, daß das Kuratorium der Altschassischen Stiftung zu Kiel ihm, »dem talentvollen und

in erfolgreicher Tätigkeit bewährten Altertumsforscher«, am 9. Februar 1901 für die Zwecke jener Reise einstimmig ein bedeutendes Stipendium verliehen hatte, traf ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Vgl. S.s »Vita« in seiner oben erwähnten Dissertation, S. 62; »Kieler Zeitung«, Abd.-Ausg. v. 12. Februar 1901; »Die Heimat«, Jg. 11, 1901, S. 85—88 (Nekrolog von W. Jessen mit Bildnis); »Mitteilungen des Anthropolog. Vereins in Schlesw.-Holst.«, H. 14, 1901, S. 37—40 (Nekrolog von L. Petersen); »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgesch.«, Jg. 1901, S. 75; »Correspondenzblatt d. deutschen Gesellschaft f. Anthropologie«, Jg. 31, 1900, S. 66; »Globus«, Bd. 78, 1900, S. 212.

Joh. Sass.

Degenhard, Hugo, Tiermaler und Landschafter, * 30. Dezember 1866 zu München, † 16. November 1901 ebendaselbst. — Besuchte die Kunstgewerbeschule in München und setzte an der Akademie unter Professor Otto Seitz seine Studien fort, bildete sich aber, ohne auf frühere Vorbilder Rücksicht zu nehmen, als Realist die Natur in schlichter Weise doch in voller Lebendigkeit erfassend, weiter. Die stillen, unscheinbaren Reize des Dachauer- und Haimhauser-Mooses wiederzugeben war sein ernstes Bestreben. Seine in der »Sezession« zur Ausstellung gebrachten Ölgemälde und Radierungen, darunter eine »Frühjahrsonne«, »Stillleben« (1899) und ein »Nach dem Sturm« betiteltes Stimmungsbild fanden Beifall und Ermunterung. Doch ein schweres körperliches Leiden und hochgradige Kurzsichtigkeit traten immer mehr fühlbar seinem Schaffen entgegen. Einige Zeit hielt ihn sein anscheinend unversieglicher Humor, mit welchem er oft den Kreis seiner Freunde belebte, aufrecht, dann legte er in völliger Trostlosigkeit die Hand an sein Leben; die Rettungsgesellschaft brachte ihn nach der chirurgischen Klinik, wo er nach schwerem Leiden sanft verschied. Sein ehrliches Kunststreben wurde von allen Fachgenossen nach Gebühr anerkannt.

Vgl. Kunstvereinsbericht für 1901, S. 74. Hyac. Holland.

Horst, Hanna, Landschaftsmalerin, * 11. Juni 1881 in München (eine Verwandte des Malers und Schriftstellers G. A. Horst), † 14. Dezember 1901 daselbst. — H. bewies schon in zarter Jugend eine über das gewöhnliche Maß weit hinausgehende Begabung für Musik und Zeichnung, erfreute sich an der Darstellung von Gnomen und Elfen und bewährte die zarteste Empfindung und Liebe für die schöne Natur, Stimmung und Farbe. Unter ihren zarten Fingerchen entstanden eine Menge von ahnungsvollen Entwürfen. So lebte sie ganz im Element des Schönen und der Poesie. »Getragen und beschützt durch die innigste Liebe ihrer Angehörigen, begleitet von der Zuneigung aller, die sie in ihrem anmutigen bescheidenen Wesen kennen lernten, verbrachte sie ihre Jugend im freudigen Emporstreben; doch lag ein tiefer Ernst in ihr, der sich oft in den ergreifenden Stimmungen ihrer Gemälde wiederspiegelt«. Die Sommermonate verbrachte sie meist mit fleißigen Naturstudien an den schönen Geländen des Starnbergersees, zuletzt in Seeshaupt, ganz in der Nähe der ihr so liebwerten stimmungsvollen Osterseen. Die ersten ihrer Bilder, welche im Kunstverein erschienen und die führende Hand des Lehrers zeigten, erweckten Achtung, Teilnahme und erfreuliche Anerkennung, darunter ein ominöses »Allerseelen«. Bald darauf erlag die Künstlerin einer Herzentzündung. Sie fand ihre letzte Ruhestätte zu Seeshaupt, wo sie die schönste Zeit ihres Daseins gelebt hatte; die Teilnahme an ihrem Begräbnisse war eine außerordentlich rege.

Vgl. Kunstvereinsbericht 1901, S. 77. Hyac. Holland.

Langhammer, Arthur, Illustrator und Landschaftsmaler, * 6. Juli 1855 zu Lützen, † 4. Juli 1901 in Dachau (bei München). — L. bildete sich auf der Münchener Akademie und durch eine Reise nach Italien, malte artige kleine Bildchen, z. B. »Holzsammelnde Kinder im Walde«, »eine Szene aus Capri«, »Vesperbrod des Hirten«, ländliche »Mittagsruhe« usw. Auch lieferte er zahlreiche Illustrationen zu Hackländers »Europäisches Sklavenleben« (Stuttgart bei Krabbe) und andere Holzschnittzeichnungen für Schorers »Familienblatt« (1884) und die Zeitschrift »Vom Fels zum Meer«. Besonders glücklich sind figürliche Darstellungen mit landschaftlichem Hintergrund; dazu gehört eine »Landpartie« in der »Münchener bunte Mappe« (1885), wie er überhaupt gern aus dem heiteren Münchener Leben seine Stoffe wählte, darunter die Anekdote von dem Besuche König Ludwigs I. in der damals im »Grünen Baum« florierenden Künstlergesellschaft (in der »Deutschen Illustrierten Zeitung«), ein Stoff, der ihm weniger gelang, da er die Hauptpersonen kaum persönlich kannte. Besser gelangen ihm der berühmte »Leonhardsritt« zu Tölz, eine Darstellung des Lebens im »Salvator-Keller«, die Typen aus »Ammergau« (Schorers »Familienblatt« 1890), der »Hundemarkt« (Nr. 2549 in der »Lpz. Illustr. Ztg.«), der sog. »Metzgersprung« und »Schäfflertanz«, zwei altherkömmliche Faschingsscherze aus den Gepflogenheiten der Münchener Handwerker, obwohl L. hierbei die betreffende Charakteristik ziemlich oberflächlich erfaßte. Daran reihten sich eine »Primiz in Dachau«, ein »Sonntagstanz im Orpheumsaal« (Nr. 2651 »Leipziger Illustr. Ztg. 1894). Insbesondere glückten ihm die effektreichen Landschaftsbilder »Im sonnigen Walde«, »Sommerabend« (1893) »Herbst«, »Vesperbrot« u. dgl. Freudig begrüßte er die »Sezession« und wendete sich 1898 zu der von Ludwig Dill begründeten neuen Vereinigung der sog. »Dachauer«-Malergruppe. Hier experimentierte L. mit realistischen Farbenwirkungen, Zaubereffekten und koloristischen Problemen im Gebiete der Landschaft. Er quälte sich, »die Farbenskala seiner Palette auf den möglichst geringen Umfang einzuschränken und innerhalb der selbstgezogenen Schranken die Kontraste gleichzeitig durch konsequente Abdämpfung und feinste Differenzierung der einzelnen Töne zu erreichen«. Mit Vorliebe baute er, wie ehedem August von Bayer (1803—1875), seine zarten Farbenklänge in Weiß auf, ein Modus, der sich in all diesen Studien in den Kleidern der Frauengestalten, manchmal sekundiert von einer hellen Wolke, wiederfindet. »So erklärt sich auch die scheinbare Eintönigkeit der immer wiederkehrenden Motive: weißgekleidete Kinder auf dem Rasen sitzend oder stehend, weißgekleidete Mädchen im Wald lustwandelnd oder einem geigenspielenden Mönch lauschend, oder unter den dichtschattenden alten Bäumen einer Landstraße in Prozession hinziehend«. In den Zwischenpausen entstanden allerlei Zeichnungen für die »Fliegenden Blätter«, auch neue Illustrationen zu Hackländers »Handel und Wandel«, zu »Eugen Stillfried« und dem breitspurigen Künstlerroman »Tannhäuser«, wodurch Hackländers Tätigkeit an neuer Zugkraft gewinnen sollte. — L. war durch seinen heiteren, liebenswürdigen Humor bei allen näheren Freunden geschätzt und geachtet, die durch sein plötzliches Ableben in desto tiefere Trauer versetzt wurden. Er hatte, um der Frau eines befreundeten Künstlers das letzte Ehrengeleite zu geben, ein tiefes Trauergewand angezogen — ahnungslos sein eigenes Sterbekleid — als ihn selbst der Tod berührte und das Leben des Künstlers plötzlich stille stand. Während der Stadtmagistrat und L.s Freunde dem Geschiedenen eine schöne Ruhestätte ausersehen hatten, machte die hochbetagte, selbst schwerkranke

Mutter des Verstorbenen, sein Bruder und seine Vaterstadt Lützen ältere Rechte geltend: Die Leiche wurde in die Heimat übergeführt. Vor der Abfahrt bereitete die ganze Dachauer Künstlerkolonie eine große Ovation: an seiner Bahre bildete die Feuerwehr Spalier, Lieder klangen, Prof. Dill, Freiherr von Habermann, Tony Stadler, Urban und andere brachten ihre Trauer in beredten Worten zum Ausdruck, sie legten Kränze, Blumen und Schleifen als Weihegaben nieder und gaben ihm das letzte Geleite, darunter Ludwig Herterich, Hölzel, Keller-Reutlingen, Prof. Rudolph von Seitz, Stieler, Stuck, Weishaupt und Wopfner, Landenberger, Hierl-Deronco und andere Meister der Palette; Prof. Fehr war aus Karlsruhe, Peter Paul Müller aus Gauting gekommen. — In der folgenden Winterausstellung der Münchener Sezession erschienen 73 Bilder, Skizzen, Pastelle und Zeichnungen L.s, von welchen 17 Stück auf Staatskosten sowohl für die neue Pinakothek, als auch für die Galerie Schleißheim angekauft wurden.

Vgl. Abendblatt 185 und 187 »Allgem. Ztg.« vom 6. und 8. Juli 1901. — Nr. 312 und 581 »Münchner Neueste Nachrichten« vom 9. Juli und 14. Dezember 1901. — Singer: 1896. II, 244 und Fr. v. Bötticher 1895. I, 808. Hyac. Holland.

Matschenz, Hermann, Provinzialsteuersekretär und Stenograph, * 1. Dezember 1848 zu Krugau, Kreis Lübben, † 25. Januar 1901 in Berlin. — Nach dem Besuch einer Realschule trat er 1868 zur Verwaltung der indirekten Steuern über und blieb dann in Berlin bis zu seinem Tode in dem Amte eines Provinzialsteuersekretärs. Er war lange Jahre hindurch ein Hauptvertreter der Arendsschen Stenographie, die er 1874 erlernt hatte. Nachdem er sich in Potsdam 1875 durch einen Kursus an der Unteroffizierschule und die Gründung des Fortbildungsklubs für Arendssche Stenographen und 1878 durch die Herausgabe des Kalenders für Arendssche Stenographen in der Schule vorteilhaft bekannt gemacht hatte, wurde er 1879 nach seinem Umzuge nach Berlin Vorsitzender des Berliner »Apollobundes«. Als solcher betrieb er die Neuorganisation des »Arendsschen Hauptverbandes«, dessen neue Satzungen er ausarbeitete, wurde 1880 Vorsitzender des Hauptverbandes und Redakteur der »Stenographischen Blätter«. Ende 1880 schon trat er von der Leitung beider zurück und geriet durch Vorgänge, die sich an seine Wahl zum Ehrenvorsitzenden des Hauptverbandes knüpften, in einen Gegensatz zu diesem, sodaß der »Apollobund« 1882 aus dem Verbande austrat. Durch M.s rührige Tätigkeit im Unterricht und in der Werbetätigkeit gewann der Apollobund so viele Mitglieder, daß dieselben in Unterabteilungen gegliedert wurden und daß 1887 eine besondere Zeitschrift für den Verein, der »Apollo«, gegründet wurde. In dieser Zeitschrift trat M. bald für Vereinfachungen im Arendsschen System ein und veranlaßte den Apollobund 1889 zur Annahme von Änderungen im System, die M. in seiner Schrift »Die neue L-Regel« Ende 1889 begründete. 1890 veröffentlichte er auch ein »Lehrbuch der vereinfachten Stenographie (System Arends)« und ließ durch einen vom Apollobund berufenen Systemausschuß weitere Änderungen am System vornehmen, die er in seinem »Vollständigen Lehrbuch der ganz vereinfachten Arendsschen Stenographie« (1890, 16. Aufl. 1901) vortrug. Sein Vorgehen nötigte auch den Hauptverband zu Systemvereinfachungen, die 1894 als sog. Arendssche Reformschrift erschienen. Da diese nicht von allen Arendsianern anerkannt wurde, ist die Arendssche Schule seitdem in drei Richtungen, Arends-Matschenz, Reform-Arends und Alt-Arends, gespalten, deren auch von M. befürwortete Einigung

nicht gelungen ist. 1895 erklärten sich von den 173 deutschen Arendsschen Vereinen 93 für Matschenz, 42 für die Reformschrift, 32 für Alt-Arends. An der 1897 versuchten Einigung der sog. vokalschreibenden Systeme beteiligte sich auch M., lehnte aber den Beitritt zu der vom Einigungsausschuß angenommenen »Nationalstenographie« ab. Nach den vergeblichen Versuchen einer Sondereinigung mit dem System von Roller nahm M. 1898 eine weitere Vereinfachung des Arendsschen Systems vor und gründete einen neuen »Hauptverband« als Vereinigung aller Arendsschen Vereine, den er bis zu seinem Tode leitete. Ebenso ist er bis zu seinem Tode Vorsitzender des Apollobundes und der 1892 von ihm neubelebten »Wissenschaftlichen Anstalt Arends« gewesen. Außer den genannten Werken verfaßte er »Die Vereinfachung des Arendsschen Systems« (Berlin 1896) und gab für seine letzte Vereinfachung des Arendsschen Systems neben dem genannten »Vollständigen Lehrbuch« einen weniger umfangreichen »Lehrgang« (18. Aufl. 1903) und ein kleines »Lehrbuch der Deutschen Volks-Kurzschrift« (15. Aufl. 1898) sowie ein »Lesebuch« (zugleich Schlüssel für die Lehrbücher, 10. Aufl.) heraus. Der von ihm begründeten Richtung der Arendsschen Schule folgten im Jahre 1903 von den 139 Arendsschen Vereinen 97 Vereine mit 2509 Mitgliedern. Am 1. Dezember 1901 wurde auf dem St. Johanniskirchhof in Berlin ein mit dem Bilde von M. geziertes Grabdenkmal enthüllt.

Literatur: Lebensbeschreibungen von Matschenz: »Stenographischer Kurier« 1884, S. 83; Deutscher Stenographenkalender von Mertens für 1899, S. 167—170; Apollo 1901 S. 17—19; Stenogr. Blätter, Berlin 1901 Nr. 2, S. 9—11; Hirsch, Geschichte der Arendsschen Stenographie, Berlin 1894; Rösener, Geschichte des Arendsschen Stenographenvereins Apollo-Bund, Berlin 1889.

Dr. Johnen.

Bedeus von Scharberg, Josef, Dr. jur., * 22. Juli 1826 in Hermannstadt, † ebenda 24. April 1901. — Er war der Sohn des am 6. April 1858 gestorbenen k. siebenbürgischen Oberlandeskommissärs und k. k. wirklichen geheimen Rates gleichen Namens. Seine Kindheit verlebte B. in Wien, wo sein Vater damals bei der k. siebenbürgischen Hofkanzlei diente. Nach dessen Übersiedlung nach Hermannstadt im Jahre 1837 absolvierte B. 1844 das dortige evangelische Gymnasium und wendete sich hierauf den juridischen Studien zu. 1846 trat er bei der k. siebenbürgischen Gerichtstafel und dann bei dem Hermannstädter Stadt- und Stuhlsmagistrate ein. Am 29. November 1847 zum Honorarkonzeptspraktikanten ernannt und der Präsidialkanzlei des damaligen Gouverneurs von Siebenbürgen Grafen Josef Teleki zugeteilt, trat B., erfüllt von der Begeisterung, welche eben im siebenbürgisch-sächsischen Volke erwachte, seinen Beruf an. Siebenbürgen, noch von den Wogen des Sprachkampfes erschüttert, sollte gerade mit dem von der konservativen Partei durchgesetzten, den Anforderungen der Billigkeit widerstreitenden Urbarialgesetze beglückt werden. Dem Einflusse des Hofkanzlers Baron Josika gegenüber war es dem freisinnigen Grafen Josef Teleki nicht gelungen, die Annahme des unter dem Vorsitze des Oberlandeskommissärs B. ausgearbeiteten Entwurfes im Landtage durchzusetzen. Da brachte das Jahr 1848 die gewaltsame Wendung, die alle bestehenden Verhältnisse zerriß. Noch vor dem Zusammentritte des Klausenburger Landtages, der die Union Siebenbürgens mit Ungarn verkündete, nahm B. Urlaub, um im Elternhause in Hermannstadt den Verlauf der politischen Ereignisse abzuwarten. Hier trat er in die neugebildete Bürgerwehr ein, wurde Bataillonsadjutant und blieb in dieser Stellung, bis Hermannstadt im

März 1849 von Bem eingenommen wurde und ein großer Teil der Bürgerwehr sich dem Militär auf dem Rückzuge in die Walachei anschloß.

Im Herbst 1849 nach Hermannstadt zurückgekehrt, fand er zuerst als Konzeptsadjunkt des Regierungskommissärs Eduard Bach und dann im Ministerium des Innern in Wien Verwendung. Im Mai 1851 erhielt er seine Ernennung zum Gouvernementskoncipisten in Hermannstadt. Seit Errichtung der k. k. Kreisämter in Siebenbürgen (Oktober 1854) als Kreiskommissär in seiner Vaterstadt tätig, wurde er am 20. Dezember 1857 Urbarialgerichtsbeisitzer. Bei dem Umschwunge der Verhältnisse, welche auch die Auflösung der Urbarialgerichte im November 1861 herbeiführte, in Disponibilität versetzt, trat er im Dezember 1863 als Referent in Militär- und später auch in Gewerbeangelegenheiten in das damals in Hermannstadt amtierende Gubernium ein. Daraus ergab sich, daß er in dem nach Hermannstadt einberufenen Landtage, dem er als Abgeordneter des dritten Wahlbezirkes des Kokelburger Komitates von 1863—1865 angehörte, als Berichterstatter der zur Abänderung einiger Bestimmungen des Heeresergänzungsgesetzes entsendeten Kommission dieselbe zu vertreten hatte. Als Mitglied der in Sachen der Landeseinteilung und Verwaltungsorganisation entsendeten Kommission hielt er sich das Vorbild der siebenbürgisch-sächsischen Munizipalverfassung in zeitgemäß verbesserter Form vor Augen. Als Abgeordneter des Schäßburger Stuhles im Klausenburger Landtag (1865) schloß er sich der Sondermeinung der sächsischen Mitglieder an. Von 1865 dem Hermannstädter Obergerichte zugeteilt, war er dort bis zu dessen Auflösung als stimmberechtigter Votant und Referent beschäftigt. Über sein eigenes Ansuchen wurde er dann am 28. Juli 1869 in den Ruhestand versetzt, womit er nach fast dreiundzwanzigjähriger Verwendung aus dem Staatsdienste schied. Damit tritt in dem Leben B.s ein Wendepunkt ein, der für das siebenbürgisch-sächsische Volk von großer Bedeutung geworden ist. Von da an hat er nämlich seine ganze Kraft in den Dienst seines Volkes gestellt; im kirchlichen, politischen wie wirtschaftlichen Leben desselben hat er sich hervorragende Verdienste erworben.

Frühzeitig trat B. in den Dienst seiner Kirche d. i. der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Schon 1858 war er als Urbarialgerichtsrat nach der damals geltenden Konsistorialverfassung Beisitzer des Oberkonsistoriums. Als die neue Kirchenverfassung 1861 das Landeskonsistorium an die Stelle des Oberkonsistoriums setzte, wurde B. immer wieder von der Landeskirchenversammlung in diese wichtige Oberbehörde berufen, bis er selbst sich wegen Kränklichkeit eine Wiederwahl verbeten hat (1899). Von 1868—1877 war er auch Landeskirchenkurator. Zum Wohle aller der im Dienste der Kirche und Schule der evangelischen Landeskirche A. B in Siebenbürgen Stehenden schuf B. die Pensionsanstalt der Landeskirche. B. beteiligte sich aber auch an der Vorbereitung von Vorlagen, die zum Ausbau der Kirchenverfassung zu dienen hatten, namentlich der Schulordnung, der Eheprozeßordnung und der Disziplinarordnung immer in eingehender Weise. Ebenso hat er an den Arbeiten der Agenden- und Gesangbuchkommission lebendigsten und tiefsten Anteil genommen. An der Seite des Bischofs G. D. Teutsch begab er sich ferner zur Überreichung der gegen den Entwurf des Mittelschulgesetzes gerichteten Vorstellung des Landeskonsistoriums an das a. h. Hoflager. Eine ähnliche Sendung in Angelegenheit der Entschädigung des indebite geleisteten Naturalzehntens führte ihn später mit einer Deputation des Landeskonsistoriums in die ungarische Hauptstadt.

Auf politischem Gebiete hat B., wie schon oben gesagt wurde, in den sechziger Jahren für das Wohl seines Volkes zu wirken gesucht.

Wenige Monate nachdem er in den Ruhestand getreten, wurde er von der Hermannstädter Stadtkommunität zum Orator gewählt. Er hat dieses Ehrenamt bis zum Jahre 1877, also bis zu dessen Aufhebung bei der Einführung der Komitatsverwaltung auf dem Königsboden, innegehabt. In die sächsische Nationsuniversität wurde er seit 1868 sechsmal nacheinander gewählt und hier hat er sich insbesondere als Obmann des 1874 eingesetzten Ausschußes zur inventarischen Aufnahme des sächsischen Nationalvermögens hervorragend betätigt. Von dem Felde politischer Tätigkeit hat sich B. aber dann verbittert zurückgezogen, als der Boden gesetzlich gewährleisteter Rechte entzogen, der Weg der Verteidigung versperrt und für Beschwerdeführung nirgends ein offenes Ohr zu finden war. Er suchte und fand jedoch ein neues Feld für seine Arbeitskraft auf wirtschaftlichem Gebiete. Für immer ist da sein Name mit dem siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsverein und der Hermannstädter Bodenkreditanstalt verbunden. Dem ersteren schuf er als dessen Schriftführer eine neue Grundlage, suchte dessen Verfall zu begegnen und in ihm ein Band des Zusammenhalts der ihres Bestandes als eines politischen Körpers entkleideten sächsischen Nation zu bewahren. Der gewaltige Aufschwung, die fruchtbringende Tätigkeit und das rege Leben in dem landwirtschaftlichen Verein in den letzten Jahrzehnten ist eines der größten Verdienste B.s, der übrigens schon 1867 zum Vorstand des Vereins gewählt worden war. Die Einrichtung von Ackerbauschulen, die Hebung der Viehzucht, des Kreditwesens, die Gründung eines eigenen Organs (Landwirtschaftliche Blätter) kennzeichnen die Tätigkeit B.s auf dem landwirtschaftlichen Felde nach mehr als einer Richtung. B. selbst aber hat den größten Wert dem Gelingen der im Auftrage des landwirtschaftlichen Vereins begründeten Bodenkreditanstalt beigelegt, welche als Ersatz für die von dem Hermannstädter Landtag nicht zustande gebrachte Landeshypothekenbank dienen sollte. Als nämlich B. tiefbetrübten Herzens sah, wie der Wucher auf sächsischem Gebiete blühte, drängte es ihn, als Mittel der Gegenwehr eine zur Ausgabe von Pfandbriefen berechtigte Kreditanstalt zustande zu bringen, welche dem Landmanne unkündbare Darlehen gegen Sicherstellung auf Grund und Boden und unter Anwendung des Amortisationssystems zu gewähren vermöchte. Erst nach mehrjährigen Verhandlungen konnte B. die ministerielle Genehmigung der Satzungen erwirken. Nachdem ein Teil der Anteilscheine gezeichnet worden war und er den Rest derselben vorläufig auf sich genommen hatte, ging er 1872 an die Eröffnung der Anstalt, zu deren Direktor er in der ersten Generalversammlung gewählt wurde. Die Einführung der Pfandbriefe an der Börse und den Absatz in Gang zu bringen, waren B. die vielseitigen Verbindungen, deren er sich erfreute, und das Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, behilflich. Von dem von Jahr zu Jahr sich mehrenden Ertrage des Institutes ist stets ein ansehnlicher Teil für volkswirtschaftliche Zwecke und hauptsächlich dem landwirtschaftlichen Verein gewidmet worden, dessen Bestand und Wirksamkeit dadurch wesentlich gestützt wurde. Gewissermaßen als Ergänzung der Bodenkreditanstalt rief B. 1881 die »Siebenbürger Vereinsbank« ins Leben, welche es sich zur Aufgabe machte, neben den üblichen Bankgeschäften neue Siedlungen auf heimischem Boden anzustreben, um der Auswanderung entgegenzutreten und wirtschaftliche Unternehmungen zu fördern. Auch die Vereinsbank stellte sich somit in den Dienst des Zieles, das B. sich

gesteckt, das Sachsenvolk von innen heraus zu kräftigen. Wie in dem Leben so vieler Männer des siebenbürgisch-sächsischen Volkes hat es auch bei B. Jahre gegeben, wo er, von den Schlägen, welche die sächsische Nation trafen, tiefgebeugt, von erschütternden Erfahrungen im Gemüte hart bedrängt, auch in seiner Gesundheit geschädigt, nahe daran war, den Mut sinken zu lassen und der ihm erfolglos scheinenden Arbeit zu entsagen. Daß er sie aber nicht lassen konnte, hat ihn erhalten, und immer wieder gehoben, bis er des lohnenden Erfolges und der Ehren froh werden konnte, die ihm selbst von auswärtigen Körperschaften zuerkannt wurden. Schon 1874 und 1875 war er von der steiermärkischen und der Landwirtschaftsgesellschaft in Wien zum korrespondierenden Mitglied ernannt worden. Gelegentlich des fünfhundertjährigen Jubiläums der Universität in Heidelberg (1886) wurde er von deren juristischer Fakultät honoris causa zum Doktor ernannt. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde, dessen Archiv er durch wertvolle Arbeiten bereicherte, berief ihn ebenfalls in seinen Ausschuß. B. hat all diese Auszeichnungen nicht gesucht. Sogar den Freiherrntitel, den er vom Vater überkommen, legte er ab, eingedenk des im Jahre 1860 geleisteten Bürgereides und der damit übernommenen Verpflichtung, die in der sächsischen Munizipalverfassung begründete Rechtsordnung zu wahren, welche jeden Standesunterschied ausschloß. Für B. war er auch nicht nötig, denn von ihm galt, was die siebenbürgisch-sächsische Universität in den Einigungsbrief in Schäßburg im Jahre 1613 schrieb: »Die Tugend adelt den Menschen, und die Freiheit macht ihn adlig«.

Vgl. Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für 1896. Hermannstadt, J. Drotleff. Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. IV. Bd. von Dr. Fr. Schuller, Hermannstadt W. Krafft 1902.

Hermannstadt. Dr. Fr. Schuller.

Wittstock, Joachim Heinrich, * 18. März 1826 in Bistritz, † 29. März 1901 in Heltau bei Hermannstadt. — W. ist einem einfachen Bürgerhause entsprossen. Sein Vater stammte von einem jener zahlreichen Nachzügler, welche in wenig bemerkbarer, doch ununterbrochener Zuwanderung aus dem deutschen Mutterlande die sächsische Bevölkerung Siebenbürgens beständig stärkten und auffrischten. W.s Großvater war nämlich ein gebürtiger Berliner, als Leinwebergesell den Werbern Friedrichs des Großen in die Hände gefallen, dann im siebenjährigen Krieg in die Gefangenschaft der Österreicher gekommen und nach Linz gebracht worden. Gelockt durch die Anträge der österreichischen Regierung, welche sie kriegsgefangenen Handwerkern machte, war er nach Siebenbürgen gekommen und hatte in Bistritz eine neue Heimat gefunden. Sein Sohn Michael Heinrich, ein strenger, rechtlicher Mann, war durch unausgesetzten Fleiß zu einigem Wohlstande gelangt und hatte die Tochter eines uralten Bistritzer Bürgerhauses geheiratet. Unter den zehn Kindern, mit denen diese Ehe gesegnet war, war Heinrich J. W. das siebente und unter sechs Söhnen der jüngste. Nach Ablegung der Maturitätsprüfung an dem evangelischen Gymnasium seiner Vaterstadt kam W. an die Hochschule nach Wien. Hier widmete er sich zunächst dem Studium der Theologie, doch besuchte er auch das Polytechnikum, um Vorlesungen über Physik und Chemie zu hören. Daneben wurden auch literargeschichtliche Studien getrieben. In einem Kreise von Zöglingen der Künstlerakademie, welche an den Winterabenden im Hause des Professors Ritter von Perger

Shakespeare, die Nibelungen u. a. lasen, lernte W. zuerst die deutsche mittelalterliche Dichtung kennen. So boten denn die drei Jahre des Wiener Aufenthaltes dem Jünglinge reiche geistige Nahrung. Trotzdem wuchs bei demselben, da sich ein körperliches Mißbehagen und eine trübsinnige Stimmung einstellte, die Sehnsucht nach der Heimat. Hier nahm er nach Ablegung der damals üblichen Prüfungen zunächst eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Ferrari. Am 5. Oktober 1848 erfolgte seine Berufung an das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt. Die Unruhen des Bürgerkrieges, der inzwischen in Ungarn und Siebenbürgen ausgebrochen war und an dem auch W. kurze Zeit mit den Waffen in der Hand teilgenommen hatte, verschoben den Antritt des Lehramtes bis 1. April 1849. Von dieser Zeit an ist er — fast zweiundfünfzig Jahre — unermüdlich im Dienste des sieb.-sächsischen Volkes gestanden. — Die ersten zwanzig von diesen Jahren hat er dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem er bis 1862 als Gymnasiallehrer und von da bis 1869 als Direktor angehörte, gewidmet. Das erste Jahrzehnt in dieser Tätigkeit verfloß in stiller Schularbeit und vaterländischer Geschichtsforschung, das zweite war mehr dem öffentlichen Wirken im kirchlichen und Schulleben, der Teilnahme an politischen und sozialen Bestrebungen zugewendet. In die erste Zeit fällt die Einführung des österreichischen Organisationsentwurfes auch an dem Bistritzer Gymnasium. Es war eine schaffensfreudige Zeit auch für W., der mit ganzer Seele Lehrer war und sich alle Mühe gab, nicht einseitig den Intellekt des Schülers zu bilden, sondern den ganzen Menschen zu erziehen. In den Jahren von 1860—1869 warf sich W. mit voller Absichtlichkeit in den Strom der politischen, sozialen und kirchlichen Bewegung, weil er auch diese Arbeit für das Wohl seines Volkes notwendig hielt. So entstanden zum Teil unter seiner Mitwirkung, zum Teil über seine Anregung, eine Anzahl von Vereinen in Bistritz, welche einerseits auf das sittlich-gemütliche Volksleben, andererseits auf die Förderung des Gewerbes und des allgemeinen Wohlstandes einzuwirken bestimmt waren. In diesen Jahren hat W. eine zeitlang auch das Bistritzer Wochenblatt geleitet. Durch seine bisherige Arbeit hatte sich W. in solchem Maße das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, daß sie ihn 1863 in den Landtag nach Hermannstadt entsendeten und in den Pester Landtag von 1866 wählen wollten. Den letzteren Antrag hat jedoch W. aus mehrfachen Gründen nicht angenommen. Auf dem Hermannstädter Landtag versuchte er in Übereinstimmung mit den übrigen sächsischen Abgeordneten den Forderungen der Zeit und einer vernünftigen Freiheit Rechnung zu tragen und die Grundlagen für den Bestand des sächsischen Volkes zu schaffen.

Eine ähnliche, wenn auch nach Beruf und Neigung näher liegende Tätigkeit bot sich W. in denselben Jahren dar in der Bewegung auf kirchlichem Gebiete, welche durch den Ausbau der Verfassung der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen hervorgerufen wurde. Schon 1861 und 1862 nahm er als weltlicher Abgeordneter seines Kirchenbezirkes und von da an kraft seiner Stellung als Gymnasialdirektor an den späteren Landeskirchenversammlungen teil. Er hat hier zu den hervorragendsten, nicht immer der »Regierungspartei« gefügigen, dabei aber immer ruhigen, besonnenen und auch in Gegensätzen versöhnlichen Rednern gehört.

Die Tätigkeit W.s auf dem Hermannstädter Landtage ist insofern für das ganze weitere Leben desselben von Bedeutung geworden, als sie die Veranlassung wurde, daß eine der größten und schönsten Gemeinden des Siebenbürger Sachsenlandes, der Marktflecken Heltau bei Hermannstadt, ihn zu ihrem

Pfarrer wählte. Die Wahl erfolgte am 25. April 1869. Bis zu seinem Tode ist W. seiner Gemeinde treu geblieben, obgleich ihm die Möglichkeit geboten war, in die Nähe seiner Vaterstadt oder nach Hermannstadt als Pfarrer zu kommen. Gar bald hat sich zwischen W. und der Kirchengemeinde Heltau ein einträchtiges und einheitliches Zusammenarbeiten ergeben, das namentlich auf dem Gebiete der Schule und Kirche ein an Segen reiches geworden ist. Hiervon zeugen auch heute noch die achtklassige Volksschule, welche in einem neuen Schulgebäude untergebracht wurde, die Schul- und Volksbibliothek, der von W. ins Leben gerufene Ortsfrauenverein, die Armen- und Krankenpflege, der neuerrichtete Kindergarten in seinem eigenen Heim u. a. in Heltau. Ein Hauptaugenmerk W.s galt der Vermehrung des Kirchenvermögens, damit das Geschaffene, insbesondere die deutsche Schule, in seinem Bestande für alle Zukunft gesichert werden könne.

Daß W.s Wirksamkeit auch während des zweiten Abschnittes seines Lebens nicht auf das Pfarramt allein beschränkt bleiben konnte, ist leicht zu erklären. Auf dem politischen, sowie auf dem kirchlichen Gebiete hat er, wie in der früheren Zeit, eine hervorragende Tätigkeit entwickelt. In der sächsischen Nationsuniversität, die ihn immer wieder zum Kurator der Mediascher Ackerbauschule gewählt, im Zentral- und Kreisausschusse, in den Wähler- und in den Komitatsversammlungen wie in der Presse, auch in der kirchlichen, ist er für das Wohl des sächsischen Volkes mit reichem Erfolg aufgetreten.

Im Jahre 1873 wurde W. in das Bezirkskonsistorium und im folgenden Jahre auch in das Landeskonsistorium gewählt. Von 1887 bis 1893 leitete er als Dechant das Bezirkskonsistorium des Hermannstädter Kirchenbezirkes. Der Wirkungskreis W.s erweiterte sich noch mehr, als ihn die Landeskirche zum Superintendentialvikar wählte und ihm mit dieser Wahl die Aufsicht und das Referat über das ganze sieb.-sächsische Mittelschulwesen übertrug. Sechs Jahre hat er auch dieses Amt mit der ihm eigenen Pflichttreue verwaltet, dann aber legte er es nieder und bat gleichzeitig, mit Rücksicht auf sein Alter und seine angegriffene Gesundheit von seiner Person auch bei der Neuwahl in das Landeskonsistorium absehen zu wollen. Die letzten Tage seines Lebens hat W. daheim in Heltau, ganz nur seiner Gemeinde lebend, zugebracht. Als seine Kräfte immer mehr abnahmen, da erwog W. den Gedanken, ob er nicht ganz aus dem Amte scheiden solle. Vor dieser schwersten Entscheidung hat ihn ein gütiges Geschick bewahrt; ein Schlagfluß, der ihm einige Tage früher das Bewußtsein genommen hatte, endete sein Leben.

W. ist auch literarisch in bemerkenswerter Weise hervorgetreten.

Vgl. Fr. Teutsch, Rede beim Begräbnis Wittstocks. Hermannstadt 1901. — Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für 1902. Hermannstadt Josef Drotleff. — Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. IV. Bd. von Dr. Fr. Schuller. Hermannstadt W. Krafft 1902.

Hermannstadt. Dr. Fr. Schuller.

Moosmüller, Oswald, *O. S. B.*, (Taufname Wilhelm), Prior des Klosters Cluny zu Wetaug in Illinois, Nordamerika, * 26. Januar 1832 zu Aibling in Bayern, † 10. Januar 1901 zu Wetaug. — M. machte seine humanistischen Studien im Gymnasium des Benediktinerstifts Metten, und begab sich nach deren Vollendung nach Amerika, um daselbst in das von P. Bonifaz Wimmer, dem Begründer der nordamerikanischen Benediktinerkongregation, gegründete Kloster St. Vincenz in Pennsylvanien einzutreten. Er trat hier am 18. Mai 1852 in den Orden, legte am 14. Januar 1855 die feierlichen Ordensgelübde ab und

wurde am 18. Mai 1856 durch den Bischof Michael O'Connor in der Kathedrale zu Pittsburg zum Priester geweiht. In den nächsten Jahren wirkte er an verschiedenen von St. Vincenz aus gegründeten Ordenshäusern und Missionsstationen in der Seelsorge, hielt sich einige Zeit auch in Brasilien auf, um dort den portugiesischen Benediktinern in ihrer Missionstätigkeit zu helfen. Von November 1863 bis Oktober 1866 war er Prior und Pfarrer an der St. Marienkirche zu Newark in New-Jersey. Im Oktober 1866 sandte ihn der Abt Wimmer nach Rom als Rektor des als Studienhaus für die amerikanische Benediktinerkongregation neu gegründeten Kollegiums von St. Elisabeth, zugleich als Generalprokurator der amerikanischen Benediktinerkongregation beim heiligen Stuhl. Ende 1870 kehrte er, als die amerikanischen Benediktiner nach der Einnahme Roms das Kollegium verließen, mit dem Abte Wimmer, der am Vatikanischen Conzil teilgenommen hatte, nach St. Vincenz zurück, wurde am 25. Juli 1871 Prior von St. Vincenz, dann Prior von St. Benedikt zu Atchison im Kansas. Von 1877—1886 wirkte er als Missionär unter den Negern von Savannah in Georgia (vgl. seine Mitteilungen: »Die Negermission der Benediktiner in Georgia«, in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, II. Jahrg. 1881, I. Bd., S. 351—355, II. Bd., S. 146—149). 1888 wurde er wieder Prior in der Erzabtei St. Vincenz, nachdem er die 1885 auf ihn gefallene Wahl zum Abt von Mariahilf in Nord-Carolina nicht angenommen hatte. 1892 gründete er das neue Kloster Cluny zu Wetaug in Illinois, dem er bis zu seinem Tode als Prior vorstand. In seiner langjährigen verdienstvollen Wirksamkeit auf dem Arbeitsfelde der amerikanischen Kongregation war M. einer der hervorragendsten Mitarbeiter des Erzabtes Bonifaz Wimmer. Unter seinen literarischen Arbeiten stehen an erster Stelle als ausführliche Quellenwerke die unter dem Titel: »St. Vincenz in Pennsylvanien« (New-York 1873) veröffentlichte Geschichte der Abtei in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestandes und der davon abhängigen Ordenshäuser und die Biographie: »Bonifaz Wimmer, Erzabt von St. Vincent in Pennsylvanien« (New-York 1891). Ferner: »Europäer in Amerika vor Columbus« (Regensburg 1879). In den beiden Jahren 1882—1883 gab er in Savannah die deutsche Monatsschrift: »Der Geschichtsfreund« heraus; in den sieben Jahren 1893—1899 die deutsche Monatsschrift: »Die Legende«.

Zerstreute Notizen zu M.s Biographie bis 1871 bietet sein Werk: »St. Vincenz in Pennsylvanien«. — Vgl. ferner Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cisterzienserorden, 1901, S. 197f. — Ed. Schmidt, Bibliographie der Benediktiner-Schriftsteller der Vereinigten Staaten Nordamerikas (Beilage zu den Studien und Mitteilungen 1892–1893), S. 15f. F. Lauchert.

Villinger, Anselm, *O. S. B.*, Abt von Engelberg in der Schweiz, * 11. Febr. 1825 »unweit der Kapelle auf dem Allweg« im Kanton Nidwalden, † 14. Jan. 1901 zu Engelberg. — V. machte seine Gymnasialstudien in der Lateinschule der Kapuziner in Stans und von Herbst 1840 an im Benediktinerstift Engelberg, trat dann daselbst in den Orden, legte am 14. Jan. 1844 Profeß ab und wurde im Sept. 1847 zum Priester geweiht. Er wirkte dann im Lehramt an der Klosterschule, wurde 1849 Präfekt derselben; Herbst 1853 wurde er Prior und Novizenmeister, setzte aber auch seine Lehrtätigkeit am Gymnasium fort. Am 26. Febr. 1866 wurde er zum Abt gewählt. Unter seiner langjährigen Leitung erfreute sich das Stift wie das Stiftsgymnasium einer schönen Blüte. Über die Grenzen seiner Heimat hinaus wirkte er durch Klostergrün-

dungen in Nordamerika, die seitdem in der dortigen Missionsarbeit, in Seelsorge und Jugendunterricht eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet haben; 1873 erfolgte die Gründung des Klosters Neu-Engelberg in Missouri, das 1881 zur Abtei erhoben wurde, 1882 die Gründung des Priorats Mount-Angel in Oregon. Ebenso wurden von dem 1860 von V. als Prior von Engelberg gegründeten Frauenkloster der Oblaten des hl. Benedikt zu Maria Rickenbach in Nidwalden acht Filialen in Amerika (Dakota und Arkansas) gegründet, die sich besonders der Jugenderziehung widmen.

Vgl. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, 1901, S. 198f. — Der Geschichtsfreund, 56. Bd. 1901, S. XXXIf. — Die katholische Kirche unserer Zeit, Bd. II (München 1900), S 261, 262f. (mit Portr.). F Lauchert.

Kappen, Hermann Joseph, Stadtdechant in Münster i. W., *18. Nov. 1818 in Münster, † 28. Januar 1901. — W. besuchte von 1830—1837 das Gymnasium in seiner Vaterstadt, studierte dann Theologie an der Akademie daselbst und wurde am 18. Dezember 1841 zum Priester geweiht. Hierauf wurde er 1842 zuerst Vikar zum hl. Lambertus in Münster, 1843 Kaplan zum hl. Aegidius daselbst, 1855 Pfarrer zum hl. Aegidius, am 8. April 1869 Pfarrer zum hl. Lambertus, 1871 auch Stadtdechant, am 1. Juli 1884 auch Ehren-Domkapitular. Am 21. Dezember 1891 wurde er aus Veranlassung seines 50jährigen Priesterjubiläums durch die Verleihung der Würde eines päpstlichen Hausprälaten ausgezeichnet. — Schriftstellerisch war K. vorzugsweise auf dem Gebiete der Predigt- und Erbauungsliteratur tätig; u. a.: »Die sieben Worte Jesu am Kreuze nach Lehre der hl. Väter, in sieben Fastenpredigten erklärt und dargestellt« (Münster 1858); »Der kleine Thomas von Kempen, oder: Die Nachfolge Christi im klösterlichen Leben. Nach den Schriften des ehrw. Thomas von Kempen. Zum Gebrauche für geistliche Genossenschaften« (Münster 1869; 2. Aufl. 1880); »Der Himmel, in sechs Fastenpredigten« (Münster 1871). Von 1852—1861 und 1863—1865 redigierte er das Münsterische »Sonntagsblatt für katholische Christen«. Interessant, insbesondere für die Geschichte der Münsterischen Akademie, sind seine »Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner« (Münster 1882). Sein letztes Werk ist die Biographie Clemens Augusts von Droste-Vischering: »Clemens August, Erzbischof von Köln. Ein Lebensbild« (Münster 1897).

Vgl. E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (Münster 1866),. S. 169. Neue Folge (Münster 1881), S. 115. — Kölnische Volkszeitung 1901, Nr. 96 von 29 Jan. F. Lauchert.

Weinhart, Benedict, Professor der Theologie in Freising, * 19. März 1818 zu Kempten, † 3. März 1901. — W. absolvierte die Gymnasialstudien in Kempten, die theologischen Studien in München und wurde am 24. Sept. 1840 in Augsburg zum Priester geweiht. Nachdem er während einiger Zeit eine Hofmeisterstelle bei dem Fürsten Fugger-Babenhausen bekleidet, dann 1842 sich nochmals einige Zeit zur Fortsetzung seiner Studien in München aufgehalten hatte und daselbst Dr. theol. geworden war, wurde er am 25. April 1843 Professor der Religions- und Moralphilosophie, sowie der Religionslehre und des biblischen Sprachstudiums für Kandidaten katholischer Konfession am Lyceum zu Speyer, am 2. Januar 1846 Professor der Dogmatik am Lyceum zu Freising. In früheren Jahren predigte er hier auch in der Domkirche. Am 24. Dezember 1867 wurde ihm der Titel eines erzbischöflichen geistlichen Rats

verliehen. Am Ende des Sommersemesters 1886 trat er in den Ruhestand. — W. schrieb: »Die Kirche und die Bibel« (Speyer 1843); »Über die Bedeutung des heiligen Meßopfers« (Programm des Lyceums zu Freising, 1847); übersetzte mit Haneberg zusammen die Vorträge Wisemans über den »Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung« (Regensburg 1840; die Bearbeitung der zweiten und dritten Auflage, 1856 und 1866, besorgte W. allein), und gab nach Hanebergs Tode die vierte Auflage von dessen »Geschichte der biblischen Offenbarung« heraus (Regensburg 1876); außerdem verdanken wir ihm eine gute und geschätzte Übersetzung des Neuen Testamentes: »Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übersetzt und erklärt« (München 1865). Für die zweite Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte lieferte er eine Anzahl von zum Teil sehr umfangreichen Artikeln, insbesondere aus den Gebieten der Dogmatik und Moraltheologie (in den Bänden IV—XII, 1886—1901), worunter die Artikel Erlösung (IV, 798—816), Göttliches Gericht (V, 391—407) und Inspiration (VI, 795—807) besonders genannt seien. Im Amtsblatt für die Erzdiözese München und Freising veröffentlichte er den Nekrolog: »Dr. Magnus Jocham, erzbischöfl. geistlicher Rat und Professor der Theologie« (1893, Beilage Nr. 4, S. 49—72).

Vgl. Rausch, Chronik der königl. Studienanstalt Freising (Programm, Freising 1878). — Punkes, Freisings höhere Lehranstalten (Programm, Freising 1885). — Augsburger Postzeitung 1901, Nr. 54 vom 6. März.

F. Lauchert.

Hauswirth, Ernest Gabriel, *O. S. B.*, Abt des Schottenstiftes in Wien, * 25. September 1818 zu Rausenbruck in Mähren, † 4. März 1901. — H. absolvierte die Gymnasialstudien bei den Benediktinern am Schotten-Gymnasium in Wien, die philosophischen Studien an der Universität daselbst, trat dann am 14. September 1838 im Schottenstift daselbst in den Orden und legte am 3. Oktober 1841 die feierlichen Gelübde ab. Nachdem er die theologischen Studien an der Universität vollendet und am 25. Juli 1843 die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er Studienpräfekt im Stift. 1845—1846 supplierte er Kirchengeschichte, 1847—1849 Moraltheologie an der Universität, nachdem er 1847 Dr. theol. geworden war. Von 1848—1878 wirkte er als Professor der Religion und Geschichte am Schottengymnasium; seit 1852 bekleidete er zugleich das Amt des Stiftsarchivars. Im Jahre 1851/52 war er Dekan des theologischen Doktorenkollegiums der Wiener Universität. 1878 wurde er fürsterzbischöflicher geistlicher Rat. Am 29. März 1881 wurde er zum Abt des Stiftes gewählt. Seit 1884 war er auch lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. — H. schrieb: »Stand der Wissenschaft in Wien unter Kaiser Maximilian I.« (Programm des Schottengymnasiums, Wien 1853); »Abriß einer Geschichte der Benediktiner-Abtei U. L. F. zu den Schotten in Wien« (Wien 1858); »Urkunden der Benediktiner-Abtei unserer lieben Frau zu den Schotten in Wien, vom Jahre 1158 bis 1418« (Wien 1859; = Fontes rerum austriacarum, 2. Abt., 18. Bd.). Für die zweite Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte verfaßte er die Artikel: Flavian von Konstantinopel, Flavian von Antiochien und Montfaucon.

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 8. Teil (1862), S. 92. — *Scriptores Ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in Imperio austriaco-hungarico (Vindobonae 1881)*, p. 174s. — Augsburger Postzeitung 1901, Nr. 55 vom 7. März.

Eine anziehende, lebendige Schilderung der Lehrtätigkeit H.s, seiner Lehrmethode und persönlichen Eigenart als eines ebenso hervorragend tüchtigen wie strengen Schul-

mannes gibt aus persönlicher Erinnerung Dr. Wilhelm Freiherr von Berger im Feuilleton des Wiener »Fremdenblattes« vom 17. März 1901, Nr. 75, S. 13f.: »Erinnerungen an Professor Ernest Hauswirth«.

F. Lauchert.

Faber du Faur, Otto von, Maler, * 3. Juni 1828 in Ludwigsburg, † 10. August 1901 in München. — Er war der Sohn des durch sein Gemälde »Der Übergang über die Beresina« bekannt gewordenen Generals und Schlachtenmalers Christian Wilhelm F. du F. Schon als Jüngling widmete er sich in München unter dem Schlachtenmaler Alexander von Kotzebue und in Paris unter Yvon Kunststudien. Doch trat er dann in das württembergische Heer ein. Er brachte es zum Rittmeister und Eskadronschef im 4. Reiterregiment, machte als solcher den Feldzug von 1866 mit, nahm 1867 seinen Abschied und erhielt 1878 den Charakter eines Majors. Er machte fortan die bildliche Darstellung des Kriegslebens zu seinem Lebenszweck. Anfangs malte er in Stuttgart. Später begab er sich nach München, wo er sich Pilotys Leitung anvertraute. Weite Kunstreisen unterbrachen seinen ständigen Aufenthalt in der bayerischen Hauptstadt.

F. du F. begann seine Tätigkeit mit Szenen aus den Napoleonischen Feldzügen (»Die Lützowschen Jäger«, »Rückkehr Napoleons I. aus Rußland«). Besonders reichen Stoff lieferte ihm dann der deutsch-französische Krieg 1870/71. Hieher gehören unter anderem die »Übergabe der französischen Kavalleriepferde nach der Schlacht von Sedan« (1872), eines seiner besten Stücke, »Attaque der Chasseurs d'Afrique bei Floing« (1877), ein Reiterbild des deutschen Kronprinzen (1878), ein für Hamburg bestelltes Panorama der Schlacht bei Wörth (1882) und hauptsächlich die beiden Kolossalgemälde im k. Museum der bildenden Künste zu Stuttgart: »Die Württemberger in der Schlacht von Champigny« (1876) und »Die Württemberger bei Coeuilly« (1881). Diese Bilder zeichnen sich durch Sachkenntnis, geschickte Komposition und sichere Berechnung der malerischen Wirkungen aus; die Figuren sind von Porträttreue. Daneben versuchte sich F. du F. auch in Historien, schuf einen »Verkauf Josephs nach Ägypten«, eine »Flucht Friedrichs V. von der Pfalz aus Prag nach der Schlacht am Weißen Berge« usw. In seinen letzten Jahren wählte er seine Motive mit Vorliebe aus dem Nomadenleben des Orients und Nordafrikas (»Reiterrast«, »Fantasia«, »Ruhende Araber«, »Araber am Wasser«, »Zug durch die Wüste«); diese Stücke sind mit breitestem Pinsel ausgeführt.

»Schwäbische Kronik« vom 13. August 1901 Nr. 374, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom selben Tag Nr. 188 und sonstige Zeitungsnotizen; »Die Gartenlaube« 1901, 2. Beilage zu Nr. 35 (mit Bildnis); Allgemeines Künstler-Lexikon I (Frankfurt a. M. 1895) S. 414f. und Konversationslexika.

R. Krauß.

Tröltsch, Freiherr Gustav Adolf Eugen von, prähistorischer Forscher, * 28. April 1828 in Ulm, † 29. Juni 1901 in Stuttgart. — Er entstammte der 1765 in den Reichsadel, 1790 in den Reichsfreiherrn- und bayerischen Freiherrnstand erhobenen Familie T. Sein Vater, Freiherr Walfried Daniel von T., war württembergischer Offizier. Auch der Sohn ergriff die militärische Laufbahn, diente im 2., 5. und 7. württembergischen Infanterieregiment und nahm, durch ein Nervenleiden gezwungen, 1864 als Major seinen Abschied. Zuerst versuchte er sich in seiner Muße als militärwissenschaftlicher Schriftsteller. Bald eröffnete sich ihm jedoch ein andres Arbeitsfeld. Zufällige

Funde, die er in der Bodenseegegend machte, erweckten sein Interesse an der prähistorischen Zeit. Allmählich eignete er sich, namentlich von Oskar Fraas gefördert, auf diesem Gebiete reiche Kenntnisse an. Seine Forschungen betrafen hauptsächlich das Zeitalter der Bronze und bewegten sich naturgemäß vorzugsweise auf schwäbischem Gebiete. Im württembergischen anthropologischen Vereine spielte er eine ehrenvolle Rolle. Er gehörte ihm seit Gründung als Ausschußmitglied, mehrere Jahre als Vorstand, zuletzt als Ehrenvorstand an und belebte seine Sitzungen durch zahlreiche Vorträge. Doch wurden seine Leistungen auch auswärts willig anerkannt. Er hielt oftmals auf den Versammlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft Vorträge und arbeitete an ihrem Korrespondenzblatte fleißig mit. Die Münchner Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie ernannte T. zu ihrem Ehrenmitgliede. — Seine Veröffentlichungen bezogen sich auf neue Funde, vergleichende Darstellungen usw. Verdienste erwarb er sich auch durch die Herstellung einer Tafel vorgeschichtlicher Altertümer, die eine populäre Darstellung der bekannteren Fundtypen aus der vorrömischen, römischen und alamannisch-fränkischen Zeit innerhalb des württembergischen Fundgebiets gibt. Durch die Behörden unterstützt, fand diese Tafel weite Verbreitung. Nebenbei fuhr er fort, gelegentlich als militärisch-politischer Schriftsteller aufzutreten. Namentlich erregten seine Septennatskarten bei den sog. Septennatswahlen zum deutschen Reichstag ein gewisses Aufsehen. — Seine letzte Lebenszeit trübte Kränklichkeit. Er war seit 27. Oktober 1853 mit Leontine Beckh vermählt, die ihm nicht lange im Tode voranging. Das einzige dieser Ehe entsprossene Kind, der württembergische Abteilungsingenieur Freiherr Gustav v. T., starb drei Wochen vor dem Vater, sodaß die ganze Familie binnen Jahresfrist weggerafft war.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser 1901 S. 797, »Schwäbische Kronik« vom 1. Juli 1901 Nr. 301 und 4. Juli Nr. 306, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 4. Juli Nr. 154, Fundberichte aus Schwaben IX. Jahrgang 1901 S. 1f.

R. Krauß.

Fricker, Wilhelm (von), Direktor der württembergischen Tierarzneischule, * 22. Oktober 1824 in Stuttgart, † 5. Juni 1901 ebenda. — Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen und sich an der dortigen Tierarzneischule dem Studium der Tierheilkunde gewidmet hatte, praktizierte er als Tierarzt in Stuttgart und versah zugleich die Stelle eines Stadttierarztes. 1859 wurde er an der erwähnten Tierarzneischule Prosektor und klinischer Assistent mit dem Titel »Unterlehrer«, 1863 Hauptlehrer, dann provisorischer, 1880 definitiver Vorstand der Anstalt, seit 1882 als titulierter »Direktor«. Daneben gehörte er dem k. Medizinalkollegium (tierärztliche Abteilung) als außerordentliches Mitglied an und war Ministerialkommissär für die Prüfungen im Hufbeschlag an den fünf Lehrwerkstätten des Landes.

In den Annalen der württembergischen Tierarzneischule ist F.s Name unverlöschlich eingezeichnet. Unter seiner Leitung schwang sich die Anstalt zu einer der ersten in Deutschland empor. Seine Bestrebungen richteten sich auf Hebung der wissenschaftlichen Bedeutung des tierärztlichen Unterrichts und zugleich auf Hebung des gesamten tierärztlichen Standes. Er verlangte die Maturitätsprüfung als Vorbedingung des Zutritts zum tierärztlichen Studium, Verlängerung der Studienzeit und Erhebung zur Hochschule. Von seinen Forderungen erreichte er die letzte wenigstens dem Namen nach. Auf

ein gutes Verhältnis zwischen Lehrern und Studierenden, auf Wahrung des Ansehens der Hochschule nach außen war er besonders bedacht; er selbst veranlaßte die Schüler, sich zu einem »Verband« zusammenzuschließen. Die Zügel der gesamten Verwaltung bis zu den kleinsten Einzelheiten herab hielt er in festen Händen, die mitunter auch rasch zugriffen und hart anfaßten. Von der Achtung und Beliebtheit, die F. genoß, zeugte die i. J. 1894 glänzend begangene Feier seines 70. Geburtstages. Auch außerhalb seiner engeren Heimat waren seine Verdienste anerkannt: eine Reihe deutscher und ausländischer tierärztlicher Vereine und Institute ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied.

Einen schweren Schlag versetzte ihm 1895 der jähe Tod seiner Gattin (Bertha, geb. Oesterling), die Stuttgarter Hofschauspielerin war. 1899 trat der Fünfundsiebenzigjährige in den Ruhestand, bei welcher Gelegenheit ihm das mit dem Personaladel verknüpfte Ehrenritterkreuz des württembergischen Kronordens zu teil wurde. F. erfreute sich einer unverwüstlichen Gesundheit, die erst in seinen letzten Lebensjahren allmählich dahinschwand.

»Schwäbische Kronik« vom 7. Juni 1901 Nr. 261, »Staats-Anzeiger für Württemberg« vom 10. Juni 1901 Nr. 133. R. Krauß.

Bauch, Alfred, Königl. bayerischer Kreisarchivar, * 31. Januar 1851 zu Laskowitz bei Ohlau in Schlesien, † am frühen Morgen des 14. August 1901 in Nürnberg. — Hervorgegangen aus einem evangelischen Pfarrhause — sein ihm bald entrissener Vater war der Pastor und Schulrevisor Gustav B., seine Mutter Emma war eine geborene Esche, — hat Alfred B. sein ganzes Leben hindurch die ihm von Jugend auf eingeimpfte Liebe zur Natur und die zu den alten Klassikern niemals erkalten lassen. Sein Bildungsgang war, nachdem er bis zum 10. Jahre die Dorfschule und seitdem das Ohlauer Progymnasium besucht hatte, insofern nicht normal, als er, in die Tertia des Maria-Magdalenengymnasiums zu Breslau aufgenommen, in Folge eines schweren Sturzes beim Turnen gezwungen war, fast 7 Jahre ganz dem Unterrichte fern zu bleiben; erst Ostern 1879 konnte er sich am Breslauer Elisabethengymnasium der Reifeprüfung unterziehen. Seinen botanischen Neigungen folgend, studierte er in Breslau zunächst Naturwissenschaften, ging aber bald zur Philologie und Geschichte über und wurde auf Grund seiner Abhandlung über »die askanischen Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg in ihren Beziehungen zum Reiche (1220—1267)« unterm 14. Oktober 1885 zum Dr. phil. promoviert. Da er beim Sammeln urkundlichen Stoffes für die Dissertation seiner besonderen Befähigung für archivalische Forschung inne ward, begrüßte er mit Freuden die Aussicht, als Praktikant in München anzukommen, die ihm der seine preußischen Landsleute gern heranziehende Franz v. Löher, damals noch Direktor des bayerischen Reichsarchivs, eröffnete. Nachdem B. 1889 den Archivkonkurs gut bestanden hatte, erfolgte 1890 seine Ernennung zum Kreisarchivsekretär in Amberg. Da er sich mit seinem dortigen Vorgesetzten nicht recht zu stellen vermochte, versetzte man ihn auf seine Bitte unterm 1. Oktober 1891 nach Nürnberg. Hier gründete er im Juni 1892 einen eigenen Hausstand, indem er seine Breslauer Jugendliebe, Marie Grosser, heimführte; aus dieser glücklichen Ehe ist eine Tochter entsprossen. Im Februar 1895 schlug zwar die begründete Hoffnung auf Beförderung fehl; aber schon am 23. Juni 1896 rückte er in die bisher von (dem nun nach München berufenen) Dr. Joh. Petz innegehabte Stellung eines kgl. bayer. Kreis-

archivars in Nürnberg auf. Seine überaus große Gewissenhaftigkeit ließ ihn oft im kalten Winter vergessen, daß ein stundenlanger Aufenthalt in ungeheizten Räumen der Gesundheit nachhaltig schadet; die sonst so kräftigende Arbeit in dem mit berechtigtem Stolze gepflegten Garten konnte kein genügendes Gegengewicht bilden. Erst war es eine chronisch gewordene doppelseitige Oberkieferhöhlen-Eiterung, die im September 1900 durch eine schwierige Operation beseitigt werden mußte, deren Ausheilung aber seine Lebens- und Schaffensfreude noch länger denn ein halbes Jahr auf eine sehr harte Probe stellte. Und hiervon kaum genesen, erkältete er sich während seines letzten Urlaubs bei einem Ausfluge, den er am 24. Juni 1901 mit seiner Familie auf die Ludwigshöhe bei Lauf unternommen hatte, so stark, daß ihn im Juli eine mit Bronchialkatarrh und Fieber verbundene linksseitige Brustfellentzündung erfaßte, von der er nicht wieder erstehen sollte. Nicht umsonst hat beim Begräbnis am 16. August 1901 der Geistliche die beiden Schlußverse des 126. Psalms seinem Trostworte zugrunde gelegt.

In Trauerreden wird (wohl gar zu) häufig der Ehrenname »*Anima candida*« angewandt — hier ist er wirklich am Platze: eine reine Seele wohnte in ihm, dem liebenswürdig wohlwollenden und edel bescheidenen Manne. Ein vom Schicksal nicht befriedigtes Sehnen nach dem warmen Griechenland, eine die Einsamkeit bevorzugende Scheu vor dem lauten Lärme des Tags, ein weiches, poetisch gestimmtes Kindergemüt: das waren die den Wesenskern des so früh Abgerufenen bezeichnenden Züge. Was man nur Wenigen nachsagen kann, das hat man ihm nachrühmen dürfen: er hatte keinen Feind. Aus den immerhin zahl-, doch nie sehr umfangreichen Arbeiten B.s wüßte ich darum keine charakteristischere, ihn selbst mehr verkörpernde zu nennen, als den von dichterischem Empfinden und tiefster Religiosität zeugenden, durch ein Feuilleton über den »Pfefferleinstag« (Anfang Dezember 1900 im »Fränk. Kurier«) eingeleiteten Aufsatz »Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes« (Bayer. Forst- und Jagdzeitung, 1900, Nr. 35/36).

Auch sonst hat er seiner Vorliebe zur Natur wissenschaftlichen Tribut gezollt: unter der bescheidenen Überschrift »Jagdgeschichtliches aus Mittelfranken« (ebenda 1899, Nr. 26, 29; 1900, Nr. 5—8) hat B. in einem halben Dutzend von Aufsätzen das Vorkommen und Verschwinden von Ur, Wisent und Büffel, Bär, Luchs und Wolf auf Grund von verstreuten Nachrichten in Nürnberger Stadt- und Jahresrechnungen zum ersten Male für ein kleineres Reichsgebiet planvoll festgestellt. Im übrigen lag die Hauptstärke von B.s Schaffen in der Aufhellung der Literatur-, Kunst- und Gewerbegeschichte Nürnbergs; wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so hätte man von ihm trotz der sich niemals genug tuenden Genauigkeit und unermüdlich tiefer und immer tiefer grabenden Gründlichkeit, die am Kleinen und Kleinsten, Unscheinbaren und Geringfügigen eine dem Laien kaum verständliche Freude empfindet, aber einem rasch voranschreitenden Forschen und leicht zu fröhlichem Abschließen gedeihenden Arbeiten nicht förderlich sein können, doch einmal eine umfassende Geschichte der Kunst und des Kunstgewerbes der altberühmten Reichsstadt erwarten dürfen: Das war der Rahmen, worein sich die nebenamtliche Tätigkeit des Verblichenen selbst eingespannt hatte. Seine hervorragendste Leistung, von berufener Seite als trefflich anerkannt, ist seine 1896 von Raw in Nürnberg verlegte Schrift über »Barbara Harscherin, Hans Sachsens zweite Frau« (vgl. Mitteil. d. Vereins f. Gesch. Nürnbergs, H. 12, S. 346). An wissenschaftlichem Werte steht ihr am nächsten die in der Archivalischen Zeitschrift (1899,

N. F., 8. Bd., S. 119—149; vgl. Jahresberichte der Geschichtswiss., 23, II, 169[394]) veröffentlichte Untersuchung »Über die ältesten [Groß-]Totengeläutbücher von Sankt Sebald und St. Lorenz«, die reife Frucht sechsjähriger Studien, namentlich familiengeschichtliche Aufschlüsse in reicher Fülle bietend. Außer drei Abhandlungen in den »Mitteilungen« des von ihm in jeder Weise geförderten Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg (H. 13, 1899: Pankraz Schwenter, der Freund Peter Vischers d. J.; H. 14, 1900: Glückwunschschreiben des Nürnberger Rats an den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern [12. Dez. 1699]; Der Nürnberger Rat und das Donau-Main-Kanalprojekt v. J. 1656) und außer gelegentlichen Erörterungen im »Fränk. Kurier« (vgl. u. a. den posthumen, aus den sonst leider kaum verwertbaren Excerpten B.s herausgearbeiteten Aufsatz über »das Vorkommen der Kartoffel in Franken«, 1902, Nr. 556) sind als selbständige Arbeiten noch erwähnenswert die Abhandlungen: »Wann ist Meister Adam Kraft gestorben?« [Antw.: im Spital zu Schwabach, Ende 1508/Anf. 1509]: Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. 19; »Ein vergessener Schüler Albrecht Dürers« [Georg Schlenk]: Mitteilungen des German. Museums 1896; »Die letzten Tage des Malers Georg Pentz« [† zu Leipzig 11./13. Oktober 1550]: ebenda, und »Der Nürnberger Medailleur M[atthes] G[ebel]«: Histor. Jahrbuch, 19 (1898). Ein peinlich getreuer Genremaler der Historik ist mit B. dahingegangen.

Vgl. Kreisarchivsekretär Dr. Gg. Schrötter: Dr. Alfred Bauch, Kgl. Kreisarchivar in Nürnberg (»Fränk. Kurier«, Nürnberg, 21. Aug. 1901). Persönliche Mitteilungen von ihm. — Kürzere Würdigungen des Verstorbenen in demselben Blatte, Nrn. vom 15. u. 17. Aug. 1901. — Dr. H. Knapp [der Nachfolger des Verstorbenen]: Kreisarchivar Dr. Alfred Bauch (Mitteil. des Vereins f. Geschichte der Stadt Nürnberg, H. 15, Nürnberg 1902, SS. 168—175). Persönliche Mitteilungen desselben Herrn. — Das Nürnberger Kreisarchiv, dessen Dienstgebäude dem Verewigten die zeitgemäße Neugestaltung verdankt, besitzt kein Bildnis von ihm; eine frisch und treuherzig anmutende Photographie aus der Amberger Zeit befindet sich im Besitze der Witwe.

Helmolt.

Gurlitt, Cornelius, Komponist, * 10. Februar 1820 in Altona, † daselbst am 17. Juni 1901. — G., der frühzeitig eine hohe musikalische Begabung an den Tag legte, genoß zuerst den Unterricht des vortrefflichen Musikpädagogen J. P. R. Reinecke, des Vaters von Karl Reinecke. Später wurde er in Kopenhagen Schüler von Weyse, dem Lehrer Gades. Nach Beendigung seiner Studien in Leipzig und Rom in seine Heimat zurückgekehrt, war er im schleswig-holsteinischen Feldzuge von 1848/51 als Armee-Musikdirektor tätig. 1865 wurde er Organist an der Altonaer Hauptkirche, wo er bis zum Jahre 1898 wirkte, während er seine Stelle als Lehrer des Chorgesangs am Hamburger Konservatorium bereits 1887 aufgab. 1874 wurde er zum Königlichen Musikdirektor ernannt und erhielt später außerdem den Titel Professor. Er war ein sehr fruchtbarer Komponist. Abgesehen von einer großen Anzahl von Orchester- und Kammermusikwerken, Klavierkompositionen und Liedern schrieb er die beiden Operetten »Die römische Mauer« und »Rafael Sanzio«, sowie die vieraktige Oper »Scheik Hassan«. Wirklich Bedeutendes aber hat G., »*this benefactor to young musicians*«, wie er in einem englischen Nekrologe rühmend genannt wird, hauptsächlich als Klavierpädagoge geleistet. Die von ihm auf diesem Gebiete geschaffenen instruktiven Studienwerke haben mit Recht die weiteste Anerkennung gefunden.

Vgl. »Kieler Zeitung«, Ab.-Ausg. v. 18. Juni 1901 u. 7. Jan. 1902. »Hamburger Fremdenblatt« v. 20. Juni 1901 (Nekrolog v. E. Krause). »Signale f. d. Musikalische Welt«, Jg. 59, 1901, S. 667. »*The Monthly Musical Record*«, Vol. 31, 1901, S. 162. H. Mendel, Musikal.

Konversations-Lexikon, Bd. 4, Berlin 1874, S. 459. H. Riemann, Musik-Lexikon, 5. Aufl., Leipzig 1900, S. 440. »Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild« hrsg. v. Haas, Krumm und Stoltenberg. Kiel (1896), S. 174 (Bildnis). — Verzeichnisse der Kompositionen Gurlitts in den einzelnen Bänden von Hofmeisters »Handbuch der musikal. Literatur«.

Joh. Sass.

Schenck, August Friedrich Albert, Landschafts- und Tiermaler, * 23. April 1828 zu Glückstadt in Holstein, † 30. November 1901 in Écouen bei Paris, wandte sich, nachdem er schon als junger Kaufmann während seines Aufenthaltes in England und Portugal auf eigene Hand eifrig gezeichnet und gemalt hatte, in Paris ganz der Kunst zu. Er wurde Schüler von Léon Cogniet und der *École des beaux arts* und ließ sich später dauernd in Frankreich nieder. Besonders seine fein beobachteten Tierbilder, die sich durch außerordentliche Lebenswahrheit auszeichnen, erfreuten sich lange Zeit einer großen Berühmtheit.

Vgl. Allgemeines Künstler-Lexikon, 3. Aufl. hrsg. v. H. W. Singer, Bd. 4, 1901, S. 191. F. v. Boetticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 2 (2. Hälfte), 1901, S. 538/39. *É. Bellier de la Chavignerie & L. Auvray, Dictionnaire général des artistes de l'école française*, T. 2, 1885, S. 476.

Joh. Sass.

Brecher, Adolf, erster Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium und Geschichtslehrer an der Kriegsakademie zu Berlin, * am 24. Juni 1836 zu Aken (Kreis Kalbe), † am 21. November 1901 im Berliner Augustahospitale. — Als Sohn eines Bahnhofsinspektors geboren, bestand B. in Wittenberg am 2. April 1857, also ziemlich spät, sein Abiturientenexamen, studierte dann drei Jahre in Halle Theologie, unterzog sich ebendort 1860 der ersten theologischen Prüfung, widmete danach auch der Philologie noch zwei Jahre weiteren Studiums in Berlin und erwarb sich 1862 für Religion und Hebräisch, Deutsch, Geschichte und Geographie die facultas docendi. Nachdem er daraufhin dem evangelischen Konvikte zu Magdeburg zwei Jahre gewidmet hatte und während dessen (im Februar 1864) in Halle zum Dr. phil. promoviert worden war, wurde er unterm 1. Oktober 1864 ordentlicher Lehrer am Berliner Friedrichsgymnasium. Diese Stellung vertauschte er am 1. April 1868 mit der eines Oberlehrers an der damals eben neu gegründeten Höheren Bürgerschule (dem jetzigen Sophien-Realgymnasium) in Berlin. Dieser Anstalt hat er, unterm 4. September 1877 zum Professor ernannt, dreiunddreißig lange Jahre treu gedient, hauptsächlich in Religion und Deutsch, Geschichte und Geographie die oberen Klassen unterrichtend, aber auch außerhalb des Amts durch belehrende Sommerausflüge nach historisch denkwürdigen Orten (wie Brandenburg, Kloster Lehnin, Wittenberg, Wörlitz) und durch ebenfalls mit Primanern und Sekundanern unternommene, belebende Winterschlittschuhläufe (auf dem Schiffahrtskanal nach Saatwinkel und Spandau) für sein Teil redlich zum Gedeihen des Ganzen beitragend. Und damit nicht genug. Von 1877—1892 hielt er Vorträge an der Kriegsakademie, war 1888—1897 Mitglied der Ober-Militärprüfungskommission, dozierte mehrere Jahre lang auch an der Berliner Postakademie; und was ihm darüber hinaus noch an Lehrfreudigkeit verblieb, das widmete er ein Vierteljahrhundert hindurch einer höheren Privattöchterschule.

Hierzu gesellte sich von 1881 an 5 Jahre lang eine nicht unbeträchtliche, die wenigen Mußestunden gänzlich beanspruchende und deshalb schließlich auf-

reibende politische Tätigkeit. Von jeher hochkonservativ und in kirchlicher Beziehung orthodox gerichtet (vgl. seine beiden Artikel »Johann Wessel, gen. Gansfort« und »Konrad Wimpina« in der ADB., auch den Aufsatz »Melanchthon in Berlin, Okt. 1539« im »Bär« von 1897), stellte sich B. damals mit einigen Gleichgesinnten an die Spitze jener Bewegung, die den interessanten Versuch machte, die Herrschaft der Fortschrittspartei in Berlin sowohl in der allgemeinen Politik als auch im Stadtregimente zu brechen. So wurde er 1881 Mitglied des aus Konservativen, Christlich-Sozialen, Zünftlern, Staatssozialisten und Antisemiten gebildeten C(onservativen) C(entral-)C(omitee)s, verfocht in den nächsten Jahren mit Eifer und, was Agitation anlangt, nicht ohne Erfolg seine Anschauung in der Öffentlichkeit und kandidierte 1884 — allerdings vergeblich — bei der Reichstagswahl. Doch allmählich geriet er mit anderen Führern jener Partei, namentlich mit dem bekannten Hofprediger Ad. Stöcker in Zwiespalt. Und nun rächte sich die allzu große außerberufliche Belastung: seine Gesundheit fing zu wanken an; seit etwa 1885 mußte er zu immer rascher aufeinander folgenden Malen längeren Urlaub nehmen. Und obwohl er sich schon 1886 von politischer Tätigkeit zurückzog (er hat für sein treues Mühen wenig Dank geerntet: nicht einmal die »Kreuzzeitung«, der er doch sehr nahe gestanden hat, hat ihm 1901 einen Nachruf gewidmet), so waren seine Kräfte doch bereits zu stark angegriffen, als daß er je wieder zur alten Frische hätte gelangen können. Erfreut wurde er zwar noch durch verschiedene Ordensauszeichnungen (1892: Roter Adler 4. Kl., 1893: Kgl. sächs. Albrechtsorden 1. Kl. und 1897: Preuß. Kronenorden 3. Kl.). Aber ein je länger, desto qualvoller sich geltendmachendes Herzleiden bereitete seinem fleißigen Wirken ein verhältnismäßig frühes Ende.

Die gute Saat, die er jahrelang in seinen Schulstunden ausgestreut hat, ist im Verborgenen aufgegangen: davon läßt sich öffentlich nichts bezeugen; und seine Arbeit für die konservative Partei scheint heute schon der Vergessenheit anheimgefallen zu sein. Greifbaren Wert aber behalten seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Außer den Abhandlungen über die Grenzen des Forum Romanum, über Elisabeth Kurfürstin von Brandenburg (1894), die Hohenzollern und das Konstanzer Konzil (1896 in Konstanz vorgetragen; gedruckt: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 44, 1—7) und »Napoleon I. und der Überfall des Lützowschen Freikorps bei Kitzen am 17. Juni 1813« (Berlin, Gaertner, 1897) stammen von B., »einem Historiker von spezifisch nationalem altpreußischem Charakter« (Paul Bailleu), die bis 1900 in 16 Auflagen erschienene »Darstellung der [territorialen] Entwicklung des Brandenburgisch-Preußischen Staates von 1415 bis jetzt«, und die »Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Bayerischen Staatsgebiets« (mit 3 Kartons; Berlin, Dietr. Reimer, 1890), ferner die »Historische Wandkarte von Preußen« (seit 1415; 9 Blätter im Maßstabe von 1 : 750000, 5. Aufl., ebendort, 1902), die »Darstellung der Gebietsveränderungen in den Ländern Sachsens und Thüringens vom 12. Jahrhundert an« (ebenda 1888) und endlich die ersten historischen Grundkarten von Brandenburg. Davon sind als solche, die B. bearbeitet hat, ausdrücklich bezeichnet: 213/241 Perleberg/Havelberg, 269/294 Berlin/Köpenick; ganz ebenso ausgeführt, aber ohne Namensangabe liegen vor: 216/244 Templin/Eberswalde. Dagegen weichen folgende Blätter in Papier (und Verlag) wie auch in der zeichnerischen Behandlung ab: 214/242 Wittstock/Neuruppin, 215/243 Rheinsberg/Oranienburg, 267/292 Rathenow/Havelberg, 268/293 Spandau/Potsdam; doch dürften auch hierzu

die Vorarbeiten großenteils noch von B. herrühren. Durch diese letzten Leistungen wird sein Name mit der trotz aller Angriffe sicherlich recht nützlichen Grundkarten-Unternehmung und -Forschung auf immerdar verbunden bleiben.

Vgl. Sophien-Realgymnasium Berlin C., Bericht über das Schuljahr Ostern 1901/1902, S. 27 f. (dürftig). Die dort erwähnte, von B.s ältestem Amtsgenossen, Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber, bei der Schul-Gedenkfeier am 14. Dezember 1901 gehaltene Gedächtnisrede ist leider weder gedruckt worden noch überhaupt im Ms. vorhanden. — Persönliche Mitteilungen von dem eben genannten Herrn, ferner von den Herren DDr. Prof. Ferd. Hirsch, Fritz Arnheim in Berlin und Rudolf Kötzschke in Leipzig. — Vgl. auch Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte Berlins 1901, Nr. 12, S. 134. Helmolt.

Lind, Karl Alois Wilhelm, Ministerialrat im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, Mitglied des Gremiums der k. k. Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Ehrenmitglied des Wiener Altertumsvereins, * am 28. Mai 1831 in Wien (Rossau), † daselbst (Grinzing) am 30. August 1901; in der Welt der Archäologen, Kunst- und Prähistoriker 33 Jahre hindurch bekannt als Redakteur der Mitteilungen der k. k. Zentralkommission. — Nachdem er vom August 1848 an die Rechte studiert hatte, trat L. am 15. Dezember 1855 in die Kanzlei des Advokaten (späteren Wiener Bürgermeisters und niederösterreichischen Landmarschalls) Dr. Cajetan Felder, erlangte am 3. Dezember 1857 in Graz das Doktorat und verließ am 23. Dezember 1860 Felders Advokaturkanzlei, um am 24. April 1861 Konzeptsadjunkt in dem eben wieder ins Leben gerufenen Ministerium für Handel und Volkswirtschaft (erster Inhaber: Graf Wickenburg) zu werden. Schon als ganz junger Doctor iuris utr. hatte sich L., einer starken innerlichen Neigung folgend, mit den geschichtlichen Denkmälern seines Vaterlandes in dem Sinne beschäftigt und vertraut gemacht, den die k. k. Zentralkommission bereits damals erfolgreich vertrat. So nimmt es einen nicht wunder, daß L. fast von dem Augenblick an, wo sich in Wien ein Altertumsverein bildete (1853), dessen Mitglied geworden ist und kurz danach (1857) auch die geschäftliche Leitung der Gesellschaft übernommen hat; auf diesem Ehrenposten hat er zunächst bis 1862 und, im nächsten Jahre von neuem dazu ernannt, treulich ausgehalten bis zum Mai 1901, also zusammen 43 Jahre: ein ohne Zweifel überaus seltenes Vorkommnis, das denn auch unterm 28. Mai 1901 (am 70. Geburtstage L.s) durch die Übertragung der Ehrenmitgliedschaft und Überreichung des nur einmal in Gold hergestellten Abgusses einer von Franz X. Pawlik modellierten Bildnis-Medaille seine Anerkennung gefunden hat. Eine willkommene Ergänzung eröffnete sich der antiquarischen Liebhaberei L.s dadurch, daß am 12. November 1867 Ritter v. Perger das Amt eines Redakteurs der Mitteilungen der k. k. Zentralkommission niederlegte und L. zu seinem Nachfolger ausersehen wurde. Gleichzeitig übernahm er die Schriftleitung der teilweise recht umfangreichen, ja glänzenden Sonderveröffentlichungen dieser Kommission. Und L.s Anteil an diesen »Einzel- und Separat-Publikationen« war besonders intensiv bei folgenden fünf Werken: 1. Das Wappen der Stadt Wien (1886), 2. Kunsthistorischer Atlas, herausgeg. von der Zentralkommission, X. Abt.: Sammlungen von Abbildungen mittelalterlicher Grabdenkmale aus den Ländern der österr.-ungar. Monarchie, vollständig in zwei Heften mit 108 Tafeln (1894; L. hatte schon 1881—83 im »Jahrbuch des Wiener Volksschriftenvereins« in drei Abschnitten eine Studie »über mittelalterliche Grabdenkmale« mit Abbildungen und Tafeln

veröffentlicht), 3. Österreichische Kunsttopographie, 1. Bd.: Herzogtum Kärnten, mit mehr als 500 Textillustrationen und Tafeln (1889), 4. Blätter für ältere Sphragistik (1870—74 und 1878) und 5. Die österreichische kunsthistorische Abteilung auf der Wiener Weltausstellung (2., verm. Aufl. 1874; mit 9 lithogr. Tafeln und 122 Holzschnitten). Auch für den offiziellen Ausstellungsbericht hatte L. im 50. Heft über die »Objekte der Kunst und Gewerbe früherer Zeiten« berichtet (Wien 1874). Zum »Atlas kirchlicher Denkmäler des Mittelalters« (18 Lieferungen mit 100 Tafeln in 2°; 1867—72) hat er wohl das meiste beigesteuert. Außerdem — und abgesehen von seinen Beiträgen zu den Schriften des Wiener Altertumsvereins — ist L., wie das ja nicht anders sein kann, mit unzähligen Aufsätzen und Notizen kleineren und größeren Umfangs (vor allem zur kirchlichen Kunst) in den mehrfach erwähnten »Mitteilungen« vertreten, deren 28. Jahrgang (Wien 1902, in Kommission bei W. Braumüller) noch auf dem Umschlag und dem Titelblatte durch den pietätvollen Vermerk »Redakteur: Dr. Karl Lind †« gewissermaßen die Unersetzlichkeit eines Mannes bekundet, der in seiner nebenamtlichen Stellung opferfreudig aufging.

Damit soll aber nicht etwa angedeutet sein, daß L. seinem eigentlichen Berufe nur notdürftig gerecht geworden wäre — im Gegenteil. Am 26. Februar 1867 war er im Handelsministerium zum Konzipisten, vier Monate später zum Ministerial-Vizesekretär und unterm 7. August 1875 zum Ministerial-Sekretär aufgestiegen. Inzwischen hatte sich L. als Berichterstatter über Ausstellungen (gelegentlich seit 1860 — im Wiener Altertums-Verein — auch als Veranstalter von solchen) eine große Übung erworben; seine Referate über die Pilsner Ausstellung von 1869, die Gruppe 24 der Wiener von 1873, über die der kunstgewerblichen Fachschularbeiten vom Dezember 1875, die Pariser Weltausstellung von 1878 (Abt.: ältere kunstgewerbliche Arbeiten) und die niederösterreichische Gewerbeausstellung zu Wien 1880 (Gruppe 17) — in ihrer Art Musterleistungen — hatten höhern Orts gebührende Würdigung gefunden. Besonders hatten es L. die kunstgewerblichen Fachschulen angetan; das Handelsministerium, dem damals dieser Zweig der Volksbildung unterstellt war, erkannte L.s Begabung hierfür und vertraute ihm (neben Franz Storck und Alb. Ilg) die diesen pflegenden Anstalten an, deren Zahl in den nun folgenden Jahren durch L.s Neugründungen beträchtlich vermehrt worden ist. Als das Kultusministerium die Verwaltung des kunstgewerblichen Fachunterrichts übernahm, vertauschte auch L. seine bisherige Behörde unterm 1. Januar 1882 mit dem Kultusministerium, in das er mit dem Titel Sektionsrat eintrat, nachdem er durch den Minister Freiherrn Siegm. v. Conrad-Eybesfeld am 21. September 1881 auf Antrag ihres Präsidenten, Freiherrn Jos. Alex. v. Helfert, zum Mitgliede des Gremiums der Zentralkommission, der er ja schon lange Jahre gedient hatte, ernannt worden war. Hier wurde er am 7. August 1884 wirklicher Sektionsrat, am 6. Januar 1891 charakterisierter und am 23. März 1892 wirklicher Ministerialrat. Damit war seine amtliche und seine nebenberufliche Tätigkeit in eins gefaßt: ein Glück, das wohl nur Wenigen beschieden ist. Außer der Redigierung der Jahreszeitschrift und der anderen Veröffentlichungen der Zentralkommission, innerhalb deren er eine entscheidende Wirksamkeit entfaltete, die gelegentlich der des Präsidenten nur wenig nachgab, hat L., durch ein gutes Gedächtnis hierzu förmlich berufen, zwei Jahrzehnte hindurch die arbeits- und verantwortungsreiche Stellung eines Hauptberichterstatters (Generalreferenten) bekleidet, der

die vom Gremium ausgehenden Beschlüsse schriftlich erledigte und weitergab. Hierin ist er auch verblieben, als er in seiner Eigenschaft eines Ministerialrats am 21. September 1897 in den verdienten Ruhestand trat. An Kaiserlichen Anerkennungen waren ihm 1870 der Franz-Josephs-Orden, 1889 die Goldene Medaille und die Eiserne Krone 3. Klasse zuteil geworden. Freilich ließen die so lange zu straff angespannten Kräfte bald merklich nach: L. fing zu kränkeln an, erkrankte 1899 schwer und schwerer, riß sich gelegentlich seines 70. Geburtstages, der ihm, abgesehen von der oben schon gestreiften Ehrung durch den Altertumsverein, auch von Seiten der Zentralkommission eine schöne Adresse einbrachte, noch einmal empor, erlag aber dem danach mit erneuter Heftigkeit auftretenden Herzleiden rasch. Mit ihm war ein liebenswürdiger Wiener verschieden, der mit den Traditionen jenes österreichischen Instituts, dem Deutschland nichts Gleichwertiges entgegenzustellen vermag, »im Laufe der Jahre«, wie sich die Adresse anerkennend ausdrückt, »ganz verwachsen« war.

Vgl. den Nachruf in den »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale«, 27. Bd. (Wien 1901, in Kommission bei Wilh. Braumüller), S. 235 f. — [Dr.] A[nton] Mayer, Dr. Karl Lind. (Geboren am 28. Mai 1831, gestorben am 30. August 1901.) Ein Nachruf (»Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereins zu Wien«, Bd. XXXVI/XXXVII, Wien 1902, in Kommission bei Gerold & Comp.; S. 283—294, mit 2 Bildnissen und einer Bibliographie der größeren Abhandlungen). — »Dr. Karl Lind †«: Monatsblatt des Altertums-Vereines zu Wien, VI. Band (18. Jahrgang), Nr. 9 vom September 1901, S. 83. Helmolt.

Müller, Andreas, Historienmaler, Akademie-Professor, * 1830 zu Stephans-Rettenberg bei Immenstadt im bayerischen Allgäu, † 7. Dezember 1901 in München. — Wie so viele andere, dem bayerischen Allgäu entstammende Künstler (darunter Joh. von Schraudolph mit seinen beiden Brüdern, Joh. Bapt. Müller, Konrad und Franz Eberhard, Jos. Anton Fischer u. s. w.) kam M. in früher Jugend an die unter W. v. Kaulbach florierende Münchener Akademie, wo seine unverkennbare Begabung und sein urfrisches Talent erst bei Jos. Schlotthauer und Alex. Strähuber gute Schulung und bei Moritz von Schwind die ihm am meisten zusagende Förderung erhielt. Das damals lustig aufsprudelnde »Jung-München« zählte ihn zu den liebsten, verheißungsreichsten tatkräftigsten Zierden und Mitgliedern seiner Schule. Die aus M.s hochbegabter Phantasie unermüdlich aufquellenden Schöpfungen voll heiterer Laune oder ernsten Strebens kleidete er stets in eine von historischem Stil- und Schönheitsgefühl gleichmäßig angehauchte Form. Seine durchaus originellen Zeichnungen zu der bei Braun und Schneider erscheinenden »Hauschronik«, zu den »Fliegenden Blättern« und den »Münchener Bilderbogen« zeigten neben einer ganzen Reihe von religiösen Kompositionen eine hervorragende Begabung. Damals war es auch, daß er seiner erfindungsreichen, schöngestaltenden, aufsprudelnden Formgebung wegen zum Unterschied von anderen gleichen Namensträgern immer kurzweg als »Komponier-Müller« bezeichnet wurde, eine Art Ehrentitel, welcher ihm dann in der Folge immer verblieb. Kaulbach empfahl ihn an den damaligen Erbprinzen Georg von Meiningen, der selbst ein trefflicher Zeichner und warmer, einsichtsvoller Kunstfreund, seine Residenz mit Fresken aus der Thüringergeschichte schmücken ließ, ebenso die reizende »Villa Charlotte« am Comersee. Nach einem längeren Aufenthalt zu Meiningen und einer späteren Studienreise nach Rom, wo 1863 die Apotheose auf die verstorbene Herzogin von Sachsen-Meiningen entstand (im Besitze der damaligen Erbprinzessin Marianne der Niederlande) nahm M. seinen

Sitz wieder bleibend zu München. Hier malte M. 1867 einen reichen Flügelaltar mit zwanzig Bildern für den Kardinal Antonelli. Kurz vorher hatte er drei Fresken im Münchener National-Museum vollendet: den Einzug Herzog Maximilians in Prag nach dem Siege am weißen Berge (1620), Tillys Tod zu Ingolstadt (1632) und den im Buchenwalde nächst Hesselohe dichtenden Jakob Balde (1641). König Max II. betraute den gewandten Künstler mit zwei großen Ölbildern, darstellend »Alexanders Hochzeit zu Susa« und »Die Zerstörung der Götzen in der Kaaba zu Mekka durch Mohammed«, wobei M. seine großartige Zeichnung, den schönen Fluß in den Linien, vereint mit frappanter Lebendigkeit und stimmungsvollem Kolorit, ganz im Sinne der damaligen Historienmalerei bewährte. Auch in der durch Baurat Laur errichteten sog. Kunsthalle des Sigmaringer Schlosses hat M. Fresken gemalt. (Vgl. Lübke in Beil. 152 der »Allg. Ztg.« 1873). Als seine vielleicht am wenigsten bekannt gewordene, originellste Hauptarbeit muß M.s Freskencyklus in der Kirche zu Weissenhorn gelten (vgl. Nr. 172 »Augsburger Postzeitung« vom 28. Juli 1892). Nach Johann von Schraudolphs Ableben wurde M. 1875 dessen Nachfolger an der Akademie, wo er viele dankbare Schüler bildete, aber weniger als Maler, denn als Kartonzeichner, insbesondere für Glasgemälde sich betätigte. Dazu gehört auch das kolossale Fensterbild für die Martinskirche zu Landshut. Zu M.s vorhergehenden Leistungen zählt eine »Christnacht« (für die Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürst), verschiedene Zeichnungen z. B. mit den »Klugen und törichten Jungfrauen«, das hübsche Idyll »Kinder im Erdbeerenschlag", eine »Flucht nach Ägypten« und eine auf dem südlichen Münchener Campo-Santo leider der Zerstörung entgegengehende Freske. Schon 1852 lieferte M. zu den auf Veranlassung König Max II. durch Prof. Söitl edierten »Zwölf Bildern aus dem Leben bayrischer Fürsten« (in Holzschnitten bei Braun und Schneider) die beiden Blätter mit dem »Einzug des nachmaligen König Max I. in München« und die »Rettung des jungen als Optiker später so berühmten Jos. Fraunhofer (1787—1826) aus dem Schutt eines 1801 eingestürzten Hauses durch den vorgenannten edelmütigen Monarchen«: Zwei für M. ganz charakteristische Kompositionen. Für Bruckmanns Verlag lieferte M. die »Vier Weltalter« und andere Serien von Zeichnungen zu Schillers und Goethes Dichtungen. Für König Ludwig II. zeichnete M. vier Kartons zu den in Zettlers Atelier ausgeführten Glasgemälden des Linderhofes. (Vgl. Luise Kobell: Ludwig II. 1898, S. 108). Die Folge und die Zahl seiner verschiedenartig reproduzierten Schöpfungen ist überhaupt unbestimmbar. Seiner akademischen Lehrtätigkeit entsagte M. schon 1893, worauf Karl Marr und Alexander Liezenmayer in dieselbe sich teilten. Bei dem kerngesund, blühend aussehenden Manne machte sich damals schon ein inneres Leiden in bedrohlicher Weise geltend und verleidete dem mit begeisterter Hingabe nur seiner Kunst lebenden Maler alles weitere Schaffen. Deshalb mußte der Wunsch seiner Freunde, ihm beim 70. Geburtsfeste mit einer Ovation zu überraschen, unterbleiben. Wenige Wochen darauf erlosch sein Leben, zu dessen Schmerzen auch der Tod seiner Gattin gehörte, die ihm nach kurzer, glücklicher Ehe entrissen wurde. M. war ein echter Sohn seiner Berge: sein biederer, treuer, wahrer Charakter machte ihn allen seinen Freunden und Verehrern lieb und unvergeßlich. Als Monogramm gebrauchte der Künstler ein den Anfangsbuchstaben seines Vornamens umschließendes Mühlrad, da er auch in einer Mühle geboren war. Ein treffliches Porträt M.s hat Gustav Goldberg gemalt.

Vgl. Aug. Wilh. Müller: Moriz von Schwind. Eisenach (1871) S. 36. Pecht: Gesch. der Münchener Kunst 1888, S. 211. Das geistige Deutschland. 1898, S. 475. Nekrolog im Abendblatt 341 »Allg. Ztg.« 9. Dezember 1901. Kunstvereinsbericht f. 1891. S. 26. Fr. v. Bötticher, Malerwerke.

Hyac. Holland.

Martin, Paul, Historien-, Porträt- und Genremaler, * 17. August 1821 zu Kaiserslautern, † 15. November 1901 zu München. — Um sich dem Baufach zu widmen, bezog M. die polytechnische Schule zu München, trat aber bald darauf in das Atelier von Josef Bernhardt, welcher seinen talentierten Schüler nach Paris an Paul Delaroche und dieser wieder an Gleyre empfahl. Hier wetteiferte M. mit Gérôme, Toulemouche, Hamon und anderen längere Zeit und erreichte den eigentümlichen Reiz der Farbe, welcher ihm nach seiner Rückkehr in München so heilsam zu statten kam. Hier erwarb er sich rasch einen guten Namen durch eine in der Manier des Caravaggio erfundene Wachtstube und Spielerbande (1848), worauf die »Urwähler« (1849), Kartenspielende Soldaten (1850), der sog. »Mann mit der eisernen Maske«, eine »Einquartierung im Kloster« und eine Probe von »König Karls XII. Unerschrockenheit« (eine Bombe reißt ein Stück seines Zimmers weg, während der dadurch unbeirrte König seinem Schreiber ruhig weiter diktiert) folgten. Auch andere Szenen gelangen ihm vorzüglich: eine militärische Liebeserklärung bei der Küchenfee, waschende Kinder, eine Seiltänzerbande (1855), wandernde Musikanten (1856) und ein seine Arkana kochender Alchymist. Plötzlich warf er sich mit »Tillys Einzug in Magdeburg« und Oliver Cromwell (die Krone Karls I. betrachtend) auf die im Sinne Pilotys behandelte Historie; infolge davon erhielt M. drei Fresken für die historische Galerie des bayerischen Nationalmuseums. Bei ihrer Ausführung waren ihm seine in Paris gemachten technischen Erfahrungen sehr von Nutzen, obwohl die gegebenen Stoffe (Heldentod des Grafen Arco für seinen Kurfürsten Max Emanuel in Tirol 1703; Pfalzgraf Philipp verteidigt die Mauern Wiens gegen Soliman II.; Kurfürst Otto Heinrich erbaut den nach ihm benannten schönen Flügel des Heidelberger Schlosses) gerade keine günstigen Stoffe zur malerischen Behandlung boten. M. kehrte zum Genre zurück und lieferte eine große Anzahl von meist sehr fein-humoristischen Bildchen, die gerne gesehen und gekauft wurden, z. B. »Szene hinter den Koulissen«, die »Zerstreute Leserin«, ein mit seinem Hündchen spielender Knabe (angekauft 1865 von König Ludwig II.), eine »Loreley«, spinnende Italienerinnen und deutsche Ährenleserinnen. Vielen Spaß bereitete ihm sein Porträtbild des Landschaftsmalers Fr. Preller, welches alsbald seiner wirklich täuschenden Ahnlichkeit willen als »Garibaldi« in den Besitz einer englischen Lordschaft gelangte, obwohl der Maler den vielgenannten italienischen General nie gesehen hatte. Das Sprichwort »*habent sua fata libelli*« scheint auch von Bildern und anderen Sachen zu gelten. Ein Cyklus in vier Aventüren nach Zedlitz »Waldfräulein«, eine antike »Idylle« (Nr. 2256 »Illustr. Ztg.« Leipzig 25. Sept. 1886), ein pfeilziehender Amor und eine Glorifikation der »Mutterliebe«, welche aus der »Illustr. Ztg.« auch in die »Meisterwerke der Holzschneidekunst« übergingen, gehören nebst vielen kleineren heiteren Kompositionen, die größtenteils nach Amerika gingen, zum Abschluß seiner in sehr behäbigen und neidenswerten Verhältnissen verlaufenden künstlerischen Tätigkeit. Im September 1890 lichtete M. sein Atelier durch eine Auktion, in welcher die sorgfältigen Studien zu seinen zahlreichen Bildern erfreuliche Abnahme fanden. M. genoß, da ihm ein Gehörleiden den weiteren Verkehr in

der Gesellschaft erschwerte, der wohlverdienten Ruhe, nachdem er lange Zeit sowohl bei Künstlerfesten (z. B. 1858 auf der Rottmannshöhe am Starnbergersee) und in den schwülen Sitzungen des Kunstvereins- und der Kunstgenossenschaftsangelegenheiten opferwillige Proben seiner stets bereitwilligen Ausdauer und warmen Teilnahme gegeben hatte. Daß sein Wollen und Wirken nicht vergessen war, bewies ein wahrer Hagelschlag von Gratulationsbriefen zur Feier seines 80. Geburtstages, die er mit wochenlangem Zeitaufwand gewissenhaft dankend erwiederte, bis nach kurzer Krankheit sein Lebensfaden zerriß.

Vgl. K. Haushofer in Nr. 2256 der »Illustr. Ztg.« Leipzig 25. September 1886, die Nekrologe in Nr. 318 »Allgem. Ztg.« vom 16. November 1901 und im Kunstvereinsbericht für 1901 S. 74 und Fr. von Bötticher »Malerwerke« 1898 II. 944.

Hyac. Holland.

Resch, Josef, Porträt-Zeichner und Maler, * 24. Oktober 1819 zu München, † 19. April 1901 ebendaselbst. — Als der Sohn eines biederen Stadt- und Domchormusikers war R. anfangs bestimmt, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und erhielt deshalb eine darauf bezügliche, gründliche und praktische musikalische Bildung. Alsbald auch mit Malern bekannt, insbesondere mit Bernhard Neher (1806—1886), welcher den Knaben auf seinem großen, den Einzug Kaiser Ludwigs IV. in seine getreue Stadt München vorstellenden Freskobilde (am Isartor) mit voller Porträtähnlichkeit verwendete, begann R. zu zeichnen und handhabte alsbald den Stift ebenso energisch und geschickt wie den Fiedelbogen. Darüm fand er 1844 bei dem damals hochgerühmten Joseph Bernhardt (1805—1885) Aufnahme in die Schar seiner Schüler; der Meister beglückte ihn mit der Erlaubnis, nicht allein einzelne seiner vielgesuchten Leistungen durch Lithographie vervielfältigen zu dürfen, sondern verwendete ihn auch bei Kopierung seiner Originale und zur weiteren Ergänzung des Schmuckes und sonstigen Beiwerkes, insbesondere bei Damen-Portraits. Bernhardt erteilte seinem Scholaren den leichtbegreiflichen weisen Rat, ja möglichst wenig in Öl zu malen, sich ganz auf das Aquarell oder die Lithographie zu werfen und selbe insbesondere in berühmten Badeorten zu verwerten. Demgemäß wendete sich R. seit 1846 gerne zur Saison nach Kissingen, wo er eine Menge Engländer und Russen, darunter auch Kaiser Alexander II. unter seinen Pinsel gewann, sehr viele schöne Aquarelle, insbesondere aber höchst geistreich behandelte Silberstiftzeichnungen fertigte, wodurch der junge Mann bald eines guten Rufes sich erfreute. Ebenso bahnten ihm aber auch seine musikalischen Fähigkeiten den Zutritt in die Salons und in das damalige High-life, bis ihm erst Daguerres Erfindung Eintrag tat und die nun folgende Photographie ihn verdrängte. Viele Bildnisse zeichnete R. gleich auf Stein oder reproduzierte Porträts nach Friedrich Kaulbach (1822—1903) und anderen, darunter das ob ihrer Schönheit gefeierte Frl. v. Heiligenstein, den Historienmaler B. Neher, den allbeliebten Hofschauspieler Fr. Dahn, die Pianistin Rosa Kastner, den Charaktermimen Fr. Haase und den englischen Sprachlehrer und Schriftsteller Richard Raby nebst dessen schönlockiger und anmutiger Gattin und unzählige andere damalige Zelebritäten. Eine vielverbreitete Lithographie zeigte den König Max II. in Zivilkleidung, der Königin Maria den Arm bietend. Auch den Schulmeister Bacherl, welcher die Autorschaft für den »Fechter von Ravenna« gegen Fr. Halm (Freiherrn v. Münch-Bellinghausen) in Anspruch nahm, verewigte R. durch eine Steinzeichnung. Daneben kultivierte R. im Wetteifer mit Karl August

Lebschée (1800—1877) und dem minutiösen Architekturmaler Michael Neher (1798—1876) das Gebiet altertümlicher Städteansichten, insbesondere alter, malerischer Teile aus Münchens ehemaligen Straßen, Basteien und Winkelwerk; R. ging auf gleicher Suchefahrt nach Oberitalien (Marktplatz in Peschiera, 1854) und Südfrankreich, wo er, insbesondere zu Lyon, prächtige Ausbeute einheimste und zu anziehenden Bildchen verwertete. Vieles verwendete er auch zu Holzschnittzeichnungen für die »Leipziger Illustrierte Zeitung« und anderer ähnliche Journale. Außerdem ließ er seinem immerblühenden Humor gerne die Zügel schießen. So zeichnete er für die »Münchener Bilderbogen« (Nr. 717) in 16 Kroquis alle Phasen eines den »Karneval von Venedig« vortragenden italienischen Konzertgeigers, die obligaten Exzentrizitäten eines Virtuosen, außerdem eine zahllose Menge von Karikaturen zu Martin Schleichs mutwilliger Wochenschrift »Punsch«. Diese ihm hochgradig eigene Begabung brachte R. auch auf die berühmtesten Träger der »Zukunftsmusik« in Anwendung; die bittersten Spottbilder auf den »Meister«, auf Bülows höchst unruhige Dirigentenmethode, auf die ersten Träger der Tristan- und Isolden-Rollen (Schnorr und Schnörrin). Einen guten Teil dieser Schnurren — darunter auch viele auf Napoleon III. — behielt R. für sich oder beglückte nur durch photographische Reproduktionen in Visitenkartenformat seine verschwiegenen Freunde mit diesen und ähnlichen Einfällen seiner guten oder bösen Laune. Seiner Geige blieb er immer zugetan. Der gute Sohn vertrat den kranken Vater bei jeder Gelegenheit. Aber auch bei Künstler- und Sängerfesten, bei Sonnenwendfeuern der Liedertafel, in der Privatgesellschaft der sog. »wilden Gungel« ließ er sein Saitenspiel erklingen, wozu er sich nach eigener Invention ein originelles, mit Stahlsaiten bezogenes Instrument gebaut hatte, welches mit seinen fibrierenden Klängen das Fortissimo eines jeden vollarbeitenden Orchesters übertönte. Er hätte die Wette aufgenommen mit den sechs, das Schmieden des Siegfriedschwertes begleitenden Ambossen. Welche Nutzanwendung hätte Richard Wagner daraus erzielt! Außer dem Erfinder hätte schwerlich ein anderer Künstler darauf zu fingern vermocht. Vielleicht nur Volker v. Alzey mit seinem Schwertfidelbogen! Spielte R. in seiner Wohnung, »wie ertoste da das Haus!« Eine wahre Nibelungengeige. Aber R. hütete dieses sein geliebtes Kleinod auch mit Argusaugen und hätte dasselbe lieber vernichtet und zerschlagen, als dem bestgehaßten Meister ausgeliefert. Alle Aussichten auf goldene Erfolge, die ihm wohlmeinende Freunde aufrollten, wies er zornentbrannt zurück. R. war und blieb ein alter Heger und Pfleger der »klassischen Musik«, ein unverbrüchlicher Freund und Verehrer Franz Lachners, welchen er in Bild und Wort mit mannhafter Festigkeit und Energie hochhielt, obwohl derselbe seine Geige ignorierte. R. war ein echter Charakterkopf, wie jene Tondichter, welche Riehl in so unübertrefflicher Weise schilderte. So stand es auch mit jenem Glaubensbekenntnis im Gebiete der Malerei. »Die alten Zöpfe« — ein Titel, womit unsere Jugend auch Overbeck und Cornelius traktiert, — hatten es ihm nun einmal angetan; ihnen untreu zu werden, hätte R. für Verrat gehalten, obwohl seine eigene Natur schon weit von ihnen beiseite lag. Der übrigens immer höchst gefällige, weichherzige, von unendlicher Freundestreue beseelte, stets opferwillige Künstler, welcher aus Liebe zu den Seinen auf jegliches Lebensglück verzichtete und sich demütig mit einer neidlosen Zeichnungslehrerstelle am kgl. Erziehungsinstitute begnügte, die ihm endlich den mageren Titel eines »Professors« einbrachte, wurde am 24. Juli 1893 von einem Schlaganfalle gestreift, dessen Folgen seine

vielverzweigte Tätigkeit gänzlich lähmten. Zu seinen größten Leiden gehörte auch der Schmerz, seinen ältesten Freunden und Zeitgenossen ins Grab schauen zu müssen. An ihre Stelle traten jüngere, edle Seelen, welche alle Liebe aufboten, ihm über die schwersten Stunden und Jahre hinwegzuhelfen und die Sorge von seinem langen Schmerzenslager zu bannen, bis der Tod den müden Dulder zur letzten Ruhe bestattete. R. hatte achtzehn Jahre lang eine Taube; als sie an Altersschwäche starb, ließ er sie in einem luftdichten Blechkistchen verlöten und traf die Anordnung, ihm dasselbe dereinst unter das Haupt in den Sarg zu legen; ob das geschah? Was ist aus seiner Geige geworden?

Vgl. Abendblatt 111 »Allg. Ztg.« 22. April 1901. Fr. von Bötticher, »Malerwerke« II., S. 386.

Hyac. Holland.

Cramer, Carl Eduard, Professor der Botanik am eidgenöss. Polytechnikum in Zürich, * 4. März 1831 in Zürich, † 24. November 1901 ebenda. — C. besuchte zunächst das untere Gymnasium in Zürich; dann trat er an die Industrieschule über, wo er von dem Mathematiker Graeffe und namentlich dem Chemiker Professor Schweizer sich sehr angezogen fühlte und sich bald zum Primus der Klasse emporarbeitete. Er hatte damals im Sinne, Chemiker zu werden, und seine erste Publikation ist in der Tat eine chemische. Von seiner Universitätszeit in Zürich (1850—1852) sagt er selbst: »Es waren herrliche und gewinnbringende Tage, um so mehr, als damals neben Nägeli noch Heer, Frey, Ludwig, Löwig, Mousson, Escher v. d. Linth in Zürich wirkten. Unter C.s Studiengenossen, die ihm während seines ganzen Lebens treue Freunde geblieben, sind namentlich zu nennen: Ludwig Fischer von Bern, jetzt emeritierter Professor der Botanik daselbst, und Bernhard Wartmann von St. Gallen, später Museumsdirektor und Professor der Naturwissenschaften in dieser Stadt († 1902). Den Hauptanziehungspunkt an der Universität bildete für den jungen C. der Botaniker Karl Wilhelm Nägeli, der ihn sofort definitiv für die Botanik zu gewinnen und intensiv an sich zu fesseln verstand. Dieser scharfe Beobachter und tiefe Denker, einer der Begründer der modernen Zellenlehre und einer der geistvollsten Kritiker der Selektionstheorie, hat einen entscheidenden Einfluß auf C.s ganzen wissenschaftlichen Entwickelungsgang gehabt. C. muß neben Schwendener, Leitgeb†, Kny, Correns u. a. als einer der bedeutendsten Schüler Nägelis bezeichnet werden. Als im Jahre 1852 Nägeli einem Ruf nach Freiburg i. Br. folgte, begleitete ihn C. dorthin. Nun folgten drei glückliche Jahre des emsigsten Forschens als Mitarbeiter und Hausgenosse des geliebten Lehrers. Damals entstanden eine Reihe wichtiger gemeinsamer Arbeiten. Im Jahre 1855 promovierte C. in Freiburg »*summa cum laude*«. Seine ungewöhnlich umfangreiche und gehaltvolle Dissertation war betitelt »Botanische Beiträge« und enthielt folgende Arbeiten: Über das Vorkommen und die Entstehung einiger Pflanzenschleime; Über *Lycopodium Selago;* Über *Equisetum arvense* und *sylvaticum;* und: Beobachtungen an *Erineum*, mit 8 Tafeln (Zürich 1855). Im gleichen Jahre 1855 habilitierte sich C. an der Universität Zürich. Im folgenden Jahr machte er in Begleitung seines Studienfreundes Wettstein, des nachmaligen Seminardirektors von Küssnacht, eine längere Reise nach Italien, bis Palermo, auf der er namentlich Materialien für seine Algenstudien sammelte. Die folgenden Jahre waren für ihn getrübt durch die Folgen einer verschleppten Lungenentzündung, von denen er sich aber Dank ausgezeichneter ärztlicher

Pflege und Dank einer mit äußerster Sorgfalt beobachteten strengen Diät und geregelten Lebensweise bald völlig erholte.

Unterdessen war Nägeli 1856 als Professor für allgemeine Botanik an das neu gegründete Polytechnikum berufen worden; er war dem Rufe gefolgt zum Teil aus Rücksicht für C., um ihm den Lehrstuhl für später zu sichern. Das glückte denn auch vollständig; denn nach nur einjähriger Tätigkeit in Zürich wurde Nägeli nach München berufen und C. erhielt an seiner Stelle zunächst als Dozent einen Lehrauftrag, um dann im Jahre 1861 (mit Zurückdatierung auf Oktober 1860) als ordentlicher Professor der allgemeinen Botanik am eidgenössischen Polytechnikum angestellt zu werden. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode.

In dasselbe Jahr (1860) fällt auch seine Verheiratung mit Frl. Aline Kesselring. Zwei Töchter und ein Sohn betrauern den Vater; seine geliebte Gattin ist ihm im Jahre 1885 im Tode vorangegangen.

An der Universität Zürich erhielt er 1880 ebenfalls den Titel eines ordentlichen Professors, den er aber 1883 wieder aufgab, nachdem die Unterhandlungen wegen einer gemeinschaftlichen Professur sich zerschlagen hatten.

Die wissenschaftlichen Arbeiten C.s galten zunächst dem Ausbau des Fundamentes, das sein Meister gelegt, und wurden zum Teil gemeinschaftlich mit diesem publiziert. Es waren zumeist entwickelungsgeschichtliche Studien. Die Bedeutung der Scheitelzelle für die Architektonik des Vegetationskörpers bei Schachtelhalmen, bei Bärlappgewächsen und besonders bei den Rottangen (Florideen), den Lieblingen C.s, wurde in vielen mühevollen, aber ergebnisreichen Untersuchungen klargelegt. Den komplizierten Teilungsvorgängen bis in die letzten Ausläufer nachzuspüren, so daß zuletzt die Genealogie jeder einzelnen Zelle klar vorliegt, das ist eine Forschungsrichtung, in der C. zuletzt unerreicht dastand. Eine unendliche Geduld, Sorgfalt und Kombinationsgabe sind unerläßliche Grundlagen dieser Forschungsrichtung. Tage können vergehen, bis ein gutes Scheitelpräparat gefunden ist; dann muß der Scheitel (die wachsende Spitze) nach allen Richtungen gedreht und gewendet, in jeder Lage mit der Camera lucida gezeichnet und aus all den Bildern dann die Sukzession der Scheidewände konstruiert werden. C.s Zeichnungen über den Zellenaufbau der Algen füllen ganze Reihen von Mappen; leider ist vieles nicht publiziert worden. Als letzte Produkte dieser Forschungsrichtung sind die klassischen viel zitierten Arbeiten über vertizillierte Siphoneen hervorzuheben, angeregt durch die interessanten Funde Professor C. Kellers in Madagaskar. Sie haben unsere Kenntnisse dieser Gruppe vielfach erweitert und gewinnen immer mehr an Bedeutung durch die Aufschlüsse, die sie über die zahlreichen fossilen Formen geben.

Neben den Gesetzen der Pflanzenarchitektonik wurden auch diejenigen des Zellhautwachstums, die Molekularphysik von Zellhaut und Stärke studiert. An dem berühmten grundlegenden Werke Nägellis über die Stärkekörner und die Intussuszeption (Zürich 1856) hatte C. einen sehr wesentlichen Anteil. In seinem Nachlaß fanden sich über 80 Tafeln mit Originalzeichnungen über Stärke, die nur zum kleinen Teil in jenem Werke publiziert sind. Noch in einer viel späteren Publikation hat C. einen unbestreitbaren klassischen Fall von Intussuszeption nachgewiesen: in den Zellenkappen von *Neomeris Kelleri* (1887). Das schwierige Gebiet der Polarisationserscheinungen bei Gebilden pflanzlicher Natur beherrschte er vollständig. Hier kam ihm auch seine gründliche Schulung in Physik und Chemie zu gute.

Eine weitere Richtung botanischer Forschung wurde von C. bedeutend gefördert: das Studium der Bildungsabweichungen und ihre Verwendung zu Schlüssen auf die morphologische Natur normaler Organe.

Seine umfangreiche Arbeit enthält für sieben Pflanzenfamilien (Coniferen, Smilaceen, Primulaceen, Compositen, Umbelliferen, Ranunculaceen und Leguminosen) eine Zusammenstellung aller damals bekannten Bildungsabweichungen und eine Darstellung der eigenen neuen Beobachtungen, reich illustriert auf 16 Tafeln; ferner ein allgemeines Kapitel über die morphologische Natur des Pflanzeneies und seine normale Entwickelung.

Das geübte Auge des Mikroskopikers wurde häufig für Lösung von Fragen aus der Technik in Anspruch genommen. Die Expertisen C.s über Textilfasern haben wichtige Beiträge zur Kenntnis der Kunstwolle, der Seide, des Leins und Hanfs geliefert. Eine Reihe wichtiger Expertisen über Seide: Einfluß der Beschwerung auf die Faser, Ursprung der sogen. »Seidenläuse« etc. sind nicht publiziert worden. Auch Meteorstaubfälle, fossile Hölzer, vulkanische Aschen wurden mikroskopisch untersucht. Die mikroskopische Technik verdankt C. eine Reihe praktischer Hülfsapparate.

Ein äußerer Umstand, die Typhusepidemie des Jahres 1884, wurde die Veranlassung, daß auf einem fünften Gebiet, dem der Bakteriologie, wichtige Arbeiten aus der Feder C.s entstanden.

Es erging der Ruf der städtischen Behörden an den bewährten Mikroskopiker, seine Kraft in den Dienst der Stadt zu stellen. Er zögerte, denn das Gebiet der Bakteriologie war ihm in seinen praktischen Teilen ganz neu, und seine persönliche Gewissenhaftigkeit ließ die Bedenken vorwiegen. Aber bald siegte die alles beherrschende Hingabe an seine Vaterstadt; ihr zu Liebe begab sich der damals Dreiundfünfzigjährige nach München, um sich durch erste Autoritäten in alle Feinheiten der Bakterienkultur einführen zu lassen. Es ist noch in aller Erinnerung, wie rasch er diese Methoden so gründlich beherrschen lernte, daß er bei den Fragen nach den Ursachen der Epidemie und bei der Neueinrichtung unserer Wasserversorgung ein gewichtiges Wort mitsprach. Das wird ihm in Zürich stets unvergessen bleiben.

Zahlreiche kleinere Arbeiten aus den Gebieten der Anatomie, Physiologie, Kryptogamenkunde und Pathologie schmücken das stattliche wissenschaftliche Gebäude, das der unermüdliche Arbeiter errichtet hat.

Es darf ferner nicht unerwähnt bleiben, das C. für die Erforschung der Kryptogamenflora der Schweiz hervorragendes geleistet hat. Namentlich in seinen jungen Jahren sammelte er eifrig Algen, Flechten und Moose; viele von ihm gesammelte Arten sind in den käuflichen kryptogamischen Exsikkatenwerken von Rabenhorst und in den »Schweizerischen Kryptogamen« von Wartmann und Schenk ausgegeben. Hier figurieren auch viele von ihm aufgestellte neue Arten. Sein Kryptogamenherbarium ist sehr umfangreich und beherbergt noch viele zu hebende Schätze für die kryptogamische Floristik unseres Landes.

Die Lehrtätigkeit C.s am eidgen. Polytechnikum erstreckte sich auf den langen Zeitraum von 44 Jahren. C.s Vorlesungen und Übungen umfaßten das gesamte weite Gebiet der Botanik: Morphologie, Anatomie, Physiologie, Kryptogamenkunde, Bakteriologie, Polarisationserscheinungen, Einführung in die mikroskopische Praxis, und zeitweise sogar die weiter abliegende Systematik, auch in ihrer Anwendung auf Land- und Forstwirtschaft.

Welche Sorgfalt, welche Summe von Arbeit C. auf die Redaktion der

Vorlesungen und auf die Beschaffung von Unterrichts- und Sammlungsmaterial verwendete, das kann nur der in vollem Umfange beurteilen, der, wie der Verfasser, persönlich der Entwicklungsgeschichte dieser Dinge beiwohnte. Jeweilen wurden größere Kapitel unter Anfertigung zahlreicher makro- und mikroskopischer Präparate durchgearbeitet. Als z. B. im Jahre 1874 Schwendeners epochemachendes, ganz neue Bahnen eröffnendes Werk über das mechanische Prinzip im Bau der Monokotyledonen erschien, untersuchte C. fast sämtliche dort vorgeführten Fälle mikroskopisch nach und legte sich eine Sammlung von mehreren hundert Präparaten und Zeichnungen an.

Den Unterrichtssammlungen kamen diese Arbeiten in eminentem Maße zugute. Eine Sammlung von gegen 4000 mikroskopischen Präparaten und zahllose Demonstrationsobjekte sind der bleibende wertvolle Niederschlag derselben.

Die Signatur des gesamten C.schen Werkes in Forschung und Lehre ist: äußerste Sorgfalt und peinliche Gewissenhaftigkeit in der Untersuchung, strengste, nüchternste Selbstkritik, konzentrierte, fein abgewogene klare Darstellung der Resultate, ein weiter Blick, stets auf die allgemeine Bedeutung jedes Einzelfaktums gerichtet, absolute Sachlichkeit und ein richtiges Beimaß von innerer Wärme. Denn unter einer ruhigen, scheinbar nüchternen und zurückhaltenden Außenseite barg der stille Gelehrte eine Feuerseele voll glühender Begeisterung für Natur und Wissenschaft. Das kam oft in hinreißender Weise zur Geltung in seinen Vorlesungen und Demonstrationen, oder etwa im Laboratorium, wenn er mit leuchtenden Augen uns das endlich erreichte Resultat einer mühevollen Forscherwoche vorführte.

So war denn seine Wirkung auf die Tausende seiner Schüler eine starke und nachhaltige! Welch gewaltige Summe von Anregung haben sie empfangen und hinausgetragen in das praktische Leben, welch zündende Funken echter Begeisterung für die hohen Ziele der Wissenschaft wußte er in ihre Seele zu werfen, welch intensive Schulung in scharfer Beobachtung, streng wissenschaftlichem Denken und ruhiger Skepsis hat er ihnen gegeben.

Im persönlichen Verkehr mit seinen Schülern, besonders den ihm näher tretenden, waren ein herzliches Wohlwollen, eine stete Hülfsbereitschaft und immer gleiche Freundlichkeit, ein tiefes persönliches Interesse an ihrem Fortschritt und größte Aufopferungsfähigkeit seine leitenden Prinzipien.

Als spezielle Schüler C.s, welche bei ihm wissenschaftlich gearbeitet haben und zum Teil seine Assistenten waren, sind zu nennen: Dr. O. Amberg, (Assistent am Polyt.), Dr. H. Berge († in Berlin), Dr. Jean Dufour (Professor der Botanik und Direktor der Weinbau-Versuchsstation in Lausanne † 1903), Dr. Dünnenberger (Apotheker in Zürich), Dr. Fankhauser († in Bern), Professor Dr. Geyler († in Frankfurt), Prof. Dr. Jul. Klein (Budapest), Dr. Hans Schinz (Professor der Botanik an der Universität Zürich), Dr. H. Schellenberg (Privatdozent am Polytechnikum), Dr. F. v. Tavel (Bern), Professor H. Wegelin (Frauenfeld) und der Verfasser.

Neben dieser erfolgreichen Lehrtätigkeit, der C. mit der größten Gewissenhaftigkeit oblag (selbst an seinem 70. Geburtstage setzte er die Vorlesungen nicht aus!), gingen andere wichtige Arbeiten im Interesse des Polytechnikums. C. hat sich bleibende grosse Verdienste um die Gründung der landwirtschaftlichen Schule an der Züricher eidgen. technischen Hochschule erworben. Er ist in Wort und Schrift lebhaft und überzeugend für sie eingetreten, er hat die ersten Pläne für das Gebäude und den Garten der forst- und landwirt-

schaftlichen Schule entworfen; er hat darin das pflanzenphysiologische Institut eingerichtet und während 27 Jahren geleitet. Ferner besorgte er von 1882 bis 1893 die Direktion des auch dem eidgen. Polytechnikum dienenden botanischen Gartens der Universität.

Auch an Anerkennung nach außen fehlte es nicht. C. war Ehrenmitglied einer großen Zahl in- und ausländischer naturwissenschaftlicher Gesellschaften, auch »*Foreign Fellow*« der *Linnean Society* in London.

C. hat in seinem langen Leben viel Schweres durchgemacht, aber auch viel Schönes erfahren. Die Ehrungen, die ihm im hohen Alter, bei seinem 40jährigen Dozentenjubiläum und bei seinem 70. Geburtstage zuteil wurden, haben ihn hoch erfreut. An seinem schönen Heim droben am Zürichberg hatte er ein inniges Vergnügen; es war ihm ein sonniger Lebensabend beschieden.

Bis kurz vor seinem Ende hat er gewirkt. Am 11. November hatte er noch nachmittags eine mikroskopische Demonstration abgehalten; da traf den Ahnungslosen abends ein Schlaganfall, an dessen Folgen er am 24. November sanft verschied, ohne zum Bewußtsein seiner Lage gekommen zu sein.

Verzeichnis der Publikationen C. C.s in den Berichten der deutschen botanischen Gesellschaft Bd. XX. 1902. S. 40—43.

C. Schröter.

Borries, Hans Christian Bodo Karl Friedrich August von, kgl. preuß. Oberst a. D. und erster Direktor des Museums für heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen, Ehrenmitglied des Thüringisch-sächsischen Geschichtsvereins, * am 11. August 1819 auf dem Fideikommißgute Steinlacke bei Herford (Grafschaft Ravensberg), † am 12. Mai 1901 in Halle a. d. S. — Aus der alten und weitverbreiteten Familie v. Borries (seine Eltern waren der kgl. preuß. Landrat und Fideikommißherr Philipp v. B. und Luise geb. v. Bülow) hervorgegangen, besuchte Hans v. B. als guter Westfale zunächst das Gymnasium in Herford und trat dann unterm 6. Dezember 1836 in die damalige 7. Artilleriebrigade zu Münster i. W. auf Beförderung ein. 1837—40 zur vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule nach Berlin befehligt, wurde v. B. 1839 Offizier, 1847 zur 1. Artilleriebrigade nach Graudenz versetzt, 1852 Premierleutnant und 1853—55 zur Berliner Gewerbeakademie abkommandiert, um dann ein Jahr lang die belgische Geschützgießerei in Lüttich kennen zu lernen. Im Jahre 1856 zum Hauptmann befördert und gleichzeitig zum Mitgliede der Artillerieprüfungskommission in Berlin ernannt (was er, abgesehen von einer vorübergehenden Befehligung zur Kruppschen Gußstahlfabrik zu Essen im Jahr 1858, drei Jahre blieb), erhielt er 1859 eine Batterie in Danzig, heiratete hier noch am 6. Dezember desselben Jahres Frl. Marie v. Birckhahn († 12. Juni 1899 in Halle), und wurde 1863 Direktor der Danziger Artilleriewerkstatt. Seine weitere militärische Laufbahn hat sich danach foldendermaßen vollzogen: unterm 19. Mai 1865 Major, 19. Februar 1867 Abteilungskommandeur im 5. Feldartillerieregiment, 18. Juni 1869 Oberstleutnant (als solcher führte er im Deutsch-französischen Kriege die zweite Abteilung seines Regiments mit Auszeichnung und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Kl.), 1871 Oberst.

Doch körperliche Leiden nötigten den mit seiner Waffe ganz und gar vertraut gewordenen Soldaten, im Jahre 1872 den Abschied zu erbitten. Als Ruhesitz wählte v. B. Weißenfels a. S.; aber von Ruhe konnte bei ihm, den an Tätigkeit gewöhnten Fünfziger, noch keine Rede sein. Wenn die freund-

liche Kreisstadt heute als ein Ort gilt, der auf seine Spaziergänge und Anlagen in der Umgebung stolz sein darf, so hat sie dies zum großen Teile v. B. zu danken; und sie hat das Band, das ihr Aufblühen mit dem Namen des unbesoldeten Stadtrats von einst verbindet, der ihr selbstlos seine Kräfte widmete, dadurch unzerreißbar zu machen verstanden, daß sie ihm auf dem Klemmberg einen Turm als Denkmal erbaute. Der Weißenfelser Verschönerungsverein, die Musik- und Literaturgesellschaft und das Altertumsmuseum führen ihren Ursprung auf die Anregungen des Obersten v. B. zurück, der bis 1884 in Weißenfels weilte. In dem eben genannten Jahre siedelte er jedoch nach dem benachbarten Halle über, nachdem er privatim schon seit Jahren eingehende und allmählich immer ausgedehntere vorgeschichtliche Forschungen und Ausgrabungen in der Provinz Sachsen unternommen und seit 1883 als Konservator im Auftrage der Regierung die überall in der Provinz verstreuten Altertümer geordnet und übernommen, nach Halle übergeführt und hier (Domstr. 5) das »Museum für heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen« gebildet hatte, zu dessen erstem Direktor er unterm 16. Juli 1884 ernannt wurde. Das Anlegen einer derartigen Sammlung, in seiner Art ein selbstherrliches Schöpfen, ein Hervorbringen aus dem Nichts und doch auch wieder ein Arbeiten aus dem Vollen, muß einem Manne, der seine ganze Muße darauf verwenden kann, sicherlich eine große und andauernde innere Freude bereiten und viel Genugtuung gewähren; ein Jahrzehnt hat v. B. diesen Genuß gehabt. Er sichtete das Alte, erwarb Neues, lernte hinzu und grub aus; seine dabei gemachten Erfahrungen legte er in dem 3., 4. und 9. Hefte der von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen herausgegebenen »Vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebiete« nieder: Veröffentlichungen, die in der Hauptsache Gräber bei Rössen und Kuckenburg, Herd- und Brandstellen in Giebichenstein, Begräbnisplätze von Döllingen und Lohholze bei Schkölen und Grabhügel auf dem Dachsberge bei Hohen im Saalkreise, alles Ergebnisse von Ausgrabungen in den Jahren 1881—1886, behandeln. Zusehends wuchs das Museum, dem, schon um seines liebenswürdigen Leiters willen, gern schenkte und mitteilte, wer etwas wertvolles zu bieten vermochte.

Kurz vor Vollendung des 71. Lebensjahres, am 1. Juli 1890, legte v. B. sein Direktorium nieder, beteiligte sich aber auch dann noch ein Jahrzehnt rege an Untersuchungen, die zur Aufhellung von Geschichte und Urgeschichte der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Provinz Sachsen angestellt wurden.

Vgl. [Major a. D. Dr.] F[örtsch, v. B.s Nachfolger als Museumsleiter]: Nachruf in der »Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder«, herausgeg. von dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. S., 1. Bd. (Halle, 1902), S. III und IV. — Private Mitteilungen des Sohnes des Verstorbenen, des kgl. Hauptmanns a. D. und Referendars v. Borries in Einbeck, und des Feldartillerie-Regiments von Podbielski (I. Niederschles.) Nr. 5 in Sprottau. Helmolt.

Hromada, Anton, Opernsänger, * 23. Dezember 1841 zu Kladno im Kreise Prag in Böhmen, † 21. Juni 1901 in Stuttgart. — Er arbeitete sich durch eigene Energie aus dürftigen Verhältnissen empor. Der Knabe tat sich schon als »Vokalist« an der Hauptpfarrkirche in Prag hervor und fand später in gleicher Eigenschaft bei den dortigen Kreuzherren Aufnahme. Auf diese Weise erwarb er sich die Mittel, um die deutsche Hauptschule und das Gymnasium

zu besuchen. Die Eltern hatten ihn zum Theologen bestimmt: er aber warf sich ganz der Kunst in die Arme und betrieb seine Gesangsstudien mit rastlosem Fleiß und Eifer unter den größten Entbehrungen. Lange bemühte er sich vergeblich um ein Engagement. Als seine Not am höchsten gestiegen war, beglückte ihn ein Ruf an das Stuttgarter Hoftheater. Am 9. Mai 1866 trat er in der württembergischen Hauptstadt, die ihm zur zweiten Heimat werden sollte, zum erstenmale als Fürst Ottokar im Freischütz vor das Publikum. Manches Jahr auf kleine Rollen beschränkt, gelang es ihm allmählich, sich das erste Fach zu erobern. Er war stets bereit, in die Lücke zu springen, und eignete sich mit der Zeit ein Riesenrepertoire an. Unablässig arbeitete er an seiner künstlerischen Fortbildung. Er lernte namentlich bei Julius von Stockhausen, solange dieser treffliche Lehrmeister in Stuttgart weilte, ferner genoß er zeitweilig den Unterricht des berühmten Francesco Lamperti in Mailand, der ihn in die Geheimnisse der italienischen Schule einweihte. So beherrschte er schließlich alle Stilarten und verfügte über eine vollendete Technik. Stets sang er edel, schön, geschmackvoll und brauchte nach dieser Richtung keinen Vergleich zu scheuen. Seiner Stimme freilich, ob sie schon umfangreich und ausgiebig war, mangelte Fülle und sinnlicher Glanz. Er war ein äußerst gewandter Darsteller, aber die geringe Eleganz seiner äußeren Erscheinung setzte ihm Schranken. Insbesondre blieb es ihm versagt, vornehme Lebemänner glaubwürdig zu verkörpern, und es war ein Beweis mangelhafter Selbsterkenntnis, daß er sich den Don Juan zur Festvorstellung bei seinem 25jährigen Dienstjubiläum auswählte. Doch war der Rollenkreis, in dem er wirklich ausgezeichnetes leistete, noch weit genug. Er sang in klassischen, italienischen, modernen Opern ohne Unterschied, seriöse und komische Partien abwechselnd. Besonders glänzte er als Interpret Lortzings. Von den heroischen Wagnerpartien hielt er sich klugerweise fern. Doch waren sein Hans Sachs und Alberich, sein Heerrufer und Biterolf treffliche Darbietungen. Auch kleiner Rollen nahm er sich stets liebevoll an und wußte ihnen ein echt künstlerisches Gepräge aufzudrücken.

Eben weil der Kunstgesang H.s Stärke ausmachte, war er zugleich ein hervorragender Oratorien- und Konzertsänger. Als Liedersänger, zumal als Interpret Schuberts, fand er weithin Anerkennung. Den Stuttgarter Abonnementskonzerten, den Veranstaltungen des Vereins für klassische Kirchenmusik war er eine feste Stütze. Daneben gehörte er zu den beliebtesten und am meisten begehrten Gesangslehrern der Stadt. 1883—1897 wirkte er auch als Lehrer am Konservatorium für Musik. So war H. allmählich aufs innigste mit dem Stuttgarter Kunstleben verwachsen und fühlte sich hier so wohl, daß er alle verlockenden Rufe nach auswärts ablehnte. Seine äußere Stellung hatte sich auch mit der Zeit höchst ehrenvoll gestaltet. Längst war sein Engagement am Hoftheater in ein lebenslängliches verwandelt worden. 1884 wurde er zum Kammersänger, 1888 zum Regisseur an der Oper ernannt. Auch Orden und Medaillen blieben nicht aus.

In der ersten Juniwoche des Jahres 1901 weilte H. in München, wo er an der Hofoper als Alberich auftrat. Die damalige Hitze setzte dem stämmigen Manne so stark zu, daß er vom Schlage getroffen wurde. Er konnte noch nach Stuttgart zurückkehren, wo ein rasch nachfolgender zweiter schwererer Anfall seinem Leben ein Ziel setzte. H., der sich erst in vorgerückten Jahren einen häuslichen Herd gegründet hatte, hinterließ eine Witwe (Antonie, geb. Steinhauser) und ein Söhnchen.

Schwäbische Kronik vom 22. Juni 1901 Nr. 286 und 25. Juni Nr. 290, (Stuttgarter) Neues Tagblatt von denselben Tagen Nr. 144 und 146, Staats-Anzeiger für Württemberg vom 22. Juni Nr. 144, Gartenlaube 1901 2. Beilage zu Nr. 28 (mit Bild), Neue Musik-Zeitung 1901 Nr. 14 S. 182, E. Richter im Neuen Theater-Almanach XIII, S. 146f.

R. Krauß.

Pelargus, Wilhelm, Erzgießer, * 23. September 1820 in Stuttgart, † 12. Oktober 1901 ebenda. — Nach Schulbesuch und Konfirmation machte P. in der Werkstätte seines Vaters, des Zinngießers Ludwig Wilhelm P., die Lehrzeit durch, trat mit 21 Jahren die Wanderschaft als Zinngießergeselle an, arbeitete zunächst in Frankfurt a. M. und München und hatte dann das Glück, in die Anstalt des berühmten Nürnberger Erzgießers Daniel Burgschmiet aufgenommen zu werden. Unter den Augen des Meisters, der dem jungen P. sein volles Vertrauen schenkte, vollendete dieser seine künstlerische Ausbildung. 1845 siedelte er in seine Vaterstadt Stuttgart über, um im Auftrag des ständischen Ausschusses hier den Guß eines für die Jubiläumssäule auf dem Schloßplatz bestimmten Erzreliefs, die Schlacht bei Fère-Champenoise darstellend, zu vollziehen. Damit tat er eine eigene Anstalt in Stuttgart auf, die er, durch Talent und Fleiß den Mangel an Betriebskapitalien ersetzend, aus kleinen Anfängen rasch zu hoher Blüte brachte. Bald liefen zahlreiche Aufträge ein. Auch König Wilhelm I. von Württemberg war in P.s Werkstätte ein oft gesehener Gast und machte bei dem Meister für seine Schlösser Rosenstein, Wilhelma usw. große Bestellungen. Seine besonders gelungenen künstlerischen Hauptarbeiten sind der Guß des Tübinger Uhlanddenkmals und der des Marbacher Schillerdenkmals. Die meisten Zeugen seiner schöpferischen Tätigkeit stehen natürlich in Stuttgart, doch finden sich solche auch in Zürich und andern Städten. Manche Zeichen äußerer Anerkennung, wie die württembergische Medaille für Kunst und Wissenschaft, die Ehrenmitgliedschaft des schwäbischen Sängerbundes, wurden ihm zuteil. — Auch dem öffentlichen Leben entzog er sich nicht: 1858—1860 und 1878—1880 war er Mitglied des hauptstädtischen Bürgerausschusses. — In den letzten Jahren hatte der Greis sich von der Arbeit zurückgezogen und das Geschäft seinem einzigen Sohne Hugo übergeben.

Schwäbische Kronik vom 14. Oktober 1901 Nr. 480 und sonstige Zeitungsnotizen; Die Gartenlaube 1901, 2. Beilage zu Nr. 44 (mit Bildnis). R. Krauß.

Riedmüller, Edler Franz Xaver von, Maler, * 22. Januar 1829 in Konstanz, † 27. Oktober 1901 in Stuttgart. — Er wandte sich erst spät der Malerei zu und studierte 1856—1861 an der Karlsruher Kunstschule unter Schirmer. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Straßburg und Frankfurt a. M. ließ er sich 1864 in Stuttgart nieder, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. 1873 erhielt er den Titel eines großherzoglich badischen Hofmalers. In den letzten Jahren suchten den still und bescheiden für sich dahinlebenden Mann schwere Leiden heim, sodaß ihm der Tod schließlich als Erlöser nahte. Er hinterließ eine Gattin und zwei Töchter.

Ein kleines, aber selbständiges Talent, vertiefte sich R. liebevoll in die Natur. Einfachere Landschaften, wie sie der Schwarzwald oder Bodensee ihm darbot, erfaßte er mit warmem Gefühl und wußte ihre eigentümlichen Stimmungen mit feinem Ausdruck wiederzugeben. Stilles Röhricht im Walde war sein Lieblingsmotiv, und man hat darum seine Bildchen als »gemalte Schilflieder« bezeichnet. In seiner späteren Epoche suchte er Fühlung mit der

jungen Kunst und rang sich zu kräftigeren Naturtönen durch, ohne indessen jemals ganz zur modernen Richtung zu schwören. Zwei Hauptstücke von ihm, die sich in der Gemäldesammlung des k. Museums der bildenden Künste in Stuttgart befinden, veranschaulichen gut seine Entwicklung: die 1875 entstandene Ruprechtsau bei Straßburg und die Heuernte vom Jahre 1891. Die volle Beherrschung der Farbe zu erringen, ist ihm freilich niemals beschieden gewesen. Viel reicher entfaltete sich seine Künstlerschaft in den engen Grenzen der Kohlezeichnung. Hier leistete er wirklich hervorragendes. Besonders in England sind die anmutigen Kohleblätter R.s geschätzt. Die innere Harmonie, die dem Menschen eignete, übertrug sich auch auf seine Kunst.

Schwäbische Kronik vom 29. Oktober 1901 Nr. 505 und sonstige Zeitungsnotizen, Leichenrede (Stuttgart, Alfred Müller & Co.), Allgemeines Künstlerlexikon IV (Frankfurt a. M. 1901) S. 66. R. Krauß.

Weber, Mathilde, geb. Walz, Vorkämpferin der Frauenbewegung und Schriftstellerin, * 16. August 1829 auf dem Schweizerhof bei Ellwangen, † 22. Juni 1901 in Tübingen. — Sie wuchs auf dem väterlichen Gute Schweizerhof auf, von den Eltern zusammen mit den Geschwistern unterrichtet. Ihr Vater, der verdiente Gustav Walz (1804—1876, vgl. Allg. D. Biogr. 41. S. 129—131), nahm diese Pflicht so ernst, daß er sogar, um seine Befähigung hierfür nachzuweisen, sich der Volksschullehrerprüfung unterzog. Durch das Beispiel der Eltern und freundlichen Verkehr mit dem zahlreichen Gesinde und den Landbewohnern wurde der Sinn für Humanität dem Mädchen frühzeitig eingepflanzt. So machte sie sich mit der Lebensweise und der Gedankenwelt des Volkes vertraut. 1842 wurde ihr Vater Vorstand der neubegründeten Ackerbauschule in Ellwangen mit dem Titel eines Ökonomierats. Jetzt besuchte Mathilde dort noch eine zeitlang die höhere Töchterschule. Aber auch im schönen Ellwanger Schloß, wo die Familie ihren Wohnsitz hatte, behielt sie ihre patriarchalisch-einfachen Sitten bei. 1850 wurde Walz zum Leiter der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim berufen. Seinem Nachfolger in Ellwangen, Dr. Heinrich Weber, reichte Mathilde zwei Jahre später ihre Hand. 1854 wurde Weber zum Professor der Land- und Forstwirtschaft in Tübingen ernannt. Doch pachtete er zugleich, aus Vorliebe für praktische landwirtschaftliche Betätigung, auf 12 Jahre das eine dreiviertel Stunde von Tübingen gelegene kleine Gut Bläsiberg, wo das Paar sich häuslich einrichtete. Die junge Frau, klug, praktisch veranlagt und frei von allen Vorurteilen, hatte hier zum erstenmal einen selbständigen Wirkungskreis vor sich. Sie beschränkte sich nicht darauf, dem großen Hauswesen vorzustehen und die der Obhut ihres Gatten anvertrauten Eleven mütterlich zu leiten, sondern entfaltete daneben eine Hilfstätigkeit großen Stils. Sie wurde zur Pflegerin und Ärztin des Gesindes sowie der umwohnenden Landleute. Viele suchten ihre Hilfe und ihren Rat. Ihre einfachen Kuren, mit denen sie den gelehrten Medizinern keineswegs ins Handwerk pfuschte, waren vom Glück begleitet. Auf diese Weise wurde sie auch mit den Zuständen des Volks und den herrschenden Mißständen immer mehr bekannt. Sie selbst half nach Kräften und nahm sich vor, später einmal die bessere Vorbildung der Frauen für den häuslichen Beruf zum Gegenstande ihrer Wirksamkeit zu machen.

Nach Ablauf des Pachtkontrakts verließ das Webersche Ehepaar Bläsiberg und bezog ein eigenes Haus mit Weinberg und Garten in der Tübinger Neckarhalde.

Im Herbst 1869 wohnte Frau W. dem Frauentag in Kassel an. Sie wurde nunmehr Mitglied des Allgemeinen deutschen Frauenvereins und schloß sich damit als erste Schwäbin den Bestrebungen an, die sich die Hebung der weiblichen Selbständigkeit und Arbeitskraft zum Ziele gesetzt hatten. 30 Jahre lang nahm sie an allen Arbeiten des Vereins teil, in dessen Vorstand sie 1887 gewählt wurde. In der Folge gehörte sie auch noch zahlreichen anderen Vereinen als Mitglied oder Vorstandsdame oder Leiterin an. Sie hielt in den meisten größeren Städten Deutschlands Wandervorträge, und Hand in Hand mit der mündlichen Propaganda ließ sie die schriftliche gehen. Sie veröffentlichte eine lange Reihe verschiedenartiger Bücher oder Broschüren und war Mitarbeiterin vieler Zeitschriften und Zeitungen. Sie schrieb schlicht, klar, eindringlich. Philosophische Erörterungen überließ sie andern, sie war allem Theoretisieren abgeneigt. Ihr praktischer Verstand bewahrte sie davor, sich mit Dingen zu befassen, über die ihr die vollständige Übersicht und das richtige Urteil fehlten. Auch hielt sie sich von allen Auswüchsen der Frauenbewegung fern.

Um auf Einzelheiten ihres Wirkens einzugehen, so trat sie mit Entschiedenheit für die Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium der Medizin ein. Ihre 1888 zuerst erschienene Schrift »Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit« (5. Auflage Berlin 1893) erregte Aufsehen und wurde vom Allgemeinen deutschen Frauenverein als Beilage für seine Petition an den Reichstag in dieser Angelegenheit benutzt. In einem weiteren »Ein Besuch in Zürich bei den weiblichen Studierenden der Medizin« betitelten Werkchen wies sie 1888 (im Anhang zur 4. Auflage von »Ärztinnen« etc.) die Angriffe auf die studierenden Frauen zurück.

Von besonderer Wichtigkeit erschien ihr die Frage der wirtschaftlichen Ausbildung der Töchter des Volkes, die sie schon 1879 auf dem Heidelberger Frauentag zur Diskussion stellte. Sie veröffentlichte über dieses Thema der Reihe nach hauptsächlich folgende Bücher: »Über die sozialen Pflichten der Familie. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1875—1881« (2. Auflage: »bis 1885«. — Leipzig 1882, 2. Auflage Berlin 1886); »Die Mission der Hausfrau« (Leipzig 1884); »Die hauswirtschaftliche Ausbildung und Erziehung der Mädchen der weniger bemittelten Stände« (Berlin 1888); »Leitfaden für junge Dienstmädchen in besseren Häusern« (Stuttgart 1889, 3. Auflage 1894). Diese Bestrebungen wurden durch den Ostern 1894 begründeten Verein für Hausbeamtinnen gekrönt, der seine erste Organisation ihr allein zu danken hatte. Sie führte zwei Jahre den Vorsitz, und als sie diesen wegen schwerer Erkrankung 1896 abtreten mußte, wurde sie Ehrenpräsidentin des Vereins, der rasch emporblühte und sich über ganz Deutschland ausbreitete. 1894 gab sie ein Schriftchen »Über den Verein für Hausbeamtinnen« heraus, dem sie ein weiteres nachfolgen ließ unter dem Titel »Unsere Hausbeamtinnen, Stützen, Hausdamen, Gesellschafterinnen, Kinderfräulein etc.« (Berlin 1895).

Ferner gehörte Frau W. zu den Vorkämpferinnen für Mäßigkeitsbestrebungen, befürwortete den Eintritt der Frauen in die städtische Armenpflege und beschäftigte sich mit der Schöpfung neuer Grundlagen für den Beruf der Krankenpflegerinnen und Diakonissinnen (»Warum fehlt es an Diakonissinnen und Pflegerinnen?« Berlin 1894).

Besonders viel hatte die Stadt Tübingen ihrem Schaffensdrang und Wohltätigkeitssinn zu danken. Im Kriegsjahre 1870 nahm sie sich mit unermüdlicher Fürsorge der dorthin verbrachten Verwundeten und Kranken an und

gründete einen Sanitätsverein, dessen Vorsteherin sie wurde. Ihre »Lazaretbilder. Aus dem Tagebuch der Vorsteherin eines Sanitätsvereins im Kriegsjahre 1870/71« (Tübingen 1888, 2. Auflage 1889) schildern lebhaft und anschaulich die von ihr damals gemachten Erfahrungen. Die Frauenarbeitsschule, der Hilfsverein, der Marthaverein, die Kleinkinderschule, die Industrieschule, der Kranken- und Wöchnerinnen-Verein, der Armenbeschäftigungsverein, der Sonntagsverein für konfirmierte Mädchen aus dem Volk, der Mittwochsverein, der gebildete Frauen zusammenführt (zu Vorträgen usw.) — das alles war hauptsächlich ihr Werk. Den Hilfsverein benutzte sie dazu, um ein Doppelwohnhaus für arme Familien in der ihr zu Ehren benannten Weberstraße zu errichten. Endlich gab sie auch die Anregung zur Erbauung eines Frauenheims in Tübingen, dessen Vollendung sie freilich nicht mehr erlebte. Niemals war sie darum verlegen, die Mittel zur Verwirklichung ihrer Ideen herbeizuschaffen. Sie warb die Professoren zu Vorträgen, veranstaltete Bazare, Gerümpelauktionen und dergleichen. Sie war wie geboren zur Propaganda, und niemand war vor ihrem Feuereifer sicher.

Dazwischen hinein tat sie ihrem Reisedrang genüge und beschrieb ihre Erlebnisse in humorvoller, sichere Beobachtungsgabe verratender Weise. Hier sind zu erwähnen: »Reisebriefe einer schwäbischen Kleinstädterin« (Stuttgart 1877), »Plaudereien über Paris und die Weltausstellung im Jahre 1878« (Herzberg a. H. 1879), »Durch Griechenland nach Konstantinopel. Eine Gesellschaftsreise in 35 Tagen« (Tübingen 1891, 2. Auflage 1892). Sogar einen Ausflug ins Reich der Poesie unternahm die vielseitige Frau mit ihren »Fünf Novellen« (Zürich 1890).

Am 17. April 1890 verlor sie den Gatten, der sie in ihren Liebeswerken redlich unterstützt hatte. Da die Ehe kinderlos geblieben war, stand sie nun ganz allein. Um so rastloser fuhr sie für Fremde zu wirken fort, und auch ihr von jeher durch Gastfreundschaft ausgezeichnetes Haus verließ die frohe Geselligkeit nicht. Aber ein schweres Herzleiden, das sie an den Rand des Grabes brachte, setzte ihrem öffentlichen Wirken ein Ziel. Sie mußte sich fortan darauf beschränken, von der Krankenstube aus tätig zu sein. Als sie am 16. August 1899 ihren 70. Geburtstag beging, wurde sie durch ganz Deutschland gefeiert. Eine Dankadresse des Tübinger Gemeinderats bezeichnete sie als »Wohltäterin der Stadt.« Schon 1889 hatte sie den württembergischen Olgaorden aus Anlaß des der bekannten Schriftstellerin Ottilie Wildermuth in Tübingen errichteten Denkmals erhalten; sie war in dieser Angelegenheit mit um so wärmerem Eifer tätig gewesen, als sie persönliche Freundschaft mit der Wildermuth verbunden hatte. Noch einige Jahre zog sich das Leiden hin, dem sie schließlich erlag. Eine großartige Leichenfeier ward ihr bereitet, das Volk im weitesten Sinne nahm an ihrem Heimgang Anteil; hatte sie doch zeitlebens am Ausgleich der Stände mitzuarbeiten gesucht und sich der wirtschaftlich Schwachen angenommen.

Auguste Schmidt im (Stuttgarter) Frauenberuf II (1899) Nr. 46, ebenda IV (1901) Nr. 26; Schwäbische Kronik vom 24. Juni 1901 Nr. 288 und 25. Juni Nr. 290, (Stuttgarter) Neues Tagblatt vom 15. August 1899 Nr. 189 und 24.—25. Juni 1901 Nr. 145f., Tübinger Chronik vom 15. August 1899 Nr. 189, 17. August 1899 Nr. 191, 22. Juni 1901 Nr. 144 und 25. Juni Nr. 146 (die übrigen zahlreichen Zeitungsnekrologe meist abgeleitet); Nachrichten mit Bildnis in illustrierten Zeitschriften wie Gartenlaube 1901 Beilage 2 zu Nr. 27, Das Buch für Alle 1901 Nr. 26; Sophie Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder II S. 413f., Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (5. Ausgabe) IV S. 290f.; Verzeichnis der Schriften in Kürschners deutschem Literaturkalender.

R. Krauß.

Wechssler, Edward, Dichter, * 27. April 1839 zu Ulm, † 18. November 1901 zu Stuttgart. — Zum Geschäftsmann bestimmt, studierte W. auf dem Stuttgarter Polytechnikum und dann auf der Heidelberger Universität Naturwissenschaften, namentlich Chemie. Hierauf übernahm er die Leitung einer Bierbrauerei. Aber schon im Alter von 35 Jahren wurde er durch Krankheit seinem Berufe entzogen. Er genoß fortan — in den letzten 18 Jahren zu Stuttgart — einen durch poetische Neigungen und heitere Geselligkeit verschönten Ruhestand, bis er nach kurzer schwerer Krankheit an einer Herzlähmung verschied. Er hinterließ eine Gattin (Justine, geb. Widenmann) und zwei Söhne, von denen der ältere, Eduard, noch unter den Augen des stolzen Vaters eine ehrenvolle Laufbahn als Romanist begann.

Als Dichter debütierte W. mit zwei gegen den Vegetarianismus gerichteten Satiren: »Der verhungerte Vegetarianer oder wie einer auszog, die Vegetarianer zu schlagen« (1879, 2. Auflage 1882) und »Humoristische Vegetarierkost. Guckkastenbilder aus der Gegenwart« (1885). 1893 ließ er einen Band »Balladen. Nordlandsgesänge—Sagen—Schwänke« erscheinen. In den vorwiegend der nordischen Sagenwelt entnommenen Balladen wandelt der Dichter in Uhlands Fußstapfen; den ernsten Stücken sind einige lustige Parodien, darunter ein Tannhäuser in bayerischer Mundart, angehängt. 1897 folgte eine weitere Veröffentlichung: »Freund Humor. Humoristische und satirische Dichtungen zum Vortrage in geselligen Kreisen«. In dem Buche sind allerhand Scherzgedichte vereinigt, als da sind Parodien und Travestien, die mittelalterliche Ritterwelt ironisierende Schwänke, moderne Humoresken, die sich bis auf Schwiegermutterwitze erstrecken, Trinklieder in Scheffels Manier u. dergl. Diese Gaben einer harmlosen Laune erfüllen ihren Zweck, gesellige Zusammenkünfte und festliche Gelage zu würzen, ganz gut. W., ein fröhlicher Genosse an der Tafelrunde des Lebens, trug mit Vorliebe seine Gedichte selbst vor, zumal in der bekannten Stuttgarter Künstlergesellschaft »Bergwerk«, bei deren »Schichten« er ohne zwingenden Grund niemals fehlte. Daß sein Name nicht über die württembergischen Grenzpfähle hinausdrang, war ihm ein steter Kummer, den er übrigens mit der Mehrzahl seiner dichtenden engeren Landsleute teilte.

Schwäbische Kronik vom 19. November 1901 Nr. 541 und sonstige Zeitungsnotizen, Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (5. Ausgabe) IV S. 293 und 494.

R. Krauß.

Jenny, Samuel, Obmann des Museumsvereins für Vorarlberg und k. k. Konservator, * 1. Januar 1837 zu Hard bei Bregenz, † daselbst 16. Mai 1901. — Ein Schweizer der Abstammung nach — sein Vater war aus der Schweiz herübergekommen und hatte in Hard eine Färberei und Handdruckerei gegründet (umgekehrt verdankt die schweizerische Elastiqueweberei ihren Ursprung dem Tiroler Karl Franz Bully) — und als einziger Sohn vom Begründer der Fabrik zum Industriellen bestimmt, hat J. seine schönsten Lorbeeren doch als Österreicher und auf ganz anderem Boden gepflückt: er ist der Wiederentdecker des alten Brigantiums, des langjährigen Standorts einer römischen Wacht am Rhein, die jene Ecke am Lacus Brigantinus vor den Germanen zu schützen hatte.

Seine Studien hat J. in der Hauptsache am chemischen Laboratorium des Wiener Polytechnikums unter Professor Dr. A. Schrötter gemacht; 1858 wurde er in Jena zum Doktor der Philosophie promoviert. Neun Jahre später

starb der Vater; damit wurde Samuel der Leiter der Harder Färberei und Handdruckerei und der mechanischen Weberei in Lerchenau, die ihn bisher nur als Lernenden in ihren Mauern erblickt hatten. Der Zustand der Fabriken war gut: das Harder Türkisch-Rot hatte den Ruf, mit die beste Farbe ihrer Art zu sein, und bis in die fernsten Teile der damals gerade im »Ausgleiche» stehenden Monarchie, ja, bis in den Orient hinein erstreckte sich der Absatz der anderen Industrieerzeugnisse Jennys. Doch auf der Hut galt es trotzdem zu sein, wenn nicht der gerade in jenen Jahren auf diesem Felde besonders rege Wettbewerb an Verbesserungen oder Neuheiten einen Vorsprung bekommen sollte. Durch Einstellen neuer Maschinen wurde 1876, 1880/81 und 1897 das alte Verfahren, den gesteigerten Anforderungen entsprechend, gehoben, das Absatzgebiet durch Gründung einer Zweigstelle in Wien u. a. m. erweitert. Persönlich stand J. der technischen, der mechanischen und der kaufmännischen Abteilung seiner Firma vor.

Daß bei einer so umfassenden, alle Kräfte beanspruchenden Arbeit dieser Mann, der allerdings durchschnittlich 16 Stunden am Tage zu arbeiten pflegte, dennoch Zeit und Muße zu gelehrten Liebhabereien gefunden und sie zu wissenschaftlicher Höhe zu führen verstanden hat, ist wirklich zu bewundern. Denn daneben berief ihn als den stets von großen Gesichtspunkten ausgehenden und Gegensätze geschickt überbrückenden Berater das Vertrauen seiner Mitbürger zu einer ganzen Anzahl von Geschäften und Ehrenämtern, die zusammengenommen ebenfalls eine stattliche Bürde darstellten. So war J. Ausschußmitglied der Vorarlberger Handelskammer, interessierte sich lebhaft für die Rheinregulierung und hat auch in seiner Eigenschaft als Mitglied des Eisenbahnrats (seit seiner Errichtung) viel zur Förderung des Handels seiner Heimat beigetragen. Und daß der evangelischen Kirche, der er, bei allem Weitblick im übrigen, in kindlicher Treue zugetan war, in seiner Gemeinde nach vielen Kämpfen und Sorgen endlich eine sichere Stätte der Duldung erblühte, daß die Harder Evangelischen eine Kirche und dann auch eine Schule ihr Eigen nennen durften, das hatte man in der Hauptsache J.s freigebigem Opfermute zu verdanken. Nachdem er einige Jahre Presbyter gewesen war, wurde er 1875 zum Kurator erwählt; ihm war das Glück beschieden, in dieser Tätigkeit zum Segen seiner Kirchgemeinde ein volles Vierteljahrhundert zu verharren. Fest in der eignen Überzeugung und versöhnlich im Verkehr mit Andersdenkenden war er auch in politischen Dingen; seine Gaben verzettelte er nicht in unnützer Polemik, sondern verwertete er lediglich in gemeinnütziger Arbeit. Dabei hatte seine Vielseitigkeit nichts von flackernder Unruhe an sich. Vielmehr wußte er Beruf und Neigung harmonisch miteinander zu verbinden und seinen verschiedenen Nebenbeschäftigungen vereinheitlichende Aufgaben zu stellen; so verfaßte er auf Grund eingehenden Studiums der ihm liebgewordenen Gotteshäuser seiner Provinz für die »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission« einen belehrenden Aufsatz über die Kanzeln in den Kirchen Vorarlbergs.

Als nach einigen glücklichen Funden in der Umgebung von Bregenz 1857 das Vorarlberger Museum gegründet war, ergab sich bald die Notwendigkeit, für die vorgeschichtlichen und römischen Altertümer einen fachmännischen Hüter zu bestellen; und nach kurzer Zeit war es J., der sich dieser ihm liegenden Aufgabe ohne Entgelt unterzog. Damit nicht genug, veranstaltete er, gelockt durch die beim Baue der Güllichschen Villa, der evangelischen Kirche und bei der Anlage des Gottesackers auf dem »Ölraine«

gefundenen Überreste, seit 1864 selbst Ausgrabungen, zum größten Teil aus eignen Mitteln, da die des Museumsvereins beschränkt waren. Robert Byr (1835—1902) hat dem Freunde nachgerühmt, sein unterirdisches Forschen habe einen Zug gehabt, »als hätte er eine Wünschelrute in der Hand: wo sie schlug, da grub er, und wo er grub, da fand er auch«. Tatsächlich hat ihn von seinem ersten Suchen an das Finderglück außerordentlich begünstigt; Studium, Erfahrungen und Spürsinn arbeiteten hier Hand in Hand.

So ist er zum Wiederentdecker des alten römischen Brigantiums geworden. Beinahe alljährlich hat er den Spaten ins Erdreich gesenkt, erst Urnen und Grabstellen, dann Bauwerk auf Bauwerk aus der erdigen Hülle schälend. Die kleinen und kleinsten Bruchstücke aber verstand er bald zu einem Ganzen zu vereinigen: ein geborener Restaurator, der sich selbst durch anscheinend hoffnungsloses Zertrümmertsein der Antiquitäten nicht abhalten ließ, zusammenzufügen, zu ergänzen und in wissenschaftlich geschulter Phantasie wiedererstehen zu lassen. Die Gegenstände richtig zu bestimmen und sinngemäß anzuordnen, die wieder zuzudeckenden Baureste vorher sorgfältig ab- und aufzuzeichnen und als instruktive Tafeln den Sammlungen einzuverleiben: das alles besorgte J. mit einer von Jahr zu Jahr sich steigernden Geschicklichkeit und Vollkommenheit. Rühmliches Zeugnis von dieser Nebenbeschäftigung legen vor allem ab die beiden Einzelveröffentlichungen der k. k. Zentralkommission: »Die römische Begräbnisstätte (östl. Teil) von Brigantium«, mit 8 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen, und »Poetovio«. Denn auch außerhalb des Bregenzer Gebiets bewährte sich J.s antiquarische Opferfreudigkeit. In Pettau, dem alten Poetovio, hatte er wundervolle Mosaikfußböden aufgedeckt; in Oberlaibach hat er die Mauern des römischen Forts Nauportum erschlossen, in Carnuntum, am Limes, am Rhein, in Umbrien, Pompeji und Ägypten stumme Zeugen einer längst verschollenen Vorzeit in ihrer Art zum Reden gebracht.

J.s Rechenschaften in den Jahresberichten des Vorarlberger Museumsvereins (schließlich mehr als 30) waren nicht unbemerkt geblieben; sehr bald war er Korrespondent der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Bau-Denkmale geworden, und schon 1875 wurde er wegen seiner offenbar bedeutenden Verdienste um die Ergründung der Vorzeit zum k. k. Konservator I. und II. Sektion für Vorarlberg ernannt. Von dem, was er in dieser Eigenschaft alles geleistet hat, gibt vielleicht der mit einem Plan ausgestattete Aufsatz »Vorarlberg vor und unter den Römern« (im 26. Hefte der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung; Lindau 1897) noch die klarste Vorstellung. Dabei beschränkte sich J. durchaus nicht etwa bloß auf die Prähistorie und Archäologie; vielmehr hatte er sich in verhältnismäßig kurzer Frist auch in späteren Jahrhunderten so heimisch zu machen gewußt, daß er Denkmäler der Renaissance und des Barocks bald ebenso sicher zu bewerten verstand, wie solche aus der Römerzeit. Auch in dieser Hinsicht verdankt das Vorarlbergische Museum, dessen Neubau außer einem Vermächtnisse seines ehemaligen Lehrers Aug. Wilh. Grube, des Verfassers der pädagogisch meisterhaften »Charakterbilder«, namentlich durch reiche Spenden J.s und seinen organisatorischen Eifer ermöglicht worden ist, einen beträchtlichen Teil seiner rasch wachsenden Sammlungen dem Kunstsinne dieses seltenen Mannes, dem 1880 der Franz Josephs-Orden und 1890 der Titel eines kaiserlichen Rates verliehen wurde. Obmann des Musealvereins war J. von 1877 an bis zu seinem Tode; so sehr war der von schweizerischem

Stammesgefühle beseelte Industrielle mit den archäologischen und kunsthistorischen Aufgaben des ihm zur Heimat gewordenen Kronlands Vorarlberg verwachsen.

Schlank und frisch bis ins Alter, das Gesicht von wohlgepflegtem, mälig weiß gewordenem Haupthaar und Vollbart umrahmt, aus klaren, unendlich gütigen Augen klug in die Welt blickend, gar vielen geistig überlegen und doch rührend bescheiden: so war er und so lebt er heute noch im Gedächtnisse der Seinen (am 4. Mai 1861 hatte sich J. mit Marie Schindler vermählt; drei Söhne und eine verheiratete Tochter haben ihn überlebt) und derer, die ihn zu kennen den Vorzug gehabt haben. Ein längeres Siechtum war ihm, dem selten von Gebresten Heimgesuchten, erspart geblieben: am 14. Mai 1901 hatte er sich auf einer kleinen Reise eine Erkrankung zugezogen; zu Hause verursachte ein Geschwür eine Blutvergiftung, die den 64jährigen tödlich traf und schnell dahinraffte. Auf dem evangelischen Friedhofe von Bregenz, mitten in dem alten, von ihm erschlossenen Brigantium, liegt er bestattet.

Vgl. [Redakteur Dr. Carl] L[ind, † am 30. August 1901]: Kurzer, auf mehr vertröstender Nachruf in den Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission, 27. Jahrg. (Wien 1901), S. 178. — Robert Byr (= Rob. v. Bayer): »Samuel Jenny. Ein Nachruf (über Auftrag des Museums-Ausschusses)«; mit Bild, einer vortrefflichen Ätzung von Angerer & Göschl in Wien (Separat-Abdruck aus dem XXXIX. Jahresbericht des Vorarlberger Museum-Vereins). — Persönliche Mitteilungen des Herrn Carl von Schwerzenbach in Bregenz, Obmanns des Museumsvereins für Vorarlberg und k. k. Konservators. Helmolt.

Redlich, Paul Clemens, Kunsthistoriker, * 29. April 1869 zu Rötha in Sachsen, † 13. Mai 1901 im Augustahospitale zu Köln a. Rh. — Geboren als der Sohn des Amtsgerichtsassessors Carl Clemens R. und seiner Gattin Ida Luise geb. Kämmlitz, verlor Paul R. bereits 1871 den Vater und wurde seitdem im Hause seines Großvaters, des evangelisch-lutherischen Pfarrers Kämmlitz zu Frankenau bei Mittweida (Sa.), erzogen. Nachdem er 1883—1889 die Fürstenschule zu Grimma besucht hatte, ließ er sich, die ersten beiden Semester hindurch gleichzeitig in Dresden seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügend — und dabei wohl auch schon den Keim zu seinem spätern Siechtume legend —, an der Universität Leipzig als Student der Theologie immatrikulieren. Aber eine innere Stimme, die sich bei seinem gewissenhaften Altruismus nur schwer, in langen Kämpfen Gehör verschaffen konnte, drängte ihn von der Gottesgelahrtheit durch das Medium der ihm durch Theodor Brieger liebgewordenen Kirchengeschichte Ostern 1892 hinüber zur Historie; neben den Vorlesungen und Übungen bei Karl Lamprecht und Georg Erler waren es jedoch auch germanistische, philosophische und kunstgeschichtliche, geographische und volkswirtschaftliche Kollegien und Seminare, woran er fleißig teilnahm. Schon hatte er auf Lamprechts Anregung hin die ersten Schritte getan, um dem Maecenatentume des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Hohenzollern durch Studien in den Archiven von Magdeburg und Aschaffenburg energisch auf den Leib zu rücken, da zwang ihn der nicht mehr hinwegzutäuschende Ernst eines Lungenleidens, den Süden aufzusuchen. Als es wieder aufwärts zu gehen schien, wandte er sich Ostern 1896 nach Marburg, Michaelis desselben Jahres nach Freiburg i. Br. und siedelte dann in das Haus seiner Mutter über, die seit längerem in Bad Elster wohnte. Treue Pflege und stete Vorsicht ermöglichten ihm 1899 das Bestehen der Doktorprüfung bei der Leipziger philosophischen Fakultät. Als Dissertation

hatte er den »Das Heiligtum« betitelten vierten Teil seiner großen Abhandlung »Kardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle. 1520 bis 1541. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie« eingereicht, die als Ganzes nach manchen Ärgerlichkeiten während des zeitraubenden Korrekturengangs 1900 in dem (reform-) katholischen Verlage von Franz Kirchheim in Mainz (jetzt in München) als dickes Buch erschien und verhältnismäßig rasch sich den unverhohlenen Beifall der Fachgenossen beider Konfessionen erwarb.

Währenddessen war R., auf Veranlassung des ihm schon vom *illustre Moldanum* her bekannten rheinischen Provinzialkonservators Prof. Dr. Paul Clemen, der noch heute mit Lamprecht in regstem Gedankenaustausche steht, nach Bonn gezogen, um dann am 1. April 1899 nach Düsseldorf überzusiedeln. Hier arbeitete er als historischer Hilfsarbeiter der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz handschriftliche und gedruckte Quellen durch und machte sie für die von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde geplante umfassende Denkmälerstatistik zugänglich. Vom Winter 1899 auf 1900 an war er in demselben Sinne zu Köln tätig, durch die Stadtverwaltung außerdem beim Historischen Museum im Hahnentore beschäftigt. Trotz seiner peinlich zuverlässigen Gründlichkeit und trotz seines andauernd schwankenden Befindens erübrigte er sowohl in Düsseldorf wie in Köln noch soviel Zeit, daß er Nebenfrüchte seiner Archivstudien für die Denkmälerstatistik des Siegkreises usw. in Gestalt von Aufsätzen in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein (so im 70. Hefte S. 86—94 die Miszelle »Zur Aufhebung der Abtei Heisterbach« und noch 1901 im 72. Hefte S. 102—141 die Abhandlung über »Die letzten Zeiten der Abtei Altenberg« seinen wissenschaftlichen Schwanengesang, den er selber nicht mehr gedruckt zu Gesicht bekommen hat: der Düsseldorfer Archivar Dr. O. Redlich, sein Vetter, hat für ihn die Korrektur davon gelesen) und im Jahrbuche des Düsseldorfer Geschichtsvereins (XIV, 1900: »Ein Inventar der Suitbertuskirche zu Kaiserswerth v. J. 1803«) veröffentlichen konnte.

Wie man schon aus den wenigen hier mitgeteilten Themen ersieht, war es immer noch die innige Verquickung von Kunst- und Kirchengeschichte, der R., eine liebenswürdigbescheidene, stille Natur, seine ganze Forscherkraft weihte. Und die Anerkennung blieb ihm auch jetzt nicht versagt: an der Ausarbeitung der gut vorbereiteten Denkmälerstatistik der Stadt Köln ward ihm ein selbständiger Anteil zugesichert, und weiter lockte ihn der Auftrag, mit Prof. Clemen zusammen den Altenberger Dom zu behandeln. Da brach die tückisch schleichende Krankheit von neuem heftiger aus, streckte ihn für drei Wochen aufs letzte Leidenslager und knickte den noch so manche schöne Frucht verheißenden jungen Gelehrten, noch ehe er sich zu voller Blüte hatte entfalten können, für immer. Unter ehrenvollem Geleite von Vorgesetzten, Kollegen und Freunden ist R.s sterbliche Hülle am 15. Mai 1901 zur Erde bestattet worden. Soweit sein literarischer Nachlaß nicht zu den Arbeiten zur Denkmälerstatistik gehörte, ist er von dem Mainzer Domkapitular und Prälaten Dr. Friedr. Schneider erworben worden, der die Fortschritte des jungen Kunsthistorikers seit 1899 freundlich gefördert hatte; doch dürfte sich — nach einer Mitteilung des genannten Herrn — kaum etwas noch Verwertbares darunter finden: es sind in der Hauptsache Vorarbeiten zum »Kardinal Albrecht«, Reisenotizen, Auszüge.

Vgl. Kölnische Zeitung vom 17. Mai 1901. — Dr. Helmolt: Paul Redlich †, in der Pauliner-Zeitung, herausgeg. vom Verbande der Alten Pauliner, 13. Jahrg. No. 6 (Leipzig,

Juni 1901), S. 55. — [Dr. O. Redlich:] »Dr. Paul Redlich †«, in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, herausgeg. von Prof. Dr. Al. Meister, 72. Heft (Köln 1901), S. 203f.
Helmolt.

Erdmannsdörffer, Bernhard, Geschichtsschreiber, * am 24. Januar 1834 zu Altenburg in Thüringen, † am 1. März 1901 in Heidelberg. — Als Sohn einer kinderreichen Bürgerfamilie lernte E. frühzeitig die Kunst, sich auf die eigene Kraft zu verlassen. Die Erkenntnis seiner reichen Begabung führte ihn dem Studium zu. Nachdem er das Altenburger Gymnasium absolviert hatte, bezog er im 19. Lebensjahre die Universität Jena. Die geringen Mittel, über die er verfügte, ließen den jungen Studiosus zögern, sich einer Verbindung anzuschließen. Doch übte die Burschenschaft Teutonia bald eine so starke Anziehungskraft auf E. aus, daß er sich zum Eintritt in diese entschloß. Er studierte Philologie, fühlte sich aber sehr entschieden auch von Philosophie und Geschichte angezogen. Droysen, der bald den größten Einfluß auf ihn ausübte, wies ihm den Weg zu dem Gebiete historischen Forschens, auf dem er später so bedeutendes leistete. Er wurde schon damals aus dem Sprossen eines Kleinstaates in seinen Neigungen und Überzeugungen ein Preuße und damit ein Deutscher. Nachdem er mit der Dissertation »*De prytaneis atticis*« 1857 promoviert hatte, mußte er für sein Fortkommen sorgen. Er nahm zunächst eine Hauslehrerstelle auf einem Moltkeschen Gute in Ostpreußen an, die er indes bald mit der gleichen Stellung in dem Hause eines deutschen Kaufmanns in Venedig vertauschte. Da zuerst gewann er den Süden lieb und bis in sein Alter zog ihn lebhafte Neigung von Zeit zu Zeit über die Alpen. Glücklicherweise fand E. Muße, in freien Stunden in der Bibliothek von San Marco und in den venetianischen Archiven zu arbeiten. Zunächst forschte er den Beziehungen der deutschen Kaufleute zu Venedig nach. Ein Ergebnis dieser Studien war die Abhandlung »*De commercio, quod inter Venetos et Germaniae civitates aevo medio intercessit*«, mit welcher E. sich 1858 in Jena als Privatdozent habilitierte. Schon 1859 durfte er nach Italien zurückkehren, diesmal als Beauftragter der Historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, welche ihn bei der Vorbereitung zur Herausgabe der deutschen Reichstagsakten beschäftigte. Er arbeitete emsig in den ober- und mittelitalienischen Archiven und Bibliotheken, er nahm aber auch, voll lebendiger Empfindung für das Große und Schöne und für das Charakteristische in Natur und Kunst, alle die Fülle von Eindrücken in sich auf, die während eines fast zweijährigen Aufenthaltes in dem herrlichen Lande sich ihm darboten. Er sah noch das päpstliche Rom mit der fast zwei Jahrtausende alten Patina, welche das kunstsinnige Auge beglückte, und war wenig erbaut, als er bei späterem Aufenthalte die Taten der modernen Römer sah, denen Mommsen einmal auf die Frage, wie ihm »*la Terza Roma*« gefalle, antwortete: »*l'avete guastata*«. Aber so wenig er die schwachen Seiten des päpstlichen Regiments verkannte, denn er war kein Romantiker, ebenso sehr sympathisierte er mit den politischen Einheitsbestrebungen der italienischen Nation. Für ihn knüpfte auch diese im Geiste an die Zeiten der Renaissance an, die er so gründlich kannte und so aufrichtig liebte, und deren Bewunderer er bis in seine letzten Lebensjahre blieb. Jene, welche in seiner Heidelberger Zeit die Vorlesung über das Zeitalter der Renaissance hörten, haben daraus einen unvergänglichen Gewinn für eine tiefe und wahre Anschauung dieser nach so vielen Seiten hin mächtig wirkenden Epoche gewonnen. Kollegen

und Ministerialbeamte, die einem Examen der Lehramtskandidaten in Karlsruhe beiwohnten, an dem E. teilnahm, waren voll Entzücken über die Art, wie er fragend, aber zugleich auch belehrend über die Zeiten des Quatro- und Cinquecento die Prüfung vornahm. Zunächst aber ist noch über E.s frühere Schicksale zu berichten. Als er aus Italien nach Jena zurückkehrte, war Droysen einem Rufe nach Berlin gefolgt und zog alsbald seinen Schüler dorthin nach, um ihn an den Arbeiten der seiner Leitung übertragenen Herausgabe der »Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten« zu beteiligen. Mehr als 20 Jahre lang nahm E. an diesen Arbeiten teil, von denen er die »Politischen Verhandlungen« übernahm, deren erster Band 1864, deren letzter (der fünfte) 1884 erschien. Es ist sehr beachtenswert, wie trefflich er es verstand, aus der Überfülle des ihm vorliegenden Materials das Wichtige und Bedeutende herauszuheben, dem übrigen nur, soweit es zur Erläuterung und Feststellung von Details wesentlich erschien, einen Platz einräumte. Neben dieser großen Arbeit, welche manchen anderen ausschließlich beschäftigt haben würde, nahm E. auch die akademische Tätigkeit wieder auf, indem er sich an der Universität Berlin mit einer aus seinen archivalischen Studien in Italien erwachsenen Abhandlung »Herzog Karl Emanuel von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1519« habilitierte. Von 1863 an war er auch Lehrer für Geschichte an der Kriegsakademie. Eine wertvolle Frucht seiner Studien über die Zeit des Großen Kurfürsten war das 1869 erschienene Werk »Graf Georg Friedrich von Waldeck«. Dessen bleibende Bedeutung ist die von E. auf kritischem Wege errungene und die landläufige, auch von Droysen nicht verleugnete Tradition völlig umwerfende Erkenntnis, daß der Große Kurfürst, unbeschadet der hervorragenden Persönlichkeit, die ihn auszeichnete, von seinen Ministern geleitet wurde, und daß Waldeck unter ihnen »der erste war, der den allgemeinen nationalen Beruf des preußischen Staates praktisch erkannt hat.« Fast gleichzeitig mit diesem Buche veröffentlichte E. in den »Preußischen Jahrbüchern« (1870) eine Abhandlung über »Das Zeitalter der Novelle in Hellas«, ein Meisterstück — auch in der Form — feinsinniger literatur- und kulturhistorischer Beobachtung und Darstellung. Um diese Zeit, infolge der Ablehnung eines Rufes nach Dorpat, wurde E. zum außerordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Aber das Jahr 1870 war für eine energische und patriotische Persönlichkeit wie die seinige keine Zeit gelehrter Studien. Da er nicht gedient hatte und daher nicht als Kombattant gegen die Welschen ins Feld ziehen konnte, widmete er sich der Sache des Roten Kreuzes und marschierte mit einer Sanitätskolonne ins Feld. Seine verdienstvolle Tätigkeit wurde durch Verleihung des Eisernen Kreuzes anerkannt. Noch ehe der Friede geschlossen war, kehrte er zu seinem Lehrstuhl nach Berlin zurück, schon im Dezember 1870 wurde er ordentlicher Professor in Greifswald, 1873 folgte er einem Rufe nach Breslau, 1874 wurde er als Nachfolger und auf Vorschlag Heinrichs v. Treitschke nach Heidelberg berufen. Hier wirkte E. von Ostern 1874 bis an sein Lebensende als Professor der Geschichte. Es war eine neue Methode des historischen Studiums, die er an der Ruperto-Carola begründete. Auf die glänzenden, eine die Hörsäle — fast über die Grenzen der räumlichen Verhältnisse hinaus — füllende Zuhörerschaft fesselnden und mit sich fortreißenden Redner Schlosser, Häusser, Treitschke folgte nun die ernste, objektive, kritische Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge und Entwicklungen aus dem Munde eines Mannes, der sich vielleicht nicht durch Beredtsamkeit, aber wohl durch Gelehrsamkeit mit diesen

Vorgängern messen konnte und der mit vollem Bewußtsein einer zu erfüllenden Pflicht, indem er jenen gleich in seiner Antrittsrede gerecht wurde, eine neue Bahn einschlug. Neben den Vorlesungen, in denen die Klarheit geistvoller Darstellung und die Fülle reichen Wissens stets von einem warmen Hauche nationaler Empfindung begleitet war, lebte auch das historische Seminar wieder auf, in welchem E. eine große Anziehungskraft auf den jungen Nachwuchs von Studierenden der Geschichte auszuüben verstand. Er zuerst hat in Heidelberg wieder Schüler auf dem Gebiete der Geschichtsforschung herangezogen. Wie Häusser hatte E., obwohl er ohne jede persönliche Beziehung zu dem badischen Lande nach Heidelberg gekommen war, für die Landesgeschichte ein lebhaftes Interesse. Bei Gründung der Badischen Historischen Kommission im April 1883 zu deren Mitglied ernannt, übernahm er auf Anregung Eduard Winkelmanns die Bearbeitung der »Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden« von 1783—1806. Er sammelte für diese umfangreiche Publikation besonders in Wien und Paris archivalisches Material und gab die zwei ersten Bände unter Mitwirkung seines Schülers Karl Obser heraus, dem er die selbständige Bearbeitung der drei weiteren Bände überließ. Im Zusammenhange mit dieser Arbeit wählte er als Gegenstand seiner Prorektoratsrede im Jahre 1885 den Anteil des Markgrafen Karl Friedrich an der Gründung des deutschen Fürstenbundes. Aus Wien brachte E. den Bericht eines Grafen Galler über das badische Oberland im Jahre 1785 mit, den er als Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission herausgab. Heidelberg selbst, die ihm so lieb gewordene Stadt am Neckarstrand, betraf eine feine und geistvolle Studie über Goethes Aufenthalt daselbst. Nach Winkelmanns Tode im Jahre 1896 wurde E. zum Vorstande der Kommission gewählt, deren Geschäfte er umsichtig leitete. Das Lehramt und die literarischen Arbeiten, denen er sich widmete, hinderten E. nicht, ein groß angelegtes Werk »Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen« zu schreiben. Neben gründlicher und kritischer Forschung bewährte er in diesem die volle Objektivität seines Urteils, die für die Ereignisse jener Zeit von besonderem Werte war, ebenso wie die Kunst einer einfachen, aber gerade deshalb sehr eindrucksvollen Darstellung. In dem Lande, in welchem er seine erste größere Arbeit vollendet, dem er sein Leben lang die größte Liebe erhalten hatte, in Italien — dieses Mal war er bis Sicilien vorgedrungen — erhielt er im Frühjahr 1894 die Kunde, daß ihm der Verdunpreis zuerkannt worden sei. Nun besannen sich auch mehrere gelehrte Gesellschaften, die Akademien in Berlin und München und die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala, daß es ihnen zur Ehre und Zierde gereiche, E. in die Zahl ihrer Mitglieder einzureihen. Auch zum Mitglied der Historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften wurde er jetzt erwählt, für die er mehrere Jahrzehnte früher schon bei der Herausgabe der deutschen Reichstagsakten tätig gewesen war. Ein echt deutscher Patriot, der er allezeit gewesen, war E. ein begeisterter Verehrer und Bewunderer des Fürsten Bismarck. Stets wahrhaftig und offen in dem Bekenntnis seiner Überzeugung, hielt er auch nicht mit dem Ausspruch seiner Meinung zurück, als der eiserne Kanzler den Dank nicht erntete, den man dem großen Baumeister des neuen Reiches schuldete. Es war einer der schönsten Tage in E.s Leben, als es ihm vergönnt war, an der Spitze einer großen Schar badischer Patrioten in Kissingen am 24. Juli 1892 dem Fürsten Bismarck den Tribut der Bewunderung und Dankbarkeit in feuriger Rede

darzubringen. Nahezu fünf Jahre später, am 1. April 1897, sprach er, als das Denkmal Bismarcks enthüllt wurde, zu den Bürgern und Studenten Alt-Heidelbergs mächtige Worte.

Noch waren ihm einige Jahre eifriger Arbeit und stiller Lebensfreude gegönnt. Die geistvolle Studie über Mirabeau, die er in der Sammlung der »Monographien der Weltgeschichte« veröffentlichte, das Lebensbild des Ministers von Beust, welches dem Vielgescholtenen in vornehmer Weise gerecht zu werden verstand, zeigten E. noch einmal in der ganzen Kraft seines Schaffens. Aber nur noch kurze Frist war seinem Erdenwallen bestimmt. Doch war ihm ein schöner Tod beschieden. Am Nachmittag des 1. März 1901, an dessen Morgen er seine Wintervorlesungen geschlossen hatte, erlag er schmerzlos einem Schlaganfall. So schied E. in voller Rüstigkeit von den Seinigen, denen er so viel gewesen, von der Hochschule, die ihn zu ihren Besten gezählt, von dem Kreise der Freunde, die ihn liebten und verehrten, von vielen schwer entbehrt, allen unvergessen.

Richard Graf du Moulin Eckart, »Zum Gedächtnis Bruno E.s« in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, Jg. XI. — Karl Obser in der Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins, N. F,. Bd. XII. — J. Wille in den Badischen Biographien, Bd. V. — Persönliche Erinnerungen.

v. Weech.

Kobell, Louise von, vermählte von Eisenhart, * 13. Dezember 1828 zu München, † ebenda 27. Dezember 1901. — Gewiß sind es nicht bloß Äußerlichkeiten, welche sich Generationen hindurch in den Familien forterben, sondern sicher haften auch nicht selten Neigungen und Begabungen an Kindern und Kindeskindern. Wie viele Beispiele lassen sich davon unter Künstlergeschlechtern aufzählen, unter denen sich nicht bloß der Kunsttrieb, sondern sogar die Kunstart, natürlich unter zeitgemäßer Fortentwicklung, erhalten zeigt. Eine von diesen Familien ist die der Kobell.

Schon im 18. Jahrhundert blühten die Künstlerbrüder Ferdinand, * 1740 in Mannheim, † 1799 in München, und Franz, * 1749 in Mannheim, † 1822 in München. In ihre Fußstapfen trat des ersteren Sohn Wilhelm, * 1766 in Mannheim, † 1855 in München. In seiner Art auch der Sohn des zweiten, Franz v. K., * 1803 in München, † 1882 daselbst, denn obwohl Gelehrter von Beruf und als solcher wohlverdient, erwarb er sich doch durch seine künstlerische Neigung zur Dichtkunst eine weitere und zweifellos dauerndere Berühmtheit denn als Mineraloge. Dieser Neigung folgte auch seine Tochter Louise, unter den schriftstellernden Frauen des vergangenen Jahrhunderts hervorragend.

Geboren zu München, war diese von Seiten beider Eltern eine K., denn auch ihre Mutter Karoline, eine Tochter des obengenannten Wilhelm, trug den Namen K. schon in der Wiege. Kein Wunder, daß Louise schon als junges Mädchen das Vaterhaus erfüllt sah von Literatur und Kunst, wozu noch die Anregung kam, daß sie fast ein Jahr mit ihren Eltern in Griechenland verlebte, wohin Franz v. K. im Gefolge des Königs Otto von Griechenland gelangt war. Und als sie sorgfältig erzogen und gebildet in ihre reiferen Jahre gelangte, hatte sie die Stellung ihres Vaters in die Kreise eines Liebig, Bluntschli, Thiersch, Julius Braun, Dingelstedt, Dönniges usw. gebracht, wie sie auch im Hause W. v. Kaulbachs mit dem Kunstleben Münchens in enge Beziehung trat, die es auch mit sich brachte, daß sie zeitlebens der bildenden Kunst eine begeisterte Hingebung widmete. Im Elternhause selbst

traf sie mit den Dichtern Victor v. Scheffel und Wilhelm Hertz zusammen, welche ihrer eigenen poetischen Arbeit manchen Anlaß gaben, während die langjährige und bis an den Tod Döllingers dauernde Freundschaft mit diesem großen Kirchenhistoriker nicht bloß ihren historischen Sinn mächtig anregte, sondern namentlich ihren Blick für die Zeitgeschichte schärfte und klärte.

Gleichwohl trat sie selbst erst verhältnismäßig spät an die Öffentlichkeit. Erst nachdem sie sich im September 1857 mit dem einer angesehenen Juristenfamilie angehörenden August v. Eisenhart, * 3. November 1826 in München, als Jurist in engeren, als Reisegenosse Victor v. Scheffels auch in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt, verbunden, und in den folgenden Jahren sich ganz den Gatten- und Mutterpflichten gewidmet hatte, begann sie ihrer glänzenden Begabung zunächst dadurch Rechnung zu tragen, daß sie für ihre Kinder wie für Freundeskreise Gelegenheits- und andere Gedichte schrieb. Für ihre spätere kunst- und kulturgeschichtliche Tätigkeit grundlegend aber wurde ihre Gepflogenheit, in ausführlichen Tagebüchern ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen niederzulegen, wozu sie bald nicht mehr bloß im Hause ihres Vaters reichliches Material, sondern auch durch die Stellung ihres Gatten Veranlassung in Fülle fand.

Denn v. Eisenhart war 1867 ins kgl. Kabinet berufen und 1869 zum Sekretär Seiner Majestät des Königs ernannt worden, somit in der kritischen Zeit des großen Krieges und der Entwicklung des deutschen Reiches, in welcher er, als Staatsrat im ordentlichen Dienst den bedeutungsvollen politischen Umgestaltungen unmittelbar nahe, in der Umgebung des Königs war und bis 1876 verblieb. Waren es auch nicht die hochpolitischen Fragen, welche der diskrete Gatte im Familienkreise besprach, so konnten doch persönliche Verhältnisse, welche übrigens auch sonst kein Geheimnis waren, nicht von den Gesprächen ausgeschlossen bleiben. Louise v. K. hatte die erfreuliche Eigenschaft, von den Ereignissen und persönlichen Verhältnissen vorwiegend die Lichtseiten zu sehen und festzuhalten, wenn ihr auch bei ihrer Bekanntschaft mit den Hofkreisen und einflußreichen geistreichen Menschen manche Schatten nicht entgangen sein konnten. Diskret und feinfühlig behielt sie alles bei sich, was ihrer schönen und liebenswürdigen Seele widerstrebend war.

Vorerst freilich waren es mehr novellistische und kulturgeschichtliche Dinge, die sie von den siebziger Jahren an für die Veröffentlichung schrieb. So »Nordseebilder«, ein hübsches Bändchen von Strandgeschichten aus den Ferien- und Badezeiten ihres Gatten, bei Soldau in Norderney 1881 erschienen. Diesen folgten verschiedene Aufsätze in »Über Land und Meer« und in der »Illustrierten Zeitung«, humoristische Erzählungen und Kulturbilder aus der Jetztzeit in den »Fliegenden Blättern«, Biographien und historische Essays in der »Deutschen Revue« und Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«, von welchen wir die Königin Elisabeth und ihre Zeit, Dekamerone und Isabella von Bourbon hervorheben. Auch ihr »Parsival, eine Sage« (1888) wurde viel gelesen.

Ihre kunst- und kulturgeschichtliche Tätigkeit hatte sie mit Aufsätzen über die Brunnecker Trinkstube, über die Schatzkammer und die Reiche Kapelle in der Münchener Residenz, über das Münchener Zeughaus usw. begonnen, Arbeiten, welche zumeist in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung und in der Wiener Neuen Freien Presse niedergelegt sind.

Eine Reihe von Jahren beschäftigte sie dann das Studium der Miniaturkunst, welchem sie eine beträchtliche gelehrte Arbeit an der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und eine Fülle von Literaturauszügen widmete, eine Ar-

beit, zu welcher sie auch ihre bedeutenden Sprachenkenntnisse hervorragend befähigten. Das Prachtwerk »Kunstvolle Miniaturen und Initialen aus Handschriften des 4.—16. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der in der Hof- und Staatsbibliothek zu München befindlichen Manuskripte; geschichtliche Beiträge von L. v. Kobell«, 1890, ist ein Werk von bleibender Bedeutung, das auch eine 2. Auflage erlebte und durch die goldene Ludwigsmedaille geehrt wurde. Eine überaus reiche Ausstattung in Albertotypie, wie der anziehende, historische Begleittext, dessen Wärme, Faßlichkeit und Übersichtlichkeit wie keine andere Publikation dieses Gegenstandes in den schwierigen und spröden Stoff einführt, machen das Werk in hohem Grade verdienstlich.

Die darauf folgende Arbeit war »Ignaz v. Döllinger« (1891), auch in englischer Übersetzung erschienen; in den wichtigsten Teilen dadurch von hoher Bedeutung, daß die Verfasserin durch 12 Jahre hindurch, an der Seite ihres Gatten den gelehrten Stiftspropst auf den allwöchentlichen Spaziergängen im Englischen Garten geleitend, Gelegenheit gefunden hatte, die Urteile des greisen Forschers über historische und zeitgenössische Fragen in ihrem Gedächtnis aufzuspeichern.

Der Verkehr mit Döllinger kam zum Teil auch dem nächsten größeren Werke L. v. K.s zu statten, das »Unter vier Königen« betitelt, 1894 in zwei Bänden erschien, unter den Memoiren der Neuzeit eine nicht geringe Rolle spielt und selbst für die bereits fernerliegende Zeit der Epoche König Max' I. und Ludwigs I. (Philhellenismus und 1848er Revolution) manchen beachtenswerten Beitrag lieferte. In rascher Folge gingen diesem Hauptwerke kleinere Arbeiten zur Seite, wie König Ludwig II. und Bismarck, König Ludwig II. und die Kunst, die Königsschlösser, namentlich aber die schöne Erzählung »Marie Alphonse« (1894) und »Münchener Porträts, nach dem Leben gezeichnet«, und zuletzt ein feinsinniger Essay »Farben und Feste«.

Die tätige Frau verabsäumte bei dieser umfänglichen Produktion ihre häuslichen Pflichten keineswegs. Den ihr Näherstehenden bleibt es in rührender Erinnerung, wie sie ihren nervenkranken Gatten pflegte und durch die Straßen Münchens geleitete. Auf die Freude, ihre Tochter Helene 1882 an den bekannten Mineralogen und Geologen Dr. Konrad Oebbeke, Prof. am Münchener Polytechnikum, vermählt zu sehen, folgte 1895 der herbe Schmerz, ihrem einzigen Sohn Heinrich, als dieser bereits seine ärztliche Praxis eröffnet hatte, ins Grab zu sehen. Jetzt bot ihr die schriftstellerische Tätigkeit hauptsächlich Trost und Zerstreuung. Reisebeschreibungen und zehn ihrer Enkelin Emma Oebbeke gewidmete Jugenderzählungen füllten ihre Zeit, und noch am Tage vor ihrem Tode erschien in den »Münchener Neuesten Nachrichten« eine kleine Weihnachtsgeschichte: »Der alte Plunder«.

Am 27. Dezember 1901 erlosch ihr ebenso rühriges wie erfolgreiches Leben.

F. v. Reber.

Wallner, Agnes, Schauspielerin, * 22. Dezember 1824 in Leipzig, † 23. September 1901 in Berlin. — Das zwölfte Kind eines armen Krämers Kretzschmar kam Agnes, früh verwaist, in die Armen-, dann in die Balletschule ihrer Vaterstadt. Der damalige Leipziger Theater-Kassier Robert Blum nahm das Kind zu sich ins Haus. Nach Blums standrechtlicher Hinrichtung in Wien wurde Agnes von Cerf an das Berliner königsstädtische Theater engagiert, wo sie den vierzehn Jahre älteren Franz Wallner kennen lernte, der sie 1848 heiratete. Mit ihrem Gatten, der Theaterdirektor in Freiburg und Posen

wurde, wagte sie im Vertrauen auf ihre bedeutende schauspielerische Kraft eine Bühne in Berlin zu leiten. Zuerst das königsstädtische Theater, hernach das neugebaute Wallnertheater. Dort hatte Agnes W. zumal in Pariser Sittenbildern, in *Demi-monde*, als Kameliendame etc. außerordentliche Erfolge. Nach der Verpachtung des Wallnertheaters an Lebrun zog sich auch Agnes von der Bühne zurück. Zum letztenmal trat sie 1875 in einer Festvorstellung für das Niederwalddenkmal auf. 1899 ließ sie ihre von Hans Blum redigierten Denkwürdigkeiten drucken.

Eisenberg. Großes biographisches Lexikon. — J. Landau. Thalia. Wien 1902. S. 514.

Götze, Emil, Sänger, * 19. Juli 1856 in Leipzig, † 28. September 1901 zu Berlin. — Ursprünglich Kaufmann, entdeckte G. in jungen Jahren durch gelegentliche Mitwirkung in Liebhaberkonzerten seinen prächtigen Tenor. Gustav Scharfe in Dresden bildete ihn aus. 1878—1881 wirkte G. am Dresdener Hoftheater. Darnach kam er nach Köln, wo er rasch zu einer Berühmtheit wurde. Oft zu Gastspielen an die ersten Bühnen, Wien, Berlin, München etc. geladen, mußte G. 1885 eines Stimmleidens halber eine Weile pausieren; nach der Heilung nahm G. keine feste Stellung mehr an. Zum kgl. preußischen Kammersänger ernannt, gastierte er fortan nur noch, bis eine jähe Herzlähmung dem Leben des kraftvollen Sängers unversehens und vorzeitig ein Ziel setzte. »Was sich mit einer frisch zugreifenden Sinnlichkeit, mit ungebrochener Gesundheit des Leibes und der Seele, mit warmer, ungeschminkter Empfindung erreichen läßt, das erreicht G. sicher und siegreich«: urteilte Hanslick über den Künstler in dessen Blütezeit. Karl Krebs äußerte sich nach G.s Heimgang etwas kühler: »G. war mehr durch seine glänzenden Stimmittel, die, solange er auf der Höhe stand, unvergleichlich genannt werden durften, und durch ein impulsives Gesangstemperament ausgezeichnet, als etwa durch ein nachdenkliches Sichversenken in den Geist einer Rolle oder durch die stilsichere Einfühlung in ein dramatisches Ganzes. Darin war ihm Heinrich Vogl z. B., den er stimmlich weit hinter sich ließ, unendlich überlegen. G. sang und spielte aus warmem Herzen heraus. Persönlichkeiten, die durch einen Wurf gewonnen werden konnten, Lohengrin, Tannhäuser, ja selbst Stolzing, vermochte er hinreißend darzustellen, auch lyrische, naive Helden gelangen ihm wohl. Aber nie hätte er einen Tristan bilden können.«

Eisenberg. Großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne 1903. — Karl Krebs: Emil Götze. Deutsche Thalia. Wien 1902. S. 505.

Braun, Ernst Vincenz, Direktor der niederösterr. Landes-Gebär- und Findelanstalt in Wien, k. k. Reg.- und Sanitätrat, * 9. Januar 1847 in Wien, innere Stadt Nr. 1084, † 28. Juli 1901 in Maria Enzersdorf. — B. wurde als der zweite Sohn eines Wiener Arztes, dessen erster sich dem Bankfache zugewendet hatte, schon in früher Jugend für den ärztlichen Beruf ausersehen. Er erhielt seinen ersten Unterricht in Wien und legte im Jahre 1864 im Schottengymnasium die Reifeprüfung ab. In demselben Jahre wurde er an der medizinischen Fakultät der Wiener Universität immatrikuliert und hier wandte er nach Erledigung der Vorstudien seine ganze Aufmerksamkeit der Geburtshilfe und Gynaekologie zu. Infolge des großen Fleißes, mit welchem er seine ganze freie Zeit dem Aufenthalte an den Kliniken dieses Faches widmete, hatte er schon während der Studienzeit Gelegenheit, sich hierin vielfach praktisch

zu betätigen und er erzählte oft mit Stolz, daß er schon als Student mehr geburtshilfliche Operationen gemacht habe, als mancher junge Arzt nachher als Operationszögling auszuführen Gelegenheit hatte. — So konnte es nicht fehlen, daß er sich auch nach Vollendung seiner Studien ganz seinem Lieblingsfache zuwandte. Er wurde 1870 Doktor der Medizin, Magister der Geburtshilfe und Doktor der Chirurgie. Noch vor Erlangung des letzten Grades war er an der Zahlabteilung der n.-ö. Landes-Gebär- und Findelanstalt als Sekundarius angestellt worden, am 25. Januar 1872 wurde er ebendaselbst Hausarzt. Als solcher hat er am 21. November 1874 geheiratet; seine Ehe blieb kinderlos. 1879 wurde er Primarius an derselben Anstalt. In dieser Stellung hat er seine ganze Arbeitskraft dieser Abteilung der Gebäranstalt gewidmet und dieselbe durch Einführung aller praktischen und wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiete der Geburtshilfe auf eine Höhe gebracht, die sich am deutlichsten in der stetig zunehmenden Inanspruchnahme der Zahlabteilung durch die besseren Kreise der Gesellschaft ausdrückte.

Äußere Verhältnisse veranlaßten ihn, sich um die Stelle des Direktors der noe. Landes-Gebär- und Findelanstalt zu bewerben, welche ihm im Jahre 1888 zunächst provisorisch und im Jahre 1890 endgiltig verliehen wurde. Damit hat er allerdings der praktischen Ausübung seines Sonderberufes entsagt, aber er bewahrte allen einschlägigen Fragen eine ungeteilte Aufmerksamkeit und wußte sich als Direktor einer so großen und vielgliedrigen Anstalt durch seine Kenntnisse und seine Umsicht die Anerkennung seiner Fachkollegen und seiner vorgesetzten und auch der staatlichen Behörden zu erwerben. Die letztere kam wiederholt in Anerkennungsschreiben des noe. Landesausschusses und in seiner Ernennung zum k. k. Regierungsrate am 1. Dezember 1897 zum Ausdrucke. Besonders lobend wurde seine Umsicht und Entschlossenheit anerkannt, mit der er alle Vorkehrungen getroffen hatte, um die Gebäranstalt sowohl als auch die Findelanstalt vor der im Jahre 1898 drohenden Pestgefahr zu bewahren.

Da mit der Stelle eines Direktors auch die Tätigkeit als Primarius an der Findelanstalt verbunden war, so widmete er sich während dieser Zeit auch mit großem Eifer dem Studium der Säuglingsernährung, -pflege und -behandlung sowie der Impfung. Es ist sein unvergängliches Verdienst, für die mit Ophthalmo-Blennorrhoea behafteten Säuglinge eine abgesonderte Abteilung geschaffen und so die Übertragung im Hause, welche vorher viele Kinder betroffen hatte, vollständig beseitigt zu haben; seinem verständnisvollen Wirken ist die Entstehung einer staatlichen Impfstoffgewinnungsanstalt für animale Lymphe und seinen wiederholten Vorstellungen ist es in erster Linie zu danken, daß die unzeitgemäße und nicht ungefährliche Fortpflanzung der Lymphe von Arm zu Arm in der Findelanstalt abgestellt werden konnte.

Besonders warmen Anteil schenkte er der Frage des Kinderschutzes überhaupt und auf Grund von eingehenden Vorstudien über diesen Gegenstand erstattete er im Jahre 1899 ein Gutachten im noe. Landessanitätsrate — dem er seit 30. April 1870 als eines der tätigsten und fähigsten Mitglieder angehörte — »über Mißstände bei Haltung von Kost- und Pflegekindern«, welches in Druck gelegt wurde und als bahnbrechend in dieser Frage angesehen werden kann. Eine aus denselben Vorstudien sich ergebende Arbeit über eine gründliche Neugestaltung des Findelwesens und der Kostkinderpflege konnte er leider nicht mehr in Angriff nehmen, da sich schon in dieser Zeit die zunächst unbestimmbaren Zeichen einer alsbald rasch fort-

schreitenden Gefäßverkalkung bemerkbar machten, welche ihm alle Arbeitslust und -fähigkeit raubte und ihn zwang am 24. Mai 1901 in den dauernden Ruhestand zu treten. Mißmutig über die erzwungene Untätigkeit lebte er nur mehr kurze Zeit in Maria Enzersdorf bei Mödling, wo ihm am 28. Juli 1901 ein rasches und schmerzloses Ende durch Gefäßberstung zuteil wurde.

Wien im Februar 1903. Primarius Dr. Gustav Riether.

Tenner, Eduard, Maler, * 24. April 1830 in Zweibrücken, † 23. April 1901 in Karlsruhe. — T. ist als Sohn des kgl. bayerischen Untersuchungsrichters Franz Tenner in Zweibrücken geboren. Seine Jugend verlebte er nach dem frühen Tode des Vaters bei einem Onkel in Heidelberg, wo er auch das Gymnasium absolvierte, um sich dann an der dortigen Universität sowie in München dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Durch den plötzlichen Tod seines Onkels nach Heidelberg zurückgerufen, sah er sich gezwungen, dessen Buchdruckerei zu übernehmen und die juristische Laufbahn aufzugeben.

Seine während des Münchener Aufenthaltes erwachte Liebe zur Kunst veranlaßte T. aber, mit seiner jungen Frau Elise geb. Reiffel aus Heidelberg im Jahre 1867 nach Karlsruhe überzusiedeln und sich im Herbst 1868 an der dortigen Kunstschule aufnehmen zu lassen. Unter Gudes und Des Coudres Leitung, dabei im Verkehr mit Lessing und Riefstahl hat er vier Jahre lang die Anstalt besucht und sich zu einem tüchtigen Landschaftsmaler ausgebildet. Das bayerische Gebirge, der Bodensee, später Holland waren seine bevorzugten Studienplätze. An der Küste der Nordsee entstanden seine besten Werke, unter andern auch das in der Karlsruher Kunsthalle befindliche große Strandbild von Scheveningen bei stürmischer See. Im Jahre 1872 als Inspektor an der großh. Kunstschule angestellt, wurde T. 1878 auch zum Professor und Lehrer des Unterrichts in der Perspektive an dieser Anstalt ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode am 23. April 1901 geblieben ist.

Er war ein Mann von universeller Bildung, edler Gesinnung und echter Begeisterung für die Kunst. Seine Bilder verraten eine feine Beobachtungsgabe. Bei sorgfältigster Technik und Durcharbeitung fehlte ihnen doch alles kleinliche. T. wird stets mit Ehren unter den Landschaftern und Lehrern der Karlsruher Schule älterer Richtung genannt werden.

A. v. Oechelhäuser.

Pernice, Lothar Anton Alfred, Romanist, * am 18. August 1841 zu Halle, † 23. November 1901 zu Berlin. — Er war jüngstes Kind des Kurators der Universität Halle, Ludwig Wilhelm Anton P. (1799—1861, vgl. Allg. D. Biogr., 25, 387), bestand vor nicht ganz vollendetem 17. Lebensjahre das Abiturientenexamen, wurde aber noch auf ein halbes Jahr in die Lehre des Philologen Corssen (1820—1875, vgl. Allg. D. Biogr., Bd. 4, S. 504) nach Schulpforta geschickt, welcher Unterricht ihn sehr förderte. Er studierte dann in Halle, Göttingen und Tübingen Philologie und Jurisprudenz, machte zuerst am 14. Juli 1862 in Leipzig den philosophischen Doktor und am 27. April 1863 den juristischen Doktor in Halle mit der Dissertation »*de comitibus palatii commentatio prior*«. Nach einigem Schwanken über seine weitere Laufbahn begab er sich noch in diesem Jahre nach Greifswald, um praktisch bei Gericht zu arbeiten. Hier kam er in Verkehr mit den Professoren Usener, Michaelis, Grohe, Koenigsberger, E. J. Bekker und Hermann Witte (1833—76, Sohn von Karl Witte), ging nach Halle zurück und machte als Reserveoffizier den

böhmischen Feldzug mit. Er wurde im Walde von Sadowa am Arm durch einen Schuß schwer verletzt; erst nach Jahren brachte eine Operation von Volkmann (1830—89, vgl. Krause, zur Erinnerung an R. v. Volkmann, Berlin 1890) völlige Wiederherstellung. P. habilitierte sich, ursprünglich zwischen deutschem und römischem Recht schwankend, für letzteres 1867 unter dem Einflusse von E. J. Bekker. Jenem Gebiet galt die in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber, I. Sektion, Bd. 78, S. 132—171, veröffentlichte Arbeit über »Graf«, diesem der Festgruß zum 50jährigen Doktorjubiläum von Karl Witte (1800 bis 1883, vgl. Allg. D. Biogr., Bd. 43, S. 595—599) im Jahre 1864 »*De ratione quae inter praetorem et judicem intercedit observatiunculae*« und die wichtige Arbeit »Zur Lehre von den Sachbeschädigungen nach römischem Rechte«, Weimar 1867, die zeitlich zusammentraf mit einer Schrift von Karl Lueder (1834—95, vgl. *Annuaire de l'institut de droit international* XIV, 323) »Die Vermögensbeschädigung«, Leipzig 1867. Nach Habilitation in Halle am 22. Mai 1867 wurde er am 6. August 1870 Extraordinarius und am 18. November 1871 Ordinarius mit Lehrauftrag für Strafrecht, was sich aber schon 1872 durch Berufung nach Greifswald für römisches Recht änderte. Dort heiratete er und kehrte 1877 als Romanist nach Halle zurück, endlich zu seiner Befriedigung 1881 nach Berlin berufen, wo er in nahe Beziehungen zu Theodor Mommsen trat (1817—1903, vgl. C. Bardt, Th. Mommsen Berlin 1903). Schon seit 1867 arbeitete er an dem Hauptwerke seines Lebens, für das er sich die Darstellung von Sein und Wirken des Marcus Antistius Labeo gewählt hatte, während nach und nach daraus sich ein lebendiges Bild von dem Werden und Wachsen des Römischen Rechts entwickelte, wie ein solches bis dahin die Wissenschaft noch nicht besaß. Der erste Band erschien in Halle 1873, der zweite 1878, die 1. Abteilung des dritten 1892; dann folgte eine Überarbeitung des zweiten Bandes in 1. Abteilung 1895, die erste Hälfte der 2. Abteilung 1900 — ein Werk, das das staunenswerte Wissen eines Mannes bekundet, der gleich hervorragend als Philologe wie als Jurist war. Hiermit sind seine Aufsätze in der Savigny-Zeitschrift zu verbinden, in deren Redaktion er 1880 von Bruns, Böhlau (1833—87, vgl. Allg. D. Biogr., Bd. 47, S. 68—73) und Paul von Roth (1820—92) für die romanistische Abteilung kooptiert worden war. Sie erschienen, sehr bezeichnend als »Parerga« betitelt, in dieser Zeitschrift Bd. XVI, 48—103; XVIII, 1—135, 300; XXII, 195—260; XXVI, 246—287; XXVII, 135—182; XXX, 167—251; XXXII, 82—183; XXXIII, 127—171; XXXV, 59—95 und als »*Amoenitates juris*« in Bd. XX, Heft 1, S. 91—112; Heft 2, S. 113—139. Einige dieser Arbeiten sind in der Berliner Akademie der Wissenschaften gelesen, die letzte am 21. März 1901. In diese Akademie war P. am 6. März 1884 (neben Heinrich Brunner) gewählt worden. Seine Antrittsrede gibt den besten Aufschluß über seine wissenschaftliche Richtung (Sitzungsberichte 1884, S. 731—734); ihm antwortete Theodor Mommsen (734—735). In den Sitzungsberichten erschienen seine vortrefflichen Arbeiten über »Ulpian als Schriftsteller« (1885, I, 443—484) und »Zum römischen Sakralrechte« (1885, II, 1143—1169 u. 1886, II, 1169 bis 1203). In der Festgabe für Gneist (Berlin 1888) schrieb er »Formelle Gesetze im Römischen Recht«, in der für Dernburg (Berlin 1900) »*Die sog. res communes omnium*«, endlich viele Rezensionen in Goldschmidts Zeitschr. für H. R., Conrads Jahrbb. für Nationalökonomie (N. F., I., 341—362), eine Überarbeitung eines Beitrags in v. Holtzendorffs Enzyklopädie (5) 1890 u. a. — Sein schwer zu schilderndes Naturell berührt in einigen Zügen E. J. Bekker

in seinem dem Freunde gewidmeten Nekrolog. Er hebt cholerisches Temperament, Gutmütigkeit, Willenskraft und Selbstbeherrschung hervor. Von manchem Kummer und Schmerz betroffen (er verlor frühzeitig seine Gattin Gertrud Behm), war er in letzter Zeit auch körperlich schwer leidend. Er erlag diesem Leiden am 23. September 1901.

Vgl. Nekrolog von E. J. Bekker in der Savigny-Zeitschrift, Bd. 22 (35 d. Zeitschr. für Rgesch.), roman. Abth., p. XVII-XXVI — Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1902, S. 73 — Abhandlungen dieser Akademie 1884, p. XXVIII — Geschichte derselben, bearbeitet von Adolf Harnack, Bd. I, zweite Hälfte, 989, 1030, 1046; Bd. III, Berlin, 1900 Gesamtregister bearb. von Dr. Otto Köhnke) S. 203, 549 — Chronik der kgl. Friedrich Wilhelms-Universität, Jahrg. XV, S. 7. — Prof. Kübler in der Deutschen Juristen-Zeitung 1901, S. 451—52. — Zarnckes Liter. Centralblatt 1894, Sp. 77—80. — Grünhuts Zeitschr. XXII, 314—325. — Krit. V. J. Schr. VI, 424—426.

A. Teichmann.

Gengler, Heinrich Gottfried Philipp, Rechtshistoriker, * am 25. Juli 1817 zu Bamberg, † am 29. November 1901 zu Erlangen. — Er war der Sohn des kgl. Rentbeamten Heinrich G. in Bamberg und seiner Ehefrau Josepha, geb. Pisani aus Rothenkirchen, besuchte bis 1835 das Gymnasium in Bamberg und bezog dann die Universität Würzburg, wo er nach damaliger Vorschrift zuerst die allgemeinen Wissenschaften studierte und nach bestandener philosophischer Endprüfung sich der Rechtswissenschaft als Fachstudium widmete. Seine Hauptlehrer waren hier v. d. Pfordten (1811—80, vgl. krit. V. J. Schr., XVII, 460—467) und Ringelmann (später Justizminister, 1803—70). Dann wandte er sich nach Heidelberg, wo er Schüler wurde von Thibaut (1772—1840, vgl. neuestens E. J. Bekker in »Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert«, 1903, Bd. I, 164—177), Mittermaier (1787—1867, vgl. v. Lilienthal, ebd., I., 222—236), Roßhirt (1793—1873, vgl. v. Lilienthal, ebd., I., 218—220), Zöpfl (1807—1877, vgl. Jellinek, ebd., I., 268—270) und K. S. Zachariä (1769—1843, vgl. Jellinek, ebd., I., 262—264). Nach Würzburg zurückgekehrt, hörte er u. a. noch bei Mich. v. Albrecht (1807—78, vgl. Allg. D. Biogr., Bd. 45, S. 742) und bestand im Oktober 1839 das theoretische Examen so vorzüglich, daß er dem Ministerium empfohlen wurde. Seinem juristischen Vorbereitungsdienst oblag er in Bamberg und entschloß sich dann zur Habilitation für strafrechtliche Fächer. Er erwarb in Gießen zuerst mit der Arbeit »*De Minerva dea eiusque apud Romanos cultu commentatio*« in absentia den philosophischen Doktorgrad, dann mit einer gewaltigen Dissertation (im Druck über 500 Seiten) »Die strafrechtliche Lehre vom Verbrechen der Vergiftung«, (Bamberg, 1842—43), in Erlangen am 18. August 1841 die juristische Doktorwürde, gleichfalls in absentia, »weil man dies angesichts des Wertes seiner Arbeit und schon bestandener Prüfungen bei dem fast furchtsamen Naturell des Kandidaten für gerechtfertigt erachtete«. Um aber zur Habilitation zu gelangen, mußte er sich 1842 noch der Staatsprüfung unterziehen; er bestand sie in allen Fächern mit erster Note, dann reichte er seine Habilitationsschrift »*de morgengaba secundum leges antiquissimas Germanorum*«, (Bamberg 1843) ein, disputierte lateinisch am 19. August 1843 und hielt gleichen Tages eine Probevorlesung über ein drei Tage vorher ihm mitgeteiltes prozessuales Thema. Erst nach Überwindung dieser und ähnlicher Schwierigkeiten konnte er Vorlesungen halten seit dem Wintersemester 1843/44. Er las zuerst über Verteidigungskunst (welches Kolleg ihm bei Mittermaier besonderes Interesse erregt hatte), daneben über deutschrechtliche Themata,

bis 1847 Gerber (1823—91) berufen wurde. Am 20. Mai 1847 erhielt er ein unbesoldetes Extraordinariat, erst vom 2. März 1850 ab einen Gehalt von jährlich 525 Gulden und einen »normamäßig« zu vergütenden Naturalbezug von 2 Scheffel Weizen und 5 Scheffel Korn. Nach Gerbers Weggang nach Tübingen wurde er am 18. Oktober 1851 zum ordentlichen Professor mit 1000 Gulden Gehalt befördert. Er hat dann bis 1893 in 50jähriger emsiger Lehrtätigkeit über alle Teile des deutschen Rechts sowie des bayerischen Partikularrechts, über Handels- und Wechselrecht, auch französisches Recht, Staats- und Völkerrecht sowie Verteidigungskunst im Strafprozeß gelesen und alle Phasen der modernen deutschen Rechts- und Staatsentwicklung mit patriotischem Sinne durchlebt und sich die auf einander folgenden Kodifikationen dieser und jener Gebiete völlig zu eigen gemacht. Sein Hauptinteresse in späterer Zeit galt namentlich der Geschichte der Stadtrechte. Unterstützt durch eine im Laufe der Jahrzehnte gesammelte einzigartige Bibliothek dieses Gebietes — sie ging durch seine Stiftung an die Universität Erlangen über — verfaßte er eine lange Reihe von Arbeiten, die von der mühseligsten Detailforschung Zeugnis ablegen. Es sind dies: »Deutsche Stadtrechte des Mittelalters«, 1852, neue Ausgabe, Nürnberg 1866. — *Codex juris municipalis Germanici medii aevi,* Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter, I., 1, 2, Erlangen 1863—64; I., 3, 4, Stuttgart 1867. — Deutsche Rechtsaltertümer, ebd. 1882. — Noch ausstehend sein noch in den letzten Lebenstagen im Manuskript zum Abschlüß gefördertes Lebenshauptwerk dieses Gebietes. Dem deutschen Privatrechte gewidmet sind die Schriften: »Das deutsche Privatrecht in seinen Grundzügen für Studierende erörtert«, Erlangen 1854 (nicht im Handel), 2. Aufl. 1859, 3. Aufl. 1876, 4. Aufl. 1892, das sich nach Gierkes Urteil (Deutsches Privatrecht, 1895, S. 93) in seiner neuesten Gestalt durch mancherlei Vorzüge auszeichnet und sich in fortdauerndem Gebrauch behauptet — und sein »Lehrbuch des deutschen Privatrechts«, Erlangen, 1854/55 und 1862. Die Rechtsgeschichte behandeln folgende Arbeiten: »Quellengeschichte und System des im Königr. Bayern mit Ausschluß der Pfalz geltenden Privatrechts«, Bd. I, Erlangen 1846. — »Deutsche Rechtsgeschichte im Grundriß«, ebd. 1849. — »Des Schwabenspiegels Landrechtsbuch«, ebd. 1851, 2. Aufl. 1875. — *De codice saeculi XV. Erlangensi inedito«*, ebd. 1854. — »Das Hofrecht des Bischofs Burchard von Worms«, ebd. 1859 (Festschrift für Mittermaier). — »Über Aeneas Sylvius und seine Bedeutung für die deutsche Rechtsgeschichte«, ebd. 1860. — »Germanische Rechtsdenkmäler. Leges, Capitularia, Formulae. In Auszügen und Proben mit Einleitung, ergänz. Geschichtszeugnissen, Anmerkungen und Glossar«, ebd. 1875. — »Ein Blick auf das Rechtsleben Bayerns unter Herzog Otto I. von Wittelsbach«, ebd. 1880. — »Beiträge zur Rechtsgeschichte Bayerns«, Erlangen u. Leipzig 1889, 1891, 1892, 1894; — endlich »Die deutschen Städteprivilegien des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts« (in der Erlanger Festschrift zum 80. Geburtstage des Prinzregenten Luitpold), Erlangen 1901. — Im Umgange war G. von namenloser Bescheidenheit und großer Höflichkeit. Eine lateinisch verfaßte Rede ließ er deutsch erscheinen unter dem Titel »Über den Einfluß des Christentums auf das altgermanische Rechtsleben«, Erlangen 1855, um seinen Zuhörern einen Beweis seiner Anerkennung bezw. Hochachtung für ihren ausharrenden Fleiß zu geben. Von vielen Auszeichnungen sei nur erwähnt seine Ernennung zum Geheimrat (1893) und die Verleihung des philosophischen Ehrendoktorats in Erlangen

(1897). Im Kreise seiner ihn wahrhaft vergötternden Familie — von fünf Kindern der im Jahre 1844 mit Katharina Adler in Bamberg geschlossenen glücklichen Ehe lebten noch drei — feierte er 1894 die goldene Hochzeit, verlor aber leider gerade am Hochzeitstage (18. Februar) im Jahre 1896 seine treue Lebensgefährtin. Mehr als 130 ordentliche Professoren hatte er an sich vorüberziehen sehen. Bis in die letzten Tage erfreute er sich ungeschwächter Geisteskraft. 1893 ließ er sich von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen entbinden, verblieb aber, auf anderem Gebiete schätzbare Dienste leistend, im Verbande der Universität. Sanft entschlief der unermüdliche Arbeiter am 29. November 1901, den Kommenden ein leuchtendes Vorbild von Edelsinn und Pflichttreue.

Nach dem Nekrolog von Emil Sehling in der Zeitschr. der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Bd. 23, germ. Abt. (1902) p. V—XIII. — Übersicht des Personalstandes der Universität Erlangen im Wintersemester 1901/02, S. 7. — Beilage zur Allg. Ztg. 1901, Nr. 276, S. 8. — Archiv des Kriminalrechts, N. F., 1842, S. 464—469. — Göttinger gelehrte Anzeigen, September 1843, Stück 154, 55, S. 1530—1543. — Krit. Vierteljahrsschrift, Bd. 34, S. 354; Bd. 37, S 53. — Revue historique 41, 394. — Nouv. Revue histor. I, 273. — Zarnckes Lit. Centralblatt 1877, Sp. 421. — Sybels Histor. Zeitschr. V, 254; XI, 422; XIII, 485; XIX, 374; LXXXVIII, 384. — Grünhuts Zeitschr. VI, 235—238; XVII, 654.

A. Teichmann.

Eck, Ernst Wilhelm Eduard, Geh. Justizrat und Professor des römischen Rechts, * 21. August 1838 in Berlin, † daselbst 6. Januar 1901. — Er war der jüngste Sohn des Dr. Wilhelm Eck, Prof. der Medizin und Direktors der Pepinière in Berlin († 9. Dezember 1848, vgl. Hirsch, biogr. Lexikon VI 733/4), wurde 1847—1851 auf dem Friedrich Werderschen Gymnasium vorgebildet, bezog Ostern 1851 die Schule zu Pforta, auf der bei ihm, wie bei so vielen andern, die Begeisterung für das klassische Altertum geweckt wurde. In einer lateinischen Ode begrüßte er 1856 den Amtsantritt des neuen Rektors dieser Schule, Carl Ludwig Peter (1808—1893), wie er später bei der 35jährigen Jubelfeier dieser Anstalt im Jahre 1893 eine Festode für die Übergabe der von alten Pförtnern gestifteten Kirchenfenster verfaßte. Von Ostern 1857 an studierte er in Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaft, in seinen Studien hauptsächlich gefördert von v. Vangerow (1808—1870, vgl. neuestens E. J. Bekker in der Festschrift der Universität Heidelberg 1903, Bd. I, 178 bis 186, bez. 46—54 des Sep. Abdr.) und von Aemilius Ludwig Richter (1808 bis 1864, vgl. Hinschius, zur Erinnerung an Richter, Weimar 1865). Er promovierte in Berlin am 27. März 1860 mit der Arbeit »*De natura poenarum secundum jus canonicum*« zum Doktor der Rechte, wurde 1865 Gerichtsassessor und sofort im Handelsministerium beschäftigt, wo er den Entwurf einer Strandungsordnung ausarbeitete, der die Grundlage des RG. vom 17. Mai 1874 bildet. Am 27. Juli 1866 habilitierte er sich an der Universität Berlin für römisches Recht und Zivilprozeß. Auf letzterem Gebiete hat er eine Arbeit über die Abweisung angebrachter Maßen entworfen (im Nachlaß vorgefunden). Nach Verheiratung im Jahre 1870 und Ernennung zum außerordentlichen Professor im Jahre 1871 folgte er 1872 einem Rufe nach Gießen, 1873 einem weiteren nach Halle, 1877 nach Breslau und endlich 1881 einem solchen nach Berlin, wo er mit A. Pernice († 23. September 1901 s. o. S. 184) den Pandektisten Carl Georg Bruns (vgl. E. Landsberg in Allg. d. Biog. 306 bis 312) ersetzen sollte. Als juristischer Schriftsteller von vollendeter Stoffbeherrschung und höchster Klarheit der Form hatte er bis dahin erscheinen

lassen die Schrift »Die doppelseitigen Klagen des römischen und gemeinen Rechts«. Berlin 1870, worin er den Nachweis unternahm, daß es weder in jenem noch in diesem Klagen gebe, bei denen der Kläger zugleich die Stellung des Beklagten habe — dann die einer sehr praktischen Frage gewidmete Arbeit »Über die Verpflichtung des Verkäufers zur Eigentumsgewährung nach römischem und gemeinem Recht« (in der Hallenser Festschrift) 1874 — auch »Die neue deutsche Zivilprozeß-Ordnung« (deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 26) Berlin 1873 und Beiträge zu v. Holtzendorffs Enzyklopädie und Rechtslexikon, sowie einen solchen über römisches Recht in O. Fischer, Rechtsforschung und Rechtsunterricht auf den deutschen Universitäten, Berlin 1893, S. 20—40. Daneben verfaßte er viele Kritiken neuerer juristischer Erscheinungen und zeichnete sich namentlich in seiner berühmtesten Vorlesung »Entscheidung ausgewählter Rechtsfälle« als Redner und Lehrer aus; in seinen römisch-rechtlichen Vorlesungen ergänzte er sich vortrefflich mit Pernice, und erwarb sich große Verdienste in Leitung der Arbeiten im juristischen Seminar. Für ihn war die Rechtsgeschichte nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck; ein solches Thema behandelte E. nur einmal, als er über die im Jahre 1887 in Pompeji gefundenen Geschäftsurkunden schrieb, in denen er eine zwischen Frauen geschlossene *mancipatio fiduciae causa* nachwies (Savigny-Ztsch. Bd. 22 (1888) S. 60—97, 151—152). Eine wichtige Arbeit war sein »Beitrag zur Lehre von den ädilicischen Klagen« (in der Festgabe für Beseler, Berlin 1885) — ebenso »Das gesetzliche Pfand- und Vorzugsrecht des Vermieters bei seiner Anwendbarkeit auf die unpfändbaren Sachen (in der Festschrift für Gneist) Berlin 1889, deren Resultate in § 559 letzter Absatz des B.G.B. Anerkennung fanden. Gleichen Erfolg erzielte er mit der Schrift »Die Stellung des Erben, dessen Rechte und Verpflichtungen in dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich« (in den Beiträgen von E. J. Bekker und O. Fischer, Heft 17), Berlin 1890. Nach der Publikation des B.G.B. übernahm er es, in Universitätsvorträgen in dieses neue Gesetzbuch einzuführen und errang dabei die größten Erfolge. Über 500 erfahrene Praktiker sammelten sich im größten Auditorium der Universität allwöchentlich während vier Semestern um sein Katheder und erfuhren durch ihn die größte Förderung in ihrem Wissen und Können. Leider war es ihm nicht beschieden, diese »Vorträge über das Recht des B.G.B.«, Berlin 1898, über den Anfang hinaus zu fördern (sie werden jetzt, nach Feststellung des Wortlautes fortgeführt und mit Anmerkungen versehen herausgegeben von Prof. Leonhard in Breslau, Berlin 1903/4). Eifrig beteiligte er sich an den Arbeiten des deutschen Juristentages, dessen Schriftführer er mehrere Jahre (1885) war, ebenso an denen der Berliner juristischen Gesellschaft, in die er 1888 eintrat, seit 1893 Mitglied des Vorstandes, seit 1896 erster Stellvertreter des Vorsitzenden. Einer der in dieser Gesellschaft gehaltenen Vorträge erschien 1893 »Zur Feier des Gedächtnisses von Bernhard Windscheid und Rudolf von Jhering.« Vorzeitig wurde er seiner emsigen, gedeihlichen Wirksamkeit, seinen Schülern, Jünglingen wie gereiften Männern, am 6. Januar 1901 entrissen. An ihm hatte man große Strenge gegen sich selbst, andern gegenüber große Bescheidenheit zu bewundern. In seinen Urteilen war er stets sachlich. Ein Freund der Geselligkeit, von feinem Humor, widmete er sich mit großer Uneigennützigkeit seinen Freunden. So gab er mit Aufwendung unsäglicher Arbeit seines Freundes Göppert (1838—1882, vgl. Allg. d. Biogr. Bd. 49) nachgelassene Schrift »Das Prinzip: Gesetze haben keine rück-

wirkende Kraft« (in Bd. 22 d. Jahrb. f. d. Dogmatik d. Privatrechts) heraus. Er wird geschildert als schlanke, biegsame Figur mit energischen Zügen, klangvoller Stimme, geistvollem und doch freundlichem Auge. Sein Andenken wurde geehrt in der Sitzung der Berliner juristischen Gesellschaft vom 15. März 1902. Bildhauer Künne fertigte eine Büste des Gelehrten.

42. Jahresbericht d. Berliner jurist. Gesellschaft S. 50; 43. Bericht S. 2. 68–76 (Gedächtnisrede des Prof. Dr. Schollmeyer) — Chronik d. kgl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Jahrg. XIV S. 6 — Deutsche Juristenzeitung 1901 S. 44 (Staub) und S. 61/2 (Prof. Leonhard) — Zeitschrift von Behrend und Dahn VIII, 540 — Krit. V. J. Sch. XIV, 532; XVII, 273, 613 — Zarnckes Lit. Centralblatt 1870 Sp. 1393; 1875 Sp. 1521 — Jenaer Literaturzeitung 1874 S. 652 — Grünhuts Zeitschrift II, 486 — Verhandlungen des 26. deutschen Juristentages III, 14 — Festgabe der juristischen Gesellschaft zu Berlin zum 50jährigen Dienstjubiläum ihres Vorsitzenden, des Wirklichen Geheimen Rats Dr. Richard Koch, Berlin 1903, S. 19, 29, 36. A. Teichmann.

Pagenstecher, Ernst, Romanist, * 30. Juni 1826 zu Elberfeld, † 10. Februar 1901 in Heidelberg. — Er stammte aus sehr alter, angesehener Nassauer Familie, die dem Vaterlande viele Gelehrte, namentlich Juristen, geschenkt hat. — P. war der dritte Sohn des praktischen Arztes Dr. H. A. Pagenstecher, der als junger Medizinalakzessist aus dem Nassauer Land nach Elberfeld gegangen war, wo er Julie Jung aus wohlhabendem Kaufhause heiratete, die ihrem Gatten gegenüber sich durch treueste Hingabe und Pflichttreue, ihren zahlreichen Kindern gegenüber als liebevollste Mutter auszeichnete. Im Elternhause herrschte der freie liberale Geist und gastfreundliche Sinn des Vaters, der alle hervorragenden Leute der damals recht kleinen Stadt (heute fünfmal größer) um sich sammelte. Schon in früher Kindheit befiel eine langandauernde Krankheit (Stimmritzenkrampf) den Knaben, der dadurch in der Entwicklung gehemmt, in sich gekehrt wurde und eigenartig eigene Wege ging. Erst in den Studentenjahren wurde er körperlich kräftig und widmete sich mit eisernem Fleiß und gutem Humor dem Studium, daneben vielfach und verschiedenes dichtend und eifrig dem Violinspiel hingegeben, dafür durch manchen schönen Erfolg belohnt. Aus Pietät gegen alte Familientradition studierte er seit 1845 in Heidelberg Rechtswissenschaft; ging 1846 nach Berlin und trat im Frühjahr 1847 als Freiwilliger beim Kaiser-Alexander-Garde-Infanterie-Regiment ein, wobei ihm sein Humor in manchen schwierigen Lagen, namentlich bei den Barrikadenkämpfen, treu blieb. Den September und Oktober 1848 brachte er bei dem Vater in Frankfurt a. M. zu, wo dieser als Mitglied der Nationalversammlung weilte, hatte dort Gelegenheit, sich etwas in den Akten des Bundestags umzusehen und mit dem Reichsjustizminister von Mohl (1799—1875) zu verkehren. Zur Doktorpromotion mit der Arbeit »*De confarreatione*« 1848 begab er sich nach Bonn, wo damals die Doktoranden einen Revers unterschreiben mußten, wonach sie auf die akademische Laufbahn verzichteten. In jugendlicher Unbefangenheit unterschrieb er den Revers und studierte nach mit großem Lobe abgelegter Prüfung eifrig weiter. Im Herbst 1850 machte er die Campagne mit, die in Bronnzell am 8. November endete, rückte dann über Siegburg und den Westerwald nach Nassau ein, wo er bis in den Frühling 1851 im Quartier verblieb und kehrte dann als Landwehrleutnant nach Bonn zurück. Als er sich hier im Juli zur Habilitation meldete, wurde er abgewiesen; ein Rekurs an den Minister von Raumer blieb erfolglos, wohl weil er Sohn eines gefürchteten Liberalen war. So sah sich Ernst gezwungen, nach Heidelberg überzusiedeln; unter dem Schutze von

Vangerows gelang ihm hier die Habilitation mit der Schrift »*De literarum obligatione, et de rationibus, tam domesticis quam argentariorum, commentatio juris romani*«, Heidelberg 1851. Im Jahre 1852 siedelten die Eltern mit zwei Kindern nach Heidelberg über, während der älteste Bruder Karl die väterliche Praxis in Elberfeld übernahm, aber schon mit 42 Jahren starb († 15. Juni 1865 vgl. Hirsch, biogr. Lexikon d. hervorrag. Ärzte IV, 461). Dort habilitierte sich 1856 der von Ernst besonders geliebte zweitälteste Bruder Heinrich Alexander (geb. 18. März 1825) zunächst für Geburtshilfe, später zur Zoologie übergehend, für welches Fach er 1865 ordentlicher Professor wurde. Das elterliche Haus wurde der Mittelpunkt einer fröhlichen und interessanten Geselligkeit, in das alte Elberfelder zahlreich zu Besuch kamen und in dem die Koryphäen der Universität wie Häusser, Bunsen, Kirchhoff, v. Vangerow u. a. verkehrten. Am 14. Mai 1853 verehelichte sich Ernst mit seiner Cousine Mathilde Horstmann, die, von sehr zarter Gesundheit, nach 12 Jahren am 4. Februar 1865 einer heimtückischen Lungenkrankheit erlag. Die älteste Tochter aus dieser Ehe heiratete den sächsischen Amtshauptmann v. Gehe, starb aber in einem Wochenbett, ein Söhnchen starb bald nach der Geburt und die zweite Tochter († 1882) brachte es nur auf 21 Jahre. Der Vater lebte in Muße seinen Studien, bis er im badischen Konkordatsstreit eine größere Rolle spielen und später als Mitglied der zweiten badischen Kammer wichtige Dienste leisten konnte. Er verstarb am 20. März 1869 im Alter von 70 Jahren (vgl. badische Biographien II, 114—119), die Mutter in Beatenberg (Kt. Bern) am 18. Juli 1872 (ebenda 119). Zum außerordentlichen Professor befördert, hatte sich inzwischen Ernst mehr und mehr von der akademischen Wirksamkeit zurückgezogen und trat erst wieder nach Erkrankung von v. Vangerows zu dessen Ersatz ein. Als dieser am 11. Oktober 1870 seinem Leiden erlegen, hoffte P. auf Beförderung. Sie blieb aus und auch eine Berufung nach Basel scheiterte daran, daß von »befreundeter« Seite berichtet wurde, er werde niemals Heidelberg verlassen! Enttäuscht und verbittert zog er sich von der Lehrtätigkeit zurück, wenn er auch noch einige Jahre Mitglied des Spruchkollegiums der Universität blieb und in seinem schönen Hause in der Plöck freundschaftlichen Verkehr mit ihn schätzenden Kollegen aufrechterhielt. Eifrig pflegte er Musik, hielt Quartettabende ab und entwickelte sich zu einem hervorragenden Schachspieler. Er reiste viel, namentlich in die Schweiz, wo ihn, wie so manchen andern seiner Kollegen, besonders die Schönheiten von Engelberg immer von neuem anzogen. In den achtziger Jahren befiel ihn eine halbseitige Gesichtslähmung als Vorbote schwerer, zu spät in ihrer wahren Natur erkannten Krankheit. Immer mehr schloß er sich in seine Klause ein und wurde seltsam: dies steigerte sich nach dem Tode seines Bruders Heinrich Alexander (4. Januar 1889). Die Paralyse machte weitere Fortschritte und legte fast alles lahm. Von diesem entsetzlichen Zustande befreite ihn der Tod erst am 10. Februar 1901. — In literarischer Beziehung sind noch zu erwähnen sein größeres Werk »Die römische Lehre vom Eigentum in ihrer modernen Anwendbarkeit«, drei Abtlgn., Heidelberg 1857 bis 1859 und »Pandektenpraktikum zu Puchtas Pandekten und Girtanners Rechtsfällen, mit Hinweisung auf die Lehrbücher von Arndts und v. Vangerow. Für Studierende und Praktiker dargestellt«, ebenda 1860. — Alle, die ihm näher gestanden, schätzten in ihm einen guten, treuen, ehrlichen, jedem Strebertum abholden Mann und beklagten auf das innigste sein über die Maßen trauriges Lebensende.

Nach gütigen Mitteilungen eines jüngeren Bruders, des Herrn Geheimrat Dr. med. Pagenstecher in Elberfeld — Zarnckes Lit. Centralblatt 1858 Sp. 90; 1860 Sp. 840; 1861 Sp. 437.

A. Teichmann.

Muellenbach (Pseudon. bis 1897: Lenbach), Leo Ernst Achilles, Romanschriftsteller, Novellist, Lyriker, * 3. März 1862 in Cöln, † 24. Juli 1901 in Bonn-Poppelsdorf. — M. wurde in der Nähe der Kirche Maria Lyskirchen geboren, nach der er einen Roman benannt hat, verlebte in Köln seine Jugend und besuchte das Friedrich-Wilhelmsgymnasium, wo besonders der verdiente Direktor und Historiker Oskar Jaeger, jetzt Professor an der Universität Bonn, auf ihn einwirkte. Dessen Einfluß und eigene Neigung führten ihn zum Studium der Philologie und Geschichte in Bonn. Besonders wandte er sich dem Altertume zu. Franz Buecheler und Arnold Schäfer verehrte er stets als Lehrer und Freunde. Kenntnisse und ein liebenswürdiges, stets hilfsbereites Wesen hatten um den Freund heiterer Geselligkeit bald ergebene Freunde versammelt; herzlich war das Verhältnis besonders zu den Jugendfreunden Wilhelm Bölsche und Otto von Königslöv. Man fand sich im klassisch-philologischen Verein zusammen, der unter seiner Leitung zu äußerem und innerem Wohlstand gedieh und unter seinen Mitgliedern zwar manchen Nichtphilologen, aber viele tüchtige Menschen sah. Nach der Promotion zum Dr. phil. wurde er Redakteur der Bonner Zeitung, fühlte sich aber bald im Joche des Journalismus beengt und wagte es deshalb nach seiner Verheiratung mit Josephine Gaßmann, seiner »lieben Frau Ute«, gestützt auf seine ersten Erfolge, die Schriftstellerei zum Beruf zu machen. Er zog nach Poppelsdorf, wo er zunächst in dem schlichten Hause »Igel« (nach dem stachlichen Wächter unter der Treppe) und dann in einer kleinen Villa »Edeligel« am botanischen Garten wohnte. Dort starb er an einem Krebsleiden, das ihn schon im letzten Jahre gequält hatte, ohne seinem tapferen Willen zum Leben mehr als zeitweilig Abbruch tun zu können, von einem großen Kreis von Freunden tief betrauert, zu denen die Besten seiner Zeit gehörten, wie Paul Heyse, Wilh. Jensen, Hans Hoffmann, Gustav Falke, Frau Schulze-Smidt, Pantenius und Zobeltitz, das Haus Cajetan u. a. m.

Unter seinen Romanen haben Motive aus seinem Leben verwandt der Journalistenroman »Die Hansebrüder«, in dem sich vielfach seine Studenten- und Redaktionsjahre spiegeln, »Waisenheim« und der letzte Roman »Maria«, der das traurige Ende vorauszusehen scheint und damit künstlerisch fertig zu werden sucht. Er ist ganz verinnerlicht und bewegt den Leser auf das tiefste. Sonst ist der Zeitroman, in dem er nicht ganz unbefangen erscheint, nicht das Beste, wie er überhaupt keine ursprüngliche Begabung für den Roman besaß, dessen straffe Notwendigkeit seinen Schöpfungen abging. Trotzdem hat er bedeutsame Romane geschrieben, bedeutsam vor allem wegen des lebendigen rheinisch-historischen Milieus, besonders in den »Siebolds von Lyskirchen.« Er war ein glänzender Kulturhistoriker und besaß eine aus natürlicher Begabung und großen Kenntnissen erwachsene Intuition für Zeitstimmungen, ähnlich wie Conr. Ferd. Meyer und Scheffel. Er hätte einen Lehrstuhl für Kulturgeschichte geziert. Aber er ist zunächst Novellist, und als solcher hat er ganz einzige kleine Kabinettstücke feinster Arbeit voll goldnem Humor geschrieben, anfangs in romantischer sprudelnder Erfindung, später psychologisch vertieft und in der Handlung immer mehr vereinfacht. Wo sich seine historische Milieukunst mit dieser novellistischen Begabung einte,

sind seine besten Dichtungen entstanden, wie »Franz Friedrich Ferdinand«, »Die Klausner von Hemberg« (Aphrodite), »Die Weisheit des Bruders Eusebius« (altrhein. Gesch.) usw. Mit diesen Schöpfungen steht er in der ersten Reihe unserer Erzähler.

Werke: *Comoediae elegiacae*, Leipzig 1885; Gedichte, Stuttgart (Cotta) 1894; Wunderliche Leute, Leipzig und Dresden (Reißner) 1895; Abseits, Stuttgart (Cotta) 1896; Au fder Sonnenseite, Leipzig (Keil) 1896; Franz Friedr. Ferdinand u. a. Nov., Dresden und Leipzig 1897; Vom heißen Stein, Stuttgart (Cotta) 1897; Die Hansebrüder, Dresden und Leipzig 1898; Waisenheim, ebd. 1898; Altrheinische Geschichten, ebd. 1899; Die Siebolds von Lyskirchen, Stuttgart (Deutsche Verlagsanstalt) 1899; Schutzengelchen, ebd. 1900; Aus der Rumpelkiste, ebd. 1900; Maria, Berlin (Felber) 1901; Aphrodite u. a. Nov., Stuttgart (Cotta) 1902; Waldmann und Zampa, Reclams Universalbibliothek 4500, 1904.

Die Wiesbadener Volksbücher bringen von seinen Novellen bisher in Nr. 29 und 44: Johannissegen, Silberdistel, Franz Friedr. Ferdinand; Velhagen und Klasings Schatzkästlein moderner Erzähler in Bd. 1: Johannissegen.

Literatur: Velhagen und Klasings Monatshefte 1896/97 (August) S. 681ff. von ihm selbst. — Einleitungen zu den Volksbüchern. — Carl Enders, Beilage z. Allgem. Zeitung 1901, 214 und deutsche Heimat 6, 14 S. 417ff. — Literaturgeschichten von A. Stern, A. Bartels, Heinze-Goette etc.

Dr. Carl Enders, Bonn.

Leiner, Ludwig, Apotheker und Altertumsforscher, * am 22. Februar 1830, † 2. April 1901 in Konstanz. — Sohn des Apothekers und Stadtrats Franz Xaver Leiner, einer im 16. Jahrhundert aus St. Gallen in Konstanz eingewanderten Familie entsprossen, besuchte L. das Lyceum seiner Vaterstadt, trat dann bei seinem Vater in die Lehre, war als Apothekergehülfe an verschiedenen Orten tätig, studierte 1851—52 an der Universität München und übernahm, nachdem er das Staatsexamen bestanden hatte, die väterliche Apotheke. Er verwaltete diese mit großer Sorgfalt und allen Grundsätzen der modernen Pharmazie entsprechend und beschäftigte sich daneben auf naturwissenschaftlichem Gebiete u. a. als Mitarbeiter der Döllschen Flora Badensis und der Sammlung der Kryptogamen in Baden von Jack und Stitzenberger. Seit 1864 war L. Mitglied des badischen Apotheker-Ausschusses, seit 1872 des Verwaltungsrates des deutschen Apothekervereins. Auch als sein Sohn die väterliche Apotheke in dem altertümlichen Hause am oberen Markte übernommen hatte, nahm er an dem Geschäft noch immer lebhaftes Interesse. Seine für weitere Kreise, aber auch für sein liebes Konstanz und die ganze Bodenseegegend wichtige und fruchtbare Tätigkeit entfaltete L. als leidenschaftlicher Forscher auf dem Gebiete der Altertumskunde. Anfangs nur Dilettant und Sammler, erwarb er sich bald gründliche wissenschaftliche Kenntnisse und ein wohlbegründetes Ansehen nicht nur in dem Kreise der Lokalforscher, sondern aller Fachmänner, die sich mit der Geschichte von Konstanz und dessen weitester Umgegend beschäftigten. Zuerst, was ihm als Naturforscher am nächsten lag, hauptsächlich mit den prähistorischen Funden, deren Ausgrabung, Sammlung und Bestimmung beschäftigt, zog er bald alles, was die Geschichte und Topographie seiner Vaterstadt betrifft, in den Kreis seines Sammeleifers. Er begründete ein städtisches Museum, welches, in dem alten Zunfthaus zum »Rosgarten« aufgestellt, aus kleinen Anfängen lediglich durch L.s Anstrengungen sich zu einer der bedeutendsten städtischen Altertumssammlungen erweiterte. Er war dem modernen Vernichtungstrieb gegenüber ein rastloser Wortführer für die möglichste Erhaltung alter Häuser, Geräte, Bilder, und wessen er habhaft werden konnte, reihte er den Sammlungen des »Rosgarten-Museums« ein, zu dessen Konservator die Stadtverwaltung L. ernannte.

Die Fülle der mannigfaltigsten Gegenstände, die jetzt in diesem, in den 1890er Jahren bedeutend erweiterten Gebäude und dem angrenzenden Hofe und Garten vereinigt sind, hat L. mit ebenso viel Sachkenntnis als Geschmack alle selbst aufgestellt und mit zahllosen in seiner schönen Zierschrift geschriebenen Etiketten versehen. Auch seine Gabe feiner Zeichenkunst hat er in den Dienst der Sammlung gestellt. Es hat wohl kein gebildeter Fremder in den letzten Jahrzehnten Konstanz besucht, ohne das «Rosgarten-Museum« besichtigt und dabei auch dessen Konservator kennen gelernt zu haben. Daß es L. gelang, auch das lebhafte und tatkräftige Interesse der Einwohnerschaft von Konstanz für diese Sammlungen erweckt und sie stolz auf ihr Museum gemacht zu haben, ist ein besonders hoch anzuschlagender und verdienstlicher Erfolg L.s. Von seinem Landesfürsten, dem Großherzog von Baden, und von einer namhaften Anzahl wissenschaftlicher Vereine sind ihm Ehrenbezeugungen zuteil geworden. Die Stadt Konstanz hat ihm, als er im 72. Lebensjahre, bis zu welchem er sich eine große körperliche und geistige Rüstigkeit erhalten hatte, einer Lungenentzündung erlag, ein feierliches Leichenbegängnis veranstaltet. Die jetzt lebende Generation wird die originelle Gestalt des alten L. nicht vergessen; daß auch die Zukunft seiner eingedenk bleibt, dafür sorgt das »Rosgarten-Museum«. v. Weech.

Sauer, Wilhelm, kgl. preuß. Archivrat, * am 21. Juni 1843 zu Münster in Westfalen, † am 4. April 1901 in Düsseldorf. — S. gehört zu den verdienten Altpreußen, die, durch öffentliche Stellung wie innere Neigung hierzu berufen, ihre vornehmste Aufgabe darin erblickt haben, die tatsächliche Einverleibung, das wirkliche Einleben der 1866 gewonnenen Provinzen in die Allgemeinheit zu ihrem bescheidenen Teile mit befördern zu helfen. Nachdem er das Gymnasium zu Münster besucht hatte, studierte S. an der Akademie seiner Vaterstadt und an der Universität in Göttingen, bestand im Oktober 1868 die Staats- und Doktorprüfung, erhielt im April 1869 als Aspirant die erbetene Zulassung ans Staatsarchiv in Münster und ein Jahr darauf ebenda die Ernennung zum Archivassistenten, dem 1872 der Titel »Archivsekretär« folgte, vertrat 1873 zeitweise den Düsseldorfer Staatsarchivar, wurde als Archivsekretär 1874 nach Hannover und 1876 nach Aurich (Friesland) versetzt, wo er das Staatsarchiv kommissarisch verwaltete. Am 1. Juli 1877 erhielt S. unter Ernennung zum Archivar und Beilegung des Titels »Staatsarchivar« die Verwaltung des Auricher Archivs endgiltig übertragen, hatte sich aber mit den dortigen eigenen Verhältnissen kaum vertraut gemacht, als er unterm 1. April 1878 zum Vorstande des vormals herzogl. nassauischen, seit 1866 preußischen Staatsarchivs zu Idstein ernannt ward. In dieser immerhin verantwortungsreichen Stellung wurde ihm drei Jahre später der ehrenvolle, aber schwierige Auftrag, mit den ihm anvertrauten urkundlichen Schätzen auf die Dauer nach Wiesbaden überzusiedeln.

An der neuen Stätte seines Wirkens hat S. länger denn drei Lustren fleißig gearbeitet. Schließlich war er mit der Geschichte des Ländchens, dessen Archivalien er zu verwalten hatte, dermaßen verwachsen, er hatte ihr so viel schöne Früchte treuster Pflege zu entlocken verstanden, daß nicht bloß er selbst und die Seinen (die Gattin war eine geborene Nassauerin), sondern alle, die ihm sonst beruflich oder privatim nahe getreten waren, es förmlich als Maßregelung, als ungerechtfertigte Vergewaltigung empfanden, daß S., der am 8. Dezember 1885 zum kgl. Archivrat ernannt und 1890 durch den Roten

Adlerorden 4. Kl. ausgezeichnet worden war, 1897 unerbeten und unerwartet nach Düsseldorf versetzt wurde. S. hat ja auch dort in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch beschieden war, es verstanden, sich in die von der verwickelten nassauischen völlig verschiedene niederrheinische Provinzialgeschichte mit Erfolg zu vertiefen. Doch kam er sich wie eine Pflanze vor, die, aus ihrem Boden gerissen, nur noch kümmerlich weitervegetiert; und wenn er auch, sich im Rechte fühlend, stolz es verschmähte, zu klagen oder Beschwerde zu führen — seine besten Kräfte waren vorzeitig geknickt. Dazu kam allerdings auch ein innerliches Leiden, dessen Keim wohl auf eine Influenza ganz im Anfange der 90er Jahre zurückzuführen ist; trotz zähen Widerstandes, den der knorrige und derbe Westfale der Krankheit entgegenstellte, unterwarf sie sich seinen Körper mehr und mehr, bis sie obgesiegt hatte. Die Leiche des Verblichenen hat man auf seinen Wunsch pietätvoll in Wiesbaden zur Ruhe bestattet.

Mit S. ist einer der gründlichsten Kenner der territorialen Entwicklung Nassaus dahingegangen. Seine Forschungen auf diesem Gebiete werden den guten Ruf seiner echt wissenschaftlichen Kritik und peinlichen Gewissenhaftigkeit nicht so bald vergessen lassen. Außer Abhandlungen in den »Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung« und in Wiesbadener Zeitungen sind es vor allem die drei Teile des ersten Bandes seines — leider unvollendet gebliebenen — »Nassauischen Urkundenbuches« *(Codex diplomaticus nassoicus),* 1886/87 bei J. Niedner in Wiesbaden erschienen, und seine Schrift »Das Herzogtum Nassau 1813—1820« (Wiesbaden, C. W. Kreidel, 1893), die S.s Verdienste als eines tiefgrabenden nassauischen Geschichtschreibers preisen; auch die Arbeit über den »Rheinübergang Blüchers bei Caub« (ebenda, 1892) gehört in die Reihe seiner Werke von bleibendem Werte. Liegt also im Nassauischen der Schwerpunkt von S.s Gelehrtentätigkeit, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß er — je nach der geographischen Lage seiner Berufsstellung — ebenso gediegene Veröffentlichungen auch über ostfriesische, hannöversche, niederrheinische, westfälische Geschichte aufzuweisen hat. Wer seine Aufsätze usw. in den Zeitschriften für westfälische Geschichte, des Düsseldorfer und des Bergischen Geschichtsvereins u. a., seine Artikel in der A. D. B. sämtlich aufzählen wollte, würde wohl der Ziffer 150 sehr nahe kommen. Um wenigstens einigermaßen einen Begriff von der Richtung zu geben, in der S. zu arbeiten pflegte, seien zum Schluß einige seiner letzten Darbietungen erwähnt; es sind zunächst zwei längere Abhandlungen »Zur Geschichte der Besitzungen der Abtei Werden« im 33. und 34. Bande der Zeitschrift des soeben an letzter Stelle genannten Geschichtsvereins (dessen korrespondierendes Mitglied er war) 1897/98; dann ebenda zwei etwas kürzere Beiträge: »Urkunden und Regesten zur Geschichte des Augustiner-Eremitenklosters Marienthal bei Brünen«, und »Über Siegel der Grafen Adolf III., Adolf IV., Dietrich II. und Gerhard von der Mark« (1898/99).

Vgl. [Dr. C.] S[pielmann, Stadtarchivar in Wiesbaden]: »Archivrat Dr. Wilhelm Sauer †«, im Wiesbadener Tageblatt Nr. 164 vom 9. April 1901, S. 3. — Private Mitteilungen von demselben Freunde des Verstorbenen und, durch diesen vermittelt, von der Witwe.

Helmolt.

Joseph, Eugen, Universitätsprofessor für deutsche Sprache und Literatur, * am 19. August 1854 in Stargard in Pommern, † 17. Mai 1901 in Marburg in Hessen. — J. erhielt seine Gymnasialbildung in Berlin, wo er 1875 die Abiturientenprüfung am Gymnasium zum Grauen Kloster bestand. In Straß-

burg, wo J. sein akademisches Studium begann, ging er von der Medizin bald zur Philologie über und wandte sich unter Wilhelm Scherers, seit Herbst 1877 in Berlin auch unter Müllenhoffs Leitung dem Studium der deutschen Sprache und Literatur zu. Nach Straßburg zurückgekehrt, promovierte er hier 1884 und habilitierte sich 1887 für deutsche Philologie; im Januar 1899 wurde er außerordentlicher Professor und im Frühjahr 1900 erhielt er eine Berufung als solcher an die Universität Marburg. Arbeitsüberspannung und die Angst vor einer unheilbaren geistigen Erkrankung trieben ihn dazu, sich am 17. Mai 1901 selbst das Leben zu nehmen. Das tragische Ende des herzensguten, gewissenhaften und durchaus auf das Ideale gerichteten Menschen erregte allgemeines Mitgefühl.

J. hat seine wissenschaftliche Arbeit sowohl der altgermanischen Periode (Beowulf, Hildebrandslied) wie der mittelhochdeutschen Zeit (Konrad von Würzburg, Kürenberg und die ältesten Minnesänger) und der modernen Literaturgeschichte (besonders Goethe) zugewandt, aber immer waren es Studien über Komposition und Sprachstil, die ihn in erster Linie anzogen. Nur weniges von dem vielen, was er begonnen hat, ist zum Abschluß gediehen. Er stellte an sich selbst die höchsten Anforderungen, und alle seine Arbeiten sind durch größte Sauberkeit, einige durch scharfen Schliff der Methode wie der Form ausgezeichnet. An seinen letzten Abhandlungen in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 42 und 43, hat man getadelt, daß sich der Scharfsinn in Spitzfindigkeit verliere und die Energie der Rekonstruktion der Überlieferung unnötig Gewalt antue. Anderseits war seine Interpretation oft von durchdringender Klarheit und seine Begabung für die Textkritik ist durch die Neubearbeitung von Haupts Ausgabe des »Engelhard« von Konrad von Würzburg (1890) glänzend erwiesen; als einen vortrefflichen Kenner eben dieses mittelhochdeutschen Epigonen hatte sich J. schon mit seiner Dissertation über die »Klage der Kunst« (1885) bekannt gemacht. Daneben sind von selbständig erschienenen Schriften noch zu nennen »Die Frühzeit des deutschen Minnesangs I« (1896) mit einem bestechenden Versuch, die ursprüngliche Anordnung der Strophen des Kürenbergers wieder herzustellen, und einer wenig glücklichen Hypothese, die diesen Erstlingen der deutschen Minnedichtung einen parodistischen Grundzug zuschreibt, und »Das Heidenröslein« (1897), die geistreiche Entwicklung der Vorgeschichte des vielumstrittenen Goetheschen Gedichtes. Von der großen Weimarer Goethe-Ausgabe hat J. die Bände 24 und 25 I bearbeitet, aber leider auch diese Aufgabe (»Wilhelm Meisters Wanderjahre«) nicht zum Abschluß führen können.

Ausführlicher Nekrolog von Edward Schröder in der Chronik der Universität Marburg für das Rechnungsjahr 1901/02, S. 5—9, wo auch ein vollständiges Verzeichnis aller gedruckten Arbeiten J.s gegeben ist.

Edward Schröder.

Wörter, Friedrich, katholischer Theologieprofessor in Freiburg i. Br., * in Offenburg 6. Dezember 1819, † ebenda 18. November 1901. — W. entstammte einer einfachen Handwerkerfamilie in Offenburg; als zweitältester von sechzehn Geschwistern sah er sich, um die Eltern nicht übermäßig in Anspruch zu nehmen, genötigt, durch Erteilen von Privatunterricht in Musik und humanistischen Disziplinen die Kosten seiner Gymnasialstudien in seiner Heimat und in Rastatt selbst zu bestreiten. Trotz dieser Nebenbelastung absolvierte der überaus fleißige, mit scharfen Verstandeskräften begabte Knabe die einzelnen Klassen des Lyzeums mit glänzendstem Erfolg. Sein Berufs-

studium begann er zu Anfang der vierziger Jahre in Freiburg, wo Staudenmaier den tiefsten Eindruck bei ihm hinterließ. Seine Lieblingsdisziplin führte ihn bald nach Tübingen, wo damals der bedeutendste katholische Dogmatiker, Kuhn, lehrte und W. denn auch bald auf eine Lebensarbeit hinwies, auf das Gebiet der Gnadenlehre, bezw. die historische Entwicklung derselben und den klassischen Autor dafür, den hl. Augustinus. Kuhns Anregung und geistige Einwirkung sind entscheidend geworden für die ganze wissenschaftliche Laufbahn des jungen Theologen. Nachdem er noch zwei Jahre in München philologische Vorlesungen gehört und hier auch Görres und Döllinger nahegetreten war, wurde er am 3. September 1846 von Erzbischof Hermann v. Vikari zum Priester geweiht. Sieben Jahre wirkte er nun in der Seelsorge, zuerst auf einem Vikarsposten in Durbach, dann als Religionslehrer an der höheren Bürgerschule in Überlingen und am Lyzeum in Freiburg. Was seine Berufspflichten an Zeit ihm freiließen, das widmete er der Wissenschaft. Schon 1847 veröffentlichte er in der Freiburger »Zeitschrift für Theologie« (XVIII, 93—142) eine umfangreiche, gründliche Studie »über den Begriff der menschlichen Freiheit und göttlichen Gnade und ihr gegenseitiges Verhältnis im Pelagianismus« und als Korrelat dazu im folgenden Jahr (XIX, 201—257) eine entsprechende »über Augustins Lehre von dem Verhältnisse der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade im Gegensatz zum Pelagianismus«. Diese zwei Erstlingsarbeiten zeigen uns nicht blos schon das gesamte Forschungsgebiet, dem W. in halbhundertjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit treu bleiben sollte, sondern auch schon ganz die Eigenart des Gelehrten, die Verschmelzung klarer und scharfer Spekulation mit historisch-kritischer Betrachtungsweise, beides Vermächtnisse der Tübinger Schule und insbesondere Kuhns. Entsprechend den Anregungen seines Lehrers hat W., sich auf ein enges festumschriebenes Gebiet beschränkend, die Kuhnsche Gnadenlehre historisch zu entwickeln und zu begründen versucht; mit jeder neuen Publikation hat er seine zwei programmatischen Erstlingsstudien vertieft und erweitert, sodaß er nachgerade als bester Kenner der pelagianischen und semipelagianischen Streitigkeiten, aber auch neben P. Rottmanner als solcher der Schriften Augustins galt. 1853 eröffnete sich ihm die Möglichkeit, sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Es wurde ihm die Stellvertretung seines erkrankten Lehrers Staudenmaier an der Universität Freiburg übertragen und nach dessen Pensionierung 1855 in außerordentlicher, 1860 in ordentlicher Weise dessen Lehrstuhl für Dogmatik und Apologetik, wozu als weitere Disziplin noch mehrere Jahre »Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften« kam. Nahezu fünfzig Jahre lang hat er den angehenden Theologen der Erzdiözese Freiburg das wichtigste Gebiet der Theologie zu erschließen gehabt; er tat es mit einem bewundernswürdigen Pflichteifer und peinlicher Exaktheit, im Geiste der historischen Schule; phrasenhaftes Perorieren war ihm ebenso verhaßt wie der unfaßliche Gedankenflug dunkler Spekulation. Mit festen, klar gefaßten Begriffen und lückenloser Logik entwickelte er die jeweilige Doktrin. Eine nüchterne und trockene Verstandesnatur, ließ er kaum je das Feuer zündender Begeisterung sprühen; auch trat er bei einer gewissen Charakterspröde selten direkt zu seinen Schülern in ein näheres Verhältnis. Und doch war es nicht Kälte oder Interesselosigkeit; im Gegenteil zeigte er bei mehr denn einer Gelegenheit ein warm mitfühlendes Herz und wer ihm menschlich nahe kam, der konnte sich an seiner echt deutschen Gemütstiefe und an seiner unbedingten Zuverlässigkeit erquicken. Als Lehrer aber wollte er vor allem und

nur durch klare Darlegung belehren; anregen sollte nach seiner Ansicht die Materie selbst. Seine theologische Richtung hat er allen Gegenströmungen zum Trotze nie verleugnet, ebenso wenig aber auch seine Treue zur Kirche erkalten lassen. Seine wohl disziplinierte Gesinnungsart hat an Syllabus und Infallibilitätsdogmen dauernd keinen Anstoß genommen, wenn W. auch lange Zeit 1870 auf Hefeles Seite stand und mit dem Rottenburger Bischof einen höchst interessanten Briefwechsel unterhielt, der aber wie jede andere briefliche Privatäußerung vernichtet wurde.

Der Freiburger Dogmatiker war im Grunde seines Herzens eine friedliebende, stille Gelehrtennatur; jedes Eingehen auf aktuelle Fragen und jedes Tagesgezänk war dem nur in fernen Jahrhunderten und in längst gekühlten Geisteskämpfen lebenden Manne verhaßt. Und doch nötigte auch ihn die ausgesprochene Eigenart seiner theologischen Richtung, an dem Klärungsprozeß innerhalb der Kirche und an dem Entscheidungskampf zwischen historisch-kritischer Schule und der durch die Jesuiten wieder erweckten Neuscholastik teilzunehmen. Die Angriffe, die gegen Kuhns Gnadenlehre über ein Jahrzehnt lang in heftigsten Formen gemacht wurden, besonders von dem Freiburger Privatdozenten Constantin v. Schäzler, einem frühverstorbenen Konvertiten, galten naturgemäß auch Kuhns Schüler, seit dieser jene heißumstrittene Doktrin in verschiedenen Publikationen historisch zu begründen versucht hatte. Eine Erweiterung seiner oben genannten dogmengeschichtlichen Erstlingsstudien hatte er in den zwei Schriften »Die christliche Lehre über das Verhältnis von Gnade und Freiheit, von den apostolischen Zeiten bis auf Augustinus« (Freiburg 1856/60) und »Der Pelagianismus nach seinem Ursprung und seiner Lehre« (Freiburg 1866; zweite Auflage 1874), gegeben und dazu eine die semipelagianische Bewegung noch berücksichtigende Ergänzung in dem Universitätsprogramm »Prosper von Aquitanien über Gnade und Freiheit« (Freiburg 1867). W. hatte ganz in Kuhnschem Sinne in diesen Untersuchungen die Bedeutung und Wirksamkeit der Gnade in einer permanenten religiössittlichen Differenzierung des menschlichen Willens erblickt; es mag sein, daß er mit Zuerkennung eines »hohen sittlichen Ernstes« an den Pelagianismus diesen zu günstig bewertete; aber zunächst war es jedenfalls sein Gnadenbegriff, der von dem langjährigen, heftigen Gegner Kuhns in sehr erregter Weise bekämpft wurde. Es entsprach W.s vornehmer Gesinnungsart, daß er die »Zurückweisung der jüngsten Angriffe auf die damalige Vertretung der katholischen Dogmatik an der Universität zu Freiburg« (Freiburg i. Br. 1868) vorwiegend sachlich zu einer näheren Erläuterung und Begründung seiner Gnadenlehre gestaltete und kurz nur die Verdächtigungen persönlicher Art streifte. »Mir ist die Wahrheit viel zu hehr und heilig, als daß ich sie zu einem Mittel der Politik zu entwürdigen vermöchte. Glaubt H. von Schäzler den Beruf in sich zu haben, politische Theologie zu treiben, so mag er es tun«, dies Wort charakterisiert am besten seinen Standpunkt in der ganzen Sache. Trotzdem die Kontroverse weiter geführt wurde, so nahm doch W., gleich Kuhn, öffentlich keine Stellung mehr dazu. Erst am Ende seines Lebens kam er nochmals auf seine dogmengeschichtlichen Studien zurück. In den »Beiträgen zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus« (Paderborn 1898) und »Zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus« (Münster 1900) verfolgte er die semipelagianische Bewegung in Südfrankreich, der er schon in seiner Studie über »Prosper v. Aquitanien« näher getreten war, weiter in ihrer ganzen Entwickelung. Es sind wertvolle Untersuchungen über die geistigen Strömungen des fünften und

sechsten Jahrhunderts, ausgeführt mit der ganzen früheren Denkschärfe und mit fast jugendlicher Geistesfrische. Aus der fast ein Menschenalter füllenden Zwischenzeit zwischen jenen Fehden und diesen letzten geklärten Niederschlägen derselben haben wir von W. nur zwei Studien noch erhalten. Die eine untersucht »Die Unsterblichkeitslehre in den philosophischen Schriften Augustins« (Freiburg 1880), später erweitert auf breiterer Basis zu einer Geschichte der »Geistesentwicklung des hl. Aurelius Augustinus bis zu seiner Taufe« (Paderborn 1892); die andere wirft in Form einer Prorektoratsrede die seit den Tagen Kants im Vordergrund der prinzipiellen Diskussionen stehende Frage auf: »Ist die Theologie eine Wissenschaft?« (Freiburg 1880). Der Dogmatiker bejaht nicht nur diese Frage vom spekulativ-philosophischen Standpunkt aus, sondern er kennzeichnet auch näherhin das Verhältnis der systematischen Theologie zu den andern Fakultätswissenschaften. Diese beiden letzteren Schriften fallen, strenge genommen, aus dem Rahmen der übrigen literarischen Tätigkeit W.s heraus; nur in entfernterer Weise hängen sie mit dem Spezialgebiet des Dogmenhistorikers, mit der Urgeschichte der katholischen Gnadenlehre, zusammen. Aber auch hier geht der Denker in die Tiefe; in der ersteren Schrift war ihm zudem Gelegenheit geboten, seine gründliche Kenntnis der Geisteswandlung und der Schriften des größten abendländischen Geistes, den die Kirche hervorgebracht hat, zu verwerten. Wie sein Lehrer Kuhn, hat auch der Schüler seine ganze Geistesarbeit an dem soliden Fundament dieses gewaltigen Schöpfers christlicher Ideen aufgebaut. Darin beruht die Frische und Gediegenheit seiner dogmengeschichtlichen Arbeiten sowohl wie auch der nur mündlich seinen Schülern vorgetragenen »Dogmatik«; in dieser fast ausschließlichen Berücksichtigung des großen Kirchenvaters liegt auch der Grund zu den Differenzen in all den Punkten, in denen der Apostel und Führer der Scholastik andere Wege ging.

Neben der »Dogmatik« trug W. bis zum Jahr 1889 noch Apologetik vor, die er als eine Art Einführung in die systematische Theologie, als Fundamentaltheologie oder als Theorie der Religion und Offenbarung faßte. Im Sommersemester 1896 war er nochmals genötigt, diese Disziplin zu lehren bis zu seiner im folgenden Jahre erbetenen Pensionierung. Es mochte ihm schwer gefallen sein, nach 44jähriger Wirksamkeit die Lehrkanzel verlassen zu müssen. Aber das Alter verlangte gebieterisch sein Recht. In dieser langen akademischen Laufbahn war er mit einer ihm in allen Dingen eigenen Pünktlichkeit allezeit seinen Berufspflichten nachgekommen; die einzige Erholung, die er sich alljährlich gönnte, bestand in einem kurzen Aufenthalt in einem einfachen Schwarzwalddorf. Gerade in dieser Regelmäßigkeit seiner Lebensführung beruhte aber auch das Geheimnis, daß er seine Kräfte und seine Geistesfrische bis ins höchste Alter unvermindert erhielt und daß er noch wissenschaftlich tätig sein konnte, nachdem er sich schon in die Ruhe zurückgezogen hatte. Zweimal hatte W. während seiner akademischen Wirksamkeit die Würde eines Prorektors begleitet, 1867/68 und 1880/81; der Erzbischof zeichnete ihn (1888) mit dem Titel eines »Geistlichen Rates«, der Großherzog mit dem Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens und dem des Ordens Bertholds I. aus. Nach seiner Pensionierung zog sich der greise Gelehrte in seine Heimatstadt Offenburg zurück; es entsprach das am besten seiner schlichten, einfachen Art und seiner zeitlebens geübten Zurückgezogenheit. Hier wollte er den letzten Rest seiner Tage im Dienst der Wissenschaft verbringen und in der Stille als gewissenhafter Christ auf den Tod sich vorbereiten. Im Herbst

1901 machten sich die Symptome einer Herzkrankheit bemerkbar, die nach kurzem schon eine Auflösung herbeiführten (18. November). Fast die ganze theologische Fakultät, der Prorektor der Freiburger Hochschule und zahlreiche seiner einstigen Schüler gaben ihm drei Tage später das letzte Geleit auf den Offenburger Friedhof. Nahezu seine ganze, an dogmengeschichtlichen Werken besonders reiche Bibliothek, fiel der Universitätsbibliothek in Freiburg zu, so daß auch dadurch dauernd sein Andenken an der Stätte der einstigen Wirksamkeit erhalten bleibt. Mit ihm ist der letzte jener älteren Generation von Freiburger Professoren dahingegangen, die mit manchen Eigenheiten im Leben ausgestattet, in fast unnahbarer ernster Feierlichkeit ihre Stellung als Lehrer zum Ausdruck brachten; von pünklichster Pflichterfüllung in ihrem Beruf, immer und überall von unbedingter Zuverlässigkeit und außerhalb des Hörsaales von wärmster Teilnahme für jeden, der ihnen nahetrat; frei von jeglicher Ambition, ganz nur ihrem Gelehrtenberuf und seinen Anforderungen gehörend, erwarben sie sich doch trotz ihrer Zurückhaltung dauernde Liebe und Anhänglichkeit unter den zahlreichen Schülern, die im Laufe langer Jahre zu ihren Füßen saßen.

Vgl. F. Ritzenthaler, Gedächtnisrede auf Dr. Fr. Wörter. Freiburg 1902.

Jos. Sauer.

Swoboda, Albin, kgl. sächs. Hofschauspieler, * am 13. November 1836 in Neustrelitz, † 4. August 1901 in Kötzschenbroda. — S. hat als Schauspieler von der Pike auf gedient. Seine Bildung war nicht groß, aber eisern sein Fleiß und seine Lernbegierde. Er entstammte einer alten Schauspielerfamilie, tummelte sich von kleinauf beim Theater herum, spielte bei seinem Vater böhmisch, war Chorsänger am Theater in der Josefstadt und fast noch im Knabenalter Mitglied kleiner österreichischer Provinzbühnen. Zwanzigjährig kam er zu Nestroy ans Karltheater, bald fiel sein Tenor auf, noch mehr sein parodistisches Schauspielertalent; in einer Farce: »Narciß« kopierte er aufs Keckste den mit ungeheurem Beifall gastierenden Dawison. 1859—1873 gehörte S. unter drei sich folgenden Direktoren Pokorny, Strampfer und Steiner dem Theater an der Wien an. Pokornys Direktion war nicht glücklich; S. spielte sich aber durch seine originelle Leistung im »Schafhaxl« in das Herz der Wiener hinein; stärkere Proben seines urwüchsigen Talentes gab er als »falsche Patti«, in welcher Rolle er Sensation machte; unauflöslich aber bleibt sein Name, wie der von Marie Geistinger, des genialen Rott, mit der späteren Glanzperiode des Theaters an der Wien verbunden. In jene Zeit fielen die großen Erfolge der Offenbachschen Operetten: Schöne Helena, Blaubart usw. S. genoß eine seltene Popularität in Wien, wie heute etwa Girardi; in jene Zeit fällt auch der Erfolg des Pfarrers von Kirchfeld. S. feierte mit der von ihm nur widerwillig übernommenen Rolle des Wurzelsepp einen Triumph und war mit einem Schlage ein Charakterdarsteller ersten Ranges. Laube spendete ihm in seiner kritischen Besprechung, die aus der »Neuen freien Presse« in die Buchausgabe überging, das außerordentlichste Lob.

Getragen von seiner Beliebtheit wurde S. im Jahre 1873 Direktor der Komischen Oper, deren Gründung er veranlaßt hatte. Das traurige Schicksal dieser Bühne ist bekannt. Allein die Eröffnung stand unter einem glücklichen Stern; es wurde eine geradezu glänzende Aufführung des Barbiers von Sevilla geboten, in einer Vollendung, wie sie selten von deutschen Sängern erreicht worden ist. Minnie Hauk in ihrer Blüte gab die Rosine; der junge

Erl, ein Name, den Wienern so sympathisch, den Almaviva; Gustav Hölzl, der von der kaiserlichen Oper Relegierte, den Basilio. Hölzl war, der Zensur zum Trotz, in der Oper: »Templer und Jüdin« im Mönchskleid erschienen und hatte das verpönte »*Ora pro nobis*« gesungen. Über der ganzen Vorstellung des Barbiers schwebte sichtbar der Geist S.s; alles war graziös, leicht, gefällig und flüssig. Freilich hat sich S., dem von Jugend auf Roger ein leuchtendes Vorbild gewesen, in der Folge als Sänger mehr in den Vordergrund gestellt, als der Sache dienlich war; die Stimme hatte schon gelitten, und seine Gesangskunst war den Anforderungen der Oper nicht gewachsen.

Nach dem finanziellen Zusammenbruch der komischen Oper wurde S. 1875 Direktor in Budapest. Damals stand das deutsche Theater in der ungarischen Hauptstadt noch hoch im Ansehen. S. verscherzte aber bald die Gunst, die man seinem Unternehmen entgegenbrachte. Er mochte fühlen, daß er für das Direktionsszepter nicht die genügend feste Hand besaß und legte es kurz entschlossen in die Hände seines Vaters, der aber bald darauf starb. 1878 wurde S. von Laube an das Wiener Stadttheater berufen, dort war es, wo er endgültig als Sänger quittierte und sich ganz dem Schauspiel zuwandte. S. hatte böse Stunden bei Laube, der ihm mit rauher Hand den österreichischen Dialekt austrieb; aber die für beide Teile fruchtbare Tätigkeit fand ihr rasches Ende, als Laube bald darauf von der Direktion zurücktrat. S. ging erst an das kaiserliche Hoftheater in St. Petersburg, gastierte dann auf deutschen und österreichischen Bühnen und fand 1881 eine bleibende Stellung an der königl. sächs. Hofbühne in Dresden. Diesem altberühmten Institute gehörte er zwanzig Jahre an, dort reifte seine Kunst und er schuf als Falstaff, Hans Lange, Adam, Zettel, Patriarch, Just, Miller usw. gemütvolle, saftige Gestalten.

In seiner künstlerischen Eigenart, obzwar im hohen Norden geboren, ist S. durch und durch Österreicher geblieben. Er war von mittelgroßer Figur, die später zur Fülle neigte; seine Geberde lebendig, sein Mienenspiel beredt und ausdrucksvoll; den ehemals siegreichen Tenor hatte er zu einem ausgeglichenen durchgreifenden Sprechorgan diszipliniert. Was ihm aber seine ersten Erfolge brachte, die bei dem Manne so seltene Grazie des Talentes, die Anmut, wie man sie etwa bei La Roche beobachten konnte, war ihm geblieben und adelte seine schauspielerischen Leistungen. Die Gabe einer mannigfaltigen Charakteristik ließ er zwar vermissen, auch besaß er keine ausgesprochene komische Ader, wohl aber Tiefe des Gemüts und einen Humor, der unter Tränen lächeln konnte. Sein Miller z. B. war in denselben Linien gehalten wie der Baumeisters, ohne tragischen Schwung, aber einfach und gemütstief; für den Falstaff dagegen standen ihm die sarkastischen Lichter nicht zu Gebote, wie sie Baumeister so genial aufzusetzen weiß. — Wenn Martinelli als Meineidbauer auf die Szene tritt, liest man die Schuld in seinen gramdurchfurchten Zügen; S. betonte mehr den falschen Biedermann. Als Schalanter ist Tyrolt schärfer und gibt eine im Grund gemeine Natur; S. dagegen war der verkörperte bodenlose Leichtsinn und kam der Gestalt des Dichters vielleicht näher als der wirksamere Tyrolt. Niemals gab sich S. als Virtuose, schlichte Einfachheit und Natürlichkeit waren sein Hauptvorzug, immer war er ein treuer Diener seines Herrn, als welchen er die Dichtung anerkannte, und weil er ernst strebte und gewohnt war, sich zu vertiefen und unterzutauchen, so reifte seine Kraft auch für Shakespeare, Kleist und Lessing. Trotzdem beschlich ihn oft das Gefühl, sich künstlerisch nicht ausgelebt, sein Bestes nicht

gegeben zu haben; seine Sehnsucht ging nach tragischen Aufgaben, und die Spanne, in welche seine Dresdener Tätigkeit fiel, war über und über mit seichter Lustspielproduktion erfüllt; nicht ungestraft lassen die schablonenhaften Onkels und Kommerzienräte die Darstellungskraft des Talentes. Aber bot auch S.s Sehnsucht die Gewohnheitserscheinung so vieler Schauspieler, die nach Rollen streben, die nicht in ihrer Natur liegen, so war der geniale Funke, der im Wurzelsepp und im Steinklopferhans aufleuchtete, nicht in dem Maße zur lebendigen Flamme geworden, als man erwarten durfte und sich S. es wohl selber erträumt hatte; vielleicht würden ihm die Aufgaben der modernen dramatischen Kunst noch überraschende Erfolge gebracht haben, sein »alter Vockerath« versprach es.

Merkwürdig blieb der Umstand, daß Anzengruber und S., die aus demselben künstlerischen Born geschöpft haben, als Menschen einander nicht näher getreten sind. Wohl mochte der verhätschelte Operettenliebling dem Dichter manche bittere Pille haben kosten lassen; Bettelheim bringt in seinem Feuilleton: »Anzengruber und sein erster Wurzelsepp«, in der »Voss. Ztg.« vom 9. Okt. 1901, einen Auszug aus dem Heimgarten, worin ein Veteran der Wiener Publizistik, Lecher, einen Vorfall erzählt, der sich zwischen Anzengruber und S. zugetragen haben soll. Nach einem Bankett, welches die »Konkordia« den drei mit dem Schillerpreis gekrönten Dramatikern Wilbrandt, Nissel und Anzengruber gab, soll es in der Exkneipe zu einem Konflikt zwischen dem Dichter und S. gekommen sein. Wilbrandt habe das Verdienst S.s als Wurzelsepp herausgestrichen, Anzengruber habe lebhaft widersprochen und dabei seine Ideen entwickelt, wie er sich die Rolle dargestellt wünsche. S. soll von einem Weinkrampf befallen worden sein. Ob der Zwischenfall in dieser Weise verlief, läßt sich heute nicht mehr feststellen, da Wilbrandt, der einzige Lebende, sich seiner nicht mehr erinnert. S. hat aber Zeit seines Lebens einen Groll gegen Anzengruber im Herzen behalten; dem Schreiber dieser Zeilen gab er auf eine diesbezügliche Frage eine nicht mißzuverstehende Antwort.

Ein Gehirnleiden setzte der künstlerischen Tätigkeit S.s ein zu frühes Ziel; aber die Sonne seines Lebens ging im schönen Abendleuchten unter; die Meisterspiele in Prag, an welchen er im Mai 1900 mit Sonnenthal, Kainz und anderen Berühmtheiten teilnahm, brachten ihm reiche Erfolge und es war ihm vergönnt, noch einmal im Scheiden sich ein letztes Lorbeerblatt zu pflücken.

Vermählt war S. in erster Ehe mit Fritzi Fischer, der ebenso schönen wie erfolgreichen Operettensängerin; sie ging ihm im Tode voraus.

Nekrologe S.s sind im Genossenschaftsalmanach 1902 (mit Bild) und in der Deutschen Thalia 1902 erschienen. Adolf Winds.

Deckert, Joseph, katholischer Pfarrer in Weinhaus (Wien), * 17. November 1843 zu Drösing in Niederösterreich, † 23. März 1901 in Weinhaus. — D. wurde 1866 Priester, Dr. phil., 1874 Pfarrer. Schriftstellerisch war er auf dem Gebiete der Erbauungsliteratur, sowie polemisch (insbesondere in antisemitischer Richtung) tätig. Er redigierte den seit 1876 erscheinenden »Sendboten des hl. Joseph«. Von seinen übrigen Schriften seien genannt: »Semitische und antisemitische Schlagworte in Doppelbeleuchtung« (Wien 1897); »Katholisch oder lutherisch? Konferenzreden über die religiöse Bedeutung der Los von Rom-Bewegung« (Wien 1899). F. Lauchert.

Kühles, Johann Joseph Jakob von, Dompropst von Würzburg, * 18. Mai 1822 zu Würzburg, † 27. März 1901. — K. machte alle Studien in seiner Vaterstadt, empfing daselbst am 16. August 1845 die Priesterweihe, wurde Dr. theol., am 26. Juni 1857 Domvikar in Würzburg, am 7. März 1874 Domkapitular, später auch Generalvikar, am 8. Juli 1891 Dompropst. — K. veröffentlichte im Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und von Aschaffenburg: »Beiträge zur Geschichte des Spitales in Aub« (21. Bd., 1. und 2. Heft, 1871, S. 39—80); »Liber mortuorum monasterii Brunnbacensis« (21. Bd., 1. und 2. Heft, 1871, S. 91—158); »Das Stifthauger Dekanatsbuch« (21. Bd., 3. Heft, 1871, S. 1—72).

Vgl. Augsburger Postzeitung 1901, Nr. 72 vom 29. März. — Jahresbericht des hist. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg für 1901 (Würzburg 1902) S. 6—8.

F. Lauchert.

Rampf, Michael von, Bischof von Passau, * 4. Oktober 1825 zu München, † 29. März 1901. — R. besuchte das alte Gymnasium (Wilhelms-Gymnasium) in München bis 1843, studierte 1843—1847 Philosophie und Theologie an der Münchener Universität, trat 1847 in das Klerikalseminar zu Freising ein und wurde daselbst am 17. Juni 1848 von dem Erzbischof Grafen Reisach zum Priester geweiht. Drei Jahre lang wirkte er hierauf in der Seelsorge als Kurat an der Herzogspitalkirche in München, wurde 1851 Repetitor am Klerikalseminar in Freising, 1853 Dr. theol., am 15. April 1855 Regens des Klerikalseminars, am 11. April 1864 Domkapitular in München, am 28. Juni 1874 Generalvikar, am 14. November 1882 Dompropst daselbst, am 12. August 1882 auch päpstlicher Hausprälat. Am 8. Dezember 1889 wurde er vom Prinzregenten Luitpold zum Bischof von Passau ernannt, am 30. Dezember von Papst Leo XIII. präkonisiert und am 11. Mai 1890 im Dom zu Passau von seinem Amtsvorgänger Antonius von Thoma, der Erzbischof von München-Freising geworden war, konsekriert und inthronisiert. Als Bischof von Passau hat R. die kanonischen Diözesanvisitationen und Pastoralkonferenzen des Klerus wieder ins Leben gerufen und 1897 die ewige Anbetung in der Diözese eingeführt. — Seine Dissertation, auf Grund deren er von der Münchener theologischen Fakultät zum Dr. theol. promoviert worden war, ist die umfangreiche exegetische Arbeit: »Der Brief Judä des Apostels und Bruders des Herrn. Historisch, kritisch, exegetisch betrachtet« (Sulzbach 1854).

Vgl. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener, Bd. II (München 1900), S. 155f., mit Porträt. (J. Schlecht). — J. Schlecht, Bayerns Kirchen-Provinzen (München 1902), S. 87f. — Augsburger Postzeitung 1901, Nr. 73 vom 30. März.

F. Lauchert.

Kuhn, Konrad, Pfarrer und Dekan zu Frauenfeld, Historiker, * 4. November 1829 auf dem Bauernhofe »Götschenhäusli«, Ortsgemeinde Salen-Reutenen, im Kanton Thurgau, † 30. April 1901. — K. begann seine Gymnasialstudien in dem thurgauischen Benediktinerkloster Fischingen und vollendete sie nach dessen Aufhebung (1848) an der katholischen Kantonsschule zu St. Gallen, studierte dann Theologie an den Universitäten München, Tübingen, Freiburg i. Br. und im Priesterseminar zu St. Gallen und wurde in St. Gallen 1854 zum Priester geweiht. 1854—1866 war er Pfarrer zu Tänikon, seit November 1866 Pfarrer zu Frauenfeld, seit 1867 auch Dekan des Kapitels Frauenfeld-Steckborn. — Außer kleineren Arbeiten verfaßte K. eine »Thurgovia sacra. Geschichte der katholischen kirchlichen Stiftungen des Kantons

Thurgau« in drei Bänden (Frauenfeld 1869—1883), von denen der erste die Geschichte der katholischen Pfarreien des Kantons, der zweite die Geschichte der Männerklöster, der dritte die Geschichte der Frauenklöster behandelt.

Vgl. Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 41. Heft (Frauenfeld 1901), S. 1—4; mit Porträt.

F. Lauchert.

Wiedemann, Theodor, Historiker, Chefredakteur in Salzburg, * 20. August 1823 zu Mittelstetten in Bayern, † 9. Mai 1901 zu Salzburg. — W. besuchte das Gymnasium zu St. Stephan in Augsburg bis 1843, studierte dann Theologie in München, wurde Dr. phil. und Dr. theol. und empfing am 17. Juni 1848 in Freising die Priesterweihe. Hierauf wurde er zuerst Kooperator in Schnaitsee bei Wasserburg, 1849 Kurat bei St. Johann in München, wo er zugleich an der Universität seine Studien fortsetzte. Einige Zeit besuchte er auch die Universitäten Freiburg i. B. und Würzburg. 1852 ging er nach Brasilien als Professor und Pfarrer in der deutschen Kolonie Petropolis bei Rio de Janeiro. Hier war er auch Präsident der deutschen Gesellschaft für Industrie und Landwirtschaft. Nach seiner Rückkehr nach Bayern wurde er 1856 Kooperator zu Eching. 1859 ließ er sich in die Diözese St. Pölten aufnehmen und wurde Kooperator in Brand bei Neulengbach. 1861 siedelte er nach Wien über, wo er die Katholische Literaturzeitung und die von ihm in Verbindung mit Theologieprofessoren der österreichischen Hochschulen 1862 gegründete und bis 1874 erscheinende Österreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie redigierte. 1879—81 war er in Linz als Chefredakteur der amtlichen Linzer Zeitung, seit 1881 in Salzburg als Chefredakteur der amtlichen Salzburger Zeitung tätig. — W. entfaltete als Historiker eine sehr umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit, größtenteils auf dem Gebiete der bayerischen und österreichischen kirchlichen und politischen Geschichte, Gelehrtengeschichte und Lokalgeschichte. Der Wert seiner Arbeiten beruht darin, daß sich dieselben in der Regel auf umfassende archivalische Studien stützen, in der Reichhaltigkeit des zusammengestellten Materials. Als selbständige Bücher erschienen: »Otto von Freysingen nach seinem Leben und Wirken« (Freising, 1848; 2. Aufl. Passau, 1849); »Altmann, Bischof zu Passau, nach seinem Leben und Wirken dargestellt« (Augsburg, 1851); »Die deutsche Kolonie Petropolis in der Provinz Rio de Janeiro« (Freising, 1856); »Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayerischen Volkes. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt« (Freising, 1858); »Dr. Johann Eck, Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt. Eine Monographie« (Regensburg, 1865); »Die kirchliche Bücherzensur in der Erzdiözese Wien. Nach den Akten des fürsterzbischöflichen Konsistorialarchivs in Wien dargestellt« (Wien, 1873; als Separatabdruck aus dem Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 50, 1873, S. 212—520); »Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns« (5 Bände, Prag, 1879—1886); »Geschichte der Frauenklöster St. Lorenz und Maria Magdalena in Wien« (Salzburg, 1883); »Die religiöse Bewegung in Oberösterreich und Salzburg beim Beginne des 19. Jahrhunderts« (Innsbruck, 1890); »Die Pienzenauer. Eine historisch-genealogische Abhandlung« (München, 1895; als Separatabdruck aus dem Oberbayerischen Archiv, Bd. 49, 1895/96, S. 200—286, 347—407). Zu der »Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Aug. Friedr. Gfrörer, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß« verfaßte W. die Schlußabteilung, IV, 2: »Josef II. Der amerikanische Freiheitskampf.

Polens Untergang. Die französische Revolution« (Basel, 1884). Im Oberbayerischen Archiv, für das W. schon als Student seine ersten Beiträge lieferte, erschienen die Arbeiten: »Geschichte der Pfarrei Kirchdorf-Haunpold« (7. Bd., 1845, S. 238—280, 455—457): »Geschichte der Hofmark Höhenrain, königl. Landgerichts Aibling« (8. Bd., 1847, S. 145—197); »Urkunden des städtischen Archives zu Freising, in Regesten gebracht« (11. Bd., 3. H., 1850, S. 291—355); »Urkunden der Grafschaft Hohenwaldeck, nach den Originalien des königl. allgemeinen Reichsarchivs in Regesten gebracht« (15. Bd., 1855, S. 167—193); »Die Maxlrainer. Eine historisch-genealogische Abhandlung« (16. Bd., 1856 bis 1857, S. 3—111, 227—282); »Geschichte der ehemaligen Hofmark Fagen, im kgl. Landgerichte Aibling« (17. Bd, 1857, S. 24—38); »Arsacius Seehofer, Bürgerssohn aus München, der erste Teilnehmer an den Reformationsbewegungen in Bayern. Eine biographische Skizze« (21. Bd., 1859—61, S. 61—70); »Beiträge zur Geschichte des gräflichen Geschlechtes von Preysing« (23. Bd., 1863, S. 319—358); »Die Pienzenauer« (49. Bd., 1895—96, s. oben). In Deutingers Beiträgen zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising: »Geschichte der Pfarrei Hegling im Landgerichte und Decanate Aibling« (Bd. 2, 1851, S. 295—340); »Geschichte des ehemaligen Stiftes regulierter Chorherren zu Beyharting im Decanate und Landgerichte Aibling« (Bd. 4, 1852, S. 1—314, 577—591). In den Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern: »Geschicht und Belegerung der Statt Vilshoven . . . 1504, den 13. Decembris, beschriben durch Wolfgangen Klopfingern . . .« (5. Bd., 1856, S. 83—98); »Verzeichnis von Handschriften der kgl. Hof- und Staatsbibliothek München, welche die Geschichte der Stadt Landshut berühren« (5. Bd., 1856, S. 280—282); »Beiträge zur Geschichte der Pfarrei Eching, im kgl. Bezirksamte Landshut« (11. Bd., 1865, S. 287—379). Im Archiv für die Pastoralkonferenzen im Bistum Augsburg: »Urkundliche Geschichte des Frauenklosters Oberschönenfeld« (3. Bd., 1852, S. 289—384, 481—512). In der Neuen Sion: »Beiträge zur Kirchengeschichte, mitgeteilt aus den Handschriften der kgl. Hof- und Staatsbibliothek München, I. Reihe. Briefwechsel des bayerischen Herzogs Wilhelm IV. mit Dr. Johann Eck« (8. Jahrg., 1852, Beilage 1 und 2). In der St. Pöltener Diözesanzeitschrift »Hippolytus«: »Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Diözese St. Pölten« (Jahrg. 1860, 1861, 1862, 1864); »Regesten zur Pfarre Haag« (Jahrg. 1862). Im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen: »Nekrologium des ehemaligen Klosters Oberaltaich in Niederbayern« (26. Bd., 1861, S. 313—354); »Die Nekrologien des Domstiftes Salzburg« (28. Bd., 1863, S. 1—286; auch separat, Wien, 1863); »Die kirchliche Bücherzensur in der Erzdiözese Wien« (50. Bd., 1873, s. oben). In den *Fontes rerum austriacarum*, 2. Abt., 21. Bd. (Wien, 1865): »Das Nekrologium des ehemaligen Augustiner-Chorherrenstiftes St. Pölten«. In der Österreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie: »Dr. Johann von Eck auf der Disputation zu Baden« (1. Jahrg., 1862, S. 63—124); »Dr. Johann von Eck auf dem Reichstage zu Augsburg« (1. Jahrg., 1862, S. 533 bis 564); »Hanns Böschenstain, Kaiserlichen Maiestät gefreiter hebraisch Zungenmeister« (2. Jahrg., 1863, S. 70—88); »Zur Geschichte des Bistums Lavant« (2. Jahrg., 1863, S. 239—264); »Wileram, Abt zu Ebersberg« (3. Jahrg., 1864, S. 83—114); »Beiträge zur Geschichte des Bistums Wiener-Neustadt« (3. Jg., 1864, S. 513—538; 5. Jg., 1866, S. 161—192; 6. Jg., 1867, S. 69—92; 7. Jg., 1868, S. 241—266; 8. Jg., 1869, S. 67—118; 9. Jg., 1870, S. 359—374; 12. Jg., 1873, S. 431—446); »Luther und der Marienkultus« (4. Jg., 1865,

S. 1—18); »Beiträge zur neuesten Geschichte der Wiener Universität« (4. Jg., 1865, S. 257—330); »*Ad invictissimum Caesarem Ferdinandum de summe necessario tollendis ex catholica Ecclesia abusibus . . . Per Fridericum Nauseam.* Nach Cod. 11817 der kaiserlichen Hofbibliothek Wien herausgegeben« (4. Jg., 1865, S. 557—610); Verzeichnis der unter Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöster« (6. Jg., 1867, S. 321—328); »Protokolle der kirchlichen Visitation von Jahre 1544« (6. Jg., 1867, S. 513—520, 649—654; 8. Jg. 1869, S. 281—288); »Dr. Josef Scheiner. Eine biographische Skizze« (7. Jg. 1868, S. 341—396; im folgenden Jahre gab W. Scheiners Predigten heraus, Wien, 1869); »Das Kalendarium des Pfarrers Albert von Waldkirchen in Ober-Österreich« (8. Jg., 1869, S. 245—280); »Beiträge zur Geschichte der Erzdiözese Wien« (ziehen sich durch die Jahrgänge 8—12, 1869—1873 hindurch); »Anton Krombholz. Eine biographische Skizze« (9. Jg., 1870, S. 567—610; 10. Jg., 1871, S. 21—58, 177—220; dessen »Fastenpredigten« und »Marienpredigten« gab W., Wien 1872, heraus); »Die Klosterkerker der Erzdiözese Wien« (10. Jg., 1871, S. 413—442); »Kaiser Josef II. als Dogmatiker« (11. Jg., 1872, S. 387 bis 410); »Dr. Anton Ruland. Eine biographische Skizze« (13. Jg., 1874, S. 407—448, 481—552). In den Blättern f. Landesk v. Niederösterr. 1870: »Regesten und Notizen zur Geschichte der Pfarren des Erzbistums Wien.« In den Berichten und Mitteilungen des Wiener Altertumsvereins: »Geschichte der Karthause Mauerbach« (13. Bd., 1873, S. 69 ff.; 14. Bd., 1874, S. 29 ff.); »Zur Geschichte der Geißler in Österreich« 17. Bd., 1878, S. 248 ff.).

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 56. Teil, (Wien, 1888), S. 1—3. — A. Erdinger, Bibliographie des Klerus der Diözese St. Pölten (2. Aufl., St. Pölten, 1889), S. 272—276. — Augsburger Postzeitung, 1901, Nr. 108 vom 12. Mai. — Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 41. Jahrg. 1901, S. 241—244.

F. Lauchert.

Gsell, Benedict, *O. Cist.* von Heiligenkreuz, Stiftsarchivar und Stiftshofmeister in Wien, * 28. Januar 1823 zu Wien, † 25. Mai 1901. — G. absolvierte die Gymnasialstudien in Wien, trat dann am 17. November 1842 in dem Cistercienserstift Heiligenkreuz in das Noviziat, legte am 22. November 1846 Profeß ab und feierte am 1. August 1847 seine Primiz. Nach weiteren Studien an der Wiener Universität versah er von 1848—1852 an der Hauslehranstalt des Stiftes das Lehramt des alttestamentlichen Bibelstudiums und der orientalischen Sprachen, dann bis 1860 das Lehramt des neutestamentlichen Bibelstudiums; daneben versah er die Ämter des Novizenmeisters, dann des Bibliothekars und Präfekten der Kleriker. Am 3. Mai 1853 war er inzwischen Dr. theol. geworden. 1860 wurde er als Stiftshofmeister und Archivar nach Wien versetzt. Bei Gelegenheit der Ordensreform begleitete er seinen Abt als Delegierter des Kapitels 1859 zur Ordensversammlung nach Prag, 1869 nach Rom. Am 10. Februar 1874 wurde er von Papst Pius IX. zum Konsultor der Kongregation der Ablässe und Reliquien ernannt. 1881 wurde er fürsterzbischöflicher geistlicher Rat. 1889 verlieh ihm Papst Leo XIII. das Ehrenkreuz pro Ecclesia et Pontifice. — Literarisch tätig war G. insbesondere auf historischem, speziell auf ordensgeschichtlichem Gebiete; seine hierher gehörigen, auf archivalische Quellen gestützten Arbeiten sind: »Über Klosterschulen mit besonderer Berücksichtigung der Cistercienser« (Zeitschrift für die gesamte katholische Theologie, Wien, Bd. III, 1852, S. 237—255); »Das Gültenbuch des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz aus dem Ende des 13. Jahr-

hunderts« (Wien 1866); »Beitrag zur Geschichte der Reformation in Nieder-Österreich. Aus dem Archive des Stiftes Heiligenkreuz« (Österreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie, 12. Jahrg. 1873, S. 185—224); »Cistercienserstift Heiligenkreuz« (in Seb. Brunners Cistercienserbuch, Würzburg 1881, S. 52—116); »Beitrag zur Lebensgeschichte des Anton Wolfradt, Abtes von Kremsmünster, Fürstbischofs von Wien. Aus dem Archive des Stiftes Heiligenkreuz mitgeteilt« (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienserorden, 3. Jahrg. 1882, 2. Bd., S. 334—345; 4. Jahrg. 1883, 1. Bd., S. 41—48, 255—267); »Das Stift Heiligenkreuz und seine Besitzungen im Jahre 1683. Aus dem Archiv des Stiftes mitgeteilt.« (Studien und Mitteilungen, 4. Jahrg. 1883, 1. Bd. S. 284—294; 2. Bd., S. 81—89, 330—343); »Über Medaillen des Stiftes Heiligenkreuz« (Monatsblatt der Numismatischen Gesellschaft in Wien, 1887, Nr. 48 und 49). Mit P. Leopold Janauschek gab G. die »Xenia Bernardina« heraus (4 Teile, Wien 1891; I. S. Bernardi Sermones, II. Handschriftenverzeichnisse der österreichischen Cistercienserstifte, III. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Cistercienserstifte, IV. Bibliographia Bernardina von Janauschek). Im zweiten und dritten Teil sind die auf Heiligenkreuz bezüglichen Abschnitte von G. verfaßt: »Verzeichnis der Handschriften in der Bibliothek des Stiftes Heiligenkreuz« (Xenia Bernardina, Pars II, 1, S. 115—272); »Beiträge zur Geschichte des Stiftes Heiligenkreuz« (ebd. Pars III, S. 35—112). »Regesten aus dem Archiv des Cistercienserstiftes Heiligenkreuz« (in A. Mayer, Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, 1. Bd., Wien 1895), »Urkunden aus dem Archive des Stiftes Heiligenkreuz« (Cistercienserchronik 1899—1901). Außerdem erschienen eine Reihe von Gelegenheitspredigten zu festlichen Veranlassungen von ihm im Druck.

Vgl. Xenia Bernardina, Pars III (Wien 1891), S. 101—103.

F. Lauchert.

Sattler, Magnus, *O. S. B.*, früher Prior von Andechs, * 14. Juni 1827 zu Hinnang bei Hindelang im Allgäu, † 28. Mai 1901 zu Andechs. — S. besuchte das Gymnasium zu Kempten, studierte Theologie an der Universität München und im Klerikalseminar zu Dillingen und wurde am 28. Mai 1851 zum Priester geweiht. Nachdem er hierauf zuerst einige Jahre in der Diözese Augsburg in der Seelsorge gewirkt hatte, trat er im Jahre 1856 zu St. Bonifaz in München in den Benediktinerorden und legte am 5. März 1857 Profeß ab. Kurze Zeit war er dann Präfekt im kgl. Erziehungsinstitut zu München, 1858 bis Herbst 1870 Superior des Klosters Andechs, der Filiale von St. Bonifaz, Herbst 1870 bis Herbst 1873 in München Pfarrvikar zu St. Bonifaz, von Herbst 1873 bis Januar 1900, wo ihn die zunehmende Altersschwäche nötigte, die Last des Amtes niederzulegen, Prior von Andechs. — Schriften: »Ein Mönchsleben aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach dem Tagebuch des P. Placidus Scharl, O. S. B. von Andechs« (Regensburg 1868); »Chronik von Andechs« (Donauwörth 1877); »Das Büchlein vom heiligen Berge Andechs« (ein Auszug aus dem vorhergenannten großen Werke; Donauwörth 1876; dritte Auflage 1886); die Abschnitte: »Andechs« und »St. Bonifaz in München« in Sebastian Brunners »Benediktinerbuch« (Würzburg 1880; S. 458—481); »Die St. Nikolausanstalt in Andechs« (Donauwörth 1881); »Die Benediktiner-Universität in Salzburg« (in den Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, 2. Jahrg. 1881, 1. Bd., S. 61—74, 273—287; 2. Bd., S. 90—100; 3. Jahrg. 1882, 1. B., S. 83—96); »Collectaneenblätter zur Geschichte der ehe-

maligen Benediktiner-Universität Salzburg« (Kempten 1890; als Materialiensammlung sehr schätzbar); endlich gab er mit einer Ergänzung nach dem Tode des Verfassers heraus: »Memoiren eines Obskuranten. Eine Selbstbiographie von Dr. Magnus Jocham« (Kempten 1896).

Vgl. A. Lindner, Die Schriftsteller des Benediktinerordens in Bayern, II. Bd. (Regensburg 1880), S. 272f. Nachträge (1884), S. 77. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden, 1901, S. 510. F. Lauchert.

Hammer, Philipp, Pfarrer und Dekan zu Wolfstein in der Rheinpfalz, * 13. Februar 1837 zu Stein bei Annweiler in der Pfalz, † 8. Juni 1901 zu Wolfstein. — H. machte seine Gymnasialstudien an der Lateinschule zu Annweiler und am Gymnasium zu Speyer, die philosophischen und theologischen Studien an der Universität Innsbruck und wurde am 29. August 1861 zum Priester geweiht. Dr. phil. Hierauf wirkte er als Kaplan in Frankenthal, Speyer und Zweibrücken, wurde 1864 Administrator der Pfarrei Wolfstein, am 30. Januar 1865 Pfarrer daselbst, dann auch Dekan; bischöflicher geistlicher Rat. H. war ein eifriger Besucher der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands und mit seiner packenden Beredsamkeit ein stets gern gehörter Redner auf denselben. — Schriftstellerisch war H. auf dem Gebiete der Erbauungsliteratur und in populären Broschüren tätig. Hauptwerke: »Der Rosenkranz, eine Fundgrube für Prediger und Katecheten, ein Erbauungsbuch für katholische Christen« (3 Bde., Paderborn 1890—1896; 1. und 2. Bd., zweite Auflage 1893—1894); »Sieben Predigten über des Menschen Ziel und Ende und letzten Dinge« (Fulda 1894; zweite Auflage 1896).

Vgl. Augsburger Postzeitung 1901, Nr. 131 vom 12. Juni; Nr. 138 vom 20. Juni. — Kölnische Volkszeitung 1901, Nr. 521 vom 10. Juni. — Porträt in der Alten und Neuen Welt 1900/1, 12. Heft, S. 764. F. Lauchert.

Lauer, Alois, Ordensgeneral der Franziskaner, * 28. Oktober 1833 in Villenroth bei Fulda, † 21. August 1901 im Kloster Gorheim in Hohenzollern. — L. trat am 13. Dezember 1850 in Warendorf in den Franziskanerorden ein, empfing am 27. Mai 1856 die Priesterweihe, wurde Novizenmeister, Guardian und Oberer der Rekollektenkustodie Thüringen. Durch den Kulturkampf zur Auswanderung gezwungen, ging er zuerst nach Belgien, dann nach Frankreich (Epinal), hierauf als Generalvisitator für die neu errichtete Ordensprovinz nach Nordamerika. Seit 1881 lebte er in Rom, zuerst als Generaldefinitor des Ordens. 1889 wurde er Generalprokurator der Rekollekten und der Alcantariner. 1895 ernannte ihn Papst Leo XIII. zum Vorsitzenden der Kommission für die Einigung der Orden, und nach der Durchführung der Einigung am 4. Oktober 1897 zum Generalminister des gesamten Ordens.

Vgl. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild, I. Bd. (Berlin 1899), S. 662 und S. 224 (mit Porträt S. 222). Deutscher Hausschatz 1902, Beilage S. 2, mit Porträt. F. Lauchert.

Bach, Joseph, Professor der Theologie in München, * 4. März 1833 zu Aislingen in der Nähe von Dillingen, † 24. September 1901 zu München. — B. absolvierte die Gymnasialstudien in Dillingen, die philosophischen und theologischen Studien 1852—1856 an der Universität München und empfing am 16. August 1856 die Priesterweihe. Hierauf setzte er noch von 1856—1859 seine Studien an der Universität München fort und wurde am 18. Mai 1859

zum Dr. theol. promoviert, mit einer Dissertation über »Die Lehre von den heiligen Sakramenten nach der Auffassung des Hugo von St. Viktor«, nachdem er schon vorher die philosophische Preisaufgabe für 1857/58 über die Erkenntnistheorie des hl. Thomas von Aquin gelöst hatte. Am 17. September 1859 wurde er Stadtkaplan in Weilheim, begab sich aber schon im November 1860 wieder nach München zurück, um sich weiter auf die wissenschaftliche Laufbahn vorzubereiten. 1865 wurde er hier Privatdozent an der theologischen Fakultät der Universität für Religionsphilosophie und Pädagogik, am 22. Februar 1867 außerordentlicher Professor für diese Fächer; seit Januar 1867 war er zugleich Universitätsprediger, bis 1879. Am 11. Juni 1872 wurde er zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät ernannt, mit dem Lehrauftrag für Pädagogik und die philosophischen Fächer. 1881 wurden ihm neben der Pädagogik noch Apologetik, Dogmengeschichte und Symbolik als Nominalfächer zugewiesen. 1891 wurde er bischöflich Augsburgischer geistlicher Rat, 1898 päpstlicher Hausprälat. Im Studienjahre 1899/1900 war er Rektor der Universität. Am 24. September 1901 starb der noch in voller Schaffenskraft stehende Gelehrte nach kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung. Sein Haus mit Bibliothek und Kunstsammlung vermachte er durch testamentarische Verfügung dem Clericalseminar (Georgianum).

Die Wissenschaft verdankt B. eine Reihe von wertvollen Arbeiten, insbesondere aus den Gebieten der Dogmengeschichte und der Geschichte der Philosophie. In selbständiger Form erschienen die Schriften: »Meister Eckhart der Vater der deutschen Spekulation. Als Beitrag zu einer Geschichte der deutschen Theologie und Philosophie der mittleren Zeit« (Wien 1864); »Die Siebenzahl der Sakramente« (Regensburg 1864); »Propst Gerhoch I. von Reichersberg, ein deutscher Reformator des 12. Jahrhunderts« (Wien 1865; als Separatausgabe aus der österreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie, 4. Jahrg. 1865); »Die Dogmengeschichte des Mittelalters vom christologischen Standpunkte oder die mittelalterliche Christologie vom 8.—16. Jahrhundert« (1. und 2. Teil, Wien 1873 und 1875; dieses bedeutende Werk, B.s Hauptwerk, ist leider unvollendet geblieben); »Gedächtnisrede zur Feier des 100. Geburtstages des Joseph von Görres« (Freiburg i. Br. 1876); »Des Albertus Magnus Verhältnis zu der Erkenntnislehre der Griechen, Lateiner, Araber und Juden. Ein Beitrag zur Geschichte der Noetik. Festschrift« (Wien 1881); »Festrede zum 600jährigen Jubiläum Alberts des Großen in der Aula der Universität München am 13. November 1880« (Augsburg 1881); »Über das Verhältnis von Arbeit und Bildung. Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig Maximilians-Universität, gehalten am 25. November 1899« (München 1899). In der österreichischen Vierteljahresschrift erschien außer der schon erwähnten Arbeit über Gerhoch von Reichersberg und kleineren Beiträgen: »Dante Alighieri und seine Stellung zur allgemeinen Geistesgeschichte. Vier Vorlesungen, gehalten zur Jubelfeier des Dichters im Sommersemester 1865 an der Universität München« (5. Jahrg. 1866, S. 355—428). Die Dante-Literatur hat B. auch fernerhin immer aufmerksam verfolgt und die wichtigeren Erscheinungen jeweils in Zeitschriften besprochen. Eine lange Reihe von Aufsätzen und Rezensionen erschienen in den Historisch-politischen Blättern von 1863 bis 1901; davon seien hier nur einige der größeren Arbeiten genannt: »Das Antichristentum unserer Tage und die christliche Apologetik« (Bd. 55, 1865, S. 433—445, 539—557; gegen Renan u. a.); »Randglossen über moderne Aufklärung« (Bd. 82, 1878, S. 392—408, 449—462); »Der religiös-

philosophische Rücklaß des Architekten Leo von Klenze« (Bd. 91, 1883, S. 425 bis 445); »Adam Weishaupt, der Gründer des Ordens der Illuminaten, als Gegner des Königsberger Philosophen Immanuel Kant« (Bd. 127, 1901, S. 94—114; Vortrag auf dem Münchener katholischen Gelehrtenkongreß 1900); und seine letzte Arbeit: »Der Bericht über den Gelehrtenkongreß in München« (Bd. 127, 1901, S. 727—746). Zahlreiche Rezensionen und längere Berichte, die in den Historisch-politischen Blättern, in der Literarischen Rundschau und in andern Zeitschriften erschienen, zeigen, wie er nicht nur der deutschen, sondern auch der französischen, englischen und amerikanischen philosophischen und pädagogischen Literatur fortwährend große Aufmerksamkeit zuwandte. Im Philosophischen Jahrbuch 1896, 1898 und 1899 erschien die Artikelreihe: »Zur Geschichte der Schätzung der lebenden Kräfte«; in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 7. Jahrg. 1897 und 9. Jahrg. 1899 eine Reihe von kleineren Beiträgen zur Geschichte der Pädagogik. Eine Reihe von Artikeln zur Geschichte der Philosophie und Theologie schrieb B. für die zweite Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte; solche zur Geschichte der Sozialwissenschaft, mit der er sich in den späteren Jahren, wie auch seine oben genannte Rektoratsrede zeigt, eingehend beschäftigte, für das Staatslexikon der Görresgesellschaft.

Vgl. Andreas Schmid, Lebensbild des Hochw. Herrn Dr. Joseph Bach. Kempten 1902. Mit Porträt. — J. Sch[nitzer], Joseph Bach (1833—1901), in: Historisch-politische Blätter Bd. 130, S. 465—485.

F. Lauchert.

Marty, Johann Baptist, Msgr., Kaplan der päpstlichen Schweizergarde, * 17. Februar 1840 zu Schwyz, † daselbst 1. November 1901. — M. machte seine Gymnasialstudien an der Stiftsschule in Einsiedeln, die theologischen Studien in Mainz und Chur und wurde am letzteren Orte am 26. Oktober 1862 zum Priester geweiht. Von da bis Herbst 1870 war er Professor und Präfekt am Kollegium Maria Hilf in Schwyz, von Herbst 1870—1885 Direktor des Schullehrerseminars in Rickenbach bei Schwyz, das unter seiner Leitung zu hoher Blüte kam, 1885 - 1888 Pfarrer in Wettingen, seit April 1888 Kaplan der päpstlichen Schweizergarde in Rom. 1890 ernannte ihn Papst Leo XIII. zum päpstlichen Geheimkämmerer. Er starb in seiner Heimat, wo er seinen Urlaub zuzubringen pflegte. — Als Seminardirektor war M. auch schriftstellerisch tätig: »Die Anforderungen der Gesundheit an die Volksschule« (Einsiedeln 1874); »Illustrierte Schweizergeschichte für Schule und Haus« (Einsiedeln 1880; ital. Übers. 1885); »Kleine Schweizergeschichte in Wort und Bild« (Auszug aus dem vorigen, Einsiedeln 1884).

Vgl. Geschichtsfreund, 57. Bd. (Stans 1902), S. XVIIf. — Alte und Neue Welt 1902, S. 315, mit Porträt. — Deutscher Hausschatz 1902, Beilage S. 43, mit Porträt.

F. Lauchert.

Schäffer, Sebastian Georg, Domkapitular in Köln und Generalpräses der katholischen Gesellenvereine, * 16. April 1828 zu Koblenz, † 16. November 1901. — Sch. studierte Theologie in Tübingen und Bonn, trat 1851 in das Priesterseminar in Trier ein und wurde daselbst am 28. August 1852 zum Priester geweiht. Hierauf wurde er Kaplan an St. Gangolf in Trier, bald darauf Religionslehrer an der Realschule daselbst. Daneben betätigte er sich als Präses des 1853 in Trier gegründeten Gesellenvereins. Nach Kolpings Tode wurde er 1866 zum Präses des Kölner Vereins und Generalpräses der

Gesellenvereine gewählt und siedelte nach Köln über, wo er am 31. März 1866 auch Rektor an der Minoritenkirche wurde. Er wurde sodann auch päpstlicher Geheimkämmerer. Am 11. Dezember 1887 wurde er erzbischöflicher Ordinariatsrat, am 19. Mai 1891 als Domkapitular installiert. — Sch. war auch literarisch für die Interessen des Gesellenvereins tätig. Seit Kolpings Tode, vom Jahrgang 1867 an, gab er dessen »Kalender für das katholische Volk« heraus (Köln); desgleichen die von demselben begründeten »Rheinischen Volksblätter« (seit 1901 »Kolpingsblatt«). Seine literarische Hauptarbeit ist die eingehende Biographie: »Adolph Kolping, der Gesellenvater. Ein Lebensbild« (Münster 1880; 2. Auflage 1881; 3. Auflage Paderborn 1894).

Vgl. Alte und Neue Welt 1902, S. 345, mit Porträt. — Handbuch der Erzdiözese Köln, 15. Auflage 1888, S. 214, 17. Auflage 1895, S. 5 und 10.

F. Lauchert.

Schreiber, Franz Anton Wilhelm, Historiker, Hofkaplan in München, * 25. Juli 1827 zu Wiesent in Bayern, † 27. November 1901. — Sch. wurde am 1. Mai 1854 zum Priester geweiht, Dr. phil., kgl. Hofkaplan und Benefiziat an der kgl. Residenzhofkapelle in München. — Literarisch tätig war Sch. auf dem Gebiete der bayerischen Geschichte, auf dem er eine Reihe von Monographien und eine allgemeine Geschichtsdarstellung veröffentlichte: »Geschichte des bayerischen Herzogs Wilhelms V. des Frommen nach Quellen und Urkunden dargestellt. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte« (München 1860); »Otto der Erlauchte, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern« (München 1861); »Max Emanuel, Kurfürst von Bayern (München 1861); »Max Joseph III. der Gute, Kurfürst von Bayern. Nach den Akten des kgl. bayerischen allgemeinen Reichsarchives« (München 1863); »Maximilian I. der Katholische, Kurfürst von Bayern und der dreißigjährige Krieg nach den Akten und Urkunden der kgl. bayerischen allgemeinen Reichs-, Staats- und Provinzialarchive politisch und militärisch dargestellt« (München 1868); »Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte« (zwei Bände, Freiburg i. Br. 1889, 1891).

Vgl. Augsburger Postzeitung 1901, Nr. 272 vom 29. November.

F. Lauchert.

Schütz, Ludwig, Domkapitular in Trier, * 27. April 1838 zu Mayen in der Rheinprovinz, † 9. Dezember 1901. — Sch. wurde am 29. August 1863 zum Priester geweiht, war kurze Zeit Kaplan in Saarlouis, setzte dann seine Studien in Würzburg fort, wo er als Dr. phil. promovierte. 1868 wurde er Professor der Philosophie am Priesterseminar in Trier. Während der Kulturkampfzeit, so lange das Seminar geschlossen war, war er mit der Aufsicht über die in Bonn und Münster studierenden Theologen der Trierer Diözese betraut, bis er 1886 seine Lehrtätigkeit in Trier wieder aufnehmen konnte. Am 13. Mai 1897 wurde er als Domkapitular daselbst installiert. — Schriften: »*D. Augustini de origine et via cognitionis intellectualis doctrina ab ontologismi nota vindicata*« (*Diss. inaug.*, Münster 1867); »Das Tier hat keine Vernunft« (Münster 1871; = Zeitgemäße Broschüren, VII, Heft 3); »Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele« (Paderborn 1874); »Sechs Fastenpredigten über das Kreuz Jesu Christi gehalten im Dome zu Trier 1875« (Paderborn 1876); »Die Unfreiheit und Freiheit des menschlichen Willens. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet« (Würz-

burg 1877; = Katholische Studien III, 8); »Zur Definition der Philosophie« (Katholik, 1877, I, S. 354—378); »Die Lehre des heiligen Thomas von Aquin in seinen Kommentaren zu Aristoteles« (Katholik, 1877, II, S. 588—610); »Die Zahl der philosophischen Disziplinen und ihre organische Gliederung« (Katholik, 1878, I, S. 460—489, 561—583); »Einleitung in die Philosophie« (Paderborn 1879); »Der sogenannte Verstand der Tiere oder der animalische Instinkt« (Paderborn 1880); »Thomaslexikon, d. i. Sammlung, Übersetzung und Erklärung der in den Werken des hl. Thomas von Aquin, insbesondere in dessen beiden Summen vorkommenden termini technici« (Paderborn 1881; 2. Auflage 1895); »Die Leichenverbrennung unter dem Gesichtspunkte der Volkswirtschaft und öffentlichen Gesundheitspflege« (Frankfurt a. M. 1882; = Frankfurter zeitgemäße Broschüren, N. F. III, 6); »Der Hypnotismus. Eine naturwissenschaftliche Studie« (Separatabdruck aus dem Philosophischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Bd. IX und X; Fulda 1897; 2. Auflage 1898).

Vgl. Trierische Landeszeitung vom 9. Dez. 1901. F. Lauchert.

Bötticher, Adolf Gustav, kgl. Provinzialkonservator von Westpreußen, * 12. Dezember 1842 in Blumberg (Reg.-Bez. Potsdam), † 9. Juni 1901 in Bad Warnicken bei Königsberg i. Pr. — Vorgebildet von 1854—1861 auf dem Französischen Gymnasium in Berlin und Ostern 1862 bis Michaelis 1864 auf dem in Quedlinburg, fand er zunächst (1864—65) beim Baumeister Werner in Naumburg Beschäftigung als Eleve bei der Wiederherstellung der Schloßkirche, studierte dann mehrere Jahre (1865—68) — unter Aufgabe seiner an der Kunstakademie vorübergehend gepflegten Neigung zur Malerei — das Baufach an der ehemaligen Bauakademie in Berlin und wurde hiernach (1868—73) bei verschiedenen Eisenbahnen und andern Bauten, zuletzt (1873—75) im technischen Zentralbureau des Handelsministeriums praktisch verwandt. Ein schöneres Feld, als diese Zwangspraxis dem genial angelegten, vielseitigen Manne bieten konnte, eröffnete sich ihm, als er 1875 auf Empfehlungen von Friedrich Adler und Ernst Curtius hin den ehrenvollen Auftrag erhielt, den technischen Betrieb der beiden ersten vom deutschen Reiche geplanten Ausgrabungen zu leiten. Nach einer längern Rückreise über Griechenland und Italien Anfang 1877 heimgekehrt, und beim Polizeipräsidium in Berlin als technischer Hilfsarbeiter angestellt (bis 1879), gab er 1879—1882 zusammen mit Peter Wallé das »Wochenblatt für Architekten und Ingenieure« heraus, darin gediegene Abhandlungen über Olympia, Eleusis, Tegea und Pergamon, wie auch über Kyperns gotische Bauten veröffentlichend, indem er dabei sein großes zeichnerisches Talent illustrativ verwertete. Danach entledigte sich B. der ihm lästig gewordenen Zeitschriftfesseln, und die achtziger Jahre erlebten nun eine ganze Reihe von selbständigen Werken aus seiner Feder (1883: »Olympia, das Fest und seine Stätte, nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen«, Berlin, Springer; und »Auf griechischen Landstraßen«, Berlin, Paetel; 1884: in »Nord und Süd«, auch gesondert erschienen: die Studie über »die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos«; 1888: »Die Akropolis von Athen, nach den Berichten der Alten und den neusten Erforschungen«, Berlin, Springer. Während dieser literarisch so erntereichen Zeit war B. zwei Jahre lang (1884 bis 1886) technischer Hilfsarbeiter bei der Stadt Berlin. Darnach wurde er 1886 auf den Vorschlag von Ludwig Persius mit der Aufgabe betraut,

das Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in Ostpreußen aufzunehmen und im Auftrage des ostpreußischen Provinziallandtages herauszugeben; gelegentlich der Organisation der dortigen Denkmalspflege (1891) fiel auf ihn die Wahl zum Provinzialkonservator von Ostpreußen. Wie glücklich sich diese Berufung bewährt hat, das geht allein aus dem schnellen Erscheinen der einzelnen Abteilungen der »Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen« hervor: schon 1892 konnten die Hefte über Samland und Natangen (von beiden zweite Auflagen 1898 und 1899), 1893 das über das ostpreußische »Oberland«, 1894 das über Ermland, 1895 das über Litauen, 1896 das über Masuren und 1897 das über Königsberg ausgegeben werden; den Beschluß bildeten 1898 ein Nachtragsband »Aus der Kulturgeschichte Ostpreußens« und eine »Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Ostpreußen«. 1899 erschien als neuntes Heft ein durch den Rechtsanwalt von Schimmelfennig aufgestelltes Namens- und Ortsverzeichnis zu allen acht Heften. Da die Aufgabe für Ostpreußen somit erledigt war, wurde ihm das durch den Tod des Baurats Joh. Heise in Danzig (15. April 1899) verwaiste Amt eines Provinzialkonservators für das benachbarte Westpreußen übertragen — er hatte es kaum angetreten, indem er 1900 nach Danzig übersiedelte, da wurde er ein Jahr darauf vom Tod ereilt, ohne seine reichen Gaben im Dienste der so nötigen Aufnahme der westpreußischen Kunstdenkmäler haben verwerten zu können. Seit 1. Januar 1901 hatte er auch die kunstgewerblichen Sammlungen des Danziger Provinzialmuseums verwaltet.

Vgl. Danziger Neueste Nachrichten Nr. 133 vom 10. Juni 1901 (nach einer freundlichen Auskunft des Herrn Stadtschulrats Dr. Damus in Danzig). — [Professor Peter W]a[llé]: »Provinzialkonservator Ad. Bötticher †«, in der »Denkmalpflege« III, Nr. 8 vom 26. Juni 1901, S. 64. Persönliche Mitteilungen von demselben Freunde des Verstorbenen. — Persönliche Mitteilungen von Herrn Dr. Ritter, Direktor des kgl. Gymnasiums zu Quedlinburg. — Die »Altpreußische Monatsschrift« hat keinen Nachruf auf B. gebracht.

Helmolt.

Zimmermann, Ernst, Historien-, Portrait- und Genremaler, * 24. April 1852 zu München, † daselbst 15. November 1901. — Nach Ablauf der Schulzeit zum Kaufmann bestimmt, gab sein Vater, der berühmte Genremaler Reinhard Sebastian Zimmermann (* 9. Januar 1815 zu Hagnau am Bodensee, † 16. November 1893 zu München) den dringenden Bitten seines Sohnes nach und nahm ihn in sein Atelier, wo er sich außerordentlich schnell entwickelte, sodaß er schon mit 16 Jahren in der Akademie Aufnahme erhielt. Hier bildete er sich bei Strähuber im Zeichnen, bei Anschütz im Malen, insbesondere aber in der Schule des Tier- und Schlachtenmalers W. von Diez. Kaum 20 Jahre alt, verkaufte er sein erstes Bild »Seiltänzer in einer Scheune« an den Kunstverein und ging dann auf eine Studienreise nach Venedig, ebenso 1873 nach Wien und 1874 nach Paris, ganz nach dem Beispiel seines vielgewanderten Vaters, welcher in seinen sehr anmutend erzählten »Erinnerungen eines alten Malers« (München 1884) seinen Söhnen und Zeitgenossen eine so lehrreiche artistische Hodegetik hinterließ. Zurückgekehrt aus den Niederlanden oblag Ernst Z. der Militärpflicht als Einjähriger im III. Chevauxlegers-Regiment, das er als Reserve-Offizier verließ, oblag dann neuerdings der Kunst und wendete sich zur Genre- und Stillebenmalerei, wozu er während seines ständigen Sommeraufenthaltes am Bodensee aus dem Fischerleben die ansprechendsten Stoffe sammelte. Insbesondere zeichnete er sich aus durch »Seetierhändler«, Verkäuferinnen von Fischen, welch letztere Z., im Wetteifer mit den besten

Niederländern mit exzellenter Technik eine eigene Spezialität entfaltend, zur Darstellung brachte. Dann warf er sich nach W. Diez' Vorbild mit der ihm eigenen Energie auf biblische Stoffe und malte die Apostel als Fischer. Doch brachte ihm die auch auf dieses Gebiet verpflanzte stark realistische Richtung weniger Anerkennung. Dazu gehörten ein »Christus im Tempel« (1879), die »Anbetung der Hirten« (1883), »Christus als Tröster« (1889), eine »Heilige Familie« (1891), »Christus erscheint dem Thomas« (1892), eine »Rast auf der Flucht« (1893), »Kommet alle zu mir« (1895), welche Bilder, in tiefer wuchtiger Farbe und Rembrandt-artiger Auffassung durchgebildet, durch Hanfstängels Photographie, durch Radierungen von Unger und in Stichen von W. Krauskopf und Woerndle und durch Holzschnitte von J. J. Weber vervielfältigt wurden. Für den Empfangsaal des neuen Münchener Rathauses (wofür Lindenschmit ein »Schützenfest«, H. v. Hagn die »Fronleichnamsprozession«, A. Spieß die »Grundsteinlegung der Frauenkirche« malten), lieferte Z. die Darstellung, wie »Kurfürst Max Emanuel die gefangenen Türken bei ihrer Arbeit am sogenannten Türkengraben« inspiziert: der Kurfürst mit Gefolge erscheint zu Pferd; Bürger haben sich mit ihren Frauen neugierig eingefunden, recht behäbige Gestalten aus der Perückenzeit, die fremdartigen Arbeiter in Augenschein zu nehmen; unter diesen befinden sich sehr interessante orientalische Typen, auch ein in der Gefangenschaft noch stolzer, vornehmer Türke, der damals gewiß nicht zu solcher Schanzgräberei degradiert worden wäre. Dieses eigentlich nur zur Beschäftigung der Gefangenen begonnene, nie vollendete oder nutzbar gemachte Projekt, einen Wassergraben nach der Stadt anzulegen, der in neuester Zeit wieder eingeworfen und mit Häusern überbaut wurde, ist hier zu einer historischen Staatsaktion und unverdienter Wichtigkeit aufgebauscht, welche der Sache nie zukam (Abgeb. in »Kunst für Alle« 1. März 1888 und im Heft »Vom Fels zum Meer« 1889/90). Dazwischen entstanden herrliche Porträts, darunter ein Kniestück des Prinz-Regent Luitpold in Feldmarschall-Uniform (1886); ferner zwei Bildnisse seines Vaters, welche (1888 und 1891) den Meister in treuester, geist- und pietätvollster Weise zum Ausdruck brachten. Ebenso malte Z. seine eigene Familie (1883), auch die beiden Töchter (1894) und 1901 das Konterfey des Dichters und Malers Richard Paul und des Landschafters A. Stäbli (in »Kunst für alle« vom 1. März 1901 S. 64), wobei gewiß keiner der beiden Freunde daran dachte, daß selbe in allzu kurzer Frist schon aus dem Leben scheiden sollten. Fr. Pecht war von dieser den ganzen Mann wahrheitsvollst abspiegelnden Wiedergabe entzückt, von diesem »robusten und durch den Friseur nie belästigten Krauskopf, dessen Gesicht ganz seinen ernsten, kraft- und poesievollen Bildern entspricht. Hielt er nicht die Palette in der Hand, so könnte man das Bildnis unbedingt für das eines Kämpfers von Sempach oder Morgarten halten, so kräftig und streitlustig sieht dieser Kopf aus. Das hat nun alles Z. mit stupender Energie wiedergegeben, so daß man sein mit echt künstlerischer Freiheit gemaltes Bildnis zu den besten der Neuzeit rechnen darf« (Morgenblatt 288 »Allg. Ztg.« vom 17. Oktober 1893). Nebenbei entstanden eine Menge von vorwiegend heiteren Genrestücken: die »Martinsgans«, »Würfelspieler« im Geiste Ostades (1882), Ringende Tiroler in einer Scheune (1885), ein Tabakschnupfer und ein Liebespaar aus der Renaissancezeit, »Heuriger Wein« (1885), »Das Ei des Kolumbus«, Streitende Bauern (in Nr. 2429 »Illustr. Ztg.« Lpz. 3. Januar 1891), disputierende Mönche, ein musikalischer Unterricht, ein geigenstimmender Klosterbruder, eine reisende Menagerie, ein Kürbisausschneider

(1897), der »Erste Waffengang« (Nr. 1 »Über Land und Meer« 1898. 79 B.), ein Geizhals, eine »Familie in der Kirche« (Weihnachts-Almanach für 1893 von Velhagen & Klasing), ein mit gesundem Hunger essender Krieger (Nr. 14 »Über Land und Meer« 1899), und bramarbasierender Landsknecht (ebendas.), musizierende Wallensteiner und ein Porträtzeichner — alles robuste Typen aus dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Und dann wieder die Fisch-Stilleben, mit den glänzenden Schuppen und Flossen und appetitreizenden Formen, denen man deutlich das Vergnügen des Malers über das Gelingen seiner Arbeit und die Freude auf den gastronomischen Genuß seiner Modelle ansieht; meist in der Bude einer drallen Verkäuferin, aber auch ganz allein ausgelegt mit der humoristischen Beigabe eines Lorbeerkranzes und einer Zwiebelsammlung. Die seltensten Seeungeheuer wie »Katzenhai und Kardinal« sind mit wissenschaftlicher Treue wiedergegeben, die jeden kundigen Ichthyologen wie verständigen Feinschmecker entzücken muß: das glänzt und gleißt und weist die appetitlichsten Leckerbissen mit koloristischer Eleganz und erstaunlich technischer Geschicklichkeit. Auch Wildpret- nnd Rauchwarenhändler waren beliebt, darunter ein tot dahängender »Fuchs«, der mit allen Reinecken der alten Niederländer um den Preis der Wahrheit streiten könnte. Überraschend war sein Fleiß und die Vielseitigkeit seiner Stoffe; die Verwunderung wächst, wenn man weiß, daß der Künstler in den beiden letzten Dezennien seines Lebens mit unleidlichen Nervenhexereien kämpfend, alle Energie aufbot, seine Krankkeit durch künstlerisches Schaffen zu paralysieren. Bei der Jahresausstellung 1902 im Glaspalaste füllten über ein halbhundert seiner Bilder den größten Saal, dazu kamen köstliche Zeichnungen, Farbenstudien, Skizzen und außerdem noch eine Anzahl geistreicher Radierungen! Titel, Ehren und Auszeichnungen und Medaillen von allen Ausstellungen (München 1883, Berlin 1886, Antwerpen, Melbourne und Chicago 1893) waren ihm reichlich zu teil geworden. Seit 1878 mit Frl. Karoline Keyser aus Stans (Unterwalden) glücklich verheiratet, verschönten zwei Söhne und zwei Töchter dieses echte Künstlerdasein, an welchem sich freilich auch das Sophokleische Wort bewährte: »Nimmer nahet im Leben das Glück lauter und frei vom Leide!«

Vgl. Das geistige Deutschland 1897 S. 749. Singer 1901 VI, 151. Fr. v. Bötticher 1901 III, 1056ff. Kunstvereinsbericht für 1901 S. 75f. Porträt und Biogr. von Alex. Braun in Nr. 3048 »Illustr. Ztg.« Lpz. 28. November 1901. Hyac. Holland.

Seifert, Alfred, Historien- und Genremaler, * 6. September 1850 zu Horovic (Böhmen), † 4. Februar 1901 in München. — S. erhielt als der Sohn des kaiserl. Rates Julius Seifert (der später nach München übersiedelte und, 76 Jahre alt, am 20 April 1888 daselbst starb) eine ausgezeichnete Erziehung, absolvierte das Gymnasium, oblag zu Prag bei Alois Kirnig ein Jahr lang der Landschaftsmalerei, kam 1869 an die Münchener Akademie, wo er sich zuerst unter M. Echter und Alexander Straehuber, dann unter Raab, A. v. Wagner und Wilhelm Lindenschmit zum historischen Fache wendete. Sein großes Bild »wie Philippine Welser 1562 den Prediger Jan Augusti von der Sekte der Böhmischen Brüder im Kerker des Schlosses Bürglitz besuchte« (im Rudolfinum zu Prag) war ganz nach dem Rezept der damals florierenden Piloty-Schule inszeniert und ausgeführt. Dagegen suchte er sich mit einem »Oberon und Titania« betitelten Bilde, mit einer »Ophelia« und einigen Szenen aus Goethes »Faust« — darunter »Mephisto und der Schüler« und der lebendige Osterspaziergang vor dem Stadttore (1878), — noch mehr mit dem vor einem neuvermählten Paar »hofierenden« Minnesänger-Quartett, mit großem Glück

auf eigne Füße zu stellen. Letzteres war eine neue wohlansprechende Idee. Wenn auch das Kostüm und Meublement verschiedenen Jahrhunderten angehörte, so sprach doch aus den Hauptfiguren eine originelle Frische, die selbst durch das viele unnötige Beiwerk nicht beeinträchtigt werden konnte (Als »Fahrende Sänger«, »Ein Osterbild« in Nr. 81 »Um die Welt« New-York 24. März 1883). Die folgenden »Gespenstergeschichten«, die »Sirenen« und das »Schnitterfest« konnten als weitere Proben gelten, eine eigene Domäne zu gründen. Indessen versuchte er sich mit einem »Englischen Gruß«, wobei schon die poetische Lieblichkeit der beiden Gestalten in charakteristischer Weise hervortrat, die sich durch die gelungene Wiedergabe seelischer Mädchen- und Frauenschönheit alsbald so glänzend kundgab. Mit einfachen Stoffen, z. B. einem sich neckenden Liebespärchen, der jungen, ein Feldkreuz mit Blumen schmükkenden Schnitterin, dem innigen »Johannis-Tag« u. dgl. gelangte S. zu jenen psychischen Idyllen, welche sich immer nur auf wenige Gestalten und endlich nur auf die Darstellung von Frauenköpfen beschränkten, die durch ihre sinnige Empfindung und echt jungfräulichen Liebreiz alsbald eine originelle Spezialität unseres Malers bildeten. Eine ganze Serie solcher »Frühlingsblüten« und »Maiköniginnen« folgte, die unter allen möglichen Namen als Edelweiß, Zentifolie, Angelika, Beate, Paula, Ellen, Claire, Kätchen, Adele, Kornelia in kleinen Ölbildern in Photographie (bei Hanfstängl und in der Berliner Photogr. Gesellschaft) und Holzschnitt (Richard Bong) den Namen des Malers in »Die weite Welt« und »Über Land und Meer« trugen. Seine holdseligen Mägdlein plauschen gretchenhaft am Brunnen, harren mit der Amphora auf der Schulter des treuen Freundes, vertiefen sich in den ersten Roman, kredenzen den jungen Wein, schmücken sich zum Tanz, begrüßen singend und maiengeschmückt den frühen Ostertag (Bodenstedt-Album), entlocken mit rosigen Fingerchen den Saiten der Mandoline süße Klänge, immer aber voll unbewußter Jugendlichkeit, in zarter Reine und minniglicher Bescheidenheit, die noch gar keine Ahnung haben von ihrer Schönheit und taufrischen Seelenhaftigkeit, wahre »Rosenknospen« und »Lilien«. Einem solchem Wesen, dem Kind armer Leute, schenkte er auch Herz und Hand, erwählte dasselbe zu seiner Gattin (1879) und teilte mit ihr sein wahres Künstlerheim. Während Kiesels schöne Dämchen immer Salonfräulein bleiben, trug bei S. selbst das bürgerliche »Stelldichein« trotz eines mittelalterlichen Kostüms doch die gleiche Signatur, wie die ländlichen Dorfschönen: überall dämmert der erste Ostermorgen der Liebe herauf. S.s Kunst repräsentiert den »Frühling des Minnesangs« gleich den frühesten Meister der mittelhochdeutschen Lyrik, mit welcher unser Maler dieselbe Tonart im kleinen Repertoire zum wohlberedten Ausdruck brachte. Eine andere, der vorstehenden Schilderung ganz entgegengesetzte Begabung S.s ist leider nie in die Öffentlichkeit gedrungen: Mit einer virtuosen Phantasie à la Oberländer, exzellierte S. in Grotesken, Karikaturen und den tollsten Expektorationen des Humors und der Satyre, zugleich mit einer Feinheit der Erfindung wie der Farbe. Da er mit diesen Erzeugnissen immer hinter Schloß und Riegel hielt, litt er äußerst schmerzhaft kämpfend gegen seine Überzeugung, daß für ihn ein eigenes Gebiet brach und unausgenützt liegen geblieben. So arbeiteten zwei Seelen in seiner Brust, deren eine Richtung nur die wenigsten Freunde kannten.

Vgl. Das Geistige Deutschland Lpz. 1898 S. 647. Abendblatt 37 »Allgem. Ztg.« 6. Febr. 1901. Kunstvereinsbericht 1901 S. 69 Nr. 22. »Über Land und Meer« 1901 85. B. (mit Porträt). Fr. v. Bötticher, Malerwerke II. 729.

Hyac. Holland.

Schwartz, Franz, Vorsteher des Provinzialmuseums und der Landesbibliothek, sowie Konservator der Denkmäler der Provinz Posen, * 10. Juli 1864 in Neuruppin, † 19. Juli 1901 zu Woltersdorfer Schleuse bei Erkner (Reg.-Bez. Potsdam). — Fast das ganze kurze Leben und Wirken dieses Mannes ist der Provinz Posen geweiht gewesen, ein seltner Fall insofern, als man sonst (vgl. C. Fink, Der Kampf um die Ostmark, Berlin 1897, S. 233) die Beobachtung machen muß, daß der besser gestellte und gebildetere Teil der Bevölkerung der Stadt Posen: Offiziere und Beamte, erheblich öfter als in anderen Städten mit ähnlichen Verhältnissen wechselt, soweit er nicht durch Familienbeziehungen oder Grundbesitz an den Ort gefesselt ist. Als schulpflichtiger Knabe mit seinem Vater Wilhelm Schwartz, der am 6. Mai 1872 zum Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ernannt war, nach Posen gekommen, besuchte er von Michaelis 1873 bis Ostern 1882 die väterliche Anstalt und studierte danach in Berlin, Leipzig (S.-S. 1883) und Göttingen Geschichte. Dies Studium umfaßte neben dem Allgemeinen zwei Lieblingsgebiete: die vom Vater († 16. Mai 1899; BJ. IV, S. 128* und vor allem die von Dir. Dr. Erich Bartels am 9. Dezember 1899 gehaltene, 1902 gedruckte Trauerrede), einem vortrefflichen Prähistoriker und Mythologen, ererbte und verständnisvoll geförderte Neigung, die Vorgeschichte und die Altertümer der von ihm als Heimat betrachteten und geliebten Provinz Posen zu erforschen, und eine Vorliebe für militärische Dinge, die ihn — hätte das nicht ein Ohrenleiden verhindert — beinahe der Soldatenlaufbahn zugeführt hätte. Nachdem er schon während seiner Universitätsjahre eine kleine Arbeit über einen »Posener Brustharnisch von 1580 im kgl. Zeughause zu Berlin« (Zeitschr. der Histor. Gesellschaft f. d. Prov. Posen 1, 1885) veröffentlicht hatte, erlangte er auf Grund einer Abhandlung, »Preußische Landmilizen im Siebenjährigen Kriege, Teil 1« (gedruckt in Leipzig bei Duncker & Humblot 1887; erweitert unter dem Titel »Organisation und Verpflegung der preußischen Landmilizen im Siebenjährigen Kriege« als viertes Heft des 7. Bandes von Schmollers »Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen« 1888 in demselben Verlag erschienen) den philosophischen Doktorgrad. Dieser Dissertation schloß sich ein Aufsatz über »Die schlesische Gebirgs-Landmiliz 1743—1745« (Zeitschr. des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. 23, 1889) ebenbürtig an. Inzwischen aber war Schw. in den preußischen Staatsdienst getreten: nach einer fast zweijährigen Beschäftigung an der Berliner Universitätsbibliothek (2. Januar 1887 bis 1. November 1888) war er, seiner prähistorischen Liebe folgend (vgl. u. a. sein »Verzeichnis der anthropologischen Literatur; 1. Urgeschichte und Archäologie« im Archive für Anthropologie, Bd. 17, 1887), Hilfsarbeiter bei der vorgeschichtlichen Abteilung der kgl. Museen geworden. Doch wenige Wochen nur sollte dies Provisorium dauern: unterm 2. Januar 1889 wurde Schw. als Hilfsarbeiter am kgl. Staatsarchiv in Posen angestellt. Fünf ganze Jahre, dienstlich wohl die glücklichsten seines Lebens, hat er im preußischen Archivdienste verbracht. Was vorher nur Nebenbeschäftigung oder Neigung gewesen war, konnte er nun amtlich betätigen und wissenschaftlich vertiefen; zugleich mochte und mußte ihn dabei das Bewußtsein heben und tragen, daß er berufen war, auf gefährdetem Posten dem Vaterlande zu nützen.

Sofort stellte er sich der erst fünf Jahre alten Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen zur Verfügung; diesem Kerne landesgeschichtlicher Forschungen kristallisierte auch er sich schaffensfreudig, heimatliebend und

deutschgesinnt, innig an. Und die Gesellschaft wiederum erkannte rasch den Wert seiner hervorragenden Arbeitskraft und Frische, indem sie ihn mit der alleinigen Verwaltung ihres noch in den ersten Anfängen befindlichen Museums betraute. Die dort untergebrachten Sammlungen wuchsen ständig in erfreulichster Weise. Ihr Leiter brachte aber auch zu seinem Amt eine Menge Eigenschaften mit, die ihn hierzu förmlich prädestinierten. Die ganze Technik des Ausgrabens und Sichtens, Zusammenfügens und Aufstellens vorgeschichtlicher Funde hatte er ja schon als Knabe vom Vater gelernt; ihm waren Kenntnisse der prähistorischen Kultur seiner Heimat eigen, wie sie in einem Einzelnen selten vereinigt zu sein pflegen. Ihn unterstützte zudem eine Hand, die den Spaten geschickt zu handhaben und selbst in verzweifelten Fällen dem Boden die ängstlich behüteten Zerbrechlichkeiten in noch leidlich erkennbarem und darum verwertbarem Zustand zu entlocken wußte. Überdies war ihm in hohem Grade die Gabe beschieden, durch liebenswürdig eindringliches Bitten persönlich etwas auszurichten und sein Ziel: durch Ankauf oder Schenkung das Museum um besonders schöne Stücke zu bereichern, fast immer zu erreichen. Schließlich bekundete er auch Schönheitssinn beim Anordnen und Aufstellen der Altertümer (vgl. die »Grundsätze für die Ordnung usw.« im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 46, S. 10); hierbei verdroß ihn keine Mühe, selbst wenn es sich nur um so vorübergehende Zwecke handelte, wie Ende August 1892 bei der für einen wissenschaftlichen Ausflug der Historischen Gesellschaft binnen weniger Tage mit Spürsinn und Tatkraft zusammengebrachten kulturgeschichtlichen Ausstellung in dem deutsch gebliebnen Städtchen Fraustadt (vgl. Zeitschr. der Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen 7, 1892: Aufsatz von Schw. und J. Kohte).

Dabei verkannte Schw. keinen Augenblick, daß es sich bei der Prähistorie im allgemeinen um Dinge handelt, die einer wissenschaftlich einwandfreien Beweisführung einfach spotten. Bei all seiner Sehnsucht, die Geheimnisse des Heimatbodens lückenlos zu entschleiern, blieb er sich doch stets bewußt, daß vieles vorderhand nur Annahme war, der die völlige Gewißheit mangelte. Darum gerade drang er darauf, den Stoff unermüdlich zu mehren; erst Spätern sei die Zusammenfassung zu einem Gesamtbilde vorbehalten. Diese anerkennenswerte Zurückhaltung bezeugt sich deutlich auch in seinen Veröffentlichungen. Wie sehr auch er es für notwendig hielt, weitere Kreise und darunter namentlich die Lehrerschaft durch anregende Vorträge aufzuklären und für Mitarbeit auf vorgeschichtlichem Gebiete zu schulen (»Neue vorgeschichtliche Funde in der Provinz Posen«: Zeitschrift der Historischen Gesellschaft 5, 1889; »Das Posner Land in vorgeschichtlicher Zeit«: Posner Zeitung 1892, Nr. 106), so war er doch schlechterdings nicht zu bewegen, eine mit großem Beifall aufgenommene Reihe von Vorträgen über »die Anfänge der menschlichen Kultur«, die er im Winter 1898—1899 auf Bitten eines Posner Ausschusses gehalten hatte, drucken zu lassen. Lieber erörterte er Einzelheiten eingehend vor verständigen Fachgenossen und Laien in der Zeitschrift seiner Gesellschaft oder anderswo. Das beweisen seine Abhandlungen: »Die Ringwälle von Wissek und Wolsko (Kr. Wirsitz)« im 5. Band (1889); »Kulturgeschichtliche Nachrichten über die Provinz Posen« im Korrespondenzblatte des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1890; »Zur prähistorischen Kartographierung der Provinz Posen« (Zeitschr. der Histor. Gesellsch. 7, 1892) und die sorgfältige Besprechung von

Heft 1 des »Albums der im Museum der Posner Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Großherzogtums Posen« (Zeitschr. 8, 1893).

Auf festerm Grunde stand er, und ihn bebaute er deshalb mit unverkennbarer Vorliebe, sobald er sich mit kriegsgeschichtlichen Fragen beschäftigte. Hiervon legen seine beiden Aufsätze »Die Provinz Posen als Schauplatz des Siebenjährigen Krieges« (Zeitschr. d. Histor. Gesellsch. 5, 1890) und »Der Überfall von Bromberg durch die Schweden am 16. Mai 1658« (ebenda 6, 1891) beredt Zeugnis ab. Sonst bewährte er die Kunst, die von ihm archivalisch erschlossenen Quellen gewissenhaft auszuschöpfen, in jenen Jahren mehrfach auch auf andern Teilgebieten der posenschen Landesgeschichte (vgl. Jahrgang 5—8 derselben Zeitschr., 1890—1893). Aber die Muße, sich weiterhin solchen Forschungen zu widmen, sollte ihm bald geraubt werden. Anfang 1894 konnte die Posner Provinzialverwaltung nach Erwerbung des vormaligen Generalkommando-Gebäudes an der Wilhelmstraße die Begründung einer Landesbibliothek und eines Provinzialmuseums ins Auge fassen. Sie erhielt hierfür den größten Teil der Bibliothek der Historischen Gesellschaft und deren sämtliche Altertümer; der Grund war damit gelegt, und man bedurfte nur noch einer organisatorisch hervorragend begabten Kraft: selbstverständlich konnte dies nur Schw. sein. Unterm 15. Februar 1894 übernahm er zunächst im Nebenamte die Leitung beider (vorderhand noch miteinander verbundnen) Institute, um dann am 1. Januar 1895 den ihm doch recht lieb gewordnen Archivdienst mit dem Provinzialdienste völlig zu vertauschen. Außerdem übertrug ihm der Provinzialausschuß unterm 20./21. Mai 1895 das Amt eines Konservators der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Während er sich in letztgenannter Eigenschaft durch seinen »Bericht« über die Etatsjahre 1895—1896 und 1896—1897 (Posen 1897; vgl. Jahresberichte der Geschichtswiss. 20, II, 437[51]) und den über die Etatsjahre 1897—1898 und 1898—1899 (Posen 1900: vgl. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen, 1, und Posner Tageblatt 1900, Nr. 94) selber das schönste Denkmal gesetzt hat, liegen seine Verdienste um Provinzialmuseum und Landesbibliothek nicht so offen vor aller Augen. Man könnte dies negativ fassen und sagen: weil er von nun an zu wissenschaftlicher Arbeit keine Zeit mehr fand, da die Betrauung mit mehreren Ämtern zugleich seine gewiß nicht geringen Kräfte gänzlich mit Beschlag belegte, so kam er mit einer einzigen Ausnahme — zu der von der Historischen Gesellschaft unternommenen, »Das Jahr 1793« betitelten Herausgabe der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Organisation Südpreußens trug er 1895 Kapp. 1 (»Besitznahme und Huldigung«) und 16 (»Militärwesen«) bei — fortan nicht mehr dazu, sein Wissen und seinen Geist nach Gelehrtenart schriftstellerisch zu betätigen; so hat er eine größere Veröffentlichung über den alten evangelischen Friedhof zu Fraustadt in den Anfängen liegen lassen müssen. Sein Organisationstalent entfaltete sich dafür freilich um so glänzender. Aus den immerhin bescheidnen einstigen Sammlungen der Historischen Gesellschaft erstand in einer musterhaften vorgeschichtlichen und einer nicht minder belehrenden geschichtlichen Abteilung ein Museum, wie es der auf altem Kulturboden Erwachsene in dem kolonialen Osten schwerlich vermutet. Siegel und Münzen, vaterländische Kriegsandenken (vgl. Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen 12, 415—417), Ansichten und Photographien wurden in übersichtlichen Gruppen einverleibt; bald wurde sogar auch eine in mehrere Abteilungen

sich gliedernde naturwissenschaftliche Sammlung angeschlossen. Ja, Schw. hat sogar die ersten Schritte getan, um diese Anstalt durch Übernahme von Bildern und Skulpturen und durch Beschaffung guter Wiedergaben von nicht zu erlangenden Originalkunstwerken zu einem wirklichen Museum auszugegestalten, wie es in ältern und reichern Städten des Westens der Kunstpflege geweiht zu sein pflegt. Ähnlich schöpferisch war sein Wirken im Interesse der ihm unterstellten Bücherschätze, die durch Überweisungen und Schenkungen ganz und gar planlos zusammengebracht und aufgestapelt worden waren; vor allem ist er durch Einrichtung eines Lesezimmers in größerm Stile dem Bildungshunger der Posener Bevölkerung, wie die Besuchsziffern (zuletzt gegen 10 000 im Jahre) greifbar deutlich belegen, außerordentlich nutzbringend entgegengekommen.

Doch das Zuviel der Arbeit hat selbst seine reichen Kräfte untergraben und in der Blüte vorzeitig geknickt. Noch ehe er, der sich vielleicht — seit 1896 verheiratet — im Stillen manchmal mit dem Gedanken eines Rücktritts in den ruhiges, wissenschaftliches Arbeiten ermöglichenden Archivdienst getragen haben mochte, durch die geplante Trennung der beiden Institute von der Bürde der Landesbibliothek entlastet werden konnte, ist er, nur 37 Jahre alt, nach einem langen und schmerzlichen Krankenlager an einer unoperierbaren Geschwulst verschieden. Wenn deutsche Kultur innerhalb der letzten Jahre im Posenschen einen neuen, vielverheißenden Aufschwung genommen hat, so wird unter den Männern, die zu diesem schönen Ergebnis in heißem, entsagungsvollem Mühen verholfen haben, der Name von Franz Schwartz mit an erster Stelle genannt werden müssen.

Vgl. A. Warschauer: Franz Schwartz (Historische Monatsblätter für die Provinz Posen II, Nr. 8—9 vom August/September 1901, S. 113—121), nebst einer »Zusammenstellung der Veröffentlichungen von Franz Schwartz« (ebenda, S. 121—123); auch als Sonderdruck (Posen 1901) erschienen. Persönliche Mitteilungen von Demselben. — »Brandenburgia.« Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin, 10. Jahrg. 1901/2 (Berlin 1902), S. 254—255 — Eine gute Photographie des Verewigten befindet sich im Besitze des Kaiser Friedrich-Museums zu Posen. Helmolt.

Stauffenberg, Franz August Freiherr Schenk von, deutscher Politiker, * 3. August 1834 in Würzburg, † 3. Juni 1901 in Rißtissen (Württemberg). — Dieser um die nationale und freiheitliche Entwicklung Bayerns und Gesamtdeutschlands hoch verdiente Mann entstammte einem der ältesten schwäbischen Adelsgeschlechter, dem die Chroniken bezeugen, daß es noch vor den Hohenzollern geschichtlich genannt wird. Der Knabe besuchte die Schule in Augsburg; die erste aus seinem frühesten Leben sichergestellte Nachricht ist die, daß er als Dreizehnjähriger sich an einem Schülerfeste beteiligte, welches jene Stadt zu Ehren des Domkapitulars und Jugendschriftstellers Christoph Schmid an dessen achtzigstem Geburtsfeste im August 1847 veranstaltete. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, studierte er in Würzburg und Heidelberg die Rechte; ein flotter Student, des Wortes und der Waffe gleich mächtig, hat er sich in jenen Jahren schon einen großen Freundeskreis erworben, aber auch den Grund zu jener staunenswert umfassenden Bildung gelegt, die ihn nachmals auszeichnete. Schon mit einundzwanzig Jahren trat er in die juristische Praxis ein und arbeitete als Praktikant, später als Staatsanwaltssubstitut hauptsächlich in Augsburg, wo er auch 1863, noch sehr jung, zum zweiten Staatsanwalt befördert wurde. Allein das war keine Tätigkeit für ihn; es mochte in der Tat wenig Naturen geben, die sich weniger für die Rolle des öffentlichen Anklägers eigneten, und so ist vor

allen auch seine später scharf betonte Abneigung gegen die Todesstrafe aus jener Augsburger Periode herzuleiten, die ihn mehrfach zur Stellung solcher Anträge vor dem Schwurgerichte veranlaßt hat. Dazu kam, daß er niemals aus seiner liberalen Gesinnung ein Hehl machte, und das war im damaligen Bayern keine Empfehlung. So entschloß er sich um die Mitte der sechziger Jahre, seinen Abschied zu nehmen, und diesen Schritt hat er niemals bereut. Die Verwaltung der Familiengüter Rißtissen bei Ulm im württembergischen und Geißlingen bei Bobingen im bayerischen Schwaben gab ihm genug zu tun; er wurde zum Landwirt und hat sich als solcher stets wohlgefühlt, ohne freilich je aus seiner Tätigkeit die Konsequenzen zu ziehen, welche später üblich wurden. Auch die politische Arbeit begann ihn immer mehr in Anspruch zu nehmen, je mehr er daran dachte, sich selbst aktiv an ihr zu beteiligen.

Das Jahr 1866 führte ihn in den bayerischen Landtag, das Jahr 1868 auch in das Zollparlament, diese treffliche Schule der auf ein großes Ziel hinstrebenden süddeutschen Politiker. Als die berühmte Kammerdebatte über die Teilnahme Bayerns am Deutsch-Französischen Kriege in den heißen Julitagen des Jahres 1870 tobte, stand St. unter den Rufern im Streite obenan, und mit flammenden Worten teilte er aus einem Fenster des Ständehauses der unten gedrängten Menge mit, daß die Neutralität abgelehnt, die Heeresfolge beschlossen sei. Auch für die Annahme der Verträge von Versailles trat er mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit ein. Wenn man sich der Männer erinnert, welche in jener Zeit die Linke des Münchener Abgeordnetenhauses bildeten, und denen unleugbar auf der rechten Seite gleichfalls eine stattliche Phalanx bedeutender Parlamentarier gegenüberstand, so kann man nur mit tiefer Betrübnis den Vergleich zwischen sonst und jetzt ziehen.

St.s politische Entwicklung war in raschem Aufsteigen begriffen. Im Jahre 1871 wählte ihn der Wahlkreis München I in den Reichstag, zu dessen Zierden er zweiundzwanzig Jahre lang gehören sollte, und dieses Mandat wurde ihm 1874 und 1877 wieder erneuert. Dann freilich, bei den sogenannten Attentatswahlen von 1878, führte eine eigentümliche Koalition von Zentrum, Sozialdemokratie und Pseudoliberalismus seinen Sturz herbei. Allein R. v. Bennigsen war damals zweimal gewählt worden, und auf seine Empfehlung hin hielt es der dritte braunschweigische Wahlkreis für eine Ehre, dem in Bayern Unterlegenen ein Asyl anzubieten. Von 1881 an war St. Vertreter von Fürth-Erlangen, bis er 1893 auf eine Wiederwahl verzichtete. Daß er der nationalliberalen Partei sich anschloß, lag für ihn, der in ihr eine Reihe trefflicher Mitstreiter zu finden hoffen durfte, nahe genug. In Bayern, wo die Trennung der Fraktionen sich zwar ebenfalls, jedoch mit minderer Entschiedenheit, vollzog, blieb er andauernd im Vorstande der liberalen Kammerpartei.

Wenn wir zunächst seine Wirksamkeit für das engere Vaterland ins Auge fassen, so müssen wir dessen gedenken, daß er 1871 Präsident der Kammer wurde und es bis zu den eine ultramontane Majorität ergebenden Wahlen von 1875 blieb. Darüber, daß er dieses Amt mustergültig verwaltete, herrschte bei Freund und Gegner keine Meinungsverschiedenheit. Seine hohe persönliche Liebenswürdigkeit und sein geradezu idealer Gerechtigkeitssinn kamen ihm hierbei außerordentlich zu statten. Ferne blieb St. der bayerischen Volksvertretung nur kurze Zeit. Im Jahre 1877 schied er freiwillig aus, bewogen

durch Erwägungen, welche mit dem Gange der Reichsangelegenheiten im nahen Zusammenhange standen; aber schon 1879, noch in derselben Legislaturperiode, ward er aufs neue Landtagsabgeordneter. Folgeweise hat er als solcher Ansbach-Schwabach, München, Kaiserslautern und Fürth-Erlangen zu vertreten gehabt. Lange Jahre war er Mitglied des Finanzausschusses, dem in Bayern eine besonders hohe Bedeutung zukommt, und hier war es vor allem das Gebiet des Eisenbahn- und Postwesens, in welches er sich als ständiger Berichterstatter tief eingearbeitet hatte, wie er denn auch als Mitglied dem vom Staate berufenen »Eisenbahnrat« angehörte. Nächstdem war er bei den Verhandlungen des Kultus- und Unterrichtsetats ein unermüdlicher Redner, der geborene Anwalt der Hochschulen und der geistigen Interessen des Landes überhaupt. Selbst als sich in den letzten Jahren seine Kränklichkeit steigerte und ihm das Reden erschwerte, rief ihn jede wichtigere Frage wieder auf den Plan, und seine schwach gewordene Stimme, dereinst so metallreich und klangvoll, hatte noch immer das Ohr des Hauses. Dieses war ihm insbesondere auch deshalb zu Dank verbunden, weil er, wie nicht leicht ein anderer, in der Geschäftsordnung erfahren war und schwierige Fälle auf Grund umfassendster Kenntnis der Satzungen und der nicht minder wichtigen Überlieferung zutreffend zu erledigen wußte.

Auch im Reichstage hatte er sich bald eine allgemein geachtete Stellung erworben. Dem Vorstande seiner Fraktion wurde er immer zugezählt, und 1876 übernahm er den Posten eines Vizepräsidenten, in dem er mehrfach bestätigt wurde. Erst als im Sommer 1879 sein Freund und Gesinnungsgenosse M. v. Forckenbeck vom Präsidium abtrat, folgte ihm auch St.; mit dem neuen Systeme, das dem liberalen Staatsgedanken feindlich gegenüberstand, vermochten sich die pflicht- und überzeugungstreuen Männer nicht zu befreunden. Jene Hoffnung, die weite Kreise auf die Zukunft des bayerischen Volksmannes gesetzt hatten, erwies sich damit als illusorisch. Um die Wende des Jahres 1876 hatte Fürst Bismarck ernstlich daran gedacht, den Liberalen, in denen er eine zuverlässigere Stütze des Reiches als in den Männern der »Kreuzzeitung« und »Reichsglocke« erblicken zu dürfen vermeinte, einen namhaften Anteil an der Regierung zuzugestehen, und St. war — wie man glaubte, für das Reichsschatzamt — als Staatssekretär ausersehen. Eben diese Kombination hatte die oben angedeutete Verlegung seines Wohnsitzes von München nach Berlin veranlaßt, mit welcher eben auch die Mandatsniederlegung verbunden gewesen war. Man weiß, daß die Dinge einen ganz entgegengesetzten Verlauf nahmen. Von den Nationalliberalen wurde verlangt, daß sie das Tabakmonopol und hohe Zölle bewilligen sollten, und zu solchen Konzessionen war die damalige Generation unfähig; am wenigsten wäre ein St. dessen fähig gewesen, der die große Aera der Befreiung Deutschlands von veralteten Schranken selbsttätig mit durchlebt hatte und der Letzte gewesen wäre, sein eigenes Lebenswerk vernichten zu helfen. So bereitete sich denn auch jene Trennung der größten liberalen Fraktion vor, die sich schon lange als unvermeidliche Notwendigkeit hatte voraussehen lassen. Um Bennigsen verblieb nur etwa die Hälfte des bisherigen Bestandes; nach rechts löste sich die »Gruppe Schauß-Völk« ab, nach links die »Sezession«, welche die hervorragendsten Männer umfaßte. Das Jahr 1884 brachte dann die Fusion der Sezessionisten mit der deutschen Fortschrittspartei; St. hatte die vorbereitenden Beratungen mitgemacht, ohne doch, weitsichtig wie er war, die von vielen gehegten Erwartungen ganz zu den seinigen zu machen. Immerhin hat er

noch volle neun Jahre der neuen freisinnigen Partei seine besten Kräfte gewidmet, und ihm fiel u. a. die Aufgabe zu, anläßlich der Septennatsfrage die Ansichten der konstitutionellen Linken darzulegen, gegen welche dann, ebenso wie anno 1878, der bekannte Sturm der Volksleidenschaft entfesselt wurde. Zu solch programmatischen Erklärungen war St. wie kein anderer geschickt, denn daß sein Standpunkt niemals ein extremer war, mußten ihm auch die Andersdenkenden einräumen, und in der Handhabung der Sprache war er derart Meister, daß er die eigene Auffaßung mit vollster Klarheit zu präzisieren vermochte, ohne doch einem anderen wehe zu tun. Als 1893 eintrat, was er lange gefürchtet und hingebungsvoll zu verhüten getrachtet hatte, als sich die freisinnige Partei wieder in ihre Bestandteile auflöste, zog er sich aus dem Reichstage zurück und wollte von keiner Neuwahl mehr wissen, so sicher sie auch für ihn gewesen wäre. Der Mißerfolg von 1879 hatte ihn schwer enttäuscht, derjenige von 1893 geradezu geknickt. Für Bayern hatte er die Zersplitterung noch verhindern zu können geglaubt, und als er sehen mußte, daß ihm auch dies nicht vergönnt war, legte er im Dezember jenes Jahres in Nürnberg die lange ehrenvoll bekleidete Stelle eines Landesausschußvorsitzenden der Freisinnigen Bayerns nieder. Seitdem ist er auch im Landtage nicht mehr so viel, wie früher hervorgetreten, hat sich vielmehr mehr und mehr auf sachliche Erörterung nichtpolitischer Angelegenheiten beschränkt.

Man hätte sagen können, verbittert habe er sich aus der eigentlich politischen Arena zurückgezogen. Und doch würde dieses Wort dem wahren Sachverhalte nur recht wenig entsprechen. Denn von einem verbitterten Menschen hatte St. auch in dieser späteren Zeit gar nichts an sich; sein adeliger Sinn, seine Liebe zum Volk, seine gewinnende Freundlichkeit gegen jedermann hatten keine Abschwächung erfahren, und nur seine innere Freudigkeit hatte mit dem Schwinden hochstrebender Lebenshoffnungen, bei denen die eigene Person aber nur eine recht untergeordnete Rolle zu spielen hatte, einen Stoß erlitten, von dem sie sich nie mehr ganz erholen sollte. Es kam hinzu der Tod seiner geliebten Gattin, die ihm während eines Kuraufenthaltes in Pallanza entrissen wurde, und die Sorge um die eigene Gesundheit. Dieselbe hatte schon in den siebziger Jahren zu wanken begonnen, und nur durch eine mit äußerster Strenge durchgeführte enthaltsame Lebensweise, sowie durch den alljährlich wiederholten Besuch von Karlsbad wurde es ihm ermöglicht, nahe an die Schwelle des Greisenalters heranzukommen. Für einen Politiker war seine Natur eine viel zu wenig robuste, denn angreifende Szenen und leidenschaftliche Kämpfe bleiben einem solchen niemals erspart; jedwede Aufregung jedoch übte bei ihm eine ungünstige Rückwirkung auf den Körper aus. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens sah sich St. zur Aufgabe mancher ihm lieb gewordenen Gewohnheit veranlaßt; insbesondere vermißten ihn zahlreiche gesellige Vereinigungen, in denen er ein belebendes Element gewesen war. So zog er sich allmählich ganz auf seine aus drei Töchtern und einem Sohne bestehende Familie zurück, die sich aber infolge von Verheiratung der ersteren nach und nach verkleinerte. Den Sommer pflegte er in Rißtissen, den Winter in München zuzubringen, wozu dann noch gelegentlich ein längerer Aufenthalt in Italien kam; unabänderlich war ferner der Monat Mai der Karlsbader Kur gewidmet. In dem Maße, als er den Umgang mit Menschen einzuschränken gezwungen wurde, kehrte er zu seinen liebsten Freunden, den Büchern zurück, die ihm seine — für einen Privatmann — ungewöhnlich große Bibliothek reichlich zur Verfügung stellte.

Denn dieser Mann der großen Öffentlichkeit war zugleich ein echter Bibliophile, und die Bibliothekskommission des Reichstages hat wohl niemals ein eifrigeres und sachkundigeres Mitglied als ihn besessen. Fragen der Politik, des öffentlichen Rechtes und der Volkswirtschaft zogen ihn von je her mächtig an, und sein Wissen auf diesen Gebieten war ein höchst ausgebreitetes, so daß die juristische Fakultät der Universität Würzburg ganz dazu befugt war, ihrem einstigen akademischen Bürger anläßlich des Jubiläums von 1882 die Würde eines *Dr. jur. h. c.* zu verleihen. Eine noch tiefer gehende Neigung aber wies den allseitig gebildeten Mann auf die Weltliteratur hin. Des Französischen uud Italienischen längst vollkommen mächtig, eignete er sich erst im reiferen Alter auch die spanische und portugiesische Sprache so gründlich an, daß Fachmänner von Ruf nicht anstanden, ihn als ihren Kollegen zu betrachten. Es wird in Deutschland während der letzten beiden Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts nicht viele gegeben haben, die mit ihm in der Kenntnis der Literatur, speziell der Dichtkunst der iberischen Völker zu wetteifern imstande waren. Aber die Außenwelt erfuhr nicht viel von dem, was St. sozusagen für das Geheimnis seines Studierzimmers hielt. Ein einziges Mal war die Kommission, welche mit der Veranstaltung öffentlicher Vorträge im Liebigschen Hörsale zu München betraut ist, so glücklich, dem Widerstrebenden die Zusage zur Abhaltung eines kleinen Vortragszyklus abzuringen, der denn auch die vorteilhafteste Aufnahme fand. Auch gegen die Druckerpresse hatte er, soviel er von ihr für eigene Belehrung verlangte, eine unüberwindliche Abneigung, wenn er selbst produzieren sollte. So umfassend und erfolgreich er mit dem Munde gewirkt — zum Ergreifen der Feder war er nicht zu bewegen, und Schriften hat er nicht hinterlassen.

Die letzten Lebensjahre des schnell gealterten, geistig freilich bis zuletzt unerschütterten Mannes waren durch körperliche Leiden getrübt. Das Dezennien bestehende Nierenleiden, verbunden mit Gicht, machte rasche Fortschritte, und eine tuberkulöse Infektion setzte unerwartet rasch den Tagen des zum Sterben jederzeit Vorbereiteten ein Ziel. Mit ihm ist einer der letzten Vorkämpfer aus Deutschlands großer Zeit dahingegangen, ein Ritter des Geistes ohne Furcht und Tadel, ein edler, feinfühliger Mensch, wie solche im Zeitalter der Interessenpolitik immer weniger zu finden sind. In den Annalen des deutschen Liberalismus ist der Name Franz von Stauffenberg mit unauslöschlichen Zügen eingegraben.

»Fränkischer Kurier« (Nürnberg) vom 6. Juni 1901. — »Nation«, 18. Jahrg., Nr. 36. — Th. Barth, Politische Porträts, Berlin 1904 (Nr. 6). S. Günther.

Formey, Alfred, lyrischer Dichter, * am 31. Juli 1844 in Dessau, † am 25. Juni 1901 in Ungarn. — Er hatte nach Absolvierung des Gymnasiums sich in Berlin und Leipzig theologischen Studien gewidmet, war dann einige Jahre als Lehrer an der höheren Töchterschule in Dessau, vorübergehend als Pfarrverweser in Baalberge und als Hilfsprediger in Bernburg tätig gewesen und ging 1873 nach Chile, wo er Prediger der evangelischen Gemeinde in Puerto Monte und Valparaiso war. Im Jahre 1876 folgte er einem Rufe der evangelischen Gemeinde in Wien, wo er 25 Jahre in großem Segen wirkte. Er starb während eines Aufenthalts auf einem Gute der Herzogin von Oldenburg in Ungarn, nachdem ihm wenige Wochen vorher die Ehre zuteil geworden war, das großherzoglich luxemburgische Ehepaar bei seiner goldenen Hochzeit in Abbazzia einsegnen zu dürfen. — F. war als lyrischer Dichter

sehr fruchtbar; wir besitzen von ihm mehrere Sammlungen, wie »Himmelan!« (Geistliche Lieder, 1872) — »Nach Hause!« (1876) — »Aus Wald und Wogen« (1884) — »Auf stillen Höhen« (1885) — »Strandgut des Herzens« (1888). Sie sind in Deutschland wenig bekannt geworden, verraten aber ein bedeutendes poetisches Talent. Es sind vorwiegend ernste Gedanken, denen der Dichter nachgeht, und er bietet sie uns in einer schönen und ansprechenden Form. Auch hat F. zu der Goldmarkschen Oper »Der Kriegsgefangene« (1898) den Text geliefert.

Ludwig Eisenberg: Das geistige Wien. 1. Bd. 1893, Seite 122. — J. B. Muschi und Herm. Wäschke: Das literarische Anhalt, 1889, S. 48. Franz Brümmer.

Böcker, Ewald, dramatischer Dichter, * am 11. Februar 1844 in Solingen, † am 29. August 1901 im Bade Kösen. — Er war der Sohn eines Handlungsgehilfen und kam 1854 mit seinen Eltern nach Köln, wo er bis 1862 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium besuchte, widmete sich dann in Bonn, Berlin und Greifswald dem Studium der klassischen Philologie, wandte aber schon während dieser Studienzeit sein Hauptinteresse der neueren deutschen Literatur zu, die ihn in der Folge ganz in ihren Bann zog. Nachdem er im Mai 1867 promoviert, trat er 1868 als Lehrer an der höheren Bürgerschule in Wollin (Pommern) in den öffentlichen Schuldienst, wurde zu Neujahr 1872 Lehrer an der höheren Töchterschule in Brandenburg a. H., 1876 an der höheren Töchterschule in Potsdam und 1877 Oberlehrer an der Elisabethenschule und dem damit verbundenen Lehrerinnenseminar in Frankfurt a. M., an welchen Anstalten er 21 Jahre tätig war. Seit 1895 Professor, erkrankte er im Frühjahr 1898 plötzlich an einem schweren Herzleiden, und ein langwieriges Krankenlager nötigte ihn, nicht nur auf alle literarische Tätigkeit, sondern auch auf den Unterricht zu verzichten. Am 1. April 1900 trat er in den Ruhestand und siedelte dann nach Bad Kösen in Thüringen über, wo er aber die gehoffte Genesung auch nicht finden sollte. In weiterer Öffentlichkeit ist B. als Rezitator und Redner im Dienste der Volksbildung hervorgetreten, auch beteiligte er sich eifrig an den Bestrebungen der Journalisten- und Schriftstellervereine. Seine eigene literarische Tätigkeit begann mit seiner Trilogie »Periander« (drei Tragödien, 1874); ihr folgten »Lalage« (Lustspiel nach einer Novelle von Levin Schücking, 1879) — »Die Huldigung der Künste« (Dramat. Scherz, 1880) — »Burggraf Friedrich« (Schauspiel, 1881) — »Prinzessin Irmia« (Märchenspiel 1886) — »Der gestiefelte Kater« (Märchenspiel, 1887) — »Die neue Durchlaucht« (Schauspiel, 1892), von denen die meisten auf der Bühne einen freundlichen Erfolg erzielten. Von sonstigen Arbeiten sind zu erwähnen: »Melitta« (Ein lyrisch-episches Gedicht, 1884) — »Vision« (Ein vaterländ. Gedicht, 1892) und die Novellen »Waldasyl. Anneli« (1901). Besondere Freundschaft verband B. mit dem Dichter Ad. v. Schack, der auch durch letztwillige Verfügung B.s Mitarbeit bei der Neuausgabe seiner poetischen Werke in Anspruch nahm.

Persönliche Mitteilungen. — Vorwort zu den Novellen »Waldasyl. Anneli«, 1901.
Franz Brümmer.

Massow, Julie Marie Franziska Elisabeth von, Dichterin, * am 24. November 1825 auf dem Gute Pinnow in Pommern, † am 5. März 1901 in Dresden. — Sie entstammte dem alten pommerschen Adelsgeschlechte derer von Behr und vermählte sich am 8. Juni 1852 mit dem Ministerialrat Wilhelm von Massow auf Rohr in Pommern, den sie aber schon am 24. Septbr.

1867 durch den Tod verlor. Ein tief religiöses Gemüt, hatte sich die Dichterin viel mit der Frage beschäftigt, ob eine Wiedervereinigung aller Christen zu einem gemeinsamen Bekenntnis nicht möglich sei, und zur Lösung dieser Frage die Gründung eines »Psalmenbundes« unternommen (1862), der wenigstens eine Einigkeit im Gebete anstrebte. Als Organ dieses Bundes gründete sie die »Friedensblätter«, welche sie durch 4 Jahrgänge redigierte, und schrieb für die Psalmenfreunde zwei Sammlungen von Gebeten zur Morgen- und Abendandacht. Im Jahre 1878 rief sie dann einen zweiten Gebetsverein zur Wiedervereinigung aller Christen ins Leben, den sie »*Ut omnes Unum*« nannte. Es war kein Wunder, daß die Dichterin schließlich sich ganz den katholischen Anschauungen näherte, und am 1. Juli 1885 vollzog sie denn auch ihren Übertritt zur katholischen Kirche zu Mariaschein in Böhmen. Sie hatte viele Jahre ihren Wohnsitz in Dresden, lebte aber zuletzt dauernd im Karolusstift in Stettin. Auf einer Reise erkrankte sie in Dresden, und hier ist sie im Heim der Grauen Schwestern gestorben; ihre sterbliche Hülle wurde am 8. März 1901 in der Familiengruft zu Rohr in Pommern zur Ruhe bestattet. Ihre Dichtungen erschienen u. d. T. »Leben und Lieben im Liede« (Hrsg. von Dr. Max Huttler) II, 1888—89, und: »Liedermappe für das christliche Haus«, 2 Teile geistlicher Lieder (1888—94). Ihre 50 geistlichen Lieder der »Liedermappe« hat die Dichterin selbst mit eigenen Kompositionen versehen.

Dr. K. A. Geiger in der »Augsburger Postzeitung« v. Mai 1888. — Julie v. Massow. Separat-Abdruck a. d. Beilage zur »Augsburger Postzeitung« vom 18. u. 25. März 1901.

Franz Brümmer.

Pohl, Emil, Schauspieler und Lustspieldichter, * am 7. Juni 1824 in Königsberg i. Pr., † am 18. August 1901 in Ems. — Gleich seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Julius widmete auch er sich der Bühne; aber während jener sich am Pregelstrand festsetzte und 1842—88 ein gefeierter Komiker der heimischen Bühne blieb, zog es den begabteren Emil in die Welt hinaus, höheren Zielen entgegen. Lange Zeit wirkte er an den Hoftheatern in Cassel und Schwerin, ging 1878 als Direktor des Stadttheaters nach Bremen, wirkte seit 1884 als solcher auch kurze Zeit in Riga und zog sich dann von der Bühne zurück, um hinfort nur als Schriftsteller tätig zu sein. Er wählte zunächst Berlin zu seinem Wohnsitz, siedelte aber nach einigen Jahren nach Ems über, wo er auch gestorben ist. — P. hat seit dem Jahre 1858 eine große Anzahl von Possen, Schwänken und Lustspielen geschrieben und zur Aufführung gebracht, die seinen Namen in ganz Deutschland bekannt machten und durch ihren Humor erfolgreich wirkten; z. B. »Sachsen in Preußen«, »Jeremias Grille«, »Lucinde im Theater«, »Zahnschmerzen«, »Eine verfolgte Unschuld«, »Der Jongleur«, »Der Goldonkel«, »Bruder Liederlich«, »Eine leichte Person«, »Auf eigenen Füßen«, »Acht Tage vernünftig«, »Eine Sylphide außer Dienst« usw. Einen Haupttreffer warf ihm das Glück durch die Aufführung des Lustspiels »Die Schulreiterin« am Residenztheater in Berlin (1885) in den Schoß; es wurde ungezählte Male in Deutschland aufgeführt und auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Nach einem so ausgiebigen Erfolg trat dann bei P. eine weniger fruchtbare Zeit ein, und erst 1893 brachte ihm die Nachdichtung des altindischen Dramas »Vasantasena« neue rauschende Ehren. Sein letztes Drama »Lygia« (1901) hat er mit freier Benutzung des Romans »*Quo vadis*« von Sienkiewicz gedichtet.

O. G. Flüggen: Biographisches Bühnen-Lexikon, 1892, Seite 214. — Berliner Tageblatt vom 20. August 1901.

Franz Brümmer.

Hausmann, Julie von, Dichterin, * am 7. März 1825 in Mitau (Kurland), † am 2. (15. n. St.) August 1901 in Wösso (Esthland). — Es gibt manchen deutschen Dichter, der es nur einem einzigen seiner Gedichte zu danken hat, daß sein Name in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist. Ich erinnere nur an Nikolaus Becker und sein »Rheinlied«, an Max Schneckenburger und seine »Wacht am Rhein«, an Oskar von Sydow und seinen »Tischler und seine Gesellen«. So ist auch der Name unserer Dichterin eng verknüpft mit dem Gedicht »So nimm denn meine Hände und führe mich«, einem geistlichen Volksliede, das sogar in vielen der neueren Gesangbücher Aufnahme gefunden hatte, noch bevor man über die Dichterin etwas Näheres und Bestimmteres wußte. Julie von H. war die vorjüngste von sechs Töchtern des Oberlehrers am Gymnasium in Mitau, Johann Michael von H., und verlebte im Elternhause in bescheidener Zurückgezogenheit eine stille Jugend. Als sie erwachsen war, versuchte sie mehrfach Stellungen als Gouvernante auszufüllen; allein wegen ihrer schwächlichen Natur und fortwährender Kränklichkeit war sie gezwungen, sie immer wieder aufzugeben, wenn sie sich gerade im Hause einzuleben begonnen hatte. So mußte sie darauf verzichten, ihr eigenes Brot zu verdienen, und zog sich deshalb auf die Liebe und Fürsorge ihrer Verwandten zurück. Sie weilte viel im Hause einer verheirateten Schwester, deren Tochter und Pflegekindern sie Unterricht gab. Dann begleitete sie ihre jüngste Schwester Johanna nach Biarritz in Südfrankreich, wo letztere eine Stelle als Organistin an der englischen Kirche angenommen hatte, und 1870 gingen beide nach Petersburg, wo die älteste Schwester Directrice der mit einem großen Pensionat verbundenen St. Annenschule war. Hier hatten sich vier Schwestern zu mehr oder weniger gemeinsamer Arbeit zusammengefunden, und wenn auch die folgenden Jahre in eintöniger Weise, ohne große Abwechselungen verliefen, so fühlte sich Julie doch im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung glücklich. Als dann in den Jahren 1896—98 dieser Kreis durch den Tod der jüngsten und ältesten Schwester gelichtet war, bezogen die beiden zurückgebliebenen zunächst eine Pension, siedelten dann aber nach zwei Jahren zu einer auch in Petersburg wohnenden verwitweten Nichte über. Im Sommer 1901 kam die Familie nach Wösso am esthnischen Strande, um dort die Ferien zuzubringen, und während derselben starb Julie. Ihre irdische Hülle wurde in Esko auf dem Privatkirchhof der Familie Fock zur Ruhe bestattet. — Dem tief religiösen Wesen der Dichterin entsprechen auch ihre Poesien. Mit ängstlicher Scheu hütete sie ihre Autorschaft, wenn doch eins oder das andere ihrer Gedichte in die Öffentlichkeit hinausflatterte, und als der bekannte Prediger und Dichter Gustav Knak in Berlin eine Sammlung ihrer Lieder dem Druck übergeben wollte, gestattete sie es nur, daß dies ohne Nennung ihres Namens geschähe. So erschienen dieselben als »Maiblumen. Lieder einer Stillen im Lande« (3. A. 1865). Eine Gesamtausgabe folgte nach dem Tode der Dichterin unter dem Titel »Blumen aus Gottes Garten« (1902). In ihrem Alter beschäftigte sie sich mit dem lebhaftesten Interesse mit der Abfassung eines Andachtsbuches, das sie besonders für die Dienenden berechnete, die wenig Zeit für innere Sammlung übrig haben. Es erschien unter dem Titel »Hausbrot« bei E. Röttger in Cassel.

Bilder und Bildnisse aus der Geschichte des evang. Kirchenliedes, Heft 20 (v. Pastor Barth). — Petersburger Zeitung vom 10. Aug. 1901.

Franz Brümmer.

Fröhlich, Gustav, Pädagoge, * 1. Juni 1827 in Merkendorf bei Auma im weimarischen Voigtlande, † 9. Juni 1901 in St. Johann an der Saar. — F. war der Sohn eines Lehrers und bildete sich 1841—47 in dem von Herder begründeten Seminar zu Weimar selbst zum Volksschullehrer aus, wirkte dann kurze Zeit als Hauslehrer in Elxleben bei Erfurt, bis 1850 als Lehrer in Berka a. d. Ilm und wurde in diesem Jahre als Rektor an die neu gegründete vereinigte Bürgerschule in Stadt-Lengsfeld a. d. Rhön berufen. Von 1858 bis 1868 war er Rektor der Stadtschule zu Rastenberg in Thüringen. Hatte er sich schon früher durch Selbststudium in verschiedenen Wissenschaften und fremden Sprachen fortgebildet, so betrieb er nun als Rektor seit 1865 an der Universität Jena das Studium der Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften und besonders unter Volkmar Stoy das der Pädagogik und Psychologie, war auch Mitglied des Stoyschen pädagogischen Seminars, in welchem die Herbartsche Richtung in freier und selbständiger Weise vorgetragen wurde. F. steht daher als Erzieher und Schulmann wie auch als Schriftsteller mit seinen Ideen auf Herbartschem Boden. Nach Beendigung seiner Studien wurde er 1868 Konrektor an der Mittelschule in Erfurt, 1871 Direktor der höheren Töchterschule in Hildesheim, 1873 Rektor der evangel. Gesamtschule in Hörde (Westfalen), von wo er 1875 nach St. Johann a. d. Saar berufen ward, um eine große paritätische Stadtschule zu organisieren und zu leiten. Durch 24 Jahre hat er als Rektor in dieser wichtigen Stellung gewirkt, daneben auch durch viele Jahre das Amt eines königl. Schulinspektors verwaltet, bis er 1899 in den Ruhestand trat. Unter seinen Schriften, die alle aus der Schularbeit bei langjähriger Wirksamkeit hervorgegangen sind, wären hervorzuheben: »Die Schulorganisation nach den Forderungen des Staats- und Kirchenrechts, der Kultur und des Zeitgeistes« (Preisschrift, 1868) — »Die Mittelschule und die gehobene Stadtschule oder die deutsche Bürgerschule« (2. Aufl. 1888) — »Die Simultanschule« (Preisschr. 1876) — »Die Erziehungsschule« (Preisschr. 1877) — »Die Gestaltung der Zucht und des Lebens einer erziehenden Schule« (Preisschr. 1878) — »Die Grundlehren der Schulorganisation« (Preisschr. 1880, 2. A. 1887) — »Die wissenschaftliche Pädagogik Herbart-Ziller-Stoys in ihren Grundzügen gemeinfaßlich dargestellt und an Beispielen erläutert« (Preisschr. 1883, 6. A. 1896), worin er als der Erste Ziller und seiner Schule in manchen wichtigen Punkten erfolgreich entgegentrat, und endlich »Volkmar Stoys Leben, Lehre und Wirken« (1885). Außerdem leitete F. die Redaktion der 1888 begründeten »Klassiker der Pädagogik«, die unter Mitwirkung von namhaften Schulmännern und Gelehrten von der Greßlerschen Buchhandlung in Langensalza herausgegeben wurden.

Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 2. A. 1891, Seite 400. — Preußische Lehrerzeitung vom 18. Juni 1901.

Franz Brümmer.

Bauer, Erwin Heinrich, politischer und schönwissenschaftlicher Schriftsteller, * auf dem Gute Techelfer bei Dorpat in Livland 9. (21. n. St.) Januar 1857, † zu Annaberg in Sachsen 9. Dezbr. 1901. — Bei seiner Geburt war B.s Vater Generalbevollmächtigter der Baron Wulfschen Familie und Administrator der fünf Güter dieser Familie, übernahm aber 1862 das Gut Sauck bei Pernau in Erbpacht. Der Sohn absolvierte 1874 das Gymnasium in Pernau und bezog im Januar 1875 die Universität Dorpat, wo er bis 1878 erst Geschichte und dann slavische Sprache studierte. Im Frühjahr 1878 ging er auf Kosten der esthländischen Ritterschaft nach Moskau, um an der dortigen Universität

russische Sprache, Geschichte und Literatur zu studieren und in den historischen Archiven zu arbeiten. Im August 1880 nach Dorpat zurückgekehrt, machte B. hier das Gradual-(Staats-)Examen und trat alsbald eine Stellung als Oberlehrer der russischen Sprache an der Ritter- und Domschule in Reval an. Hier schrieb er seine Dissertation über »Die Wahl Michail Feodorowitsch Romanows zum Zaren von Rußland« und erwarb sich auf Grund derselben im August 1881 in Dorpat den akademischen Grad und Titel eines Kandidaten, bestand auch gleichzeitig das Oberlehrer-Examen. Satirische Literaturbriefe, die B. im »Revaler Beobachter« pseudonym veröffentlichte, lenkten die Aufmerksamkeit der publizistischen Welt auf ihn; er wurde 1883 für die Redaktion der »Revalschen Zeitung« gewonnen, legte nun sein Lehramt nieder und begründete mit Beginn des Jahres 1884 die »Nordische Rundschau«. Doch schon im Herbst 1885 verließ er, um aus der Enge und Kleinlichkeit der baltischen Verhältnisse herauszukommen, die Heimat und wandte sich nach Deutschland, wo er einen größeren Wirkungskreis zu finden hoffte. Hier wurde er durch Vermittelung des Geheimrats Julius von Eckardt einer der leitenden Redakteure des »Hamburger Korrespondenten«, ging im September 1886 als politischer Vertreter dieses Blattes nach Berlin und leitete dort bis 1889 das eigene Bureau desselben. Im Oktober 1890 gründete B. in Berlin die Zeitschrift »Das zwanzigste Jahrhundert«, siedelte im November nach Jena über und folgte 1891 einem Rufe nach Leipzig, um hier die Chefredaktion des »Leipziger Tagesanzeigers« zu übernehmen, den er 1892 in die »Neue deutsche Zeitung« umwandelte, deren Erscheinen er aber 1894 freiwillig einstellte, weil er der antisemitischen Partei nicht mehr durch dick und dünn folgen wollte. Dann gab er für einige Monate d. J. 1894 die Wochenschrift »Neuland« heraus und lebte in der Folge als freier unabhängiger Schriftsteller in Leipzig, bis er 1900 nach Annaberg in Sachsen übersiedelte, wo er die Redaktion des dortigen »Wochenblatts« übernahm. — B. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Außer verschiedenen Übersetzungen der Werke russischer Schriftsteller (Kawelin, Boborykin, Bilbassow, Lewenstimm, Tolstoi) veröffentlichte er »Aus dem Zarenland, Novelle« (1887, 2. Aufl. 1890) — »Der Sohn des Kommerzienrats« (Lustsp. 1887) — »Paragraph 263« (Lustsp. 1888) »Einfache Geschichten. Novellen« (1891) — »*Aut Caesar, aut Nihil!* Historischer Roman« (II 1893. Neue Ausg. u. d. T. »Um die Zarenkrone«, 1901) — »Der Selbstmord des Leutnants von Mergenthin. Novelle« (1896) — »Der Übel größtes« (Lustsp. 1896) — »Streifzüge durch die neuere russische Literatur« (1889. Neue Ausgabe u. d. T. »Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung«, 1896) — »Aus der Mischpoke I: Das literarische Berlin. Satirische Briefe« (1893). Unter seinen publizistischen Schriften erregten einige ein gewisses Aufsehen, wie »Rußland am Scheidewege« (1888) — »*Caveat populus!* Wider den neuen Kurs« (1892) — »Graf Caprivi und die Konservativen« (1894) — »Am Rande des Abgrunds. Wider Sozialdemokratie und Anarchismus» (4. Aufl. 1895) — »Der Untergang der antisemitischen Parteien« (3. Aufl. 1895).

Persönliche Mitteilung. — Das literarische Leipzig, 1897, S. 46. — Karl Biesendahl: Deutsches Theaterjahrbuch, 1892, S. 275. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 2. Aufl. 1891, S. 66.

Franz Brümmer.

Barack, Max, Dialektdichter, * 26. Februar 1832 zu Durlach in Baden, † 3. September 1901 in Stuttgart. — B. erhielt seine Schulbildung auf den

Lyceen in Rastatt und Karlsruhe und trat im Spätherbst 1849 in die Kriegsschule in Karlsruhe ein. Zum Offizier befördert, kam er in Garnison nach Mannheim, wo er, von Natur mit einer ausgezeichneten Beobachtungsgabe und mit einem lebendig sprudelnden Humor ausgestattet, reichlich Gelegenheit fand und auch wahrnahm, nicht nur den Pfälzer Dialekt, sondern vor allem das originelle Pfälzer Volk kennen zu lernen. Damit war die Brücke zu den pfälzischen Dialektdichtungen geschlagen, wie sie vor ihm ein Nadler und ein Kobell geboten hatten. Den Feldzug gegen Frankreich 1870/71 machte B. als Hauptmann mit, wurde aber in demselben invalide und infolgedessen mit dem Charakter als Major pensioniert. Von nun an widmete er sich noch eingehender der Dialektdichtung und veröffentlichte seit 1875 eine Reihe der humorvollsten Poesien, wie »Der Drumbeder von Wallstadt. Heitere Gedichte« (2. Aufl. 1880) — »Rheinschnoke. Schnurrige Erzählungen« (1883, 4. Aufl. 1899) — »Pälzer Duwak» (desgl. 1885, 2. Aufl. 1896) — »Schnoke un Schbuhze. Heitere Gedichte« (1892) — »Der Brand im Hutzelwald«, ein Schwank nach K. G. Nadlers gleichnamigem Gedicht (1894). Man mag bei B. vielleicht die strenge Korrektheit linguistisch scharf abgegrenzter Sprachgrenzen vermissen, aber er legt selber keinen allzu großen Wert darauf. Bei seinem Scharfblick für die in ihrer Art unübertreffliche Originalität der pfälzischen Denk- und Ausdrucksweise sann er nur darauf, aus dieser Originalität mit freier, selbstschöpferischer Phantasie kleine Kunstwerke zu formen, welche die besten Züge einer »Dichtung« aufweisen, indem sie eben mit der vollen Treue des Originals. »erdichtet« sind; und daher schreibt sich auch die unwiderstehliche Wirkung seiner besten Produkte. B. siedelte Ende der siebenziger Jahre nach Stuttgart über, wo ihm im Kreise seiner Kinder und Enkel ein schönes Familienglück beschieden war; seine Gattin war die liebenswürdigste Förderin seiner Dialektstücke und die beste Vorleserin derselben. An Werken in hochdeutscher Sprache veröffentlichte B. noch »Baden-Baden. Ein Sagenkranz« (1884) — »Spaßvögel. Gedichte« (1896) und »Novellen aus dem Hofleben« (1898), sowie auch eine Bearbeitung des »Reinecke Fuchs« für die Jugend (1895).

Persönliche Mitteilung. — Der Sammler. Belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung, Jahrg. 1897, Nr. 156.

Franz Brümmer.

Spitta, Otto Adalbert Ludwig, Novellist, * 27. November 1845 in Wechold (Provinz Hannover), † 27. Mai 1901 in Hildesheim. — S. war der dritte Sohn Philipp Spittas, des Dichters von »Psalter und Harfe«, und verlebte seine Kindheit in Wechold, Wittingen, Peine und Burgdorf, an welchen Orten sein Vater als Geistlicher tätig war. Nach dessen frühem Tode (1859) zog die verwitwete Mutter nach Hildesheim, und hier besuchte der Sohn das Andreanum, worauf er 1865—68 in Göttingen, Erlangen und Leipzig Theologie studierte. Nachdem er dann zwei Jahre Hospes im Kloster Loccum gewesen war und seit 1872 kurze Zeit als Hilfsprediger in Beedenbostel gewirkt hatte, wurde er Pastor in Bergen bei Celle, wo er seine »Geschichte der St. Lamberti-Gemeinde« (1876) schrieb, in welcher er die Heidenzeit Niedersachsens und den großen Heereszug und Sieg Karls des Großen schilderte, um daran die lokale Geschichte Bergens vom Mittelalter bis auf die Neuzeit anzugliedern. Im Anfang der achtziger Jahre kam S. als dritter Pfarrer nach Hameln; 1884 übernahm er das Pfarramt am Marienstift in Braunschweig, und 1886 wurde er auf die Pfarrstelle zu Nette im Ambergau berufen, wo er bis zu seinem

Übertritt in den Ruhestand (Herbst 1899) in großem Segen wirkte. Er siedelte dann nach Hildesheim über, wo er nach langen und schweren asthmatischen Leiden starb. — S.s literarische Erzeugnisse sind Geschichten aus Niedersachsen, die sich gründen auf ein durch fleißiges Studium in Archiven und Klosterakten erworbenes Wissen, wie auch auf ein innerliches Miterleben und pietätvolles Verständnis der Wandlungen im Leben unserer Vorfahren. »Hans Sumenicht, der Landsknecht« (1891) ist eine Bergmannsgeschichte aus den Weserbergen und schildert des weiteren die Kämpfe der Kreuzfahrer im heiligen Lande; »Meister Harmen« (1892) führt uns in die städtischen und bürgerlichen Verhältnisse Hildesheims während des 15. Jahrhunderts ein; »Herzogin Mathilde« (1894) ist ein auf Grund von Meister Wolfhards Aventiure Heinrichs des Löwen ausgeführtes Geschichtsbild, und in »Engelbert Arnoldi« (1897), dem einsamen Konfessor des Klosters Loccum, lernen wir einen Vorpostenkämpfer der Reformation kennen, dessen Lebensinhalt lange vor dem Auftreten Luthers erfüllt ist von dem Suchen, Sehnen und Ringen nach der evangelischen Wahrheit. »Alle diese Bücher zeigen das Gepräge innerer Wahrhaftigkeit; der Leser spürt die Fülle des Lebens und der Wirklichkeit, und deshalb bietet diese Art der in Form poetischer Erzählung dargebotenen Geschichtsdarstellung nicht nur flüchtiges Ergötzen, sondern Anregung und Belehrung.« Aus dem Nachlaß S.s veröffentlichte Pastor Ebeling 1902 noch das sinnige Büchlein: »Alltägliches und Sonntägliches. Lose Blätter zu stillem Bedenken von Dingen, die Freund und Feind angehen«.

Rudolf Eckart, Die geistliche Dichtung in Hannover, Hermannsburg 1903, S. 209. — Hannoversches Sonntagsblatt, Jahrg. 1901, Nr. 23, S. 231 ff. Franz Brümmer.

Biltz, Karl Friedrich, Philologe und Dramaturg, * am 6. Juli 1830 zu Schildau in der Provinz Sachsen, † am 16. Dezember 1901 in Groß-Lichterfelde bei Berlin. — Sein Vater war Aktuarius in Schildau und kam 1832 als Bürgermeister nach Herzberg, wo der Sohn in den freien und gesunden Umgebungen der Stadt eine glückliche Kindheit verlebte. 1844 kam dieser auf das Gymnasium in Torgau, das er 1848 absolvierte, und studierte dann zwei Jahre lang in Halle, anfänglich Theologie, dann aber unter Bernhardy, Leo und Erdmann ausschließlich Philologie. Seit 1850 setzte er dieses Studium in Berlin fort, legte hier seine Staatsprüfung ab und übernahm nach seinem in Wittenberg zurückgelegten Probejahr 1853 eine Lehrerstelle am Gymnasium in Torgau, die er vier Jahre inne hatte. Dann vertauschte er dieselbe mit einer Stelle an der Realschule in Potsdam, hauptsächlich, um Berlin wieder näher zu sein, welches seit seiner Studienzeit die größte Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte. Im Jahre 1861 siedelte er nach Berlin über, um sich germanistischen Studien behufs Vorbereitung auf ein akademisches Lehramt zu widmen; doch trat er, nachdem er 1864 in Jena promoviert hatte, noch in demselben Jahre in die Redaktion der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« ein, der er bis 1870 angehörte. Seitdem lebte er als unabhängiger Schriftsteller in Berlin oder dem Vororte Groß-Lichterfelde und führte seit 1879 die regelmäßige Berichterstattung über das Königl. Schauspielhaus für die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung«. — Seine schriftstellerische Tätigkeit ist vorzugsweise der Dramaturgie und dem Drama gewidmet gewesen. In seinen »Dramatischen Studien« (3 Hefte, 1863), wie in zahlreichen Theaterfeuilletons vertritt er die Ansicht, daß die Aufgabe der Gegenwart nicht die Pflege der Tragödie, namentlich nicht der historischen, sondern

vielmehr des Lustspiels und der Posse sei, und er verlangt daher im Drama engen Anschluß an die Gegenwart. An eigenen dramatischen Arbeiten erschienen von ihm: »Coriolan« (Trauerspiel, 1860) — »Der alte Barbarossa« (Posse, 1866) — »Die Duenna« (von R. B. Sheridan, übersetzt u. eingeleitet, 1872) — »Anno Zweitausend« (Zukunftsposse, 1877) — »Der Intendant in tausend Nöten« (Posse mit Gesang, 1890) — »Gomorrhas Ende« (Satir.-dramat. Fragment, 1893) — »Dramatische Humoresken« (1894) — »Ein toller Tag« (Literarische Posse mit Gesang, 1896) — »Der Dorfschulze« (Komödie, 1899). Seine zahlreichen, in den verschiedensten Zeitschriften erschienenen sprachwissenschaftlichen und literarhistorischen Arbeiten gab er gesammelt heraus u. d. T. »Zur deutschen Sprache und Literatur« (1888) und »Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Spr. u. L.« (1891), und dem Andenken seiner verstorbenen Gattin widmete er ein Bändchen »Gedichte« (1884).

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland 1891, S. 128. — Richard Wrede und Hans von Reinfels: Das geistige Berlin, I. Bd. 1897, S. 27.

Franz Brümmer.

Berger, Wilhelm, Romanschriftsteller, * am 21. Januar 1833 in Barmen, † am 2. Februar 1901 in Bremen. — Als Sprosse einer alten Kaufherrnfamilie wurde er schon bei seiner Geburt für den Kaufmannsstand bestimmt, und da besonders die Mutter diesen Beruf für den Sohn wünschte, so trat dieser 1848 als Lehrling in ein großes Bremer Reedereigeschäft ein. Im Jahre 1853 ging er nach Amerika, um dort sein Glück zu versuchen und gleichzeitig seinen kaufmännischen Gesichtskreis zu erweitern. Nachdem er zwei Jahre in New-York geweilt, errichtete er 1855 in Cincinnati eine deutsche Musikalienhandlung, die indessen nur zwei Jahre bestand, worauf er die Leitung des bedeutendsten Musikalienverlagsgeschäfts in Boston übernahm. Im Jahre 1862 besuchte er mit seiner Familie Deutschland, und die alte Liebe zur Heimat hielt ihn nun dauernd in Bremen fest, wo er bis 1878 kaufmännische Geschäfte betrieb und sich dann ausschließlich der Schriftstellerei und Literatur widmete. Mit fünf epischen Gedichten: »Von den Inseln und aus der See« (1883) führte er sich in dieselbe ein. Dann folgten ein Lustspiel »Das Trauerspiel« (1884) und in der Folge nur noch novellistische Arbeiten, wie »Opfer des Krieges« (1884, zwei Novellen: Großbeeren und Das letzte Glück) — »Knurrhase« (1885) — »Ziele des Lebens« (Roman, 1885) — »Marga« (Roman; II, 1887) — »Schwankende Herzen« (Roman, 1887) — »Vom Markt des Lebens« (Novellen, 1887) — »Allerlei Schicksale« (Erzählungen, 1887) — »Aus stillen Winkeln (Novellen, 1889) — »Der Bettler von Saint-Germain« (Roman, 1891), — »Der Erbe von Rattingen« (Novelle, 1891) — »Daheim und draußen« (Novellen, 1894) — »Undine« (Erzählung, 1897) — »Schuld« (Roman, 1898) — »Schmelings Erben« (Roman; II, 1898) — »Von Glück und Leid« (Novellen, 1898) — »Phantasus« (Roman, 1899) — »Das Jungfernstift« (Roman, 1902). B. ist eine durchaus vornehme Dichternatur, die ihrem Drange die rechten Stoffe und Worte weiß. Viele seiner Novellen durchweht ein Hauch duftigster Stimmung.

Persönliche Mitteilung. — Fr. Hähnel: Die Bremischen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, 1893, Seite 46. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 2. Aufl. 1891, Seite 104.

Franz Brümmer.

Ellissen, Hans, Buchhändler und Schriftsteller, * am 1. Januar 1845 in Göttingen, † am 26. Mai 1901 in Leipzig. — Er war ein Sohn des (1872 †) berühmten Gelehrten und Politikers Adolf Ellissen, besuchte das Gymnasium in Göttingen und widmete sich dann 1860—63 in Hannover dem Buchhandel. Nachdem er als Gehilfe in Lüneburg, Halle und Zerbst gearbeitet, kehrte er 1866 nach Göttingen zurück, wo er neben seiner Stellung als Gehilfe der Dieterichschen Buchhandlung 1870 ein eigenes Verlagsgeschäft begründete, das er 1873 nach Leipzig verlegte. Von 1876—79 war er Inhaber der Renteschen Buchhandlung in Göttingen, die er dann aber bei steigenden Verlusten aufgab. Nach kurzem Aufenthalte in Quakenbrück begab er sich wieder nach Leipzig, wo er in mannigfacher Weise tätig war und 1883 wieder eine Sortimentsbuchhandlung eröffnete. Seit dem Jahre 1866 schriftstellerisch tätig, hat er zahlreiche Beiträge für belletristische, buchhändlerische und literarische Blätter geliefert. Von seinen eigenen Schriften gelangten nur wenige zum Druck, wie die Gedichtsammlungen »Der Schönsten« (1869), »Kriegsstimmungen eines Daheimgebliebenen« (1870), »Nirwana. Verse eines Gefesselten« (1876), ferner die Anthologien »Talisman gegen das Unglück. In fremden und eigenen Gedanken« (1872), »Gedenkbüchlein für Welt und Leben« (1888) und anonym »Die Berühmtheiten der Welt, nach Stand und Beruf geordnet« (1882), in welchem Buche 4486 kurze Biographien enthalten sind. Mit besonderer Vorliebe unterzog er sich, gestützt auf eine umfassende Bücherkunde, den Aufträgen zum Ordnen größerer Bibliotheken. So katalogisierte er schon 1864 die Bibliothek des Physiologen Rudolf Wagner in Göttingen, später die des Germanisten Zarncke in Leipzig und die Einbecker Stadtbibliothek, und war nach dieser Richtung hin 1874 im Redaktionsbureau der Firma Duncker und Humblot und 1875—76 bei Otto Spamer in Leipzig tätig.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland 1891, S. 324. — Das literarische Leipzig 1897, S. 88. — Allgemeine Buchhändlerzeitung, Jahrg. 1895, S. 297.

Franz Brümmer.

Scheel, Friedrich Wilhelm Hans, von, * 29. Dezember 1839 zu Potsdam als Sohn eines Regierungsrates, † 27. September 1901 zu Berlin als Geheimer Oberregierungsrat und Direktor des kaiserlichen statistischen Amtes, widmete sich zunächst in Halle dem Rechtsstudium, welches er — nach einer kurzen, kaum zweijährigen Unterbrechung, während der er von Berufs wegen dem Militärdienst angehörte und es zum Offizier brachte — mit der Doktorprüfung 1864 beendete. Doch unterließ er den Eintritt in den juristischen Vorbereitungsdienst, verlegte sich vielmehr in Jena auf volkswirtschaftliche und statistische Studien, bei denen er sich vornehmlich dem scharfsinnigen Bruno Hildebrand anschloß. Als Teilnehmer an dem von diesem geleiteten staatswissenschaftlichen Seminar löste er nicht nur eine Preisaufgabe über »eine vergleichende Darstellung der nationalökonomischen Ansichten Simonde de Sismondis«, sondern veröffentlichte auch einige Arbeiten, zu denen die Übungen in dem ebenfalls Hildebrand unterstehenden statistischen Bureau der vereinigten Thüringer Staaten den nächsten Anlaß geboten hatten, so über »Die bisherigen statistischen Leistungen über die Verteilung des Grundeigentums in Deutschland«, einen Beitrag »Zur Geschichte und Kritik der Lehre vom Arbeitslohn«, »Untersuchungen über den Einfluß der Fruchtpreise auf die Bevölkerungsbewegung«. Die letztere Arbeit war zugleich seine Promotionsschrift, auf die er sich 1866 auch den philosophischen Doktorgrad

erwarb, die Vorbedingung, um in dieser Fakultät als Privatdozent aufgenommen zu werden. Er habilitierte sich dann im folgenden Jahre in Halle für Nationalökonomie und Statistik auf Grund einer Abhandlung über »Die wirtschaftlichen Grundbegriffe im *corpus juris civilis*«.

Die nunmehr eingeschlagene akademische Laufbahn war jedoch vorerst nur von ganz kurzer Dauer. Denn bereits 1868 zog Hildebrand, der Sch.s durchdringenden Verstand und große Arbeitskraft bald erkannt und schätzen gelernt hatte, ihn nach Jena zurück, um die Schwierigkeiten, welche sich der erstrebten Saalbahn entgegenstellten, durch den statistischen Nachweis ihrer Betriebsfähigkeit zu bekämpfen, eine Aufgabe, welcher der junge Gelehrte mit anerkanntem Geschick und Erfolg zu entsprechen wußte. Gleichzeitig nahm er teil an den Arbeiten des statistischen Bureaus und erwarb sich hier die Kenntnisse in der praktischen Handhabung des statistischen Dienstes. Auch seine schriftstellerische Tätigkeit in dieser Zeit bewegten sich in jener Richtung, so ein Aufsatz »Zur Technik der Volkszählungen«, so einer über »Die Organisation der amtlichen Statistik«. Doch ließ er auch die volkswirtschaftlichen Studien nicht außer acht, wovon eine Untersuchung über »Turgot als Nationalökonom« Zeugnis ablegte.

Die jenenser Stellung konnte naturgemäß nur vorübergehend sein. Die akademische Lehrtätigkeit blieb vielmehr Sch.s nächstes Ziel, sodaß er zu ihr zurückkehrte, als ihm im Sommersemester 1869 eine Dozentur an der landwirtschaftlichen Akademie in Proskau angetragen wurde. Indessen sollte er auch in diesem, in Hinblick auf die Bildungsziele der Studierenden für ihn doch nur beschränkten Wirkungskreise bloß kurz verbleiben. Denn bereits im folgenden Jahre nötigte ihn der französische Krieg zur Heeresfolge und gleich nach geschlossenem Frieden kam er einem Ruf nach an die Universität Bern als ordentlicher Professor für Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Die sechs Jahre, welche er dieses Amt bekleidete, waren für seine wissenschaftlichen Forschungen die bedeutsamsten. Hier begründete er seinen Ruf als scharfsinniger und fruchtbringender nationalökonomischer Schriftsteller.

Vornehmlich befaßte er sich mit sozialpolitischen Untersuchungen, die ihn zu einem der Hauptvertreter der Kathedersozialisten, wie sie von den Gegnern benannt wurden, machten. So hat er an Aufsätzen und größeren Abhandlungen damals namentlich veröffentlicht: »Frauenfrage und Frauenstudium« (1874), »Die Erbschaftssteuer (1875), »Erbschaftsteuer und Erbrechtsreform« (zweite Auflage 1877), »Volkswirtschaftliche Bemerkungen zur Reform des Erbrechtes« (1877), »Die progressive Besteuerung« (1875), »Unsere sozialen Parteien« (1878). Die bedeutsamsten waren die beiden Schriften: »Die Theorie der sozialen Frage« (1871) und »Eigentum und Erbrecht« (1877), welche für Sch.s Auffassung zugleich am bezeichnendsten sind und von denen die erstere in scharfer Weise das Wesen der heutigen sozialen Bewegung kennzeichnet.

Ohne Zweifel hat Sch. die Anregung für die von ihm verfolgte Richtung durch seinen Lehrer Hildebrand gewonnen, der dem modernen Staate die Aufgabe zuwies, die Kultur des Volkes vor Störungen zu bewahren und zu entfalten und zu dem Ende das Gleichgewicht der im wirtschaftenden Leben tätigen Kräfte zu erhalten und insbesondere — entgegen den Lehren des reinen Manchestertums — die freie Ausbeutung der Schwachen durch die Stärkeren zu verhindern. Sch. weist nach, daß die in dem gegenwärtigen

Kulturstaat zur Anerkennung gelangten Grundsätze der Gleichheit und Freiheit für die Volkswirtschaft zu einem Zustand der Ungleichheit und Unfreiheit geführt haben, weil die älteren Grundlagen der Eigentumsverfassung, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, in die heutigen tatsächlichen Besitzverhältnisse herübergenommen sind. Hierdurch ist die einstige Verbindung von Besitz und Arbeit erloschen und der Arbeiter in der Verwertung seiner Arbeitskraft an die im Eigentum der Arbeitsmittel verbliebenen Besitzenden gewiesen, ohne daß den letzteren gegen jenen weitere Verpflichtungen als solche der bloßen Löhnung obliegen. In diesen Erscheinungen sieht Sch. den Kern der heutigen sozialen Frage, die sich besonders in der Übermacht des geschichtlich gewordenen Besitzverhältnisses über die besitzlose Arbeit und in der Übermacht des Großbesitzes über den Kleinbesitz zu erkennen gibt. Hierbei entstehen die Reibungen aus der Teilung von Kapital und Arbeit in der Richtung, daß der Arbeiter mit einem Lohn abgefunden wird, welcher zu dem Arbeitserzeugnisse außer allem Verhältnisse sich befindet. Und während das die Massenerzeugung und das Wachstum des Großkapitales fördernde Produktionssystem dem Großkapitalisten im volkswirtschaftlichen Kampf die Übermacht auch über die wirtschaftlich schwächeren Besitzer und Produzenten gewährt, schafft es einen Stand von Arbeitern im Solde des Kapitals, »der je länger, je mehr eine homogene Klasse und ein eigentümliches Ferment der Gesellschaft bildet.« Weil nun bei dem abweichenden Verhalten der gesellschaftlichen Schichten zu dieser sozialen Frage sie zu einer Klassenfrage wird und ohne Dazwischenkunft einer höheren Macht einen Klassenkampf hervorzurufen droht, so weist Sch. die Vermittelung in der Hauptsache dem Staate zu. Besondere Schwierigkeit erkennt er für die Lösung der Arbeiterfrage, weil sie eben nicht bloß eine Lohnfrage ist, vielmehr auch das in sich begreift, was der Arbeiterklasse ihre Stellung in der Gesellschaft verbürgt. Und da bezeichnet Sch. zur Sicherung ihrer gesellschaftlichen Lage: die Festsetzung eines Normalarbeitstages mit Einschluß des Verbotes der Sonntagsarbeit, die Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter sowie die Regelung bezw. das Verbot der Arbeit von verheirateten Frauen und Kindern. Nicht übersehen werden darf, daß er mit diesen Vorschlägen bereits 1871 hervortrat, d. h. etwa ein Jahrzehnt eher, als das Deutsche Reich an seine viel gerühmte sozialpolitische Gesetzgebung herantrat.

Sozialpolitische Erwägungen waren es auch, welche Sch. zum Vertreter einer Umgestaltung der direkten Steuern machten, teils im Sinne einer Einführung der Progression bei der Einkommenbesteuerung, zum Zweck der kräftigeren Heranziehung der leistungsfähigeren Bestandteile der Bevölkerung, teils in dem einer weiteren Ausbildung der Erbschaftssteuer, und zwar diese als Ausgleichung gegen die übertriebene Ansammlung von Vermögen und damit gegen eine allzu ungleiche Verteilung der Güter. Zumal die scharfsinnige Beurteilung des Wesens und der Aufgabe der Erbschaftssteuer auf der heutigen Kulturstufe hat sich weitester Beachtung zu erfreuen gehabt. Sch. sieht in dieser Besteuerung eine bewußte Beschränkung des Privateigentums zum Vorteil der gesamten Volkswirtschaft, die um so mehr zu einem Erfordernis wird, je mehr der gegenwärtige Erzeugungsprozeß der Ungleichheit des Erwerbes Vorschub leistet. Doch will er die engere Familie des Erblassers, die Ehefrau und die Kinder, ausgenommen wissen, für die vielmehr ein ausgedehntes Intestat- und Pflichtteilsrecht Platz zu greifen haben müßte.

Später, nachdem Sch. in die Heimat zurückgekehrt war, haben ihm diese Forschungen Veranlassung gegeben, sich auch mit den steuerlichen Verhältnissen des Deutschen Reiches insbesondere zu beschäftigen. Das Ergebnis waren die drei Aufsätze: »Die Erbschaftssteuer als Reichssteuer« (1877), »Wie sind die Matrikularbeiträge im Deutschen Reiche zu beseitigen«? (1878) und »Die Volkszahl als Maßstab für Leistungen der Staaten an das Reich« (1878). Während Sch. eine seitens des Reiches erhobene Einkommensteuer schon wegen der Störung des staatlichen Besteuerungswesens bedenklich erachtet, sieht er in der im hohen Grade ertragsfähigen Erbschaftssteuer das geeignete Mittel, für die immer steigenden Reichsbedürfnisse Befriedigung zu suchen. Dagegen will er die bei hohen und ungleichen Erfordernissen drückenden und für die bundesstaatliche Finanzverwaltung bedrohlichen Matrikularbeiträge nur in bescheidenem Maße umgelegt wissen, dann aber nicht, wie zurzeit, nach der Gesamtzahl der Bevölkerung, sondern nur nach der Zahl des im produktiven Alter stehenden oder besser noch des erwerbstätigen Teiles derselben. —

Obgleich es Sch. in seinem Berner Wirkungskreise nicht an Erfolgen der Lehrtätigkeit fehlte, er auch wiederholt bei Fragen der Steuerreform und Fabrikgesetzgebung gutachtlich in Anspruch genommen wurde, war ihm doch die Rückkehr nach Deutschland erwünscht. Solche bot sich ihm im Frühjahr 1877 durch die Berufung zum Mitgliede des kaiserlichen statistischen Amtes zu Berlin, zunächst als Regierungsrat, worauf 1882 die Beförderung zum Geheimen Regierungsrat folgte. Auch diesen neuen Aufgaben, die an ihn nunmehr herantraten, wußte Sch. mit seltenem Geschicke gerecht zu werden. Sein durchdringender Verstand, seine leichte Auffassungsgabe wie seine ungewöhnliche Arbeitskraft machten ihn bald zum hervorragendsten Mitarbeiter an dem damals von Karl Becker geleiteten Amte, welches bei seinem Eintritte gerade das Feld seiner Tätigkeit in umfangreicher Weise zu erweitern im Begriffe stand. Zu Sch.s Dezernat gehörten als wichtigste Gegenstände die Erhebung der Warenpreise und anfänglich daneben die landwirtschaftliche Statistik, infolgedessen ihm die Bearbeitung der großen Aufnahmen über die Bodenbenutzung von 1878 und 1883, der Ernteermittelungen und der Viehzählung von 1883 zufiel. Später ward ihm dieser Zweig abgenommen und dafür seit Einbeziehung der Sozialstatistik selbige und zumal die der Krankenversicherung, außerdem die Kriminalstatistik übertragen. Das letztere Gebiet gab ihm Veranlassung, dessen theoretische Seite näher zu erforschen und darnach für die praktische Behandlung durch die amtliche Statistik die Richtschnur zu ziehen. Diese Untersuchungen, welche sich wie die von ihm bearbeiteten Ergebnisse der Reichskriminalstatistik, allgemeiner Anerkennung zu erfreuen hatten, fesselten ihn auch noch später und führten zu weiterer Darstellung der Gegenstandes, als er das Dezernat hierfür lange niedergelegt hatte. Außer den genannten Zweigen wurde Sch. vorübergehend zu den verschiedensten Aufgaben herangezogen, so unter anderen zu der Anlage der Volkszählung von 1880.

Neben der umfänglichen amtlichen Tätigkeit blieb Sch. noch Zeit zu weiterer privater schriftstellerischer Tätigkeit, die sich jetzt aber vorwiegend an das anschloß, wozu jene den Anlaß bot. Es sind meist kürzere, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreute Aufsätze des mannigfachsten Inhaltes: über die Handelsstatistik, die Berechnung der Handelsbilanzen, über landwirtschaftliche, insbesondere Verschuldungsstatistik, über Arbeiterstatistik, über die

Selbstmorde und die Zivilisation, über Kriminalstatistik, über Bevölkerungsstatistik. Ferner gab er Übersetzungen heraus von Maurice Block, »Handbuch der Statistik«, erweitert als Handbuch der Statistik des Deutschen Reiches (1879), von John Ingram, »Die notwendige Reform der Volkswirtschaftslehre« (1879), von Henrico Morselli »Der Selbstmord« (1881). Auch später, als er in die leitende Stellung eingetreten und der unmittelbaren Bearbeitung der dem statistischen Amte obliegenden Gegenstände entrückt war, hat er besonders aus den Gebieten, die bisher sein Dezernat ausmachten, noch manche kleinere Abhandlungen veröffentlicht, so namentlich in Conrads »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« und in Schönbergs »Handbuch der politischen Ökonomie«. In diesem letzteren hat er auch den Abschnitt »Die Statistik als Teil der Verwaltung« behandelt, in welchem er sich über die Grundsätze aussprach, welche für die amtliche Statistik Deutschlands maßgebend sein sollten und welche er selbst nach seinem Teile für das Reich durchzuführen bestrebt war.

Als nämlich Becker 1891 seinen Abschied nahm, folgte ihm Sch. als Direktor des kaiserlichen statistischen Amtes, seit 1894 mit dem Titel als Geheimer Oberregierungsrat. Da nach seiner Auffassung die amtliche Statistik die nächste Aufgabe hat: durch systematisch richtig geordnete Aufzeichnungen und Zusammenstellungen Zahlenreihen zu erlangen, welche das Bedürfnis der Verwaltung nach objektiver Erkenntnis der einschlägigen Verhältnisse befriedigen, so war es sein Bestreben, einmal das Erhebungsgebiet den jeweiligen Erfordernissen entsprechend auszudehnen. Nach dieser Richtung hin bot sich ihm reichliche Gelegenheit, seine Absichten zu verwirklichen und mit richtigem Blick für das, was Not tut, ist er hierbei zu Werke gegangen. Vornehmlich trachtete er nach fortgesetzter Verbesserung der Handelsstatistik und was damit in Verbindung stand, wirkte auf die zweckmäßigere Gestaltung der Branntwein- und Zuckerproduktionsstatistik. Weiter fiel in sein Direktorat die Begründung der Konkurs- und der Arbeiterstatistik, an welcher letzteren er selbst als Mitglied der dafür berufenen Reichskommission umfangreich beteiligt war. Bedeutsam endlich waren die Fortschritte, welche Sch. in der Anlage der allgemeinen, an die ganze Bevölkerung sich wendenden Zählungen und der sonstigen umfassenden Aufnahmen zu erzielen wußte. Neben dem, was durch den Ausbau der Erhebungen über die Bevölkerungsbewegung, der Viehzählungen, der Saatenstands- und Ernteermittelungen erreicht ist, ragt als glänzendste Leistung die Einrichtung und Durchführung der großen Berufs- und Gewerbezählung von 1895 hervor, ein anerkanntes Musterwerk statistischer Erhebungs- und Bearbeitungskunst. Da die Unterlagen für diese Arbeiten von den Bundesstaaten zu beschaffen, ihre Einrichtung in Konferenzen der bundesstaatlichen Vertreter mit dem Direktor des kaiserlichen statistischen Amts vorzubereiten waren, so war es Sache des letzteren, den oft abweichenden Bedürfnissen und Auffassungen gegenüber zu vermitteln. Und hierbei hat Sch.s versöhnliche Geschäftsleitung nicht minder als sein schnell erfassender Verstand, seine Schlagfertigkeit und große Sachkenntnis viel dazu beigetragen, daß aus den Verhandlungen für die Fortbildung der Reichsstatistik Ersprießliches hervorging.

Eine zweite Aufgabe, die Sch. der amtlichen Statistik zuwies und in seinem Wirkungsbereich zur Ausführung brachte, betraf die Veröffentlichungs- und Darstellungsweise des erhobenen statistischen Materials. Damit dieses tunlichst schnell und neu in die Hände der daran beteiligten Kreise gelangte,

wirkte er nicht nur auf rasche Herstellung hin, sondern veranstaltete für besondere Zwecke auch in kürzeren Abschnitten erscheinende Veröffentlichungsorgane, wir die »Monatlichen Nachweise über den auswärtigen Handel«, über den Getreide- und Mehlverkehr, über den Saatenstand, wie ferner die kleineren Mitteilungen gewidmeten »Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches«. Vornehmlich ging sein Absehen aber dahin, daß die Behandlung des jeweiligen Gegenstandes, soweit nur irgend die Veranlassung dazu vorlag, über die — möglichst übersichtlich entworfenen — tabellarischen Aufstellungen hinaus auch auf eine eingehende Würdigung des Inhaltes und Aufdeckung der ursächlichen Erscheinungen sich zu erstrecken und so die beobachteten Tatsachen dem Verständnisse näherzubringen hatte. Und weil hierbei in erster Linie die volkswirtschaftliche und sozialpolitische Seite Berücksichtigung fand, haben die Veröffentlichungen der deutschen Reichsstatistik unter Sch.s Leitung die Anerkennung weitester Kreise in um so höherem Grade in einer Zeit gefunden, in welchen schwerwiegende Fragen auf diesen Gebieten das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen. Dazu kam, daß sich die Veröffentlichungen der Reichsstatistik stets der größten Objektivität befleißigten. War diese wie die nicht minder rühmenswerte Gründlichkeit auch schon unter Becker den Arbeiten des statistischen Reichsamtes eigen gewesen, so verstand es Sch. jedoch, sie mit den augenblicklichen Zeitanforderungen in Einklang zu setzen und sie dadurch für die Bedürfnisse der Verwaltung und der Öffentlichkeit in erhöhtem Grade nutzbar zu machen. Das hat er in vollendetster Weise in dem mit Bewunderung aufgenommenen Riesenwerke über die Berufs- und Gewerbezählung von 1895 getan. War auch freilich die schließliche Ausarbeitung dem Dr. Friedrich Zahn als Referenten übertragen, so war doch deren Plan sein Werk, dessen Ausführung er im einzelnen überwachte. Er selbst hat auch, zugleich als seine letzte größere Veröffentlichung, die Hauptergebnisse jener Zählung in der Schrift »Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts« (1900) zusammengefaßt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Der Abschluß jenes gewaltigen Werkes trug seinem Urheber, den bereits eine Reihe gelehrter Gesellschaften geehrt hatten, die Verleihung des Doktortitels *honoris causa* von der Tübinger staatswirtschaftlichen Fakultät ein.

Wie es in den Aufgaben des Direktors einer so umfänglichen Stelle wie der des deutschen statistischen Reichsamtes liegt, konnte dieser an den Veröffentlichungen einen nur mittelbaren Anteil nehmen. Aber Sch. verstand es, bei aller Freiheit, welche er der Entfaltung seiner Mitarbeiter ließ, vermöge seines Scharfblickes und seiner reichen Kenntnisse den Arbeiten den Stempel des eigenen Geistes aufzudrücken. Trotz der immer mehr gesteigerten Ausdehnung der Geschäfte behielt er den Überblick über die einzelnen Aufgaben und die ständige Fühlung mit den einzelnen Referenten, ohne je den Zügel aus der Hand zu geben. Nur eine ungewöhnlich veranlagte Arbeitskraft war im Stande, diesen Anforderungen Herr zu werden. Doch auch Sch. scheint daraus Schaden an seiner Gesundheit gezogen zu haben. Einem Nierenleiden, das ihn schon seit geraumer Zeit befallen hatte, vermochte er gegenüber den Anforderungen des Amtes nicht die gehörige Schonung angedeihen zu lassen. Gegen eine im Winter 1900/1 eingetretene Verschlimmerung brachte auch ein längerer Urlaub im nächsten Sommer keine Abhülfe. Schon bald, nachdem er von diesem zurückgekehrt war, endete sein tatenreiches Leben durch eine Herzlähmung in einem Alter von nahezu 62 Jahren.

In Hans von Scheel hat die volkswirtschaftliche Wissenschaft einen klaren, scharfsinnigen Forscher, die amtliche Statistik einen begabten, zielbewußten Leiter verloren, der Reichsdienst zugleich einen pflichttreuen und humanen Beamten.

Literatur: Paul Kollmann, Hans von Scheel in Hildebrands Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, Bd. 23, Jena 1902, S. 577—597; — Friedrich Zahn, Hans von Scheel und die Reichsstatistik in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, 26. Jahrg., Berlin 1902, S. 325—393; — Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Berlin 1901, Heft 4: Nachruf — woselbst auch ein vollständiges Verzeichnis von Scheels Schriften.

Dr. Paul Kollmann.

Heidt, Karl Maria, Finanzbeamter und Schriftsteller, * 15. Januar 1866 in Genf, † 2. März 1901 in Wien. — Seine Eltern hatten zur Zeit seiner Geburt eine kleine Pension für Fremde; bald nach ihrer Übersiedlung nach Österreich starb der Vater H.s 1870. Mühselig brachte sich die Mutter mit Näharbeit fort. Ihrer Ausdauer gelang es, den Kleinen studieren zu lassen. Im Schottengymnasium fand er hilfreiche Lehrer, die ihm in angesehenen Familien Unterrichtsstunden verschafften. 1885 erschien ein einaktiges Schauspiel H.s, »Blutrache«; rasch nachher der Sonnettenkranz »Das Buch Kassandra«, das Beachtung u. a. bei Rosegger, M. G. Conrad, Henckell fand. 1889 sammelte H. seine Lieder »Zwei Seelen«. Nach Beendigung der juristischen Studien trat H. in das Reichs-Finanz-Ministerium ein; am 14. November 1895 vermählte sich H. mit Valerie Hauser, der Tochter eines Hofsteinmetzen. Aus dieser sehr glücklichen, mit zwei Kindern gesegneten Ehe wurde H., dessen Ernennung zum Finanzrat bevorstand, vorzeitig gerissen. »Sein Vermächtnis«, Poesie und Prosa aus dem Nachlasse von Karl Maria Heidt, gaben 1902 Leopold Hörmann und Wolfgang Madjera in der Österreichischen Verlagsanstalt heraus.

Leopold Hörmann gibt in der Einleitung zu dem Bändchen »Sein Vermächtnis« außer lebensgeschichtlichen Umrissen auch Auszüge aus dem Nachrufe von Gustav Davis (»Reichswohl« 10. März 1901), von Paul Wilhelm (»Neue Freie Presse«) und Franz Himmelbauer (»Ostdeutsche Rundschau«.)

Franceschini, Robert, Schriftsteller, * 6. Juli 1852 zu Tramin (Südtirol), † 4. Mai 1901 zu Wien. — Sohn eines Arztes, empfing er zu Hause starke wissenschaftliche und künstlerische Eindrücke. Seine Gymnasialstudien absolvierte er in Mehrerau am Bodensee und in der *Stella matutina* in Feldkirch; ging dann nach Wien, um Medizin zu studieren. Eine schwere Krankheit hemmte die Ausführung dieses Planes. »In der Zeit der furchtbarsten Krisen, von denen er später sagte, er habe gefürchtet, daß sie ihn zum Wahnsinn oder zum Selbstmord treiben, außerstande, auch nur geselligen Umgang zu pflegen, fand er Rettung und Trost im — Studium.« Schlaflose Nächte verbrachte er mit der Lösung mathematischer Probleme. Er trieb Philosophie und Biologie. Seine Abhandlung »Die Biologie als selbständige Wissenschaft« lehnte die Deutsche Rundschau ab mit dem Bemerken, sie sei noch für ein Jahr mit Manuskript versorgt. Erbittert wollte Franceschini das Manuskript vernichten, als ein Freund ihn bewog, es noch an die Richtersche Verlagshandlung in Hamburg zu schicken, die Virchows bekannte populärwissenschaftliche Sammlung herausgab. Virchow nahm die Arbeit des ihm ganz Unbekannten sofort an; die Broschüre trug dem Autor freundliche Beziehungen zu Löb (Boston) ein. Auch Ernst Mach anerkannte F.s großes Wissen. Mit 44 Jahren führte

F. eine Tochter des Hauptmanns Jelussig als Frau heim. Im »Neuen Wiener Tageblatt« tat er sich als idealer Popularisator naturwissenschaftlicher Fragen hervor. Wenige Tage nach dem Erscheinen seines Feuilletons »Ärztliche Hilfe« wurde F. von einem Scharlach heimgesucht, dem er erlag. Eine Sammlung seiner besten Aufsätze gaben Kollegen des Geschiedenen heraus.

Vgl. den Nachruf von Eduard Pötzl, Neues Wiener Tageblatt vom 7. Mai 1901.

Sackur, Ernst, Professor der Geschichte an der Universität zu Straßburg i. E., * 2. Oktober 1862 in Breslau, † 5. April 1901 in Straßburg. — Hervorgegangen aus einer Kaufmannsfamilie, studierte S. an der Hochschule seiner Vaterstadt Geschichte, promovierte am 24. Juli 1886 als Schüler Jakob Caros zum Doktor der Philosophie, arbeitete dann 1888—1891 unter Ernst Dümmlers Oberleitung in der Abteilung *Scriptores* für die *Monumenta Germaniae*, habilitierte sich im Jan. 1892 zu Straßburg i. E. und wurde dort im Herbst 1898 Extraordinarius. Somit umfaßt sein wissenschaftliches Wirken nicht viel über 15 Jahre. Eine Berufung, auf die er nach einem Vorschlage primo loco hätte hoffen dürfen, zerschlug sich. So war es ihm versagt, eine Stellung zu erhalten, in der er nach seinen Gaben und Kräften hätte wirken können; zugleich war es ihm versagt, ungehemmt von Sorgen um das äußere Dasein sich frisch und unverzagt lediglich seinen weitausblickenden wissenschaftlichen Plänen hinzugeben.

Schon der Knabe und Jüngling ist abseits von der großen Heerstraße grüblerisch seinen eigenen Weg gezogen. Den Gelehrten trieb es von früh an auf Felder, die noch nicht betreten, allerhöchstens eben nur angepflügt worden waren. In der Dissertation und den angehängten Thesen ist bereits ein gut Teil seines Lebensprogramms ausgesprochen: Geschichte der Kluniazenser, literarische und wirtschaftliche Fragen im Übergange vom Altertum zum Mittelalter (Sibyllen—Tacitus). Man darf sagen, daß er trotz der kurzen Spanne Zeit, die ihm hienieden beschieden war, dies Programm nahezu bewältigt hat. Die schon vom Studenten angegriffene Aufgabe war die Klarlegung der Geschichte der vorgregorianischen Kluniazenser. Nach seiner Doktorarbeit über Richard von S. Vanne [bei Verdun] drang er auf dem zwar mühsamen und zeitraubenden, aber schließlich lohnenden Umwege zahlreicher Einzeluntersuchungen (im Neuen Archive der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 12, 14—16; in der Deutschen Zeitschr. für Geschichtswissenschaft, Bd. 2; in der Zeitschr. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1, 1893) tapfer vorwärts, bis er sein Hauptwerk: »Die Kluniazenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts« (Halle 1892 und 1894; vgl. über den 1. Bd. die interessante Besprechung Alb. Haucks in der Histor. Zeitschr.) in 2 Bänden zum Abschluß gebracht hatte.

Nach drei Richtungen hin hat S. die bisherige Überschätzung des Kluniazensertums — wie es teilweise scheint: für immer — korrigiert: 1. Die sittliche Hebung der Geistlichkeit (Bekämpfung der Simonie, der Priesterehe und des Zusammenlebens von Geistlichen mit Frauen) ist vor allem den italienischen Eremitenkongregationen (Romuald, Petrus Damiani) zu verdanken, die Kaiser Heinrich III. zu antisimonistischen Maßregeln gedrängt haben. 2. Die Betonung der Binde- und Lösegewalt Roms, die Giltigkeit aller päpstlichen Verordnungen den Diözesanbischöfen gegenüber ist damals weder neu gewesen noch von Clugny aus in ein förmliches System gebracht worden. 3. Die Befreiung der Kurie aus den Händen des römischen Laienadels ist gleichfalls

wieder ein Werk Heinrichs III., als er 1048 den die Reformgedanken der lothringischen Weltgeistlichkeit (d. h. Pseudo-Isidors) vertretenden Bischof Bruno von Toul (Leo IX.) zum Papste erhob, woraus freilich bald danach die papale Forderung einer Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die geistliche entstanden ist. Dieser dritte Punkt ist allerdings 1899 von S. selbst durch eine Abhandlung im 24. Bande des Neuen Archivs einigermaßen modifiziert worden; trotzdem bleibt es dabei, daß das Gesamtresultat der S.schen Forschungen weit über die engen Grenzen der Fachwissenschaft hinausreicht.

Das vornehmste Ergebnis dieses Werks gipfelt darin, daß S. das große Verdienst der Kirchenreformen des 11. Jahrhunderts den Kluniazensern aberkannte, die nur den Boden mehr im stillen vorbereitet hätten.

In ziemlich engem Zusammenhange mit diesen Arbeiten steht ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Tätigkeit für die *Monumenta Germaniae* insofern, als S. in den *Libelli de lite* (Bd. 2 und 3) Schriften über Staat und Kirche, Kaiser und Papst herausgab, die des Öftern und Nähern Fragen berührten, welche in den »Kluniazensern« ebenfalls zu behandeln waren. Und hierher wiederum gehören die Abhandlungen (im Neuen Archive, Bd. 16 und 18 [die über den »*Dictatus papae*« besonders wertvoll]), die einzelne dunkle Punkte in Schriften von Deusdedit, Gottfried von Vendôme usw. aufhellen sollten. Außerdem steuerte er für den 30. Band der *Scriptores* die Erstausgabe des Rangerius und die peinlichste Entsagung heischende Edition der *Annales Hannoniae* des Jacques de Guise bei, im letztgenannten Fall einen wissenschaftlichen Frondienst im wahren Sinne des Wortes leistend (hierzu 2 Mitteilungen im 15. Bande des Neuen Archivs).

Im Beginne des zweiten Hauptteils von Sackurs Lebensprogramm stehen seine »Sibyllinischen Texte und Forschungen« (Halle 1898), die sich mit [dem lateinischen] Pseudo-Methodius, mit Adsos Brief und den Orakeln der Sibylle von Tibur beschäftigen (vgl. Neues Archiv, Bd. 24, und J. Geffcken in der Deutschen Literaturzeitung 1899, Nr. 11). Neutraler gewissermaßen war die Aufgabe, die er sich nach Beendigung der »Kluniazenser« stellte: eine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben. Planvoll sammelte er hierzu den Stoff bis zum J. 1200 nach den Grundsätzen: Verfassung und Verwaltung der Stadt, Entwicklung der Behörden, Stellung des Adels, Beziehung der Stadt zur Kurie und zum Kaisertum, Entwicklung der päpstlichen Herrschaft in Rom und im Kirchenstaat. Seine Arbeitsweise war auch hier wieder die bewährte Methode des Aufbaus auf der soliden Basis von Einzeluntersuchungen, von denen er freilich nicht mehr viel hat veröffentlichen können (»Die *promissio* von Kiersy« in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung Bd. 19, eine in der Hauptsache gegen Th. Lindner, P. Kehr und W. Martens gerichtete Beweisführung für den territorialen Charakter der pippinischen Schenkung; »Das römische Paktum Ottos I.« im 25. Bande des Neuen Archivs, der Versuch einer Sonderung der lotharischen Bestimmungen über römische Verfassungsverhältnisse von den ottonischen; »Quellen für den ersten Römerzug Ottos I.« in der Straßburger Festschrift für den Philologentag von 1901). In seiner letzten, posthum erschienenen Arbeit, betitelt »Ein römischer Majestätsprozeß und die Kaiserkrönung Karls des Großen« (Histor. Zeitschr. 87, 1901, S. 385—406), wies er nach: Karl ist zum Kaiser gekrönt worden, um im Sinne der antiken Kaiser nach Aufhören der Kriminalgerichtsbarkeit der Stadtpräfekten allgemein die Kapitaljustiz in Rom auszuüben, im speziellen Falle durch Anwendung des Majestätsgesetzes den Papst [Leo III.]

von einer revoltierenden Adelsfaktion zu befreien. Auch in dieser Untersuchung ergänzt S. die Ergebnisse andrer, vor allem W. Sickels rechtsgeschichtliche Erörterung (in den Mitteilungen des österr. Instituts, Bd. 20), in verdienstlichster Weise. Ermöglicht waren alle diese Forschungsergebnisse durch die Verleihung des Engelmanns-Stipendiums, das ihn in den Stand setzte, ein Jahr lang (1898/99) in den römischen Archiven fleißig zu studieren; seine von ihm damals angelegten Sammlungen ruhen nun in der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Der Schwerpunkt der groß angelegten Arbeit sollte durchaus auf die innere Entwicklung der Stadt Rom fallen, um dadurch die Gesamtzustände der Verfassungs- und Wirtschaftsverhältnisse des früheren Mittelalters überhaupt beleuchten zu können. Mit staunenswerter Tatkraft eignete sich S. eine beherrschende Kenntnis auch des Corpus juris (namentlich des Codex Theodosianus) an. Somit schien er berufen, in besonderer Weise für die Erkenntnis jener dunkeln Jahrhunderte zu wirken. Schon war ihm aus solchen keine Mühe scheuenden Studien eine Reihe von Aufsätzen erwachsen, die sich mit den schwer faßbaren Anfängen des mittelalterlichen Wirtschaftslebens abgaben: über die altdeutsche Hufe, über die Entwicklung der ländlichen und städtischen Gemeinwesen. Da gerade in den letzten Jahren die hiermit zusammenhängenden Fragen immer von neuem in lebhafter Erörterung gestanden haben, ohne daß jedoch eine endgültige Klärung erreicht worden wäre, wird die in nächster Zeit zu erwartende Veröffentlichung des von S. aus den bisher nicht hinreichend beachteten römischen Rechtsquellen geschöpften, umfangreichen Stoffs sicherlich zur Vertiefung unseres Wissens hierüber außerordentlich beitragen.

So wirkt das kurze Dasein eines Gelehrten von rastlosem Forschungsdrang und unermüdlichem Streben auch über sein Ende hinaus: ein Trost, der die Tragik mildert. S. gehörte bei allem Scharfsinn, den er beim Arbeiten aufwandte, doch auch wieder zu den seltenen Gelehrten, die in zusammenfassender Darstellung den kritisch durchsichteten Stoff zu bemeistern imstande sind. Allen Äußerungen historischen Lebens ging er liebevoll nach. Staat und Kirche, Literatur und Kunst (vgl. S. 324ff. und 369ff. des 2. Bds. seiner »Kluniazenser«), Wirtschaft und Verwaltung mußten ihm ihre Zeugnisse liefern. In dieser Vielseitigkeit seiner Betrachtung darf man ihn als einen Geistesverwandten Karl Lamprechts bezeichnen. Seine Aufnahmefähigkeit schien dem Beobachtenden unbegrenzt zu sein: täglich, stündlich lernte S. Sah er einmal den Weg zur Erkenntnis deutlich vor sich, so gab es für ihn keine Schwierigkeit, ihn bis zum Ziele zu verfolgen: eine echte Gelehrtennatur. Die hat ihn in den Stand gesetzt, in allen seinen größeren und auch in den kleineren Darbietungen (z. B. in den Parerga über Petrus von Ebulo im 15. Bande des Neuen Archivs und über die Vorgeschichte der Schlacht von Tagliacozzo im 75. Bande der Histor. Zeitschrift) entweder Abschließendes zu leisten oder doch die Wissenschaft wesentlich zu fördern. Die Schulung gründlich, die Forschung tiefdringend, die Auffassung weitsichtig: ein solcher Mann kann niemals schlechthin Verfehltes schaffen. Seine akademische Lehrtätigkeit zeugte von demselben Pflichtgefühle. Neben seinen Vorlesungen aus allen Gebieten mittelalterlicher Geschichte (Politik, Kirche, Wirtschaft, Renaissance) hielt er zuerst in Straßburg regelmäßige Kurse eines historischen Proseminars. Trotzdem hat auch er die unerfreulichen Seiten des deutschen Universitätslebens und -treibens zur Genüge auskosten dürfen.

Für den harten, rauhen Winterkampf ums Dasein war S.s Natur zu zart,

zu scheu, zu fein organisiert. Ihm, dem still zurückhaltenden, edeldenkenden Menschen von vornehmer Gesinnung, ward kein Glück, kein Sonnenstrahl, der die den Körper aufreibenden Sorgen ums äußere Leben, die den Geist quälenden Zweifel an seiner wissenschaftlichen Leistung verscheucht hätte. So ist hier — wie leider oft genug — die Prophezeihung einer noch reichern Ernte aus viel versprechender Saat nicht in Erfüllung gegangen.

Im wesentlichen nach einer von Herrn Professor Dr. Herm. Bloch zu Straßburg i. E., einem Freunde des Verstorbenen, zur Verfügung gestellten Handschrift. Helmolt.

Düntzer, Johann Heinrich Joseph, Dr. phil., Professor, Literarhistoriker und Bibliothekar, * 12. Juli 1813 in Köln, † daselbst 16. Dezember 1901. — D. war der vierte Sohn des Kaufmanns Johann Joseph Düntzer in Köln. Im Jahre 1821 nahm ihn die Vorbereitungsklasse des Friedrich Wilhelm-Kollegiums seiner Vaterstadt auf, das unter der Leitung von Grashof bald zu einem Gymnasium umgestaltet wurde. Nach dem Wunsche der Eltern sollte D. Theologie studieren, aber die entschiedene Begabung des Knaben für alte Sprachen und seine Begeisterung für das klassische Altertum führten dazu, daß er 1830 als Student der Philologie die Universität Bonn bezog. Hier haben besonders Näke, Niebuhr und Lassen auf den jungen Studenten eingewirkt, am allermeisten aber Welcker, der ihm für die späteren Jahre ein Freund und Gönner geblieben ist. Im dritten Studienjahre versuchte sich D. an der von der philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgabe »Des berühmten Geschichtschreibers und Staatsmannes De Thou Weltgeschichte seiner Zeit« und errang mit seiner im fließendsten Latein geschriebenen Arbeit den Preis. Neben der ernsten, gewissenhaften Arbeit gab sich D. aber auch dem fröhlichen studentischen Treiben an der rheinischen Hochschule hin, erst die späteren Jahre haben ihm seinen rheinischen Frohsinn geraubt und ihn zu einem stillen, strengen Gelehrten gemacht. Den Winter von 1833/34 verbrachte D. im elterlichen Hause und setzte dann seine Studien in Berlin unter Böckh, Bopp, Lachmann, Ranke und Trendelenburg fort; am 9. Februar des folgenden Jahres promovierte er mit einer Abhandlung über Livius Andronicus und schloß damit seine akademischen Studien ab. In Berlin war er ein eifriger Besucher des Schauspielhauses, die Frucht der Anregung, die er dadurch empfangen, ist das Drama »Der Liebe Duldung«, das 1841 unter dem Pseudonym J. H. Blumer erschienen ist. Die Abfassung des August Wilhelm von Schlegel gewidmeten Buches »Die Lehre von der lateinischen Wortbildung und Komposition«, das 1836 gedruckt worden ist, fällt auch noch in die Zeit des Berliner Aufenthalts.

Im Frühjahr 1835 kehrte D. in seine Vaterstadt zurück, und hier ergriff ihn »urplötzlich der Gedanke, Goethes seit Ende 1832 vorliegendes Weltdrama Faust in seiner Einheit und Ganzheit aufzuzeigen gegenüber der verbreiteten Ketzerei, der zweite Teil sei keine Fortsetzung des ersten, nur ein phantastisches Spiel, das dem Leser Sand in die Augen streue«. Es entstand D.s erste Faustschrift, die 1836 unter dem Titel erschien: »Goethes Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen über Byrons Manfred und Lessings Dr. Faust.« Ihr folgte im folgenden Jahre die Veröffentlichung einer kleinen lateinischen Grammatik mit einer Vorrede über die Methode, die die Beseitigung von allem Unsinnigen und Abgeschmackten schon im ersten lateinischen Unterrichte verlangte. Eine ähnliche griechische Grammatik erschien 1838, beide Schulbücher wurden von der Kritik und den Behörden abgelehnt.

Zu Beginn des Jahres 1836 hatte D. Schritte getan zur Verwirklichung seines lang gehegten Wunsches und bei der Bonner Fakultät um die Zustimmung zur Habilitation nachgesucht. Erst im Sommer des folgenden Jahres wurde ihm die Erlaubnis zuteil, Vorlesungen über klassische Philologie zu halten, und im Herbst siedelte D. nach Bonn über. In der Wartezeit hatte er noch mehrere Werke abgeschlossen, die von seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft, die ihm bis in sein hohes Alter geblieben ist, Zeugnis ablegen: eine Schrift, in der er für den Kölner Karneval eintritt, eine deutsche Bearbeitung seiner Preisschrift über De Thou, das Buch »Goethe als Dramatiker« und den ersten Teil der Erklärungen der Oden des Horaz, der aber erst 1840 gedruckt worden ist. Seine akademische Lehrtätigkeit begann nicht ungünstig, seine Vorlesungen über Homer und Horaz fanden Beifall und wurden gut besucht. Er erweiterte allmählich ihren Kreis und las über lateinische und griechische Grammatik, über Mythologie und mehrere alte Klassiker, und im Winter 1841/42 zum erstenmal über beide Teile von Goethes Faust. Auch schriftstellerisch blieb D. außerordentlich tätig, aber alle seine Bemühungen, zu einer Professur zu gelangen, schlugen fehl, wie er glaubte annehmen zu müssen, durch die Gegnerschaft des einflußreichen Professors Friedrich Ritschl, der 1839 nach Bonn berufen war. Der erste Schlag, der D. traf, war das Verbot seiner für das Sommersemester 1842 angekündigten Vorlesung über Goethes Iphigenie mit Beziehung auf das Drama des Euripides, die mit der Begründung untersagt wurde, daß D. nicht für deutsche Literatur habilitiert sei. Allerlei dunkle Gerüchte über studentische Allotria, die in D.s Faustkolleg vorgekommen sein sollten und die den Weg bis zum Ministerium gefunden hatten, scheinen den Anlaß zu dem Verbot gegeben zu haben. Bald darauf wurde ihm durch ein Schreiben der Fakultät der Rat erteilt, seine akademische Lehrtätigkeit einzustellen und an ein Gymnasium zu gehen, da seine Anstellung in Bonn nicht zu erhoffen sei. Noch vier Jahre harrte D. in Bonn aus, das Scheiden wurde ihm nicht leicht wegen der freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit Alfred Nicolovius, dem Enkel von Goethes einziger Schwester Cornelia, verbanden, und nicht minder fesselte ihn sein Freund Karl Simrock an die rheinische Musenstadt. Dem Glücke, das ihm in trüber Zeit in dem Umgange mit diesem deutsch fühlenden Dichter, dem begeisterten Kenner des Rheinlandes beschieden war, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, hat er später in Picks Monatsschrift ein Denkmal gesetzt. Auch der Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande, der 1841 gelegentlich der Tagung der Philologen und Schulmänner in Bonn gegründet worden und dessen tätiges Mitglied D. war, erschwerte ihm das Aufgeben seiner Stellung; er ist dem Verein für sein ganzes Leben ein treues Mitglied (seit 1877 Ehrenmitglied) geblieben und zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder über seine historisch-antiquarischen Forschungen sind in den Jahrbüchern des Vereins veröffentlicht worden. Nach neunjähriger Lehrtätigkeit in Bonn entschloß D. sich, die mäßig besoldete Stelle eines Bibliothekars an der Gymnasialbibliothek seiner Vaterstadt anzunehmen, er schied aus Bonn zunächst mit einem dreijährigen Urlaub, von dem Gedanken erfüllt, durch neue wissenschaftliche Leistungen den Befähigungsnachweis für das akademische Lehramt zu erbringen. Durch Dienstgeschäfte an der an Schätzen reichen, aber wenig benutzten Gymnasialbibliothek nicht allzu sehr in Anspruch genommen, ist es ihm möglich geworden, eine ganz ungewöhnliche, geradezu Staunen erregende, schriftstellerische Tätigkeit zu entfalten. Den breitesten Raum unter seinen Werken nehmen die Goetheschriften

ein, die von der Untersuchung über die Sage von Dr. Johann Faust an, die 1846 als erster Teil von Scheibles Schatzgräber erschien, bis zu der 1900 in 5. Auflage vorliegenden Erklärung des Faust, T. 2, in schier unübersehbarer Reihe aufeinandergefolgt sind. Daneben gehen zahlreiche Arbeiten über die übrigen deutschen Klassiker einher, von den seit 1855 erschienenen »Erläuterungen«, die fast durchweg Beiträge von D. enthalten, sind bis 1895 85 Bändchen erschienen, zum Teil in mehrfach umgearbeiteten Auflagen. Auch dem Studium der alten Klassiker ist der fleißige Gelehrte nicht untreu geworden, insbesondere besitzen wir von ihm aus den Jahren 1846—1872 eine Anzahl Abhandlungen über Homer, und über die ältere Geschichte seiner Vaterstadt haben die Bonner Jahrbücher manchen gründlichen und schätzenswerten Beitrag aus seiner Feder gebracht.

Wenn D. auch nach Ablauf des ihm gewährten Urlaubs an die Bonner Fakultät die Bitte richtete, ihn aus dem Puppenzustande des Privatdozententums zu befreien, so hat er damit die Hoffnung und die Versuche, eine Professur zu erhalten, nicht aufgegeben, erst mit dem Hinscheiden seiner Lehrer und Gönner Böckh († 1867) und Welcker († 1868) hat auch er seine langgehegte Hoffnung zu Grabe getragen. Auch seine amtliche Stellung als Bibliothekar gestaltete sich nicht nach seinen Wünschen. Die von ihm angestrebte Vereinigung der städtischen Büchersammlung mit der Gymnasialbibliothek kam nicht zustande, für die erstere wurde vielmehr in der Person des Archivars und Bibliothekars Dr. Ennen ein neuer Leiter bestellt, und als im Dezember 1860 das Gebäude, in dem die Gymnasialbibliothek untergebracht war, von dem Priesterseminar erworben wurde, lagerten die Bücherschätze längere Zeit, fast gänzlich unbenutzbar, in der Aula des Marzellengymnasiums, bis durch Vermittlung des Regierungspräsidenten die Mittel für einen Neubau beschafft waren. Als dann 1885 die Gymnasialbibliothek mit der Kölner Stadtbibliothek vereinigt wurde, schied D. aus seiner amtlichen Stellung, an dem Titel Bibliothekar aber hat er bis an sein Lebensende festgehalten.

Der zweite Teil von D.s langem, fast ganz am Schreibtische verbrachtem Leben ist an äußeren Ereignissen nicht reich. Er hat die Philologentage bis 1879, wenn es die Verhältnisse irgend gestatteten, gern und regelmäßig besucht, namentlich seit 1860, als ihm die Berichterstattung über dieselben von der Kölnischen Zeitung übertragen war. Am 28. März 1856 verheiratete er sich mit Adolfine Martin, der Tochter des Fabrikanten Dominikus Martin in Köln. Aus dieser Zeit stammt eine Sammlung Liebeslieder, die 1861 anonym unter dem Titel: Adeline, Liebeslieder vom Rhein, erschienen sind und wegen des zarten innigen Tons seltsam gegen die streng philologischen Arbeiten des Gelehrten abstechen. Bis in sein hohes Alter ist D. geistig frisch und unermüdlich schriftstellerisch tätig geblieben. In den letzten Jahren beschäftigten ihn vorzugsweise Neubearbeitungen einzelner Bände der »Erläuterungen«, insbesondere des zweiten Teiles seines Faustkommentars, unter seinem Nachlaß hat sich noch eine fast druckfertige Biographie Johann Heinrich Mercks vorgefunden. Angriffe, die gegen D.s Leistungen als Schriftsteller und Goetheforscher gerichtet waren, haben ihn mehrfach in heftige literarische Fehden verwickelt und dem greisen Gelehrten noch am Abend seines Lebens die Feder in die Hand gedrückt zu einer Rechtfertigungsschrift, die 1899 unter dem Titel: »Mein Beruf als Ausleger 1835—1868«, erschienen ist. Wir erhalten durch sie einen interessanten Überblick über den Entwicklungsgang eines eigenartigen Gelehrtenlebens des 19. Jahrhunderts, zugleich aber auch einen tiefen Einblick

in das Seelenleben eines Mannes, in dem der Glaube, daß er ein vom Schicksal Verfolgter sei, nur allzu fest Wurzeln geschlagen hatte: »Was den Kindern des Glückes die allmächtige Fee Gunst im Schlafe beschert, wurde meinem lebenslangen Ringen und Wirken versagt. Das haben die Menschen getan! kann ich mit Goethe sagen.«

Werke: L. *Livii Andronici fragmenta collecta et illustrata.* Dissertation. Köln 1835. O-Jerum-Mann, oder der Seifenbläser. Ebd. 1835. Die Lehre von der lateinischen Wortbildung und Komposition. Ebd. 1836. Goethes Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Ebd. 1836. Neues praktisches Lehrbuch zur faßlichen und gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache. Für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. (1. Kursus für Sexta und Quinta.) Ebd. 1837. Dasselbe. Zur Erlernung der griechischen Sprache (1. Kursus). Ebd. 1837. Dasselbe für Gymnasien (1. Kursus). Ebd. 1838. Jacques Auguste de Thous Leben, Schriften und historische Kunst. Darmstadt 1837. Goethe als Dramatiker. Leipzig 1837. *De versu, quem vocant Saturnio* (mit Laur. Lersch). Bonn 1838. Homer und der epische Kyklos. Köln 1839. Die Deklination der indogermanischen Sprachen. Ebd. 1839. Die Rettung der aristotelischen Poetik. Braunschweig 1840. Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen. Köln 1840. Nachtrag. Ebd. 1841. Der Fragmente 2. T. Ebd. 1842. Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte. T. 1—5. Braunschweig 1840—46. Der Liebe Duldung. Drama. (U. d. Pseudonym J. H. Blumer.) Braunschweig 1841. *Auli Persii Flacci satyrae. In usum scholarum academ. Treveris 1844.* Die Sage von Dr. Joh. Faust. (Der Schatzgräber. Herausgegeben von J. Scheible. T. 1.) Stuttgart 1846. Die römischen Satiriker. Für gebildete Leser übertragen. Braunschweig 1846. *De Zenodoti studiis Homericis. Gottingae 1848. Q. Horatii Flacci opera. Brunsvigae 1849.* Dasselbe. Mit deutscher Erklärung. Paderborn 1868—69. Zu Goethes Jubelfeier. Studien zu Goethes Werken (Bd. 1, einz.) Elberfeld 1849. Goethes Prometheus und Pandora. Leipzig 1850. Neue (Titel-)Ausg. mit einem Nachtr. verm. Ebd. 1854. Goethes Faust 1. und 2. T. Zum erstenmal vollständig erläutert. T. 1-2. Ebd. 1850—51, 2. wohlf. (Titel-) Ausg. 1854, 2. verm. und verb. Aufl. 1857. Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Stuttgart und Tübingen 1852. Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz. Leipzig 1853. Freundesbilder aus Goethes Leben. Ebd. 1853, 2. wohlf. (Titel-)Ausg. 1856. Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie. Stuttgart 1854. Goethes Götz und Egmont. Braunschweig 1854. Goethes Tasso. Leipzig 1854. Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Heft 1—85. Jena (später Leipzig) 1855 fg. (Goethe, Schiller, Herder, Klopstock, Lessing und Wieland von D. bearbeitet.) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Leipzig 1856. Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Bd. 1—3. Frankfurt a. M. 1856—57. Goethes lyrische Gedichte. Bd. 1—2. Elberfeld 1858. Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Jena 1858. Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Bd. 1—2. Nürnberg 1858. Die homerischen Beiwörter des Götter- und Menschengeschlechts. Göttingen 1859. Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen 1859. Schiller und Goethe. Stuttgart 1859. Adeline. Liebeslieder vom Rhein (Anonym). Köln 1861. Neue Goethestudien. Nürnberg 1861. Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Bd. 1—3. Leipzig 1861—62. Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung. T. 2: Goethe und Karl August von 1790 bis 1805. Ebd. 1861, 65. 2. Aufl. 1888. Würdigung des Goetheschen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer. Ebd. 1861. Aristarch. Das 1. 8. und 9. Buch der Ilias kritisch erörtert. Paderborn 1862. Homers Odyssee. Erklärende Schulausgabe. Ebd. 1863—66. 2. Aufl. 1875—76. Homers Ilias. Erklärende Schulausgabe. Ebd. 1866—67. 2. Aufl. 1873—74. Dido. Ein Trauerspiel. Von Charlotte Albertine Ernestine von Stein-Kochberg, geb. von Schardt (1794). Im Auftr. des Freien Deutschen Hochstiftes etc. herausgegeben. Frankfurt a. M. 1867. Aus Goethes Freundeskreise. Braunschweig 1868. Horatius Flaccus. Erklärende Schulausgabe. T. 1—2. Paderborn 1868—69. Katalog des Museums Wallraf-Richartz in Köln. (1) Verzeichnis der Gemäldesammlung von J. Nießen. (2) Verzeichnis der römischen Altertümer. Aufgestellt von H. Düntzer. Köln 1869. 2. Aufl. von (T. 2) 1873. 3. Aufl. von (T. 2) 1885. Homerische Abhandlungen. Leipzig 1872. Kirchhoff, Köchly und die Odyssee. Köln 1872. Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Leipzig 1873. Die homerischen Fragen. Ebd. 1874. Charlotte von Stein, Goethes Freundin.

Bd. 1—2. Stuttgart 1874. Charlotte von Stein und Corona Schröter. Ebd. 1876. Goethes Leben. Leipzig 1880. 2. Aufl. 1883. Schillers Leben. Ebd. 1881. Lessings Leben. Ebd. 1882. Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Ebd. 1882. Goethes Eintritt in Weimar. Ebd. 1883. Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder. Ebd. 1883. Eckermanns Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 6. Aufl. mit einl. Abhandl. und Anmerk. von Heinrich Düntzer. Ebd. 1884. Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. Ebd. 1885. Goethes Verehrung der Kaiserin von Österreich Maria Ludovica Beatrix von Este. Köln 1885. Schillers Demetrius. Leipzig 1886. Goethes Maskenzüge. Ebd. 1886. Goethes Liebesbriefe an Frau von Stein 1776 bis 1789. Ebd. 1886. Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre. Ebd. 1889. Zur Goetheforschung. Neue Beiträge. Stuttgart 1891. Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. Ebd. 1893. Goethes Stammbäume. Gotha 1894. Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Dresden 1895. Mein Beruf als Ausleger. Leipzig 1899. Außerdem hat D. zahlreiche Bände deutscher Klassikerausgaben bearbeitet, so in Hempels Nationalbibliothek der deutschen Klassiker (Herder, Goethes italienische Reise), und in Kürschners Nationalliteratur (Goethe), ferner hat er die in Stuttgart 1883—85 in 5 Bänden erschienene illustrierte Goetheausgabe herausgegeben (5. Aufl. 1897—1900). Er war gelegentlicher Mitarbeiter des Goethe-Jahrbuches und einer Reihe von Zeitschriften. Seine historischen Arbeiten sind fast durchweg in den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande und der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst erschienen.

Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 5. Aufl. Bd. 1. Heinrich Düntzer, Mein Beruf als Ausleger 1835—1868. Leipzig 1899. Kölnische Zeitung vom 9. Februar 1885 Nr. 40. [Münchner] Allgemeine Zeitung, Beilage vom 17. Dezember 1901 Nr. 290. Kölner Tageblatt vom 18. Dezember 1901 Nr. 839. Ludwig Salomon, Heinrich Düntzer. Illustrierte Zeitung vom 26. Dezember 1901 Nr. 3052. Richard M. Meyer, Heinrich Düntzer. Die Nation 1901/02 Nr. 12. (Wieder abgedruckt im Goethe-Jahrbuch Bd. 23 S. 244—47.) Der Türmer, Jahrg. 4 S. 436—37. H. L. Kellner, Heinrich Düntzer. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung vom 12. Juli 1902 Nr. 83.

Otto Zaretzky.

Schmidt, Johannes, Professor für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität Berlin, * 29. Juli 1843 zu Prenzlau in der Uckermark, † 4. Juli 1901 in Berlin. — Sch. war der Sohn des Gymnasial-Oberlehrers Edmund Schmidt; früh der Eltern beraubt, kam er (1852) in das Haus seines Oheims, des durch seine Beiträge zur Geschichte der Grammatik des Griechischen und Lateinischen bekannten Gymnasialprofessors K. E. A. Schmidt in Stettin. Die große Schwächlichkeit des Knaben bestimmte den Oheim, ihn auf einige Zeit (1855—1857) in die auf dem Lande gelegene Fröbelsche Erziehungsanstalt zu Keilhau (Thüringen) zu bringen. Nach glänzend bestandenem Abiturientenexamen (1860) in Stettin, bezog der eben Siebzehnjährige die Universität Bonn, wo er unter Friedrich Ritschl und Otto Jahn zwei Jahre klassische Philologie studierte. Ohne tiefer gehende Einwirkungen erfahren zu haben, wandte sich Sch. 1862 nach Jena. Hier lehrte damals die bedeutendste Persönlichkeit der zweiten Generation indogermanischer Sprachforscher, August Schleicher, der Organisator und Systematiker der neuen Wissenschaft. Durch ihn wurde Sch. für die indogermanische Sprachwissenschaft gewonnen. Die Jenenser Studienjahre erhielten ihren Abschluß durch die Promotion (1865) auf Grund der Schrift »Die Wurzel ak im Indogermanischen«. Nachdem Sch. nach der Promotion noch ein Jahr in Berlin hauptsächlich Sanskritstudien obgelegen hatte, wandte er sich wieder nach Bonn, wo er sich 1868 für indogermanische Sprachwissenschaft habilitierte. 1873 wurde er daselbst zum außerordentlichen Professor ernannt, siedelte aber noch im Herbst desselben Jahres als Ordinarius für Sprachwissenschaft und Sanskrit nach Graz über. Schon drei Jahre später wurde der Dreiunddreißigjährige auf den verwaisten Lehrstuhl des

Begründers der indogermanischen Sprachwissenschaft an die Berliner Universität berufen. Die Wahl zum ord. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin erfolgte 1884. Im Winter 1886 auf 87 zeigten sich die ersten Symptome eines lange verkannten inneren Leidens, die nach einer Reise nach Italien für mehrere Jahre so gut wie ganz zurücktraten, bis die Krankheit dann 1895 mit bedrohlicher Heftigkeit ausbrach. Schwer leidend hat Sch. mit außergewöhnlicher Energie noch jahrelang seine Berufspflichten als akademischer Lehrer erfüllt. Wieder schien die Krankheit zum Stillstand gekommen zu sein, und Sch. machte Pläne für Inangriffnahme eines größeren Werkes, da wurde er am 4. Juli 1901 unerwartet durch einen Schlag dahingerafft.

Die Lehrjahre Sch.s und die Anfänge seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fallen in eine Zeit, in der die indogermanische Sprachwissenschaft es anscheinend herrlich weit gebracht hatte. Die wichtigsten Probleme schienen nach ihrer prinzipiellen Seite erledigt, und es gab damals so viele feststehende Ergebnisse der indogermanischen Sprachwissenschaft wie seitdem nie mehr. Als feststehende Tatsache galt unter anderem, daß sämtliche in den indogermanischen Sprachen erscheinenden Vokale und Diphthonge aus den ursprünglichen drei Kürzen a, i, u und deren Steigerungen ā, ai, au hervorgehen, und daß jeder Vokal sich nur in seiner Reihe bewegen kann. Schwierigkeiten machte jedoch noch die Frage des Übertritts von Wurzeln aus einer Ablautsreihe in die andere in den verschiedenen indogermanischen Sprachen. Sch.s erstes Hauptwerk »Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus« suchte eine allseitige Lösung dieses Problems durch Prüfung sämtlicher einschlägigen Tatsachen zu geben. Zwei Bände erschienen (Weimar 1871 und 1875), die Sch. alsbald in die vorderste Linie der Forscher auf dem Gebiet indogermanischer Grammatik rückten und ihm die Berufung auf Bopps Lehrstuhl eintrugen. Die geplante Fortsetzung des Werkes unterblieb, weil die seine Voraussetzung bildenden prinzipiellen Anschauungen über den indogermanischen Vokalismus im weiteren Verlauf der Forschung über den Haufen geworfen wurden, und zwar unter Sch.s tätiger Mitwirkung in mehr als einer Hinsicht.

In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts begann nämlich in der indogermanischen Sprachwissenschaft sich ein Prozeß zu vollziehen, wie er, mehr oder weniger heftig, in der Entwicklung jeder jungen Wissenschaft eintritt. Dadurch, daß neue Wissensgebiete von ihren Entdeckern und deren ersten Nachfolgern gewöhnlich in raschen Zügen nach allen Richtungen durchquert werden, stellt sich leicht das Gefühl der vollständigen Besitznahme ein. Der Rückschlag bleibt nicht aus; er blieb auch der von Bopp begründeten Wissenschaft nicht erspart. Es trat eine für viele anscheinend sichere Ergebnisse der jungen Wissenschaft vernichtende Nach- und Neuprüfung ein, und dieser Revisionsprozeß wurde von Sch. selbst durch seine 1872 erschienene Schrift »Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen« eingeleitet. Als feststehende Wahrheit galt damals — auch für Sch. noch im ersten Bande des »Vokalismus« —, daß wir uns die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen zueinander und zur Muttersprache unter dem Bilde eines Stammbaumes vorzustellen und die Ausbreitung über das weite Gebiet durch Loslösung einzelner Teile vom Ganzen, die sich auf die Wanderung begaben und wieder trennten, zu erklären haben. Die Haltlosigkeit dieser Theorie weist Sch. in der genannten Schrift nach, nicht durch theoretische Erörterungen, sondern — was charakteristisch für seine Forschung im Vergleich mit der seines Lehrers Schleicher ist — indem er einfach zeigt,

daß sie nirgends mit den sprachlichen Tatsachen vereinbar ist, und sucht dann aus den vorgeführten Tatsachen ein Bild zu gewinnen, wie die Verhältnisse der einzelnen indogermanischen Sprachen zueinander aufzufassen sind. Weitaus origineller als der »Vokalismus« und mit Ergebnissen, die in der Folgezeit die Grundlage wurden für jede weitere Forschung über das wichtige Problem, fand die Schrift zuerst fast allseitigen, hartnäckigen Widerstand, sodaß Sch. noch verschiedentlich für sie in die Schranken treten mußte. Sehr zu statten kam ihm, daß die im weiteren Verlaufe des Revisionsprozesses sich anbahnende neue Anschauung über den indogermanischen Vokalismus dem hartnäckigsten Verteidiger der Stammbaumtheorie die festeste Stütze für die angebliche europäische Untereinheit entzog. Diese veränderte Anschauung über den Vokalbestand der indogermanischen Ursprache geht dahin, daß der bunte Vokalismus der europäischen Sprachen, speziell des Altgriechischen, der ursprüngliche ist und nicht der einfarbige, monotone des Sanskrit mit den drei Kürzen a, i, u und deren Steigerungen. Damit fiel das ganze bisherige Vokalsystem und noch viel mehr; auch die vergleichende Formenlehre wurde teilweise in den Fall mit hineingezogen. Wie es bei in der Luft liegenden neuen Entdeckungen oft zu sein pflegt, fanden verschiedene Forscher unabhängig voneinander die entscheidenden Beweisstücke. Unter ihnen war auch Schmidt. Gemäß seiner Art, die Dinge ausreifen zu lassen, kam er nicht dazu, die Entdeckung als Erster zu publizieren, aber seine gründliche Abhandlung »Zwei arische a-Laute und die Palatalen« hat mehr als eine andere Publikation dazu beigetragen, der neuen Anschauung bald allseitig zum Sieg zu verhelfen. Es galt, für die vergleichende Grammatik nunmehr die Konsequenzen zu ziehen und durch umfangreiche Detailforschung die neue Erkenntnis auszubauen. Hieran beteiligte sich Sch. durch eine lange Reihe von Aufsätzen in der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, deren Redaktion er unter dem Begründer seit 1875 angehörte und die er nach dessen Tode in Gemeinschaft mit dem Sohne bis zu seinem eigenen Ende führte.

Während dieser Zeit reifte ein neues großes selbständiges Werk heran: »Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra«, das 1889 erschien. Es stellt als Ganzes den Höhepunkt von Sch.s literarischer Tätigkeit dar. Aus einer Reihe allseitig bekannter Tatsachen der klassischen Sprachen, die auch in anderen indogermanischen Sprachen Entsprechungen haben, wird in der Einleitung der Schluß gezogen, daß die Plurale der Neutra in den indogermanischen Sprachen ursprünglich Feminina Singularis mit Kollektivbedeutung waren. Dem Beweise dieses Satzes ist das umfangreiche Werk in einer Art gewidmet, daß es für die Forschung auf dem Gebiet der vergleichenden Grammatik noch lange als ein bis jetzt noch nicht übertroffenes Muster dastehen wird.

Zwei selbständig erschienene Arbeiten Sch.s sind diesem Werke noch in der ersten Hälfte des letzten Dezenniums gefolgt, die weder gleich noch bis heute die allseitige Zustimmung sich erworben haben, die der »Vokalismus« und die »Pluralbildungen« alsbald fanden und die »Verwandtschaftsverhältnisse« in verhältnismäßig kurzer Zeit sich errangen. Es sind dies die 1890 erschienene Abhandlung über »Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem« und die Schrift »Kritik der Sonantentheorie« aus dem Jahre 1895. In der »Urheimat« tritt der Mann, der 1872 mit den »Verwandtschaftsverhältnissen« die Revolution in der indogermanischen Sprachforschung einläutete und seitdem in der ersten Linie der Reformer als Bannerträger

marschierte, als energischer Verteidiger der alten Anschauung über die Ursitze der Indogermanen auf. Gleich treffend ist die vernichtende Kritik, die Sch. sowohl an den bis dahin vorgebrachten Gründen für die asiatische Urheimat wie an den angeblichen Beweisen der Gegner für ursprüngliche Sitze in Europa übt. Selbst der, welcher den von Sch. aus Erscheinungen des Zahlensystems der europäischen Indogermanen gezogenen Schlüssen für eine asiatische Urheimat nicht eine entscheidende Beweiskraft zutraut, wird anerkennen, daß ein interessantes Problem der indogermanischen Sprachwissenschaft zuerst richtig gefaßt und aufgestellt ist. Auch in der »Kritik der Sonantentheorie« nimmt Schmidt Stellung gegen eine Hypothese der Reformbewegung, indem er den Beweis zu führen sucht, daß diese Theorie, selbst jedes Beweises entbehrend, »mit einer Reihe von Tatsachen in unversöhnlichem Widerspruch stehe«. Bei der Ausführung des Themas kommt so viel Wichtiges und Neues zu Tage, das außerhalb seiner Verwendung im Beweis Geltung hat, daß dem Werkchen ein dauernder Wert in der sprachwissenschaftlichen Forschung gesichert ist.

Die Umwälzung in der indogermanischen Sprachforschung hatte unter den verschiedenen Folgeerscheinungen auch die, daß ein Band gelöst wurde, das seit Beginn der jungen Wissenschaft bestand: die besonders enge Verknüpfung von Sanskrit und Sprachwissenschaft. Vom Sanskrit war die indogermanische Sprachwissenschaft ausgegangen; Sanskrit galt durch Jahrzehnte als der Schlüssel zu allen Geheimnissen; »toujours partir du Sanscrit« stellte noch in den sechziger Jahren ein Forscher romanischer Zunge als Grundsatz auf; Sanskrit und Sprachwissenschaft waren fast allenthalben an unseren Hochschulen durch Personalunion verknüpft. Und diese Sprache stellte sich nach den Ergebnissen der neueren Forschung in bezug auf den Vokalismus als die unursprünglichste aller indogermanischen Sprachen heraus; sie verlor die leitende Stellung, in welche in der notwendigerweise im Vordergrund stehenden Vokalforschung das Altgriechische einrückte, das mit der erhaltenen Fülle von Dialekten aus alter Zeit außerdem viel geeigneter ist, ein Bild sprachlichen Lebens zu geben, als das grammatisch zugestutzte Sanskrit oder ein anderer indogermanischer Sprachzweig. Wie scharf bei Sch. diese Wendung zum Ausdruck kam, ergibt sich schon daraus, daß bei den Schülern aus der zweiten Hälfte seiner Lehrtätigkeit fast überall der Schwerpunkt der sprachwissenschaftlichen Forschung im Altgriechischen liegt. Seine eigenen kleineren Arbeiten zeigen dasselbe. Verraten zahlreiche Zeitschriftenbeiträge aus dem ersten Dezennium der wissenschaftlichen Beschäftigung eine durch den Einfluß des Lehrers Schleicher leicht erklärliche Vorliebe Sch.s für die nordeuropäischen Sprachen — Slavisch, Litauisch, Germanisch —, die auch noch in dem »Vokalismus« deutlich erkennbar ist, so sind die Arbeiten des letzten Dezenniums — beginnend mit der aus dem Jahre 1891 stammenden Abhandlung »Assimilation benachbarter, einander nicht berührender Vokale im Griechischen« und endigend mit der nach dem Tode Sch.s erst erschienenen Studie »Zur Geschichte der Langdiphthonge im Griechischen« — fast ausschließlich dem Altgriechischen gewidmet. Zwar sind sie infolge der durch die Krankheit geschwächten Arbeitskraft nicht so zahlreich als im vorangegangenen Dezennium, sie lassen aber die Sch. in besonders hohem Grade eigentümliche Fähigkeit, die in den Dingen liegenden Gesetze zu sehen und aus den sprachlichen Tatsachen die Regel ungezwungen abzulesen, klarer hervortreten als die meisten älteren Arbeiten.

Sch. war, wie aus diesem flüchtigen Umriß seiner Anteilnahme an der Entwicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts erhellt, der Mann der Untersuchung bis zu einer seltenen Ausschließlichkeit; mit Kodifizierung dessen, was die Wissenschaft gefunden, in Handbuch und Grammatik, hat er sich nicht abgegeben. Arbeiten der reinen Forschung haben bis zu einem gewissen Grade einen etwas ephemeren Charakter: entweder finden ihre Ergebnisse allseitigen Beifall, werden dann so Gemeingut und so selbstverständlich, daß eine jüngere Generation kaum noch das Werk einsieht, dem sie entstammen; oder sie werden von der Mitforschung verworfen und es findet Übergang zur Tagesordnung statt. Charakteristisch für Sch.s Forschung ist, daß seine größeren Arbeiten alle, mögen sie Beifall oder Widerspruch gefunden haben, diesen ephemeren Charakter nicht tragen. Woher? Wohl keiner seiner Mitforscher auf dem Gebiet der vergleichenden Grammatik ist in so hohem Maße der Horazischen Forderung »*nonum prematur in annum*« nachgekommen wie er. Der Plan zu dem 1875 erschienenen »Vokalismus« wurde im Winter 1864/65 gefaßt und an seiner Ausführung ununterbrochen gearbeitet; der Grundgedanke der »Pluralbildungen der Neutra« wurde in einer Vorlesung des 1. Semesters der Berliner Lehrtätigkeit 1876/77 vorgetragen, die betitelt war »Geschichte der indogermanischen Sprachen«, die Ausführungen einzelner Seiten des Themas seit 1884 in den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, 1889 erschien das Werk; die 1895 veröffentlichte »Kritik der Sonantentheorie« ist die Ausführung eines schon 1877 erhobenen Widerspruchs. Nicht Furcht vor Druckerschwärze oder Mißtrauen in die Richtigkeit des Erkannten waren die Ursachen dieser Zurückhaltung. Es kam Sch., wie er selbst gelegentlich bemerkt, nicht darauf an, durch Beibringung einer Anzahl von Beispielen eine Tatsache im allgemeinen festzustellen und formell ein Prioritätsrecht zu registrieren; er stellte höhere Ansprüche an sich und die eigene Arbeit. Richtschnur war ihm die Forderung seines Lehrers Schleicher, »daß die Sprachentwicklung auf feste, unverbrüchliche Gesetze zurückgeführt werden müsse«, und dazu war vor allem nötig, die einem gefundenen Gesetze widersprechenden Fälle sämtlich zusammenzubringen und zu erklären. Freilich um Spracherscheinungen in dem Umfange vollständig darzustellen, wie es von Sch. in seinen Arbeiten geschah, war noch ein weiteres erforderlich: jene über Grammatik und Lexikon hinaus bis zur philologischen Beherrschung gehende Kenntnis Sch.s der meisten indogerm. Einzelsprachen, die es ihm ermöglichte, auch in Fragen, wo das Material nicht durch eine systematische Sammlung zusammengebracht werden konnte, durch jahrelang anhaltende Beobachtung selbst auf den entlegensten Gebieten denkbar größte Vollständigkeit zu erreichen. So schuf er Werke der reinen Forschung, die durch die Gediegenheit der Ausführung des Themas und der eng damit zusammenhängenden Nebenuntersuchungen einen länger bleibenden Wert haben außerhalb der Frage, wie man sich zum Thema und zu seinem Beweis selbst verhält. Die hohen Forderungen, die Sch. an die eigene Arbeit stellte, machte er auch zum Maßstab für die Arbeiten der Mitforscher; manche Stunde tiefer Erregung und Bitterkeit ist ihm hieraus erwachsen, da er anders geartetes Temperament schwer zu verstehen mochte und in erster Linie die Gefahren sah, die der Forschung aus dem Hinwerfen nicht ausgereifter, wenn auch wesentlich richtiger, neuer Gedanken erwachsen konnten.

Man würde Sch.s Bedeutung für die indogermanische Sprachwissenschaft

im ersten Jahrhundert ihres Bestehens nur sehr unvollkommen gerecht werden, wenn man ihn einzig messen wollte an dem, was er neues gefunden hat, was aus seiner Forschung Gemeingut der Wissenschaft und Ausgangspunkt für weitere Forschung geworden ist. In der Krisis, die über die indogermanische Sprachwissenschaft in den 70er Jahren des verflossenen Jahrhunderts hereinbrach, wurden durch die frühere Forschung errichtete feste Schranken vielfach niedergerissen, ohne daß zunächst etwas an ihre Stelle trat; unbeschränkte Subjektivität fing mancherorten an sich breitzumachen, so daß die Befürchtung nicht ungerechtfertigt erscheinen mochte, die vergleichende Grammatik steuere wieder auf den von Voltaire dahin charakterisierten Zustand zu, daß die Etymologie eine Wissenschaft sei, in der die Vokale nichts und die Konsonanten sehr wenig bedeuten. Es wurde hierdurch weiterhin die ernste Gefahr heraufbeschworen, daß die Philologen, die nicht zum mindesten durch G. Curtius' Verdienst mit der vergleichenden Grammatik sich befreundet hatten, ihre Teilnahme zurückzogen. Mit klarem Blick erkannte Sch. diese Gefahr für die Wissenschaft, und die Rolle, die er in dieser kritischen Zeit gespielt hat, weist ihm seine Stelle in der Entwicklung der Sprachwissenschaft an. Sch. war der Führer in der Reformbewegung, dessen durch Besonnenheit der Forschung und Tiefe des Wissens ausgezeichnete Schriften in erster Linie dazu beitrugen, in weiten Kreisen der Philologen das ins Schwanken geratene Vertrauen zur vergleichenden Grammatik wieder zu befestigen und die indogermanische Sprachforschung selbst der Wissenschaft zu erhalten.

Dem Vorstehenden liegt die in der öffentlichen Sitzung der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 3. Juli 1902 gehaltene Gedächtnisrede zugrunde. Nekrologe erschienen ferner im »Berliner Tageblatt« vom 5. Juli 1901 (Nr. 336), »Berliner Lokalanzeiger« vom 6. Juli 1901 (Nr. 312), »Bilder vom Tage« mit Bild (»Der Tag« vom 10. Juli 1901), »Bonner Zeitung« vom 9. Juli 1901 (Nr. 160), »Der Welt Spiegel« mit Bild vom 11. Juli 1901 (Nr. 170), »Illustrierte Zeitung« mit Bild vom 11. Juli 1901 (Nr. 3028); von Prof. Solmsen in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« Nr. 170 vom 27. Juli 1901, Prof. P. Kretschmer in der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiet der Indogermanischen Sprachen« Band 37, S. V—XIV (1902), Prof. E. Zupitza im »Biographischen Jahrbuch für Altertumskunde, herausgegeben von L. Gurlitt und W. Kroll«, 24. Jahrgang (1901), S. 145—155.

H. Zimmer.

Helle, Friedrich Wilhelm, Dichter, * 28. Oktober 1834 in Böckenförde bei Lippstadt (Westfalen), † 4. August 1901 in München. — Seine Familie nannte sich in früheren Zeiten »in der Helle« und gehörte zu den ältesten und ersten Bürgerfamilien der Stadt Rüthen in Westfalen. Hier verloren seine Eltern durch einen verheerenden Brand ihr ganzes Besitztum, und 14 Tage später wurde der Sohn im Hause seiner Großeltern mütterlicherseits geboren. Mit 10 Jahren kam H. in das Haus seines Oheims, des Pfarrers Liese in Hallenberg, um von diesem für die Studien vorbereitet zu werden, kehrte aber nach dem Tode dieses Mannes nach Rüthen zurück und erlernte, da seine schwache Gesundheit eine Unterbrechung der Studien notwendig machte, das Buchbinderhandwerk, in welchem er bis zum 18. Jahre tätig war. Dann nahm er seine Studien zunächst privatim wieder auf, absolvierte später das Gymnasium in Brilon, besuchte ein Semester lang die Akademie in Münster, übernahm darauf eine Hauslehrerstelle auf einem westfälischen Gute, die er ein Jahr lang verwaltete, und setzte danach seine Studien in Münster, München und Wien fort, war auch in letzterer Stadt bis 1867 als Hauslehrer tätig. Er hörte besonders Vorlesungen über klassische Philologie, über die Literatur der Deutschen, Spanier und Orientalen, beschäftigte sich speziell mit

den afrikanischen Negermythologien, mit neuholländischen und finnischen Liedern, übergab seine ersten Dichtungen »Mahnrufe an das deutsche Volk« (1866; Gedichte von 1859 bis 1866), »Maria Antoinette« (1866; eine episch-lyrische Dichtung) und »Minneleben« (1867; eine romantische Dichtung) der Öffentlichkeit und sammelte Material zu seiner katholischen Epopöe »Jesus Messias«. Eine Vorlesung aus dem ersten Teil der letzteren erwarb ihm hohe und allerhöchste Gönner, die ihm einen Aufenthalt in Rom ermöglichten, wo er vom Januar 1869 bis September 1870 verblieb, und den ersten Band dieser Dichtung vollendete, der dann in Innsbruck (1870, 2. Aufl. 1873) im Druck erschien. In die Heimat zurückgekehrt, zwang ihn die Sorge um die Existenz seiner Familienangehörigen, dem Broterwerb nachzugehen, und so trat er zur Journalistik über. Er redigierte seit 1871 die »Dortmunder Zeitung«, seit 1872 die »Koblenzer Volkszeitung«, seit Oktober 1872 die »Saarzeitung« in Saarlouis, vom Mai 1873 bis 1876 die »Schlesische Volkszeitung« in Breslau, 1877 bis 1880 die »Frankenstein-Münsterberger Zeitung« in Frankenstein, wanderte dann aber, um sich der liebevollen Aufmerksamkeit der Staatsanwälte zu entziehen, nach Jauernig in Österr.-Schlesien aus, um hier an der Fortsetzung seines »Jesus Messias« zu arbeiten, wozu ihm der Fürstbischof von Breslau 1881 auf vier Jahre eine jährliche Subvention von 1500 Gulden gewährt hatte. In den Jahren 1883—84 lebte H. in Ossegg (Böhmen), wo er die reiche Bibliothek des Cisterzienserstifts für sein Werk benutzte, 1884—87 wegen des Schulunterrichts seiner Kinder in Teplitz, redigierte dann bis Januar 1891 in Salzburg die »Salzburger Chronik« und darauf bis zum September 1892 in Bilin bei Teplitz die »Deutsche Volksschrift«. Es ist zu verwundern, daß H. bei dieser durch zwei Jahrzehnte sich hinziehenden journalistischen Tätigkeit, verbunden mit so vielen zigeunerhaften Wanderungen, immer noch Zeit fand, so manche Dichtung zu veröffentlichen, wie »Roms Hymnen und Klagen« (1870; Gedichte über und aus Rom), »Marienpreis« (1879; Lieder zur Verherrlichung der Maria), »Christkindleins Wanderung« (1882; ein Weihnachtsmärchen) und »Golgatha und Ölberg« (1886; ein weiterer Teil der Epopöe »Jesus Messias«). Im September 1892 verlegte H., um seinem erkrankten Sohne bessere ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen, seinen Wohnsitz nach Dresden, wo er seinen mittelafrikanischen Schöpfungsmythus »Kalanyas Völkersang« (1894) und seinen »Jesus Messias« vollendete, der dann in 2. Aufl. 1896 in drei Teilen erschien (1. Bethlehem und Nazareth. — 2. Jordan und Kedron. — 3. Golgatha und Ölberg). Im Jahre 1898 siedelte H. nach München über, wo er »Die Schöpfung« (1899; einen epischen Prolog zu »Jesus Messias«) herausgab. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er noch die Freude, seine christologische Epopöe mit dem von der theologischen Fakultät der Universiät Würzburg alle fünf Jahre für das beste und verdienstvollste Werk auf dem Gebiete der christlich-religiösen Dichtung zu vergebenden Preis gekrönt zu sehen.

Persönliche Mitteilungen. — Joseph Kehrein: Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen Schriftsteller, 1868, 1. Bd. S. 145. — Biographien kathol. Dichter der Gegenwart. 1. Bdchn.: Dr. Friedrich Wilhelm Helle. Von Leo v. Hermstede. Heiligenstadt o. J. (1898). — Dichterstimmen der Gegenwart, Jahrg. 1896, S. 10 u. Jahrg. 1902, S. 39.

Franz Brümmer.

Dieffenbach, Georg Christian, theologischer Schriftsteller und Dichter, * 4. Dezember 1822 zu Schlitz im Großherzogtum Hessen, † daselbst 10. Mai 1901. — Sein Vater war Stadtpfarrer und später Oberpfarrer und Dekan in

Schlitz. Von ihm und von dem Großvater, dem als pädagogischen Schriftsteller bekannten Kirchenrat Joh. Ferd. Schlez, wurde er für das Gymnasium in Gießen vorgebildet, das er 1837—40 besuchte, worauf er bis zum Herbst 1843 an der dortigen Universität Theologie studierte. Nachdem er dann noch ein Jahr lang das Predigerseminar in Friedberg in der Wetterau besucht hatte, übernahm er im Herbst 1845 eine Lehrerstelle an einem Knabenerziehungsinstitut in Darmstadt und trat im Sommer 1847 als Pfarrvikar in Kirchberg bei Gießen in das geistliche Amt ein. Von hier kam er in gleicher Eigenschaft nach Vielbrunn im Odenwalde, und 1855 folgte er einem Rufe des Grafen Karl von Schlitz, genannt von Görz, in seine Vaterstadt, wo er zunächst die 2. Stadtpfarrstelle erhielt, 1873 aber zum Oberpfarrer daselbst aufrückte. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode. Neben seinen Amtsarbeiten leitete er mehrere Jahre eine Privatschule in Schlitz, gehörte auch seit 1872 der hessischen Landessynode an, in deren Gesetzgebungsausschuß er wiederholt gewählt wurde. Außerdem war er als Schriftsteller teils auf theologischem, teils auf poetischem Gebiet ungemein rührig, und die Universität Greifswald erkannte denn auch seine Verdienste 1884 durch Verleihung der Würde eines Dr. theol. an, während sein Landesherr ihn 1893 zum Kirchenrat und 1897 gelegentlich seines 50jährig. Amtsjubiläums zum Geheimen Kirchenrat ernannte. — Von seinen theologischen und Erbauungsschriften seien hier erwähnt: »Evangelische Hausagende .... für alle Tage des Kirchenjahrs« (1853. 5. Aufl. 1898); »Diarium pastorale« (IV, 1857—61. Inhalt: I. Evangelisches Brevier — II. Evangel. Hand-Agende, 3. Aufl. 1887 — III—IV: Evangel. Hirtenbuch); »Evangelische Krankenblätter« (4 Hefte, 1868—74); »Wort und Sakrament« (für Konfirmanden 1872. 5. Aufl. 1898, auch ins Schwedische und Norwegische übersetzt); »Kleine Agende für Lehrer und Küster« (1870; »Ein Hochzeitsstrauß« (1874. 6. Aufl. 1892); »Zum Geburtstage; eine Festgabe« (1875); »Bibel-Andachten« (IV, 1876—84); »Trostblätter« (1877); »Christliches Gedenkbuch« (1879. 4. Aufl. 1896); »Evangelische Hausandachten« (1883) und deren Fortsetzung »Aus dem ewigen Heilsbrunnen« (1896); »Evangelien-Postille« (Predigten; 1885); »Epistel-Postille« (Predigten; 1886); »Predigten über das erste Buch Mose« (1888); »Passionale. Leidensgeschichte des Herrn« (1889); Das Evangelium Lucae in 204 Betrachtungen« (1891); »Im Wandel des Kirchenjahres« (1891); »Die letzten Dinge; das Leben nach dem Tode« (1896); »Das Leben in der Kirche« (Predigten, 1899). Seine poetische Tätigkeit begann D. mit der Übersetzung aus dem Englischen des Thomas Moore »Abende in Griechenland« (1846). Eine Sammlung eigener »Gedichte« (1857) erschien in neuer Ausgabe u. d. T. »Lied und Leben« (1879). Weitere Dichtungen bieten seine 17 Lieder aus dem Kriegs- und Siegesjahr »In der deutschen Frühlingszeit« (1871) und seine letzte Sammlung »Aus vier Reichen« (1887). »Alle Gedichte D.s sind der Ausdruck eines reinen, glücklichen, den Kindessinn noch festhaltenden Gemütes; es sind wirkliche Empfindungsperlen, meist klein, aber klar und rein, einfach, aber immer zum Nachdenken reizend, leicht dahinfließend im Vers und Reim, aber doch sorgfältig.« Weit bedeutender ist D. als Dichter von Kinderliedern; denn er versteht es, mit Kindern zu plaudern. Diese Lieder haben denn auch tüchtige Komponisten (Frz. Abt, C. A. Kern) und namhafte Illustratoren (Ludwig Richter, F. Flinzer, Wanderer) gefunden und sind in fast alle deutschen Schullesebücher übergegangen. Gesammelt erschienen sie als »Kinderlieder« (1852. 2. Aufl. 1864); »Aus dem Kinderleben« (2 Sammlungen, 1873—81. 3. Aufl. 1883); »Glückliche Kinder-

zeit« (ein Bilderbuch für Knaben und Mädchen, 1883. 2. Aufl. 1885); »Für unsere Kleinen« (ein neues Bilderbuch, 1886); Fröhliche Jugend« (1886) und »Aus der Jugendzeit« (Lieder, komponiert von C. A. Kern; II, 1893). Daneben versorgte er die Jugend auch mit vielen Kinderschriften, wie »Für unsere Kleinen« (Illustr. Monatsschrift, 14 Hefte, 1884—98) und »Sammlung von Kinderschriften für jedes Alter« (1883ff.) Gerade diese der Jugend gewidmete Tätigkeit wird seinen Namen für viele Jahrzehnte frisch und lebendig erhalten.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 1891, S. 272. — Karl Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 1. Bd. 1884, S. 252. — E. Koch: Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, 7. Bd. 1872, S. 314. — Alte und neue Welt, 15. Jahrg. 1881, S. 203. — Leipziger Illustr. Zeitung, Jahrg. 1901, Bd. 116, S. 850.

Franz Brümmer.

Minckwitz, Hans von, Schriftsteller und berühmter Schachspieler, * 11. April 1843 in Leipzig, † 20. Mai 1901 in Biebrich. — Er war ein Sohn des als Schriftsteller, Dichter und Übersetzer bekannten Leipziger Professors Johannes Minckwitz und empfing seine Schulbildung bis zum 15. Jahre auf dem »Modernen Gesamtgymnasium«, worauf er sich zunächst dem kaufmännischen Beruf widmete. Er trat in eine Leipziger Großhandlung ein und verblieb 9 Jahre in derselben. Daneben studierte er unter Prof. Roscher Volkwirtschaftslehre und beschäftigte sich eingehend mit dem Studium der Literatur. Seit seinem 11. Jahre dem Schachspiel huldigend, brachte er es in Theorie und Praxis in dieser Kunst bald zur Meisterschaft, so daß er aus vielen Meisterturnieren als Sieger hervorging und von zahlreichen Schachvereinen zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Auch veröffentlichte er eine Reihe von Schriften über das Schachspiel, u. a. »Das ABC des Schachspiels« (1884), »Der Humor im Schachspiel« (1885), »Der kleine Schachkönig« (1888), »Die Schachkongresse in Krefeld, Köln, Frankfurt a. M., Hamburg« (1871 ff.) und redigierte von 1865—76 und abermals von 1879 bis Ende 1886 die in Leipzig erscheinende »Deutsche Schach-Zeitung«, sowie die Schachspalten der bedeutendsten Blätter, wie der »Leipziger Illustrierten Zeitung«. Inzwischen war M. 1872 als Oberbuchhalter in eine Leipziger Bankgesellschaft eingetreten und rasch zum Prokuristen emporgestiegen. 1876 übernahm er die selbständige Leitung ausgedehnter Kohlenwerke und Ziegeleien in Schlesien; da sich indes diese Tätigkeit nicht gut mit seiner Schriftstellerei und Redaktion vereinbaren ließ, so kehrte er schließlich nach Leipzig zurück, begründete hier 1878 ein eigenes kaufmännisches Geschäft und war darin bis 1882 tätig. Von nun ab widmete er sich ausschließlich dem schriftstellerischen Berufe. Im Jahre 1889 verlegte M. seinen Wohnsitz nach Belgern a. d. Elbe, wo er ein Grundstück besaß. Um diese Zeit schon zeigten sich bei ihm Spuren von Geistesgestörtheit, deren Symptome sich zumeist in Größenwahn äußerten. Zwar hatte er vor Jahren den Beweis erbracht, daß er einem alten preußischen Adel entstamme, doch fügte er später seinem Namen noch andere Adelsprädikate hinzu, wie »Reichsgraf von Minckwitzburg, Fürst Inkwi.« Im Jahre 1893 beschäftigten sich die öffentlichen Blätter viel mit M., da gewisse Vorkommnisse während der Anwesenheit des deutschen Kaisers in Wien seine Überführung in eine Heilanstalt nötig gemacht hatten. In einem Anfall von Wahnsinn machte er denn auch schließlich seinem Leben selbst ein Ende, indem er sich in Biebrich von der elektrischen Bahn überfahren ließ. M. war auch vielfach auf schönwissenschaftlichem Gebiet tätig, doch sind von diesen seinen Arbeiten

nur die geharnischten Sonette »Deutschlands Traum, Kampf und Sieg« (1870) im Druck erschienen.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 1. Ausg. 1888, S. 406. — Berliner Tageblatt vom Septbr. 1893 und Mai 1901.

Franz Brümmer.

Weinholz, Heinrich Albert, Dichter und Schriftsteller, * am 21. Juli 1822 in Berlin, † am 28. März 1901 in Bonn. — Er war der Sohn eines Kaufmanns, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und hatte ursprünglich die Absicht, Theologie zu studieren, mußte sich aber nach dem Tode seines Vaters (1839) gleichfalls zum Kaufmannsstande bequemen. Er trat als Lehrling in eine bedeutende Berliner Buchhandlung ein, diente nach beendeter Lehrzeit sein Jahr als Militär und begründete dann in Berlin eine Verlagshandlung. Da kam das Jahr 1848. W. hatte in seiner Gutherzigkeit den größten Teil seines nicht bedeutenden Vermögens an Freunde und Verwandte verliehen, und als er dessen bedurfte, fehlte es ihm. Er begann Romane zu schreiben, um mit dem Honorar seine Verpflichtungen zu decken, wie »Schicksale einer Proletarierin« (1848) und »Welt und Gemüt« (1848); aber er sah bald ein, daß er mit der Feder allein seine Familie nicht würde ernähren können, und so wurde er Schriftsetzer. Endlich im Sommer 1849 gelang es ihm, Beschäftigung bei der preußischen Telegraphenverwaltung zu finden. Nach erfolgter gründlicher Ausbildung wurde er vielfach zur Einrichtung von Telegraphenstationen verwendet, u. a. in Königsberg i. Pr., auch führte er den Morseschen Apparat in London ein. Längere Zeit weilte er als Beamter in Breslau und Luxemburg, bis er 1862 als Ober-Telegraphen-Sekretär zur Verwaltung der Telegraphenstation in Bonn berufen ward, wo er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand (1887) amtlich tätig war und später als Privatmann lebte. — Im Jahre 1868 gab er seine »Gedichte« heraus, einfache, schlichte Lieder mit warmem Herzenston, denen in der 3. Ausgabe (1880) die formell bessernde Hand überall anzumerken ist. Dann folgten »Immortellen in Sonetten« (1876), »Erinnerungen aus dem Leben eines Briefträgers« (Erzählungen, 1878) und »Ausgewählte Rheinsagen in Versen (1898). Zwei kleine Lustspiele: »Enthüllungen« (1848) und »Pate Mazarin« (1858) gelangten mit Erfolg in Berlin zur Aufführung.

Persönliche Mitteilungen.

Franz Brümmer.

Schwarz, Bernhard Wilhelm, Afrikareisender und Schriftsteller, * am 12. August 1844 in Reinsdorf bei Greiz, † in Wiesbaden am 8. Febr. 1901. — Er hatte Theologie studiert, aber schon seit früher Zeit sein besonderes Interesse der Länder- und Völkerkunde zugewandt, und als er 1876 ein Pfarramt in Freiberg in Sachsen übernahm, hatte er schon viele Reisen ins Ausland hinter sich, die ihn zu seinen Schriften »Die Literatur des Auslandes« (1875) und »Aus dem Osten. Reiseschilderungen« (1876) anregten. Auch von Freiberg aus unternahm er viele große Reisen durch ganz Europa und Nordafrika, deren Resultate er dann in folgenden Schriften niederlegte: »Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft« (1881; 2. Aufl. 1888), »Montenegro« (1883), »Frühlingsfahrten durch die Riviera« (1883), »Über Fels und Firn« (1884). Seit 1880 hielt S. auch Vorlesungen über Erdkunde an der Bergakademie in Freiberg. Im Jahre 1885 trat er im Auftrage des Auswärtigen Amtes an die Spitze einer Expedition zur Erforschung des Hinterlandes von

Kamerun, der sich u. a. der Leutnant von Prittwitz-Gaffron und der Schwede Knutson anschlossen, doch wurde die Expedition durch die Feindseligkeit der Eingeborenen im Bafaramilande, 300 km von der Küste, zur Umkehr gezwungen. Drei Jahre später führte S. eine Goldsucherexpedition von der Kapstadt nach Damaraland. Diese afrikanische Episode schilderte er dann in seinen Reisebeschreibungen »Kamerun (1886; 2. Ausg. 1888) und »Im deutschen Goldlande« (1889) und in seinen beiden Romanen »Mimbo und Mimba. Missionsroman aus Kamerun« (1888) und »Nachtigals Grab. Roman aus dem Negerleben Afrikas« (1890). Weitere Reiseberichte in diesem Zeitraum bieten seine Werke »Nordrußland« (1887), »Die Dobrudscha« (1886) und »Quer durch Bithynien« (1889). Im Jahre 1890 wurde S. Pfarrer in Gefrees in Oberfranken, wo er die »Touristen-Zeitung für das nördliche Bayern« gründete und herausgab. Von hier aus unternahm er außer kleineren Reisen, die er in dem Buche »Aus allerlei Land und Volk« (1895) beschrieb, 1895 eine große Tour durch Sibirien, über welche er erst im »Berliner Tageblatt« und dann in seinem Buche »Quer durch Sibirien« (1898) berichtete. Später errichtete er in Koburg das »Deutschkoloniale Reisebureau«, das größere Reisen in die deutschen Kolonien (1900 nach Kiautschou, nach Samoa) arrangierte. Eben von einer Reise aus Brasilien zurückgekehrt, ereilte ihn in Wiesbaden ganz plötzlich der Tod.

Brockhaus' Lexikon, 14. Aufl., Bd. 14, S. 674. — Berliner Tageblatt vom 11. Febr. 1901.

Franz Brümmer.

Krauer-Widmer, Hartmann, * 3. Oktober 1831 in Regensberg, Kt. Zürich, † 11. April 1901 in Zürich. — H. Krauers Vater war Statthalter des Bezirkes Regensberg, einige Jahre später wird er Mitglied der liberalen Regierung, bis er 1839 durch den »Septemberputsch« gestürzt wurde. Der junge Hartmann wuchs als echtes Landkind auf. Neben der Schule half er, soweit seine etwas schwächliche Gesundheit es erlaubte, emsig bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten mit. Die Güter seines Vaters legten ihm nahe, sich der Landwirtschaft zu widmen, deshalb durchlief er die Industrieschule und betrieb seine klassischen Liebhabereien nur noch nebenbei. An der Universität Zürich hörte er später einige Semester Nationalökonomie. Auf die Studienjahre folgten die Wanderjahre, die ihn nach Paris, London und München führten. Am 6. April 1861 wurde er zum Sekretär der Direktion der öffentlichen Arbeiten des Kantons Zürich gewählt; in dieser Stellung verblieb er bis 1881. In diese Zeit fällt auch seine Mitwirkung bei der Entsumpfung des Regensdorfer Tales. Bereits in den 70er Jahren als Privatdozent für Weinbau am eidgenössischen Polytechnikum habilitiert, wird er von 1884 an vom schweizerischen Schulrat mit den offiziellen Vorlesungen über dieses Fach an der landwirtschaftlichen Hochschule betraut. Neben den Arbeiten auf dem Gebiete des Weinbaus bekleidete er noch viele Jahre mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und Treue einige Verwaltungsstellen.

K. hat sich um den Weinbau große Verdienste erworben. Er war auf diesem Gebiet nach drei Richtungen tätig: praktisch, als Besitzer ausgedehnter Rebgelände; forschend und erprobend, teils im eigenen Besitz, teils im Versuchsweingarten des eidg. Polytechnikums, und lehrend, in seiner Stellung als Dozent des Weinbaus. Bei seinen Kulturen war sein Hauptziel weniger eine große Rendite, als die Förderung der Weinkultur durch Herbeiziehen neuer Sorten und durch Anwendung anderer Bepflanzung und Er-

ziehungsmethoden. Prof. Müller-Thurgau, der verdienstvolle Leiter der schweizerischen Obst- und Weinbauschule in Wädensweil, schreibt: Durch rationelle Behandlung seiner Weinberge hat K. außerordentlich anregend auf den umliegenden Weinbau eingewirkt und wesentlich zu dessen Hebung beigetragen. Die Einführung und Verbreitung des Streckbogens, die Ausführung einer sorgfältigen Sonderung bei der Weinlese sind in dieser Beziehung besonders hervorzuheben. Sein besonderes Interesse richtete sich auf die schweizerischen Rebsorten, ihr Verhalten zu Bodenbeschaffenheit und Lokalklima bildete den Ausgangspunkt vieler Reisen, Kulturversuche und Veröffentlichungen. Die aus K.s Feder stammenden vierundzwanzig Publikationen beziehen sich alle auf den Weinbau; so verdanken wir ihm eine Reihe sehr sachverständiger Berichte über Weinbaukongresse, mehrere Arbeiten über Rebenkrankheiten und ihre Bekämpfung, über Veredlung und Einführung neuer Sorten, sowie einige interessante Beiträge zur Geschichte des Weinbaus in der Schweiz. Mit den Jahren sammelte K. auf diesem für viele Landesteile so überaus wichtigen Spezialgebiet höchst wertvolle und vielseitige Kenntnisse und auch von den Fachleuten des Auslandes, mit denen er auf verschiedenen Kongressen in nähere Berührung trat, wurde er als Autorität anerkannt. Der Grundzug seines Wesens war absolute Lauterkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit, gepaart mit großer Herzensgüte und einem feinen Sinn für alles Edle und Hohe. Er war wortkarg, drängte sich nirgends vor, machte wenig aus sich. Erst bei näherer Bekanntschaft erkannte man dessen innere Tüchtigkeit und Vielseitigkeit. So wird sein Bild fortleben, als das eines gediegenen, pflichtgetreuen, bescheidenen und grundguten Mannes.

Neue Zürcher Zeitung vom 20. April 1901, in der Beilage zu Nr. 109; ferner von C. Schröter in Verhandlungen der schweiz. naturforschenden Gesellschaft. 84. Jahresversammlung. Zofingen 1902, pag. XL—XLIII mit Verzeichnis der Publikationen H. Krauers.

M. Rikli.

Hegetschweiler, Karl, * 1838, † 16. Juni 1901 in Riffersweil (Kt. Zürich), gehörte einer alten Ärztefamilie an, denn schon Urgroßvater, Großvater und Vater praktizierten; er ist der Neffe des bekannten Botanikers, Arztes und Regierungsrats Dr. Joh. Hegetschweiler, welcher 1839 als Opfer des Zürichputsches — eine Folge der Berufung des bekannten Theologen David Strauß an die Universität Zürich — starb. Erst spät entschloß sich H. zum Studium der Medizin. Auf den Universitäten Zürich, Würzburg, München, Prag und Berlin erwarb er sich ein vielseitiges und gründliches Wissen. 1865 lies er sich in Riffersweil als praktischer Arzt nieder; mit Unterbruch von neun Jahren (1873—1882), die er in Gossau und Mettmenstetten zubrachte, blieb er seiner Geburtsstätte bis zu seinem Ableben treu.

Neben seinem ärztlichen Beruf, dem er mit seltener Hingebung und Treue nachging, hatte er von seinen Vorfahren eine große Vorliebe für die Pflanzenwelt geerbt; fast ausschließlich beschäftigte er sich mit den Moosen und Flechten. Mit vielen Fachgenossen des In- und Auslandes stand er in langjähriger Korrespondenz, so mit Stitzenberger in Konstanz, Zwack in Heidelberg, Arnold in München, Lojka in Pest. Nach dem Ableben J. Müller-Argoviensis galt er als der beste Flechtenkenner der Schweiz. Sein Herbarium, hauptsächlich Kryptogramen umfassend, ging durch Kauf an das botanische Museum der Universität Zürich über. M. Rikli.

Ring Max, Romanschriftsteller, * 1817 in Zauditz in Oberschlesien, † 28. März 1901 in Berlin. — Als seinen Geburtstag nannte mir R. seinerzeit den 22. Juli, im Kürschnerschen Literaturkalender wird seit 1883 der 4. August genannt; welches Datum ist das richtige? Der Vater R.s war Landwirt und betrieb nebenbei die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Nachdem der Sohn im elterlichen Hause durch Privatlehrer sorgfältigen Unterricht erhalten hatte, besuchte er die Gymnasien zu Ratibor und Oppeln und bezog 1836 die Universität Breslau, um Medizin zu studieren. Während er hier mit Lust und Eifer Anatomie und Physiologie trieb, behielt er doch noch Zeit, sich in allgemeiner Bildung zu vertiefen und mit seinem Freunde Traube, dem später so berühmt gewordenen Kliniker, Baco und Spinoza zu studieren. Auch wurde manches Gedicht für »Die Nachtwandlerin« verfaßt, welche damals Julius Lasker herausgab. Im Jahre 1838 ging R. mit Traube nach Berlin, um daselbst seine medizinischen Studien fortzusetzen. Hier kam er durch sein poetisches Talent mit einem Kreise junger begabter Männer in Berührung, zu denen u. a. Moritz Carrière, H. B. Oppenheim, der spätere Reichstagsabgeordnete Wolf aus Hamburg und Karl Grün gehörten, lernte auch die berühmte Bettina von Arnim kennen, die sich für ihn interessierte und einen bedeutenden Einfluß auf seine geistige Entwicklung ausübte. Nachdem er 1840 sein Doktor- und Staatsexamen abgelegt hatte, gedachte er sich in Berlin der wissenschaftlichen Laufbahn zu widmen und als Privatdozent zu habilitieren. Da indes der Tod seines Vaters ihn in die Notwendigkeit versetzte, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen, so ließ er sich als praktischer Arzt in Pleß und 1841 in Gleiwitz nieder, wo er während der großen schlesischen Typhusepidemie (1847) nicht nur einen ausgedehnten Wirkungskreis sondern auch die wohlverdiente Anerkennung der Regierung erwarb. Infolge der politischen Wirren des Jahres 1848 sah sich R. veranlaßt, von Gleiwitz nach Breslau überzusiedeln, wo er einen größeren und ihm mehr zusagenden Wirkungskreis zu finden hoffte. Hier kam er bald in das literarische Fahrwasser; er schrieb für mehrere Zeitungen sozial-politische Artikel, Kritiken usw., veröffentlichte seinen ersten Roman »Berlin und Breslau« (II, 1849) und brachte sein Trauerspiel »Die Genfer« (1850) auf dem dortigen Theater zur Aufführung. Im Jahre 1850 machten es R.s Familienverhältnisse wünschenswert, seinen Wohnsitz nach Berlin zu verlegen. Hier wurde er schnell bekannt und besonders von Theodor Mundt und seiner Gattin, von Th. Mügge und vor allen von Varnhagen freundlich aufgenommen, dessen langjähriger Freund und Hausarzt er wurde. Unter so angenehmen Verhältnissen drängte sich seine Neigung zu schriftstellerischer Tätigkeit immer mehr in den Vordergrund, und nachdem er sich 1856 durch Verheiratung mit der Tochter des Verlagsbuchhändlers Karl Heymann in Berlin eine angenehme Häuslichkeit gegründet hatte, gab er 1857 seine ärztliche Praxis, mit der sich seine literarische Beschäftigung nur schwer vereinigen ließ, gänzlich auf, um ungestört seiner Neigung folgen zu können. Sein weiteres Leben verfloß in behaglicher Arbeit, getrübt nur durch den Tod seiner einzigen Tochter und unterbrochen nur durch eine Reise, die ihn durch Österreich, die Schweiz und Oberitalien führte. Im Jahre 1900 ernannte ihn der König von Preußen zum Professor. — Wenngleich R. sich auch auf dem Gebiete der Lyrik (er gab 1840 mit Moritz Fränkel »Gedichte« und 1896 eine Sammlung eigener »Gedichte« heraus) und des Dramas (»Scarrons Liebe«, Lustsp. 1860 — »Dichter und Wäscherin«, Lustsp. 1860) betätigt hat, so liegt seine eigentliche Stärke doch auf dem

Gebiet des Romans und der Erzählung; denn dieses entsprach seiner Neigung und seinem Talent am besten, und er hat es mit der eifrigsten Produktionslust, ja, man darf sagen, mit übergroßem Eifer gepflegt. An Romanen besitzen wir von ihm: »Die Kinder Gottes« (III, 1851); »Der Große Kurfürst und der Schöppenmeister« (III, 1852); »Verirrt und erlöst« (II, 1855); »John Milton und seine Zeit« (1857); »Eine arme Seele« (III, 1859); »Der Sohn Napoleons« (II, 1860); »Rosenkreuzer und Illuminaten« (IV, 1861); »Ein verlorenes Geschlecht« (VI, 1867); »Fürst und Musiker« (III, 1869); »Götter und Götzen« (IV, 1870); »Seelenfreunde« (III, 1871); »Karl Sand und seine Freunde« (IV, 1873); »Der Kleinstädter in Berlin« (II, 1873); »Unfehlbar« (IV, 1874); »Der große Krach« (IV, 1875); »Eine unversorgte Tochter« (II, 1876); »Die Lügner« (III, 1878); »Das Haus Hillel« (III, 1879); »Berliner Kinder« (III, 1883); »Streber und Kämpfer« (II, 1888). »Diese Romane, besonders die späteren, sind durchweg von sittlichem Ernst getragen, durchaus nicht für ein flüchtiges Amüsement bestimmt; sie behandeln in leicht faßlicher, populär-philosophischer Form soziale oder sonstige brennende Fragen der Gegenwart oder irgend ein Stück Kulturgeschichte aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit, und der Verfasser sorgt durch bunten Farbenauftrag dafür, daß auch die Unterhaltung nicht zu kurz komme und die Neugierde befriedigt werde.« Unter den Erzählungen sind besonders hervorzuheben die »Stadtgeschichten« (IV, 1852); »Der Geheimrat« (1857); »Neue Stadtgeschichten« (III, 1858); »Lieben und Leben« (III, 1869); »Lose Vögel« (II, 1872); »Berliner Leben« (1883); »Am Abgrund« (1870); »Die Auferstandenen« (1874); »Hanka« (1883); »Die Spiritisten« (1885); »Das verkaufte Herz« (1886) u. a. »Die Erfindungen sind zwar einfach, aber mit großer Schärfe der Beobachtung ausgeführt. Die Charaktere sind mit Geschick gezeichnet und sind wie die Zustände nicht als Referate des Verfassers hingestellt, sondern durch die Handlungen der Personen zur lebendigen Anschauung gebracht.« Eigene Lebenserfahrungen hat R. niedergelegt in seinen Schriften »Aus dem Leben eines Berliner Arztes« (1856), «Aus dem Leben eines deutschen Arztes« (1870) und besonders in seinen »Erinnerungen« (II, 1898).

Persönliche Mitteilungen. — Karl Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 9. Bd., S. 39. — Heinrich Kurz: Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 4. Bd., S. 801. — Franz Bornmüller: Biographisches Schriftstellerlexikon, S. 601. — Richard Wrede: Das geistige Berlin, 3. Bd., S. 157. Franz Brümmer.

Conard, Julius, Schriftsteller, * 9. September 1821 in Königsberg i. Pr., † 4. Juli 1901 in Berlin. — Er war der Sohn eines Geistlichen, besuchte das Altstädtische Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1840 die dortige Universität, um Medizin zu studieren. Bald darauf ging er zur Fortsetzung dieses Studiums nach Berlin; in der Überzeugung, daß er für die medizinische Laufbahn nicht berufen sei, trat er zur philosophischen Fakultät über und studierte Geschichte und Philologie, besonders die alte Tragödie. Da er schon im 15. Jahre seinen Vater verloren hatte und gänzlich auf sich selbst angewiesen war, blieb ihm ein schweres Ringen um seine Existenz nicht erspart, und die schon frühe sich äußernde Neigung zu poetischem Schaffen wurde unter den Sorgen des Lebens in ihrer Entwickelung gehemmt. Um seine Lage zu verbessern, ging er an das damals noch glänzend bestehende Königstädtische Theater, das für die italienische Oper Chorsänger verlangte, übernahm auch gleichzeitig einige Partien im Schauspiel. Nach neun Monaten winkte ihm ein Engagement an

das Hoftheater in Hannover; indessen ein innerer Drang, sowie der Einfluß des Professors Hotho, der ihn einst auf der Bühne erkannt hatte, führten ihn wieder den Wissenschaften zu. Nach seinem Abgange von der Universität war er fünf Jahre lang Hauslehrer und begann dann seine schriftstellerische Wirksamkeit. Er war ein geschätzter Mitarbeiter der größten Berliner Zeitungen, sowie der von Gutzkow und Robert Prutz geleiteten Zeitschriften, redigierte kurze Zeit die »Gerichtszeitung« und verfaßte nebenher in den Jahren 1850—1854 die größere lyrische Dichtung »Asträa« (erschienen 1860 u. d. T. »Das Evangelium der Tat«), wozu der bekannte Komponist Hermann Zopf die Musik schrieb. Trotz hoher Begabung und unermüdlichen Fleißes blieb jedoch der materielle Erfolg für seine idealen Bestrebungen aus, und so wandte er sich denn seit 1859 ganz der belletristischen Prosa zu. Viele seiner Romane (wir zählen bis 1887 deren 32) sind ja nur gewöhnliche Kolportageromane; höher stehen seine patriotischen Kriegsromane »Der siebentägige Krieg« (1867) und »Verlorene Kronen« (III, 1867), wodurch er mit großem Geschick die breiten Schichten des Volkes zu bilden suchte; erwähnenswert sind dann noch die historischen Romane »Das Opfer von Amalfi« (1865, den Aufstand Masaniellos behandelnd), »Die Seherin von Louisiana« (III, 1866) und »Das Vermächtnis des Präsidenten« (III, 1867), welche beide auf den nordamerikanischen Bürgerkrieg Bezug nehmen, und »Katharina II., die Semiramis des Nordens« (III, 1868). In dieser Tätigkeit wurde C. Ende 1869 durch seine innerhalb drei Tagen erfolgende Erblindung jäh unterbrochen. Eine durch Gräfe vollzogene Operation hatte nur eine vorübergehende Besserung zur Folge, und der Dichter fiel schließlich doch noch gänzlicher Blindheit anheim. Trotz dieses Unglücks wurden die Saiten seiner Leyer nicht verstimmt. Der Deutsch-Französische Krieg begeisterte ihn zu Kriegsliedern, die u. d. T. »Lorbeer und Cypresse« (1871) erschienen, und noch im hohen Greisenalter dichtete er ein umfangreiches Werk in Sonetten, »Aus dem Schoße der Zeit« (1892), welches allseitige Anerkennung fand. Im November 1893 traf ihn der herbe Schlag, seine treue Gattin durch den Tod zu verlieren. Diese, selbst eine begabte, poetisch veranlagte Natur, hat ihn in seinen Arbeiten durch ihr feines, kritisches Verständnis wesentlich unterstützt.

Persönliche Mitteilungen. — Richard Wrede und Hans von Reinfels: Das geistige Berlin, 1. Bd. 1897, Seite 59. Franz Brümmer.

v. Bismarck, Wilhelm (Bill) Otto Albrecht, Graf, * 1. August 1852 zu Frankfurt a. M., † 30. Mai 1901 zu Varzin. — v. B. wurde nachts 12 Uhr in Frankfurt a. M. geboren als drittes Kind und zweiter Sohn des preußischen Bundestagsgesandten, nachmaligen Reichskanzlers Fürsten Otto v. Bismarck und seiner Frau Johanna geb. v. Puttkamer. Seine Jugend verlebte er in Frankfurt und in Petersburg, wohin sein Vater im Jahre 1859 als Gesandter versetzt wurde, seit 1862 in Berlin, nachdem Herr v. B. zum Ministerpräsidenten und zum Minister des Auswärtigen ernannt worden war. Durch Privatunterricht im Elternhause vorgebildet, trat er im April 1866 in die Obersekunda des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin ein, dessen Oberklassen er — von trefflicher Begabung und immer regem Lerneifer aufs beste unterstützt — mit Leichtigkeit absolvierte, so daß er am 31. März 1869 — erst $16^1/_2$ Jahre alt — mit dem Zeugnis der Reife entlassen werden konnte. Das auf der Universität Bonn begonnene Studium der Rechts- und der Staatswissenschaften wurde durch den Eintritt als Einjährig-Freiwilliger bei den

Bonner Husaren unterbrochen. Anfang 1870 auf Wunsch des Vaters zum Ersten Garde-Dragonerregiment nach Berlin versetzt, nahm er zunächst als Gefreiter, seit dem 27. September als Leutnant am Deutsch-Französischen Kriege teil, ritt am 16. August bei Mars-la-Tour den berühmten »Todesritt« seines Regiments mit und ward am 23. Dezember Ordonnanzoffizier des Generals v. Manteuffel. In dieser Stellung verblieb er auch, als Manteuffel von der Nordarmee zur Südarmee versetzt wurde, so daß er Zeuge der Kämpfe wurde, die mit dem Übertritt der Bourbakischen Armee auf Schweizer Gebiet endeten. Mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, kehrte er im Juni 1871 nach Berlin zurück. Mit Beginn des Wintersemesters nahm Graf W. Bismarck die juristischen Studien in Berlin wieder auf und setzte sie seit Herbst 1872 in Königsberg fort, meldete sich aber schon Anfang 1873 zur Erstehung des Referendarexamens beim Oberappellationsgericht Naumburg, bei dem er März 1873 die Prüfung bestand. Wie den jungen Studenten eine mit dem älteren Bruder Herbert unternommene Reise im Sommer 1869 nach England, Schottland, Paris und Brüssel geführt hatte, so besuchte er im Sommer 1873 die Wiener Weltausstellung und lernte im Herbst die Schweiz und Italien kennen. Die Vorbereitung für die amtliche Dienstleistung begann er bei dem Kreisgericht Wiesbaden, doch wurde er im Oktober 1874 aus dem Departement des Appellationsgerichts Wiesbaden in das des Appellationsgerichts Köslin übernommen und dem Kreisgericht Schlawe, gegen Ende des Jahres 1875 aber dem Berliner Kammergericht überwiesen. Im Juli 1878 bestand Graf Wilhelm das Assessorexamen, am 10. September wurde er mit den Stimmen der Konservativen und des Zentrums im dritten Erfurter Wahlkreise Mühlhausen i. Th.-Weißensee-Langensalza zum Reichstagsabgeordneten gewählt, nachdem er bei der Hauptwahl am 28. August mit dem Kandidaten der nationalliberalen Partei, Geh. Regierungsrat Prof. Reuleaux, in die Stichwahl gekommen war. Bei der Neuwahl am 27. Oktober 1881 unterlag er dem Kandidaten der vereinigten nationalliberalen und Fortschrittspartei, obwohl er im Reichstag wiederholt mit Glück als Redner in die Debatten eingegriffen, dabei ein reifes politisches und wirtschaftliches Verständnis bewährt, auch in verschiedenen Kommissionen als fleißiger Arbeiter sich betätigt hatte. Als Mitglied des Abgeordnetenhauses, in das er als Vertreter des Wahlkreises Schlawe-Rummelsburg im Herbst 1882 gewählt wurde, trat er nur bei den Beratungen über die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen als Anwalt der wirtschaftlich Schwachen hervor, indem er, ganz im Sinne der gesetzgeberischen Bestrebungen seines Vaters und im Widerspruch zu den manchesterlichen Anschauungen der Fortschrittspartei, einen wirksamen staatlichen Schutz für die der kapitalistischen Ausbeutung besonders ausgesetzten Klassen verlangte. Beeinträchtigt wurde seine parlamentarische Tätigkeit durch die beständige Heranziehung zum Reichsdienst — erst als Hilfsarbeiter bei dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, Feldmarschall Freiherrn v. Manteuffel, dann als Amanuensis des Vaters in den Geschäften der Reichskanzlei —, sowie durch heftige Anfälle eines gichtisch-rheumatischen Leidens, das bald nach dem Feldzug zum Ausbruch kam und, stetig sich erneuernd, den Gebrauch von Bädern notwendig machte, bis die durchgreifende und vom Patienten durch unbedingten Gehorsam unterstützte Kurmethode des Dr. Schweninger ihm im Laufe eines Jahres (1881—82) Genesung brachte. Am 10. Oktober 1882 zum Regierungsrat, im Mai 1884 zum vortragenden Rat im preußischen Staatsministerium und zum Geheimen Regierungsrat ernannt, blieb er auch weiter-

hin im unmittelbaren Dienste seines Vaters, bis der Wunsch, sich eine eigene Häuslichkeit zu schaffen, ihn zum Eintritt in den Dienst der preußischen Verwaltung bestimmte. Am 6. Juli 1885 führte er seine Cousine Fräulein Sibylle v. Arnim, Tochter des Kammerherrn Oskar v. Arnim-Kröchlendorf und seiner Gemahlin Malvine geb. v. Bismarck, heim, und dieser auf inniger Zuneigung beruhenden, überaus glücklichen Ehe entsproßten vier Kinder, die drei Gräfinnen Hertha (geb. 10. Mai 1886), Irene (geb. 7. März 1888) und Dorothea (geb. 9. Dezember 1892), und der am 26. Mai 1896 geborene Graf Nikolaus.

Am 15. August 1885 wurde Graf Wilhelm Bismarck zum Landrat in Hanau ernannt, drei Jahre später — im Dezember 1888 — erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Hannover, neun Jahre später, am 12. März 1895, seine Beförderung zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen. Wenn auch das schnelle Aufsteigen zu dem höchsten Range, den der preußische Staat neben der Ministerstellung zu gewähren vermag, zum Teil der besonderen Stellung zuzuschreiben ist, die auf seiner Eigenschaft als Sohn des um Preußen und Deutschland so hochverdienten Reichskanzlers beruhte, so erheischt die Gerechtigkeit doch, hervorzuheben, daß Graf Wilhelm B. dem in seine Fähigkeiten gesetzten Vertrauen nicht bloß vollauf gerecht geworden ist, sondern sich auch bis über das Grab hinaus die dankbare Liebe der Beamten und Eingesessenen der seiner Leitung unterstellten Verwaltungsbezirke erworben hat. Graf Wilhelm B. hatte von seinem Vater die Gabe rascher Auffassung, den praktischen Blick für das Notwendige und Erreichbare und die Energie geerbt, das als notwendig Erkannte auch durchzuführen. Das kam ihm zumeist in seiner Landratsstellung zu statten. Er faßte sie nach der guten alten preußischen Art auf, nicht als Durchgangsposten zu den höheren Staatsämtern, sondern als ein Amt, dem man sich mit ganzere Seele widmen müsse, um Wünsche und Nöte aller Stände des landrätlichen Kreises in persönlichem Verkehr kennen zu lernen, eingerissenen Mißbräuchen tatkräftig entgegenzutreten und ohne Rücksicht auf ministerielle Gunst oder Ungunst die Interessen des Kreises mit der Wärme der persönlichen Anteilnahme auch der höheren Instanz gegenüber zu vertreten. Allem Bureaukratismus mit seinem schematischen Schreib- und Formelwesen abhold, legte er das Schwergewicht auf die genaue Kenntnis der Personen und blieb so in ständiger Wechselbeziehung mit den Regierten, die für diese Art einer »väterlichen« Regierung ein lebhaftes Verständnis zeigten. Sein frisches, joviales Wesen, die edle Offenheit seines Charakters, die aus unbedingter Wahrheitsliebe floß, die Wärme des Gefühls und seine unverdrossene Bereitwilligkeit zu den Geschäften seines Amts fiel für die unteren und mittleren Klassen ebenso schwer in die Wage, wie für die höheren die einfach-vornehme Geselligkeit seines Hauses, die Verbindlichkeit der äußeren Form und die Gabe der gefälligen Rede, die ihn oft zu geistreicher, nicht selten mit Humor gewürzter Improvisation bestimmte und namentlich in patriotisch angeregten Kreisen das Begeisterung zündende Wort finden ließ. Die Verwaltung des Oberpräsidiums brachte ihn nach der Natur des Amtes mit den ersten Kreisen der Provinz, den obersten zivilen, militärischen und kirchlichen Behörden, den Mitgliedern der Universität und der Kunstakademie, den Vertretern von Handel und Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft in Verbindung, nicht minder mit den Abgeordneten zum Provinziallandtag, dessen Verhandlungen er als königlicher Kommissar beizuwohnen hatte, und schuf ihm dadurch die Möglichkeit zur Entfaltung seiner

reichen Fähigkeiten und zu einer ersprießlichen Tätigkeit. Auch seine politischen Gegner — und er hatte deren in der Heimat des preußischen Liberalismus nicht wenig, die ihm mit dem Vorurteil von Parteifanatikern entgegentraten — haben anerkennen müssen, daß Graf Bismarck immer bemüht war, über den Parteien stehend die politischen Gegensätze auszugleichen und die verschiedenen Parteien im Gedanken des Vaterlandes zu einigen, dem er selbst mit inniger Liebe zugetan war.

Aus der Erbschaft des Vaters fiel ihm der pommersche Grundbesitz mit der Herrschaft Varzin zu; zugleich mit diesem ging das mit der Herrschaft Varzin seit 1877 verbundene Hofamt eines Erboberjägermeisters des Herzogtums Pommern auf ihn über. Er begann im Jahre 1898 den Umbau des alten Schlosses, der sich dem vom Fürsten Bismarck ausgeführten Anbau würdig anschließen sollte. Ein grausames Geschick ließ ihn die begonnene Arbeit nicht vollenden. Am 24. Mai 1901 erkrankte Graf Wilhelm, der sich um die Mitte des Monats mit seiner Familie zu mehrwöchentlichem Frühlingsaufenthalt nach Varzin zurückgezogen hatte, an einer inneren Entzündung, die bereits am 30. Mai früh 4 Uhr infolge einer Herzlähmung zu seinem Tode führte. Im Parke zu Varzin wurde er am 3. Juni 1901 beigesetzt.

Ausgezeichnete Bilder — ausgeführt oder als Skizzen — hat Franz v. Lenbach in Ölfarben oder Kreiden gemalt; ein Lebensbild verfaßte mit Unterstützung der Familie Johannes Penzler, Graf Wilhelm Bismarck. Berlin u. Stuttgart (W. Spemann) 1902, eine Skizze seines Lebens Prof. Dr. Zorn in Nr. 13 der Neuen Preuß. (Kreuz-)Zeitung vom 9. Januar 1902.

Leipzig. Horst Kohl.

Aegidi, Ludwig Karl James, Geheimer Legationsrat, Honorarprofessor für Staats- und Völkerrecht und Kirchenrecht an der Berliner Universität, * am 10. April 1825 zu Tilsit, † am 20. November 1901 zu Berlin — einer der ältesten, eigenartigsten und warmherzigsten Politiker, der sein Leben in engster Berührung mit den großen Geschicken Preußens seit 1848 harmonisch zu gestalten verstand, von glühender Liebe zu König und Vaterland, Kaiser und Reich erfüllt, zeitlebens von einem bezaubernden Idealismus getragen, ein enthusiastischer Verehrer »seines« Fürsten Bismarck, mit vollem Bewußtsein ein lebendiges Glied und treuer Förderer der evangelischen Kirche. Sein Vater, Julius Ä. (* 14. Mai 1795), machte als ganz junger Arzt die Freiheitskriege mit, wurde Kreisphysikus in Johannisburg (Ostpreußen) und mußte zufolge Erkrankung sein Amt niederlegen. Nach vergeblichen Kuren wandte er sich an den Entdecker einer neuen Heilmethode, Samuel Hahnemann in Köthen, der den sehr skeptischen jungen Arzt auch wirklich völlig wiederherstellte, sodaß letzterer einer der überzeugtesten Schüler und Nachfolger des berühmten Homöopathen wurde. Er hatte am 28. Dezember 1819 in Tilsit die in Memel am 2. September 1800 geborene Tochter eines dort lebenden Engländers, Jannina Kenworthy, geheiratet — trotz ihrer Abstammung eine echt deutsche Frau von hellem Verstande, die bis zu ihrem Tode in regem Verkehr namentlich mit den Töchtern von Bettina von Arnim (1785—1859) stand, in vielem Goethes Mutter ähnlich, noch in hohem Alter der Jugend unwiderstehlich. Am 10. April 1825 wurde dem Ehepaare der erste und einzige Sohn, ein zartes, aber geistig begabtes Kind, geboren, dem am 14. Januar 1829 eine liebe Schwester Ida folgte (1858 mit Prof. Karl Esmarch verheiratet). Nur schwer trennten sich die Eltern von Tilsit, um an den Rhein überzusiedeln.

Auf Hahnemanns Empfehlung übernahm der Vater die Stelle eines Leibarztes des Prinzen Friedrich von Preußen in Düsseldorf. Hier verkehrten in dem Hause des sehr gesuchten Arztes Gelehrte, Dichter und Künstler — wie Karl Immermann, Historienmaler Schadow, Maler Kretzschmer u. a. Zu den Spielkameraden des Knaben gehörten die Prinzen Georg und Alexander und Sophie Schadow (später Frau Dr. Hasenclever, Übersetzerin der Sonette Michel Angelos und von Dante). Oft besuchten die Kinder Felix Mendelssohn, damals Kapellmeister des Düsseldorfer Opernorchesters, und lauschten andächtig seinem Spiel. Im Sommer zog man nach Bingen oder auf die vom Prinzen ausgebaute Burg Rheinstein. Doch schon 1835 kehrten die Eltern in ihre Heimat, nach Königsberg, zurück, wo der Knabe die Schule besuchte, mit Freunden wie Arthur Hobrecht und Robert von Keudell. Königsberg war damals der »Absprung« für alle nach Petersburg gehenden Künstler, und das Haus des Medizinalrats Dr. Ä. wurde der Sammelplatz des geselligen und künstlerischen Lebens. Natürlich beeinflußten die hier herrschenden patriotischen Erinnerungen und Gesinnungen auch die Entwicklung des Jünglings, der sich berufen glaubte, dem Vaterlande einst Großes zu leisten. So schrieb er am Tage vor dem 16. Geburtstage an Franz Liszt: »Morgen werde ich 16 Jahre — und noch ist nichts für die Ewigkeit getan!« — Mit hoher Verehrung hing er an seinem Lehrer Dr. Julius Rupp (1809—84), konnte freilich später die von diesem eingeschlagene religiöse Richtung nicht teilen. Die Poesie in allen ihren Gattungen wurde eifrigst gepflegt. So entstanden Gedichte des Sekundaners Ä. »Die Sprachen an Gutenberg« (zuerst gedruckt in dem 1840 herausgegebenen Gutenbergalbum; jetzt eines dieser Gedichte »Teuts Sprache« in dem Werke des Deutschen Sprachvereins »Deutscher Sprache Ehrenkranz«, Berlin 1898 S. 119, 313), auch das die Jahreszahlen 1844 und 1871 tragende Trauerspiel »Der Rotbart« (Bonn 1871 unter dem Pseudonym Ludwig Helfenstein erschienen). Im Herbst 1842 machte Ä. sein Abiturientenexamen und bezog die *Alma mater Albertina*; er trat in die Verbindung *Hochhemia* ein, in der ein ernstes Streben und echter Freisinn herrschte. Treu hielten die Vereinsbrüder für das Leben zusammen; das alljährlich am 3. Dezember gefeierte Stiftungsfest vereinte später in Berlin die früheren Mitglieder, zu denen Männer wie Hobrecht, Julian Schmidt, Geh. Oberbaurat Wiebe, Landesgerichtsdirektor Rhenius, Robert von Keudell gehörten. Der Rechtswissenschaft sich zuwendend, fand Ä. großen Genuß an der »eleganten« Institutionenvorlesung von Eduard Simson († 2. Mai 1899, vgl. dieses Jahrbuch IV 307—317), dem er im Leben noch öfter begegnete. Simson lehnte damals mit den Worten »Gegen einen gebundenen Löwen kämpfe ich nicht« die ihm von der Regierung angebotene Redakteurstellung an einer Zeitung ab, die unter Entbindung von der Zensur die liberale Presse bekämpfen sollte. Als sich ein anderer Kollege zu diesem Dienste bereit erklärte, kam es zu einer studentischen Demonstration, an der auch Ä. sich beteiligte, was er in der darüber eingeleiteten Untersuchung auch offen bekannte. Hierfür wurde er mit Karzer bestraft und mußte das *consilium abeundi* unterschreiben Er ging deshalb nach Heidelberg (1843). Hier wurde er vornehmlich mit Gervinus, aber auch mit manchen anderen damaligen Kollegen desselben bekannt, besonders aber auch mit dem dort studierenden Viktor Scheffel (den das Ehepaar Ä. 30 Jahre später (1874) auf der Seehalde bei Radolfszell zum letzten Male sah). Zur Fortsetzung der Studien wandte sich dann Ä. nach Berlin, wo er eine bundesstaatsrechtliche Arbeit für die Doktorpromotion auszuarbeiten

gedachte. Da kam plötzlich 1847 von Gervinus an Ä. die Aufforderung, ihn mit seiner Personenkenntnis im Norden Deutschlands für die Bildung des Ehrenrats der zu gründenden »Deutschen Zeitung« zu unterstützen. Dem leistete Ä. Folge, indem er u. a. Etatsrat Esmarch, Oberlandesgerichtsadvokat Beseler in Schleswig und den Staatsminister von Schön dafür gewann. Er hat lange für diese Zeitung korrespondiert, auch zwei Beiträge — die Leitartikel vom 22. und 23. November 1847 »Ein Unterhaus?« beigesteuert. Kaum hatte er dann die Studien wieder aufgenommen, als die Ereignisse des Anfangs 1848 wieder zur Unterbrechung zwangen. Bei den Ministern Alfred und Rudolf von Auerswald und Graf Dönhoff übernahm er (März bis November) eine Sekretärstelle, beteiligte sich auch am Frankfurter Parlamente. In einer im März 1849 beendeten anonymen Schrift: »Gegen die *signatura temporis*. Von einem freimütigen Widersacher der Revolution«, Berlin, G. Reimer, 1849, erwies er, daß man mit Unrecht die konstitutionelle Partei als Urheberin der Revolution darzustellen versucht habe. Im Juli folgte die andere »Zur Propaganda der national-konstitutionellen Partei Losung: Gotha! Wahlspruch: Der Meister kann die Form zerbrechen — Mit weiser Hand, zu rechter Zeit. — Anhang: Wählen oder nicht wählen?« Berlin, G. Reimer, 1849. Sie schließt u. a. mit den Worten: »Alle Freiheit ist illusorisch ohne die Befreiung Deutschlands von der österreichischen Fremdherrschaft. In diesem Sinne tragen wir dazu bei, daß die an und für sich noch nicht gültige Verordnung vom 30. Mai gesetzliche Geltung erhalte; in diesem Sinne werden wir uns an der Wahl vom 17. Juli beteiligen und in diesem Sinne fordern wir unsere Mitbürger auf, das gleiche zu tun.« An der Seite der Märzminister nahm er Mitte 1850 neben den in der Paulskirche gewonnenen erbkaiserlichen Gönnern und Erfurter Gesinnungsgenossen von der sogenannten Enbloc-Partei als »Zeitungsschreiber« teil. Dann kehrte er nach Berlin zurück, wohin zu gleicher Zeit der Kurfürst von Hessen mit Hassenpflug sich zum Fürstenkongreß begab. Er hatte im November 1848 die Berufung Dönhoffs zur Stelle eines »etatisierten« Hilfsarbeiters im Auswärtigen Amte und dann Manteuffels Antrag einer Stelle als Direktors des literarischen Büreaus rund abgelehnt. Dagegen nahm er nach der Ausweisung von Rudolf Haym († 27. August 1901 zu St. Anton a. Arlberg) aus Berlin lebhaftest sich der »Konstitutionellen Zeitung« an, wobei er, gedeckt durch den als Berliner Stadtrat nicht aus Berlin auszuweisenden Moritz Veit als zeichnenden Chefredakteur, Mitarbeiter an dieser gegen Manteuffel gerichteten Zeitung in Männern wie Droysen (vgl. Otto Hintze in der A. D. B. Band 48), Max Duncker (ebd. Band 48), Heinrich von Arnim (1798—1861), Stockmar, Samwer, Waitz, Dahlmann gewann. Die redaktionelle Tätigkeit bereitete ihm nach und nach wahre Seelenleiden, wegen des Immertiefersinkens der Politik, der Machtstellung und der Selbstachtung Preußens. Als Manteuffel nach Olmütz ging, warf er die Feder weg und leitete seine Übersiedelung nach Göttingen ein, wo sein Jugendfreund Esmarch († 22. Januar 1887 in Prag, vgl. A. D. B. Bd. 48) seine Habilitation mit Eifer betrieb. Von der Zeitung nahm er im Leitartikel vom 18. Januar 1851 (abgedruckt in Adolf Schmidts Gesch. d. preuß.-deutschen Unionsbestrebungen, Berlin 1851) Abschied. Auf der Reise nach Göttingen wurde er von seinem Freunde Johannes Struckmann (zuletzt Oberlandesgerichtspräsident in Köln, † 12. Mai 1899, vgl. dieses Jahrbuch IV 119), mit dem er in den Märztagen 1848 — wie auch mit Dirichlet (1808—59) — ernstes durchlebt hatte, herzlich begrüßt. Die Göttinger Professoren Zachariä, Rössler, Hanssen und der Ä. unvergeßliche Georg Waitz

nahmen ihn wie ihresgleichen auf das freundlichste auf. Am 18. August 1851 kam es unter Ribbentrop als Dekan endlich zum Examen; es endete mit Zuerkennung der höchsten Note »*egregia cum laude*«. Näheres hierüber ist in der als Manuskript für Frau und Freunde anläßlich des 50jährigen Doktorjubiläums im J. 1901 auf dem Krankenlager, doch noch mit voller Geistesfrische abgefaßten Schrift: »Eine kleine Geschichte«, Druck von Emil Pilger in Freienwalde a. O., mitgeteilt. Gegen die Opponenten Esmarch, den bekannten späteren Kriminalisten Richard John († 7. August 1889) und Gerhard Uhlhorn (später Abt von Loccum, † 15. Dezember 1901 in Hannover) vertrat er seine (XI) Thesen. Nunmehr bereitete er sich zur Habilitation vor. Er schrieb ein Vorwort zur Schrift: »Der Arnimsche Prozeß in erster Instanz verhandelt vor dem Königl. Preuß. Stadtgerichte zu Berlin am 21. Februar 1852. Mit belegenden Aktenstücken«, Braunschweig 1852, worin er den edlen Charakter seines Freundes zu zeichnen erwünschte Gelegenheit fand — dann seine Beiträge über »Austräge« und »Deutscher Bund« für Bluntschlis Staatswörterbuch Bd. I und III. Am 11. Januar 1853 habilitierte er sich mit der Schrift: »Der Fürstenrat nach dem Luneviller Frieden«, Berlin 1853 — die R. v. Mohl in der Gesch. u. Lit. der Staatswissenschaften II 262 als meisterhafte Darstellung rühmt. Er erhielt die *venia legendi* für Rechtsencyklopädie, Kirchenrecht, Staats- und Völkerrecht nach damaliger Sitte zuerst auf ein Jahr, dann auf zwei Jahre. Als Dozent mit der ihm wohl anstehenden Begeisterungsfähigkeit wurde er in allen Kreisen allgemein beliebt. In öffentlichen Vorträgen über Kirche und Staat, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen, den Westfälischen Frieden und die Eschatologie des Deutschen Reiches sammelte er eine sehr große Zuhörerzahl um sein Katheder. Daneben unterrichtete er in Rechts- und Staatswissenschaften zwei hessische Prinzen (den späteren Großherzog und dessen Bruder). Nach höherem Wunsche sollte er dann auch einen jungen hannoverischen Grafen zum diplomatischen Dienste vorbereiten. Durch sonstige Arbeiten für seine Vorlesungen sehr in Anspruch genommen, erklärte sich Ä. hierzu bereit, vorausgesetzt, daß der junge Graf das Rechtsstudium ernst nehme und »zu vaterländischen Hoffnungen berechtige«. Diese Worte erregten an höchster Stelle Anstoß: man erkundigte sich nach der Vergangenheit des jungen Dozenten und war auf die eingezogenen Erkundigungen hin geneigt, ihm die *venia legendi* gänzlich zu entziehen. Doch fand man schließlich, wo es sich nun um *venia perpetua* handelte, den Ausweg, daß man ihm diese, aber unter Ausschluß des deutschen Staatsrechts, erteilte. Diese Maßnahme brachte Ä. dazu, die Göttinger Stellung, die ihm sonst so große Befriedigung gewährt hatte und wohl die schönste Zeit seines Lebens gebildet hat, aufzugeben. So schied er denn von dort gewonnenen Freunden, wie Ferdinand Frensdorff und L. A. E. von Meier, die noch heute Ä.s in Liebe gedenken, auch von Heinrich Treitschke. Er nahm einen Ruf als Extraordinarius nach Erlangen an, wo er bis 1859 blieb. Er trat in nahe Beziehungen zu dem preußischen Ministerium Hohenzollern-Auerswald, das ihn zu Denkschriften und Gutachten heranzog (wie er z. B. früher die im Frankfurter Parlament vorgelegte preußische Denkschrift über die Polenfrage verfaßt hatte). So entstanden drei (anonyme) Schriften mit scharfer Stellungnahme gegen die österreichische Politik. Es sind dies »*Suum cuique*«, Denkschrift über Preußen« Lpz. 1859; »Der deutsche Kern der italienischen Frage«, ebd. 1859 und »Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag zur neuesten Deutschen Geschichte«, Berl. 1859. Über die Bedeutung dieser Schriften hat jüngst

Dr. phil. Theodor Scheffer in seiner Schrift »Die preußische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einflusse des italienischen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland«, Lpz. 1902 eingehend gehandelt.

Mitte 1859 folgte Ä. einem Rufe nach Hamburg an das akademische Gymnasium als Nachfolger von Chr. Friedrich Wurm (vgl. Preuß. Jahrbb. III 385) für die Professur der Geschichte und Staatswissenschaft. Diese einst berühmte Anstalt befand sich damals in schlimmster Lage. Doch ließen sich Nebenzwecke, die für Ä. besonders bestimmend waren, gedeihlich fördern. In den allwöchentlich vor einem Auditorium aus allen Ständen gehaltenen öffentlichen Vorlesungen konnte Ä. den nationalen Aufschwung vorbereiten, der nach langem Ringen zum Siege führen sollte. Auch war ihm die Mitarbeit an der Ausgestaltung der Hamburger Kirchenverfassung eine Herzenssache. Es entwickelte sich auch hier ein sehr ausgedehnter geselliger Verkehr mit berühmten und bekannten Zeitgenossen. Es gehören hierher, neben Stockhausen, namentlich Johannes Brahms († 3. April 1897, vgl. dieses Jahrbuch II 90—96), der mit Ä. in der Göttinger Zeit neben Josef Joachim und Edmund Bach akademischen Studien obgelegen hatte; Direktor Guido Wolff und dessen Gattin, verw. Immermann, Architekt Remé mit seiner als Künstlerin bewunderten Gattin, Dr. Heinrich Schleiden († 4. Januar 1890), jüngerer Bruder des berühmten Botanikers Matthias Schleiden (dem im Juni 1904 in Jena zur Erinnerung des 100. Geburtstages eine von Verehrern und Freunden gestiftete Büste enthüllt werden soll) und dessen Gattin Ida, geb. Speckter, auch Maler Otto Speckter († 29. April 1871) mit Gattin, dann Senatssekretär Dr. Hermann Sieveking, Sohn des bekannten Hamburger Patrioten und Staatsmannes, nebst Gattin Mary Merck; Prof. Dr. Gustav Bauer, Hauptpastor bei St. Jakobi; Dr. Joh. Classen, Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums und der in Lübeck wohnende Emanuel Geibel (vgl. Aegidis Erinnerung von und an ihn — in der Deutschen Revue 1898, I, 6—24), endlich Dr. Alfred Klauhold mit seiner Gattin, der Malerin Karoline von der Embde (vgl. Seuberts Künstlerlexikon I [1878] S. 450). Diesen hochbegabten und charaktervollen Hessen hatte Ä. 1850 bei einem von der Stadt Kassel den Mitgliedern der Enbloc-Partei auf Schloß Wilhelmshöhe gegebenen Festmahle durch den Finanzminister Wippermann (vgl. A. D. B. 43) kennen gelernt. Klauhold war dann an die Spitze des Bremer Handelsblattes getreten und schließlich nach Hamburg zur Hamburg-Bremer Feuerversicherungssozietät übergegangen († 14. Dezember 1890). Mit ihm begründete Ä. 1861 »das Staatsarchiv, Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart« und gab es mit ihm bis zum Eintritte in das Auswärtige Amt in Berlin (1871) heraus; es ging dann in den Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig über, in dem es auch heut noch erscheint. Als Beilage dieses Archivs erschien die Schrift »Frei Schiff unter Feindesflagge, urkundliche Darstellung der Bestrebungen zur Fortbildung des Seerechts seit 1856, auf Veranlassung der Bremer Handelskammer herausgegeben von Ludwig K. Aegidi und Alfred Klauhold«, Hamburg 1866 (die Einleitung auch englisch »*Free ships under Enemys flag*«, ebd.) Die darin vertretene Freiheit des Privateigentums zur See in Kriegszeit fand Billigung des Reichstags in der Sitzung vom 18. April 1868. Der amtliche stenographische Bericht der Verhandlungen erschien u. d. T. »Zur Reform des Seekriegsrechts, mit Vorwort von L. K. Aegidi.« Berl. 1868. Gelegentlich der Friedenskonferenz kam Ä. drei Dezennien später wieder auf die humane Reformierung

dieses Gebietes zurück (Deutsche Revue 1899, II, 129—134). Als weitere Arbeiten dieser Hamburger Periode seien genannt: die Antrittsrede vom 25. Oktober 1859 — die Rede vom 17. März 1863 zur Feier des 18. März (im Namen und Auftrag des akademischen Gymnasiums und der Gelehrten- und Realschule des Johanneums) 1. und 2. Aufl., ferner »Unser akademisches Gymnasium. Ein außeramtliches Rektoratsprogramm«, Hamb. 1865 (worin er seine Reformpläne für Umgestaltung der Anstalt zu einer für die Handelsstadt wichtigen Gelehrtenakademie entwickelte, was z. B. bei dem Referenten in Zarnckes Lit. Centralblatt 1865 Sp. 817 warme Fürsprache fand). Aus dem Jahre 1863 datiert ein Schriftchen »Das Verhältnis der Turner und Turnvereine zur Politik«, ebd. 1863. Es folgten »Woher und wohin? Ein Versuch, die Geschichte Deutschlands zu verstehen«, 1.—4. Aufl. mit Aussprüchen von Friedr. Perthes als Vorwort, ebd. 1866 und »Teutschland und Deutschland. Untergang des alten und Anfang des neuen Gemeinwesens unserer Nation. Bericht über den am 7. Januar 1867 zu Schleswig gehaltenen Vortrag«, Flensburg 1867 — Arbeiten für Sybels hist. Ztschr. XI 373—390 (der amerikanische General Joh. Kalb), XIV 139—150 (der erste Eindruck der Karlsbader Konferenz auf das Kabinet von St. Petersburg), XVI 267—293 (die Sendung Knesebecks in das russische Hauptquartier im Februar 1813) — dann »Die Schluß-Akte der Wiener Ministerial-Konferenzen zur Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes. Urkunden«, Berl. 1860 — »Aus dem Jahre 1819. Beitrag zur deutschen Geschichte«, Hamb. 1. und 2. Aufl. 1861 — »Aus der Vorzeit des Zollvereins«, ebd. 1865, worin namentlich die Verdienste Preußens um dessen Zustandekommen betont wurden — schließlich die Herausgabe der »Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und deutsche Verfassungsgeschichte, unter der Mitwirkung von W. E. Albrecht, R. von Mohl, G. Waitz und H. A. Zachariä«, Berlin bei G. Reimer — die es trotz gediegener Beiträge nicht über den 1. Band (4 Hefte) 1865—67 brachte. Auch im parlamentarischen Leben gewann er direkte Beteiligung zufolge seiner Wahl in das Preußische Abgeordnetenhaus, in dem er 1867—68 und dann 1873—79 saß, auch in den Norddeutschen Reichstag (1867—70), dort und hier als Vertreter der Anschauungen der freikonservativen Partei, die er mit dem ihm eng befreundeten Grafen Bethusy-Huc begründete.

In diese Hamburger Heimat hatte Ä. seine jugendliche Gattin Martha, zweite Tochter des Freiherrn von Sanden-Tussainen auf Raudonatschen bei Ragnit in Ostpreußen und Maria von Hülsen, eingeführt. Die kinderlos gebliebene Ehe gestaltete sich zu einem beide Gatten beglückenden innigen Freundschaftsbunde, der über den Tod des Gatten hinaus die Witwe in ihrem nunmehr einsameren Leben sich an den erfrischenden Erinnerungen an frühere Zeiten erbauen und aufrichten läßt. Schon in früher Jugend hatte Ä. die Mutter seiner späteren Gattin hoch verehrt, zahllose Briefe an sie über die Tagesvorkommnisse gerichtet; er hat ihr bis an das Lebensende treu zur Seite gestanden, wie er auch den Geschwistern seiner Gattin stets ein väterlicher Freund und sorgender Berater geblieben ist.

Als im Jahre 1868 an ihn ein Ruf nach Bonn für ein Ordinariat des Staatsrechts erging, nahm er diese Berufung gern an, da für ihn wie die Seinen eine akademische Stellung vor allem begehrenswert erschien. Während die Antrittsvorlesung sich mit den Perioden des deutschen öffentlichen Rechts beschäftigte, erörterte das Antrittsprogramm eine aktuelle Frage. Es trägt den Doppeltitel »*Commentatio de art. 4 et 6 instrumenti pacis Pra-*

gensis. Die Mainlinie. Ein Beitrag zur Interpretation des Prager Friedens«, Bonn 1869, und legt dar, daß nach definitivem Ausscheiden Österreichs den Süddeutschen Staaten, sei es zusammen, sei es einzeln, die Möglichkeit geboten sei, zu bewirken, daß der Main Deutschlands Strom, aber nicht Grenze des nationalen Verbandes bleibe. Diese Ausführung ist nicht unbestritten geblieben, wie dies »Harmlose Plaudereien eines alten Müncheners von Dr. Otto Freiherrn von Völderndorff. Neue Folge«, München 1898 S. 272—274 zeigen. Auch hier in Bonn gestaltete sich der Verkehr sehr befriedigend, namentlich mit dem Kurator W. Beseler (vgl. A. D. B. 46), H. v. Sybel († 1. August 1895), Hugo Hälschner († 17. März 1889), Jürgen Bona Meyer (vgl. dieses Jahrbuch II 397—400), Adolf Held (vgl. A. D. B. 18) und Konrad Varrentrapp. Mit den beiden letztgenannten wirkte Ä., als 1870 der Krieg ausgebrochen war, für Gründung eines Nothelfervereins; er selbst führte am 6. August eine Abteilung dieses Korps ins Feld und vermittelte durch seine Beziehungen zu Johannitern, daß sie mit dem Sanitätsdetachement der sechsten Division verbunden wurde. Mit diesen nahm er am 16. Teil an der Schlacht bei Vionville; am 18. ging er allein auf das Schlachtfeld bei Gravelotte; eine Kompagnie 67er durchschritt »Marsch, Marsch« ein Tal, in dem die Geschosse massenhaft einschlugen. Jeder suchte naturgemäß und militärisch vorschriftsmäßig Deckung. Er aber kümmerte sich um Deckung nicht, suchte nach Verwundeten, linderte ihre Schmerzen, brachte ihnen Trinkwasser und tat Wunder der Liebe (vgl. Ernst Leistner, Das deutsche Volk in Waffen im zweiten Franzosenkrieg, Lpz. 1870, Heft 1 S. 34). Zwei der damals durch ihn Geretteten wurden seine guten Freunde, die über diesen Vorgang näheres berichteten: P. Ehrenberg in Münster (Tägliche Rundschau v. 3. Januar 1902) und Hans Grunau (Deutsche Revue 1899, III 364/5, vgl. Aegidi ebd. 1898, III 295 Note). Bei diesen Samariterdiensten zog er sich ein unheilbares Fußleiden zu, das ihn körperlich zum Invaliden machte. — Aber er sollte noch in ganz anderer Weise dem Vaterlande Dienste leisten! Als er sich nämlich zu Ostern 1871 während der Ferien auf seinem Besitztum zu Freienwalde a. O. (»*vinea domini*« genannt) aufhielt, überbrachte ihm am 16. April sein Jugendfreund v. Keudell dorthin den Ruf Bismarcks — seit 21. März des »Fürsten« Bismarck —, als vortragender Rat in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes einzutreten und darin das Preßdezernat zu übernehmen. Es war dies eine der beiden geplanten neuen Stellungen, für die die Bewilligung des Reichstages allerdings noch ausstand. Nach längerer Weigerung und Vorschiebung anderer Persönlichkeiten, die er für geeigneter erachtete, entschloß er sich doch schließlich zur Übernahme dieses schwierigen Postens. Das Provisorium begann Mitte Juni. Vom Preßdezernat war freilich in den Akten des Amtes nichts zu finden; ein »Preßbureau« gab es nicht — so oft man dies auch behauptet hat — und auch später nicht, so lange Ä. amtierte. Man war auf sich allein angewiesen und traf Anordnungen teils nach eigenem Ermessen, teils in wenigen Fällen nach amtlicher Anweisung. Erst in der ersten Audienz vom 3. Juli erfuhr Ä., wie der Fürst über Aufgabe und Zweck dieses Dezernates denke und es begann damit jener Verkehr mit dem leitenden Staatsmann, den uns Ä. als ihn unendlich beglückend in den lebhaftesten Farben geschildert hat (Deutsches Wochenblatt 1898 Nr. 27 und 32; Deutsche Revue 1898, 106—112, 294—307). Gewiß waren mit dieser Stellung mancherlei Annehmlichkeiten verbunden, aber auch viel Ungemach — namentlich im Verhältnis zu dem bisher dort beschäftigten Dr. Moritz Busch, der bis in

den März 1873 in Stellung verblieb. Er hatte wohl auf den nun mit Ä. besetzten Posten gerechnet. Auf diesen Umstand mögen wohl zum größten Teil die spöttischen und gehässigen Bemerkungen zurückzuführen sein, die sich in der letzten Ausgabe der »Tagebuchblätter« aus dem Todesjahr von Busch († 16. November 1899, vgl. dieses Jahrbuch IV 20—24) finden, wobei freilich in Betracht zu ziehen ist, daß Busch von 1878 an in noch viel nähere Beziehungen zu Bismarck getreten war. Diesen schwierigen Posten hat Ä. bis in das Jahr 1877 bekleidet und selbst darin Änderungen und Einschränkungen veranlaßt, die schließlich zum Antrag auf Stellung zur Disposition führen mußten. Denn er wünschte mit den Seinigen Rückkehr zu akademischer Wirksamkeit. Nachdem er sich der freudigen Aufnahme seitens aller Fakultätsmitglieder versichert hatte, erzielte er die Ernennung zum Honorarprofessor in der juristischen Fakultät der Universität Berlin. In dieser Stellung hat er noch über 20 Jahre erfolgreich und mit großer Anerkennung gewirkt. Aus der großen Zahl von Männern, die in seinem gastfreien Hause in Berliner Zeit verkehrten, sei wenigstens einiger gedacht: so des späteren Ministers Friedenthal, des Herzogs von Ujest, des ihm schon von Heidelberg (1844) und Berlin (1846) her befreundeten späteren Geh. Ober-Regierungsrats Dr. Friedrich Meyer-Thorn († 24. Juli 1888, vgl. Gerichtssaal 41, S. 70) mit seiner Gattin Marie geb. Alberti, deren Sohn (jetzt Kurator in Halle) und Tochter (Gattin des Prof. Ehrenberg in Münster), des Ingenieurs und Elektrotechnikers Severin Senator, der Ä. wie ein Sohn nahe stand und so ihn jetzt betrauert; ferner Ernst Curtius mit Gattin, Adolf Schöll in Weimar (vgl. A. D. B. 32, 218 bis 224) und seine Söhne Rudolf (1844—93), Fritz (in Heidelberg) und Robert (vortragender Rat im Auswärtigen Amt); Superintendent Vorberg (Bismarcks Beichtvater), die Professoren Marquardsen (vgl. dieses Jahrbuch II 411—417) und Brinz (vgl. A. D. B. 47), Minister von Pfeufer, der Augsburger Bürgermeister Fischer, L. Staub, Dr. v. Zezschwitz, Maler Chr. Wilberg, Bildhauer Paul Otto und Jos. Uphues (der eine prächtige Marmorbüste Aegidis schuf, die von vielen Freunden zum 70. Geburtstag geschenkt wurde), dann Friedrich Kapp, endlich Heinrich von Treitschke (vgl. dieses Jahrbuch I 377 bis 389), dem Ä. noch auf dessen letztem Krankenlager viel Material zur Fortsetzung seiner deutschen Geschichte für die Zeit von 1848 geben konnte. Mit seinem über alles verehrten Fürsten Bismarck beschäftigte er sich noch in letzter Zeit (vgl. Deutsche Revue 1901, III, 129—139 über Fürst Bismarcks Künstlernatur und 1901, V, 39—53 über Preußen und Frankreich im Jahre 1866). Eine Krönung seines Lebenswerkes war es, als ihm bei der Feier des 50jährigen Doktorjubiläums siebzehn deutsche und vier österreichische Universitäten Dank für seine gesamte Wirksamkeit aussprachen. In unverwüstlicher Frische gab er jeder einzelnen eine eigenartige, beziehungsreiche Antwort. Zu diesem Festtage wurde er durch Verleihung des Roten Adler-Ordens II. Klasse mit Eichenlaub und der Zahl 50 ausgezeichnet, wie er auch am Tage der Mündigerklärung des Kronprinzen Wilhelm (6. Mai 1900) den preuß. Kronen-Orden II. Klasse erhalten hatte. Am Abend des Festtages erkrankte er: die Übersiedelung nach Berlin verschlimmerte die schon lange Besorgnis erregende Herzschwäche. Doch blieb er geistig frisch genug, die oben erwähnte Schrift »Eine kleine Geschichte« abzufassen und für die Erneuerung des Doktordiploms der Göttinger Fakultät zu danken. Sanft verschied er am 20. November 1901, überlebt von seinem Freunde v. Keudell († 24. April 1903), der einst im Palazzo Caffarelli das Ehepaar Aegidi um sich gehabt und

in die Herrlichkeiten der ewigen Stadt eingeführt hatte. Auf dem neuen Dorotheenstädtischen Friedhofe wurde im Januar 1903 auf Aegidis Grabe die von Professor Uphues modellierte, von der Bildgießerei Gladenbeck in Erz gegossene Büste aufgestellt, die die Züge des begeisterten Patrioten vollendet wiedergibt.

Vorstehende biographische Skizze stützt sich auf die umfangreichen, in unermüdlichem Eifer gütigst zur Verfügung gestellten Materialien der Witwe und des Herrn Prof. C. Varrentrapp (Marburg), sowie freundliche Mitteilungen der Herren Geheimrat Frensdorff (Göttingen) und L. A. E. von Meyer (Berlin). — Vgl. ferner Chronik d. Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Jahrgang XV, Halle a. S. 1902 S. 8 — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901 Nr. 268 S. 8 — Leipziger Illustrierte Zeitung 1901 S. 803 — Historische Zeitschrift Bd. 88 S. 383 — Deutsche Juristen-Zeitung 1902 S. 378, 524 — Gedächtnisrede über Röm. 8, 14 von D. Hermann Weser. In Kommission der Buchhandlung von C. Lützkendorf in Berlin — Kritische Umschau I 439 — Krit. Vierteljahresschrift II 606 — v. Sybels hist. Ztschr. V 278, VII 506—508, XV 220—222 — Zarnckes Lit. Centralblatt 1865 Sp. 817, 997 — W. Weber, Der deutsche Zollverein, (2) Lpz. 1871 — Schulze, Einl. in das deutsche Staatsrecht, Neue Ausgabe, Lpz. 1867 S. 253, 276, 357 — v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck, (3) 1901 S. 477 — H. v. Poschinger, Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews, 1899, II, 13, 75, 86, 336 — R. Haym, Aus meinem Leben, 1902 S. 204ff. 269, 273 — Bailleu in d. Deutschen Rundschau Bd. 89 S. 62, 66 — Schiemann, H. v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—67, (2) 1898 S. 142ff. — Preuß. Jahrbücher III 212, XXVII 121ff. — Geibels Heroldrufe (2) 125 und Ges. Werke V 64 (Ode an Aegidi).

A. Teichmann.

Keinz, Friedrich, kgl. Bibliothekar a. D., * 9. März 1833 zu Passau, † 28. Oktober 1901 zu München. — Als Sohn einfacher Zimmermannsleute geboren, besuchte K. das Gymnasium und das Lyceum seiner Vaterstadt. Bis in sein Alter hat er der Stätte seiner Jugend treue Anhänglichkeit bewahrt und sie auch wiederholt in literarischen Gaben bekundet, die mehr durch ihren persönlichen Grundzug als ihren wissenschaftlichen Wert ansprechen, bei Gelegenheit des Passauer Studienfestes 1881 (Alte Passauer in der deutschen Literaturgeschichte) und zur Vollendung der Domrestaurierung 1898 (Ein vergessener bayerischer Dichter des XV. Jahrhunderts aus Passau; hier ist auch das vollständigste Verzeichnis der Schriften von K. beigegeben). Die entscheidenden Anregungen aber erhielt er in München durch Konrad Hofmann, der dem jungen Privatgelehrten im Jahre 1864 ein Stipendium der Akademie der Wissenschaften zum Zweck von Forschungen über den Passauer Dialekt verschaffte und ihn dabei auch auf die Streitfrage über die Heimat des Meier Helmbrecht hinwies. Der Erfolg seines Schülers in den Nachforschungen hierüber war ein belebender Lichtstrahl in den gerade damals recht trüben Verhältnissen des großen Germanisten, und er hat ihm diese Freude durch reiche Förderung gedankt. 1865 wurde K. zum Assistenten an der Münchener kgl. Hof- und Staatsbibliothek ernannt, der er 34 Jahre lang angehört hat. Er rückte hier 1870 zum Sekretär, 1883 zum Kustos und 1887 zum Bibliothekar auf, und wurde, als er Ende 1898 wegen zunehmender Kränklichkeit in den Ruhestand trat, durch Verleihung des Michaelsordens 4. Klasse ausgezeichnet. Seine amtliche Tätigkeit war hauptsächlich dem Journalsaal und der Handschriftenabteilung gewidmet. Ein Denkmal seiner langjährigen Führung des Journalsaals ist sein Katalog der periodischen Literatur an der k. b. Hof- und Staatsbibliothek (1879), der zwar jetzt veraltet ist, aber doch, über 1000 Nummern umfassend, in wünschenswerter Weise einem praktischen Zwecke entsprach. In der Handschriftenabteilung, deren Geschäfte er Jahrelang neben Siegmund Riezler verwaltet hat, konnte K. sich schon 1865 bei

der Drucklegung des Katalogs der deutschen Handschriften nach Schmellers kürzerem Verzeichnis verdient machen und hatte dann auch an dem Katalog der lateinischen Handschriften (Bd. IV, Teil 2 und 3) Anteil. Manche ersprießliche Idee ist von ihm ausgegangen und in Angriff genommen worden, um die Handschriftenschätze der Bibliothek immer bequemer zugänglich und nutzbar zu machen und der Forschung neue Anregungen und Hilfsmittel zuzuführen. Nicht immer gelang die Ausführung, wie z. B. seine Vorarbeiten zu einem Verzeichnis der altdeutschen Gedichte nach den Anfängen, worüber er der 41. Philologenversammlung in München (1891) berichtete, nicht zur Druckreife gediehen sind. Sein »Verzeichnis der Augsburger Meistersinger des 16. Jahrhunderts« (1893) aber, seine Liste von »Hans Sachsens Zeitgenossen und Nachfolgern im Meistergesang« in der Hans-Sachs-Festschrift der Stadt Nürnberg (1894), sein Index zu Bd. 15—27 der *Monumenta Boica* (1887) sind wertvolle Nachschlagewerke geworden. Am dankbarsten wurde von seinen Arbeiten dieser Art, die mit bibliothekarischen Katalogisierungszwecken enge zusammen hängen, seine Abhandlung über »Die Wasserzeichen des XIV. Jahrhunderts in Handschriften der k. b. Hof- und Staatsbibliothek« (1896) aufgenommen, die mit ihren 368 Abbildungen nach den von K. zum Teil sehr mühsam mit schon geschwächter Augenkraft hergestellten Bausen ein hervorragendes Hilfsmittel für die Bestimmung von Alter und Herkunft undatierter Papierhandschriften bildet.

Wie in seiner bibliothekarischen Wirksamkeit, so suchte K. auch in seinen gelehrten Arbeiten nach dem Maße seiner Kräfte dem Vorbilde seines berühmtesten Vorgängers, Schmeller, zu folgen, zu dessen bayerischem Wörterbuch er 1887 »Ergänzungen, besonders aus der Passauer Gegend« lieferte, und dessen Abdruck des mittelhochdeutschen Gedichtes von der »Gründung des Kloster Waldsassen« er zur Schmellerfeier in Tirschenreuth 1881 erneuerte. Wie bei dieser Edition, so beansprucht die Textherstellung in K.s Ausgaben des Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner (1865, 2. Auflage 1887) und der Gedichte Neidharts von Reuenthal (1889) keine selbständige Bedeutung, sondern begnügt sich mit Verbesserungen und Erläuterungen im einzelnen, während die grundlegende Arbeit des Vorgängers, in diesen beiden Fällen Moriz Haupt, rückhaltlos anerkannt wird. Der Wert der beiden Bücher liegt in etwas anderem. Für den Meier Helmbrecht hat K., der Anregung Konrad Hofmanns folgend und unterstützt durch die genaue Kenntnis von Land und Leuten, womit ihm Pfarrer Jos. Saxeneder in Überackern zur Seite stand, den Schauplatz im Innviertel gegenüber Burghausen und damit die Ursprünglichkeit des Textes der jüngeren Ambraser Handschrift gegenüber der älteren Berliner nachgewiesen — eine Entdeckung, die ihm sofort die Anerkennung von Haupt, Müllenhoff u. a. eintrug, und die jetzt durch die Untersuchungen Friedrich Panzers (in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XXVII, 88—112) wohl abschließend gesichert worden ist. Bei Neidhart hat K. eine neue zeitliche Gruppierung der Gedichte versucht, die zwar nicht zwingend, aber für eine fortlaufende Erklärung gut brauchbar ist. In beiden Büchern dachte K. an ein größeres Publikum über die engeren Fachkreise hinaus und hat daher zahlreiche Erläuterungen beigegeben, die übrigens auch der Fachwissenschaft manchen wertvollen Aufschluß gebracht haben. Beiden reihten sich noch einige Abhandlungen an, die den Standpunkt von K. näher begründen und seine Kenntnis von Mundarten und Dorfsitten des bayerischen Mittelalters aufs beste belegen.

Die übrigen Arbeiten von K. sind zum geringeren Teile selbständig, meist in Fachzeitschriften oder in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften erschienen, wo sie Konrad Hofmann gerne vorlegte, bis im Jahre 1887 K. selbst zum a. o. Mitgliede der Akademie gewählt wurde. Es sind fast durchgehends Publikationen oder Besprechungen von vorher unbekannten Handschriften der Staatsbibliothek mit älteren deutschen Texten, z. B. ahd. Glossen, md. Beschwörungsformeln, Fragmente aus König Rother, Wigamur, Wolframs Parzival, Meistersingerlieder u. a. m. K.s Ausgabe des »*Indiculus Arnonis* und der *breves Notitiae Salzburgenses*« (1869) brachte zwei für die Geschichte Bayerns zur Zeit Tassilos wichtige Denkmäler in gereinigtem Texte. »Zwei alte ungarische Texte aus einer Handschrift der k. Hof- und Staatsbibliothek« (1879) sind die einzige Schrift, die von seiner Beschäftigung mit den osteuropäischen Sprachen Kunde gibt, seine Karte Europas zur Zeit des dritten Kreuzzuges in Spruner-Menkes historischem Atlas und diejenige der Verbreitung der Handschriften des sog. Schwabenspiegels zu Rockingers Abhandlung hierüber in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie Proben seiner kartographischen Neigungen. So prägt sich in seinen literarischen Werken seine ganze Persönlichkeit klar und charakteristisch aus: der praktische und hilfsbereite Bibliothekar, der vielseitige, in der Germanistik sein Hauptgebiet findende Philolog und Historiker, der bodenständige Bayer und der biedere, zuverlässige Mensch, dessen ganzes Wirken nicht so sehr durch äußere Pflichten, als durch ein warmes inneres Verhältnis zu seinen Aufgaben bestimmt war.

Vgl. Nekrolog von E. Kuhn in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1902. S. 74—76.

Erich Petzet.

Neurath, Wilhelm, Prof. der Volkswirtschaftslehre, * 1. IV. 1840 zu Bur St. Georgen, † 9. März 1901 zu Wien. — Im Jahre 1840 im Preßburger Komitat geboren, erwarb sich N., erfüllt von wahrem Wissensdurst und Feuereifer, da er der Mittel zu regelmäßigem Schulbesuche entbehrte, durch unermüdliches Selbststudium in ungewöhnlichem Maße das Wissen der Mittelschule, so daß er die Maturitätsprüfung mit vorzüglichem Erfolge ablegen konnte; er widmete sich zunächst dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, um dann zur Philosophie und den Staatswissenschaften überzugehen. Diese seine vielseitige Vorbildung hat ihn befähigt, sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller aller Einseitigkeit fernzubleiben und überall weite Perspektiven zu eröffnen; andererseits ist es ihm vielleicht, gerade weil er eine so vielgestaltige Vorbildung besaß, als unzulässig erschienen, die selbständige Individualität der Volkswirtschaftslehre im Organismus der Wissenschaften, wie sie sich in der Arbeitsteilung herausgebildet hat, mit der Schärfe festzuhalten, die man mit Recht oder Unrecht für sie in Anspruch zu nehmen pflegt. Darin mag aber auch der Grund liegen, warum N.s literarische Tätigkeit sich auf die verschiedensten Gebiete innerhalb seines Faches erstreckte und warum er als Lehrer an der technischen Hochschule in Wien, im Wiener kaufmännischen Vereine und an dieser Anstalt bei seinen Schülern so anregend zu wirken verstand. Welch tiefen Eindruck seine philosophischen Studien insbesondere auf seine wissenschaftliche Individualität ausgeübt haben, davon gibt jede seiner Schriften Zeugnis, da er überall der Ethik einen mächtigen Einfluß auf das volkswirtschaftliche Leben zuerkannt wissen will.

Zum Doktor der Philosophie in Wien und Doktor der Staatswissenschaften in Tübingen promoviert, begann er an der technischen Hochschule in Wien seine Tätigkeit als Lehrer, um dieselbe an der Hochschule für Bodenkultur seit 1889 als außerordentlicher, dann seit 1893 als ordentlicher Professor viele Jahre lang mit reichem Erfolge fortzusetzen. Bleibt von ihm als Lehrer aber nur pietätvolle Erinnerung, so hat er sich in seinen Schriften ein Denkmal gesetzt, das viel länger dauern wird, als die gegenwärtige Generation. Es kann hier nicht der Ort sein, eine eingehende kritisch-dogmatische Darstellung seiner originellen Ansichten und ihrer Begründung zu geben.

Wohl aber seien die wichtigsten von N.s Arbeiten genannt, da sich schon aus ihren Titeln die Vielseitigkeit und die ganz besonders geartete Eigentümlichkeit des Verfassers ergibt, und es sei am Schlusse unserer Ausführungen von einem Gedankengange N.s Erwähnung getan, in dem seine Grundideen auf dem Gebiete in letzter Reihe der Volkswirtschaftspolitik abschließend kulminieren.

Auf einige kleinere Schriften folgte im Jahre 1880 ein Band »Sozialphilosophische und volkswirtschaftliche Essays«, in welchem fünf von seinen früheren Arbeiten zusammengefaßt und mit einem charakteristischen Vorwort versehen, weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. In ihnen hat N. bewußt die Volkswirtschaftslehre aus ihrer üblichen Isolierung gerissen und sich vom Gebiete der Volkswirtschaft aus zu umfassenderen, sozialphilosophischen Betrachtungen erhoben; in ihnen fordert er, daß auch in der Nationalökonomie die historische Auffassung an die Stelle absolut sich gebender Theorien trete. Hiervon hofft er nicht nur Gewinn für Wissenschaft und Praxis, sondern auch einen solchen für die so oft verhöhnte Gemütsbildung und die Vertiefung der Seelen.

Nachdem er in der Folge einige, in erster Reihe literar-historische Schriften veröffentlicht hatte, so über Quesnay, Turgot und Smith, gelangte er abermals zu Arbeiten, in denen die Stellung der Ethik gegenüber der Volkswirtschaft ex professo behandelt wird. Ich nenne: »Eigentum und Gerechtigkeit«, »Das Recht auf Arbeit«, »Das Sittliche in der Volkswirtschaft«, »Moral und Politik«. Gewissermaßen als Zusammenfassung seiner gesamten volkswirtschaftlichen Anschauungen erschienen im Jahre 1885 seine »Grundzüge der Volkswirtschaftslehre«, die später unter dem Titel »Elemente der Volkswirtschaftslehre« dem gelehrten Verfasser viele Anerkennung brachten und im Jahre 1896 als stattlicher Band in dritter, beziehungsweise vierter Auflage und seither noch einmal erschienen sind. Dieses Werk hat als Lehrbuch vielfache Verbreitung gefunden und den Namens N.s weit bekannt gemacht. Der Verfasser strebt mit dem Werke drei Zwecke an:

I. den, daß jedes wirtschaftliche Gebilde und Geschehnis stets als organisches Glied des gesamten Wirtschaftslebens aufgefaßt werde; II. den, daß man die Vorurteile aufgeben lerne, die aus der üblichen, einseitigen Betrachtung der Volkswirtschaft nur vom Gesichtspunkt des Geldbesitzers und vom Standpunkte unserer mangelhaften Geldwirtschaft erwachsen sind; III. den, daß man die Gesellschaft nicht mehr als ein bloßes Nebeneinander vieler Individuen auffasse, sondern, was sittlich gut und was gerecht sei, immer aus der historischen und idealen Aufgabe der Menschheit zu erkennen suche.

In der dritten Auflage hat er daher den Resultaten seiner eigenen Forschungen einen breiten Raum zugestanden und insbesondere seine eigenartige Lehre von der Entstehung der Krisen als einer Frucht verfehlter wirtschaftlicher Einrichtungen eingehend begründet.

Auf das letztere Thema hatte sich übrigens schon eine Studie aus dem Jahre 1892: »Die wahren Ursachen der Überproduktionskrisen« bezogen, und die Schrift: »Die Fundamente der Volkswirtschaftslehre, Kritik und Neugestaltung« (1894) hatte denselben Gegenstand behandelt. Wie er sich die Lösung des Problems gedacht hat, zeigt uns in der gedrängtesten Form sein Vortrag »Das Hauptproblem der modernen Volkswirtschaft«, den er im Jahre 1899 im Ingenieur- und Architektenvereine gehalten hat. Der Gedankengang hierin ist folgender.

N. geht davon aus, daß nicht Mangel an Lebensmitteln und Lebensannehmlichkeiten, nicht ein Fehlen von Materialien und Kräften für die Beschaffung dieser Mittel unter unseren heutigen Verhältnissen wirtschaftliche Bedrängnis, Not und Elend verursache, sondern vielmehr der Umstand, daß an diesen Mitteln und Kräften eine ungeheure Fülle besteht. Es erscheine dieser Satz als ein Paradoxon, und doch erleben wir es von Jahr zu Jahr mit Schaudern und Entsetzen, daß und wie er sich bewahrheitet. Die periodischen Krisen, die Kinder sogenannter »Überproduktion«, seien es ja, wodurch Arbeitslosigkeit und Massenelend über immer weitere Bevölkerungsschichten verbreitet werden. Es wäre nun nach N. falsch, die Erklärung dieses Phänomens etwa in einer quantitativ, also tatsächlich in einer wirklichen übermäßigen Produktion, im Kapitalisieren überhaupt oder in einer übermäßigen Kapitalisation oder endlich gar in dem von den Sozialisten perhorreszierten Bestande des Privateigentums an den Produktivgütern zu suchen; sie liege vielmehr in der heutigen mangelhaften Einrichtung unseres Tauschverkehrs; hier sei mit den Reformbestrebungen einzusetzen. In der Krise ist die ungeheure Fülle der Nahrungsmittel und Vorräte, wie mit einem Banne belegt, ungreifbar, die Unternehmungen sind gelähmt, und zwar deswegen, weil sie in bedeutendem Umfange mit fremden Geldern, Produktionsmitteln und Waren operieren und verpflichtet sind, zu bestimmter Frist oder über Kündigung feste Wert- oder Geldbeträge zurückzuzahlen. Diese Schuldverhältnisse zwingen nämlich die Unternehmer, pekuniären Erfolg anzustreben; erreichen sie denselben nicht, so werden sie bankerott; der Unternehmer muß daher, sobald er erkennt, daß ihm ein pekuniärer Erfolg nicht in Aussicht steht, weil die Vermehrung der Produkte deren Preis überproportional herabdrücken würde, die Produktion einschränken oder sistieren, damit die Produktenpreise nicht tatsächlich sinken und der pekuniäre Mißerfolg nicht ein noch größerer werde. Was es zu bedeuten hat, wenn die Produktion stockt und Tausende von Arbeitern ihren Verdienst verlieren, muß nicht erst noch hervorgehoben werden; die Krise ist eingetreten, obwohl Massen von Produktionsmitteln verfügbar sind, nur deswegen, weil das Unternehmen — zu produzieren, das arbeitende Volk zu beschäftigen, durch ein überaus weites und wirres Netz von Verbindlichkeiten umstrickt ist, das sich periodisch wie durch eine fatale Macht plötzlich zusammenzieht, die Unternehmer lähmt und jeder freien Bewegung beraubt. Wenn man das Kreditwesen reformierte, so daß der größte Teil der vorausbestimmten, festen Belastungen der Produktion in quotale oder perzentuelle Belastungen derselben nach Art der Teilhaberschaft oder der Aktie verwandelt würden, so brauchte der Unternehmer nicht mehr in erster Reihe den pekuniären Wert- oder Gelderfolg ins Auge zu fassen. »Die Gefahr, daß der letztere sich verringern könnte, würde nicht mehr die Produktion in ihrer Entwicklung aufhalten, da jetzt die Erzielung von Nutzüberschüssen im Gegensatze zu der von Geldüberschüssen vorwiegend angestrebt werden könnte;

um dieser willen kann nämlich der Unternehmer »dort, dann und solange produzieren, arbeiten oder produzieren und arbeiten lassen«, als ihm hierdurch, also durch das Verwenden seiner Mittel und Kräfte, mehr Vorteil erwächst, als er vom Nichtproduzieren und Müßigbleiben dieser Kräfte zu erwarten hätte. Um aber jene Konvertierung der Schulden durchführen und um die Preisbildung in entsprechender Weise regulieren zu können, sind nach N. eine Reihe neuer Einrichtungen notwendig: erstens eine Institution, die das Geschäftsleben organisch verknüpft, sichert und klärt, und bei der jeder wichtige Zweig der Massenproduktion in der Art vollkommener Kartell- oder Trustverbände und alle Zweige untereinander in einem Generalverbande vereinigt sind, der Kredit vermittelnd zu fungieren hätte, und zwar in der Regel in Form der Anteilschaft, der Ein- und Verkauf für die Mitglieder besorgte und als Abrechnungsorgan zwischen denselben funktionierte. Eine zweite Einrichtung müßte dafür sorgen, daß die Unternehmer nicht nur nicht mehr gezwungen sind, unter Umständen ihre Produktion zu sistieren — eine derartige Notwendigkeit entfiele ja infolge der neuen Kreditorganisation —, sondern auch der Versuchung überhoben werden, wegen Rückgangs der Preise infolge der Vermehrung der Produkte, also wegen Abnahme des Gelderfolges die Produktion auch nur einzuschränken. In dieser Richtung hätte eine Regelung der Preisbildung zu wirken, die eine Senkung der Preise bei Vermehrung des Gütervorrates ausschlösse und die durch eine enquêteartige Vereinbarung zwischen dem Generalverbande und den über die Sachlage genau informierten Produzenten und Konsumenten zustande zu kommen hätte. Unter diesen Voraussetzungen wären Krisen unmöglich und es wäre ausgeschlossen, daß die Arbeilslöhne gedrückt würden, und daß Arbeitslosigkeit eintrete, braucht ja doch die Produktion nie abgebrochen oder auch nur eingeschränkt zu werden und tritt ja doch jedermann die Tatsache klar vor Augen, daß der Arbeiter als Käufer der Produkte nur dann wirksam werden kann, wenn er die Mittel hat, sie zu bezahlen.

Der im vorausgehenden kurz mitgeteilte Gedankengang bedeutet einen Versuch, das soziale und wirtschaftliche Problem in radikaler Weise, aber ohne Verletzung des Privateigentums, also antisozialistisch, zu lösen. Leider hat es bisher die kritische Literatur unterlassen, in gebührendem Maße sich mit N.s Krisenlehre zu beschäftigen; sie wird aber auf die Dauer darüber nicht zur Tagesordnung übergehen können. Zugänglich ist ihr dieselbe nochmals gemacht worden in den kürzlich neuerdings herausgegebenen »Gemeinverständlichen nationalökonomischen Vorträgen« und in der neuesten Auflage seiner »Elemente«.

Nicht nur in seiner Wirksamkeit als Lehrer und Gelehrter ist aber N. des größten Lobes würdig; ich will noch hinweisen auf seine mustergültige Pflichttreue, die ihn trieb, auch als er schon schwer krank und von furchtbaren Schmerzen gepeinigt war, sich noch in die Hochschule tragen zu lassen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden; ich will darauf Bezug nehmen, daß er, der Not und Mangel durch lange Jahre in allen ihren Formen an sich selber kennen gelernt hatte, stets als Helfer und Förderer bereit stand, wo es galt, jemandem das Studium zu ermöglichen oder zu erleichtern.

Ganz aus eigener Kraft, gestählt im Kampfe gegen das harte Schicksal hat sich also N. emporgearbeitet, um in allen Lebenslagen den ganzen Mann zu stellen und überall eine segensreiche Wirksamkeit zu entwickeln, sei es in seinem musterhaften Familienleben, sei es in seiner humanitären Tätigkeit,

sei es als philosophischer und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, sei es endlich als Lehrer und Förderer der Jugend.

Dr. Hermann R. v. Schullern zu Schrattenhofen.

Coronini, Franz Carl Alexius, Graf von Cronberg, * 18. November 1833 zu Görz, † 25. August 1901 auf seinem Gute St. Peter, Mitglied des österreichischen Herrenhauses. — Graf Franz C. stammte aus einem in Görz und Krain begüterten Geschlecht und war der Sohn des Grafen Johann, der 1880 als k. und k. Feldzeugmeister starb. Sein Vater erhielt 1836 als Hauptmann die ehrenvolle Berufung zum Erzieher des Erzherzogs Franz Joseph, des nachmaligen Kaisers, in welcher Aufgabe er dem Ajo — Gouverneur der jungen Erzherzoge — Grafen Bombelles untergeordnet war; doch wird von einem unterrichteten Zeugen, dem späteren Ministerpräsidenten Freiherrn von Wessenberg versichert, daß es die Mutter des künftigen Herrschers, Erzherzogin Sophie, war, die dem beschränkten und bigotten, ihr von dem Fürsten Metternich aufgedrängten Grafen Bombelles ein Gegengewicht dadurch schaffte, daß sie gebildete Männer wie Coronini und Rauscher, den späteren Erzbischof von Wien, zu Lehrern ihres ältesten Sohnes berief. Graf Johann C. blieb bis April 1848 in der Umgebung des künftigen Herrschers, zu welcher Zeit er als Oberst in die Armee zurücktrat, um sich an den Kämpfen in Italien zu beteiligen. Diese Beziehungen wurden für den jungen Franz C. deshalb von Bedeutung, weil er als Spielgefährte des künftigen Herrschers heranwuchs. In demselben Verhältnisse wie er stand Graf Eduard Taaffe, der Sohn des Präsidenten der obersten Justizstelle (Justizminister), der gleich C. drei Jahre jünger war als der Thronfolger; doch hat sich, wie die späteren Ereignisse bewiesen, zwischen dem letzteren und Taaffe ein näheres und festeres Verhältnis herausgebildet, als zu dem jungen C. Dieser trat, seinem Vater folgend, schon mit 17 Jahren in die Armee, während Eduard Taaffe die Verwaltungslaufbahn beschritt, auf der er, unverhältnismäßig jung, die höchste Stufe erreichen sollte, da er schon mit 36 Jahren zum Vorsitzenden im Ministerrate ernannt ward und 1879 bis 1893 als leitender Minister wirkte. Der Vater des Grafen Franz C. war in der Armee indessen höher gestiegen; er genoß das Vertrauen seines hohen Zöglings, wurde 1850 Zivil- und Militärgouverneur im Banat (Südungarn umfassend) und dann während der Besetzung der Moldau und Walachei durch österreichische Truppen, die sich während des Krimkrieges 1854—57 ergab, Armeekorpskommandant in diesem Lande. Unterdessen kam auch Graf Franz C., seinen Fähigkeiten und seinen Verbindungen entsprechend, im Heeresdienst rasch vorwärts, machte als Rittmeister bei den Savoyen-Dragonern den Feldzug von 1859 mit, dann als Oberstleutnant auch die Schlacht von Königgrätz. In demselben Jahre, in dem sein Jugendgefährte Graf Taaffe zum ersten Male Minister wurde, 1867, verließ Graf Franz C. mit dem Range eines Obersten den Heeresdienst und widmete sich der politischen Laufbahn. Er hatte als Offizier fleißig historische Studien betrieben, die sich mit Vorliebe mit dem Kronlande Görz beschäftigten, in dem seine Familie mäßig begütert war. Als Frucht dieser Arbeiten gab er 1867 ein Buch »Aquilejas Patriarchengräber« heraus, unter welchem Titel sich eine lebendig geschriebene Geschichte der Patriarchen der alten Römerstadt verbirgt, die durch das ganze Mittelalter (vom 6. bis zum 15. Jahrhundert) die geistliche Herrschaft an der Nordküste des adriatischen Meeres und durch lange Zeit auch eine ansehnliche weltliche Macht besaßen, bis das mächtiger werdende

Venedig ihnen das Friaul entriß und das Patriarchat 1451 in die Lagunenstadt verlegte. Das Buch C.s — auf dessen Titel nicht sein voller Name, sondern nur dessen Anfangsbuchstaben F. C. stehen — ist, soweit es der oft spröde Stoff gestattet, lebendig und mit einem gewissen lyrisch-sentimentalen Einschlag geschrieben, der für den Charakter des Verfassers immer bezeichnend blieb. Man versteht es darnach, daß ihn der Kriegsdienst nicht befriedigte. Die Arbeit ist in weichen und warmen Worten seiner Mutter, einer geborenen Gräfin Testa, gewidmet; seiner Abstammung nach (die C., im kaiserlichen Dienste emporgekommen, sind Deutsche, die Testas Italiener) stand Graf Franz beiden Kulturnationen gleich nahe und er beherrschte, wiewohl er sich stets als warmfühlenden Deutschen bekannte, auch die Sprache seiner Mutter in Wort und Schrift vollkommen. Sonach war er zu einer politischen Tätigkeit in seinem Heimatlande, Görz, wohl befähigt, das von Italienern und Slovenen bewohnt ist und das, an der Sprach- und Reichsgrenze gelegen, durch seine Beamten in drei Zungen, deutsch, italienisch und slovenisch, verwaltet werden muß.

Vor dreißig Jahren mehr als jetzt, standen in den Adriagebieten Deutsche und Italiener gegen die Slaven im Bunde; die erstgenannte Gruppe hielt sich zu der 1867 geschaffenen Verfassung, während die Slaven eine lockere Föderation der Kronländer für das Heil Österreichs erklärten. Seiner Bildung und streng österreichischen Gesinnung nach war die politische Stellung C.s, als er zum Abgeordneten des Görzer Landtages gewählt wurde, gegeben; als er vom Kaiser zum Präsidenten dieser Körperschaft und damit zum Haupte der autonomen Landesverwaltung bestellt wurde, entschied er, soviel es an ihm lag, für die Italiener gegen die Slovenen, ja durch längere Zeit gab seine Stimme, da der Landtag genau zur Hälfte aus Angehörigen der beiden Volksstämme bestand, für die ersteren den Ausschlag.

Immer aber urteilte und verwaltete er im Geiste der Billigkeit und erwarb sich die hohe Achtung beider Parteien, die ihm bis an seinen Tod, unter allen Mißgeschicken seines politischen Lebens, treu blieb. Sein Interesse an seiner Heimat bekundete sich auch in der Schrift »Über Bodenmeliorationen« (Görz 1867). Im Jahre 1871 ward er vom Görzer Landtage in das Abgeordnetenhaus nach Wien gesendet, und als zwei Jahre darauf die direkten Wahlen zum Reichsrat eingeführt wurden, erhielt er das Mandat der Stadt Görz, das er durch mehr als zwei Jahrzehnte innehatte. Sein persönliches Ansehen, wie die Stellung seiner Familie waren dafür maßgebend, daß ihm als Deutschen die Vertretung der zumeist von Italienern bewohnten Stadt so lange übertragen wurde, als er sich darum bewarb.

Im Reichsrate nun zog er von vornherein die Aufmerksamkeit auf sich. Das lag in seinem vornehmen, verbindlichen und milden Auftreten, doch auch in seinem Verhältnisse zum Kaiser und zum Hof, das man indessen für näher und enger hielt, als es tatsächlich war. Graf C. schloß sich an die deutsche Verfassungspartei an, während Graf Taaffe sich schon damals den Slaven und Föderalisten genähert hatte. Vom Streber und Höfling besaß C. keinen Zug, was sich besonders darin zeigte, daß er in seinen Reden die Ausgestaltung des parlamentarischen Systems auch gegen Eingriffe von oben empfahl. Ursprünglich gehörte er dem gemäßigten Flügel der Verfassungspartei unter Führung Herbsts an und unterstützte das aus ihr hervorgegangene Ministerium Auersperg-Lasser; dann aber fand er, daß die Regierung bei dem von 1876 an verhandelten Ausgleiche mit Ungarn die Rechte Österreichs nicht kräftig

genug betonte und daß sie sich nicht selten über die liberalen Grundsätze hinwegsetzte; er schloß sich deshalb dem Fortschrittsklub derselben Partei an, der ihn zu seinem Obmanne wählte. Dadurch kam er in eine gewisse oppositionelle Stellung zu dem Ministerium Auersperg, was weniger seiner versöhnlichen, zur Ausgleichung neigenden Stimmung, als dem ganzen liberalen Zug jener Tage entsprach, in den er mehr hineinglitt, als aus strenger Wahl eintrat; der unzufriedene Flügel der Partei nahm ihn mit Vergnügen in Beschlag, in der Hoffnung, von ihm zu Erfolgen geführt zu werden. Dieses an sich nicht gesunde Verhältnis löste sich aber, als die Erwerbung Bosniens für Österreich-Ungarn in Frage kam. Denn C. stand hier zur Regierung und zur sogenannten »bosnischen Linken«, jenem Teil der Verfassungspartei, die mit Plener und Sueß an der Spitze, die Ausdehnungspolitik gegen Süden billigte und empfahl. Seine großösterreichischen Auffassungen ließen ihn darüber keinen Augenblick im Zweifel. Er gab ihnen auch Ausdruck, als er 1878 zum Präsidenten der österreichischen Delegation gewählt wurde, und insbesondere seine am 27. März 1878 gehaltene Rede ist dafür ein Zeugnis. Denn Graf C. erklärte hier, die wenn auch nicht unbedingte Rückkehr zu dem 1867 aufgegebenen Einheitsstaate sei wünschenswert; Ungarns Selbständigkeit solle geachtet, aber die Herstellung eines Zentralparlaments ins Auge gefaßt werden. Das wurde von ihm vorwiegend mit Argumenten begründet, die aus dem Gefühl entsprangen; der Redner beschäftigte sich nicht mit der harten Tatsache, daß Ungarn seit jeher und vollends seit 1867 den Gedanken eines Reichsparlaments bestimmt abgewiesen hatte. Indessen waren Stimmungen wie die C.s damals in Deutsch-Österreich noch so stark, daß er wohl bei den Realpolitikern mehrfach Widerspruch, im allgemeinen jedoch viel Anerkennung fand.

Zunächst stieg sein Ansehen, was sich bei dem Rücktritt des Ministeriums Auersperg zeigte. Graf Taaffe unterhandelte wegen Bildung eines Kabinetts und bot im Februar 1879, da er seinen Übergang zu dem deutschfeindlichen System noch maskieren wollte, den Führern der bosnischen Linken, C. und Herrn v. Plener, Ministerposten an. Die Unterhandlungen zerschlugen sich aber, angeblich, weil diese Männer eine Verminderung der Heeresauslagen forderten; ein Übergangsministerium wurde gebildet, in dem Taaffe als Minister des Innern die Wahlen leitete und der Verfassungspartei die Mehrheit im Abgeordnetenhause entriß. Wohl verfügten die vereinigten Slaven und Klerikalen anfangs nur über eine Mehrheit von 15 Stimmen, wie sich bei der Wahl in den Adreßausschuß ergab. Diese schwankenden Parteiverhältnisse ließen der Mehrheit zunächst ein vorsichtiges Auftreten rätlich erscheinen und deshalb entschloß sie sich, die Stelle eines Präsidenten einem Mitgliede der Verfassungspartei zu überlassen. Hierzu erkor sie den Grafen C., der sonach am 14. Oktober 1879 mit 338 von 341 Stimmen zu diesem Amte erhoben wurde.

Die Stellung des Grafen C. war von vornherein schwierig und wurde es immer mehr, da die Mehrheit ihre Macht allgemach schärfer ausbreitete und die Umbildung des bis dahin vorwiegend deutsch geleiteten Staates in Angriff nahm. Die Majorität verlangte, daß der Präsident die ihr gerade am Herzen liegenden parlamentarischen Geschäfte fördere, während die Opposition es ihrem Parteigenossen verargte, wenn er diesem Wunsche entsprach. Auch eine stärkere Natur hätte sich in diesem Zwiespalte nicht behaupten können. C. wollte vermitteln und ausgleichen, während die Gegensätze sich bis zu einer Heftigkeit zuzuspitzen begannen, die den Staat bis aufs tiefste zerrütten

sollten. Um ihre schwache Mehrheit zu verstärken, griff die herrschende Partei zu zweifelhaften Mitteln: sie erklärte die Wahl der drei vom oberösterreichischen Großgrundbesitz gewählten Abgeordneten für nichtig und setzte sich über den Beschluß des Reichsgerichts in dieser Angelegenheit hinweg. Dies geschah in der Sitzung vom 18. Dezember 1880, die von 7 Uhr abends bis 4 Uhr früh währte — die Opposition verzieh es dem Präsidenten nicht, daß er dieses gewalttätige Vorgehen durch seine Geschäftsführung deckte.

In ähnlichen Lagen haben die Präsidenten gesetzgebender Körperschaften, die in sachlichen Gegensatz mit der Mehrheit kamen — so Forckenbeck 1879 im Deutschen Reichstag — besser auf ihr Amt verzichtet. C. blieb und entschied auch kurz darauf, als die Schulgesetzgebung in klerikalem Sinne revidiert wurde, daß die Abänderung mit einfacher Mehrheit erfolgen könne, während die liberale Opposition darin eine Abänderung der Staatsgrundgesetze sah, die nur mit Zweidrittelmehrheit beschlossen werden könne: der Wortführer der Minderheit, Sturm, erklärte deshalb die Abstimmung für null und nichtig. C. konnte sich mit seiner Auffassung auf Autoritäten auch im liberalen Lager berufen und handelte gewiß ausschließlich nach seiner Überzeugung von der Natur des Gesetzes — aber durch alle diese Vorgänge wurde seine Stellung immer unleidlicher. Statt nun in einem freien und starken Entschlusse zurückzutreten, glaubte er lange, zwischen den Klippen hindurchschiffen zu können. Als ihn aber Herbst, der angesehenste Mann der Opposition, aus einem unbedeutenden Anlasse in seiner Weise scharf anging, legte er doch am 11. März 1881 sein Mandat zum Abgeordnetenhause und damit auch sein Amt als Präsident nieder — dadurch einen Gegensatz zu der deutschen Verfassungspartei, nicht aber zu der slavisch-klerikalen Mehrheit betonend. Stimmungen und Empfindlichkeiten waren eben bei ihm stärker als Erwägungen des politischen Verstandes. Er erklärte mit einer feinen Wendung, er habe nie gehofft, alle zufrieden zu stellen, allein er habe sich überzeugt, daß er nicht einmal wenige befriedigen könne. Damit war seine Lage allerdings treffend gezeichnet.

Die allgemeine Achtung, die sein Charakter genoß, zeigte sich in den von den Parteiführern aus diesem Anlasse gehaltenen Ansprachen; der Obmann des Clubs der deutschen Opposition, Sturm, sprach das Bedauern aus, »daß der von allen hochgeschätzte Mann sich durch die kaum überwindlichen Schwierigkeiten seiner Stellung gezwungen sah«, zurückzutreten. »Wir hegen jedoch die Hoffnung«, so fuhr er fort, »daß wir den bisherigen Präsidenten durch das Votum seiner Wähler in unseren Reihen als willkommenen Parteigenossen bald wiedersehen werden.« Diese Annahme ging jedoch nicht in Erfüllung, denn C., von der Stadt Görz wieder in den Reichsrat gewählt, trat nicht mehr in die Verfassungspartei ein. Er war persönlich — nicht ganz mit Recht — zu tief verwundet, um vergessen zu können; er blieb Wilder und hoffte, so am besten vermitteln zu können. Vielleicht wirkte auch die Rücksicht auf den Hof und auf seinen Jugendfreund Taaffe mit, gegen den er nicht in offene Opposition treten mochte; auch die immer schärfer werdenden Formen des politischen Kampfes berührten ihn unangenehm. In diesem Sinne machte er den Versuch, die in der Mitte zwischen den beiden großen Parteien stehenden Elemente zu sammeln und gründete eine Fraktion, die der Coronini-Club genannt wurde und zumeist aus italienischen Abgeordneten bestand. Es gelang ihm jedoch nicht, den ursprünglichen Kreis von etwa 20 Abgeordneten zu erweitern. Um nun diese Fraktion gewandt, schlagfertig und, wenn es not tat, auch rücksichtslos zur Geltung zu bringen, fehlten ihm viele Eigen-

schaften; er war weich, unentschlossen und zu — ehrenhaft. Da war Graf Taaffe aus gröberem Stoffe geschaffen, seine realistische Benutzung aller Verhältnisse zu Augenblickserfolgen, was er selbst als »Fortwursteln« bezeichnete, sein Feilschen mit den Fraktionen um ihre Stimmen zerrüttete zwar den Staat, sicherte ihm aber durch 14 Jahre die Macht; — Graf C. hat deshalb mit einem oft zitierten Wort vor seinen Görzer Wählern das Parlament *luogo di traffico* — einen Markt für Handelsgeschäfte — genannt. Damit trat Graf C. immer mehr in den Hintergrund, wenn er auch manche beachtenswerte Anregung gab; so 1886 in einer Rede, in der er die Niedersetzung eines Wahlgerichtshofes beantragte. Zu dieser Zeit war auch von seiner Wiederwahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses die Rede, die aber unterblieb, weil die erstarkte slavisch-klerikale Partei nicht mehr daran dachte, die Stelle einem Außenstehenden zu geben. Mit den Jahren wurde C. müde, ein unbefriedigter, eigentlich unglücklicher Mann, der seine eigenen Hoffnungen mit dem traurigen Gange der inneren Verhältnisse seines Vaterlandes begraben sah. Es war keine Rede mehr davon, daß er im Abgeordnetenhause eine starke Position gewinnen könne; deshalb nahm er im März 1897 gerne die Berufung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses an, wo er sich seinen Neigungen entsprechend der Mittelpartei anschloß. Doch nahm er selten an den Sitzungen teil, legte auch sein Mandat zum Görzer Landtag nieder und beschäftigte sich mit Vorliebe mit historischen Studien über die Geschichte der Heimat seiner Familie. Aus Anlaß der 400jährigen Feier der Vereinigung der Grafschaft Görz mit Österreich gab er die Schrift heraus »Ein Kammer-Urbar von Görz aus dem Jahre 1507« (Wien 1900). Das Jahr darauf schied er aus dem Leben. Mit seiner wohlmeinenden und etwas sentimentalen Natur in eine harte Zeit gestellt, fand er für sich nicht den geeigneten Platz zur Wirksamkeit, und daher der Mißerfolg, der nach einem anfänglich günstigen, selbst glänzenden Aufstieg seine Laufbahn bis zu Ende begleitete.

Graf C. ist auch der Verfasser einer Oper in vier Aufzügen »Aquita«, die von Ernst Tschiderer in Musik gesetzt wurde.

Heinrich Friedjung.

Arnold, Ferdinand, kgl. Oberlandesgerichtsrat a. D., * 24. Februar 1824 zu Ansbach, † 8. August 1901 zu München, war der Sohn des damaligen Appellationsgerichts-Assessors, des später berühmten Juristen und Appellationsgerichtspräsidenten Friedrich Christian Arnold und der Pfarrerstochter Kraussold aus Muggendorf. Er besuchte die Volksschule an seinem Geburtsorte und nach Versetzung seines Vaters nach Eichstätt 1838 das Gymnasium daselbst, von 1841 ab bis 1846 das Wilhelmsgymnasium in München, wohin sein Vater inzwischen als Oberappellationsgerichtsrat gekommen war. Hierauf studierte er an den Universitäten zu München und Heidelberg (1848/49) die Rechte, bestand im J. 1850 die erste juridische Prüfung und im Herbst 1853 das Staatsexamen in München mit ausgezeichnetem Erfolg. Seine erste staatliche Anstellung erhielt er 1850 in Ansbach; 1857 wurde er Bezirksgerichtsassessor in Eichstätt, 1864 Bezirksgerichtsrat, 1877 kam er als Rat zum Appellationsgericht München und verblieb als solcher dann am kgl. Oberlandesgerichte, bis er aus Gesundheitsrücksichten im September 1896 in den Ruhestand trat.

A. hatte unter der Leitung seiner vortrefflichen Eltern schon früh Sinn für Naturbetrachtung gezeigt. Anfangs sammelte er Käfer, in den Jurahöhlen Zähne und Knochen, Petrefakten, später legte er sich eine Pflanzensammlung an, lernte das Bestimmen von Phanerogamen und sammelte namentlich an-

läßlich seines Sommeraufenthaltes in Partenkirchen Alpenpflanzen, sowie um München die reiche Torfmoorflora. Gerade bei seinem Übertritt von der Mittelschule fand sich in München ein Kreis junger Botaniker, unter denen Zuccarini, der Sohn des damaligen Universitätsprofessors Josef Gerhard Zuccarini, dann der später so berühmt gewordene Moosforscher Ludwig Molendo hier genannt sein mögen. Begreiflicherweise war es A.s sehnlichster Wunsch, sich zeitlebens botanischen Studien widmen zu können, allein sein Vater wollte im Rückblicke auf die materielle Lage dies nicht gerne zugeben und wurde darin von den Professoren Dr. von Martius und Dr. O. Sendtner energisch unterstützt, so gerne diese auch des jungen Juristen botanische Neigung in jeder Weise unterstützten und seine emsig betriebenen Studien auf diesem Felde mit Rat und Tat förderten. Insbesondere widmete er sich der damals mit neuen Mitteln der Wissenschaft in Angriff genommenen Erforschung der Kryptogamen, und zwar zunächst der Moose, für welche er an W. Ph. Schimper in Straßburg und A. Braun in Freiburg i. Br. berühmte Berater gefunden hatte, und denen er auch zeitlebens die höchste Achtung und Dankbarkeit bewahrte. Dabei vernachlässigte er aber auch das Studium der Phanerogamen nicht und trat bereits als Universitätsstudent den Mitarbeitern von F. Schultz' *Herbarium normale* bei.

Als er das Berufsstudium glücklich vollendet hatte, widmete er jede freie Zeit der Botanik und machte zahlreiche Exkursionen, bei denen er neben den Moosen die bis dahin ziemlich vernachlässigten Kryptogamengruppe der Flechten zu berücksichtigen begann, für deren Studium er wieder an den in München wohnenden Lichenologen A. v. Krempelhuber und W. R. v. Zwackh wichtige Förderer seines Strebens fand, dem er dann zeitlebens treu blieb.

Bei einem i. J. 1852 ausgebrochenen Brande zog er sich eine lebensgefährliche Lungenerkrankung zu, welche ihn veranlaßte, sich im folgenden Jahre zur Wiedergewinnung seiner Gesundheit nach Muggendorf im fränkischen Jura zu begeben, wo er besonders Moose und Flechten sammelte, deren Studium er sich von nun ab vollständig widmete. Trotz der ängstlichsten Vermeidung aller anstrengenden Ausflüge und wiederholten Kuren usw., sowie der größten Vorsicht inbezug auf Kleidung, Erhitzung usw. erlangte er nie wieder seine volle Gesundheit, wenn er auch später durch seinen eisernen Willen imstande war, namentlich auf seinen Reisen im Gebirge die größten Beschwerden zu ertragen und selbst im hohen Alter noch schwere Lasten von Steinflechten mit ihrer Unterlage von den Bergen herab zu liefern vermochte. Als er im Herbste 1854 sich wieder wohler fühlte, begann er mit den berühmtesten Vertretern der Flechtenkunde seiner Zeit, mit L. R. Tulasne, J. v. Flotow, G. W. Körber, Ant. Sauter, E. Hampe, F. Laurer und A. Massalongo Tauschverbindungen anzuknüpfen, die er immer mehr und mehr erweiterte, so daß er allmählich mit allen Lichenologen der Erde in Verbindung stand, namentlich aber seit 1855 mit Ph. Hepp und W. Nylander einen regen, bis zu ihrem Tode reichenden innigen Verkehr unterhielt. Schon nach kurzer Zeit, 1855, wurde ihm die erste Anerkennung seines unermüdlichen Forschens zuteil, indem ihm die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften eine Unterstützung von 100 fl. zum Zwecke botanischer Untersuchungen im fränkischen Jura (Streitberg, Muggendorf) bewilligte mit dem Wunsche, Moose, Lebermoose und Flechten möglichst genau, vollständig und reichlich einzusammeln. Dazu war er wie geschaffen — und jene Stunden haben den Grund gelegt zur weiteren Erforschung der Moos- und Flechtenflora des fränkischen Jura,

welche er, wie dies in seinem Charakter gelegen war, bis ans Ende seines Lebens fortsetzte, so daß diese Gegend nun in dieser Hinsicht zu den besterforschten Teilen Deutschlands zählt. Die wissenschaftliche Ausbeute wurde in genauester Weise bearbeitet und veröffentlicht (1, 2, 3), das Materiale als Tauschmateriale für alle Lichenologen von Namen benutzt und zahlreiche neue Verbindungen für das Leben angeknüpft, so mit S. Almquist, Chr. Stenhammar, S. O. Lindberg, Th. Fries, W. A. Leighton, W. Mudd, M. Anzi, G. Lahm und, E. Stizenberger. In dem Maße, in welchem seine Beziehungen zu den Lichenologen wuchsen, in demselben Maße trat nun sein ehemaliges Interesse für die Moose zurück und A. war einer der ersten, welche als Lichenologen von den neuentdeckten Hilfen des Mikroskops und der chemischen Reaktionen ausgiebigen und fruchtbringenden Gebrauch machten. Erst nur die Flechten eines nähergelegenen Punktes, Hütting in Schwaben, behandelnd (4), untersuchte er später die von Molendo i. J. 1864 in der Gegend von Buchenstein und Predazzo gemachte Flechtenausbeute (5), welche, zwar wohl nur nebenbei und ohne Spezialkenntnis gesammelt, nur einen dürftigen, aber trotzdem vielversprechenden Einblick in jene überaus reiche und interessante Lichenenflora gewährte. Zweifellos ist es wesentlich dieser Anregung zu verdanken, daß A. sich in der Folge der lichenologischen Erforschung der Alpen, zunächst (1864) der bayerischen Kalkalpen zuwandte. Mit dem Jahre 1866 begann er dann seine fast ununterbrochene, durch mehr als drei Dezennien bis an sein Lebensende fortgeführten »lichenologischen Ausflüge« nach Tirol. »Jenes Zeitatom, welches man Urlaub nennt«, wie er sich einmal ausdrückte, das jedoch immerhin alljährlich 4—6 Wochen betrug, ward fortan diesem in seiner Art unermeßlichen Ziele zugewandt und in jedem Sommer eine bestimmte, reiflichst erwogene Aufgabe vorgenommen. Nach Hause zurückgekehrt, bearbeitete er dann meist im Laufe des folgenden Winters seine Ausbeute, und diese unendlich gewissenhaft, ja minutiös genau ausgearbeiteten Sammelberichte oder besser gesagt Lokalfloren wurden dann in einer viele Nachträge und Zusätze enthaltenden Reihe von Aufsätzen zum Teil systematisch kritischen (6), zum Teil floristischen Inhalts (7) veröffentlicht — eine äußerst mühselige, der Wissenschaft aber in hohem Grade wertvolle Arbeit, die ihn allmählich weit hinaus über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt gemacht hat. Seit seiner Versetzung nach München bildete die Lichenenflora der Umgebung dieser Stadt das Hauptfeld seiner Forschungen; die hierüber verfaßten, auf eigene Kosten gedruckten Publikationen (12) zeigen uns eine ganz einzig dastehende Vertiefung in den behandelten Gegenstand. Die ungewöhnlichsten Substrate, zu deren Erreichung alle nur erfindbaren Mittel angewendet werden mußten, z. B., um nur Eines zu erwähnen, Dachziegel der Frauenkirche, gelangten zur Untersuchung, überdies wurden literarische und archivalische Studien mit staunenswerter Vielseitigkeit betrieben und auf Grund derselben die Wandlungen der Vegetation in historischer und prähistorischer Zeit auf das geistreichste studiert und kommentiert, wobei oft genug die Größe der Gesichtspunkte und der Ideen von der scheinbaren Kleinlichkeit der Lichenenforschung auf das seltsamste sich abhebt.

Zum Teil durch Zusendungen, zum Teil nach eigenem Finden veröffentlichte er zunächst die Laubmoose des fränkischen Jura (10), dann Aufsätze über die Flechten von Portugal (8), Krain und dem Küstenlande (9), Labrador (15) und den Ararat (16); ein einziges Mal ließ er sich zu einer Einzelbeschreibung einer Art herbei (16). Der Gründlichkeit seines Charakters

entsprach es, zu allen lichenologisch-floristischen Arbeiten, wo nur immer möglich, die Originalexemplare der neu beschriebenen oder durch kritische Untersuchungen behandelten Arten und Formen in Verkehr zu setzen, und so entstanden seine prächtig aufgelegten und ebenso reich ausgestatteten *Lichenes exsiccatae*, welche vom Jahre 1859 ab bis nahe an seinen Tod im ganzen 1815 Nummern zählend, er in etwa 50 Exemplaren herausgab und an Lichenologen und wissenschaftliche Institute verschenkte. Auch fremde Forscher, namentlich schwedische, trugen dazu vielfach bei (20); daneben wurde eine Parallelsammlung mit Flechten von München in 493 Nummern ausgegeben (21). In Form eines Inhaltsverzeichnisses, tatsächlich aber eine Fülle von Kritik enthaltend, veröffentlichte er zweimal eine Übersicht des Gebotenen (13), ferner eigens die ihm von seinem Jugendfreunde Dr. H. Rehm überlassenen Cladonien (14) und Lichtdrucktafeln von Originalexemplaren von Cladonien (22), eine mit sehr erheblichem pekuniären Aufwande verbundene, wissenschaftlich äußerst wertvolle Beigabe, welche durch die Monographie von E. Wainio bleibende Bedeutung gewonnen hat. Außerdem lieferte er vier Nekrologe (17—19), wenn man diese Biographien so nennen darf und zwei Bücherbesprechungen (23, 24); auch diese Arbeiten tragen den Stempel vollster Wissenschaftlichkeit und daß er bis nahe an sein Lebensende auch seiner allerersten Lieblinge, der Phanerogamen, nicht vergaß, das beweisen die zahlreichen Beiträge, welche er seinem Freunde G. Wœrlein zur Flora des Isartales geliefert hat.

Die geleistete Arbeitssumme setzt uns um so mehr in Erstaunen, als A. in seiner Zeit durch Berufsgeschäfte andauernd auf das empfindlichste beinflußt war, wozu sich später auch physische Gebrechen gesellten, welche den Studien nicht nur in der freien Natur, sondern auch am Arbeitstische hinderlich waren, auch die durch das unausgesetzte Mikroskopieren geschwächten Augen erheischten dringendst schonende Behandlung, wodurch ihm unter anderem in den letzten Jahren seines Lebens das Lesen bei Lampenlicht unmöglich gemacht wurde.

A. war ein Mann der Wissenschaft durch und durch, voll des ernstesten uneigennützigen Strebens, und sie hat ihm auch seinen Namen in einer Flechtengattung *Arnoldia* verewigt. Außerdem tragen nicht wenige Flechten, Pilze und ein Moos seinen Namen, so: *Psorotichia Arnoldiana Hepp, Lecidea Arnoldiana DT. et Sarnth., Biatornia Arnoldi Kremph., Bacidia Arnoldiana Koerb., Tichothecium Arnoldi Mass., Tryblidiopsis Arnoldiana Rehm, Leciographa Arnoldi Rehm und Brachythecium Arnoldianum Mdo.* Aber auch andererseits wurden ihm Ehren zuteil: so promovierte ihn die Universität München am 17. Mai 1889 »*proprio motu facultatis ob eximium in perscrutandis lichenibus acumen et ingenium*« zum Dr. phil. h. c.; die Akademie der Wissenschaften in Stockholm verlieh ihm 1884 die goldene Linnéische Medaille, die Universität Upsala am 1. November 1895 die Medaille zur Erinnerung an die 400jährige Stiftung derselben, der Prinzregent von Bayern am 30. Dezember 1890 den Verdienstorden vom heiligen Michael 4. Klasse und der Kaiser von Rußland am 20. Februar 1899 den Annaorden 2. Klasse. Von vielen gelehrten Gesellschaften war er korrespondierendes und Ehrenmitglied.

Die Person A.s wird am schönsten in den Worten Dr. Rehms geschildert: »Unvermählt, war er doch im nahen Anschlusse immer an seine Familie verblieben und genoß deren Vorteile. Aber in seiner eigenen Häuslichkeit war er der alleinige Herrscher und selbst der letzte Stuhl gehörte noch für Flechtenpäcke, sodaß er zum Empfang von Besuchern nicht eingerichtet war. In

regelmäßiger Art war von früh am Morgen die Zeit zur Arbeit geteilt, seine Lebensweise die einfachste, fern von allen sogenannten Vergnügungen. Nur wer Gelegenheit hatte, etwa nach vollbrachtem Tagewerk in den Alpen mit ihm beisammen zu sein, mußte staunen ob seiner allgemeinen Bildung und Literaturkenntnis, seines scharfen Urteils, seines vortrefflichen Gedächtnisses und Mutterwitzes, der ihn zur allgemeinen Unterhaltung beliebt machte. Er war wohlvertraut mit allem, was in Kunst und Wissenschaft vorging, hörte gern Neues und war der treueste Freund, seinerzeit ein freisinniger Student, ein solcher und echt deutscher Mann sein ganzes Leben lang.« Auch mit deutschen und fremdländischen Klassikern beschäftigte er sich eingehend. Bezüglich seiner Gewissenhaftigkeit als Sammler bemerkt Dr. Holzer, daß er von Feld und Wald nie mehr mitnahm, als er zum Studium brauchte und nie nahm er ohne Erlaubnis eine Pflanze mit, von der er glaubte, daß sie für den Eigentümer auch nur einen minimalen Wert habe. Wenn von einer Mauer, einem Zaune oder gar von einem Schindeldache eine Flechte geholt werden sollte, so suchte er um Erlaubnis nach und bezahlte bei Beanspruchung von Beihilfe so reichlich, daß die Empfänger über die für materiell ganz wertlose Gegenstände gereichten Summen ganz erstaunt waren. Gerade diese Gewissenhaftigkeit aber bildet den Hauptcharakterzug A.s im privaten, wie im wissenschaftlichen Leben.

Verzeichnis von F. Arnolds Schriften. 1. Über die Laubmoose des Fränkischen Jura in: Flora 1856 u. 1860. 2. Die Lichenen des Fränkischen Jura in: Flora 1858—1877, 1884—85; auch in: Denkschrift. bayr. bot. Ges. in Regensburg, VI (1890) p. 33—61. 3. *Lichenes britannici exsiccati*, herausgegeben von W. A. Leighton (Kritik) in: Flora 1861 u. 1863. 4. Die Lichenen bei Hütting in Schwaben in: Flora 1861. 5. Lichenen aus dem südlichen Tirol, gesammelt von Molendo in: Verh. zool. bot. Ges. Wien XIV (1864) p. 458—462. 6. Lichenologische Fragmente in: Flora 1867 bis 1888, ferner: Österr. bot. Zeitschr. 1891—96, 1899. 7. Lichenologische Ausflüge in: Verh. zool. bot. Ges. in Wien 1868—80, 1886—97. 8. *Lichenes Lusitaniae* in: Flora 1868 p. 241—250. 9. Flechten aus Krain und Küstenland, gesammelt von Glowacki in: Verh. zool. bot. Ges. Wien XX (1870) p. 431—468. 10. Die Laubmoose des Fränkischen Jura in: Flora 1877. 11. *Muellerella thallophila* n. sp. in: Flora 1888 p. 14. 12. Zur Lichenenflora von München in: Ber. bayer. bot. Ges. München 1891, 1892, 1897—1902. 13. *Lichenes exsiccatae* in: Ber. bayer. bot. Ges. in München 1894 u. 1899. 14. Dr. Rehm, *Cladoniae exsiccati* in: Ber. bayer. bot. Ges. München 1896. 15. Labrador. München 1896 (Beilage zur Österr. bot. Zeitschr. 1896). 16. Flechten auf dem Ararat in: Bull. herb. Boissier V (1897) p. 631—33. 17. August von Krempelhuber in: *Nova Acta acad. cur.* XIX (1883) p. 34—38. 18. Zur Erinnerung an F. X. Freiherrn von Wulfen in: Verh. zool. bot. Ges. in Wien XXXII. (1872) p. 143—174. 19. William Nylander und A. Massalongo in: Ber. bayer. bot. Ges. München VII (1890) p. 1—8. 20. *Lichenes exsiccati* No. 1—1815 (1859—1900). 21. *Lichenes Monacenses exsiccati* No. 1—493 (1889—1897). 22. Lichtdrucktafeln von Cladonien nach Photographien. 23. Koerber, *Systema Lichenum* (1855) und *Parerga* in: Flora 1863 p. 139—143. 24. Sauter, Ant., Flora des Herzogtums Salzburg, IV. Teil Flechten in: Flora 1873 p. 474—477.

Quellenverzeichnis zur Biographie. 1. Bote für Tirol und Vorarlberg 1901 Extrabeilage Nr. 210 (von Dr. K. W. v. Dalla Torre und Sarnthein, L. Graf von). 2. Leopoldina XXXVII (1901) p. 74—78 (von L. Radlkofer). 3. Berichte der bayer. bot. Gesellschaft in München XIII (1902) p. 16—24 mit Lichtbild (von Dr. Holzer). Reproduktion des Lichtbildes in Dalla Torre, K. W. v. und Sarnthein, L. Graf v., Flora von Tirol, Vorarlberg und Liechtenstein Bd. IV (1902). 4. *Hedwigia* XLI (1902) p. 72—79 (von Dr. H. Rehm).

Dr. K. W. v. Dalla Torre (Innsbruck).

Uhlhorn, Johann Gerhard Wilhelm, * 17. Februar 1826 in Osnabrück, † 15. Dezember 1901 in Hannover als Oberkonsistorialrat und Abt von Lokkum. — Die hannoversche Landeskirche hat in U. einen ihrer bedeutendsten Vertreter

und Führer verloren, wie ihr bisher nur wenige gegeben gewesen sind. U. entstammte einfachen bürgerlichen Verhältnissen — sein Vater war Schuhmachermeister in Osnabrück —, in seiner Kindheit konnte man nicht ahnen, daß der zarte und schwächliche Knabe zu einem so großen und vielseitigen Lebenswerk und zu solch rüstiger Lebenskraft bis ins hohe Alter bestimmt sein sollte. Nach Absolvierung seiner akademischen Studien trat er, 23jährig, 1849 als Repetent und bald darauf als Privatdozent in die theol. Fakultät der Landesuniversität Göttingen; seine Lehrtätigkeit erstreckte sich hier auch auf alttestamentliche Fächer, die er allerdings in seiner späteren ungewöhnlich reichen literarischen Produktion nicht weiter angebaut hat. Seine Predigten in der Universitätskirche zogen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn und veranlaßten 1855 seine Berufung nach der Landeshauptstadt als Hilfsprediger an der Schloßkirche und zugleich als Hilfsarbeiter im Konsistorium. Zeitlebens ist ihm die geistliche Arbeit nach den drei Richtungen: als wissenschaftlicher Theologe, als Prediger und Seelsorger und als hervorragender Vertreter der Kirchenleitung das Feld seiner Tätigkeit geblieben. Auf theologisch-literarischem Gebiet ist es besonders die Kirchengeschichte, die ihm eine Anzahl gründlicher und bedeutsam fördernder Werke verdankt: die altchristliche Zeit, nach einigen Jugendarbeiten über die pseudoklementinischen und ignatianischen Fragen (1854), die umfassende Darstellung der drei ersten christlichen Jahrhunderte in seinem »Kampf des Christentums mit dem Heidentum« (6. Aufl. 1899); das Mittelalter in einem seiner letzten Bücher: »Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt« (1897); die Reformationszeit in seiner Monographie über Urbanus Rhegius (1861); die neuere Zeit wie die Gesamtgeschichte in seiner dreibändigen »Geschichte der christlichen Liebestätigkeit« (1882—90, 2. Aufl. 1895); endlich die Spezialgeschichte seiner Heimatkirche: »Hannoversche Kirchengeschichte« (1902), das letzte Werk, das ihm eben noch vor seinem Tode zu vollenden vergönnt war. Den konfessionellen Gegensatz der Reformationskirche und des Papsttums beleuchtete er, neben einer Reihe von Vorträgen über »die hauptsächlichsten Unterscheidungslehren« (Braunschweig, 1888), die er im Winter 1887/88 hielt, bezw. veranlaßte, auf dem praktischen Gebiet: »Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage« (1887) und: »Die römisch-katholische und evangelische Sittlichkeit«; der Symbolik und systematischen Theologie gehören weiter an die Monographien von der »Auferstehung Jesu«, der »Lehre von den letzten Dingen«, »Der irdische Beruf der Christen« und die kritische Übersicht über die neueren »Darstellungen des Lebens Jesu«. Für die praktische Theologie und die Vorbildung in ihr wurde sein Referat: »Die praktische Vorbereitung der Kandidaten für das Pfarr- und Schulinspektoratsamt« (1886, 2. Aufl. 1887) im Verein mit der 1878 ihm übertragenen Oberleitung des vielfach vorbildlichen Predigerseminars im Kloster Lokkum und der Neueinrichtung eines solchen in Erichsburg (1891) von besonderer Wichtigkeit. Der liturgischen Reform der Gottesdienstordnung hat seine »Agende nach den Ordnungen der evangel.-lutherischen Kirche der Provinz Hannover« (1889) vollzogen, während es ihm auf dem Gebiete der Katechismusreform, insbesondere infolge des Katechismussturmes v. J. 1862, versagt blieb, seine Gedanken durchzusetzen; doch hat er wenigstens in seinen »Täglichen Andachten nach dem hannoverschen Lektionar und dem kleinen Katechismus Luthers« (1895) den Katechismusstoff der Gemeinde näher zu bringen, eine Art Ersatz für eine Katechismusauslegung zu bieten versucht. Drei Bände Predigten, die in 2. Aufl. vorliegen (»Predigten auf alle Sonntage

und Festtage«, »Gnade und Wahrheit«: I. Evangelien- und II. Epistelpredigten in je 1 Bd.) geben Einblick in seine kraftvolle homiletische Eigenart. —

Als 1866 sein Königshaus den hannoverschen Thron verlor, hat man ihm von gewisser Seite aus es wohl zum Vorwurf gemacht, daß er als Oberhofprediger und Seelsorger nicht mit der Familie des bisherigen Landesfürsten in die Verbannung ging, sondern sich als Mann des Kirchenregiments den neugeschaffenen staatlichen Verhältnissen anpaßte und im Kirchenamt verblieb. Aber der Erfolg seiner umfassenden Tätigkeit in der Verwaltung und Leitung seiner Provinzialkirche, der er 1864 ihre Synodalvertretung, 1866 ihr Landeskonsistorium mitgeschaffen und überdies im Verband der Preußischen Landeskirche ihre partikularistische Sonderstellung und in manchem Lehrprozeß ihre lutherische Rechtgläubigkeit mit zäher Energie zu wahren wußte, hat seinen Entschluß des Ausharrens subjektiv gerechtfertigt. In der Eisenacher Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen hat er ebenso durch seine vielerfahrene und geschlossene Persönlichkeit eine einflußreiche Stellung eingenommen. Sein 50jähriges Dienstjubiläum am 17. April 1899 brachte ihm auch an äußerer Ehre und Anerkennung ein reichlich Teil; die Trauerfeier für den Verewigten in der Stiftskirche zu Lokkum am 19. Dezember 1901 sah wiederum eine glänzende Versammlung seiner Verehrer und Freunde vereinigt. Sein Gedächtnis, das für kirchlich liberale Beurteiler allerdings mit manchem Schatten verbunden ist (Veeck, im Deutschen Protestantenblatt 1899 Nr. 18, 1902 Nr. 2), wird ihn doch als das eines der charaktervollsten Vertreter des Luthertums im 19. Jahrhundert fortleben lassen.

Brückmann, in »Allg. ev. luth. Kirchenzeitg.« 1902, 29—36.

Kohlschmidt.

Plath, Karl Heinrich Christian, * 8. September 1829 in Bromberg, † 10. Juli 1901 in Friedenau bei Berlin als Direktor der Goßnerschen Mission (Berlin II). — Nach Abschluß seiner theologischen und philologischen Studien trat P. 1856 in das Doppelamt eines Hilfsgeistlichen und Religionslehrers an der Latina der Franckeschen Stiftungen in Halle sowie des II. Geistlichen an der Georgskirche in Glaucha bei Halle. Dazu wurde ihm nach fünf Jahren noch das Amt eines Anstaltsgeistlichen an dem Königl. Kammergerichtsgefängnis übertragen. Doch bald folgte er (1863) einem Ruf als Inspektor der 1824 begründeten älteren Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I), die damals ihre Missionsarbeit nur in Südafrika betrieb und seit 1857 unter dem Inspektorat Wallmanns eine lebhafte Tätigkeit auch in der Heimat zu entwickeln begonnen batte. P. suchte und fand in Berlin bald auch Fühlung mit akademischen Kreisen und der studierenden Jugend, indem er sich nach Promotion zum Licentiaten als Privatdozent habilitierte. Doch gewann 1871 die Goßnersche Missionsgesellschaft (Berlin II, gegr. 1836) mit ihrem Arbeitsfelde am Ganges und unter den Kols in Ostindien ihn als leitenden Inspektor, nachdem 1868 insbesondere die Kolsmission eine schwere Krisis zu bestehen gehabt. Es gelang P. in diesem Amt (bis 1892) in weiten Kreisen für das Missionswerk seiner Gesellschaft Interesse und werktätige Mithülfe zu wecken, durch dreimaligen Besuch der beiden Arbeitsfelder selbst in seiner Liebe und seinem Urteil bewährt und geklärt. In Anerkennung seiner akademischen Tätigkeit wurde ihm 1882 vom Minister der geistlichen Angelegenheiten der Charakter als Professor verliehen; 1896, 40 Jahre nach Eintritt ins geistliche Amt, fügte dem die theologische Fakultät in Greifswald die Ernennung zum

Doktor der Theologie hon. c. hinzu. Seine wiederholte Berufung in die brandenburgische Provinzialsynode, sowie einmal auch als Mitglied der Generalsynode gab ihm Gelegenheit, auch vor diesen Körperschaften die Missionssache zu vertreten. — Im August 1900 traf ihn ein Schlaganfall, dessen Folgen er in Jahresfrist erlag. — Aus seiner reichen literarischen Tätigkeit seien als Schriften von allgemeinem Interesse hervorgehoben die Monographie: »Goßners Segensspuren in Nordindien« (Brl. 1896) und die Abhandlung: »Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche?« (Brl. 1892) als gedankenreicher und geschichtskundiger Beitrag zur 400jährigen Gedenkfeier der Entdeckung der neuen Welt. Kohlschmidt.

Langen, Joseph, Prof. Dr., * 3. Juni 1837 in Köln, † 13. Juli 1901 als (altkath.) Professor der Theologie in Bonn. — Nach Vollendung seiner theologischen Studien in Bonn wurde L. 1859 zum Priester geweiht und trat zuerst als Kaplan in Wevelinghoven bei Neuß ins geistliche Amt; doch bereits im folgenden Jahre kam er als Kaplan nach Bonn, wo er zugleich Repetent am kath.-theol. Konvikt wurde. 1861 habilitierte er sich bei der dortigen theol. Fakultät und wurde 1864 zum außerordentlichen, nach drei Jahren zum ordentlichen Professor für Exegese des N. T. befördert. 1869—70 gehörte er zu den Führern der altkatholischen antiultramontanen Bewegung gegen das Vatikanische Konzil und wurde infolge dessen 1872 mit seinen Kollegen Hilgers und Reusch vom Kölner Erzbischof Melchers exkommuniziert. Er schloß sich hierauf in vollster Überzeugung der altkatholischen Gemeinschaft an und war neben seinem akademischen Lehrauftrag, dem er die kirchenhistorische und moraltheologische Disziplin hinzufügte, auch vielfach in der Bonner Gemeinde als Prediger und Seelsorger tätig. Seit Aufhebung des Cölibatzwanges für die altkath. Geistlichen durch die Synode von 1878, doch aus tieferen Motiven, die in der Richtung seiner historisch-theologischen Wissenschaft lagen, zog er sich von der praktischen Betätigung am Gemeindeleben zurück, blieb aber nach wie vor mit den Leitern des deutschen Altkatholizismus in freundschaftlicher Verbindung und zählt durch seine gediegenen wissenschaftlichen Werke zu den hervorragendsten Vorkämpfern eines geistesfreien religiösen Katholizismus im letzten Jahrhundert. Sein neutestamentliches Spezialgebiet behandeln: »Grundriß der Einleitung in das N. T.«, 1868, II. Aufl. 1873; »Die letzten Lebenstage Jesu«, »Das Judentum zur Zeit Jesu«. Von demselben Boden aus bekämpfte er die Unfehlbarkeitslehre des vatikanischen Konzils in seinen Schriften: »Das Vatikanische Dogma von dem Universalepiskopat und der Unfehlbarkeit des Papstes in seinem Verhältnis zum N. T. und der kirchlichen Überlieferung« (1871—76); »Die Kirchenväter und das N. T., Beiträge zur Geschichte der Erklärung der wichtigsten neutest. Stellen« (1874); »Die Clemensromane, ihre Entstehung und ihre Tendenzen« (1890). Das Problem der Trennung des orientalischen und des abendländischen Katholizismus und der in den sog. Bonner Unionskonferenzen angebahnten Wiedervereinigung beleuchtete er in den Monographien über: »Die trinitarische Lehrdifferenz zwischen der abend- und morgenländischen Kirche« (1876) und über den großen Dogmatiker der orthodoxen Orientkirche: »Johann von Damaskus« (1879). Sein eigentliches Lebenswerk aber wurden die vier Bände: »Geschichte der römischen Kirche« (1881—93), die er von den Anfängen unter Petrus bis zum Abschluß des Papalsystems mit dem Tode Innocenz III. (1216) mit allen Mitteln historischer Kritik dargestellt hat. — Außerdem publizierte er

vor allem in dem wissenschaftlichen Hauptorgan des Altkatholizismus, der Berner »*Revue internationale de Théologie*«, zahlreiche kleine Aufsätze kirchen- und zeitgeschichtlichen Inhalts, meist in polemischer Richtung gegen das Papsttum, doch auch gegen den Materialismus einer breiten modernen Geistesströmung. — Mit Unrecht suchte die römisch-katholische Kirche bei seinem Begräbnis Hand auf ihn zu legen, indem die römisch-katholische Schwester des Entschlafenen die Leiche in aller Stille nach Köln überführen und dort in der Familiengruft beisetzen ließ, wodurch eine altkatholische Begräbnisfeier sowie eine größere Beteiligung der Universität und der Gemeinde ausgeschlossen war. Doch hat am 24. Juli Bischof Weber für den alten Freund den Gedächtnis-Trauergottesdienst gehalten; auch haben zahlreiche Nachrufe seine bleibende innere Zugehörigkeit zur altkatholischen Gemeinschaft dargetan.

Goetz in »Beilage zur Allg. Ztg.« 1901 No. 166; »Altkath. Volksblatt« 1901 No. 29—31, 34, 35; »*Revue intern. de Théol.*« 1901, 658—59. Kohlschmidt.

Fliedner, Fritz, * 10. Juni 1845 in Kaiserwerth, † 25. April 1901 in Madrid als Gesandtschaftsprediger. — Als Sohn des weit über Deutschland hinaus bekannten Gründers der protestantischen Diakonissensache, insbesondere der Kaiserswerther Anstalten, Theodor F., hatte Fritz F. einen rastlosen Eifer für werktätiges evangelisches Christentum als Vatererbe in sich aufgenommen. Eine Studienreise, die ihn nach seiner Gymnasialzeit in Gütersloh und nach Abschluß seines theologischen Fachstudiums in Halle und Tübingen, und nachdem er 1866 als Felddiakon in den böhmischen Choleralazaretten tätig gewesen, 1869 als Kandidaten über Italien nach Spanien führte, wurde für sein Leben entscheidend; in die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1870 als derzeitig bester Kenner der spanischen Verhältnisse von der preußischen Regierung als Gesandtschaftsprediger in Madrid erwählt und hat dort, zugleich von dem Berliner Evangelisationskomitee gewonnen, für die Evangelisation Spaniens in ungewöhnlich ausdauernder und erfolgreicher Arbeit fast ein Menschenalter gewirkt, durch vielfache Reisen in der deutschen Heimat wie in außerdeutschen evangelischen Ländern bis zur Selbstaufopferung bemüht, die Mittel für sein Werk und dessen Sicherstellung für die Zukunft aufzubringen. »Er war der rechte Mann an seinem Platze. Zu den großen Aufgaben, die hier seiner harrten, befähigte ihn seine große natürliche Begabung, sein Organisationstalent, seine Sprachengabe, seine Gewandtheit mit Wort und Schrift, sein reiches, von den Spaniern so oft bewundertes Wissen, seine eiserne Energie, vor allem aber die Kraft seines Glaubens, der nie verzagte, und die Unermüdlichkeit seiner Liebe, ... um die kleinen Häuflein evangelischer Christen, die in ganz Spanien verstreut sind, mit seinem Wort zu erbauen und mit seinem Eintreten gegen römische Verfolgungswut zu schützen.«

Um den Spaniern das Evangelium nahe zu bringen, schuf er zunächst ein bis dahin verrufenes Tanzlokal in der Calatravastraße zur Kirche um und richtete in den übrigen Räumen des Gebäudes eine Schule für Knaben und Mädchen, sowie ein Knaben- und Mädchenwaisenhaus, eine Kleinkinderbewahranstalt und ein Hospital ein. Weiter gelang es ihm, in einem der ärmsten Stadtteile, in der Meson de Paredesstraße, eine dreiklassige Schule für Knaben, Mädchen und Kleinkinder ins Leben zu rufen; ihr ist neuerdings sogar in stattlichem Gebäude auf der Höhe Madrids ein Gymnasium mit Jugendheim »*el porvenir*«, die Zukunft, gefolgt, um sowohl auf die gebildete spanische Jugend Einfluß zu gewinnen, als auch eingeborene spanische Lehrer und

Evangelisten heranzubilden. Seiner vielseitigen und vielfach äußerst mühseligen praktischen Arbeit ging fleißige literarische Tätigkeit zur Seite: Er gab für die gebildeten Kreise die »*Rivista christiana*«, für die Jugend den »*Amigo de la infancia*« heraus, arbeitete an der Revision der spanischen Bibelübersetzung, übertrug viele der besten evangelischen Kirchenlieder sowie eine Reihe evangelischer Schriften ins Spanische, vielfach auch selbst als Dichter tätig (Blätter und Blüten, 1885; Zweiter Strauß 1897). Den Freunden in der Heimat, insbesondere den drei für sein Werk arbeitenden Komittees in Berlin, Stuttgart und Barmen, gab er regelmäßigen Bericht über den Fortgang in seinen »Blättern aus Spanien« (90 Hefte) sowie in größeren Aufsätzen: »Das Evangelium in römischen Landen« (Gütersloher Jahrb. 2, 255—304); »Römische Missionspraxis auf den Karolinen«, 3. Aufl. 1890; in seinen »Erzählungen aus Spanien« 1895 und 97. Sein Werden und Wirken endlich hat er in der Selbstbiographie: »Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen« (5. Aufl. 1902, Brl., 2 Bde.) niedergelegt. Beim 2. Bande derselben nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand; sein Sohn Theodor, der Nachfolger im Werk des Vaters, hat sie pietätvoll zu Ende geführt.

Nachruf für Pastor Fritz F. in Madrid nebst Aufruf zur Fortführung seines Werks, vom Vorstand des Vereins zur Förderung des Evangeliums in Spanien. Berlin, Mai 1901.

Kohlschmidt.

Brecht, Theodor, * 17. Sept. 1855 in Garrweiler bei Nagold im Schwarzwald, † 28. Aug. 1901 als Stadtpfarrer in Groß-Sachsenheim bei Heilbronn. — Seine Jugend verlebte B. in engen Verhältnissen seines Vaterhauses — sein Vater war Landschullehrer — und auf der Lateinschule zu Ebingen auf der Alb, nach deren sechsjährigem Besuch er auf das Seminar in Blaubeuren übersiedelte. Dort verlebte er inmitten einer herrlichen Natur und in Gemeinschaft gleichgestimmter Altersgenossen voll jugendfrischer Begeisterung die große Zeit von 1870 und 71, um dann 1873—1877 in Tübingen seine theologischen Studien unter Weizsäcker und Beck zu vollenden, währenddem ihm auch von den Historikern Noorden und Gutschmid reiche Förderung geboten wurde. Im Herbst 1878 trat er als Pfarrverweser in Birkenfeld sein erstes geistliches Amt an, von dort bald nach Meßstetten auf der rauhen Alb versetzt, wo ihm die sozialen Nöte des Landvolkes noch näher traten, als in seiner Heimat. Für ein Semester nach Tübingen zurückgekehrt, um Philologie zu studieren, wurde er doch vom geistlichen Beruf aufs neue angezogen, arbeitete seit Sommer 1880 zwei Jahre als Pfarrverweser in Schura, einem tüchtigen Bauerndorf im Oberamt Tuttlingen, und wurde nach wohlbestandener zweiter Dienstprüfung im Oktober 1882 mit der kleinen Pfarrei Oberkochen betraut. Reichliche Muße und starker Arbeitstrieb gaben ihm hier Gelegenheit zu umfassenden Studien auf kirchen- und konfessionsgeschichtlichem, wie auf sozialpolitischem Gebiet. So publizierte er 1885 seine erste selbständige Schrift: »Reform — nicht Revolution! Nüchterne Vorschläge einer Reform der Arbeiterverhältnisse«, in der er für Hebung der Arbeiterfachbildung und Arbeiterkoalition zur Gründung eigener Fabrikbetriebe eintrat. Doch bald nahm die konfessionelle Frage, die insbesondere durch das Anwachsen des Ultramontanismus in Württemberg brennend wurde, die Arbeit des Gustav Adolph-Vereins und des unter B.s Mitwirkung 1886/87 begründeten Evangelischen Bundes sein Interesse und seine Kraft voll in Anspruch. Die Herausgabe der sog. »Grünen Hefte«, »Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse in Württemberg« (Halle, Strien), durch die der literarischen Aufgabe

Richtung seiner Arbeit; die Verbindung mit dem damals in Göttingen vielgefeierten englischen Philosophie-Historiker Theodor Merz führte ihn, nach eingehender Beschäftigung mit Kant, auf Schleiermacher. Der Verkehr insbesondere in dem gastfreundlichen Hause von Ernst Curtius brachte ihn zugleich den übrigen Geistesgrößen des damaligen Göttingen nahe. Die letzte Zeit seines akademischen Trienniums verlebte er auf der hessischen Heimatuniversität Gießen, wo er sich vor allen an Dillmann und Gaß anschloß. Dem ersten theologischen Examen folgte das praktischen Studien gewidmete Lehrjahr auf dem Friedberger Predigerseminar, auch hier im Kreise seiner Kommilitonen in führender Stellung; seine Abschiedsrede, die er in ihrem Namen hielt, wurde in die Denkschrift des Seminars aufgenommen. Nach wohlbestandener Staatsprüfung 1868 wurde ihm das Amt eines Religionslehrers am Gymnasium in Worms zugleich mit einem Predigtauftrag (»Mitprediger«) übertragen. Durch eine Dissertation über Schleiermachers philosophischen Gottesbegriff erwarb er sich die philosophische Doktorwürde in Göttingen. Der Krieg von 1870/71 unterbrach nur vorübergehend durch Mittätigkeit in Lazaretten und bei Verwundetentransporten seine fleißige theologische Arbeit, aus welcher eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften (über Schleiermacher, Kant, die Wunderfrage) erwuchs; letzterem Gegenstand war auch seine erste selbständige Schrift: »Der Wunderbegriff des Neuen Testaments« (1871) gewidmet, noch im Sinne der Vermittelungstheologie apologetisch gehalten. Seine weitere Beschäftigung mit Schleiermacher führte zu dem zweibändigen Werke: »Schleiermachers Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen« (1876 u. 1878), das ihm auf Ritschls Empfehlung den Weg zum akademischen Lehramt durch die Berufung nach Bonn (1876) eröffnete. Zwischenein behandelte er noch, neben einer weiteren Schleiermacher-Monographie (»Schleiermacher und die Frage nach dem Wesen der Religion« 1877), den »Freigeist aus dem Pietismus«, C. Dippel, als »Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Aufklärung« (1882). Aus erfolgreicher theologischer Lehrtätigkeit wurde er indes schon im Lutherjahre 1883, als er als Dekan der theologischen Fakultät seine vielberufene Lutherfestrede zu einer scharf akzentuierten Buß- und Strafrede über die Kirchenbildung der Reformationszeit und der Gegenwart werden ließ, hinausgedrängt; doch nahm die durch vielseitigsten Widerspruch hochgradig gespannte Situation, die von ihm selbst durch die Herausgabe der schroffen und wissenschaftlich nicht genügend fundierten Schrift: »Über das Wesen der Religion und die Gesetze der Kirchenbildung« (1886) noch wesentlich verschärft ward, für ihn durch das Entgegenkommen der Regierung die befriedigende Lösung, daß ihm auf seinen Antrag 1888 der Übertritt in die philosophische Fakultät mit besonderem Lehrauftrag der religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Disziplinen ermöglicht wurde, nachdem er durch den Vortrag: »Der Kampf um die Seligkeit« (1888) gewissermaßen vom spezifisch theologischen Gebiet Abschied genommen hatte. Auch auf dem neuen Boden sind seiner lebhaften und anregenden Eigenart, in regem Wettbewerb mit einer stattlichen Reihe philosophischer Fachgenossen, schöne Erfolge zu Teil geworden. Literarisch betätigte er sich bald in einer umfassenden und bedeutsamen Abhandlung über »Metaphysik und Asketik« (Archiv für Gesch. der Philos. Bd. VI, Heft 1—3), in der er eine scharfe Kritik aller auf metaphysischer Grundlage beruhenden Systeme der Ethik vollzog. Eine weitere Frucht seiner zum Zweck der Vorlesungen durchgearbeiteten Lieblingsprobleme war das Buch: »Mythologie und Metaphysik: die Entstehung

der Weltanschauungen im klassischen Altertum« (1899), in dem er den mythologischen Gehalt und Ursprung vieler Bestandteile der metaphysischen Gedankenwelt zunächst für die Antike bis zu den Neuplatonikern aufzuweisen suchte. »Ein zweiter Band sollte die Untersuchung durch das Mittelalter und die Neuzeit fortführen«, wozu ihm seine eingehende Kenntnis Augustins wie der neueren Philosophie reichliches Handwerkzeug geboten hätte. Doch überfiel ihn in den Weihnachtstagen 1900 eine harte Influenza, im Januar ein schwerer Rückfall, dem er nach einem ersten Frühlingsausgang am ersten Ostertage in der darauffolgenden Nacht zum Opfer fiel.

W. B., Sonderabdruck aus der »Bonner Zeitung« v. 1901. Zum B.-Streit: Nippold, Die theol. Einzelschule im Verhältnis zur ev. Kirche (Braunschw., 1893), Abt. 3 u. 4, S. 150—161.

Kohlschmidt.

Dächsel, Karl August, * 24. Nov. 1818 in Naumburg a. S., † 22. September 1901 in Steinkirche in Schlesien. — Als ältester Sohn eines Oberlandesgerichtssekretärs wuchs August D. nach dem frühen Tode seiner Mutter bis zur Wiederverheiratung des Vaters (mit einer Tante Friedrich Nietzsches) ohne rechte Pflege und Fürsorge auf, infolgedessen er bis in sein Mannesalter an schwächlicher Gesundheit viel zu leiden hatte. Durch die Gemeindeschule zu Naumburg und durch Privatunterricht einigermaßen vorbereitet, gelang es ihm durch enormen Fleiß, nach seiner Aufnahme in die Landesschule Pforta rasch die Klassen zu durchlaufen, er mußte jedoch in der Prima diese Anstalt — aus für ihn ehrenvollen Gründen — verlassen und bestand am Naumburger Gymnasium die Reifeprüfung. Auf der Universität Leipzig, später in Halle studierte er Theologie, still und zurückgezogen in seinem Wesen, doch mit ausgezeichnetem Erfolg, so daß er bei seinem zweiten Examen in Magdeburg ein ungewöhnlich glänzendes Zeugnis erhielt. Nach längerer Hauslehrertätigkeit trat er im Winter 1847 sein erstes geistliches Amt in Hirschfeld (Diözese Elsterwerda) an und verheiratete sich kurz vor Weihnacht mit der Tochter eines in den Hallenser pietistischen Kreisen wohlangesehenen Bürgers Vincenz, dessen nähere Bekanntschaft er Tholuck verdankte. Nach fünfjähriger Amtsführung, die ihn der frommen, ehrbaren Gemeinde herzlich nahebrachte, siedelte er nach Hohenbocka in der Provinz Schlesien über; 1858 wurde er durch die Kirchenbehörde mit dem Pfarramt in Neusalz a. O. betraut, wo infolge ärgerlichen Verhaltens seines Amtsvorgängers viel auszugleichen und in Ordnung zu bringen war. Dennoch ließ ihm hier wie in Hirschfeld das geistliche Amt reichlich Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten auf biblischem, liturgischem und hymnologischem Gebiet, deren Früchte er zunächst in einer Reihe von Aufsätzen in kirchlichen Zeitschriften niederlegte. Auch verfaßte er eine Agende und begann die Bearbeitung des Lutherischen Katechismus, zu der er bis in sein Alter mit immer neuer Liebe zurückkehrte. Sein eigentliches Lebenswerk aber wurde das unter seinem Namen weit bekannt gewordene »Bibelwerk« (1862—1880), eine praktisch-wissenschaftliche Auslegung der heil. Schrift, zu deren Ausführung er durch eine Pastoralkonferenz in Gnadenfrei ermutigt worden war. In Neusalz durch die Fülle der Pfarramtsgeschäfte überlastet, war er für die Versetzung nach der ruhigeren Stelle Steinkirche (Diözese Strehlen) 1868 dankbar; er hat hier auch nach seiner Emeritierung (im Herbst 1893) seinen Lebensabend zugebracht, bis der Tod Anfang Herbst den Zweiundachtzigjährigen seinem stillen, doch ungewöhnlich tätigen Leben entriß. Außer dem »Bibelwerk« und zahlreichen

Aufsätzen ist seiner fleißigen Feder eine zweibändige »Geschichte des Alten und Neuen Testaments« (1886 u. 1888), ein »Biblisches Historienbuch für höhere und niedere Schulen« (1890), »Luthers kleiner Katechismus für den Gebrauch bei Schul- und Konfirmandenunterricht in Frage und Antwort ausgelegt« (1890), die »Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes«, das »Kanzelbüchlein«, das »Liturgische Handbuch für die Gemeinde«, das »Enchiridion: Der kleine Katechismus« (1890) zu danken.

Nach handschriftlichen Mitteilungen seines Sohnes, Sup. D. in Militsch.

Kohlschmidt.

Wittelshöfer, Otto, Bankdirektor und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, * 5. Oktober 1855 in Wien, † 21. Februar 1901 ebendaselbst. — W. war der Sohn eines angesehenen Arztes, des Begründers der »Wiener medizinischen Wochenschrift«. Er trat bereits mit acht Jahren in das Schottengymnasium in Wien ein, betrieb, nachdem er es absolviert hatte, das Studium der Handelsfächer und kam nach kurzem Praktikantendienst in einem privaten Bankhaus 1872 in die niederösterreichische Eskomptebank. Hier erregte er sehr bald die Aufmerksamkeit des Direktors Dr. Karl Bunzel, der ihn in allen Abteilungen der Bank beschäftigte und ihm dadurch eine nicht gewöhnliche Kenntnis auch der Technik des Bankwesens verschaffte. Als die Malversationen des Subdirektors Jauner aufkamen, war er es hauptsächlich, der die vorgekommenen Defraudationen klarstellte und an der Ordnung der Angelegenheit teilnahm. Bald darauf wurde er Vizedirektor der Anstalt. Eine Änderung in der Richtung der Geschäftsführung bewog ihn, im Jahre 1893 seine Stelle niederzulegen. Von da an konnte er sich ganz seinen theoretischen und sozialpolitischen Neigungen, die ihn schon lange gefesselt hatten, hingeben. Im Spätherbst 1900 erkrankte er plötzlich an einem bösartigen Leiden, das in rascher Steigerung seine Kräfte verzehrte und ihm im Februar 1901 ein frühes Ende bereitete.

W. hatte Gelegenheit, das Wirtschaftsleben an dem Zentralpunkt kapitalistischer Interessen, im Bank- und Börsenkreise, zu studieren. Seine Aufmerksamkeit war aber dabei nicht von den geschäftlichen Interessen absorbiert, die damit verknüpft sind. In höherem Grade interessierte ihn der Zusammenhang, den der Bankverkehr mit der produktiven Tätigkeit des Volkes aufweist. Die organisierende Macht des Geldkapitals, sein Einfluß auf den Gang der Produktion, auf die Einkommensverteilung, auf Ordnung und Störung in der ganzen Organisation der Volkswirtschaft sind für den theoretisch geschulten Beobachter hier leichter als an irgend einer anderen Stelle zu erkennen. Eine solche Schulung hatte sich W. neben seiner praktischen Arbeit im Verkehr mit Lorenz von Stein und mit seinem Freunde Felix Stoerk, dem späteren Professor an der Universität Greifswald, erworben. Insbesondere wirkten dabei die großen Schriftsteller des Sozialismus, vor allem Marx, auf ihn ein; sie haben seinen theoretischen und praktischen Bestrebungen Richtung und Ziel gegeben. Daß aus der eigennützigen Wahrung aller privatwirtschaftlichen Einzelinteressen die materielle Wohlfahrt der Völker entspringt, an diesen Grundgedanken der Theorie und Politik des wirtschaftlichen Liberalismus glauben seiner Meinung nach »heute nur mehr die Marodeure der geschlagenen Armee, welche aus nachklassigen Theoretikern, praktischen Wirtschaftern und altbureaukratischen Verwaltungsorganen zusammengesetzt war«. Er glaubte an den Aufbau einer neuen Organisation der Volkswirtschaft, die unter dem

Druck der sozialistischen Bewegung zustande kommen werde und die Grundlagen unserer Wirtschaft, die heutigen Eigentumsformen verändern werde. Er war der Überzeugung, daß wir Lebenskräfte genug in unserm Volke haben, welche es einmal ermöglichen werden, die großen Massen der Bevölkerung zu einem vollkommeneren Dasein zu führen, ihren Lebensinhalt reicher zu machen, als er heute ist. Und darauf hinzuwirken, die Einrichtungen zu stützen, die heute in dieser Richtung schon bestehen, neue zu fördern, die Geister für diesen Gedanken zu gewinnen, seine Umgebung mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß die Vorbereitung einer neuen Gesellschaft die Aufgabe unserer Zeit sei, das waren Ziele, die ihn mit Eifer erfüllten und zu vielfacher Tätigkeit und Bekräftigung mit praktischen Fragen veranlaßten. In diesem Bestreben hat er seine Kräfte leider zu sehr zersplittert. Pläne zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten wurden immer wieder zurückgestellt, um kleinere Aufgaben zu erledigen. Doch verdanken wir ihm wenigstens eine wissenschaftliche Monographie von besonderem Werte: Untersuchungen über das Kapital, seine Natur und Funktion, Tübingen 1890. Der Doppelbegriff des Kapitals als produziertes Produktionsmittel und als des Eigentums an Produktionsmitteln, die besonderen Formen, welche das Kapitaleigentum in der Geldwirtschaft erhält, die Bewertung der das Kapital repräsentierenden Berechtigungen, der Einfluß der aus dem Kapitaleigentum entspringenden subjektiven Interessen auf den Gang der Produktion werden darin in scharfsinniger Weise geprüft. Leider ist das Buch schwer geschrieben und wohl deshalb von geringerem Einfluß geblieben, als es verdiente. Es ist das Produkt eindringenden selbständigen Denkens. Im Archiv für soziale Gesetzgebung hat W. über die soziale Reform als Gebot des wirtschaftlichen Fortschritts (Bd. V) und über den österreichischen Kartellgesetzentwurf (Bd. XIII) geschrieben, in der Zeitschrift für Volkswirtschaftspolitik, Sozialpolitik und Verwaltung Jahrg. 1895 über den Kursgewinn der österreichisch-ungarischen Bank an ihrem Goldschatze. Mit diesem letzteren Aufsatze hat W. einen bedeutenden Erfolg erzielt. Die Einstellung der Vorräte der Bank an Gold und Goldwechseln in die Bilanz nach dem durch die Valutagesetze von 1892 festgesetzten Wert des österreichischen Guldens ergab für die Bank einen Kursgewinn von $13\frac{1}{2}$ Mill. Gulden, den W. als Erträgnis der Bank und damit als Grundlage für die Gewinnbeteiligung des Staates reklamierte. Bei der Neuordnung des Bankprivilegiums im Jahre 1899 wurde dem Rechnung getragen.

In der Gesellschaft österreichischer Volkswirte und im Verein für Sozialpolitik, deren Vorständen er angehörte, hat W. außerordentlich anregend gewirkt. Er hat im Verein für Sozialpolitik den Anstoß zu Erhebungen über die Lage der Heimarbeiter, über die der Verkehrsbediensteten und über die der Seeleute gegeben. Immer verstand er es, die Aufmerksamkeit auf jene Probleme zu lenken, deren Behandlung die Entwicklung der Sozialreform an einem wichtigen Punkte fördern mußte. Diesem Interesse ordnete er alle anderen unter. Er hat, ohne sich der sozialdemokratischen Partei formell anzuschließen, in der Wiener »Arbeiterzeitung« zahlreiche Artikel über aktuelle wirtschaftspolitische Fragen geschrieben und mit großer Sachkenntnis und oft mit Erfolg wichtige Gesetzentwürfe kritisiert. Seiner Kritik ist die Zurückziehung eines Vertragsentwurfs der Gemeinde Wien mit einer privaten Firma und die Erbauung eines eigenen Elektrizitätswerkes zur Versorgung der städtischen Straßenbahnen zu verdanken. Die Stellung des Staates zu den privaten Eisenbahngesellschaften ist von ihm wiederholt mit einer die Haltung der

Regierung und des Parlamentes beeinflussenden Sachkunde beleuchtet worden, wie sie seither kein Publizist mehr aufzuweisen vermocht hat. Vielleicht war es nur unter den besonderen gesellschaftlichen Verhältnissen Wiens möglich, daß der radikale Sozialpolitiker trotz dieser Verbindung mit der Sozialdemokratie die Beziehungen zu Kreisen der Besitzenden niemals verlor. Sie ermöglichten es ihm, durch Jahre hindurch in Verbindung mit einigen anderen Herren in den Wintermonaten Vortragsabende zu veranstalten, zu welchen ein großer Teil der Wiener bürgerlichen Gesellschaft geladen wurde, um der Diskussion sozialpolitischer Fragen zuzuhören. Er hoffte dadurch die öffentliche Meinung zu erziehen und Verständnis für die Sozialpolitik in Kreisen zu wecken, deren Denken und Wollen in der Politik und in der Verwaltung von Einfluß war. Er trat dabei selten persönlich hervor. Aber er hat hier, wie in den beiden ökonomischen Gesellschaften auf die Auswahl der zu behandelnden Fragen und auf die zur Mitarbeit heranzuziehenden Personen einen großen Einfluß ausgeübt. Seine große Sach- und Personenkenntnis, seine lebhafte Persönlichkeit, sein Witz und seine Schlagfertigkeit kamen vor allem in dem ausgedehnten persönlichen Verkehr zur Geltung, den er nach allen Seiten unterhielt. Er war dadurch für einen nicht kleinen und nicht einflußlosen Kreis, der sich über fast alle politischen Parteien und auf die Regierungsstuben erstreckte, zu einem gern gehörten Berater und Kritiker geworden, dessen Meinung stets beachtet wurde. E. v. Philippovich.

Hertz, Wilhelm Ludwig, Verlagsbuchhändler, * 26. Juni 1822 in Hamburg, † 5. Juni 1901 in Berlin. — Das gastfreie Haus und der weite Garten der Roten Apotheke, die der von Hamburg übersiedelnde Vater 1828 übernahm und wo der Knabe mit zwei älteren Brüdern heranwuchs, waren für H. die Szene einer freundlichen und keimreichen Jugend. Künstlerische Neigungen mußten schweigen, als der Achtzehnjährige vom Friedrich Werderschen Gymnasium dem Buchhandel zugeführt wurde; dafür aber erschloß sich dem Lernenden bei Friedrich Frommann in Jena die reizvollste und geistig belebteste Perspektive seines Lebensberufes. Über Hamburg, wo er weitere drei Jahre zu seiner Ausbildung verblieb und wo sich der Vierundzwanzigjährige mit seiner Cousine Fanny Hertz verlobte, kehrte H. nach Berlin zurück, erwarb im Januar 1847 die Bessersche Buchhandlung und knüpfte bald darauf auch die ersten Fäden seines jungen Verlages. Der Beruf, den H. sich gewählt, ist in Auffassung und Ausübung reich facettiert. In den rechten Händen kann er zum Kunstgewerbe im feinsten Sinne werden, und so betrieb ihn H. An Geist und Geschmack, Seelen- und Sachkenntnis früh zur Reife gekommen, fand H. in seinem Tagewerk den besten Inhalt seines Lebens wieder und gab dabei soviel wie er empfing.

Ernst Curtius und Geibel, Jacob Bernays und Heyse, Hermann Grimm und Fontane zeichneten die neu eröffnete Werkstatt des jungen Meisters aus. Und als nach fünf Jahrzehnten das Auge müde, die Hand matt geworden war, da mutete das Bücherverzeichnis des Verlages an wie ein vornehmer Teppich, gewirkt aus Dichtung und Wissenschaft, reizvoll und unverblichen in Linien und Farben.

Bei seinen Fachgenossen stand H. in hoher Geltung. Man schätzte seine Hilfsbereitschaft und Energie, seinen Takt und seine rednerische Überzeugungsgabe. So begleiteten ihn verantwortungsvolle Ehrenämter vom ersten Jahre seiner Selbständigkeit an bis zum Tode ununterbrochen. 1879—1880 stand

er als erster Vorsteher des Börsenvereins am Steuer der deutschen Buchhändlergemeinschaft.

Seine vier Söhne hatte H. vor sich sterben sehen, darunter den Ältesten, Hans, der von 1875—1895 des Vaters Mitarbeiter und Sozius war. So hatte das Werk seines Lebens keine Erben. Wer den Gebeugten noch am Spätabend seiner Jahre kennen lernen durfte, der sah auch an der tastenden Hand noch ihre einstige Sicherheit.

Vgl. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 1901 Nr. 130. — Offizielles Adreßbuch des Deutschen Buchhandels, 64. Jahrg. — Ebendort auch Porträt.

Dr. Walter de Gruyter.

Barthel, Friedrich Wilhelm Alexander, Schauspieler, * 18. Mai 1860 als Sohn des Hofmalers und Galeriedirektors Professor Gustav Adolf Barthel in Braunschweig, † zu Frankfurt a. M. den 19. November 1901. — B. hatte schon frühzeitig Neigung und Talent für die darstellende Kunst entwickelt. Nachdem er eine tüchtige Schulbildung genossen hatte, betrat er in jugendlichem Alter zuerst die Bühne in Celle, dann in Halberstadt und kam darauf als jugendlicher Held an das Meininger Hoftheater, wo er sich rasch eine bedeutende Stellung errang und bei den Gastspielreisen in den Partien des Karl Moor, des Marc Anton, des Romeo weithin große Beachtung fand. Im Jahre 1891 wurde er an das Deutsche Theater nach Berlin berufen und ging von dort kurze Zeit nachher an das Frankfurter Schauspielhaus, wo er das erste Heldenfach ausfüllte. Eine schöne, stattliche Erscheinung, wußte er die verschiedensten klassischen Partien in mustergültiger Weise zu verkörpern und manche Rollen in Stücken von Shakespeare, Schiller, Goethe fanden in ihm einen ausgezeichneten Repräsentanten. Sein Gotenkönig in Sudermanns Teja, der Träger der Titelrolle in desselben Dichters Johannes, der König in Emil Claars Königsleid, der Glockengießer in Hauptmanns Versunkener Glocke zählten zu seinen besten Leistungen. Während der letzten Jahre neigte er mehr zu den Partien, in denen etwas Forsches, Humorvolles, auch Satirisches lag. So ist sein Röcknitz in Sudermanns Glück im Winkel, der Arzt in Philippis Wohltäter der Menschheit, der Petruchio in Shakespeares Bezähmter Widerspenstigen allen Hörern in der besten Erinnerung. Auch sein Wachtmeister Werner in Minna von Barnhelm war eine prächtige Leistung, obgleich bei der ganzen Erscheinung und Individualität B.s die Rolle des Tellheim ihm eigentlich besser gelegen hätte.

Ein Leberleiden, das er nicht mit der genügenden Sorgfalt pflegen konnte, raffte ihn im 41. Lebensjahre weg. Ein tüchtiger, gewissenhafter, von der Natur mit ausgezeichneten Gaben versehener Schauspieler, war B. zugleich ein trefflicher gediegener Mensch, ein treuer zuverlässiger Kollege, der bei allen, die ihn kannten, ein sympathisches Andenken hinterließ.

Sigmund Schott.

Schmidt, Maximilian, Professor, Landschaftsmaler, * zu Berlin den 23. August 1818, † zu Königsberg i. Pr. 8. Januar 1901. — Sch. war Schüler der Akademie zu Berlin und der Historienmaler Karl Begas, Karl Krüger und des Landschaftsmalers W. Schirmer daselbst. Er begleitete 1843—1845 die beiden Grafen Pourtales auf ihrer Reise durch Kleinasien, Syrien, Kairo, Sinai und Arabia Petraea, bereiste hierauf die jonischen Inseln 1847, Rom 1853, Oberitalien und England 1861 und 1870. Nachdem er anfänglich Darstellungen

aus jenen Ländern gegeben, die von seiner künstlerischen Gewandtheit, seiner Sicherheit in Form und Farbe und seiner sinnigen Wahl zeugten, auch mehrere schöne Fresken aus Egypten und Griechenland für das Neue Museum in Berlin geschaffen, widmete er sich seit 1854 auch Darstellungen aus der Heimat, welche von tiefer Empfindung und echt poetischer Auffassung zeugten. 1868 wurde er als Lehrer der Landschaftsmalerei an die Kunstschule zu Weimar, 1872 an die Akademie zu Königsberg i. Pr. berufen, wo er 1874 bis 1880 und 1890—1901, also bis zu seinem Tode, stellvertretender Direktor der Akademie war. Hauptbilder: Abendlandschaft aus der Provence (1850); Die vier Tageszeiten (1852); die Gärten des Serails (1853); Mondnacht am Meer und Trift im Walde (1860); Blick auf Nizza (1861); Terracina (1863); Wald und Berg (Nat.-Galerie Berlin 1868); Sumpflandschaft (Mus. Wallraf-R., Cöln); Gewitter über See (Mus. Rostock); Pastorallandschaft (Mus. Danzig); Waldlandschaft und Rauschen an der Ostsee (Mus. zu Königsberg); auch schuf er für das Gymnasium zu Insterburg, wo er mit Professor Emil Neide und Professor Dr. I. Heydeck arbeitete, vier Gemälde zur Odyssee. Es entstand noch manches schöne Bild bis 1900 in seinem Atelier, welche meist Motiven aus Ostpreußen oder von der Ostsee entlehnt waren. Mitglied der Akademie zu Berlin. Dr. phil. h. c. der Universität zu Königsberg (1895), gr. goldne Med. zu Berlin. Kronenorden II. Klasse, roter Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub, Stern zum Kronenorden II. Klasse, weißer Falkenorden I. Klasse.

Allgem. Kunstlex. von Seubert zu Anfang benutzt. R. Mauer.

Sachs, Heinrich, Kupferstecher, Professor, * 18. April 1831 zu Berlin, † 10. Oktober 1901 zu Königsberg i. Pr. — S. war anfänglich ein Jahr Graveur, dann Schüler der Akademie und von Ed. Mandel in Berlin. 1863 ging er nach Italien, von 1864—1866 lebte und arbeitete er in München; dann kehrte er nach Berlin zurück und arbeitete da, von wo er 1886 als Lehrer an die Kgl. Kunstakademie nach Königsberg i. Pr. berufen wurde; hier hatte er mehrere tüchtige Schüler, unter anderen den jetzt in Berlin lebenden Kupferstecher Franz Börner. 1894 wurde er zum Professor ernannt. Von ihm Kupferstecher Friedr. Schmidt und seine Frau nach Pesne. Isis, Wandgemälde nach Wilh. von Kaulbach, sowie einige Blätter nach demselben Maler zu Goethes Frauengestalten. Salv. Rosa nach eigenem Bilde. In der Dämmerung nach Spangenberg. Väterliche Ermahnung nach Terburg und manches andere. Roten Adlerorden IV. Klasse. R. Mauer.

Reuling, Wilhelm, Dr. jur. und kaiserlicher Justizrat, * 27. Mai 1837 zu Darmstadt, † 21. Oktober 1901 zu Dresden — R. war der Sohn des aus einer angesehenen hessischen Beamtenfamilie stammenden damaligen Freipredigers, späteren Rechnungsrates (d. h. Verwalters und Vorstandes der Kassen des Oberkonsistoriums und der Oberstudiendirektion) Ludwig R. und seiner Gattin Charlotte, Tochter des Geh. Hofrates Stumpff. Nach Besuch des Darmstädter Gymnasiums bezog er Ostern 1855 die Universität Gießen, wo er in Vorlesungen und auch gesellschaftlich Professor Jhering näher trat. Auf dessen Rat ging er im Herbst 1856 nach Leipzig, wo er im Hause des Pandektisten Karl von Wächter verkehrte; auch hörte er bei Albrecht und Roscher. Im Herbst 1857 kehrte er nach Gießen zurück, bestand Ostern 1858 das Fakultätsexamen und wurde Akzessist. 1860 machte er das hessische Staatsexamen

und wurde 1867 in Darmstadt zur Advokatur zugelassen. Die Kriege von 1866 und 1870/1 machte er als Adjutant des Johanniter-Ritters Grafen Görtz zu Schlitz mit und brachte u. a. nach dem Treffen bei Laufach (1866) die erste Sanitätshilfe. Ende 1870 wandte er sich nach Leipzig, wo er Dozent an der Universität für Seerecht und Versicherungswesen wurde; zugleich war er Rechtsanwalt beim Reichs-Oberhandelsgericht, später am Reichsgericht, und beschäftigte sich hauptsächlich mit Seerechts- und Patentstreitigkeiten. Von vortrefflicher klassischer Bildung, galt sein Hauptinteresse naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien, später hauptsächlich den Fragen der Sozialpolitik. Als scharfsinniger Jurist gewann er sich eine ausgedehnte anwaltliche Praxis und wurde vielfach mit Gutachten über schwierige Fragen betraut. Wissenschaftlicher Arbeit konnte er sich hauptsächlich erst widmen, nachdem er 1891 aus seiner Leipziger Stellung ausgeschieden und nach Berlin übergesiedelt war. Mit dem ihm befreundeten Dr. W. Loewenfeld (Justizrat in Berlin) unternahm er die Herausgabe eines größeren Werkes über die Rechtsverfolgung im internationalen Verkehr (Leipzig 1887ff.), dessen erste beiden Hefte wesentlich von ihm redigiert wurden; infolge von Differenzen in dieser Richtung trat er von weiterer Mitarbeit zurück. Dafür entwickelte er auf anderem Gebiete emsige Tätigkeit. So schrieb er: »Zur Reform der juristischen Studienordnung. Ein Wort für Einführung eines pädagogisch richtigen Lehrplans«, Leipzig 1887, 2. Auflage 1888 — »Die Anrechte der Auftraggeber und Dienstherren an den Erfindungen ihrer Beauftragten und Angestellten«, Berlin 1892 — »Beiträge zur Reform des Rechts der Geschäftszeichen«, ebenda 1893 — »Beiträge zum preußischen Mietrecht«, ebenda 1894 — »Vom armen und vom reichen Staat, Finanz- und sozialpolitische Rückblicke und Ausblicke« ebenda 1894 — »Wechselrechtliche Erörterungen«, (2) ebenda 1894 — »Die Thronfolge im Fürstentum Lippe«, ebenda 1895 — »Der unlautere Wettbewerb nach dem zweiten Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs und über den Rechtsschutz von Fabrikations- und Geschäftsgeheimnissen«, ebenda 1895 — »Zur Frage des Rechtsschutzes der Bauhandwerker«, ebenda 1896 — »Die Provisionsansprüche der Grundstücksvermittler. Eine zivilistische Studie« (aus »Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts«) ebenda 1896 — »Sind Zeitungstitel Warenzeichen?«, ebenda 1896 — »Beiträge zum Patentrecht«, ebenda 1899 — »Zum Thema des Rechtsschutzes der elektrischen Stromkreise und Betriebsstellen. Mit Gesetzesentwurf«, ebenda 1900 — »Die Grundlagen der Lebensversicherung«, ebenda 1901. Als seine wertvollste Arbeit erscheint die große Veröffentlichung »Das Ebenburtsrecht des Lippischen Hauses nach Hausgesetzen und Hausobservanz. Rechtsgutachten, Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe erstattet. Mit einem Anlagenheft«, ebenda (III, 308 und 178 S.) 1897. Als feinsinniger Dichter hatte er sich erwiesen in »Distichen. Deutsche Juristen des 19. Jahrhunderts. Politisches und Unpolitisches«, Leipzig 1887, neue Ausgabe 1896 und Neue Folge 1888. In allen Lebenslagen zeichnete er sich durch unbestechlichen Rechtssinn und höchste Gewissenhaftigkeit aus. Auf einer Reise begriffen, erlag er in Dresden einem Schlaganfall.

Nach gef. Mitteilungen von Verwandten und Freunden. — Vossische Zeitung 1901 Nr. 498 vom 23. Oktober. — Zarnckes Lit. Centralblatt 1896 Sp. 123; 1902 Sp. 981. — Zeitschr. f. Handelsrecht Bd. 50 S. 253. — Grünhuts Zeitschr. Bd. 25 S. 196 und 518.

A. Teichmann.

Ullmann, Dominik, k. k. Hofrat und o. ö. Professor des zivilgerichtlichen Verfahrens und des Handels- und Wechselrechts an der deutschen Universität in Prag, * 25. Juli 1835 in Mähr.-Schönberg, † 5. Juni 1901 in Prag. — Geboren als Sohn eines bürgerlichen Webermeisters, absolvierte er seine Gymnasialstudien in Reichenau und Brünn, die juristischen Studien in Olmütz und Prag. Nach erlangtem Doktorgrade betätigte er sich zunächst in der Advokatie, wo er namentlich als Verteidiger in größeren Preßprozessen hervortrat. Doch schon 1862 habilierte er sich an der Prager Universität und unternahm 1863 eine Reise nach Hannover, um dort das mündliche Verfahren in dessen praktischer Gestaltung aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nachdem er bereits 1862 die Lehrkanzel für Prozeßrecht vorübergehend suppliert hatte, wurde er 1868 außerordentlicher und 1872 ordentlicher Professor des Zivilprozesses und des Handels- und Wechselrechts, seit 1864 war er auch Dozent für Handels- und Wechselrecht und Buchhaltung an der deutschen technischen Hochschule.

U.s Wirksamkeit war eine vielseitige. Die allergrößte Bedeutung erlangte er als akademischer Lehrer. Den spröden Stoff der josefinischen Gerichtsordnung den Studierenden erfolgreich zu vermitteln, war keine leichte Aufgabe. U. unterzog sich derselben dank seiner außerordentlichen Lehrbegabung in glänzender Weise und mit solchem Gelingen, daß er nicht nur bald zum beliebtesten Lehrer wurde, sondern auch maßgebenden Einfluß auf die Praxis gewann. Formell war sein Vortrag eindringlich, lebendig, anschaulich und ununterbrochen fesselnd, inhaltlich hielt er die richtige Mitte zwischen den Methoden seiner Vorgänger ein, so daß bei ihm weder die wissenschaftliche Erfassung, noch das positive Recht zu kurz kamen.

Auch seine schriftstellerische Tätigkeit war eine reiche. An selbständigen Werken sind zu nennen »Das Bagatellverfahren« (1873), »Das österreichische Zivilprozeßrecht« (1. Aufl. 1885, 3. Aufl. 1892), und der »Grundriß des Zivilprozeßrechts« (1900), die in stetem Zusammenhange mit der Theorie, wenn auch unter Zurückstellung dogmatischer Konstruktionen, durch Präzision und Klarheit der Darstellung, Übersichtlichkeit der Anordnung, glückliche Abgrenzung des Stoffes und ein feines Gefühl für das Wesentliche und Praktische sich auszeichnen. Dazu kommt noch eine stattliche Reihe von Abhandlungen, unter denen namentlich seinen Beurteilungen von Gesetzentwürfen bleibende Bedeutung zukommt. U. war ferner Herausgeber der »Mitteilungen des deutschen Juristenvereines in Prag« und dann in Verbindung mit Finger und Frankl der »Juristischen Vierteljahresschrift« und des »Grundrisses des österreichischen Rechts in systematischer Bearbeitung«. Große Verdienste erwarb er sich auch um den deutschen Juristenverein in Prag, den er zu einem fruchtbaren Boden für gemeinsame Arbeit von Theoretikern und Praktikern zu machen verstand und der seine angesehene Stellung in erster Linie dem unermüdlichen Schaffen U.s verdankt.

Am akademischen Leben nahm U. den regsten Anteil; er war wiederholt Dekan der juristischen Fakultät, 1888 Rektor der Universität, dann Präses der staatswissenschaftlichen und Vizepräses der rechtshistorischen Staatsprüfungskommission. In die zahlreichen Kämpfe der deutschen Universität um ihre Rechte und Interessen hat er wiederholt mit Entschiedenheit und Erfolg eingegriffen.

U. war eine in sich ausgeglichene sympathische Natur, ein unabhängiger und freisinniger Mann, streng rechtlich, dabei maßvoll und wohlwollend, frei

von jeder Selbstüberhebung, gern bereit, jeden ernst Strebenden zu fördern, ein treuer verläßlicher Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater. Allen, die das Glück hatten, ihm näher zu treten, wird die Erinnerung an ihn stets ein wertvolles Besitztum sein.

Quellen: Krasnopolski in der Juristischen Vierteljahrsschrift B. 33 S. 129 u. ff. Daselbst auch Bildnis und Schriftenverzeichnis. — Finger in der Deutschen Juristenzeitung B. 6 S. 299.

Frankl.

Märcker, Max, Dr., Professor der Agrikulturchemie, * 25. Oktober 1842 zu Calbe a. d. Saale, † 19. Oktober 1901 zu Gießen. — Seine ersten Lebensjahre verbrachte M. bis 1844 in Calbe und bis 1848 in Berlin. Von dort siedelte er mit seinen Eltern nach Halberstadt über, wo er von 1854 bis 1861 das Gymnasium besuchte, welches er Ostern 1861 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Nun bezog M. zunächst die Universität Greifswald und dann die Universität Freiburg, wo er sich dem Studium der Chemie widmete, aber auch andere naturwissenschaftliche Vorlesungen, so besonders über Mineralogie und Pflanzenphysiologie hörte. Im Frühjahr 1864 nach Greifswald zurückgekehrt, promovierte er daselbst am 10. August desselben Jahres auf Grund seiner Doktordissertation, betitelt: »Über die Zersetzung des Kreatinin durch salpetrige Säure«. Nach seiner Promotion war M. zunächst bis 1866 Assistent am Universitätslaboratorium in Greifswald, wurde dann in gleicher Eigenschaft an die Versuchsstation Braunschweig, und das Jahr darauf an die Versuchsstation Weende bei Göttingen berufen, die unter der Leitung des berühmten Agrikulturchemikers Henneberg stand, und an der auch sonst noch Männer von wissenschaftlichem Ruf tätig waren, wie G. Kühn, E. Schulze und H. Schultze. Schon in Weende bekundete M. eine große wissenschaftliche Produktivität. Seine ersten Arbeiten beschäftigten sich mit dem Kohlensäuregehalt der Stallluft und dem Luftwechsel in Stallungen, worüber 3 Abhandlungen von ihm erschienen. Außerdem beteiligte er sich an den Hennebergschen Untersuchungen aus dem Gebiete der Fütterungslehre, speziell der Respiration des Rindes und Schafes, deren Resultate im Journal für Landwirtschaft veröffentlicht sind.

Im Jahre 1870/71 wandte sich M. in Gemeinschaft mit E. Schulze zum erstenmal dem Forschungsgebiet zu, auf welchem er später die hervorragendste Autorität wurde, nämlich der Spiritusfabrikation. Da dieses Gebiet bis dahin wenig erforscht war, so fanden Sch. und M. darin ein reiches Arbeitsfeld, dessen erste Resultate 1872 in einer umfangreichen Abhandlung, betitelt »Studien über den Brennereiprozeß«, im Journal für Landwirtschaft veröffentlicht wurden.

Während M. seinen Weender Arbeiten mit Eifer oblag, erging an ihn 1871 der Ruf als Vorstand an die agrikulturchemische Versuchsstation Halle, der er Folge leistete. Hier, in der Universitätsstadt seiner Heimatsprovinz, ist dann M. bis zu seinem Lebensende als einer der eifrigsten und erfolgreichsten Förderer der Landwirtschaftswissenschaft tätig gewesen, tätig in doppelter Beziehung, nämlich einerseits als Leiter der agrikulturchemischen Versuchsstation und andererseits als akademischer Lehrer; denn schon im Jahre seiner Übersiedelung nach Halle habilitierte er sich an der dortigen Universität als Privatdozent, und das Jahr darauf wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, nachdem er einen Ruf nach Dorpat ausgeschlagen hatte. 1892 wurde dann sein Extraordinariat in ein neues Ordinariat der Agrikulturchemie umge-

wandelt, nachdem ihm im Jahre 1892 der Titel eines »Geheimen Regierungsrates« verliehen war.

Die Verbindung des akademischen Lehramtes mit dem Amte des Leiters der Versuchsstation hat in vieler Beziehung mit dazu beigetragen, daß es M. gelang, einen ganz gewaltigen Einfluß, speziell in der Provinz Sachsen, auf die landwirtschaftliche Technik zu gewinnen, welcher er im Laufe der Jahre den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte. Denn wie viele junge sächsische Landwirte haben begeistert den klaren, verständlichen Worten M.s im Kolleg gelauscht und die daraus gezogenen Lehren nach beendetem Studium in ihren Wirtschaften in die Praxis übertragen! Bereitwillig sind sie auch später dem Rufe ihres hochgeschätzten Lehrers gefolgt, wenn er sie aufforderte, ihn durch ihre Mitarbeit in seinen Forschungen zu unterstützen; und wie wichtig und wertvoll die Mitarbeit der Praktiker für M.s wissenschaftliche Tätigkeit war, werden die folgenden Ausführungen noch zeigen.

Die ersten Jahre in Halle benutzte M. dazu, um den Forschungsapparat des ihm übertragenen Instituts so einzurichten, daß er den Anforderungen an die exakten Untersuchungen landwirtschaftlich wichtiger Stoffe genügte. Mit klarem Blicke hatte er erkannt, daß eine genaue Wertbestimmung der Gebrauchsstoffe und Produkte des landwirtschaftlichen Betriebes, speziell der Futter- und Dungstoffe die Grundlage für die Nutzbarmachung der exakten Naturwissenschaften im Dienste des Landbaues bildet, und daher diesem Arbeitsgebiet während seiner langjährigen Tätigkeit besonderes Interesse gewidmet. Sehr energisch ging M. auch beim Beginn seiner Hallenser Tätigkeit an die Düngermittelkontrolle, um die Landwirte beim Ankauf von künstlichen Düngmitteln, für welche in den intensiven Rübenwirtschaften der Provinz Sachsen jährlich enorme Summen ausgegeben wurden, vor Schaden zu bewahren.

Schon früh war M. zu der Überzeugung gelangt, daß vergleichende Anbauversuche im großen Maßstabe ein vorzügliches Hülfsmittel bei der Lösung wichtiger pflanzenphysiologischer Fragen seien, und dieses brachte ihn Mitte der siebziger Jahre dahin, den sog. Feldversuch in die landwirtschaftliche Forschung aufzunehmen. Diese Feldversuche waren damals schon von anderen Gelehrten vertreten, aber M. gab dieser Art der Forschung eine derartige Ausdehnung, und seine Arbeiten bekamen dadurch ein so charakteristisches Gepräge, daß er als der eigentliche Begründer dieser Methode anzusehen ist. Bei den Feldversuchen kam M. nun das Interesse der Landwirte aus der Provinz Sachsen an seinen Bestrebungen sehr zu statten, indem sie seinem Rufe zur Beteiligung daran zahlreich Folge leisteten.

Bei der Ausführung der Feldversuche, welche sich einerseits auf die Düngung, andererseits auf die Sortenauswahl der anzubauenden Pflanzen bezogen, ging M. folgendermaßen vor: Nach Feststellung der in Aussicht genommenen Ziele des betreffenden Feldversuches ließ er den Landwirten, welche sich zur Beteiligung bereit erklärt hatten, die ausführlichen Versuchspläne, sowie die genauen Vorschriften für die Ausführung des Versuches zugehen. Während der Vegetationszeit nahm M. eine persönliche Besichtigung der einzelnen Versuchsfelder vor, um daraus schon ein allgemeines Bild zu erhalten, wobei er dann nicht verfehlte, durch eingehende Besprechung mit den Versuchsanstellern deren Interesse für die Sache warm zu erhalten und ihre Kenntnisse zu fördern. Die Versuchsansteller hatten dann später eine genaue Erhebung der Ernteergebnisse vorzunehmen und das Fazit der Resultate so-

wie Proben der geernteten Erzeugnisse der Hallenser Versuchsstation zuzusenden. Hier wurden unter M.s Leitung die Zahlenergebnisse zusammengestellt, die notwendigen Analysen der Ernteprodukte vorgenommen und das Gesamtresultat in einer wissenschaftlichen Abhandlung veröffentlicht.

Der Wert dieser ausgedehnten Feldversuche ist von M.s wissenschaftlichen Gegnern vielfach angegriffen, besonders mit der Begründung, daß bei solchen Versuchen die äußeren Faktoren, welche das Resultat beeinflussen, nicht genügend berücksichtigt, bezugsweise ausgeschaltet werden könnten. Außerdem wurde noch geltend gemacht, daß bei der Erhebung der Ernteergebnisse durch so viele Versuchsansteller Fehler in den Angaben unvermeidlich seien. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Einwendungen eine gewisse Berechtigung haben, und M. hat das auch selbst anerkannt. Aber andererseits darf man nicht vergessen, daß diese Anbauversuche in großer Zahl zur Ausführung gelangten und dadurch auch die etwaigen Fehler ausgeglichen wurden; dazu kam noch, daß M. das eingelaufene Material sorgfältig sichtete. So kann kein Zweifel darüber obwalten, und die bedeutungsvollen Erfolge des Landbaues in der Provinz Sachsen, während derselbe unter M.s Einfluß stand, zeigen, daß dessen Feldversuche von hohem Werte für die Erforschung landwirtschaftlicher Fragen sind.

Hier möge gleich noch Erwähnung finden, daß M. seine Forschungen so bald wie möglich in die Öffentlichkeit zu bringen bestrebt war, und daß manche die Ansicht aussprachen, M. hätte hin und wieder gut getan, diesen Drang der raschen Veröffentlichung zu hemmen. M., von seiner impulsiven Natur, von seinem rastlosen, lebendigen Geiste getrieben, war eben nicht der Mann der ängstlichen, vorsichtigen Zurückhaltung; was er dachte und fühlte, konnte er nicht lange in seinem Innern verschließen, nein, es mußte heraus. Nun verlangte M. keineswegs, und das muß betont werden, von den Landwirten, daß sie seine Publikationen als unumstößliche Dogmen anerkannten und in die Praxis übertrugen; nein, er traute vielmehr den Landwirten so viel eigene Urteilskraft zu, daß sie von seinen allgemeinen Lehren das heraus suchten, was sich speziell für die Wirtschaft des einzelnen eignete. Bei dem hohen Ansehen, welches M. speziell bei den sächsischen Landwirten genoß, blieb es aber nicht aus, daß letztere vielfach im Vertrauen auf ihn blindlings seine Lehren gleich im großen Maßstabe in ihren Wirtschaften zur Anwendung brachten, und da konnte es eben nicht ausbleiben, daß die betreffenden Landwirte mannigfach als Lehrgeld große pekuniäre Opfer bringen mußten. Hier kam es M. sehr zu statten, daß sein Wirkungskreis in einer Provinz mit reicher, blühender Landwirtschaft lag, deren Vertreter, ohne M. zu grollen, diese Opfer für das Fortschreiten der landwirtschaftlichen Technik nicht nur brachten, sondern auch infolge ihrer günstigen finanziellen Lage zu bringen imstande waren. M. hat diese Tatsache auch stets dankbar anerkannt und freimütig bei mancher Gelegenheit im Scherz geäußert: »ich habe der deutschen Landwirtschaft viel Geld gekostet«.

Die ersten Feldversuche, die M. veranstaltete, bezogen sich auf die zweckmäßigste Düngung der Kartoffeln; sie wurden im Jahre 1875 begonnen und im Jahre 1878 vollendet. Die Resultate und die wichtigsten daraus zu ziehenden Schlüsse veröffentlichte M. in einer Reihe von Aufsätzen in den landwirtschaftlichen Jahrbüchern. Die Folge dieser ersten Anbauversuche war, daß unter den Landwirten dafür ein immer größeres Interesse wachgerufen wurde, und unter lebhafter Beteiligung der Landwirte konnte M. 1879 zu

ausgedehnten Feldversuchen betreffend Rübenbau schreiten. In zirka 40 beteiligten Rübenwirtschaften wurde in 2 Jahren neben anderen die hochakute Frage der Wirkung der Stickstoffdüngung mit Chilisalpeter auf Qualität und Quantität der Rüben gelöst. Diesen Düngungsversuchen schlossen sich 12 Jahre hindurch Sortenanbauversuche von Rüben an, durch welche erwiesen wurde, in welch' hervorragender Weise die Rübensorten die Qualität und Quantität der Ernten beeinflussen. In 12 jährlichen Berichten mit instruktiven Abbildungen hat M. die Resultate niedergeschrieben, ein Stück genialer Arbeit! Neben diesen Anbauversuchen mit Kartoffeln und Rüben führte M. in den achtziger Jahren noch andere derartige Versuche mit Hafer, Sommer- und Winterweizen in Gemeinschaft mit den bekannten Saatgutzüchtern Beseler-Anderbeck (später Weende), sowie mit Heine-Emersleben (später Hadamersleben) in deren Wirtschaften durch. Die Versuche bezogen sich sowohl auf Düngung als auch auf Sortenwahl.

Nachdem M. eine Reihe von Jahren mit seinen genannten Anbauversuchen so viel Anklang gefunden und so große Erfolge erzielt hatte, gelang es ihm auch im Frühjahr 1887, eine Anzahl von Landwirten für nach einheitlichem Plane vorzunehmende Fütterungsversuche, analog den Anbauversuchen, zu gewinnen. Diese von 1887 bis 1892 durchgeführten Fütterungsversuche beschäftigten sich hauptsächlich mit der Feststellung der zulässigen Maximalgaben für bestimmte Futtermittel; und 1889 wurden ihnen Schlachtversuche angegliedert zum Zwecke der Feststellung des Einflusses der Futterqualität auf die Schlachtware. Die Ergebnisse dieser Versuche sind in einer Reihe von Artikeln in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

Während M. so im Interesse der ureigentlichen landwirtschaftlichen Produktionszweige, des Ackerbaues und der Viehhaltung, unausgesetzt forschte, fand er auch noch die Zeit, seine Untersuchungen auf zwei wichtige technische Nebengewerbe, Brennerei- und Zuckerfabrikation, auszudehnen. Schon in Weende hatte ja M. in Gemeinschaft mit E. Schulze den Brennereiprozeß eingehender Forschung unterzogen, und diese Arbeiten setzte er gleich nach seiner Übersiedelung nach Halle fort. Im Jahre 1871/72 prüfte er das damals neu eingeführte Hochdruckverfahren an einer Brennerei bei Halle. Diese Untersuchungen setzte er von 1872 bis 1876 an einer Anzahl von Brennereien fort, und seine Abhandlungen darüber sind die ersten, welche einerseits die damals noch wenig bekannten chemischen Vorgänge beim Brennprozeß aufklärten, und andererseits die maßgebende Grundlage für die verschiedenen Methoden der Untersuchungen auf dem Gebiete der Spiritusfabrikation bildeten. Die gesamten Erfahrungen seiner Forschungen legte M. aber in seinem 1877 erschienenen Handbuch der Spiritusfabrikation nieder. Welch' hohen Wert dieses Buch in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung hat, geht auch daraus hervor, daß dasselbe bis 1898 die siebente Auflage hatte.

Auch in der wissenschaftlichen Erforschung der Zuckerfabrikation hat M. hervorragendes geleistet. In der Zeit, als er nach Halle kam, hatte die Technik der Zuckerfabrikation einen gewaltigen Fortschritt zu verzeichnen, indem das neu erfundene Diffusionsverfahren an Stelle des Preßverfahrens trat. M. beschäftigte sich nun zuerst mit der Untersuchung der nach dem neuen Verfahren gewonnenen Rückstände, der sogenannten Rübenschnitzel, die er auf ihren Futterwert untersuchte; dabei gelangte er zu dem wichtigen Resultat, daß die nach dem neuen Verfahren gewonnenen Rückstände wertvoller seien als die alten. Den größten Erfolg hatte M. aber 1876 zu verzeichnen. In

diesem Jahre konstatierte ein Landwirt, daß die eingemieteten Rübenschnitzel innerhalb eines Jahres ungefähr die Hälfte ihres Gewichts verloren hatten. Sofort wandte sich M. dieser wichtigen Frage zu, und auf experimentalem Wege fand er, daß große Verluste beim Lagern der Schnitzel an Trockensubstanz durch Gärungsvorgänge stattfänden. M. wies nun sofort in einer Veröffentlichung auf dieses bedeutsame Faktum hin und sprach seine Meinung dahin aus, daß die Schnitzel durch Trocknung in ein haltbares, konzentrierteres Futtermittel umzuwandeln seien. M. führte selbst Trocknungsversuche in seinem Laboratorium aus und stellte durch Fütterungsversuche den hohen Futterwert dieser getrockneten Schnitzel fest. Die Zuckerfabriken konnten nun, gestützt auf M.s Untersuchungen, daran gehen, ein Verfahren zu suchen, welches die Rübenschnitzel mit möglichst geringen Kosten trocknete. Dieses Verfahren und der passende Trocknungsapparat waren auch bald gefunden.

Nachdem M. bis Ende der achtziger Jahre in erster Linie die Feldversuche betrieben hatte, trat 1890 hierin eine Änderung ein, als M. in diesem Jahre auch den Vegetationsversuch einführte, mit welchem Professor Wagner in Darmstadt schon längere Zeit hindurch große Erfolge erzielt hatte. Im Jahre 1889 richtete M. in der nächsten Nähe von Halle eine Versuchsstation nach Wagnerschem Muster ein, in der er in den letzten 10 Jahren seines Lebens eine so umfangreiche Menge von Untersuchungen angestellt hat, daß ein näheres Eingehen darauf den Rahmen dieser Abhandlung bei weitem überschreiten würde. Die Untersuchungen bezogen sich, kurz gesagt, hauptsächlich auf die Wirkung der verschiedenen Düngemittel, und ganz besonders der Kalisalze.

Durch M.s Vegetationsversuche waren die Feldversuche stark in den Hintergrund gedrängt worden; eine zweite Veranlassung dazu lag auch in dem Umstande, daß die immer schwieriger werdende Lage der Landwirtschaft M. wenig dazu geeignet schien, die Landwirte zu den kostspieligen und zeitraubenden Feldversuchen heranzuziehen. An deren hoher Wichtigkeit hat M. aber auch in dieser Zeit niemals einen Zweifel gehegt, nur die Durchführung derselben mußte insofern seiner Ansicht nach eine andere werden, als die praktischen Landwirte nicht mehr direkt zur Beteiligung herangezogen wurden. Den Weg hierzu fand M. auf seiner amerikanischen Studienreise, die er im Auftrage des Landwirtschaftsministeriums 1893 gelegentlich der Chicagoer Weltausstellung ausführte. Die amerikanischen Experimentalfarmen, die er kennen lernte, erschienen ihm mit gewissen Modifikationen als die geeignetste Form, um eine Verbindung zwischen Theorie und Praxis herzustellen; denn mit Hülfe einer solchen Versuchswirtschaft war man imstande, Versuche in großem Maßstabe, sowohl Anbau- wie Fütterungsversuche ohne direkte Mitwirkung der praktischen Landwirte auszuführen, welch' letzteren dann nur noch die Aufgabe zufiel, die in der Versuchsstation gemachten Erfahrungen auf ihre Anpassungsfähigkeit an die eigene Wirtschaft zu prüfen. Nach Halle zurückgekehrt, gewann M. das Landwirtschaftsministerium für sein Vorhaben, auch eine solche Versuchswirtschaft im Anschluß an die Versuchsstation zu gründen. Von der Domäne Lauchstädt, unweit Halle gelegen, welche Amtsrat v. Zimmermann in Pacht hatte, stellte letzterer bereitwillig einen zusammenhängenden Komplex von über 200 Morgen mit den notwendigen Stallungen und sonstigen Gebäuden zur Verfügung, und im Herbst 1895 konnten die Versuche daselbst beginnen, welche in folgenden 4 Hauptgruppen zur Ausführung gelangten:

1. Feldversuche, betreffend Düngung und Sortenauswahl der Saat auf größeren Ackerflächen von 4 bis 4 1/2 ha.
2. Spezielle Versuche auf kleinen Parzellen von 3 1/2 ar, betreffend Wirkung verschiedenartig gewonnenen und behandelten Stalldüngers.
3. Fütterungsversuche.
4. Versuche über Stalldungbehandlung.

Die große Reihe bedeutungsvoller Untersuchungen, welche M. mit seinen Assistenten auf diesen 4 Gebieten ausführte, sind in den landwirtschaftlichen Jahrbüchern in 2 umfangreichen Berichten veröffentlicht, von denen der erste die Zeit vom 1. Oktober 1895 bis 31. März 1897, der zweite die Zeit von dort bis 31. März 1899 umfaßt. Ein näheres Eingehen hierauf würde auch zu weit führen.

Nachdem bis jetzt nur von M.s Tätigkeit als Leiter der Versuchsstation die Rede gewesen ist, erübrigt es noch, seiner Lehrtätigkeit, in der er auch Hervorragendes geleistet hat, Erwähnung zu tun. Wie schon kurz darauf hingewiesen wurde, hat M. gleich beim Beginn seines Wirkens in Halle auch das Lehramt der Agrikulturchemie an der dortigen Universität angetreten, und wohl wenigen akademischen Lehrern ist es vergönnt gewesen, einen derartigen Eindruck bei ihren Hörern durch ihren Vortrag hervorzurufen. Das lag aber daran, daß M.s Kollegien einerseits inhaltlich ein großes, auf eigenen Erfahrungen basierendes Wissen enthielten, und andererseits in ihrer äußeren Form die höchste Vollendung zeigten. M. war ein Meister der Rede in des Wortes vollster Bedeutung; er sprach lebhaft, aber ohne Stockung, in langen, fließenden Sätzen; sein Tonfall hatte etwas Dramatisches, Packendes, aber ohne schauspielerischen Anklang. Bei passenden Gelegenheiten kam auch sein übersprudelnder Humor in einer scherzhaften oder auch wohl sarkastischen Bemerkung zum Durchbruch. Kein Wunder, daß M.s Vorlesungen zu den besuchtesten an der Universität Halle gehörten. Auch das Wort des Altmeisters Goethe: »Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum« hat M. stets beherzigt, denn des öfteren wanderte er mit seinen Studenten zur Stadt hinaus, um ihnen in Lauchstädt und auch sonst in hervorragenden sächsischen Musterwirtschaften zu zeigen, wie die wissenschaftlichen Errungenschaften in die Praxis übertragen werden. Aber nicht allein auf den Hörsaal der Universität beschränkte M. seine rednerische Lehrtätigkeit, nein, oft und gern nahm er auch die Gelegenheit wahr, in landwirtschaftlichen Versammlungen irgend eine der brennenden landwirtschaftlichen Tagesfragen in einem Vortrage zu behandeln und zu diskutieren. Ebenso stand er stets jedermann, der bei ihm vorsprach, um seinen Rat einzuholen, mit dem Schatz seiner reichen Erfahrungen bereitwillig zu Diensten. Diese Bereitwilligkeit fand ihre Begründung in dem edlen, liebenswürdigen Charakter M.s, der ihm im Leben so viele Freunde verschafft hat, und der auch in erster Linie die Ursache war zu den allseitigen und herzlichen Sympathiekundgebungen bei M.s schwerer Erkrankung und bei seinem Tode.

Wenn man auf die gesamte wissenschaftliche Tätigkeit M.s einen Rückblick wirft, so muß man staunen, was dieser Mann geschafft hat; es gehörte dazu aber auch eine Arbeitslust und eine Arbeitskraft, über die nur wenige Menschen verfügen. Dabei hatte M. seit Anfang der achtziger Jahre mit einem sehr schmerzhaften Leiden, dem Gelenkrheumatismus, zu kämpfen, dessen Folgen ihn schließlich dahinrafften. Aber er hat sich lange Jahre nicht dadurch überwinden lassen; mit gewaltiger Energie kämpfte er dagegen an

und ließ sich nicht in seiner Arbeitstätigkeit dadurch hindern. Hin und wieder sah er sich allerdings genötigt, ein Bad, gewöhnlich Wiesbaden, zur Bekämpfung seines Übels aufzusuchen. Mit ungewöhnlicher Heftigkeit trat sein Leiden 1900 auf, indem Lungen- und Herzbeutelentzündung hinzutraten. Das war auch für M.s Kraftnatur zu viel. Zwar hat er auf seinem Krankenlager noch immer gearbeitet und publiziert, so z. B. die Beschreibung seiner Institute für die Festschrift der Landwirtschaftskammer gelegentlich der Ausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Halle 1900. Persönlich an dieser Ausstellung teilzunehmen, war ihm allerdings nicht möglich, so schmerzlich sein Fehlen auch allseitig empfunden wurde. Eine Badekur in Nauheim, im Juli 1901 angetreten, sowie die Pflege seiner treuen Gattin, gaben einige Hoffnung auf Besserung, aber bald kam wieder Umschwung zum schlimmen, so daß er Ende September in die Gießener Universitätsklinik überführt werden mußte. Jedoch menschliche Kunst war jetzt vergeblich, am 19. Oktober entschlummerte M. nach einem Leben, welches man nach dem Psalmisten als köstlich bezeichnen durfte, denn es war Mühe und Arbeit gewesen. Wie tief die allgemeine Trauer der deutschen Landwirtschaft um ihren treuen Freund und rastlosen Förderer war, ging aus der großen Zahl warmer Nachrufe hervor, die ihm bei seinem Tode gewidmet wurden. Am 23. Oktober wurde seine Leiche nach Halle überführt, um daselbst unter den ihm gebührenden hohen Ehren zur letzten Ruhe bestattet zu werden.

Auf eine vollständige Aufzählung der wissenschaftlichen Werke M.s muß an dieser Stelle verzichtet werden, da nur die kurze Titelangabe schon eine Reihe von Seiten in Anspruch nehmen würde. Betreffs einer genauen chronologischen Zusammenstellung der wissenschaftlichen Publikationen M.s, sei auf die Biographie M.s von P. Behrend-Hohenheim in den »Landwirtsch. Jahrbüchern« 31. Band, herausgegeben von Dr. H. Thiel, verwiesen, welche auch ein gutes Bildnis M.s enthält.

Sonstige Literatur: 1. Landwirtschaftliche Presse Jahrgang 1901, 2. Illustrierte landw. Zeitung Jahrgang 1901, 3. Jahrbuch der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft Band 17.

Dr. Quante.

Schimper, Andreas Franz Wilhelm, Professor der Botanik zu Basel, * 12. Mai 1856 zu Straßburg i. E. als Sohn des bekannten Phytopaläntologen Wilhelm Philipp Schimper (1808—1880), † 9. September 1901 zu Basel. — Besuchte 1864—1874 das protestantische Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte von 1874—1878 an der Straßburger Universität Naturwissenschaften, besonders Botanik unter Leitung von Professor Anton de Bary und Mineralogie unter Leitung von Professor P. Groth. November 1878 promovierte er *summa cum laude* auf Grund seiner Dissertation: »Untersuchungen über die Proteinkrystalloide der Pflanzen«. Nunmehr widmete sich Sch. ausschließlich botanischen Studien, zunächst im botanischen Institut zu Straßburg. Im Jahre 1880 publizierte er eine anatomische Studie über zwei Schmarotzerpflanzen, *Prosopanche Burmeisteri* und *Hydnora abyssinica*, ferner eine wichtige Arbeit über die Entstehung der Stärkekörner, in welcher bereits seine Begabung zu selbständiger Forschung hervortritt. Nachdem er als Nachfolger seines im März 1880 verstorbenen Vaters kurze Zeit die Direktorstelle an dem naturhistorischen Museum seiner Vaterstadt innegehabt, dieselbe aber infolge Differenzen mit der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität wieder aufgegeben hatte, begab er sich Ende 1880 nach Nordamerika, wo er Fellow an John Hopkins University zu Baltimore wurde und mehrere botanische Reisen ausführte. Januar 1882 kehrte er wieder nach Deutschland

zurück und siedelte nach Bonn über; er trat in das unter Leitung von Professor Eduard Strasburger stehende botanische Institut ein, habilitierte sich am 16. November 1883 mit seiner Schrift »Über Bau und Lebensweise der Epiphyten Westindiens« (Botanisches Zentralblatt Bd. XVII) und bekleidete von 1886—1898 die außerordentliche Professur für Botanik an der Universität Bonn. In dieser Stellung hatte er hauptsächlich Vorlesungen für Pharmazeuten zu halten. Aus seiner Dozententätigkeit sind die unten verzeichneten Repetitorien der Pharmakognosie und die Anleitung zur mikroskopischen Untersuchung der Nahrungsmittel hervorgegangen.

In Bonn entstanden Sch.s bedeutendste wissenschaftliche Publikationen, die sich über die Gebiete der Zellenlehre, der Physiologie, der Biologie und der Pflanzengeographie erstrecken. Zunächst sind seine wichtigen und grundlegenden Arbeiten über die Chromatophoren zu erwähnen, in denen er den Nachweis der Homologie von Chlorophyllkörpern, Stärkebildnern und Farbkörpern erbrachte, ihre ausschließliche Vermehrung durch Teilung feststellte und ihre feinere Struktur und ihr physiologisches Verhalten behandelte. Seine physiologischen Studien bezogen sich auf die Bildung der Kohlehydrate, des Kalkoxalats und auf die Assimilation der Mineralsalze.

Von größtem Einfluß auf die wissenschaftliche Betätigung Sch.s waren die von ihm unternommenen Reisen in die Tropen. Die erste derselben erfolgte 1882/83 nach Westindien zusammen mit dem damaligen Assistenten am Bonner botanischen Institut, Dr. F. Johow; die zweite August bis Dezember 1886 nach Brasilien in Gemeinschaft mit dem Schreiber dieser Zeilen; die dritte 1889/90 nach Ceylon und Java. Als wichtigste Ergebnisse dieser Reisen sind zu betrachten die in seinen »Botanischen Mitteilungen aus den Tropen« erschienenen Monographien über die Epiphyten Amerikas, über die Ameisenpflanzen des tropischen Amerika und über die indomalayische Strandflora.

Nach der Verwertung der javanischen Reiseausbeute übernahm er die Bearbeitung der Phanerogamen für das aus dem Bonner Institut hervorgegangene Lehrbuch der Botanik von Strasburger, Noll, Schenck, Schimper, dessen erste Auflage 1894 erschien. Sodann trat er an die Ausführung eines schon längst gehegten Planes heran, eine umfassende Darstellung der Pflanzengeographie auf physiologischer Grundlage zu geben. Dieses an neuen Ideen reiche Hauptwerk Sch.s erschien 1898 und gilt als eine hervorragende Leistung.

Im Sommer 1898 erfolgte seine Berufung als Ordinarius an die Universität Basel. Diese Stelle trat er aber erst April 1899 an, nachdem er von August 1898 bis dahin als Botaniker an der deutschen Tiefseeexpedition auf dem Dampfer Valdivia unter Leitung von Professor K. Chun teilgenommen. Leider war es ihm nicht beschieden, die Ergebnisse dieser Reise selbst zu publizieren. Er kam malariakrank von der Reise nach Basel und starb an den Folgen der Krankheit am 9. September 1901, nachdem er fünf Semester lang in seiner neuen Stellung tätig gewesen war.

Hauptwerke: 1. Untersuchungen über die Chlorophyllkörper und die ihnen homologen Gebilde, Jahrb. f. wiss. Bot. 1885 XVI. — 2. Über Bildung und Wanderung der Kohlehydrate in den Laubblättern. Bot. Zeitung 1885. — 3. Über Kalkoxalatbildung in den Laubblättern. ibid. 1888. — 4. Zur Frage der Assimilation der Mineralsalze durch die grüne Pflanze. Flora 1890. — 5. Die epiphytische Vegetation Amerikas. Bot. Mittg. aus den Tropen Heft 2. Jena 1888. — 6. Die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika. ibid. Heft 1. 1888. — 7. Die indomalayische Strandflora. ibid. Heft 3. 1891. — 8. Über Schutzmittel des Laubes gegen Transpiration, besonders

in der Flora Javas. Kgl. Akad. Berlin, Sitzungsber. 1890. — 8. Pflanzengeographie auf physiologischer Grundlage. Jena 1898. — 9. Taschenbuch der Med.-Pharm. Botanik. 1886. — 10. Repetitorium der pflanzl. Pharmakognosie und offiz. Bot. 1901. (3. Aufl.). — 11. Anleitung zur mikrosk. Untersuch. der Nahrungs- und Genußmittel. Jena 1886, 2. Aufl. 1900. — 12. Die Phanerogamen in Strasburger, Noll, Schenck, Schimper, Lehrbuch der Botanik. Jena 1894. — 5. Aufl. 1902.

Nekrologe: 1. Berichte der deutschen bot. Gesellsch. 1901, von H. Schenck. — 2. Naturwissenschaftl. Rundschau XVII 1902, von H. Schenck. — 3. Nature 1901, von Percy Groom.

Bildnisse: 1. In Nekrolog 1. — 2. In der englischen Übersetzung von Schimpers Pflanzengeographie.

H. Schenck.

Weichert, Max, Major der Landwehr a. D., * 13. März 1825 in Breslau, † 8. September 1901 in Berlin. — Obwohl von Beruf Jurist und nicht Soldat, soll hier W.s gedacht werden, weil er ein Mann war, der es verstand, die äußerste Hingabe an seine militärischen Pflichten mit denen seines Amtes zu verbinden. Im Jahre 1854 diente W. sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger beim 6. Jäger-Bataillon ab. Während seiner Dienstzeit hatte er sich schon durch besonderen Diensteifer ausgezeichnet, so daß er bald nach seiner Entlassung zum Sekondeleutnant im 10. Landwehr-Regiment befördert wurde. Auch bei den Übungen zeigte W. das lebhafteste Interesse für alles Militärische und förderte seine Kenntnisse derart, daß er im praktischen Dienst den besten Berufsoffizieren an die Seite gestellt werden konnte. Zur Zeit der großen Reorganisation des preußischen Heeres im Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts war er Jahre hindurch eingezogen und bekleidete eine Adjutantenstelle, machte 1863 beim Grenadier-Regiment No. 10 die Besetzung der polnischen Grenze und 1864 den deutsch-dänischen Krieg mit. Im Feldzuge 1866 gegen Österreich focht er in den Reihen des Infanterie-Regiments No. 50. Als das Institut der Reserveoffiziere eingerichtet wurde, trat W., obgleich der Reserve längst entwachsen, doch freiwillig zu dieser zurück. Sein Ruf als praktischer Offizier war so fest begründet, daß er 1870 bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich sofort als Premierleutnant eine mobile Füsilier-Kompagnie des Grenadier-Regiments No. 10 erhielt, gewiß ein äußerst seltener Fall. Nach dem Feldzuge blieb W. noch immer Reserveoffizier, wurde nach zahlreichen Einziehungen zum Hauptmann befördert und erreichte den Rang eines Majors in der Landwehr, ein mindestens eben so seltener Fall.

Als höherer Beamter, W. war Geheimer Justizrat und Erster Staatsanwalt, hatte der Verstorbene keine Ursache, um der glänzenden Außenseite des Soldatenstandes willen sich einer so ausgedehnten militärischen Tätigkeit zu widmen, ihn trieb vielmehr sein aufopferndes Vaterlandsgefühl dazu, sich stets für den Kriegsfall zur Verfügung seines allerhöchsten Kriegsherrn zu halten. Ein Beispiel für viele.

Nach: »Militär-Zeitung« und den Akten.

Lorenzen.

Rex, Hermann Ernst von, Königlich sächsischer Generalleutnant z. D., * 12. September 1821 zu Lautitz bei Löbau, † 30. August 1901 in Dresden. — Im Alter von 20 Jahren trat R. aus dem Kadettenkorps in das 2. Linien-Infanterie-Regiment »Prinz Maximilian« als Portepeejunker über, wurde 1840 zum Leutnant im Infanterie-Regiment »Prinz Georg« befördert und im folgenden Jahre zu der in der Hauptstadt Dresden stehenden Königlich sächsischen Gardedivision versetzt, die 1848 aufgelöst wurde. Bei dieser Gelegenheit kam

er zur Brigade »Kronprinz« in Bautzen, wo er 1849 zum Oberleutnant aufrückte, unter gleichzeitiger Zuteilung zur Leibbrigade. Beim Straßenkampf in Dresden, der im Mai desselben Jahres stattfand, zeichnete R. sich ganz besonders aus, wofür er mit dem Militär St.-Heinrichs-Orden dekoriert wurde. Zum Adjutanten des 15. Infanterie-Bataillons ernannt, kehrte er nach der Demobilmachung der Königl. sächsischen Truppen im Jahre 1850 in seinen früheren Standort Dresden zurück, rückte 1856 zum Hauptmann auf, in welcher Eigenschaft er bis zum Jahre 1866 eine Kompagnie des 14. Infanterie-Bataillons befehligte. Bei Beginn der Feindseligkeiten im Kriege Preußens gegen Österreich 1866 zum Major befördert, fand er während des Feldzuges Verwendung als Kommandant des Hauptquartiers Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Albert und wurde nach der Rückkehr in die Heimat dem damaligen Gouverneur von Dresden, dem preußischen General von Bonin, zugeteilt, bis ihn der König unterm 1. April zum Flügeladjutanten ernannte, worauf er 1869 zum Oberstleutnant aufrückte. Bei der Mobilmachung im Sommer 1870 wurde R. zunächst das Kommando über das Ersatzbataillon No. 100 übertragen, später aber zum Kommandeur des mobilen Regiments befördert. Bei seinem Regiment vor Paris am 22. September 1870 eingetroffen, fand er mit zwei Bataillonen desselben nebst dem 12. Jägerbataillon bei der zum Schutze der vor Paris stehenden Truppen 12. (Königl. sächsischen) Division Verwendung. In der Nacht vom 29. zum 30. November wurde seine Abteilung in Etrepagny von dem französischen General Briand überfallen, wobei 6 Offiziere, 153 Mann und 1 Geschütz eingebüßt wurden. Am 20. Dezember 1870 kehrte R. wieder in die Zernierungslinie von Paris zurück und befehligte nach dem Friedensschlusse noch bis zum 1. Oktober 1875 sein Regiment, zu welchem Zeitpunkte er unter Ernennung zum Generalmajor mit der Führung der 4. Infanterie-Brigade No. 48 beauftragt wurde. Am 20. März 1878 erhielt er den erbetenen Abschied, am 20. April 1900 den Charakter als Generalleutnant.

R. war nicht nur in der Armee seines engeren Vaterlandes, sondern weit über dessen Grenzen hinaus als tüchtiger Soldat bekannt und verehrt.

Nach: »Militär-Zeitung.« Lorenzen.

Prittwitz und Gaffron, Walter von, Generalleutnant z. D., * 14. Februar 1840 in Posen, † 20. Juni 1901 in Berlin. — Nach bestandenem Abiturienten-Examen trat P. beim Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment in Berlin als Avantageur ein, rückte am 14. Januar 1860 zum Sekondeleutnant auf und wurde im Oktober 1864 zur Kriegsakademie kommandiert. Am Kriege von 1866 gegen Österreich nahm er, bei der 1. Kompagnie seines Regiments stehend, teil und zeichnete sich in der Schlacht bei Königgrätz besonders aus. Nach dem Feldzuge besuchte er wiederum die Kriegsakademie, wurde am 30. Oktober Premierleutnant und vom 1. Mai 1868 ab auf zwei Jahre dem Großen Generalstabe zur Dienstleistung zugewiesen. Nach erfolgter Mobilmachung im Juli 1870 zunächst dem Generalstabe des General-Gouvernements im Bereiche des VII., VIII. und XI. Armeekorps unter General der Infanterie Herwarth v. Bittenfeld zugeteilt, trat P. später (20. September) zum Generalstabe der 4. Reserve-Division unter General v. Schmeling und kurz darauf zum großen Hauptquartier des Königs über, in welcher Stellung er die Belagerung von Paris mitmachte. Im Mai 1871 in die Front zurückgekehrt, rückte P. im August zum Hauptmann auf, als Kompagniechef Dienst tuend, bis er am 28. Dezember 1880 unter Überweisung zum großen Generalstabe

in den Generalstab der Armee versetzt wurde, wo er im Februar 1881 das Majorspatent erhielt. Am 12. Januar 1884 zum Bataillons-Kommandeur im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich Karl (8. Brandenburgisches) No. 64 ernannt, befehligte er dieses bis zum 11. Februar 1886, zu welchem Zeitpunkte P. dem Grenadier-Regiment Graf Kleist v. Nollendorf (1. Westpreußisches) No. 6 in gleicher Eigenschaft überwiesen wurde. In diesem Truppenteil stieg er am 13. Dezember 1887 zum Oberstleutnant auf, wurde am 2. August 1888 etatsmäßiger Stabsoffizier und unterm 24. März 1890 Oberst und Kommandeur des Regiments, das er bis zum 15. Juli 1893 befehligte. An diesem Tage zum Generalmajor befördert, erhielt er den Oberbefehl über die 69. Infanterie-Brigade, welche Stellung der Verewigte am 16. Juni 1896 mit der des Kommandanten von Danzig vertauschte, die er innehatte, bis er am 17. April 1897 mit dem Charakter als Generalleutnant in den Ruhestand trat.

Nach: »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Parseval, Otto von, Königlich bayerischer General der Infanterie z. D., zuletzt kommandierender General des II. Armeekorps und Generaladjutant Seiner Majestät des Königs von Bayern, * 18. März 1827 zu Zweibrücken, † 12. März 1901 zu München. — Frühzeitig in das bayerische Kadettenkorps eingetreten, wurde P. am 17. August 1845 in das Infanterie-Leib-Regiment als Junker eingereiht und am 29. Mai 1846 zum Unterleutnant im 2. Infanterie-Regiment Kronprinz ernannt. Von 1854—1859 fand er als Inspektionsoffizier im Kadettenkorps Verwendung, wurde 1860 als Hauptmann beurlaubt, um die Gouverneurstelle bei dem jetzigen Großherzoge von Oldenburg zu übernehmen, die er während eines Jahres bekleidete. Im Feldzuge von 1866 nahm P. mit seiner Kompagnie an verschiedenen Gefechten teil, wurde nach dem Kriege zuerst dem Generalstabe zugeteilt und am 1. Februar 1870 als Major in den Generalstab des I. Armeekorps versetzt, das von General von der Tann kommandiert wurde. Im Stabe dieses großen Heerführers fand er Gelegenheit, die Ruhmestage der Bayern von 1870 mitvorzubereiten und durchführen zu helfen, eine Tätigkeit, die ihm reiche Ehren brachte. 1872 zum Oberstleutnant befördert, erhielt P. 1873 ein Bataillon des 2. Infanterie-Regiments Kronprinz, wurde am 15. Dezember 1875 zum Kommandeur des Infanterie-Leib-Regiments, 1876 zum Oberst und 1881 zum Generalmajor und Kommandeur der 3. Infanterie-Brigade in Augsburg befördert. Dies Kommando behielt P. bis zum Jahre 1887, in dem seine Ernennung zum Generalleutnant und Kommandeur der 3. Division in Augsburg erfolgte. Drei Jahre später wurde er Generaladjutant und kommandierender General des II. Armeekorps in Würzburg. Am 18. April 1895 trat P. in den Ruhestand, nachdem er sein fünfzigstes Dienstjubiläum, das ihm reiche Auszeichnungen und Ehrungen brachte, gefeiert hatte. Nach den großen Manövern des Jahres 1891, denen auch Se. Majestät der Kaiser beiwohnte, war der verdiente General à la suite des Infanterie-Leib-Regiments gestellt worden, eine Auszeichnung, die ihm besondere Freude machte.

Nach: »Militär-Wochenblatt«. Lorenzen.

Obernitz, Hugo von, General der Infanterie und Generaladjutant weiland Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I., * 16. April 1819 zu Bischofswerder im Kreise Rosenberg in Westpreußen, † 18. September 1901 zu Honnef am Rhein. — Nach Beendigung der Kadettenzeit in Kulm und

Berlin trat O. am 18. April 1836 als Sekondeleutnant in das 4. Infanterie-Regiment, jetzige Grenadier-Regiment Friedrich der Große, über. Nachdem er in verschiedenen Stellungen Adjutantendienste geleistet hatte, zur allgemeinen Kriegsschule und zum topographischen Bureau der Landesaufnahme kommandiert worden war, kam er, am 24. Juli 1849 zum Premierleutnant und am 22. Juni 1852 zum Hauptmann befördert, 1853 in den großen Generalstab. In diesem verblieb er bis 1857, in welchem Jahre seine Versetzung in das 1. Garde-Regiment z. F. erfolgte, nachdem er 1856 Major geworden war. Von Ende 1858 bis zum Frühjahr 1863 wurde O. als persönlicher Adjutant zum Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kronprinzen kommandiert, rückte zum Oberstleutnant auf und erhielt am 7. März 1862 unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst das Garde-Füsilier-Regiment. Bei Ausbruch des Krieges gegen Österreich wurde er Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, mit der er am 28. Juni 1866 ein siegreiches Gefecht bei Soor-Burkersdorf führte und am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz den Schlüsselpunkt der österreichischen Stellung, die Höhe von Chlum, erstürmte, bei welcher Gelegenheit er schwer verwundet wurde. Nach dem Frieden wurde O. Generalmajor, 1867 Militärbevollmächtigter Preußens in Stuttgart und am 13. Januar Inspekteur der Jäger und Schützen. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges am 18. Juli 1870 zum Kommandeur der württembergischen Division ernannt, führte O. diese während des ganzen Feldzuges von Sieg zu Sieg. Zunächst unterstützte er mit seinen Württembergern das XI. Armeekorps, half Elsaßhausen und Fröschweiler nehmen, zog am 8. August vor die Veste Lichtenberg und sicherte während der Schlacht von Sedan die deutschen Truppen gegen französische Vorstöße aus der Festung Mezières. Bei der Einschließung von Paris war O. an der Ostfront tätig und hatte mit seiner Division einen schweren Stand, als die Besatzung der Stadt zwischen Seine und Marne durchzubrechen suchte. Diese Durchbruchsversuche wies er, teils durch ein erfolgreich geführtes Gefecht bei Mont Mesly, teils unter schweren Verlusten durch die Schlacht von Champigny-Villiers am 2. Dezember 1870 gründlich ab, wofür er das Eiserne Kreuz I. Klasse als wohlverdienten Lohn erhielt. Den Orden pour le mérite hatte O. bereits für sein tapferes Verhalten am 3. Juli 1866 erhalten.

Nach Beendigung des Feldzuges (Oktober 1871) erhielt der verdiente General das Kommando der 14. Division in Düsseldorf, welche Stellung er am 15. April 1879 mit derjenigen eines kommandierenden Generals des XIV. Armeekorps in Karlsruhe vertauschte, die er bis zum 10. August 1880 behielt, an welchem Tage er in den Ruhestand trat. Die Leistungen O.s als Korpskommandeur bleiben in der Armee unvergessen; sie fanden auch die Allerhöchste Anerkennung durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens (nach dem Kaisermanöver von 1885) sowohl als auch durch die Ernennung zum Chef seines alten Regiments, des Grenadier-Regiments König Friedrich der Große (3. Ostpreußisches) No. 4.

Nach: »v. Löbells Jahresberichte, Band XXIX« u. a. Quellen. Lorenzen.

Maillinger, Joseph Ritter von, Königlich bayerischer General der Infanterie z. D., * 4. Oktober 1820 zu Passau, † 6. Oktober 1901 in Bad Aibling in Oberbayern. — Von 1830—1839 wurde M. im Kadettenkorps in München erzogen. Er verließ dieses am 21. August, um in das 8. Infanterie-Regiment als Junker einzutreten, in welcher Truppe er am 10. September 1840 zum

Unterleutnant befördert wurde und zum Hauptmann aufrückte, nachdem er verschiedentlich sowohl als Adjutant Verwendung gefunden hatte als auch zum topographischen Bureau kommandiert gewesen war. Im Jahre 1859 kam er in den Generalquartiermeisterstab, wurde dem Kriegsministerium zugeteilt, dem er angehörte, als die Feindseligkeiten der Bundestruppen gegen Preußen begannen und in dem er nach und nach zum Oberst befördert worden war. Während des Krieges von 1866 war M. bayerischer Bevollmächtigter im Hauptquartier des VIII. Bundesarmeekorps. Nach erfolgtem Friedensschlusse wurde er Kommandeur des 9. Infanterie-Regiments Wrede und beteiligte sich an den Arbeiten zur Umgestaltung der bayerischen Heereseinrichtungen nach preußischem Muster. Im Juni 1869 erhielt M. das Kommando der 8. Infanterie-Brigade unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalmajor und Truppenkorps-Kommandanten in der Pfalz. Mit dieser Brigade zog er im deutsch-französischen Kriege 1870 über die französische Grenze, kam zunächst bei Weißenburg ins Feuer und focht bei Wörth mit höchster Auszeichnung. Nach der Schlacht bei Sedan und den späteren Ausfallsgefechten vor Paris trat M. am 20. November an die Spitze der 2. Armee-Division, die noch zwei Jahre nach dem Frieden bei den Okkupationstruppen auf französischem Boden verblieb. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er kommandierender General des II. Armeekorps und am 4. April 1875 an General Pranckhs Stelle Kriegsminister, eine Stellung, die er über 10 Jahre lang bis zum 1. Mai 1885 bekleidete. An jenem Tage trat er in den Ruhestand, nachdem er 1877 zum General der Infanterie und 1880 zum Chef des Infanterie-Regiments Wrede ernannt worden war.

Namentlich in seiner letzten Stellung als Kriegsminister hat M. sich um die Armee seines Vaterlandes hoch verdient gemacht und infolge seiner Leistungen die allgemeinste Anerkennung gefunden, galt es doch nach dem Kriege durch zahlreiche Anordnungen und Neueinrichtungen eine immer größere Vervollkommnung des bayerischen Heerwesens und eine möglichst genaue Übereinstimmung mit den preußischen Truppen herbeizuführen. Auch noch nach seiner Verabschiedung hat der Verewigte sich in den Dienst dieser vaterländischen Angelegenheit gestellt und als lebenslängliches Mitglied des bayerischen Reichsrates sich mit Geschick an den mitunter heißen parlamentarischen Kämpfen beteiligt. Aber nicht nur im Frieden ist der hervorragende General durch seine glänzenden Leistungen besonders hervorgetreten: er wußte das Schwert so gut zu führen wie die Feder, dafür sprechen die Erfolge, die er als Führer seiner Brigade, namentlich bei Wörth, zu erringen verstanden hat, wofür auch die vom Ordenskapitel einstimmig beschlossene Zuerkennung des bayerischen Militär-Max-Josephs-Ordens, mit dem der Ritterstand verbunden ist, sowie nicht minder die Verleihung beider Klassen des Eisernen Kreuzes redendes Zeugnis ablegen.

Nach: »v. Löbells Jahresberichte, Band XXVIII«. Lorenzen.

Lobenhoffer, Karl Ritter von, Königlich bayerischer Generalleutnant und Chef des Generalstabes der königlich bayerischen Armee, * 4. September 1843 zu Erding in Oberbayern, † 19. Oktober 1901 in München. — Beim ersten Artillerieregiment am 1. Oktober 1861 als Junker eingetreten, ging L. nach Absolvierung der Kriegsschule zur Infanterie über. Zunächst diente er im 9. Regiment, wurde jedoch zum 12. Regiment versetzt und in diesem 1864 zum Unterleutnant befördert. Am Kriege von 1866 nahm er teils als Ordon-

nanzoffizier bei der Reservebrigade, teils bei der 7. Infanteriebrigade teil und erhielt am 26. Juli im Gefecht bei Roßbrunn die Feuertaufe. Nach dem Feldzuge trat er als Oberleutnant in den Frontdienst zurück und erwarb sich in der Zeit der Reorganisation des bayerischen Heerwesens eine gediegene und gründliche Kenntnis der Truppenführung. Gegen Frankreich zog L. als Ordonnanzoffizier der 3. Infanteriebrigade im Juli 1870 ins Feld, zeichnete sich bei Orléans aus, wurde am 2. Dezember in der Schlacht bei Loigny-Toupry schwer verwundet, traf aber schon nach sechs Wochen, noch nicht völlig wiederhergestellt bei seiner Brigade vor Paris ein. Nach der Heimkehr besuchte er die Kriegsakademie, wurde in den Generalstab kommandiert und fand später Verwendung als Adjutant der 2. Infanteriebrigade. Unterm 15. Dezember 1875 zum Hauptmann ernannt, war L. im Laufe der Zeit in allen Dienstzweigen des Generalstabsdienstes beschäftigt, 1883 zum Major, 1887 zum Oberstleutnant, 1890 zum Oberst aufsteigend. Nach einjähriger Tätigkeit als Chef des Generalstabes I. Armeekorps bekam er das 10. Infanterie-Regiment Prinz Ludwig, worauf er 1894 unter Beförderung zum Generalmajor an die Spitze der 3. Infanteriebrigade trat.

Am 27. Dezember 1896 zum Chef des Generalstabes ernannt, wurde L. gleichzeitig mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Inspekteurs der Militärbildungsanstalten beauftragt. Als Generalstabschef nahm er 1897 an der Seite des Prinzen Leopold von Bayern an den Kaisermanövern teil, in denen die bayerischen Truppen zum ersten Male in friedlichen Wettkampf mit den preußischen Kameraden traten. Von dem den bayerischen Truppenteilen allseitig gespendeten Lobe entfiel naturgemäß auch ein wohlverdienter Teil auf deren umsichtigen Generalstabschef, der in reichlichen Ordensauszeichnungen zum Ausdrucke gelangte. L. liebte es nicht mit seiner Person in den Vordergrund zu treten und so vergingen die weiteren Jahre in stiller angestrengter Arbeit, wobei sich sein Gesundheitszustand leider immer weniger günstig gestaltete. Noch in seiner letzten Lebenszeit begab er sich zu den großen Feldbahnübungen der Verkehrstruppen in Berlin, die sein Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen. Nach seiner Rückkehr aus der Reichshauptstadt fühlte er sich sehr matt und angegriffen und bereits am 19. Oktober machte ein Schlaganfall seinem an Arbeit und Erfolg so reichen Leben ein Ende.

Nach »Militär-Wochenblatt«. Lorenzen.

Löbell, Heinrich von, Oberst z. D., * 16. Dezember 1816 zu Bromberg, † 18. Oktober 1901 zu Pankow bei Berlin. — Nach beendigtem Besuch der Kadettenhäuser in Kulm und Berlin trat L. am 5. August 1833 als Sekondeleutnant zum 1. Artillerie-Regiment in Königsberg i. Pr. über, kam am 27. Februar 1844 als Premierleutnant in das 5. Artillerie-Regiment nach Posen und wurde ein Jahr darauf zur Artillerie-Abteilung des Kriegsministeriums kommandiert, in der er aber nicht lange verblieb. Nachdem L. am 2. Mai 1850 zum Kapitän ernannt worden war, folgte einem Kommando als Artillerie-Offizier vom Platz in Silberberg 1854 ein solches als Lehrer zur Artillerie- und Ingenieurschule, als Mitglied der Artillerie-Prüfungs-Kommission. 1857 zum Stabsoffizier aufgerückt, trat er im Herbst dieses Jahres in den Frontdienst zurück, wurde 1861 Oberstleutnant und im Juli 1864 Oberst und Kommandeur seines Ursprungs-Regiments. Im August 1865 zur Dienstleistung bei der Generalinspektion der technischen Institute der Artillerie und bald darauf auch als Mitglied des General-Artillerie-Komitees berufen, erbat L.,

obgleich er zum Kommandeur des Niederschlesischen Feldartillerieregiments Nr. 5 ernannt worden war, den Abschied und trat am 9. Mai 1866 in den Ruhestand. Er blieb jedoch noch in Verbindung mit dem aktiven Heere, denn von 1867—1875 trug er Waffenlehre am Kadettenkorps vor und gehörte bis zum Jahre 1881 der Studienkommission des Kadettenkorps als Mitglied an, zu welchem Zeitpunkte der militärische Unterricht in der Selektaklasse des Kadettenkorps der Studienkommission für die Kriegsschulen unterstellt wurde, um eine größere Einheitlichkeit des Lehrplanes zu erzielen. Nach dem Ausscheiden aus dem Heere stellte L. seine ganze Tätigkeit in den Dienst der militärischen Wissenschaften, die er unermüdlich zu fördern bestrebt war, wozu ihn sein enormes Wissen und sein klarer Blick in hervorragendem Maße befähigten. Als Schriftsteller betätigte er sich zunächst durch die Herausgabe einer Schrift »Des Zündnadelgewehrs Geschichte und seine Konkurrenten«, die 1867 veröffentlicht wurde, während er bereits ein Jahr früher die noch heute in Monatsheften herauskommenden »Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine« begründete, deren Schriftleitung er mehrere Jahre hindurch vorstand. Besonders wertvoll sind auch L.s Beiträge aus dem Bereiche der Waffentechnik, die er für das von Oberst Poten herausgegebene Handwörterbuch für die gesamten Militärwissenschaften (Bielefeld und Leipzig 1876—1880) verfaßte sowie mannigfache Aufsätze, die ohne Namensnennung in der periodischen Militärliteratur erschienen. Das Hauptwerk seines Lebens aber sind die v. Löbellschen Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, die zum ersten Male im Jahre 1875 das Licht der Welt erblickten und bis 1891 vom ihm redigiert wurden. An diesem Werke war er mit vollster Hingebung tätig und dieses Streben wurde vom besten Erfolge gekrönt, denn der Wunsch, den er dem ersten Bande mit auf den Weg gab, »es möge dieser erste Jahresbericht von Hand zu Hand gehen und in ununterbrochener Reihenfolge von seinen Genossen gefolgt werden« ist in Erfüllung, gegangen. Die Herausgabe der Jahresberichte ist jedoch nicht die einzige Arbeit geblieben, die den Namen L.s weit über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets hinaus bekannt werden ließ. Im Jahre 1880 übernahm der unermüdlich tätige Mann die Redaktion des Militär-Wochenblattes und am 1. Januar auch noch die Leitung der Militär-Literatur-Zeitung, die damals mit jenem Blatte verbunden wurde. Bis zum 31. Dezember 1888 hat L. beide Zeitschriften in vorzüglicher Weise geleitet, dann legte der Zweiundsiebzigjährige die Geschäfte nieder und zog sich nach dem Vorort von Berlin Pankow zurück, wo der Tod ihm, dem nunmehr müde gewordenen Greise, die ewige Ruhe gebracht hat. Sein Name aber wird in militärwissenschaftlichen Kreisen unvergessen bleiben, dafür bürgt das Ansehen, das die v. Löbellschen Jahresberichte in der ganzen Welt genießen.

Nach »Militär-Wochenblatt«, »v. Löbells Jahresberichte« usw. Lorenzen.

Grumbckow, Victor von, Generalmajor z. D. und Kaiserlich Ottomanischer Divisionsgeneral und Generaladjutant Seiner Majestät des Sultans. * 3. Juli 1849 zu Graudenz, † 30. Juni 1901 im Orientexpreßzuge zwischen Konstantinopel und Berlin. — G. trat im April 1866 mit der Aussicht auf Beförderung bei der 1. Artilleriebrigade als Gemeiner ein, avancierte zum Portepeefähnrich und wurde in diesem Dienstgrade am 10. September 1867 dem Feldartillerieregiment No. 10 zugeteilt, wo er unterm 9. November die

Sekondeleutnantsepauletten erhielt. Mit seinem Regiment 1870 ins Feld gezogen, wurde G. in der Schlacht bei Vionville so schwer im Gesicht verwundet, daß er erst Ende Oktober zum Truppenteil zurückkehren konnte. Bis zur Beendigung des Krieges beim Regiment verblieben und an den Kämpfen desselben teilnehmend, kehrte G. nach dem Friedensschlusse in die Heimat zurück, wurde Abteilungsadjutant und von 1873 ab zur Kriegsakademie kommandiert. Zum Oberleutnant aufgerückt, war er mehrere Jahre hindurch als Lehrer an der Kriegsschule in Kassel tätig, wurde dort am 14. Februar 1880 Hauptmann und trat im Jahre 1881 als Batteriechef zum Regiment zurück. Am 11. Dezember 1886 wurde der Verstorbene unter Stellung à la suite des 1. Hannoverschen Feldartillerieregiments No. 10 zum Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Charlottenburg ernannt, 1889 zum Major befördert und in dem gleichen Jahre als Abteilungskommandeur in das Feldartillerie-Regiment No. 24 versetzt. In dieser Dienststellung verblieb G. bis zum Februar 1892, zu welchem Zeitpunkt er, à la suite des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments stehend, auf drei Monate nach der Türkei beurlaubt wurde. Nach Beendigung dieses Urlaubs blieb er dort, schied am 3. Mai 1892 aus der preußischen Armee mit dem Charakter als Oberstleutnant aus und widmete sich der Aufgabe, die Organisation und Ausbildung der türkischen Artillerie den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umzugestalten und durchzuführen. Im Laufe der Jahre rückte G. in türkischen Diensten zum Generalleutnant und Generaladjutanten Sultan Abdul Hamids II. auf, machte den türkischen Krieg gegen Griechenland mit, nahm aber trotz der von ihm bekleideten glänzenden Stellung aus Gesundheitsrücksichten kurz vor seinem Ende den Abschied aus osmanischen Diensten. Preußischerseits hatte von G. den Charakter als Oberst und als Generalmajor erhalten.

Nach »Militärzeitung«. Lorenzen.

Grofs, Julius von, genannt von Schwarzhoff, Generalmajor, * 7. September 1850 zu Magdeburg, † 16. April 1901 zu Peking. — Nach beendetem Besuch des Gymnasiums trat G. am 1. April 1870 beim 2. Garderegiment z. F. in Berlin ein, machte den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 in allen Zügen seines Truppenteils, die Schlachten von St. Privat, Beaumont und Sedan mit, stand in der Einschließungslinie vor Paris und kehrte, seines tapferen Verhaltens vor dem Feinde wegen mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, als Offizier in die Heimat zurück. Nach dem Feldzuge widmete er sich seiner Weiterbildung, so daß er bereits 1874 die Kriegsakademie beziehen konnte, auf der er sich das Studium fremder Sprachen ganz besonders angelegen sein ließ. Am 2. Januar 1878 in das Garde-Schützenbataillon versetzt, rückte er 1879 zum Premierleutnant auf und wurde bereits 1879, eine hohe Auszeichnung für einen so jungen Offizier, zur Teilnahme an den Manövern in die Schweiz entsandt. Im Mai 1880 zum Großen Generalstabe kommandiert, verblieb S. mit kurzen Unterbrechungen — 1887/88 Kompagnieführer im Infanterieregiment No. 65, 1897 bis 1900 Kommandeur des Infanterieregiments No. 94 und daran anschließend Kommandeur der 33. und 1900 der 1. ostasiatischen Infanteriebrigade — bis zu seinem Tode in der Generalstabslaufbahn, denn bereits auf der Ausreise nach China wurde er zum Chef des Generalstabes des Armee-Oberkommandos berufen. S. hatte ein rasches Avancement, war 1882 Hauptmann, 1888 Major, 1897 zum Oberst und am 18. April 1900 zum Generalmajor befördert worden. Aus seiner glänzenden

Diensteslaufbahn ist das Kommando zur Botschaft in Paris, 1885 bis 1887, besonders zu erwähnen, bei welcher Gelegenheit er dem Botschafter des Deutschen Reiches, Grafen Münster, nähertrat, dem er auch auf der Haager Friedenskonferenz als militärischer Berater zur Seite stehen durfte. Seine Wirksamkeit, die er dort bei den Verhandlungen entfaltete, war eine ganz bedeutende, schwer ins Gewicht fallende, da S. imstande war, als Soldat sowohl wie auch als Politiker die zu behandelnden Fragen nach allen Seiten hin treffend zu beleuchten. So haben seine Ausführungen, durch die er in französischer Sprache der Versammlung in überzeugender Weise seine Auffassungen über die Abrüstungsfrage klarlegte, am meisten dazu beigetragen, daß diese endgültig abgelehnt wurde. Sehr beachtenswert waren auch seine Vorschläge zum Ausbau der Genfer Konvention, die er dort machte. Für seine Tätigkeit ernannte ihn die Universität in Königsberg i. Pr. zum *Doctor juris honoris causa,* Seine Majestät der Kaiser belohnte ihn durch eine hohe Ordensauszeichnung. Die Stellung S.s im fernen Osten war eine sehr schwierige, er verstand es jedoch in erstaunlicher Weise trotz aller dort so vielfach auseinandergehenden Bestrebungen die Verbündeten immer wieder zu gemeinsamem Handeln zusammenzubringen, bis er am 16. April nicht der Kugel zum Opfer fiel, sondern den Tod in den Flammen fand, welche in der Nacht im Hauptquartier des Armee-Oberkommandos in Peking ausbrachen und das Gebäude zerstörten. Der Feldmarschall Graf v. Waldersee sagte von ihm: »Durch das Vertrauen Seiner Majestät zum Chef des Generalstabes des Armee-Oberkommandos in Ostasien berufen, hat er seine schwierige Stellung durch seltene Pflichttreue, durch seinen klaren, alles umfassenden Verstand, hervorragende militärische und diplomatische Kenntnisse in glänzender Weise ausgefüllt, durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und echte Kameradschaft die Liebe und das Vertrauen aller, die mit ihm in Berührung kamen, erworben. Das Armee-Oberkommando trauert mit der Armee um der Besten einen!«

Die sterblichen Überreste des verdienten Generals ruhen nicht im fernen China, sie sind auf dem stillen Friedhof des Invalidenkirchhofes in Berlin beigesetzt, der die Gebeine so vieler Helden und bedeutender Männer birgt.

Nach »Militär-Wochenblatt« u. »v. Löbells Jahresberichte«. Lorenzen.

Goltz, Graf Karl von der, General der Kavallerie und Generaladjutant weiland Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms I., * 12. April 1815 zu Stuttgart, † 21. Februar 1901 zu Nizza. — Am 12. August 1832 als Kürassier beim 1. Kürassierregiment in den Dienst getreten, wurde G. unterm 14. September 1833 zum Sekondleutnant befördert. Am 3. Mai 1838 dem Garde-Kürassierregiment aggregiert, machte er von 1844 bis 1845 den Feldzug in Algier im Gefolge des französischen Marschalls Bugeaud mit, rückte am 15. März 1845 zum Premierleutnant auf und wurde, nachdem er ein Jahr lang als Hofkavalier der Prinzessin Albrecht von Preußen tätig gewesen war, am 18. Januar 1849 Rittmeister und persönlicher Adjutant des Prinzen von Preußen, Königliche Hoheit. Am 15. Oktober 1855 als Major patentiert, erhielt er das Husarenregiment No. 7 in Bonn, in welcher Stellung er 1859 zum Oberstleutnant und am 7. Januar 1861 zum Obersten aufstieg. Am 14. September 1864 wurde G. zum Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade, 1865 zum Generalmajor und General à la suite Seiner Majestät des Königs unter Belassung in seinem damaligen Kommando befördert. Nach dem Feldzuge gegen Österreich am

30. Oktober 1866 Kommandeur der 19. Kavalleriebrigade geworden, wurde er am 14. Januar 1868 mit der Führung der Garde-Kavalleriedivision beauftragt, erhielt am 28. September 1869 den Charakter als Generalleutnant, wurde unterm 18. Juli 1870 für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Kommandeur der Garde-Kavalleriedivision ernannt und am 26. Juli 1870 als Generalleutnant patentiert. Nach seiner Rückkehr aus dem deutsch-französischen Kriege ernannte ihn der Kaiser zum diensttuenden Generaladjutanten und im Jahre 1873 zum Chef des reitenden Feldjägerkorps. 1875 wurde G. General der Kavallerie, 1878 à la suite des Husarenregiments No. 7 gestellt, trat am 22. März 1888 nach Ableben Kaiser Wilhelms I. zu den Generaladjutanten Kaiser Friedrichs über und am 10. April gleichen Jahres in den erbetenen Ruhestand als nicht diensttuender Generaladjutant.

Nach den Akten. Lorenzen.

Beczwarzowsky, Leo von, Generalleutnant z. D., * 19. Oktober 1835 zu Düsseldorf, † 4. Juni 1901 zu Liegnitz. — Im Kadettenkorps erzogen, kam B. am 1. Mai 1855 als charakterisierter Portepeefähnrich in das 32. Infanterieregiment, rückte im Dezember gleichen Jahres zum Leutnant auf, in welchem Dienstgrade er von 1860 bis 1864 Bataillonsadjutant war. Im Februar 1864 zum Premierleutnant befördert, wurde er vier Monate später Brigadeadjutant in Köln und machte in dieser Stellung 1866 im Verbande der Elbarmee den Krieg gegen Österreich mit. 1867 trat er als Adjutant zum Generalkommando V. Armeekorps in Posen unter General von Steinmetz über, bis er im Oktober 1869 als Hauptmann und Kompagniechef in das Mecklenburgische Füsilierregiment versetzt wurde, dessen 12. Kompagnie er 1870/71 im Feldzuge gegen Frankreich befehligte. Im Dezember mit der Führung des 2. Bataillons jenes Regiments beauftragt, erwarb B. sich für sein tapferes Verhalten in den vielen Kämpfen, die der Truppenteil mitzumachen hatte, das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse. Nach dem Kriege kam B., in das Grenadierregiment No. 1 versetzt, als Adjutant zum Generalkommando I. Armeekorps in Königsberg i. Pr. und bald darauf, am 22. Juli 1871, unter Beförderung zum Major in das Kriegsministerium, bis er im April 1874 ein Bataillon des Hessischen Infanterieregiments No. 118 erhielt. Am 22. März 1877 zum Oberstleutnant befördert, wurde B. zum Inspekteur der militärischen Strafanstalten ernannt (1880) und 1881 zum Oberst befördert. Als solcher wurde er 1884 Kommandeur des Königin Elisabeth-Garde-Grenadierregiments No. 3, am 5. Februar 1887 mit der Führung und am 8. des folgenden Monats mit dem Kommando der 8. Infanteriebrigade unter Beförderung zum Generalmajor betraut. In den Ruhestand trat B. am 22. Mai 1889 als Generalleutnant.

Nach den Akten. Lorenzen.

Klöckner, Gustav, k. k. öster. Oberstleutnant d. R. und einer der tüchtigsten Mitarbeiter am militär-geographischen Institut zu Wien, starb dort am 27. Dezember 1901 im 88. Lebensjahre. Ein großer Teil der mühevollen Triangulierungsarbeiten, welche den Grund zu den trefflichen Militärkarten Österreich-Ungarns legten, wurden von ihm durchgeführt. Auch einen vorzüglichen Distanzmesser hat der Verstorbene konstruiert.

Vgl. D. Rundschau f. Geogr. 1902, S. 235. W. Wolkenhauer.

Luksch, Josef, Dr., k. k. Regierungsrat und emer. Professor an der k. k. Marine-Akademie zu Fiume, * 29. August 1836 in Graz, † am 29. Juli 1901 zu Brunn a. Geb. bei Wien im 65. Lebensjahre. — L. studierte an der k. k. Militärakademie zu Wiener-Neustadt, trat 1855 als Offizier in die österreichische Armee ein, ging 1861 zur k. k. Marine über und wurde 1866 an die Marineakademie in Fiume zum Vortrag für Erdkunde berufen. L. ist hochverdient durch seine ozeanographischen Forschungen im Gebiete der Adria (1874—1880), des östlichen Mittelmeeres (1890—1893) und des Roten Meeres (1895—1898), über die er mit Prof. J. Wolf u. a. eine große Reihe »Physikalischer Untersuchungen« veröffentlichte. An dem von der österr. Marine-Sektion herausgegebenen »Handbuch der Ozeanographie« (Wien 1883) war er Mitarbeiter; 1879 veröffentlichte er eine »Weltkarte für das Studium geographischer Entdeckungen und Forschungen«.

Vgl Geogr. Jahrbuch, 24. Bd. 1901; Meteorolog. Zeitschr. 1901, S. 570/71.

W. Wolkenhauer.

Fahrngruber, Johannes, Professor am bischöflichen Alumnat in St. Pölten, * am 27. November 1845 in Planckenstein (Niederösterreich), † am 16. August 1901 auf einer Reise in Südtirol im 57. Lebensjahre. — F. war mehrere Jahre in Jerusalem tätig, zuerst als Rektor des dortigen österreichischen Pilgerhauses, später als Kaplan im Waisenhause des P. Maria Ratisbonne daselbst, und erwarb sich hierdurch eine gründliche Kenntnis des Orients, die er in einer Reihe von Aufsätzen und Reisehandbüchern niederlegte. Seine drei Hauptwerke sind: »Nach Jerusalem«, 1880, 2. Aufl., 1889; »Aus dem Pharaonenlande«, 1882; »Wanderungen durch Palästina«, 1882. Andere Schriften sind: »*Hosanna in excelsis*, Beiträge zur Glockenkunde aus St. Pölten«, 1894; »Unsere heimischen Glasgemälde«, 1896.

Vgl. Kürschner, D. Literatur-Kalender; D. Rundschau f. Geogr. 1902, 43.

W. Wolkenhauer.

Träger, Eugen, Dr. phil., Sekretär der Handelskammer in Offenbach a. M., * am 12. April 1855 in Grunau, † am 12. November 1901 in Offenbach. — T. war ein hervorragender Halligforscher und unermüdlicher Agitator für die Erhaltung und Rettung der Halligen (nordfriesische Inseln). Wenn er auch den vollen Erfolg seiner Bestrebungen nicht mehr erleben sollte, so konnte er doch wenigstens noch Zeuge davon sein, daß die preußische Regierung ernstliche Maßregeln ergriff, um unter Berücksichtigung seiner auf eingehenden Studien beruhenden Ratschläge der weiteren Zerstörung der Halligen Einhalt zu tun. Er schrieb: »Die Volksdichtigkeit Niederschlesiens«, 1888; »Die Halligen der Nordsee«, 1892; »Im Banne der Nordsee«, 1895; »Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten«, 1900.

Vgl. Geogr. Anzeiger, 1902, S. 26. W. Wolkenhauer.

Bretschneider, Emil, Dr. med., bedeutender Sinologe, * 1833 in Riga, † am 29. April/12. Mai) 1901 in St. Petersburg im 69. Lebensjahre. — Nach Beendigung seiner medizinischen Studien war er 1862—1865 Arzt der russischen Gesandtschaft in Teheran und ging 1866 in gleicher Eigenschaft an die russische Botschaft in Peking, wo er bis zu seiner Pensionierung 1884 verblieb. Während seines 18jährigen Aufenthaltes in China widmete er sich umfassenden Studien über die Geographie, Archäologie und Botanik des Landes, deren Ergebnisse er in zahlreichen Aufsätzen und Büchern veröffentlichte.

Erwähnt seien hier nur die folgenden: »*Notes on Chinese Mediaeval Travellers to the Worth*«, 1875; »*Notices of the Mediaeval Geography and History of Central and Western Asia*«, 1876; »Die Ebene von Peking«, 1876 (Ergänzungsheft 46 zu Petermanns Geogr. Mitteilungen); »*Archaeological and historical Researches on Peking*«, 1876; »*Mediaeval Researches of Eastern Asiatic Sources*«, 2 Bde., 1888; »*History of European Botanical Discoveries in China*«, 2 Bde., 1898, mit einer vierblätterigen Karte von China (1896), welche als die beste der Gegenwart anzusehen ist. Nach seiner Rückkehr lebte B. in St. Petersburg, ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Eine Geschichte der Eroberung von Turkestan war in Vorbereitung, als der Tod ihn abrief. Petermanns Geogr. Mitteilungen in Gotha verloren in ihm einen treuen Mitarbeiter.

Vgl. Geogr. Anzeiger, 1901, S. 102. W. Wolkenhauer.

Prittwitz und Gaffron, Wilhelm v., Dr. jur., Legationssekretär der deutschen Botschaft in Konstantinopel, * Cawallen am 4. Juni 1866, † am 11. Januar 1901 daselbst. — Vor seinem Eintritt in die diplomatische Laufbahn nahm er an der Durchquerung Äquatorialafrikas des Grafen Adolf v. Götzen 1893 bis 1894 teil; in seinem Reisewerke schreibt letzterer den hervorragenden Charaktereigenschaften und der gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung seines Reisebegleiters einen großen Teil des Erfolges seiner Reise zu. Vom Mai bis Dezember 1897 war Dr. v. P. Legationssekretär bei der deutschen Gesandtschaft in Peking, wo er durch eingehende Routenaufnahmen unsere Kenntnis der Provinz Tschili vermehrte.

Vgl. Geogr. Jahrbuch, 24. Bd. 1901. W. Wolkenhauer.

Thiel, Bernhard August, Bischof in San José de Costarica, * am 1. April 1850 in Elberfeld, † am 9. September 1901 zu San José de Costarica im 52. Lebensjahre. — T. trat als junger Mann in Köln in den Lazaristenorden ein und beendete nach dessen Vertreibung aus Deutschland seine Studien in Paris. Nach mehrjähriger Ausübung seines Priesteramtes in Ecuador wurde er 1880 zum Bischof von Costarica ernannt. Seine Bestrebungen zur Hebung und Verbesserung des Priesterstandes in dieser Republik, sowie sein Eifer, die letzten heidnischen Indianer des Landes dem Christentum zu gewinnen, veranlaßten ihn zu ausgedehnten Reisen, welche ihn vielfach in unerforschte Gebiete führten, die von Europäern überhaupt noch nicht betreten waren. Berichte über diese Reisen, die zum Teil grundlegend für die Kenntnis dieses Teiles von Mittelamerika sind, erschienen, teilweise mit Karten, in den »*Anales del Instituto fisicogeográfico de Costa Rica*«. Bahnbrechend sind namentlich seine Studien über die Indianersprachen.

Vgl. Geogr. Anzeiger, 1901, S. 181. W. Wolkenhauer.

Mencke, Bruno, ein junger Forschungsreisender, * 1876 als Sohn eines früher in Braunschweig ansässigen Industriellen, wurde am 31. März 1901 auf der St. Matthiasinsel im nördlichen Bismarckarchipel von Eingeborenen ermordet. Im Sommer des Jahres 1900 unternahm M. aus Hannover aus eigenen Mitteln auf einer vom Fürsten von Monaco erworbenen Dampfyacht »Prinzeß Alice«, umgetauft nach dem Vater M.s in »Eberhardt«, eine ursprünglich auf drei Jahre berechnete Expedition in das deutsche Schutzgebiet der Südsee, sowie zu Tiefseeforschungen. Seine Begleiter waren sein Sekretär Walter Caro aus Dresden und der Schiffsarzt Dr. O. Heinroth aus Berlin. Nachdem man

an verschiedenen Küsten Neuguineas und Neupommerns wissenschaftliche Sammlungen gemacht hatte, trat die Expedition am 13. März 1901 von Herbertshöhe aus mit 40 farbigen Mannschaften die Fahrt nach der Matthiasinsel an, wo sie sich in einem Zeltlager niederließ. Am 31. März erfolgte ein plötzlicher Überfall der hinterlistigen Eingeborenen, bei dem der Sekretär Caro und sechs Leute sofort getötet wurden. M. selbst erhielt mehrere Speerstiche, denen er nach zwei Tagen auf einer benachbarten Insel erlag. Das deutsche Kriegsschiff »Cormoran« vollzog im Juli dann einen Strafakt auf der Insel, bei welchem 80 der Eingeborenen ihr Leben verloren.

Vgl. Deutsche Kolonialzeitung, 1901, No. 33 und »Die erste deutsche Südsee-Expedition von Br. Mencke«, von Dr. O. Heinroth in der Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, 1902, No. 7, 583—592. W. Wolkenhauer.

Doergens, Richard, Dr., Geheimer Regierungsrat und Professor der Geodäsie an der Technischen Hochschule zu Berlin, * 13. Dezember 1839 zu Elberfeld, † 5. Februar 1901 nach langer Krankheit in Charlottenburg im 62. Lebensjahre. — Nach Beendigung seiner Studien in Berlin an dem damaligen Gewerbeinstitut wurde er von der preußischen Unterrichtsverwaltung zur wissenschaftlichen Bereisung nach dem Ostjordanlande gesandt. Die Ergebnisse dieser Reise legte er in zwei Abhandlungen (erschienen in der Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin und in den Schriften des preuß. statist. Bureaus) nieder. Nach seiner Rückkehr war D. als Geometer im Regierungsbezirke Frankfurt a. O. tätig, wurde dann Assistent seines Lehrers Dove und zugleich Dozent für Technologie am statistischen Seminar beim preuß. statistischen Bureau. 1868 wurde D. zum Dozenten der Geodäsie an der Bauakademie und 1874 zugleich noch zum Lehrer an der Gewerbeakademie berufen. Bei der Vereinigung der Bau- und Gewerbeakademie zur Technischen Hochschule im Jahre 1879 trat D. in die Abteilung der Bauingenieurwissenschaft bei der Hochschule ein. Eine Unterbrechung erfuhr D.s Lehrtätigkeit 1870/71 durch den deutsch-französischen Krieg, den er als Ingenieurleutnant mitmachte. Hier wurde er mit der photogrammetrischen Aufnahme von Straßburg betraut. Den Apparatenschatz des Feldmessers bereicherte D. durch die Erfindung eines Prismen-Entfernungsmessers. Während seiner Lehrjahre am meteorologischen Institut veröffentlichte er die Abhandlungen: »Dimensionen des Erdsphäroids zwischen dem 46. und 56. Breitengrade« und »Ergebnisse der Temperaturbeobachtungen in Breslau 1791—1872«. Zu den Berichten über die Weltausstellung in London von 1876 und über die Berliner Gewerbeausstellung von 1879 steuerte D. die Beschreibung der geodätischen Instrumente bei. Besonders zu bemerken ist noch das Buch »Die Berechnung und Teilung der geradlinig begrenzten Grundstücke« (1887). Von seiner »Theorie und Praxis der geographischen Kartennetze« erschien nur der 1. Teil: »Die perspektivischen Projektionen« (Berlin 1870). Seit der Errichtung des Kaiserl. Patentamtes gehörte D. diesem als Mitglied an.

Vgl. Leopoldina, 1901, S. 33. W. Wolkenhauer.

Volkmer, Ottomar v., k. k. Hofrat und Direktor der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, * 7. Mai 1839 zu Linz, † am 20. Januar 1901 zu Wien im 62. Lebensjahre. — V. trat 1855 in den Militärdienst, studierte später Chemie und kam 1875 in die technische Gruppe des Wiener Militärgeographischen Instituts, deren Vorstand er 1880 wurde. Hier erwarb er sich große Verdienste um die Verbesserung in den verschiedenen Reproduktions-

techniken. Seinem Wirken ist vorzugsweise die Herstellung der österreichischen Generalstabskarte in 1 : 75000 mittels Heliogravure zu verdanken, wie er auch die Übertragung von Karten auf Zinkplatten und die Herstellung von Zinkhochdruckplatten wesentlich vervollkommnete. In dem wertvollen Buche »Die Technik der Reproduktion von Militärkarten und Plänen nebst ihrer Vervielfältigung« (Wien 1885, 303 S.) legte er seine Erfahrungen nieder. Im Jahre 1885 trat V. als Vizedirektor bei der K. K. Hof- und Staatsdruckerei ein, deren Direktor er 1890 wurde.

Vgl. Geogr. Jahrbuch, 24. Bd. 1901. W. Wolkenhauer.

Moellendorf, Paul G. von, Dr. jur., bedeutender Sinologe, der sei 1868 in Ostasien lebte und dort im chinesischen Zolldienste, zuletzt als Zolldirektor, tätig war, starb am 19. April 1901 in Ningpo, 53 Jahre alt. v. M. war einer der bekanntesten, beliebtesten und gelehrtesten Ausländer in China. Nicht allein, daß er das Chinesische vollständig beherrschte (er verstand die meisten nord- und mittelchinesischen Dialekte und schrieb mehr als 4000 Charaktere), er war auch ein hervorragender Kenner des Hebräischen, und zwar der verschiedenen Lesarten. Ferner verstand er Mongolisch, Tungusisch, Persisch und die verschiedenen türkischen Dialekte Zentralasiens. Durch zahlreiche Arbeiten naturwissenschaftlichen, ethnographischen und sprachlichen Inhalts über China und Korea hat sich der Verstorbene um die Kunde dieser Länder verdient gemacht.

Vgl. Geogr. Jahrbuch, 24. Bd. 1901. W. Wolkenhauer.

Müller, Robert, k. k. Hofrat und Direktor des Hydrographischen Amtes in Pola, starb am 6. September 1901 im 67. Lebensjahre. — M. nahm an der »Novaraexpedition« von 1857 als Hydrograph teil und führte namentlich die Aufnahmen der Nikobaren, sowie der Inseln St. Paul und Neu-Amsterdam aus. Nach der Rückkehr bearbeitete er in Triest gemeinsam mit Admiral v. Wüllerstorf-Urbair den nautisch-physikalischen Teil des Novarawerkes. Dann wurde er zum Direktor des hydrographischen Amtes in Pola ernannt, welche Stellung er bis zu seinem Tode bekleidete.

Vgl. D. Rundschau f. Geogr. 1902, 90; Geogr. Anzeiger 1901, 181.
W. Wolkenhauer.

Schlichter, Gottlob Heinrich, Dr., Afrikareisender, * 1861 zu Wilhelmsdorf, † 29. März 1901 in Waiblingen (Württemberg), erst 40 Jahre alt. Nach Beendigung des Studiums der Chemie und Geologie in Stuttgart und Tübingen wirkte er ein Jahr als Lehrer in Philadelphia, war dann zwei Jahre Assistent bei Prof. Dr. G. Jäger an der Technischen Hochschule in Stuttgart und ging 1886 als wissenschaftlicher Beirat an die Jäger-Kompanie nach London, bei welcher er bis 1897 blieb. In dieser Zeit kehrte er zum Privatstudium der Geographie zurück; sehr glücklich führte er sich ein mit einer Untersuchung über Ptolemäus' Topographie von Äquatorial-Ostafrika. Sein Interesse für die Entdeckung von Ruinenstätten in Simbabye durch seinen Landsmann Karl Mauch führte ihn zu einer genauen Untersuchung ihres Ursprungs, nachdem Th. Bent diese Ruinen 1892 wieder besucht hatte, und er wies ihren arabischen Ursprung mit großem Scharfsinn nach. Ein eingehendes Studium der von K. Mauch hinterlassenen Tagebücher, worüber er 1896 im Jahresbericht des Stuttgarter Vereins für Handelsgeographie berichtete, erregte in ihm den Wunsch, diese Gebiete selbst kennen zu lernen, und so schloß er sich 1897 als Geolog einer Expedition der *British South African Company* an, mit der

er verschiedene bisher unbekannte Teile von Maschonaland durchforschte. Seine Bemühungen, auf Grund der hier gesammelten Erfahrungen eine deutsche Gesellschaft zur Ausbeutung von Goldminen zustande zu bringen, scheiterten im letzten Augenblick, und eine englische Gesellschaft übernahm die Ausführung seiner Pläne. 1894 reiste Dr. Sch. zum zweitenmal nach Maschonaland, aber seine Arbeiten wurden sehr bald durch den Ausbruch des Burenkriegs vereitelt. Zur Erholung kehrte er in seine Heimat zurück, wo er im Hause seiner Mutter einem Malariaanfall erlag. Von Sch. rührt auch ein Verfahren her, durch Photographie von Sternen eine sichere Methode der Längenbestimmung zu gewinnen. Für Bd. 17 und 19 des Geographischen Jahrbuchs von Prof. H. Wagner (Gotha) lieferte er den Bericht über die Länderkunde Großbritanniens.

Vgl. Petermanns Geogr. Mitt. 1901, S. 120. W. Wolkenhauer.

Kloos, Johann Hermann, Dr., Professor der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule in Braunschweig, * am 20. Februar 1842 in Amsterdam, † 23 März 1901 zu Braunschweig. — K. machte seine Studien in Klausthal und Göttingen, widmete sich dann dem Bergfach und war längere Zeit in Amerika praktisch tätig. Nach seiner Rückkehr wandte er sich dem akademischen Lehrberufe zu, wurde zuerst Dozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart und folgte 1887 einem Rufe an die Technische Hochschule in Braunschweig. Wesentlichen Anteil hat er an der Erforschung der Hermannshöhle bei Rübeland im Harz, über die er 1890 eine umfassende Schrift herausgab. Ferner schrieb er: »Die Höhlen des Harzes«, 1893; »Entstehung und Bau der Gebirge, erläutert am geologischen Bau des Harzes«, 1897; »Die tektonischen Verhältnisse des norddeutschen Schollengebirges«, 1897; »Die Kohlenfelder im Banater Gebirge«, 1897; »Repertorium der auf die Geologie und Paläontologie des Herzogtums Braunschweig und der angrenzenden Landesteile bezüglichen Literatur«.

Vgl. Leopoldina 1901, 46; Geogr. Jahrbuch, 24. Bd., 1901.

W. Wolkenhauer.

Kolbenheyer, Karl, Professor am Staatsgymnasium in seiner Vaterstadt Bielitz in Österr.-Schlesien (* 1841), starb dort am 1. Februar 1901 im 60. Lebensjahre. — Große Verdienste hat sich der Verstorbene um die Erschließung der Tatra erworben, auf welche er seit 30 Jahren bereits die Aufmerksamkeit lenkte und für welche er in vielen Schriften gewirkt hat. Sein vortrefflicher Führer durch dieses Gebirge hat viele Auflagen erlebt.

Vgl. D. Rundschau f. Geogr. 1901, 282; Geogr. Anzeiger 1901, 23.

W. Wolkenhauer.

Zehden, Karl, Dr., k. k. österr. Regierungsrat, früher Professor an der Wiener Handelsakademie, seit 1888 Zentralinspektor des kommerz. Unterrichtswesens im Ministerium für Kultus und Unterricht, * 16. August 1843 zu Linz, † am 22. Mai 1901 in Hinterbrühl bei Wien. — Z. studierte in Wien Geschichte und Erdkunde (letztere unter Simony), später auch noch besonders Nationalökonomie und Statistik unter Professor Lorenz v. Stein und wurde dann bereits 1871 Professor an der Wiener Handelsakademie. Da ein tieferes Eindringen in die Fragen der wirtschaftlichen Geographie, für die er sich besonders interessierte, ohne eine durch Autopsie erlangte Kenntnis verschiedener Verhältnisse nicht denkbar ist, so begann er 1872 mit einer Orientfahrt die

Reihe weiter Studienreisen, welche er lange Jahre fortsetzte und die ihn nicht nur alle Staaten Europas außer Rußland wiederholt besuchen ließen, sondern ihn auch bis nach Nordamerika führten. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er hierbei den Einrichtungen der Handelslehranstalten in den verschiedenen Ländern. Als daher 1888 von dem österreichischen Unterrichtsminister Freiherrn v. Gautsch eine Reform des kommerziellen Unterrichtswesens in Österreich geplant wurde, war es natürlich, daß Professor Z. zur Mithilfe an dieser Arbeit als Inspektor für den gesamten kommerziellen Unterricht in das Unterrichtsministerium berufen wurde. Diese organisatorische Tätigkeit entsprach ganz der Individualität Z.s. An 150 Handelsschulen der österreichischen Reichshälfte sind nach den gleichen Statuten und Lehrplänen organisiert worden, nachdem früher dieser ganz der Privatunternehmung überlassene Unterrichtszweig sich in chaotischem Zustande befunden hatte. Für jede der drei Schulgattungen: für die Fortbildungsschule, die niedere und die höhere Handelsschule, wurden einheitliche Lehrmittel geschaffen und ebenso für einen Nachwuchs tüchtiger, fachmännisch geschulter Lehrer durch Prüfungsordnungen vorgesorgt. Kein Staat Europas, außer Frankreich, hat gegenwärtig sein Handelsschulwesen so geordnet und den praktischen Bedürfnissen angepaßt, wie Österreich. Für seine Tätigkeit auf diesem Gebiete wurde Professor Z. auch die verdiente Anerkennung zuteil, indem ihm der Kaiser 1895 den Titel eines Regierungsrates verlieh. Z. war auch vielfach literarisch tätig; hier seien von seinen Arbeiten nur erwähnt sein »Lehrbuch der Handels- und Verkehrsgeographie« (in 3 verschiedenen Ausgaben), das viele Auflagen erlebte und in mehrere fremde Sprachen übersetzt ist, und sein »Atlas für Handelsschulen« (mit Dr. Peuckert).

Vgl. Deutsche Rundschau für Geographie, Wien 1897, S. 278—80, mit Porträt.

W. Wolkenhauer.

Erhardt, Jakob, Missionar, * 1823 zu Bönnigheim in Württemberg, † am 14. August 1901 in Stuttgart. — Im Jahre 1843 ging er im Auftrage der Londoner *Church Missionary Society* mit seinen älteren, ihm lange im Tode vorausgegangenen Gefährten Rabmann und Krapf nach der Missionsstation Rabai-Mpia bei Mombassa in Ostafrika. Auf ihren Zügen ins Innere erhielten sie zum erstenmal Nachricht von dem Vorhandensein hoher Schneeberge und eines großen Binnensees in Ostafrika. Während man nun Rebmann und Krapf die Entdeckung des Kilimandscharo und Kenia (1848 und 1849) verdankt, ist der erste Versuch einer kartographischen Darstellung der ostafrikanischen Seen Erhardts Verdienst. Er veröffentlichte 1855 im »*Church Missionary Intelligencer*« einen Bericht und eine Karte, die einen ungeheuren See im Hinterlande der Suaheliküste verzeichnet. Dr. August Petermann in Gotha unterzog diese Karte einer Nachprüfung und gab den See in etwas verkleinerter Form auf einer Karte im Jahrgang 1856 seiner »Mitteilungen« wieder; auch in den *Proceedings* der Londoner *R. Geogr. Society* erschien diese Karte. Diese Veröffentlichung, welche ebenso wie die Entdeckung der Schneeberge vielfach angezweifelt wurde, gab den Anstoß, namentlich infolge der dringenden Befürwortung durch Dr. A. Petermann und D. Cooley, zur Entsendung der Expedition von Kapitän Burton und Leutnant Speke durch die Londoner Geographische Gesellschaft 1857 und 1858, welche mit dem glänzenden Erfolge der Entdeckung des Tanjanika durch Burton und des Viktoria-Njansa durch Speke abschloß. E.s Karte aber ist das erste Glied in dieser

entdeckungsgeschichtlichen Kette. E. ist seitdem nicht wieder in den Vordergrund getreten; in Bescheidenheit lag er seiner Missionstätigkeit ob, die er durch linguistische Arbeiten ergänzte. 1860 ließ er sich nach dem südlichen Indien versetzen, wo er noch bis 1890 tätig war. Seitdem lebte er zurückgezogen in Stuttgart.

Deutsche Kolonialzeitung, 1901, Nr. 35; Geogr. Anzeiger, 1901, 118; Geogr. Jahrbuch, 24. Bd. 1901.

W. Wolkenhauer.

Eschenhagen, Max, Prof. Dr., vorzüglicher Erdmagnetiker und Abteilungsvorsteher des meteorolog.-magnetischen Observatoriums in Potsdam, * am 22. Oktober 1858 zu Eisleben, † am 12. November 1901 in Potsdam, erst 43 Jahre alt. — Nach Beendigung des Studiums der Physik und Mathematik 1882 war E. kurze Zeit als Lehrer in Eisleben und Hamburg tätig, trat 1883 in die deutsche Polarkommission ein, für welche er die in Kingua und in Südgeorgien gewonnenen erdmagnetischen Beobachtungen bearbeitete und wurde dann Assistent an der deutschen Seewarte in Hamburg und am Marine-Observatorium in Wilhelmshaven. Im Jahre 1889 wurde er dann als Observator an das neuerbaute Magnetische Observatorium in Potsdam berufen, dem er eine geradezu mustergültige instrumentelle Einrichtung gab. Dem großen instrumentellen Geschick E.s verdankt man auch die Konstruktion hochempfindlicher Magnetometer, der sogen. Eschenhagenschen Feinmagnetometer. Von seinen Arbeiten seien nur folgende hier genannt: »Bestimmung der erdmagnetischen Elemente an 40 Stationen im nordwestlichen Deutschland« (1890); »Magnetische Untersuchungen im Harz« (1898); »Die säkulare Variation der erdmagnetischen Inklination«; »Erdmagnetismus und Erdbeben«; »Die Lage der erdmagnetischen Pole in Beziehung zur Verteilung von Land und Wasser auf der Erde«. Die hohen Verdienste, die sich der Verstorbene um das Institut und die Wissenschaft erworben hat, sind in einem Nachruf (in den Verhandlungen der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin, Bd. 4, S. 79 bis 87) seitens des Direktors vom Magnetischen Observatorium eingehend gewürdigt worden.

Vergl. Leopoldina, 1901, 109; Geogr. Jahrbuch, 24. Bd. 1991.

W. Wolkenhauer.

Tomaschek, Wilhelm, Dr., Professor der historischen Geographie an der Universität Wien, * am 26. Mai 1841 zu Olmütz in Mähren, † am 9. September 1901 in Wien. — Nachdem er seine Gymnasialstudien am Schotten-Gymnasium in Wien mit Auszeichnung vollendet hatte, besuchte er von 1860 bis 1864 die Wiener Universität; sein Hauptstudium war die klassische Philologie unter Professor Vahlen, aber nebenbei trieb er noch Sprachwissenschaft bei Friedrich Müller und Miklosich, Geschichte bei Arneth und Aschbach, Geographie bei Simony. Nachdem er dann im Sommer 1864 am Akademischen Gymnasium in Wien ein Probesemester abgelegt, erhielt er eine Supplentenstelle am Landesgymnasium in St. Pölten und wurde 1866 daselbst Professor; bereits 1868 kam er als Gymnasialprofessor wieder nach Wien. Durch eine größere Arbeit »Zentralasiatische Studien I. Sogdiana« lenkte T. in den nächsten Jahren die Aufmerksamkeit Heinrich Kieperts auf sich, und als 1877 die durch mehrere Jahre verwaiste Professur für Geographie an der Grazer Universität wieder besetzt werden sollte, wurde T. auf Empfehlung von Kiepert dahin berufen. Als dann 1885 nach Simonys Übertritt in den

Ruhestand die Wiener Lehrkanzel für Geographie eine Doppelbesetzung erfuhr, wurde T. nach Wien berufen, um hier neben Albrecht Penck die historische Geographie zu vertreten. Seine akademischen Vorlesungen erstreckten sich in erster Linie auf die Länderkunde des Mittelmeers und des Indischen Ozeans, auf Osteuropa, Asien und ganz Australien, dazu noch auf Geschichte der Erdkunde und historische Völkerkunde. Seine geographischen Übungen für Lehramtskandidaten waren wesentlich kartographische Übungen, wie er denn selbst das Kartenzeichnen und Kartenskizzieren mit Virtuosität übte. Ohne je an die große Öffentlichkeit hervorzutreten, verkörperte sich in T. der Typus des stillen, weltabgekehrten, fast menschenscheuen Gelehrten. Den Hauptinhalt seiner Forschungen bildete neben der historischen Ethnographie die historische Topographie; Osteuropa und Asien waren die Gebiete, über welche er sie ausdehnte. Die meisten seiner Arbeiten erschienen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften und in der »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien«; erwähnt seien hier nur: »Zentralasiatische Studien« (1877 und 1880); »Zur Kunde der Hämushalbinsel« (1882 und 1887); »Zur historischen Topographie von Persien« (1883 und 1885); »Die Kritiken der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden« (2 Teile, 1888); »Die alten Thraker« (1893 und 1894). Die Arbeiten für die Österr. Gymnasial-Zeitschrift sind fast ausschließlich Anzeigen von wichtigen Büchern, die aber nach Penck »die Wertschätzung als eigene wissenschaftliche Äußerungen« beanspruchen. Anläßlich der Vasco da Gama-Feier in der k. k. Gesellschaft in Wien verfaßte T. eine wertvolle Einleitung zu den von M. Bittner übersetzten »Topographischen Kapiteln des türkisch geschriebenen Seespiegels Mohît« (1897). Auch an der Neuausgabe von Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften war er Mitarbeiter.

T. ist wenig gereist. »Seine mährische Heimat und die Stätten seines Wirkens, Wien, Graz, St. Pölten, waren die Grenzen seiner autoptischen Kenntnis der Erde, aus denen er nur einmal, gelegentlich einer Reise nach London, wesentlich herausgekommen ist. Und wie zahlreiche Sprachen er verstand, wie viele er anstandslos zu lesen vermochte, so sprach er nur die eine, seine Muttersprache, die deutsche. Als Deutscher hat er sich auch immer gefühlt, trotz seines tschechischen Namens, trotz seiner hussitischen Abkunft. Es rollte in ihm dasselbe Blut wie in seinem Bruder Johann, dem Abgordneten Iglaus in der deutschen Nationalversammlung, wie in seinem Bruder Karl, dessen zündende Worte 1848 die Olmützer Studenten auf der deutschen Seite erhielten.«

Vgl. die Nachrufe in der D. Rundschau für Geographie, 1902, 5. Heft, von Adolf E. Forster, in den Vierteljahrsheften f. d. geogr. Unterr., 1902, 2. Heft, von Rob. Singer, den Bericht über das XXVII. u. XXVIII. Vereinsjahr 1900/01 des Vereines der Geographen an der Universität Wien, von A. Penck (alle drei mit Porträts) und »Mitt. d. k. k. Geogr. Gesellschaft in Wien«, Bd. 45, 1902, S. 3—14, von M. Bittner. W. Wolkenhauer.

Schott, Karl (Charles), hervorragender deutsch-amerikanischer Meteorolog und Erdmagnetiker, * am 7. August 1826 zu Mannheim in Baden, † am 31. August 1901 zu Washington. Nachdem Sch. sich auf dem Polytechnikum in Karlsruhe als Ingenieur ausgebildet hatte, trat er im Dezember 1847 als Hilfsarbeiter bei dem Geodätischen und Küstenvermessungsamte in Washington ein und wurde bereits 1855 Chef der Rechnungsabteilung. Wohl in jedem Jahresberichte des Amtes sind zahlreiche Aufsätze über Hydrographie, Geodäsie, Astronomie und besonders über Erdmagnetismus enthalten; ferner ver-

öffentlichte er in den Jahresberichten des Smithsonian Institution Arbeiten über Meteorologie und über Polarforschungen. Seine wichtigsten Arbeiten sind: Tafeln über Verteilung der erdmagnetischen Kraft in den Vereinigten Staaten, über die Verteilung und Veränderung der atmosphärischen Temperatur, Studien über Niederschläge in Nordamerika usw.

Vgl. Meteorol. Zeitschrift 1901, S. 671; Geogr. Anzeiger 1901, S. 134.

W. Wolkenhauer.

Schick, Conrad, königl. württembergischer Baurat, ein bekannter und hochverdienter Palästinaforscher, * am 27. Januar 1822 in Bitz bei Ebingen auf der schwäbischen Alb, † am 23. Dezember 1901 in Jerusalem im 82. Lebensjahre. — Sch. zeigte früh Geschick für sogen. mechanische Arbeiten; als ihn daher 1836 nach seiner Konfirmation sein Oheim zu dem Vorsteher der Brüdergemeinde zu Kornthal, Kullen, brachte, um mit diesem über einen Beruf für den Knaben zu verhandeln, äußerte Kullen alsbald: In diesem Jungen steckt ein Mechaniker, zum geistlichen Beruf ist es zu spät; ein Schulmeister kann er noch werden; aber dazu rate ich nicht, mich dünkt, der Knabe wird einst Missionar und da ists gut, wenn er vorher ein Handwerk lernt, und zwar Schlosserei, das ist die erste Stufe zur Mechanik.« Der weitere Verlauf lehrte, daß »alles, was der Mann sagte, wie prophetisch geredet war«. Sch. lernte also drei Jahre in Kornthal die Schlosserei und hatte später auch noch Gelegenheit, bei einem Meister in Ebingen sich in der Anfertigung feiner mathematischer Instrumente zu üben und daneben die Gelbgießerei zu erlernen. Auf der Wanderschaft knüpft er in Basel mit einigen Missionszöglingen Bekanntschaft an, erhält aber weder dort noch in der Herrnhuter Gemeinde Königsfeld, wo er so gern geblieben wäre, einen passenden Platz. Bald darauf findet er aber Aufnahme in der »Pilgermissionsanstalt« auf der Chrischona bei Basel. Von hier kam Sch. dann Ende des Jahres 1846 nach Jerusalem, um bei der Gründung eines Bruderhauses tätig zu sein. Im Jahre 1850 folgte Sch. einem Ruf der englischen Judenmisssionsgesellschaft in Jerusalem als Vorsteher des »Handwerksinstituts«, in welchem jüdische Proselyten ordentliche Handwerke erlernen sollten. Am 21. November verlegte er seine Werkstatt aus dem Bruderhaus in das »Industriehaus« der Gesellschaft und gründete sich im nächsten Jahre durch die Verheiratung mit einer württembergischen Landsmännin, die ihm fast fünfzig Jahre eine treue Lebensgefährtin sein sollte, einen eigenen Herd. Zu der Tätigkeit im Industriehause gesellte sich später die eines Bauinspektors der Judenmissions- wie der deutschen Missionsgesellschaft, sowie lange Jahre hindurch auch die eines Architekten der Munizipalität von Jerusalem. In allen diesen Stellungen war ihm reichlich Gelegenheit geboten, nicht bloß die Bauten und den Boden des heutigen Jerusalem kennen zu lernen, sondern auch den Untergrund in einem solchen Umfang und so allseitig zu erforschen, wie es keinem anderen möglich gewesen wäre. Hierdurch wurde sein Interesse für die Vergangenheit des Landes geweckt und er entwickelte sich allmählich zu einem der besten Kenner Palästinas und besonders Jerusalems. Von den wissenschaftlichen (zum größten Teile topographischen) Arbeiten Sch.s sollen hier nur einige genannt werden. Zu dem epochemachenden Werke von C. Zimmermann, Karten und Pläne des alten Jerusalems (Basel 1876) liefert Sch. eine »Terrainkarte von Jerusalem und Umgebung vor der Besiedelung«; »Studien über Straßen- und Eisenbahnanlagen zwischen Jaffa und Jerusalem« mit Karte (Petermanns Mitt., 1867, S. 124 ff.); »Reise ins Philisterland« (im

»Ausland«, 1867, No. 9); »Die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Palästina« (Österr. Monatsschrift für den Orient, März bis Juli 1879); »Landesprodukte Palästinas mit Rücksicht auf Kolonisation« (ebend. Aug. bis Nov. 1880). Als selbständige Bücher erschienen: »Beit el Makdas oder der alte Tempelplatz zu Jerusalem wie er jetzt ist« (Jerusalem 1887, 174 S., mit artistischen Beilagen); »Die Stiftshütte, der Tempel in Jerusalem und der Tempelplatz der Jetztzeit« (Berlin 1896, 363 S., mit 47 Abb. im Text und 11 lithogr. Tafeln). Überaus wertvoll ist dann Sch.s Mitarbeit für die Zwecke des deutschen Palästinavereins gewesen, dessen Vorstandsmitglied er seit der Gründung des Vereins im J. 1877 war. Mehr als fünfzig Beiträge hat er für die Zeitschrift des Vereins geliefert. Im J. 1896, als Sch. das 50jährige Jubiläum seines Aufenthaltes in Jerusalem beging, wurde er zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt. Auch an gemeinnützigen Bestrebungen im Interesse Palästinas und Jerusalems war er mit unermüdlicher Opferwilligkeit beteiligt. Wohlverdient waren deshalb denn auch die Ehrungen, die Sch. im Laufe der Jahre zuteil wurden; erwähnt seien nur die Verleihung des Titels eines königl. württemb. Baurats (1869) und die Würde eines Ehrendoktors der Universität Tübingen (1896).

Vgl. den schönen Nachruf in den »Mitt. und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins« (1902, No. 1, S. 1—12): Zum Gedächtnis des königl. württemb. Baurats Dr. Conrad Schick von Prof. E. Kautzsch in Halle.

W. Wolkenhauer.

Bartels, Karl, Oberstaatsanwalt zu Kassel, * 10. Februar 1823 zu Preuß.-Minden, † 13. Nov. 1901 zu Kassel. — B. studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Jura und trat 1847 nach bestandenem Examen in den preußischen Justizdienst. 1852 wurde er Gerichtsassessor und Gehilfe des Staatsanwalts in Berlin. Nach seiner Ernennung zum Staatsanwalt war er nacheinander in Luckau, Landsberg a. W. und Frankfurt a. O. tätig. 1872 zum Oberstaatsanwalt in Marienwerder ernannt, wurde er bereits im folgenden Jahre nach Kassel versetzt, wo er fortan bis an sein Lebensende blieb. Die Universität Marburg promovierte ihn 1897 zum Dr. juris hon. causa. Neben seiner amtlichen Tätigkeit beschäftigte sich B. besonders mit naturwissenschaftlichen Studien. Als eifriger Coleopterologe stand er mit fast allen bekannten Fachleuten in Korrespondenz und umfangreichen Tauschverkehr. Seine bedeutende, besonders in Carabiden und Cerambyciden hervorragende Sammlung, die er zum großen Teil auf seinen zahlreichen Reisen selbst zusammengebracht hatte, ging nach seinem Tode durch Schenkung der Hinterbliebenen in den Besitz des Kasseler Naturalienmuseums über. B. schrieb für die Festschrift der Stadt Kassel zur 51. Naturforscherversammlung 1878 einen Aufsatz über die Coleopterenfauna der Umgegend von Kassel. Seine sonstigen naturwissenschaftlichen Studien veröffentlichte er in zahlreichen Vorträgen im Verein für Naturkunde zu Kassel, dessen Vorsitzender er von 1888—1894 war.

Quellen: Nekrol. in Abhandlungen und Bericht 47 des Vereins f. Naturk. zu Kassel (1902) S. IV.

Ph. Losch.

Bickell, Ludwig, Konservator der Denkmäler in Kurhessen, * 13. Sept. 1838 zu Marburg i. H., † 20. Okt. 1901 daselbst. — B. entstammte einer angesehenen hessischen Beamtenfamilie. Als Sohn des damaligen Kreissekretars Karl Wilhelm B. in Marburg geboren, verlebte er seine erste Jugend daselbst und in dem niederhess. Städtchen Witzenhausen, wohin sein Vater 1848 als Landrat

versetzt worden war. Dann besuchte er das Marburger Gymnasium und nach dessen Absolvierung die dortige Universität. Hier wie später in Leipzig studierte er Cameralia; denn der Beamtensohn sollte ebenfalls die Laufbahn seines Vaters einschlagen. Aber die architektonischen Wunder der Marburger Elisabethenkirche und die Leipziger Gewandhaus- und Thomaskirchenkonzerte fesselten das Herz des für alles Schöne begeisterten studiosus juris mehr als die trockenen Geheimnisse der Kameralwissenschaften und des Corpus juris. Er machte zwar 1864 sein Staatsexamen und war kurze Zeit an der Marburger Regierung als Referendar beschäftigt, dann aber hielt er es nicht mehr aus, hing seine Juristerei an den Nagel und ging in Begleitung seines Vetters Gustav B. (des späteren Wiener Orientalisten) auf Reisen. In Frankreich, Holland und England widmete er sich lediglich seinen Lieblingsstudien, der Erforschung der Künste im weitesten Sinne des Wortes und insbesondere der Musik und ihrer Instrumente. Heimgekehrt, vertiefte er die gewonnenen Kenntnisse durch weitere gründliche Studienreisen auf deutschem Boden, wobei ihn besonders das Germanische Museum in Nürnberg anzog und zuerst in ihm den Gedanken einer ähnlichen Gründung für seine engere Heimat weckte. Da seine Hoffnung, an der Marburger Bibliothek oder am dortigen Staatsarchiv eine Stelle zu finden, nicht erfüllt wurde, so blieb er Privatmann und setzte seine kunstarchäologischen Studien unbekümmert um spätere praktische Betätigung ruhig fort. In einem stillen Winkel des alten Marburg am Kalbstor, dicht an der Stadtmauer gelegen, kaufte er sich ein Häuschen, in dem er alles zusammentrug, was er an hessischen Kunst- und Altertumsschätzen auftreiben konnte. Einen herzlich ärmlichen Eindruck machte zwar anfangs dieser erste Versuch eines hessischen Altertumsmuseums, aber B. war nicht der Mann, der sich durch irgend welche Schwierigkeiten abschrecken ließ. Abgesehen von seinen gelehrten Kenntnissen, besaß der im Privatleben nichts weniger als praktisch veranlagte Mann als Sammler und Konservator einen eminent praktischen Sinn und große technische Begabung wie kaum einer seiner Fachgenossen. Im Zeichnen und Photographieren war er ein Meister. Dabei baute er sich die Instrumente, deren er bedurfte, meist selber. Er konnte schreinern, metalldrehen, schlossern; alles führte er eigenhändig aus, während seine schon auf der Universität erworbenen gründlichen Kenntnisse der Chemie und Physik nicht wenig dazu beitrugen, seine photographischen Aufnahmen zu wahrhaft vollendeten zu machen. Dazu kam sein spürhafter Sammeleifer, der ihn fast instinktiv auf die richtigen Spuren brachte, wo er Gelegenheit fand, seine Sammlungen zu vergrößern, die bald die kleine Klause am Marburger Kalbstor zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit der alten Universitätsstadt machten.

Nachdem der Marburger Geschichtsverein im Jahre 1875 ihn zu seinem Konservator bestellt hatte, kam B. zwar mehr und mehr mit den leitenden Kreisen in Fühlung, die über die Frage der Erhaltung historischer Bau- und Kunstdenkmäler zu entscheiden hatten, aber es sollte doch noch lange Jahre dauern, bis seine rastlose und erfolgreiche Tätigkeit die verdiente offizielle Anerkennung fand. Das geschah erst im Jahre 1892, wo er von der Regierung zum Bezirkskonservator für das Gebiet des ehemaligen Kurfürstentums Hessen ernannt wurde. Schon kurz vorher hatte die Marburger philosophische Fakultät die hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen des 54jährigen Referendars a. D. durch Verleihung der Würde des Ehrendoktors gebührend anerkannt. Die schweren Entbehrungen und Sorgen des Daseins, die B. jahr-

zehntelang in vollem Maße gelitten, wurden durch seine Anstellung gelindert. Noch von größerem Wert war ihm aber der Umstand, daß er jetzt durch seine offizielle Stellung seine konservatorische Tätigkeit in weit größerem Maße als früher ausüben konnte. Noch fast ein Jahrzehnt lang lebte er seinem neuen Amte und seinen Studien, als deren letzte und reifste Frucht der erste Band der Kunstdenkmäler Hessens, den Kreis Gelnhausen umfassend, im Jahre 1901 erschien. Bei den Arbeiten zum zweiten Bande dieses Werkes hat er seinem von Jugend an schwachen und kränklichen Körper zuviel zugemutet. Er mußte von seinem letztem Arbeitsfelde in Fritzlar nach Marburg zurückkehren und erlag dort in seiner Geburtsstadt am Morgen des 20. Oktober 1901 seinem schweren Leiden.

Ein trefflicher Mensch, ein begabter Künstler und ein kenntnisreicher Gelehrter ist mit ihm dahingeschieden, der auf seinem speziellen Wirkungsgebiet gewiß so bald nicht wird ersetzt werden können. Die Stadt Marburg hat mit dem gelehrten Sonderling, dessen ehrwürdige Erscheinung mit dem lang auf die Schulter herabfallenden Haupthaar jedem Fremden auffiel, ein Wahrzeichen, ein Original im besten Sinne des Wortes verloren.

Schriften von Ludw. Bickell: 1. Das alte Marburg. Marburg 1878. 2. Zur Erinnerung an die Elisabethkirche zu Marburg und zur 6. Säkularfeier ihrer Einweihung. Marburg 1883. 4°. 3. Hessische Holzbauten. 1. Marburg 1887. 2–3 das. 1891. 4°. Die 80 Lichtdrucktafeln dieses prächtigen Werkes beweisen, welche Meisterschaft B. im künstlerischen Photographieren besaß. 4. Die Eisenhütte des Klosters Haina und der daselbst tätige Formschneider Philipp Soldan von Frankenberg. Marburg 1889. 4°. 5. L'église et la châsse de Ste. Elisabeth. In: Revue de l'art chrétien. 35. T. 3. 1892. 6. Über hessische Bucheinbände. (Führer durch die Ausstellung über alle Zweige des Buchgewerbes zu Marburg.) Marburg 1890. 8°. 7. Bucheinbände des 15.—18. Jahrhunderts aus hessischen Bibliotheken, verschiedenen Klöstern und Stiften, der Palatina und der landgr. hess. Privatbibliothek entstammend. Leipzig 1892. 2°. 8. *Bookbindings from the Hessian historical exhibition.* (Englische Übersetzung des vorigen.) Leipzig 1893. 2°. 9. Die Bau- und Kunstdenkmäler im Reg.-Bezirk Kassel. Bd. 1. Kreis Gelnhausen. Marurg 1901. 4°.

Quellen: E. Schröder, Dem Andenken L. Bickells. Worte am Grabe gesprochen. Hessenland 1901, 288 m Porträt. — Autobiogr. Skizze in Mitteilg. an die Mitgl. d. Ver. f. hess. Gesch., 1901, 73. — Bericht über seine Ernennung zum Ehrendoktor. Hess. Morgenzeitung 1892, No. 58. — Nekrologe in Oberhess. Zeitung v. 23. Okt. 1901. Hessenland 1901, 300. Hessische Blätter 1901, Nr. 2800.

Ph. Losch.

Dithmar, Georg Theodor, * 10. Dezember 1810 zu Homberg i. Hessen, † 16. Mai 1901 zu Marburg. — Sohn des Bürgermeisters von Homberg, studierte in Marburg Theologie und Philologie. 1833 Rektor der Stadtschule zu Homberg, 1836 Gymnasiallehrer zu Fulda, 1837 bis zu seiner Pensionierung 1875 am Gymnasium zu Marburg. Erhielt 1900 den Titel Professor.

Schrieb u. a.: Beiträge zur Gesch. d. katechet. Unterrichts in Deutschland. Marb. 1848. Deutsches Historienbuch. Frankf. 1851. 2. Aufl. 1860. Schatzkästlein evangel. Christen. Frankf. 1851. Aus und über Hans Wilh. Kirchhoff. Marb. 1867. Aus der Vorzeit Marburgs. Marb. 1867. Außerdem veröffentlichte er eine Unmasse Gelegenheitsgedichte, deren dichterischer Wert zum größten Teil höchst zweifelhafter Natur war.

Quellen: Ungedruckte ausführliche Autobiographie. — Gerland, Geschichte der Familie Dithmar. (Hessenland 1894, 115ff.) — Aus dem Leben G. Th. Dithmars. (Hessische Blätter, 2757f.) Nekrolog im Hessenland, 1901, 149.

Ph. Losch.

Grotefend, Paul Ludw. Jul. Gottl. Wilhelm, Bibliotheksassistent zu Kassel, * 15. Januar 1857 zu Scheessel i. Hann., † 16. Januar 1901 zu Kassel. — G. wurde am 15. Januar 1857 zu Scheesel im hannov. Kreise Rotenburg als Sohn des dortigen Pfarrers Wilh. Gr. geboren. Durch die Versetzung seines Vaters nach Escherode in Hessen kam er schon als Kind in die Nähe von Kassel, wo er den größten Teil seines Lebens zubringen sollte. Er besuchte das Kasseler Friedrichsgymnasium und studierte sodann in Göttingen, Leipzig und Jena Philologie und Geschichte. In Jena erwarb er sich 1886 auf Grund der Dissertation »Zur Charakteristik Philipps von Schwaben und Ottos IV. von Braunschweig« den philosophischen Doktortitel und trat darauf 1889 als Volontär in die Kasseler Landesbibliothek ein. 1894 wurde er zum Assistenten der Bibliothek ernannt und ist als solcher am Tag nach seinem 44. Geburtstag am Herzschlag gestorben.

G. hat auf dem Gebiete der Geschichte, namentlich der hessischen gearbeitet, ohne jedoch größere selbständige Werke zu publizieren, mit Ausnahme der von ihm bearbeiteten »Regesten zur Geschichte des Gräfl. und Freiherrl. Groteschen Geschlechtes« (Kassel 1899). Die von ihm gleichfalls in Angriff genommene Geschichte der althessischen Familie von der Malsburg blieb leider unvollendet und ungedruckt, ebenso wie eine Darstellung des sogen. hessischen »Soldatenhandels«, mit der Gr. im Jahre 1899 von dem Kasseler Geschichtsverein betraut war, um endlich einmal dem öden landläufigen Geschwätz kritikloser Zeitungsschreiber über dies Thema energisch zu Leibe zu gehen. G. ist jedoch über die ersten Vorarbeiten zu dieser Arbeit nicht hinausgekommen. In den letzten Jahren beschäftigte er sich namentlich mit der Sammlung des historischen Materials für das im Auftrag der hess. histor. Kommission geplante Inventar der hess. Bau- und Kunstdenkmäler. Der 1900 erschienene, von Ludw. Bickell herausgegebene erste Band dieses Werkes beruht zum großen Teile auf Gr.s Mitarbeiterschaft. Eine Reihe von kleineren histor. Aufsätzen hat Gr., der auch Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutschen Biographie war, in der Zeitschrift »Hessenland, Zeitschr. f. hess. Geschichte u. Literatur« veröffentlicht, deren Redakteur er seit dem Jahre 1895 war.

Quellen: Nekrolog von W. Schoof im Hessenland, 1901, 26 ff. (m. Portr.) — Hess. Blätter, No. 2723.
Ph. Losch.

Habich, George Eduard, Kunstfreund und Sammler, * 7. Juli 1818 zu Veckerhagen, † 12. Sept. 1901 zu Kassel. — Mit ihm ist einer der immer seltener werdenden Männer dahingeschieden, die, ohne selbst ausübende Künstler zu sein, ihr reges Kunstverständnis und Interesse durch Sammlung von Kunstwerken und reiche Zuwendungen für die Kunst zu ihrer Förderung betätigen.

Geboren als Sohn des Fabrikanten Heinrich H. zu Veckerhagen an der Weser, erlernte er zunächst in Magdeburg die Kaufmannschaft und war dann eine Zeit lang in Frankfurt in einer Weinhandlung tätig. In den 40er Jahren ging er nach Paris und wanderte dann nach Amerika aus. Als Besitzer einer großen Brauerei in Boston erwarb er sich ein beträchtliches Vermögen, das er nach der Rückkehr in die alte Heimat zum großen Teil auf die Sammlung von Kunstschätzen verwandte, in deren Auswahl er durch seine Beziehungen zu zahlreichen Künstlern und Kunstkennern, namentlich aber durch seinen Freund, den italien. Kunstforscher Giovanni Morelli, unterstützt wurde. Seine reiche Gemäldesammlung überließ er leihweise von 1881—1892 der Bilder-

galerie zu Kassel, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte. Auch seine bedeutende Sammlung von Gegenständen der Kleinkunst war lange Zeit in der dortigen Gewerbehalle dem Publikum zugänglich. Es war ein hervorstechender Zug seines Charakters, daß er seine Schätze nicht ängstlich für sich bewachte, noch überhaupt wenigstens teilweise zum Schmucke seiner engeren Umgebung verwandte, vielmehr in trefflichem Gemeinsinn seinen Mitbürgern zur öffentlichen Besichtigung darbot. Gegen Ende seines Lebens löste H. seine Sammlungen auf. Seine Gemälde wurden 1892 zu Kassel versteigert für einen Gesamtbetrag von etwa 320000 M. 1899 brachte er seine Handzeichnungen zum Verkauf und kurz vor seinem Tode schließlich auch noch seine kunstgewerbliche Sammlung, die im April 1901 zu Kassel versteigert wurde. Erwähnt sei noch, daß H. in den letzten Jahren seines Lebens durch seine finanzielle Unterstützung die ergebnisreichen Ausgrabungen Dr. Böhlaus auf Samos ermöglichte.

Vgl. Nekr. von Dr. O. Eisenmann im Kasseler Tageblatt vom 24. Sept. 1901 f. und den Aufsatz von Fr. Rieffel in der Frankf. Ztg., abgedr. in Hess. Blätter No. 2792.

Ph. Losch.

Heusinger, Theodor Otto von, Prof. d. Med. zu Marburg, * 5. Okt. 1830 zu Marburg, † 17. Febr. 1901 daselbst. — H. war ein Sohn des Marburger Prof. der Medizin Karl Friedr. H. (1876 geadelt), der neben Baum und Roser auch sein hauptsächlichster Lehrer war. 1856 promovierte er und ließ sich bald darauf als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Zugleich habilitierte er sich 1860 an der Marburger Hochschule, erhielt 1892 den Titel Professor und bekam 1897 ein Extraordinariat mit dem Lehrauftrag für gerichtliche Medizin. Außerdem las H. in seiner langjährigen Dozentenlaufbahn über Kinder- und Hautkrankheiten sowie Teile der Chirurgie. In seiner ausgedehnten ärztlichen Praxis erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn in die städtischen Körperschaften wählten und ihn an seinem 70. Geburtstag zum Ehrenbürger der Stadt Marburg ernannten. H. schrieb: Über den Ergotismus. Diss. Marburg 1856. — De rubeolis vulgo »Rötheln«. Hab.-Schrift Marburg 1860. — Ein Fall von angeborener Blasenniere. 1862. — Über die Getränke. Marburg 1862. — Über das Turnen. Marburg 1863. – Außerdem mehrere Aufsätze in Virchows Archiv.

Quellen: Mannkopffs Gedächtnisrede am Sarge H.s. Chron. d. Universität Marburg. 14, 3f. — Hessenland 1901, 59. Ph. Losch.

Paar, Elisabeth, Schriftstellerin, * 19. Okt. 1852 zu Kassel, † 15. Dez. 1901 daselbst. — Sie war die Tochter des kurhess. Probators Adolph Paar und verlebte ihre Jugend wie den größten Teil ihres späteren Lebens in ihrer Heimatstadt Kassel. Gleich ihrer älteren, 1899 zu Leipzig verstorbenen Schwester Mathilde, war sie schriftstellerisch tätig und veröffentlichte außer zahlreichen Novellen und kleineren Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften unter dem Pseudonym L. Gies die Romane »Das Pflegekind des Hagestolzen« (1886), »Auf der Jagd nach dem Glücke« (1892) und »In der Schule des Lebens« (1893). Auch auf dem Gebiete der Frauenbewegung war sie mit Eifer tätig. In ihren späteren Lebensjahren lebte sie zeitweise mit ihrer Schwester Mathilde in Leipzig zusammen, kehrte aber nach deren Tode in die Heimat zurück.

Vgl. Pataky, Lex. deutscher Frauen d. Feder. 1898. — Schoof, Hessisches Dichterbuch. 3. Aufl. 1901 S. 183. — Hessenland 1902, 15. Ph. Losch.

Buff, Adolf, Archivar der Stadt Augsburg, * 1. September 1838 in Gießen, † 30. August 1901 in Augsburg. — B. war der Sproß einer schon seit dem 17. Jahrhundert in Hessen ansässigen Familie und der Enkel des niederländischen Hauptmanns Karl Wilh. Ludwig B. (1769—1841), des jüngsten Bruders von »Werthers Lotte« (vgl. meinen Stammbaum der Familie Buff-Kestner in Otto v. Dassels »Familiengeschichtlichen Blättern«, April 1904). — B.s Eltern waren der Gießner Professor der Physik Heinrich Buff (1805—1878) und Johannette, die Schwester des später so berühmt gewordenen Chemikers Aug. Wilh. (von) Hofmann (1818—1892) und Abkömmlingin eines alten Wormser Ratsherrngeschlechts. Doch schon 1848 starb die Mutter; und bald darnach vermählte sich der Vater von neuem mit der (noch in Gießen lebenden) Johanna Moldenhauer, einer Schwester der dritten Gemahlin des eben erwähnten Hofmann und Nichte der Gemahlin Justus v. Liebigs. Adolfs Jugend fiel in die Glanzzeit der Gießner Hochschule: Liebigs chemisches Laboratorium für experimentellen Unterricht, das erste in Deutschland, und seine große Lehrbegabung zogen eine Menge von Naturforschern nach der kleinen Stadt an der Lahn. Auf Adolfs Entwicklung wirkte dies angeregte Universitätsleben insofern ein, als sein Sinn für allgemeine wissenschaftliche Bildung reiche Nahrung finden und seine weltmännische Gewandtheit sich früh zur vollen Blüte entfalten konnte. Das Gymnasium absolvierte er um seiner bemerkenswerten Literaturkenntnis willen mit Auszeichnung, und in der Studentenschaft spielte er, was das Repräsentative anlangt, erst als Gießner »Hesse«, dann als Bonner »Rhenanen-Senior« keine unbedeutende Rolle (B. hat über ein paar Dutzend Mensuren ausgefochten). Daneben kam jedoch das Studium der Geschichte und Literatur durchaus nicht zu kurz; vielmehr beendigte er es durch ein glänzendes Examen. Kurz danach (1862) ging er — auf Empfehlung des damals (seit 1845) in London dozierenden A. W. Hofmann — als Erzieher des Prinzen Leopold (* 7. April 1853, † 24. März 1884; vgl. B.s Nekrolog in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1884), des jüngsten Sohnes der Königin Viktoria von Großbritannien, die kurz vorher Witwe geworden war, an den englischen Hof. Daß sich Adolf B. seiner Aufgabe nicht nur pflichttreu und gewissenhaft annahm, sondern sie auch in vollstem Maß erfüllte, geht schon daraus hervor, daß er die Stellung ein Jahr über den ursprünglich vereinbarten Termin hinaus zu bekleiden gebeten wurde. Und wie beliebt er sich bei seinen Zöglingen und den Prinzen des königlichen Hauses zu machen verstanden hatte, das belegen zwei briefliche Äußerungen A. W. Hofmanns (vgl. S. 83 des im Auftrage der Deutschen chemischen Gesellschaft von Jac. Volhard und Emil Fischer verfaßten Lebensbildes »Aug. Wilh. von Hofmann«, Berlin, 1902). Die eine vom 10. Dezember 1863 lautet: »Er widmet dem Prinzen Leopold eine fast weibliche Sorgfalt«, sagte sie [die Königin Viktoria, Adolf B.s Tätigkeit anerkennend]; die andere, enthalten in einem sechs Tage vorher geschriebenen Briefe, gibt ein Urteil der damaligen Kronprinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen wieder: »Er hat in hohem Grade die Gabe, sich bei Kindern beliebt zu machen; mein kleiner Sohn [der jetzige deutsche Kaiser Wilhelm II., damals knapp fünf Jahre alt] ist ganz verliebt in ihn«. Dieser ausgesprochenen Befähigung B.s zum Prinzenerzieher erinnerte man sich einige Jahre später in einer für ihn sehr ehrenvollen Weise. Als nach dem Deutsch-Französischen Kriege das deutsche Kronprinzenpaar mehrere Wochen in England weilte, wurde B. für diese Zeit an die Stelle Hinzpeters, des beurlaubten Lehrers der Prinzen Wilhelm und Heinrich (damals zwölfeinhalb Jahr und neun Jahre alt),

berufen. Jener englische Aufenthalt von 1871 stand ganz und gar unter dem überwältigenden Eindrucke der deutschen Siege auf die englischen Gemüter. Die Reise glich einem Triumphzug, und teilweise gestalteten sich die den kronprinzlichen Herrschaften und ihren Kindern dargebrachten Ovationen so stürmisch, daß heimliche Flucht das Geratenste erschien. Die Prinzen hatten außer dem Anschauungsunterrichte, den sie durch Besichtigung von Museen oder historischen Punkten spielend genossen, reichlich zu lernen, wie ein noch vorhandener Stundenplan (abgedruckt: Wiss. Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahr 1904) bezeugt. Adolf B. unterzog sich seiner verantwortungsvollen Aufgabe auch diesmal so erfolgreich, daß er nach der Heimkehr noch auf acht Tage als Gast ins Neue Palais zu Potsdam geladen ward. Dann ging er wieder nach München; denn dort hatte er inzwischen seinen Wohnsitz genommen. Leicht war das Erziehen des Prinzen Leopold, eines begabten Schülers von heiterer Sinnesart, um deswillen nicht gewesen, weil diesen ein Venenleiden oft wochenlang an Sofa oder Rollstuhl bannte. Dafür würde der Lehrer erstens durch den doch recht anregenden Verkehr mit Personen, die durch Geburt oder Geist berufen waren, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln (z. B. mit dem Großherzog Ludwig IV. von Hessen und seiner Gemahlin Alice, dem Grafen von Paris, Graham, Tyndall, Huxley u. a. m.), und dann durch den oft wechselnden Aufenthalt auf schönen Schlössern (Windsor Castle, Villa Osborne auf Wight, Balmoral in Schottland), seltner in London selbst oder an interessanten Punkten (den Höfen von Koburg und Brüssel) entschädigt. Einmal hat er sogar eine politische Rolle spielen dürfen; die Witwe berichtet, daß zur Zeit der schleswig-holsteinischen Verwicklungen die deutsche Diplomatie versucht habe, die englische Königin durch B. zu beeinflussen, nicht zugunsten Dänemarks einzutreten. Schon möglich, daß nach der Abreise des deutschen Kronprinzen (15. Dez. 1863), der aus seiner augustenburgischen Gesinnung kein Hehl gemacht hatte, Bismarck es gern gesehen hätte, wenn am englischen Hofe jemand in nichtdänischem Sinne tätig gewesen wäre, und daß man für diesen Posten unsern B., einen gut beobachtenden, stets schweigsamen und bei der Königin beliebten Mann, ins Auge gefaßt hat.

Nachdem die Erziehung des Prinzen Leopold ihr Ende gefunden hatte, blieb B. trotzdem einige Jahre in England, im Britischen Museum mit Studien über englische Literatur, Geschichte und Nationalökonomie beschäftigt. Auch damals noch mit dem königlichen Hof in stetem Verkehre, wurde er von der preußischen Kronprinzessin, deren vielseitiger Bildung er ungeheuchelte Verehrung entgegenbrachte, veranlaßt, im Kensington-Museum auch das Kunstgewerbe genauer kennen zu lernen. Verschiedene, namentlich von S. R. Gardiner gelobte Veröffentlichungen in deutscher oder in englischer Sprache über Themen aus dem Zeitalter Elisabeths (teilweise veröffentlicht in Kölbings »Englischen Studien«, 1877) zeugen von den Erfolgen seiner Forschungen. Hierauf wandte sich B. für einige Monate nach Berlin, konnte hier aber trotz seiner günstigen Beziehungen zum kronprinzlichen Hofe nicht recht Fuß fassen; er ging nach Heidelberg, promovierte hier mit einer Dissertation über »Die Politik Karls I. [von England] nach seiner Flucht [27. April 1646]« zum Doktor der Philosophie und siedelte nun nach München über, wohin ihn die Hof- und Staatsbibliothek mit ihren reichen Schätzen ebenso zog wie Justus von Liebigs gastfreies Haus. Hier in München hat er sich, von dem zweiten englischen Aufenthalte (s. oben) zurückgekehrt, längere Zeit (1871—75) aufgehalten und, von Augsburg aus,

am 22. Mai 1876 mit einer zwar englisch erzogenen, aber echt deutsch fühlenden Münchnerin, einer »Corps-Schwester«, mit der er dann ein Vierteljahrhundert in glücklichster Ehe gelebt hat, verheiratet.

Nunmehr war auch das Nomadenleben endlich einer seßhaften Lebensweise gewichen: im November 1875 war B. zum Vorsteher des Archivs der Stadt Augsburg ernannt worden. Der Ausdruck »Archiv« darf in diesem Falle keine zu hohen Erwartungen hervorrufen: von den wertvollen Urkunden war nur der geringste Teil in dem räumlich ungenügenden Bureau vereinigt, während große Mengen unübersichtlich übereinander geschichtet in den Rathaustürmen, deren Fenster durchlöchert waren, in Kellergewölben, ehemaligen kaum mannshohen Gefängniszellen verstreut »untergebracht« waren. Dies Material kennen zu lernen, zu sichten und etwas zu ordnen, war keine leichte Arbeit; einen gewissen Anhalt über die sehr umfangreichen Bestände bot eine Zusammenstellung der Steuerbücher. Wegen baulicher Veränderungen im Rathause wurde das städtische Archiv 1885 in das Sandersche Haus in der Fuggerstraße verlegt: wieder eine reizvolle Aufgabe, dies Einpacken, Auspacken und Aufstellen von Tausenden staubiger Aktenbündel unter persönlicher Aufsicht! Doch darnach kannte wenigstens B. die ihm anvertrauten Schätze. Und von Stund an gewann das Augsburger Archiv auch in wissenschaftlichen Kreisen an Bedeutung, was seinerseits wieder ein mit den Jahren immer mehr zunehmendes Wachstum an beruflicher Inanspruchnahme selbstverständlich zur Folge hatte. So wurde die Stellung zwar außerordentlich arbeitsreich, aber auch innerlich lohnend; nachdem selbst eine unterm 6. Oktober 1876 aus eigener Initiative vom deutschen Kronprinzen unterstützte Bewerbung um eine Stelle am Münchener Staatsarchive nicht geglückt war, ist B. standhaft und seinem Augsburger Amte, mit dem er nachgerade ganz verwuchs, treu geblieben. Welch ein Schatz hätte dieser Mann für das National-Museum werden können!

Obwohl also die rein amtliche Tätigkeit fast alle Kräfte B.s beanspruchte, hat er dennoch auch schriftstellerisch bis in seine letzten Jahre hinein Schönes geleistet, vor allem auf kunstgeschichtlichem Gebiete. Seine Hauptarbeit war: Augsburg in der Renaissancezeit (Bamberg, C. C. Buchner, 1893); auf Grund archivalischen Stoffes ist darin besonders die Architekturgeschichte jener Glanzzeit Augsburgs sehr genau und feinsinnig behandelt. Im wesentlichen darauf fußend, verfaßte B. einen kunst- und kulturgeschichtlichen Führer »Augsburg«, der in der Sammlung »Europäischer Wanderbilder« bei Orell Füßli & Co. in Zürich erschien. Zu R. Kempfs schönem Prachtwerk »Alt-Augsburg« (Berlin 1898) hat B. einen von berufnen Beurteilern warm anerkannten Text geschrieben. Umfassende Aufzeichnungen von ihm über die Augsburger Silber- und Goldschmiedekunst befinden sich im Archive; solche Arbeiten sind durch ihn auch für das österreichische Kaiserhaus angefertigt worden. Zu wünschen wäre, daß sich ein junger Historiker fände, der sich des ebenfalls im Augsburger Archive ruhenden, sehr beträchtlichen und merkwürdigen Stoffs annähme, den B. im Anschluß an seine (im ‚Sammler' von 1879 veröffentlichte) »Abenteuerliche Geschichte aus dem Augsburger Leben zur Zeit des siebenjährigen Krieges« nachträglich entdeckt und zum Zweck einer etwaigen Bearbeitung in Romanform aufgestapelt hat. Von seinen größern Abhandlungen sind die bedeutendsten die über die Augsburger Façadenmalerei (Zeitschr. für bildende Kunst, Jahrg. 21) und die quellenmäßige Darstellung der Baugeschichte des berühmten Augsburger Rathauses von Elias Holl (Zeitschr.

des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg, Bd. 14). In demselben Organe — B. war seit 1876 erster Schriftführer des Augsburger Geschichtsvereins und Mitglied des Redaktionsausschusses — hat er außerdem veröffentlicht: »Anfänge der Augsburger Stukkaturkunst« (Bd. 23), »Wendel Dietrich, der Baumeister der Michaelskirche in München« (Bd. 15), »Mozarts Vorfahren in Augsburg« (Bd. 18) usw. Auch in andern Zeitschriften (so im »Sammler«, der belletristischen Beilage zur Augsburger Abendzeitung, in den »Grenzboten«, in der Beilage zur Münchner »Allgemeinen Zeitung«, in der »Didaskalia«, den »Bayerischen Literaturblättern«, im »Bayerland«, im »Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums« u. a.) finden sich zahlreiche Beiträge B.s mit kunst-, kunstgewerbe- oder allgemein kulturgeschichtlichem Inhalt. Erwähnenswert ist auch B.s überaus glückliche Verwertung seiner kunstgewerblichen Kenntnisse gelegentlich einer 1887 in Augsburg veranstalteten historischen Ausstellung. Überdies hat er im dortigen Historischen Vereine nach und nach eine ganze Reihe von Vorträgen gehalten.

Hatten in der zweiten Hälfte der 90er Jahre die statistischen und andern Arbeiten im Auftrage der Stadt und die durch private Anfragen verursachten Nachforschungen schließlich dermaßen zugenommen, daß »der Gelehrte im Beamten untergehen mußte«, so gesellten sich hierzu leider auch körperliche Leiden, die durch stundenlangen Aufenthalt in unheizbaren, kalten Räumen zur Winterszeit hervorgerufen worden waren. Wiederholten Erkältungen folgte eine hartnäckige Erkrankung des Ohrs und dieser im letzten Winter von 1900 auf 1901 eine schwere Bronchitis, deren die Gesundheit untergrabende Wirkung auch durch einen auswärtigen Aufenthalt nicht mehr zu beheben war. Anfang August 1901 stellte sich ein besonders heftiger Anfall von Herz- und Lungenleiden ein, von dem sich B. nicht wieder erholen konnte; ihm ist er nach drei Wochen erlegen, seinem hohen Gönner, dem edeln Kaiser Friedrich III., auch hierin nacheifernd: ohne zu klagen.

Vgl. J[enny] B[uff, die Witwe des Verstorbenen]: Dr. Adolf Buff † (S. 19—22 des »Jahresberichts des Historischen Vereins von Schwaben und Neuburg für die Jahre 1900 bis 1902«, angehängt an den 29. Jahrgang der »Zeitschrift« desselben Vereins, Augsburg 1903). Persönliche Mitteilungen derselben Dame und ihrer Tochter Lucy Charlotte. — Augsburger Abendzeitung Nr. 240 vom 31. August 1901. — Amtliche Zuschriften des Nachfolgers des Verstorbenen, Herrn Stadtarchivars Dr. Pius Dirr. — Persönliche Mitteilungen der Herren Professoren Jac. Volhard in Halle und Bernhard Stade in Gießen. — Voraussichtlich wird im 30. Jahrgange der eben erwähnten Augsburger Zeitschrift eine die Ausführungen der Witwe ergänzende Würdigung der literarischen und amtlichen Tätigkeit Buffs aus berufner Feder erscheinen.

Helmolt.

Melde, Franz Emil, Professor der Physik und Astronomie zu Marburg, * 11. März 1832 zu Großenlüder, † 17. März 1901 zu Marburg i. H. — M. ist in einem kurhessischen Amtsorte in der Nähe von Fulda geboren als Sohn des dortigen Apothekers Ludwig Melde, der aus dem Dessauischen stammte. Er besuchte zunächst die Dorfschule und kam dann auf das Fulder Gymnasium mit der ausgesprochenen Absicht, »geistlich« zu werden, ein Wunsch, der besonders von seiner katholischen Mutter — der Vater war Protestant — genährt wurde. Der vortreffliche Unterricht einer seiner Lehrer, des Mathematikers Dr. Wilhelm Gies († 1891 zu Fulda), lenkte indessen seine Neigung nach einer anderen Richtung und so bezog M. 1853 die hessische Landesuniversität Marburg, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. Seine Lehrer in der Physik waren Gerling, Knoblauch und Kohlrausch, in

der Mathematik Stegmann, Schell und Hessel. Chemie hörte er bei Kolbe und Zwenger. Bei Gerling hatte er schon im ersten Semester Gelegenheit, sich auf der Marburger Sternwarte mit praktischen Arbeiten bekannt zu machen. Botanik und Mineralogie trieb M., der seine ersten Kenntnisse in diesen Wissenschaften als Gänsehirte in Großenlüder gesammelt hatte, als Student praktisch auf zahlreichen Fußwanderungen durch das hessische Bergland und namentlich durch seine geliebte Rhön. Nach sieben Semestern machte er 1857 sein Fakultätsexamen und war darauf kurze Zeit als Praktikant am Gymnasium zu Hanau tätig. Hier lernte er u. a. den Musiklehrer Georg Appunn kennen, ein merkwürdiges Original, mit dessen akustischen Forschungen und Experimenten sich M. in späteren Jahren noch viel beschäftigte. M.s Lehrtätigkeit am Hanauer Gymnasium war nur von kurzer Dauer. Schon im Herbste desselben Jahres veranlaßte ihn sein väterlicher Freund und Lehrer Gerling nach Marburg zurückzukehren, wo er zum Assistenten am math.-phys. Institut mit 200 Talern Gehalt ernannt wurde. Erst 1 1/2 Jahr später wurde er auf Grund einer Dissertation, die ein rein mathematisches Thema behandelte, zum Dr. phil. promoviert. Während seiner Assistentenzeit beschäftigte sich M. besonders mit Experimentalphysik und Akustik und habilitierte sich schließlich nach sechs Semestern im Jahre 1860 als Privatdozent für Mathematik und Physik. Vier Jahre später wurde er zum außerordentlichen Professor der Physik ernannt und nach dem Tode Gerlings interimistisch mit der Leitung des mathematisch-physikalischen Instituts der Universität Marburg betraut. Im Sommer 1866 wurde er definitiv zum Direktor des Instituts und ordentlichen Professor der Physik und Astronomie ernannt. M.s Ernennung zum Ordinarius war die letzte, die der bald darauf von Preußen entthronte Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen an seiner Landesuniversität vollzog, und M. war der letzte Marburger Professor, den dieser unglückliche Fürst in einer Audienz empfing. (Vgl. M.s Bericht darüber im »Hessenland« 1895, 300ff.) Unter den Verbesserungen, die der neue Direktor des physikalischen Instituts einrichtete, ist besonders die Einführung des physikalischen Praktikums zu nennen. M. gehörte zu den wenigen Physikern, die den Anfang mit der systematischen Einrichtung und Fortführung solcher Übungen machten, die für die Ausbildung der Studenten von unbestrittenem Nutzen waren. Unter M.s Direktion wurde nach seinen Plänen und Vorschlägen das Institut außerordentlich vergrößert und erweitert und vor allem im Jahre 1890 ein großes neues Auditorium geschaffen (vgl. M.s Aufsatz »Der Erweiterungs- und Umbau des math.-phys. Instituts der Universität Marburg«, Hessenland 1891, 41ff.), in dem M. bis kurz vor seinem Tode vor einer großen Hörerschaar seine Lehrtätigkeit ausübte. Diese Tätigkeit erstreckte sich namentlich auf das Gebiet der Experimentalphysik mit besonderer Bevorzugung der Akustik, für die der musikalisch hochbegabte Gelehrte ganz besonders befähigt war. Der erste Aufsatz, den er im Jahre 1859 für Poggendorffs Annalen schrieb und mit dem er sich in die literarische Welt einführte, behandelte ein akustisches Thema ebenso wie auch die Arbeiten seiner letzten Jahre. Auf diesem Gebiete hat M. eine ganze Reihe von wertvollen und allgemein anerkannten Leistungen aufzuweisen, die sich teils auf die Konstruktion sinnreich erdachter Apparate (namentlich zu Bestimmung der Klangfiguren und Stimmungszahlen), teils auf die Entwicklung neuer Methoden der Untersuchung beziehen. Unter seinen nicht zahlreichen selbständig erschienenen Arbeiten sei besonders erwähnt seine »Lehre von den

Schwingungskurven« (1864), seine für einen größeren Leserkreis berechnete »Akustik« (1883), sowie seine Biographie Chladnis (1866), die eine 2. Auflage (1888) erlebte. In den letzten Jahren beschäftigte sich M. besonders mit der Bestimmung der Schwingungszahlen hoher Töne und trug seine Forschungen hierüber zumeist in den Sitzungen der Gesellschaft z. Beförd. d. ges. Naturw. zu Marburg vor.

M.s große musikalische Begabung wurde schon erwähnt. Als Gymnasiast in Fulda sang er die Soli in der »Schöpfung« und den »Jahreszeiten« und hatte sogar zeitweise die Absicht, Berufssänger zu werden. Schon damals komponierte er Lieder und Märsche, von denen einige später im Druck erschienen sind. In Marburg dirigierte er eine Zeitlang einen bürgerlichen Gesangverein, und widmete sich in dieser Stellung wie auch sonst mit regem Interesse der Förderung der dortigen musikalischen Bestrebungen.

Mit der Stadt Marburg, in der er fast 50 Jahre gelebt und aus deren Bürgerstöchtern er sich seine Lebensgefährtin gewählt hatte, war er eng verwachsen. Dabei blieb er doch seiner engeren fuldischen Heimat treu, deren Dialekt er nie ganz verleugnete und zu deren Rhöngebirge es ihn immer wieder trieb, bis körperliches Leiden den begeisterten Naturfreund und rüstigen Wanderer den Stab aus der Hand zu legen zwang. Von vielen betrauert, starb er nach längerer Krankheit am 17. März 1901 und wurde unter den weihevollen Klängen eines von ihm selbst komponierten Liedes begraben.

Quellen: Zwenger, Fr., Franz Melde. Ein Lebensbild. Hessenland 1892, 100ff. Melde, Fr., Selbstbiographie, ib. 1901, 95ff. — Poggendorff, Biogr. literar. Handwörterbuch 3, 896. — Hess, Edm.: Nekrolog Meldes in Chron. d. Univ. Marburg 14, 4ff. mit Bibliogr. — Bibliogr. auch in: Schriften d. Ges. zur Beförd. d. ges. Naturw. zu Marburg 12 (1895). —

Selbständig erschienene Schriften Meldes: 1. Über einige krumme Flächen, welche von Ebenen, parallel einer bestimmten Ebene, durchschnitten, als Durchschnittsfigur einen Kegelschnitt liefern. Dissert. Marburg 1859. — 2. Über die Erregung stehender Wellen eines fadenförmigen Körpers. Abt. 2. In Poggend. Annalen Bd. III, 513—537. (Galt als Habilitationsschrift.) — 3. Die Lehre von den Schwingungskurven. Leipzig 1864. — 4. Das Monochord und Farbenspektrum. 2 Vortr. Marburg 1864. — 5. Über Chladnis Leben und Wirken. Marburg 1866 (Progr.), 2. Aufl. das. 1888. — 6 Experimentaluntersuchungen über Blasenbildung in kreisförmig zylindr. Röhren. T. 1. Absch. 1. 2. Marburg 1868—70. — 7. Theorie und Praxis der astronom. Zeitbestimmung. Tübingen 1876. — 8. Bildl. Darstellung zur Erläuterung physikal. Prinzipien beim Vortrage der Experimentalphysik. 10 Taf. m. Text. Cassel 1878. — 9. Akustik. Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper. Leipzig 1883. (Intern. wissensch. Bibl. 56.) — Außerdem zahlreiche Abhandlungen in Poggendorffs Annalen und anderen Zeitschriften.

Ph. Losch.

Stamford, Karl Wilhelm David von, Militärhistoriker, * 10. Febr. 1827 zu Allendorf a. W., † 16. Mai 1901 zu Cassel. — Die Familie St. ist englischen Ursprungs und rühmt sich der Verwandtschaft mit dem Hause Tudor. Als Anhänger der Stuarts aus der Heimat vertrieben kam ein Zweig der Familie nach Deutschland, wo seine Glieder im 18. Jahrhundert in kurpfälzischen, nassauischen und schließlich besonders in hessen-kasselischen Diensten sich hervorgetan haben. Karl St.s Urgroßvater focht mit Auszeichnung als hessischer Kapitän im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, sein Großvater, anfangs auch in hessischen Diensten, fiel als holländischer Major 1799 in der Schlacht bei Alkmaar. Sein im Champagner Feldzug von 1792 verfaßtes Tagebuch hat sein Enkel in der Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. Bd. 30 herausgegeben.

Auch Karl St.s Vater ist hessischer Offizier gewesen und bestimmte auch seine vier heranwachsenden Söhne zur militärischen Laufbahn.

Nach einer trefflichen Erziehung im Hause des Oberlehrers John zu Nordhausen trat St. 1841 in das Casseler Kadettenkorps ein. In seinen beiden letzten Kadettenjahren war er zugleich Page im Hofstaate des Kurprinzen-Mitregenten Friedrich Wilhelm von Hessen. 1845 zum Leutnant im Artillerieregiment ernannt, machte er den Feldzug von 1849 in Baden mit und ward 1851 zum Premierleutnant, 1860 zum Hauptmann und Chef der Handwerkerabteilung befördert. Nach dem unglücklichen Kriege von 1866 wurde St. in die preußische Armee mitübernommen und dem 11. Artill.-Regt. als Batteriechef überwiesen. Ein bitterer Schmerz für ihn war es, daß er den Feldzug von 1870/71 nicht vor der Front mitmachen konnte, sondern in der Garnison zur Ausbildung des Ersatzes zurückbleiben mußte. Das veranlaßte ihn auch nach Beendigung des Krieges seinen Abschied zu erbitten, der ihm 1872 als Major bewilligt wurde.

Die ihm nun gewordene Muße verwandte St. zu fleißigen geschichtlichen Studien, für die er schon vorher großes Interesse gehabt hatte. Mit besonderer Hingabe widmete er sich dem Studium der Kriegs- und Militärgeschichte seines engeren Heimatlandes und hat auf diesem Gebiete in der Folgezeit zum Teil vortreffliches geleistet. Namentlich auf Grund alter unveröffentlichter Tagebücher und sonstiger Akten der Schloßbibliothek zu Wilhelmshöhe, die später in das Marburger Archiv gelangten, hat St. zahlreiche Feldzüge des hessischen Heeres untersucht und die Geschicke einzelner Regimenter eingehend beschrieben. Seine Absicht, eine umfassende Darstellung der gesamten hessischen Militärgeschichte zu geben, ist leider nicht zur Ausführung gelangt. Minder glücklich als auf dem Gebiete der Militärgeschichte war St. auf dem der politischen Geschichte. Besonders sein Versuch, durch Neubearbeitung eines älteren von einem Casseler Gymnasiallehrer verfaßten Buches eine vollständige hessische Geschichte bis zum Jahre 1866 zu schreiben, ist ebenso mißglückt wie später von anderen nach ihm unternommene ähnliche Versuche, die alle gezeigt haben, daß der Zeitpunkt zu einer einigermaßen objektiven Darstellung des Unterganges des Kurfürstentums noch nicht gekommen ist.

St.s Arbeiten sind nur zum kleineren Teil in Buchform erschienen, die meisten veröffentlichte er in hessischen Zeitschriften, besonders in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte, zu dessen Vorsitzenden man ihn im Jahre 1879 gewählt hatte. In dieser Stellung, die er über zwölf Jahre mit Geschick und Hingabe ausfüllte, hielt er zahlreiche Vorträge, die z. T. auch in den Publikationen des Vereins niedergelegt sind. In Anerkennung seiner Verdienste um den Verein wurde St. 1893 zu dessen Ehrenmitglied ernannt.

St, der bis in sein Alter ungemein rüstig und als Tourist, Bergsteiger und Schlittschuhläufer unermüdlich gewesen, war dreimal verheiratet. Zwei Söhne aus seiner ersten Ehe, die sich dem väterlichen Berufe gewidmet haben, trauerten zusammen mit zwei Töchtern bei seinem Tode, der ihn am 16. Mai 1901 von schweren Leiden erlöste.

Selbständig erschienene Schriften K. v. Stamfords: 1. Das Regiment Prinz Maximilian von Hessen-Cassel. Cassel 1880. — 2. Übersicht der kurf. hess. Offiziere, welche bei der Einverleibung Kurhessens in die preuß. Monarchie im Dienste standen. Cassel 1881. — 3. Die Feldzüge der Regimenter Ufm Keller und von Hornumb von Hessen-Cassel in dem Reichskriege gegen Schweden. Cassel 1882. — 4. Geschichte von Hessen. Unter Zu-

grundelegung der Gesch. v. H. von Dr. Chr. Röth bearbeitet. Cassel 1886. — 5. Der Anteil der hessischen Regimenter des XI. Armeekorps im Kriege 1870/71. Marburg 1896.

Quellen: (Eckhardt) Hessische Offiziere in preuß. Diensten 11. — Nekrolog von Eisentraut in Mitt. an die Mitgl d. Ver. f. hess. Gesch. 1900, 75 m. Portr. u. Bibliogr. — Hessenland 15, 149.

Ph. Losch.

Bülow, Frhr. Ernst von, Generalleutnant und Kommandierender General des VII. Armeekorps, * 1. Mai 1842 zu Stade, † 9. Mai 1901 zu Ems. — Aus dem ehemaligen Hannoverschen Kadettenkorps kam B. als Kadett in das 1. Hannoversche (Leib-)Infanterieregiment (8. 5. 1859), wurde nach Durchlaufen der unteren Dienstgrade am 21. September 1859 Sekondeleutnant und kam mit Patent vom 14. April 1860 in das Garderegiment. Von 1864—1866 besuchte er die Militärakademie und wurde bei Ausbruch des für Hannover unglücklichen Krieges von 1866 am 17. Juni zum Premierleutnant befördert. Als nach der Kapitulation bezw. dem Friedensschluß die Frage an die althannoverschen Offiziere herantrat, ob sie in die Reihen des preußischen Heeres eintreten oder im Ruhestande verbleiben wollten, entschied er sich für ersteres. Er wurde infolgedessen unterm 9. März 1867 als Premierleutnant mit einem Patent vom 5. Juni 1866 in den Etat der preußischen Armee übernommen, im Leibregiment Nr. 8 angestellt und zog mit diesem gegen Frankreich ins Feld, am 22. Oktober zum Hauptmann aufrückend. Nach der Rückkehr aus Feindesland wurde B. zur Garde und zwar zunächst zum 2. Garderegiment zu Fuß versetzt, in welchem Truppenteil er am 18. September 1880 zum Major avancierte. Ein Jahr später dem 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam als etatsmäßiger Stabsofffzier überwiesen, rückte er hier zum Oberstleutnant auf und wurde am 27. Januar 1890 unter Stellung à la suite dieses Regiments mit der Führung des Kaiser Alexander Garde-Grenadierregiments Nr. 1 beauftragt. Die Ernennung zum Kommandeur dieses Regiments erfolgte am 24. März gleichen Jahres unter Beförderung zum Obersten. Drei Jahre darauf am 18. April 1893 mit Führung der 1. Garde-Infanterie-Division und der Führung der Geschäfte als Kommandant von Potsdam betraut, wurde B. am 17. Juni 1893 zum Generalmajor und Kommandeur dieser Brigade ernannt, kam am 27. Januar 1897 zur Vertretung des Kommandeurs der 29. Division nach Karlsruhe, deren Kommando ihm am 22. März übertragen wurde. B. vertauschte dasselbe nach kurzer Dauer am 1. September 1897 mit demjenigen der 1. Garde-Infanterie-Division und behielt es bei, bis er unterm 22. Januar 1900 zum Kommandierenden General des VII. Armeekorps aufrückte. Leider war es dem hervorragend tüchtigen Soldaten nicht lange vergönnt, diese Stellung zu bekleiden: der Tod hat ihn der Armee allzu früh entrissen.

Nach den Akten.

Lorenzen.

Schurig, Johann Karl August, Königlich Sächsischer Generalleutnant z. D., * 11. Oktober 1828 in Radeberg, † 21. August 1901 zu Dresden. — Eingetreten am 1. Januar 1849 beim damaligen 2. Linienregiment in Dresden, nahm S. am Feldzuge gegen die Dänen in Schleswig-Holstein teil, wurde nach der Rückkehr aus dem Kriege aus Anlaß der Reorganisation der sächsischen Armee in das 7. Infanteriebataillon versetzt und kam 1850 als Portepeejunker zum 5. Infanteriebataillon. Als Leutnant wiederum zum 6. Infanteriebataillon (1852) versetzt, fungierte er von November 1854 bis Juli 1856 als Bataillonsadjutant und wirkte von 1856 bis 1859 an der damaligen Kriegsschule, dem

jetzigen Kadettenkorps, als Lehrer bezw. Erzieher, in welcher Stellung er zum Oberleutnant aufstieg. Als besonders guter Turner und gewandter Fechter wurde S. an die Spitze einer Kommission gestellt, die in Anlehnung einer gleichzeitig stattfindenden Neubearbeitung des Exerzierreglements für die Infanterie neue Fecht- und Turnvorschriften zu entwerfen hatte, wobei er große Erfolge erzielte, die durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Kl. des Albrechtsordens verdiente Anerkennung fanden. Seine weitere Tätigkeit als Instrukteur und Lehrer am Kadettenkorps wurde durch den Krieg von 1866 unterbrochen, während dessen kurzem Verlauf S., der inzwischen zum Hauptmann befördert worden war, dem General von der Planitz als Generalstabsoffizier zur Seite stand. Nach der Demobilmachung dem 9. Infanteriebataillon zugeteilt, nahm er seine Wirksamkeit am Kadettenkorps vom 1. Januar 1867 wieder auf und wurde bei der Neuordnung des sächsischen Heeres am 1. April desselben Jahres auf den Etat des 8. Infanterieregiments Nr. 107 übernommen. Ende März 1869 von dem Kommando zum Kadettenkorps enthoben, wurde S. zur Dienstleistung der Intendantur überwiesen, bis seine definitive Einstellung als etatsmäßiger Offizier in das Kriegsministerium unter Ernennung zum Intendanturrat (wie in Sachsen üblich) am 1. Januar 1870 erfolgte. Auf diesem Felde hat S. eine mehr als 20jährige segensreiche Tätigkeit ausgeübt. Namentlich während des Feldzuges von 1870/71 gegen Frankreich, zuerst als Feldintendant des XII. Armeekorps und vom 21. August an als Armeeintendant der Maasarmee berufen, hat er durch seine vorzüglichen Dispositionen und seine unermüdliche Fürsorge für die Truppen es erreicht, daß es diesen während der langen Belagerungszeit vor Paris fast nie an ausreichender Verpflegung gefehlt hat. Bei Beginn des Krieges zum Major befördert, trat S. nach dessen Beendigung wieder in das Kriegsministerium ein, wurde 1873 in diesem Verhältnis zum Abteilungsvorstand und zum Armeeintendanten ernannt und rückte als solcher 1874 zum Oberstleutnant, 1878 zum Oberst, 1885 zum Generalmajor und 1889 zum Generalleutnant auf, bis er am 4. Juni 1891 nach 42jähriger Dienstzeit sich in das Privatleben zurückzog. S. hat sich in seiner Stellung im Kriegsministerium sowie an der Spitze der Intendantur große Verdienste um die sächsische Armee erworben und großen Anteil an der Durchführung der organisatorischen Pläne des Kriegsministers v. Fabrice gehabt, sodaß sein Wirken und Schaffen unvergessen bleiben wird. Über seine Tätigkeit im Felde 1870/71 hat er ein wertvolles Manuskript hinterlassen: »Das Verpflegungswesen der Maasarmee im Feldzuge 1870/71.«

Nach »Militär-Zeitung«. Lorenzen.

Coler, Alwin von, Dr. med., Königlich preußischer Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Chef der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, Direktor der Kaiser Wilhelmsakademie für das militärärztliche Bildungswesen, Wirklicher Geheimer Obermedizinalrat und Professor, * 15. März 1831 zu Gröningen bei Halberstadt, † 26. August 1901 in Berlin. — Nach beendeter Ausbildung auf dem Gymnasium in Salzwedel bezog C. von 1852 bis 1856 das medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, wo er seine Fachausbildung erhielt. Am 18. Juli 1857 wurde er Assistenzarzt im Brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 2, kam 1863 als Stabsarzt in das 7. Ostpreußische Infanterieregiment Nr. 44 und wurde im Februar 1864

zum Leibgrenadierregiment (1. Brandenburgisches) Nr. 8 versetzt. Mit diesem Truppenteil machte er die Feldzüge von 1864 in Schleswig und 1866 in Österreich mit, wobei er reichlich Gelegenheit fand, die Wirksamkeit der damaligen Feldsanitätsorganisation an Kriegsverwundungen und epidemischen Krankheiten zu prüfen. Namentlich seine Tätigkeit im dritten schweren Feldlazarett zu Horsitz war es, die die Aufmerksamkeit des damaligen Generalstabsarztes Dr. Grimm auf ihn lenkte, der C. 1867 als Hülfsreferent in den Medizinalstab der Armee berief und mit ihm die am 1. Oktober 1868 ins Leben getretene Medizinalabteilung des Kriegsministeriums organisierte. Bereits 1869 rückte C. zum Oberstabsarzt auf, verblieb jedoch als Dezernent in der Medizinalabteilung. An dem Feldzuge von 1870 nahm er nur kurze Zeit als Divisionsarzt der 1. Division teil und kehrte schon vor Weihnachten in das Kriegsministerium zurück. Sein weiteres Avancement vollzog sich rasch. Bereits am 12. November 1874 zum Generalarzt ernannt, wurde C. 1885 Abteilungschef unter Generalstabsarzt Dr. v. Lauer und 1889 dessen Nachfolger, seit 1891 mit dem Range als Generalleutnant. In dieser Stellung wirkte er unermüdlich und segensreich, bis ihn der Tod mitten aus seiner Arbeit herausriß. Während der langen Jahre seiner Tätigkeit an leitender Stelle hat sich kein Fortschritt auf dem Gebiete des Heeressanitätswesens vollzogen, an dem C. nicht maßgebendsten Anteil gehabt hätte. Den Anfang machte die 1868 erfolgte Schaffung des Sanitätskorps, mit der gleichzeitig die Rang- und Einkommensverhältnisse der Sanitätsoffiziere durchgreifend verbessert wurden. 1869 kam die Instruktion über das Feldsanitätswesen der Armee heraus, die zuerst den »Divisionsarzt« für den Krieg einführte, überhaupt viele Verbesserungen für das mobile Verhältnis brachte, welche sich 1870/71 vorzüglich bewährten. Die 1878 nach den Kriegserfahrungen verfaßte Kriegssanitätsordnung brauchte daher an den bisherigen Grundlagen nichts wesentliches zu ändern, sie ist auch bis auf den heutigen Tag mustergültig geblieben und für manche ausländische Armee vorbildlich geworden. Am 6. Februar 1873 erfolgte die Gründung des Sanitätsoffizierkorps, mit der die sechsmonatige Dienstzeit der Mediziner mit der Waffe, das Vorgesetztenverhältnis der Militärärzte zu den Mannschaften und die divisionsärztlichen Funktionen im Frieden neu geregelt wurden. Aber nicht nur in bezug auf Organisation machte sich die verdienstvolle Tätigkeit C.s geltend, in gleicher Weise wandte er diese der wissenschaftlichen Entwicklung seines Personals zu. Erinnert sei hierbei an die Hygieneausstellung in Berlin 1883, die Konferenz zur Einführung der Aseptik in der Armee 1884, die Zusammenkunft der Vereine vom Roten Kreuz in Genf 1885 und die Ausstellung transportabler Kriegslazarettbedürfnisse in Antwerpen im gleichen Jahre, Veranstaltungen, an denen C. lebhaftesten Anteil nahm, um möglichsten Nutzen aus den erzielten Erfolgen für die Armee zu ziehen. Überhaupt widmete er sich der Aufgabe, die fachwissenschaftliche Ausbildung des Sanitätsoffizierkorps allgemein zu heben, mit hervorragender Sachkenntnis und größtem Eifer. Davon zeugen die von ihm eingerichteten militärärztlichen Fortbildungskurse unter Leitung der bedeutendsten Lehrkräfte, die Kommandos zum hygienischen Institut, zu großen Kliniken und Krankenhäusern, die es dem Militärarzte ermöglichen, sich besondere Kenntnisse zu erwerben, welche der Armee zugute kommen und denen es zu danken ist, daß die Erfolge der Krankenbehandlung und des Krankheitsschutzes sich statistisch nachweisbar in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben haben. Auch die Verbesserung

der wissenschaftlichen Hülfsmittel auf literarischem Gebiet wurde angestrebt, so durch Herausgabe des Kriegssanitätsberichts über die Erfahrungen des Feldzuges von 1870/71, dem eine regelmäßige Veröffentlichung von Armeesanitätsberichten auf Grund verbesserter Rapporterstattung sowie von zahlreichen besonders beachtenswerten Prüfungsarbeiten in der militärärztlichen Zeitschrift gefolgt sind. Ferner sei erinnert an die Herausgabe einer neuen Friedenssanitätsordnung, eines Unterrichtsbuches für die Sanitätsmannschaften, eines Leitfadens für die freiwilligen Krankenpfleger usw., alles Errungenschaften der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, deren Inslebentreten dem rastlosen Eifer C.s zu verdanken ist. — Im Jahre 1889 zum Generalstabsarzt der Armee ernannt, hatte der Verstorbene die hohe Warte erreicht, von der aus er das ganze Sanitätswesen in seinem Sinne leiten und vervollkommnen konnte. Vermittelst Jahr für Jahr in wechselnden Armeekorpsbezirken ausgeführter Inspektionsreisen überzeugte C. sich durch eigenen Augenschein von dem Zustande der Lazarette, sorgte für bestes Inventar und reichliche Ausrüstung mit Instrumenten, Verbands- und Arzeneimitteln. Die Einrichtung und der Bau von neuen Lazaretten erfolgte auf Grund der neuesten Kriegs- und Friedenserfahrungen, die wissenschaftlichen Kommandos der Militärärzte wurden vermehrt, in den Veröffentlichungen der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums wertvolle Beiträge zur Lösung militärärztlicher Fragen zu allgemeiner Kenntnis gebracht und eine Reihe lehrreicher Garnisonbeschreibungen herausgegeben. Die rege Fürsorge für die Ausbildung der Militärärzte hat denn auch reiche Frucht getragen. Bereits beim Ausbruche der Choleraepidemie im Jahre 1892 konnte C. den Civilbehörden ohne jede Verzögerung die erforderliche große Anzahl von Militärärzten zur Verfügung stellen, die für die Behandlung der Kranken, namentlich aber für die Verhütung des Umsichgreifens der Seuche nötig waren. Was die Militärärzte damals geleistet haben, entzieht sich freilich wohl der Kenntnis des großen Publikums, ist aber von sachverständiger Seite voll und ganz anerkannt worden, auch der Dank für diese Hilfsleistung beim 100jährigen Jubiläum der militärärztlichen Bildungsanstalten zum lebhaftesten Ausdruck gekommen. Jedoch nicht nur diese Feier brachte C. die wohlverdiente Anerkennung, er erlebte in seinen letzten Lebensjahren noch die große Freude, dem in Berlin tagenden Tuberkulosenkongreß Arbeiten bewährter Militärärzte auf diesem Gebiete vorlegen und zeigen zu können, wie erfolgreich das Militärgesundheitswesen auch diese furchtbare Krankheit bekämpft hat.

Im Chinafeldzuge endlich hatte C. die Genugtuung, zu sehen, wie die von ihm geplanten Änderungen in der Sanitätsausrüstung der Truppen in den Sanitätsformationen usw. sich praktisch in kriegsmäßigen Verhältnissen bewährten und durfte es noch erleben, daß im Heereshaushalt für 1901 Mittel bereitgestellt wurden, um diese Neuausrüstung für die ganze Armee in Angriff nehmen zu können. Ebenso erhielt das Sanitätsoffizierkorps noch vor seinem Ende die lange gewünschten Ehrengerichte, auch durften ihm aus Anlaß der Feier des 70. Geburtstages die Sanitätsoffiziere ihren Dank für die bedeutsame Förderung aussprechen, die sie durch C.s Wirken und Streben erfahren. Die ihm damals entgegengebrachten Wünsche sind nicht in Erfüllung gegangen, nach wenigen Wochen ist er für immer aus seiner Arbeit geschieden. Sein Werk aber wird ihn zum Segen der Armee lange überleben.

Nach »Militär-Wochenblatt«. Lorenzen.

Weber, Albrecht Friedrich, Professor der altindischen Sprache und Literatur an der Berliner Universität, * 17. Februar 1825 in Breslau, † 30. November 1901 in Berlin. — W. war der Sohn des Professors der Nationalökonomie und der Landwirtschaftskunde an der Breslauer Universität Benedikt Weber. Schon frühzeitig bekundete er ein ungewöhnliches Interesse für das Studium orientalischer Sprachen, indem er sich bereits auf dem Gymnasium mehr, als dies sonst üblich ist, mit dem Hebräischen beschäftigte. Und als er mit siebzehn Jahren das Gymnasium verließ und im Jahre 1842 die Universität seiner Vaterstadt Breslau bezog, wandte er sich bald den orientalischen Studien zu. Wohl hatte er selbst die Absicht, klassische Philologie zu studieren, während sein Vater es gerne gesehen hätte, wenn er Historiker geworden wäre. Aber schon in seinen ersten Semestern hörte er neben Kollegien über klassische, deutsche, romanische und englische Philologie, über Geschichte, Philosophie und Physik auch fleißig orientalistische Kollegien bei H. Middeldorpf, Rhode, Behnert, Halbiger und insbesondere bei Adolf Friedrich Stenzler. Der letztere war es, der ihn in das Studium des klassischen Sanskrit einführte und ihn überhaupt für die indologischen Studien gewann. Stenzler, damals Professor der orientalischen Sprachen an der Breslauer Universität und einer der Mitbegründer der Sanskritphilologie und der indischen Altertumswissenschaft in Deutschland, verkehrte viel in der Familie seines Kollegen Benedikt Weber; und es ist wohl kein Zweifel, daß durch diesen freundschaftlichen Verkehr der junge W. zuerst zu indologischen Studien angeregt worden ist. Wie sehr er schon nach zweijährigem Universitätsstudium jener Wissenschaft ergeben war, welche ihm so viel verdanken sollte, zeigt der Umstand, daß er bereits 1844 nach Bonn ging, wo damals der um die indischen Studien so hoch verdiente Christian Lassen den Lehrstuhl für indische Philologie innehatte. Auch Johannes Gildemeister und G. W. F. Freytag hörte er in Bonn. Von Bonn begab er sich auf ein Semester nach Berlin, wo ihn Franz Bopp in die Indogermanistik einführte und wo er auch von Boeckh und Lachmann mancherlei Anregung empfing, und außerdem bei Petermann Arabisch, bei Schott Finnisch und bei Schwartze Koptisch lernte. In Berlin befreundete er sich auch damals schon mit Theodor Aufrecht, Adalbert Kuhn und Rudolf Roth, mit denen — namentlich gilt dies von Roth — ihn später manch geistiges Band aufs engste verknüpfte.

Von Berlin kehrte W. nach Breslau zurück, um unter der Leitung seines alten Lehrers Stenzler seine erste wissenschaftliche Arbeit zu Tage zu fördern. Diese seine Erstlingsarbeit, unter dem Titel »*Yajurvedae Specimen cum commentario primus edidit A. W.*« *(Vratislavii 1845)* als Dissertation veröffentlicht, erwarb ihm, der damals erst zwanzig Jahre alt war, den philosophischen Doktorgrad der Breslauer Universität. Die Schrift hatte er dreien seiner Lehrer — Christian Lassen, Ad. Stenzler und Johannes Gildemeister — zugeeignet.

Bald nach seiner Promotion ging W. mit Unterstützung der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften nach Frankreich und England, um daselbst handschriftliche Studien zu machen. In Paris trat er in Beziehungen zu Eugène Burnouf, dem berühmten Sanskrit- und Paliforscher, zu dem Arabisten Reinaud und zu J. Mohl, dem Herausgeber des Shahname. In London und Oxford vertiefte er sich in die dort aufgestapelten indischen Manuskripte und knüpfte Beziehungen zu dem berühmten Sanskritforscher H. H. Wilson und dem verdienten Handschriftensammler W. H. Mill an.

Im Jahre 1848 kehrte W. nach Deutschland zurück, um sich als Privatdozent an der Universität Berlin zu habilitieren, und Berlin blieb von da an die Stätte der so außerordentlich fruchtbaren Tätigkeit, die er sowohl als Lehrer wie als Forscher entfaltete. Von seinen unsterblichen Verdiensten als Forscher soll unten die Rede sein. Was seine Lehrtätigkeit anbelangt, so gibt es vielleicht keinen zweiten Sanskritlehrer in der Welt, der so viele bedeutende Gelehrte zu seinen Schülern zählt. Gehören doch zu seinen Schülern Männer wie H. Kern, der Altmeister der indischen Philologie in Holland, W. D. Whitney, der Begründer des Sanskritstudiums in Amerika, der französische Sprachforscher Bréal, der um die Erforschung der buddhistischen Literatur wohlverdiente russische Gelehrte Minayeff, der berühmte Vedaforscher Alfred Ludwig in Prag, die im Auslande wirkenden deutschen Gelehrten Eggeling und Thibaut, der eine in Edinburgh und der andere in Allahabad tätig, und in Deutschland selbst so hervorragende Sanskritisten und Sprachforscher wie Delbrück, Goldschmidt, Hillebrandt, Jacobi, Jolly, Kielhorn, Ernst Kuhn, Leumann, Oldenberg, Pertsch, Pischel (W.s Nachfolger auf der Berliner Lehrkanzel) und Zimmer. Trotzdem aber W. als Lehrer und Forscher zum Ruhme der Berliner Universität so viel beigetragen hat, und trotzdem auch die kgl. preußische Akademie der Wissenschaften seine Verdienste um die Wissenschaft bald anerkannte, indem sie ihn schon 1857 zu ihrem Mitgliede ernannte, ging es doch mit seiner Beförderung recht langsam, und er hatte viel mit materiellen Sorgen zu kämpfen. Erst 1856 wurde er zum außerordentlichen, und erst 1867 zum ordentlichen Professor für altindische Sprache und Literatur in Berlin ernannt. Von da an führte er ein ruhiges, durch seine rastlose Forschertätigkeit fast ganz ausgefülltes Gelehrtendasein.

Seine großen wissenschaftlichen Arbeiten, so wie sie Marksteine in der Geschichte der indischen Philologie bilden, sind auch die wichtigsten Ereignisse, die großen Taten und die bedeutsamen Epochen seines Lebens. Schon durch seine Doktordissertation hatte er eine bis dahin fast ganz unbekannte große Abteilung der vedischen Literatur zum erstenmal erschlossen. Diese Arbeit war bereits der Anfang der großen, drei riesige Quartbände umfassenden Ausgabe des weißen Jadschurvēda (*The White Yajurveda edited by A. W. in Three Parts: Part. I, The Vâjasaneyi-Sanhitâ in the Kâṇva-Çâkhâ with the Commentary of Mahîdhara; Part. II, The Çatapatha-Brâhmaṇa in the Mâdhyandina-Çâkhâ with Extracts from the Commentaries of Sâynaa, Harisvâmin and Dvivedaganga; Part III, The Çrauta-sûtra of Kâtyâyana with Extracts made from the Commentaries of Karka and Yâjñikadeva, Berlin & London 1852, 1855 und 1859*). Drei der wichtigsten Werke der ältesten indischen Literatur, durch welche auf eine ganze große Epoche der Kulturentwicklung Altindiens und insbesondere der indischen Religionsgeschichte neues Licht fiel, wurden durch diese Ausgabe erst den Fachgenossen zugänglich gemacht. Die Kosten des Druckes dieses so außerordentlich wichtigen Werkes wurden von den Direktoren der Ostindischen Gesellschaft bestritten. Die Vorrede zum ersten Bande trägt das Datum »Februar 1849«, und bereits 1859 war das ganze Werk — an 3300 Seiten Sanskrittext! — im Druck vollendet: eine erstaunliche Leistung, wenn man bedenkt, daß z. B. Max Müller seine ungefähr um dieselbe Zeit (1849) begonnene große Ausgabe des Rigveda erst 1874 vollendete. Die ersten beiden Bände sind dem deutschen Gesandten in London, Chevalier Dr. C. C. J. Bunsen, der dritte Band ist Alexander

von Humboldt gewidmet — ein Beweis, wie sehr man sich für W.s Arbeit auch außerhalb des engeren Kreises der Fachgenossen interessierte.

Man glaube aber nicht, daß W. während der Zeit seiner Arbeit an dem Jadschurvēda nichts anderes getan habe. Im Jahre 1841 hatte die königl. Bibliothek in Berlin die außerordentlich reichhaltige Chamberssche Sammlung indischer Handschriften erworben. Nächst der Bibliothek des *India Office* in London gibt es keine zweite Bibliothek in Europa, die an kostbaren Sanskrithandschriften so reich wäre, wie diese Berliner Sammlung. Und W. fiel die ebenso schwierige wie dankbare Aufgabe zu, diese Handschriftensammlung zu katalogisieren. Er begann damit 1851, und schon im Jahre 1853 erschien als V. Band der »Handschriftenverzeichnisse der kgl. Bibliothek zu Berlin« sein »Verzeichnis der Sanskrit-Handschriften«, ein starker Quartband, in welchem über viele damals noch ganz unbekannte Werke sowohl der vedischen wie der klassischen Sanskritliteratur zum erstenmal berichtet wurde. Th. Aufrecht sagt in seinem auf gründlicher Durchforschung aller existierenden Kataloge von Sanskrithandschriften beruhenden »*Catalogus Catalogorum*« (Leipzig 1891) von diesem W.schen Verzeichnis: »*This is a pattern of what a Catalogue ought to be, and it deals with Mss. which in their bulk are not surpassed in value by any other collection in Europe*«.

W. beschäftigte sich aber so intensiv mit diesen Handschriften und der in ihnen steckenden Literatur, daß er auf Grund dieser Beschäftigung den ebenso kühnen wie glücklichen Versuch wagte, einen Überblick über die ganze Entwicklung der indischen Literatur zu geben. Er tat dies in seinen »Akademischen Vorlesungen über indische Literaturgeschichte« (Berlin 1852). In der zweiten 1876 erschienenen Auflage ist diese Literaturgeschichte — trotz ihrer Mängel, namentlich in stilistischer Beziehung — noch heute ein unentbehrliches und unübertroffenes Handbuch für jeden Sanskritisten. Und in der nach der 2. Auflage gemachten englischen Übersetzung hat das Buch auch in England, Indien und Amerika eine weite Verbreitung gefunden.

Schon im Jahre 1849 hatte W. eine neue Zeitschrift gegründet, die »Indischen Studien, Zeitschrift für die Kunde des indischen Altertums«, welche in zwanglosen Heften erscheinen sollte. Von 1850 bis 1898 sind im ganzen 18 Bände erschienen. Wohl finden sich in diesen Bänden wichtige Beiträge von Th. Aufrecht (so dessen Ausgabe der Hymnen des Rigveda), Adalbert Kuhn, Friedr. Spiegel, Rud. Roth, H. Kern, F. Kielhorn, H. Oldenberg u. a., aber der weitaus größte Teil der »Indischen Studien« ist mit W.s eigenen Arbeiten gefüllt. So erschien 1863 als 8. Band dieser Zeitschrift die »Metrik der Inder«. Es sind dies zwei Abhandlungen (1. Vedische Angaben über Metrik, 2. Das Chandaḥsûtram des Pingala), in denen er alles über die eigene metrische Theorie der Inder zugängliche Material zusammenstellte. In denselben »Indischen Studien« (Bände 11 und 12) erschien auch 1871 bis 1872 W.s Ausgabe der Saṃhitā des schwarzen Jadschurvēda, der Taittirīya-Saṃhitā.

Schon in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1865 und 1866 hatte W. mit seiner Studie »Ein Fragment der Bhagavatî, ein Beitrag zur Kenntnis der heiligen Literatur und Sprache der Jaina«, eine für das Prākrit-Studium bahnbrechende und für die Kenntnis der Dschaina-Literatur grundlegende Arbeit geliefert. Ihm verdanken wir auch die Bekanntschaft mit einer der interessantesten Erscheinungen der Prākrit-Literatur, der großen Sammlung lyrischer, meist im Volkston gehalte-

ner Gedichte im Prākrit, welche dem Hāla zugeschrieben wird. Zuerst erschien 1870 eine Abhandlung »Über das Saptaçatakam des Hâla« und Nachträge dazu 1872 und 1874 (in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft). Im Jahre 1881 erschien dann »Das Saptaçatakam des Hâla«, kritisch herausgegeben mit Einleitung, Anmerkungen und teilweise auch mit deutscher Übersetzung (in den Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, Band VII). Unter dem Titel »Indische Dorf-Idylle. Die 700 Sprüche des Hâla« veröffentlichte er später (Deutsche Rundschau, B. 42, 1885, S. 223—238) einzelne Stücke aus dieser Sammlung in deutscher Prosa-Übersetzung. (Gustav Meyer und Adolf Wilbrandt haben nachher auf Grund von W.s Übersetzung manche dieser Liedchen in deutsche Verse übertragen.) In der Abhandlung »Über Bhuvanapâla's Kommentar zu Hâla's Saptaçatakam« (Indische Studien, Bd. 16, 1883, S. 1—204) hat W. eine wertvolle Ergänzung zu seiner Ausgabe dieses wichtigen Präkrit-Textes gegeben.

Aber auch die im Präkrit abgefaßte umfangreiche heilige Literatur der wichtigen Sekte der Dschainas, von der bis auf W. nur äußerst wenig bekannt war, ist erst durch ihn erschlossen und als ein neues Forschungsgebiet für die Wissenschaft erobert worden. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß die kgl. Bibliothek in Berlin in den Jahren 1873 bis 1878 eine große Anzahl von Sanskrit- und Präkrit-Handschriften, darunter auch eine wertvolle Sammlung von 259 die wichtigsten Werke der Dschaina-Literatur enthaltenden Handschriften erwarb. Und noch glücklicher fügte es sich, daß damals ein hervorragender Orientalist, R. Lepsius, an der Spitze der Bibliothek stand und eine ansehnliche Dotation für die Herausgabe eines ausführlichen Katalogs dieser Handschriften erwirkte. Mit unermüdlicher Schaffensfreude und Opferwilligkeit ging aber W. daran, auch die neuerworbenen Schätze der kgl. Bibliothek zu katalogisieren; und in den Jahren 1886 bis 1891 erschien in drei Abteilungen, drei starke Quartbände umfassend, der 2. Band von dem »Verzeichnis der Sanskrit- und Prâkrit-Handschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin«. Von den 1202 Seiten Text (dazu kommen noch viele wertvolle Indices) dieses Bandes sind 787 Seiten der Dschaina-Literatur gewidmet. Und so wie der erste Band des Katalogs von der »Indischen Literaturgeschichte« begleitet war, so schloß sich an diesen zweiten Band, gleichsam als Kommentar dazu, eine eingehende Behandlung der Dschaina-Literatur in der großen und grundlegenden Arbeit »Über die heiligen Schriften der Jaina« (Indische Studien, Bd. 16, 1883, S. 211—479 und Bd. 17, 1885, S. 1—90). Diese Schrift wurde auch ins Englische übersetzt (von H. W. Smyth), erschien zuerst im »*Indian Antiquary*« und später auch separat (Bombay 1893). Schon vorher hatte er sich (in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1882) mit einem Dschainatexte der von ihm beschriebenen Sammlung eingehend beschäftigt in der Abhandlung »Über den Kupakshakauçikâditya des Dharmasâgara, Streitschrift eines orthodoxen Jaina, vom Jahre 1573«. Die Hauptarbeit W.s aber liegt in dem großen Handschriftenkatalog. Wer je auch nur die kleinste Sammlung indischer Handschriften zu katalogisieren hatte und weiß, durch wie viele oft schwer zu entziffernde Schriftgattungen man sich da durchzuarbeiten hat, und wie es oft tagelange Arbeit kostet, aus einem fragmentarischen Manuskripte herauszubringen, was für einen Text es enthält, und wer da weiß, daß alle Schwierigkeiten, welche Sanskrit-Handschriften der Beschreibung bieten, sich bei Präkrit-Handschriften in doppeltem Maße zeigen, — der wird es W. nachfühlen, wie er nicht ohne Wehmut und doch mit einem Seufzer

der Erleichterung in dem Vorwort zum letzten Teile seines Katalogs die Worte niedergeschrieben haben mag: »Es ist ein mühsames Werk, das ich hiermit abschließe. Ein gut Stück meiner Sehkraft liegt darin begraben. Der Druck allein hat sieben Jahre gedauert.« In der Ansprache, mit welcher die Berliner Akademie der Wissenschaften W. zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum auszeichnete, wird in schönen Worten auf dieses Vorwort angespielt. „Sie, und wir mit Ihnen", heißt es da „beklagen, daß in diesem Riesenwerk »ein gut Stück Ihrer Sehkraft begraben liegt«. Aber Sie haben die stolze Befriedigung, anderen dadurch zum Sehen verholfen zu haben." Erwähnt sei im Anschlusse hieran, daß W. in den letzten Jahren seines Lebens mehr und mehr von seiner Sehkraft einbüßte. Dazu kam noch, daß er im Februar 1897 einen Unfall erlitt, der ein schweres Augenleiden zur Folge hatte. Obwohl fast ganz erblindet, schrieb er doch seine Briefe immer noch selbst, die freilich oft geradezu unleserlich waren. Nur bei der Lesung von Korrekturen mußte er seiner geschwächten Sehkraft wegen in den letzten Lebensjahren die Hilfe jüngerer Kräfte in Anspruch nehmen. Sonst ist es aber charakteristisch für W., daß er alle seine mühsamen Arbeiten stets selbst gemacht hat, ohne sich, wie dies so manche andere Gelehrte getan haben, gerade das Mühsamste — das »*drudgery work*« — von anderen besorgen zu lassen.

Mit den bisher aufgezählten monumentalen Arbeiten W.s ist aber der Umfang seiner Wirksamkeit lange nicht erschöpft. Diese Arbeiten stellen bloß die höchsten Gipfel seiner Tätigkeit dar. Die große Bedeutung seiner Forscherarbeit liegt aber gerade darin, daß sich dieselbe über das ganze weite Gebiet der indischen Philologie erstreckte und ebenso sehr in die Breite als in die Tiefe ging. Zeugnis davon geben schon die zahlreichen kleineren Abhandlungen und Rezensionen, welche in den drei Bänden »Indische Streifen« (Berlin 1868 und 1869 und Leipzig 1878) gesammelt vorliegen, und die sich nicht nur auf die vēdische, epische, klassische und wissenschaftliche Literatur Altindiens, sondern auch auf den Buddhismus und die buddhistische Literatur beziehen und auch zahlreiche Gegenstände der indischen Geographie und Geschichte, Religion und Philosophie behandeln, zum Teile sogar in das Gebiet der indogermanischen Sprach- und Altertumswissenschaft und der iranischen Philologie übergreifen. Aber auch eine Reihe von größeren Arbeiten, welche zum Teil in den 18 Bänden der »Indischen Studien«, zum Teil in den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen sind, erstreckt sich über alle Zweige der indischen Literatur und alle Perioden der indischen Religions- und Kulturgeschichte.

W. hat uns nicht nur den Jadschurvēda, d. h. den Vēda der Gebete und Opfersprüche, und die Hauptwerke, die sich auf das Ritual und den Opferdienst der Brahmanen beziehen, zugänglich gemacht, sondern er hat auch selbst mit Eifer daran gearbeitet, diese Quellen auszuschöpfen und unsere Kenntnis von dem religiösen Leben Altindiens und dem Wesen der vēdisch-brahmanischen Religion zu bereichern. Und sein Interesse beschränkt sich nicht nur auf den Jadschurvēda, sondern umfaßt die ganze vēdische Literatur, insbesondere auch die des Atharvavēda (des Vēdas der Zaubersprüche). Schon 1850 finden wir im 1. Band der »Indischen Studien« als eine Art Einleitung in die vēdische Literatur »Madhusûdana-Sarasvatîs encyklopädische Übersicht der orthodoxen brahmanischen Literatur« und in demselben Band auch Mitteilungen über die Literatur des Sâmavēda, über den Taittirīya-Vēda und Auszüge aus dem Śatapatha-Brāhmaṇa. Hier finden wir auch schon den

Beginn der inhaltsreichen und für die damalige Zeit nicht unwichtigen »Analyse der in Anquetil du Perron's Übersetzung enthaltenen Upanishad«, welche im 2. Band der »Indischen Studien« (1853) fortgesetzt und im 9. Band derselben (1865) beendigt wurde. Im 17. Band der »Indischen Studien« (1885) finden wir weitere Beiträge zur Upanishad-Literatur (»Die Nirâlambopanishad, Lehre vom Absoluten« und die »Garuḍopanishad«). In den Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1864 erschien »Die Râma-Tâpanîya-Upanishad«, Sanskrittext mit deutscher Übersetzung, Erläuterungen und einer allgemeinen Einleitung über die sektarischen Upanishads. Noch wichtiger sind die Arbeiten W.s, die sich auf das Ritual, das Zauberwesen und die vēdische Astronomie beziehen. Erwähnt seien aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1858 »Zwei vēdische Texte über Omina und Portenta«, und aus den Jahren 1860 bis 1862 die Abhandlungen »Die vēdischen Nachrichten von den naxatra (Mondstationen)« und »Über den Vēdakalender, namens Jyotisham«. Mit der Frage der Nakshatras und der ältesten indischen Astronomie beschäftigen sich auch mehrere wichtige Aufsätze im 1., 2., 9., und 10. Band der »Indischen Studien«. Andere auf den Vēda bezügliche Arbeiten enthalten auch die Bände 2 bis 5, 9, 10, 13, 17 und 18 der »Indischen Studien«. Besonders wichtig sind die Ausgaben des Vājasanēyi-Prātiśākhya, der Pāninīyā Śikshā und des Vaṃśa-Brāhmaṇa (im 4. Band), die »Vēdischen Hochzeitssprüche« (in Band 5), die Abhandlung »Zur Kenntnis des vēdischen Opferrituals« (in Band 10 und 13), die »Collectanea über die Kastenverhältnisse in den Brâhmaṇa und Sûtra« (in Band 10) und die Erklärung und Übersetzung größerer Abschnitte aus der Atharvavēda-Saṃhita (in Band 4, 5, 13, 17 und 18). Eine wertvolle Ergänzung zum Vājasanēyi-Prātiśākhya ist die Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1871 »Über ein zum weißen Yajus gehöriges phonetisches Kompendium, das pratijnâ-sûtra«. Zwei der wichtigsten vēdischen Opfer behandelt W. in den beiden Abhandlungen »Über den Vâjapeya« (Sitzungsber. der Akademie der Wissenschaften 1892) und »Über die Königsweihe, den râjasûya« (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1893). Und noch in den Jahren 1894 bis 1900 veröffentlichte er in den Sitzungsberichten der Akademie seine »Vedischen Beiträge«, von denen besonders Nr. 4 »Das 18. Buch der Atharvasaṃhitâ (Sprüche zum Totenritual)« und Nr. 6 »Die Erhebung des Menschen über die Götter im vedischen Ritual und der Buddhismus« hervorzuheben sind. Endlich darf, wenn man der Verdienste W.s um die Erforschung des Vēda gedenkt, nicht unerwähnt bleiben, daß er es war, welcher zu dem großen, von Böhtlingk und Roth herausgegebenen Petersburger Sanskrit-Wörterbuch die wichtigsten Beiträge aus dem Jadschurvēda und aus der Brāhmaṇa- und Sūtra-Literatur lieferte. Stets gedenken die beiden berühmten Herausgeber dieses unvergleichlichen Wörterbuches der treuen Mithilfe ihres Freundes W., »dessen mit dem uneigennützigsten Aufwande von kostbarer Zeit und Mühe erkaufte Sammlung aus der lexikalisch bedeutsamen und zum Teil nur ihm zugänglichen und vertrauten Schriftengattung der Brâhmaṇa und Sûtra unserem Buche zur besonderen Zierde gereicht« (Vorwort zum 7. Band des Sanskrit-Wörterbuchs, St. Petersburg 1875).

Wie um die vēdische, so hat sich W. auch um die epische Literatur der Inder große Verdienste erworben. Wenn auch seine Anschauungen über die verhältnismäßig späte Abfassungszeit der großen Epen als veraltet gelten

müssen, so sind doch seine kleineren Abhandlungen über das Mahābhārata im 1. und 2. Band der »Indischen Studien«, sowie die größere Studie »Episches im vedischen Ritual« (in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1901) für die Mahābhāratafrage noch heute von Wichtigkeit. Und auch die große Abhandlung »Über das Râmâyaṇa« (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1870) ist noch immer für die mit diesem berühmten Epos verknüpften literarischen Fragen beachtenswert; und wenn auch durch H. Jacobis Werk »Das Râmâyaṇa« überholt, muß doch W.s Abhandlung neben demselben immer noch berücksichtigt werden.

Was das Drama anbelangt, so gebührt W. das Verdienst, in dem Vorwort zu seiner deutschen Übersetzung des Lustspiels »Mâlavikâ und Agnimitra« (Berlin 1856) den für die indische Literaturgeschichte so wichtigen Nachweis geführt zu haben, daß dieses Drama mit Recht dem großen Kālidāsa zugeschrieben wird. In demselben Vorwort handelt er auch ziemlich eingehend über die vielumstrittene Frage nach der Zeit des Kālidāsa. Es ist sehr bezeichnend für W.s Auffassung von seiner Wissenschaft, daß er von dieser seiner Arbeit mit einer gewissen Geringschätzung sagt, daß er sie seinen »ernsteren Studien einmal zur Erholung abgestohlen habe«.

Die indische Erzählungsliteratur verdankt W. manche wertvolle Beiträge. So finden wir schon im 3. Band der »Indischen Studien« (1855) die außerordentlich wichtige Abhandlung »Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen«, in welcher er eine Anzahl indischer Fabeln auf griechische Quellen zurückzuführen sucht. Die kleineren Abhandlungen »Über einige Lalenburger Streiche« und »Über das Daṡakumâra-caritam, die Fahrten der zehn Prinzen« im 1. Band der »Indischen Streifen« (1868) bekunden sein lebhaftes Interesse für diese Literatur ebenso, wie die später von ihm veröffentlichten und in ihrem Verhältnis zur Erzählungsliteratur des Ostens und des Westens eingehend besprochenen Erzählungen aus der Dschaina-Literatur in dem »Pañcadaṇḍa chattraprabandha« (Abhandlungen der Berliner Akademie d. Wiss. 1877); und in den Abhandlungen »Über das Campakaçreshṭhikathânakam, die Geschichte vom Kaufmann Campaka« (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1883), »Über das Uttamacaritrakathânakam, die Geschichte vom Prinzen Trefflichst« (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1884) und »Über die Samvyaktakaumudî, eine eventualiter mit 1001 Nacht auf gleiche Quelle zurückgehende indische Erzählung« (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1899).

Obwohl sich W. mit der einheimischen indischen Grammatik weniger befaßt hat, beherrschte er doch auch vollständig die grammatische Literatur der Inder; und er ließ es sich angelegen sein, dieselbe in ihrem Verhältnis zur übrigen Literatur zu verfolgen. In den »Skizzen aus Pâṇini« (im 1. Band der »Indischen Studien«) handelt er bereits über den zur Zeit des großen Grammatikers Pāṇini bestehenden Literaturkreis; und im 5. Band der »Indischen Studien« (1862) behandelt er die hochwichtige Frage nach dem Zeitalter des großen Grammatikers in der Abhandlung »Zur Frage über das Zeitalter Pâṇinis«. Alle die wichtigsten Fragen der indischen Literatur- und Kulturgeschichte streift er in der grundlegenden Abhandlung über »Das Mahâbhâshya des Patañjali« (Indische Studien, Bd. 13, 1873). Er hat zuerst diesen merkwürdigen Kommentar zu einer Grammatik, der zugleich eine Fundgrube für kulturgeschichtliche und literarhistorische Data ist, nach der antiquarisch-historischen Seite hin völlig ausgebeutet. Seine Universalität als Indologe

bekundete er auch in einer seiner letzten größeren Arbeiten, welche über »Kshemendras Lokaprakâśa«, eine Art Lexikon aus dem 17. Jahrhundert, handelt (Indische Studien, Bd. 18). Am wenigsten hat sich W. mit indischer Philosophie beschäftigt; daß ihm aber auch dieses Gebiet nicht fremd war, bezeugt eine Abhandlung »Über zwei Vedânta-Texte« (in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie d. Wiss. 1889).

Während die Dschaina-Literatur später W.s eigenstes Forschungsgebiet wurde, beschäftigte ihn in früheren Jahren auch die ihr so nahe verwandte buddhistische Literatur. So finden wir im 1. Band der »Indischen Streifen« eine Übersetzung des »Dhammapadam, der ältesten buddhistischen Sittenlehre«, und ebendaselbst »Die Vajrasûcî des Açvaghosha, eine buddhistische Streitschrift über die Irrigkeit der Ansprüche der Brahmanenkaste«, nebst einigen kleineren Abhandlungen zur buddhistischen Literatur. Über den Buddhismus selbst handelte W. in einem aus Bluntschlis Staatswörterbuch im 1. Band der »Indischen Streifen« wiederabgedruckten Aufsatze, sowie in einem in die »Indischen Skizzen« (Berlin 1857) aufgenommenen Vortrag und wieder in einer längeren Abhandlung »Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Buddhismus« (im 3. Band der »Indischen Studien«). Daß aber sein weitschauender Blick das ganze große Gebiet der indischen Religionsgeschichte umfaßte, das zeigen schon die Aufsätze »Brâhmanismus«, »Über Menschenopfer bei den Indern der vedischen Zeit«, »Über ein indisches Würfelorakel« im 1. Band der »Indischen Streifen« (1868), das zeigen die vielen schon erwähnten Arbeiten, die sich auf den Vēda und die vēdisch-brahmanische Religion beziehen, das zeigt noch ein im Jahre 1899 in der »Deutschen Revue« erschienener Aufsatz »Zur indischen Religionsgeschichte, eine kursorische Übersicht«. Selbst eine der modernsten Phasen in der religionsgeschichtlichen Entwicklung Indiens hat er zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht in seiner großen Arbeit »Über die Kṛishṇajanmâshṭamî (Kṛishṇas Geburtsfest)«, welche in den Abhandlungen der Berliner Akademie d. Wiss. vom Jahre 1867 erschienen ist. Er verfolgte hier den Kṛishṇakultus von den jüngeren Ritualwerken und den Purāṇas bis zurück zum Epos und selbst zum Vēda; während er andererseits in der Geburtsfeier Kṛishṇas, sowie in bildlichen Darstellungen, welche Kṛishṇa als Säugling an der Mutterbrust zeigen, und selbst in einigen auf diesen Gott bezüglichen Legenden christlichen Einfluß nachzuweisen sucht.

Und dies führt uns zu einer Reihe von wichtigen Arbeiten W.s, in denen er die Zusammenhänge zwischen dem Osten und dem Westen verfolgt hat und namentlich griechische und christliche Kultureinflüsse in Indien aufzudecken sich bemühte. So finden wir schon im 2. Band der »Indischen Studien« (1853) einen kleineren Aufsatz »Die griechischen Nachrichten von dem indischen Homer, nebst Aphorismen über den griechischen und den christlichen Einfluß auf Indien«. Und von den vier Abhandlungen, welche er im Jahre 1857 unter dem Titel »Indische Skizzen« gesammelt hat, handelt eine über »Die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen« und eine zweite »Über den semitischen Ursprung des indischen Alphabets«. Auf den Resultaten des letzteren Aufsatzes hat noch vierzig Jahre später Bühler seine berühmten Untersuchungen über den Ursprung der indischen Schrift aufgebaut.

Mit den Beziehungen zwischen Indien und Persien beschäftigte sich W. eingehend in den beiden Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissen-

schaften aus den Jahren 1887 und 1888 »Über den Pârasîprakâça des Krishdadâsa« und »Über den zweiten, grammatischen, Pârasîprakâça des Krishnanâsa«, und noch später in dem Aufsatze »Über Bâhlî, Bâhlîka« (Sitzungsber. der Berliner Akademie d. Wiss. 1892). Endlich hat er in einer zusammenfassenden Abhandlung »Die Griechen in Indien« (Sitzungsberichte der Berliner Akademie d. Wiss. 1890) eine Übersicht gegeben »über das, was teils von sicheren Daten, teils von mehr oder weniger plausiblen Vermutungen aus indischen Quellen über Stellung und Einfluß der Griechen in Indien vorliegt«. Er handelt hier aber auch über die Wechselbeziehungen zwischen Griechen und Indern überhaupt, nebenbei auch über das Verhältnis zwischen Buddhismus und Christentum, beziehungsweise die von ihm vermuteten (freilich recht fraglichen) christlichen Einflüsse in Indien. Weniger glücklich und wohl allzu phantastisch sind die auf die indogermanische Altertumskunde bezüglichen Aufsätze »Ahalyâ, Ἀχιλλεύς und Verwandtes« (Sitzungsberichte der Berliner Akademie d. Wiss. 1887) und »Miszellen aus dem indogermanischen Familienleben« (im Festgruß an Rudolf von Roth, 1893).

Trotz dieser so umfassenden Forschertätigkeit fand W. doch noch immer Zeit, mit den Fachgenossen des In- und Auslandes einen regen Verkehr zu unterhalten. Namentlich stand er auch mit den einheimischen indischen Gelehrten in lebhafter Korrespondenz, und sein Name ist den Pandits in Indien ebenso vertraut wie den Sanskritisten in Europa und Amerika. Darum interessierte er sich auch lebhaft für alle die Gelehrtenrepublik betreffenden Fragen, und er beteiligte sich wiederholt an den internationalen Orientalisten-Kongressen. Als nach dem achten Orientalisten-Kongreß in Stockholm und Christiania ein unerquicklicher Streit bezüglich der Abhaltung des neunten Kongresses unter den Orientalisten ausbrach, da war es W., der in einer eigenen Schrift »*Quousque tandem?* Der achte internationale Orientalisten-Kongreß; und der Neunte?« (Berlin 1891 und II. »Der Abschluß« 1894) alle auf den Streit bezüglichen Aktenstücke, Briefe und Zeitungsartikel zusammenstellte und dem Versuche G. W. Leitners, einen dauernden Zwiespalt unter den Orientalisten herbeizuführen, entschieden und mit Erfolg entgegentrat. Die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher W. in dieser Streitschrift alles Tatsachenmaterial zusammenstellt, ist recht charakteristisch für ihn. Er behandelt diese (nicht gerade sehr wichtige) Kongreßfrage ganz in der Weise eines wissenschaftlichen Problems mit aller ihm eigenen philologischen Akribie. Sehr bezeichnend für W.s strenge Gewissenhaftigkeit sind auch zwei von ihm in der englischen Zeitschrift »Athenaeum« (5. März und 2. April 1892) veröffentlichte Briefe. Die englische Übersetzung seiner »Indischen Literaturgeschichte« war 1878 in Trübners »*Oriental Series*« erschienen. Nach englischem Verlegerbrauch erschien ein Wiederabdruck dieser Übersetzung (schon 1882 — W. erfuhr davon erst 1892) als »*second edition*«. In jenen Zuschriften an das »Athenaeum« protestiert nun W. energisch dagegen, daß man einen Wiederabdruck als »zweite Auflage« bezeichnet habe, denn eine neue »Auflage« involviere für jeden ehrlichen Autor eine Durchsicht des Originals, wenn dieses mehrere Jahre vorher erschienen ist.

Wenngleich aber W. durchaus ein echter deutscher Gelehrter war, dem seine Wissenschaft über alles ging, der mit wahrhaft eisernem Fleiß sich gerade den schwierigsten und ernstesten Studien hingab, so daß er die Übersetzung eines indischen Dramas geradezu als eine »Erholung« ansah, so war er doch keineswegs ein bloßer Stubengelehrter. So sehr er sich auch in das

indische Altertum versenkt hatte, so verschloß er sich doch keineswegs ganz den großen und zeitbewegenden Problemen der Gegenwart und seines eigenen Vaterlandes. Er nahm insbesondere regen Anteil an den kirchenpolitischen Fragen seiner Zeit und war ein eifriger Vorkämpfer des freisinnigen Protestantismus gegen die Übergriffe der strenggläubigen Geistlichkeit. So schrieb er 1881 in seinen »Protestantischen Zeitstimmen«: »Wir Laien sehen es mit ungläubigem Staunen, wie die Wächter des Evangeliums selbst das Werk ihres Meisters von Grund aus unterwühlen, und zwar in der besten Absicht, indem sie es zu stützen meinen! Diejenigen unter uns, denen es auch Ernst um dieses Werk ist, erfaßt ein heiliger Ingrimm ob dieser Verblendung. Sind wir doch darum, weil wir uns nicht in der Weise der Zionswächter an der Erweckung und Fortbildung des christlichen Lebens in unseren Familien, in unseren Gemeinden, in unserem Volke beteiligen können, dem Zurufe ihrerseits ausgesetzt, daß wir überhaupt gar keine Christen seien! Dagegen bäumt sich unser protestantisches Gewissen auf. Die Klagen über die religiöse Entfremdung und Gleichgültigkeit der gebildeten Kreise, über die Kirchenflucht des Volkes überhaupt, fallen auf ihr eigenes Haupt zurück. Sie selbst streuen die Saat aus, die solche Früchte trägt.« (Zitiert in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«, München, 1895, Nr. 41, nach der »Vossischen Zeitung«.) Wie sehr er sich auch für soziale Fragen interessierte, beweist sein eingehendes und gründliches, wenn auch keineswegs gutbegründetes Gutachten über die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium mit Reflexionen über die Frauenfrage überhaupt in Arthur Kirchhoffs »Die Akademische Frau« (Berlin 1897, S. 217—222). Und seine »Aphorismen« in R. Fleischers »Deutscher Revue«, Jahrg. 1901 (Bd. I, S. 289—299) zeigen, wie tief er über alle großen sozialen, politischen und insbesondere religiösen Fragen nachgedacht hat.

Die außerordentlichen Verdienste W.s um die Wissenschaft fanden im Laufe der Jahre auch die vollste äußere Anerkennung. Er war auswärtiges, resp. korrespondierendes Mitglied der Akademien der Wissenschaften in München, Wien, St. Petersburg, Turin und Amsterdam, des *Institut de France*, der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen, der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, Ehrenmitglied der *Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland*, der *Société Asiatique* in Paris, der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der *Asiatic Society of Bengal* in Calcutta, der *Bombay Branch of the Royal Asiatic Society*, der *American Oriental Society*, der *Société d'Ethnographie Orientale et Americaine* in Paris, des *Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch Indie, der Società Asiatica Italiana*, der *Royal Society of Literature*, der *National Indian Association, etc.* Im Jahre 1897 erhielt er den Orden *pour le mérite* für Kunst und Wissenschaft.

Zahlreiche Ehrungen wurden ihm im Jahre 1895 an seinem 70. Geburtstag zuteil. Am 17. Februar dieses Jahres erschienen der Rektor der Berliner Universität Prof. Pfleiderer mit dem Prorektor Prof. Weinhold und dem Dekan der philosophischen Fakultät Prof. Freih. von Richthofen in der Wohnung W.s, um ihm ihre Geburtstagswünsche darzubringen. Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied unter Übersendung einer kunstvollen Adresse. Großfürst Konstantin brachte als Präsident der St. Petersburger Akademie telegraphisch seine Glückwünsche dar. Die Präsidenten des »Deutschen Protestantenvereins« und des »Gustav Adolf-Vereins« erschienen

ebenfalls unter den Gratulanten. Zu noch größeren Ehrungen aber gab sein im Dezember desselben Jahres gefeiertes fünfzigjähriges Doktorjubiläum Anlaß. Die Münchener Akademie der Wissenschaften begrüßte ihn am 17. Dezember mit einer Adresse, in welcher es nach einer Würdigung aller der großen Verdienste des Jubilars heißt: »So stehen Sie da als einer der Wenigen, denen reiche Begabung und rüstige Arbeitskraft es ermöglicht haben, fast das ganze Feld der indischen Philologie zu umfassen«. Und am 18. Dezember beglückwünschte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften, der er seit 38 Jahren als ordentliches Mitglied angehörte, in einer Ansprache, in welcher namentlich der »entsagungsvollen Hingabe« gedacht wird, mit der er den Handschriftenschatz der kgl. Bibliothek in Berlin durchforscht hat. Aber auch seine sonstigen Verdienste werden vollauf gewürdigt, und zum Schluß heißt es in dieser Ansprache: »Es gibt kaum ein Gebiet der Geschichte der indischen Literatur, Religion, Wissenschaft, Kultur, Sitten, an dessen Bebauung Sie nicht erfolgreich teilgenommen hätten, kaum eine wichtige Frage, zu deren Erörterung Sie nicht schwergerüstet in den Kampf gezogen wären«. Seine Freunde und Schüler aber ehrten ihn durch die »Gurupūjākaumudī« (»Mondschein der Verehrung für den Meister«), eine schöne »Festgabe zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum«, in welcher sich dreißig Forscher zusammentaten, um durch eine Sammlung gelehrter Aufsätze ihrer Verehrung für den Freund und Meister Ausdruck zu geben. Ein Großer im Reich der Wissenschaft aber war es, selbst ein Führer und Meister auf dem Gebiete der Indologie, der allzu früh dahingegangene Georg Bühler, der dieser Festgabe einen Geleitbrief hinzufügte, um im Namen aller Sanskritisten und Indologen dem Altmeister Dank und Verehrung auszudrücken und ihn zu feiern als »einen Mann, der mit urwüchsiger Kraft durch manches dem Anschein nach schier undurchdringliche Dickicht die Pfade gebahnt und mit offenem Blicke das gesamte Gebiet des indischen Wissens zu umfassen und zu durchdringen vermocht hat, der als treuer, stets hilfsbereiter Lehrer die Fackel der Wissenschaft zahlreichen würdigen Nachfolgern in mehr als einem Lande, ja in mehr als einem Weltteile überliefert hat.« Wenn man bedenkt, daß Bühler, in gewissem Sinne — soweit in der wahren Wissenschaft, wo alle nur einem und demselben Ziele zustreben, von Gegnerschaft die Rede sein kann — ein Gegner von W. war und jedenfalls inbezug auf viele wissenschaftliche Fragen ganz andere Standpunkte vertrat als W., so wird man finden, daß die herzlichen Worte, mit denen Bühler den älteren Meister feiert, für beide große Forscher gleich ehrenvoll sind.

Quellen. E. Strohal, Die indischen Studien und Albrecht Weber in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1901, Nr. 297 und 298. Angelo de Gubernatis, *Dictionnaire international des écrivains du jour, Florence 1888*. Vgl. auch die biographischen Notizen in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 1895, Nr. 41 (aus der »Vossischen Zeitung« abgedruckt). Ein kurzer Nekrolog von C. Bendall findet sich im *Athenaeum* 1901, II, S. 388 (wieder abgedruckt im *Journal of the Royal Asiatic Society* 1902, S. 228 fg). Ein Porträt W.s in den *Studi italiani di filologia indo-iranica*, Vol. II, Pisa 1898.

M. Winternitz.

Preyer, Gottfried von, Hof- und Domkapellmeister, * Hausbrunn, Niederösterreich, 15. März 1807, † 9. Mai 1901 zu Wien; Schüler von Sechter; Organist der evangelischen Kirche (1835), Professor der Harmonielehre, des Kontrapunktes und der Kompositionslehre am Wiener Konservatorium (1839), wo späterhin u. a. Karl Goldmark zu seinen Schülern gehörte; Direktor des

Konservatoriums (1842), k. k. Hofkapellmeister (1843), Domkapellmeister an der Metropolitankirche von St. Stephan in Wien 1853; fruchtbarer Komponist, von dem 82 Werke, Lieder, Chöre, Symphonien, Vokal- und Instrumentalmessen, Graduale, Offertorien, Fugen, dann die griechische Liturgie veröffentlicht wurden; Manuskript blieb das wiederholt zu wohltätigem Zwecke aufgeführte Oratorium »Noah«; mehrere große romantische Opern: Walladmor, Freymannshöhle, Amaranth; Streichquartette, an 200 kirchliche große und kleine Werke. — »Ein gottbegnadetes Leben«, so schrieb Eduard Pötzl unmittelbar nach P.s Heimgang, »hat seinen Abschluß gefunden, ein Dasein von äußerer Schlichtheit und innerem Reichtum, das bis an die äußerste Grenze der dem Menschen zugemessenen Dauer reichte und dabei glücklich war, weil ihm die Leiden des Alters fast unbekannt blieben. Hof- und Domkapellmeister Gottfried von P. ist gestern im 95. Jahre seines Lebens verschieden. Eine Erscheinung wie diese ist selten, die Natur geht sparsam mit den Geschöpfen um, denen sie die ewige Jugend auf den Lebensweg mitgibt. Vor mehr als 4 Jahren, zu seinem 90. Geburtstag, konnten wir sagen, daß er in seinem ganzen Leben niemals krank gewesen. Erst 3 Jahre später befiel ihn ein Unterleibsleiden, das von den Ärzten bei seinem hohen Alter für bedenklich gehalten wurde. Allein nach wenigen Wochen war P. wieder so frisch und stark wie vorher, vollbrachte täglich bei jedem Wetter seinen zweistündigen Spaziergang und blieb wohlauf, bis sich vor wenigen Wochen ganz unvermittelt Anzeichen von Marasmus einstellten. Doch immer noch kämpften die gesunden Organe heldenmütig mit den kranken einen Kampf, dessen Ausgang leider nicht zweifelhaft sein konnte. Ohne einen Augenblick die volle geistige Beweglichkeit einzubüßen, bloß von körperlichen Schmerzen heimgesucht, entschlief Gottfried von P., ohne zu ahnen, daß seine Lebensuhr nun abgelaufen sei. Er, der in der Fülle strotzender Gesundheit oft wehmütig davon gesprochen hatte, daß er sich wie ein besonders belasteter Übeltäter vorkomme, weil er bestimmt sei, als der Letzte hingerichtet zu werden, hatte während seiner ersten und letzten ernsten Krankheit beständig die Illusion baldiger Genesung und machte schon Reisepläne für den Sommer.

P. lebte sehr zurückgezogen in dem gräflich Nimptschen Hause Bäckerstraße 16, wo er eine mit Kunstschätzen gefüllte Wohnung besaß. Er verließ sie nur zu seinen einsamen Spaziergängen und des Sonntags, um noch als Neunziger das Hochamt bei St. Stephan auf dem Chor zu dirigieren. Wer vor wenigen Wochen erst seine stattliche Gestalt in ungebeugter Haltung, das volle Antlitz beinahe faltenlos und wohlgefärbt, scharfen Blickes, der selbst in diesem Alter das Augenglas verschmähte, auf der Straße sah, konnte nicht glauben, daß dieser Mann, der einem gut erhaltenen Sechziger glich, aus dem alten Wien ins neue, aus dem einen Jahrhundertanfang in den andern hinübergewandelt sei. Er war der Typus des Wieners von altem Schlag, der sich in den gegenwärtig als ungesund geltenden altertümlichen Wohnräumen unserer Vorfahren mit der Einfachheit seiner Sitten und der harmlosen Heiterkeit seines Wesens hinwegscherzte über die Last der Jahre. Die gute alte Zeit, aus der er hervorgegangen, liebte P. über die Maßen, aber er war trotzdem kein Feind der neuen, von der ihm nur die modernen neurasthenischen Flunkereien verhaßt waren, für die der 1807 Geborene allerdings kein Verständnis hatte. Freilich hat dieser merkwürdige Mann in seinem ganzen Leben nie geliebt, nie geraucht und nie scharfe Getränke getrunken. Ja, P. behauptete sogar von sich, daß er zeitlebens dem andern Geschlecht gegen-

über auf dem Standpunkt vollständiger Abstinenz beharrt habe. Es sei dies als Arcanum zur Erreichung eines hohen Alters hier beiläufig mitgeteilt.

Nach einer dürftigen Jugend kam P. vermöge seiner starken musikalischen Begabung ziemlich bald in bequeme Verhältnisse. Sein Herzenswunsch, den er, aus dem Vaterhause nach Wien fahrend, als 14jähriger Knabe beim ersten Anblick des Stephansturm betend geäußert hatte, wurde erfüllt: er durfte die große Orgel bei St. Stephan spielen. In rascher Folge erreichte der Schüler Sechters die Stellung eines Direktors des Konservatoriums, eines Hotkapellmeisters und zuletzt des Domkapellmeisters, als welcher er gestorben ist. Diese aufzugeben konnte er sich nie entschließen, während er die beiden anderen Ämter schon vor Jahrzehnten niedergelegt hat. Über 200 kirchliche und 400 profane Musikwerke legen Zeugnis ab von seinem Kompositionstalent. Seine Lieder wurden von unsern Großmüttern gesungen und es gibt wohl keine Sammlung von Männerchören, die nicht eine Nummer von Gottfried P. enthielte. Leider konnte sich der bescheidene Mann nicht entschließen, seine Werke sämtlich in Druck zu geben. Ein großer Teil der kirchlichen Kompositionen ist heute noch Manuskript.

Zunächst seiner Begeisterung für die Musik stand seine Vorliebe für die bildende Kunst. P. war einer der feinsten Bilderkenner und ein unermüdlicher Sammler, der es im Laufe seines Lebens zu einer Privatgalerie gebracht hat, die seinen Namen in Kennerkreisen berühmt macht. Man schätzte seinen Nachlaß an Bildern auf rund eine Million. [Um diesen Preis (in Gulden) wurde er auch von dem amerikanischen Milliardär Clarke später angekauft.] Wie er trotz seiner bescheidenen Einkünfte zu derart wertvollen Stücken gelangen konnte, ist nicht aufgeklärt. Er lächelte nur stets, wenn man ihn fragte und meinte schalkhaft: »Ja, man muß halt zu kaufen und zu tauschen verstehn!« Das herrschaftlich aussehende, mit einer echt wienerischen Barockfassade geschmückte Haus, in dem er wohnte und auch das Konvikt für die Chorsängerknaben von St. Stephan leitete, enthält prächtige hohe Räume, wie geschaffen für die herrliche Gemäldegalerie, die sich dort allmählich unter den kundigen Händen von P. angesammelt hat. Ihre Perlen sind das Bildnis einer Frau von Hans Holbein d. J., ein wunderbarer Rembrandt mit 18 Figuren, dann ein Rubens, van Dyck, Teniers usw., nebst einer bedeutenden Kollektion französischer Meister aus dem XIX. Jahrhundert. Diese Sammlung mußte gemäß einer letztwilligen Anordnung des Verstorbenen unter den Hammer kommen. Die Wohnung, in der sie zurzeit noch gewesen, ist auch im übrigen eine Sehenswürdigkeit als Muster eines Altwiener Heims. Kostbare Möbel aus der Kongreßzeit, theresianische Kasten und verschnörkelte hohe Wanduhren strömen einen Hauch von Behagen und Wohligkeit aus, den unsere modernen Einrichtungen, Gott seis geklagt, gar sehr vermissen lassen. Für den Feinschmecker ist noch etwas Besonderes vorhanden, das ihm die Seele erfreut: ein unbeschreiblich feiner Duft nach vornehmer Vergangenheit, jenes Gemisch von Sandelholz und edlem Pelzwerk, das uns aus den Truhen und Schreinen jener leider immer seltener werdenden Wiener Patrizierhäuser entgegenströmt, wo der altväterische Hausrat noch erhalten geblieben ist. Mehr als ein Jahrhundert versinkt vor einem, wenn man in dieser Wohnung von Stück zu Stück schreitet, um sich an den edlen, reinen Formen zu erquicken. Du lieber Himmel, was bergen diese Häuser, die jetzt das Heer von Demolierern hinwegräumt, für Schätze an Menschen und Dingen! Man möchte weinen auf ihren Trümmern.

In diesem Milieu mit dem lieben alten Herrn von P. von seiner Zeit zu plaudern, war ein ehrfürchtiger Genuß. Wie klar und deutlich erinnerte sich der große Zeitgenosse seiner Jugend! Ganz genau wußte er noch den Eindruck zu schildern, den die Nachricht von dem Tode Goethes in Wien hervorbrachte. Beethoven hatte er oft gesehen, aber nicht persönlich mit ihm verkehrt, da dessen Taubheit damals schon jede Annäherung erschwerte. Czerny, dem es durch Protektion gelungen war, bei Beethoven eingeführt zu werden, äußerte sich damals zu P., daß er es nicht lange ausgehalten habe;. Beethoven sei zu unwirsch und ein zu großer Freund kräftiger Ansprachen, wie »Esel«, »Schafskopf« u. dgl. geworden. Mit Schubert hingegen hat P. Ausflüge nach Lerchenfeld gemacht, wo der einen guten Trunk liebende »Franzl« aus der ersten Gastwirtschaft, in die er geraten, nicht mehr wegzubringen gewesen sei. P. studierte zu jener Zeit bei Sechter Kompositionslehre. Schubert hatte sich ohne solche höheren theoretischen Vorkenntnisse bereits an symphonische Werke gewagt, befragte aber eines Tages P., ob er nicht auch Stunden bei Sechter nehmen solle. Wenn ihn bis dahin etwas abgehalten habe, so sei es die Befürchtung gewesen, daß ihn Sechter mit der Ledernheit seiner Kompositionen anstecken werde. P. erwiderte belustigt, daß Schubert dies nicht zu befürchten habe, sondern sicher Gewinn aus der Theorie ziehen werde, weil diese die Arbeit wesentlich erleichtere. Schubert, längst schon der Schöpfer unsterblicher Tonwerke, wandte sich in der Tat an den Mann der grauen Theorie; doch kam er nur noch dazu, vier Unterrichtsstunden zu nehmen. Er verfiel dann in die Krankheit, von der er nicht mehr genesen sollte.

Mit einer Empfindung, als stände man einem Wunder gegenüber, hörte man den schier ungealterten Greis, dessen regsamer Geist in den Anfängen des Jahrhunderts wie an dessen Ende gleichermaßen lebendig schaute, erzählen. Oft schilderte er von seinen Freunden und Bekannten, von denen längst keiner mehr unter den Lebenden weilte, Erlebnisse mit den kleinsten Nebenumständen, als ob sich die Sache erst gestern zugetragen hätte. Und fragte man ihn dann: »Wann war denn das, kaiserlicher Rat?« so kam die ebenso drollige als charakteristische Antwort: »Na, gar so lange ist es nicht her — wird so zu Ende der dreißiger Jahre gewesen sein.«

Eine unversiegliche Lebenslust und fast möchte man sagen Lebensgewißheit ließ noch den Neunzigjährigen auf Jahre hinaus Entwürfe schmieden. Eine Todesfurcht kannte er nicht. Wie schon erwähnt, erfüllte es ihn nur zuweilen mit Wehmut, daß gerade er der einzige Überlebende von so vielen ihm teuren Menschen sein müsse. Aber das war bald wieder abgeschüttelt und der beneidenswerte heitere Gleichmut seines Wesens wiedergewonnen. Bezeichnend für seine geradezu phänomenale Gesundheit ist folgende Beobachtung. Der Schreiber dieser Zeilen hatte den unverwüstlichen alten Herrn in der Villa eines gemeinsamen Freundes zu Waidhofen an der Ybbs kennen gelernt. Dort stellte er sich alljährlich auf der Rückfahrt von Gastein für ein paar Tage ein und war das Entzücken des ganzen Hauses, insbesondere der Frau und der beiden anmutigen Töchter, die nicht müde wurden, ihren immer wohlgelaunten Gast mit seinen kleinen Junggesellengewohnheiten zu necken. Am ersten Morgen wurde er regelmäßig auch gefragt, ob er die Nachtschnellzüge gehört habe. Die Villa liegt nämlich hart an der Salzkammergut-Strecke der Staatsbahn und da gerade hier ein starkes Gefälle ist, so sausen die Züge mit einem entsetzlichen Getöse vorüber. Jeder Neuling wird

von dem Geräusch geweckt. Der Neunzigjährige aber brachte es schon in der ersten Nacht fertig, so bombenfest zu schlafen, daß er des Morgens von diesen polternden Eilzügen kein Sterbenswort wußte. Wenn das Frühstück unter der mächtigen Linde im Garten serviert wurde und der silberhaarige Gast zwischen den Damen saß, deren sämtliche Lebensjahre addiert noch lange nicht sein Alter gaben, lautete die erste Frage: »Wohl geruht, kaiserlicher Rat?« »Aber ausgezeichnet, traumlos, liebe Gnädige.« »Aha, das kommt davon, weil jetzt die lärmenden Nachtzüge abgeschafft sind.« »So? sind sie abgeschafft? Ei freilich, ich habe keinen gehört.« Großes Gelächter; denn die Züge waren selbstverständlich nach wie vor an der Villa vorübergerast, nur hatte sie der glückliche Siebenschläfer nicht gehört.

Am Abend, wenn es noch zu früh war, die Lampe anzuzünden, ließ sich der greise Organist und Kirchenmusiker, dessen Werke, wenn sie durch den dämmerigen Raum des gotischen Domes klangen, schon so oft die Andächtigen von St. Stephan zu Erhebung gestimmt haben, herbei, auch ein bischen profane Musik zu machen. Es war ein geradezu rührendes Bild, den Greis am Klavier zu sehen, wie er, mit den kunstgeübten Händen über die Tasten fingernd, aus dem Schatze seiner Erinnerungen dieses oder jenes halbvergessene Lied hervorholte, das wir noch die Großmutter singen hörten, ohne zu wissen, daß Gottfried P. der Komponist sei. So z. B. das empfindsame Lied: »Sprichst du zum Vogel: komm' in mein Haus, Wird er dir sagen: ich muß hinaus«, oder das schwermütige: »Ob sie wohl kommen mag am Allerseelentag, zu beten an meinem Grab?« Diesen Text hat M. G. Saphir eigens für P. gedichtet, weil dieser ihn eines Tages in Baden ob seiner Schnurren hänselte. Saphir wollte zeigen, daß er auch melancholisch zu dichten vermöge. Oder das schwungvolle Vaterlandslied: »Drei Worte« von Dr. Gallisch mit dem Schluß: »Überreich ist der, dem es gegeben, dies mächt'ge Wort, es ist der Vatersegen.« Er sang, sich selbst begleitend, die Lieder mit einer frommen, sanften Tenorstimme, die keineswegs zitterte, sondern ganz ausgeglichen das Gemach erfüllte. Und so ungewohnt war er es, auf irgendwelche Hindernisse in seinem Organismus zu stoßen, daß der Sänger, wenn ihm zufällig ein Hustenreiz in die Quere kam, ganz entrüstet mit sich zu hadern begann: »Na, na, na, das möcht' ich sehen! Was ist denn das heut? Gleich wirst aufhör'n! Na, das wär' schön!« Danach setzte er es auch wirklich durch, den Husten zu bekämpfen und das Lied zu vollenden.

Ich hätte oft gewünscht, daß eine solche Abendstunde im Musikzimmer bildlich festgehalten worden wäre: draußen die im Abendlicht schimmernde Landschaft, herinnen der greise Musiker mit dem an Beethoven mahnenden breit ausladenden Haupt, umgeben von blühender, in der Stimmung des Augenblicks erglühender Jugend und dem diese Extreme verbindenden Mittelalter, als welches wir stark gereifte Männer uns betrachten durften. Als hätte die Vergangenheit ihre verschwiegenen Todespforten geöffnet und einen Blick in das damalige Sein gestattet, so wirkte diese Vereinigung von Einst und Jetzt. Dieser Mann genoß die Gnade, in seinem Alter nicht zum Kinde, sondern wieder zum Jüngling zu werden. Und darum ist er ungeachtet seiner 94 Jahre noch immer viel zu früh aus dem Leben abberufen worden.

Wiederholung des Feuilletons im »Neuen Wiener Tagblatt« vom 10. Mai 1901. — Vgl. »Das geistige Wien« 1891.

Eduard Pötzl.

Liebermeister, Karl von, Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Vorstand der medizinischen Klinik in Tübingen, * 2. Februar 1833 zu Ronsdorf in der preußischen Rheinprovinz, † 24. November 1901 in Tübingen. — L.s Vater war Kaufmann und verlegte 1845 seinen Wohnsitz nach Dortmund, dort besuchte Karl L. das Gymnasium. 1852 bezog er die Hochschule und studierte in Bonn, Würzburg und Greifswald Medizin. Während seiner militärischen Dienstzeit in Berlin 1857/58 hörte er dort noch Vorlesungen. Approbations- und Doktorexamen machte er 1856/57 in Greifswald und wurde daselbst 1858 Assistent der medizinischen Klinik bei Felix Niemeyer.

Als Niemeyer 1860 einem Ruf nach Tübingen Folge leistete, begleitete ihn L. als Assistenzarzt. 1862 habilitierte er sich in Tübingen, erhielt 1863 einen Lehrauftrag für pathologische Anatomie und 1864 den Rang eines außerordentlichen Professors.

1865 wurde er gleichzeitig nach Dorpat und nach Basel berufen. Von 1865 bis 1871 war er Kliniker in Basel und folgte 1871 einem Ruf nach Tübingen als Nachfolger seines Lehrers Niemeyer. Von da an blieb er Tübingen treu, lehnte 1876 einen Ruf nach Freiburg, 1888 je einen nach Leipzig und nach Bonn ab. An den Folgen einer Krankheit, deren erste Symptome bis auf das Jahr 1889 zurückreichten, starb er in Tübingen 1901.

1859 erschien in der »Deutschen Klinik« ein Aufsatz L.s: »Die Regulierung der Wärmebildung bei den Tieren von konstanter Temperatur«. Damit eröffnete er die berühmte Reihe grundlegender Untersuchungen über die Wärmeregulation des gesunden und des fiebernden Menschen, welche schließlich ihren Abschluß fanden in dem großen Werke »Handbuch der Pathologie und Therapie des Fiebers«, Leipzig, F. C. W. Vogel, 1875. Der Mensch wahrt ebenso wie jeder andere Homoiotherm seine Eigentemperatur einmal dadurch, daß er auf seiner Oberfläche die Wärmeabgabe durch Leitung, Strahlung und Wasserverdunstung je nach den Verhältnissen der Umgebung und dem inneren Zustande des Organismus verschieden gestaltet. Aber dieses Hilfsmittel genügt nicht, sondern dazu kommt noch eine Regulierung der Wärmeproduktion: bei Abkühlung der Körperoberfläche steigen die Zersetzungen; es wird dadurch bei größerem Bedarf an Wärme auch entsprechend mehr Wärme gebildet. Wie sich dieser Vorgang, den wir jetzt als chemische Wärmeregulation bezeichnen, beim Fiebernden verhält, ist der Gegenstand zahlreicher Beobachtungen und Veröffentlichungen L.s. Schließlich wird in dem genannten großen Werke die ganze Summe unserer Kenntnisse über die Pathologie und Therapie des Fiebers, zum großen Teil auf eigene Beobachtungen L.s begründet, zusammengefaßt.

Soviel ich sehe, ist dies das Haupt- und Lebenswerk L.s, und in ihm offenbaren sich auch alle die hervorragenden Eigenschaften seiner Betrachtungsweise: Fester Stand auf dem Boden der exakten Naturwissenschaft, umsichtiges Experimentieren, vorsichtiges Folgern, energische Durchführung der Maßnahmen, welche sich mit Sicherheit aus den theoretischen Beobachtungen ergeben.

Gerade bei Untersuchungen über die thermischen Verhältnisse des tierischen Organismus war es ein Erfordernis, völlig sicher in den exakten Naturwissenschaften namentlich in der Physik zu sein, denn es handelt sich hier um quantitative Bestimmungen. Und die Neigung zu einer exakten Betrachtungsweise entsprach offenbar den innersten Bedürfnissen von L.s Persönlichkeit. Das geht auch aus Veröffentlichungen der späteren Zeit hervor (z. B.

»Über Wahrscheinlichkeitsrechnung in Anwendung auf therapeutische Statistik«, Volkmanns Vorträge 110). In seinen Mußestunden trieb er mit Vorliebe Mathematik, Physik und Astronomie. Gewiß in nahem Zusammenhang mit diesen Neigungen, und Veranlagung zu den exakten Wissenschaften stand bei ihm das Bedürfnis nach scharfer Fassung und äußerst klarer Darlegung seiner Gedanken. Alle, welche L. genauer kannten und ihn eingehend zu beurteilen imstande sind, schildern übereinstimmend seine außerordentliche Fähigkeit zu einleuchtenden und höchst plastischen Darstellungen. In erster Linie äußerte sich das in seinen klinischen Vorträgen. Aber auch kein Arzt, welcher mit ihm am Krankenbett konsultierte, ging ohne wesentliche Aufklärung des betreffenden Krankheitsfalles aus der Diskussion hervor. Und wie zahlreiche im kleineren oder größeren Kreise von L. gehaltene Vorträge erweisen, erstreckt sich diese Fähigkeit der klaren Schilderung nicht entfernt nur auf Gegenstände der Medizin oder Naturwissenschaft. Vielmehr wurde alles, was er in die Hand nahm, eben unter seiner Hand verständlich und deutlich: L. war eine im innersten klare Persönlichkeit. Es prägt sich das auch in seinen Zügen, besonders auf den Bildern der letzten Jahre aus, so namentlich auch in der herrlichen Büste, welche die Tübinger innere Klinik, die Stätte seines Wirkens, zieren wird.

Die gleiche Klarheit wie in der Anschauung äußerte sich bei L. auch in allen Handlungen. Seine Diagnosen gingen offenbar so weit, wie es vorsichtiges und scharfes Schließen bei nüchterner Benutzung der vorhandenen Unterlagen gestattete; nie verlor sie sich in das Gebiet des Phantasierens und Ratens.

Die als richtig erkannten therapeutischen Maßnahmen wurden klar, auf geradem Wege, sowie mit größter Energie durchgeführt. In allen therapeutischen Bestrebungen L.s steckte etwas vom Wesen der Forschungsobjekte, welche man exakt behandelt. Ihm erschien, wie das einer unserer geistvollsten Kliniker ausdrückt, die Therapie als eine Wissenschaft, welche nach bestimmten theoretischen Prinzipien durchzuführen, deren Wert auch so zu beurteilen sei.

Wenn aber für den großen Gelehrten in gleicher Weise wie Klarheit der Anschauungen ein gewisser Umfang der Phantasie unumgänglich notwendig ist, weil nur aus einer solchen sich die erfolgreich zu behandelnden Fragestellungen ergeben, so war L. auch damit reichlich von der Natur beschenkt. »Ich habe das Glück gehabt, daß manche Anschauungen und manche Ergebnisse von Beobachtungen und experimentellen Untersuchungen, welche zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichung lebhaften Widerspruch hervorgerufen haben, im Laufe der Jahre immer mehr zur Anerkennung gekommen sind, und daß die Wege, auf welche ich hingewiesen und welche ich gangbar zu machen versuchte, später auch von anderen Forschern betreten wurden und sich als Zugänge zu überraschenden Ausblicken auf höhere Ziele erwiesen haben.«

Diese stolzen Worte durfte der Mann schreiben, welcher schon 1865 bei seiner Antrittsrede in Basel das *Contagium vivum* als den einzig möglichen Erklärungsmodus für die Infektionskrankheiten proklamierte und welcher entgegen den damals mächtigen Anschauungen über die Verbreitungsweise des Abdominaltyphus in dem Trinkwasser eine Quelle seiner Verbreitung sah.

Wir sprachen bei Erörterung der wissenschaftlichen Arbeiten L.s von den Untersuchungen über Wärme und Fieber, weil sie meines Erachtens sein bedeutendstes Werk darstellen. Eigens hinzugefügt muß aber noch werden, daß von Einseitigkeit des Arbeitsgebiets nicht entfernt die Rede sein kann.

L.s bedeutsame Abhandlungen aus dem Gebiete der Infektionskrankheiten erwähnte ich schon. Wer das Verzeichnis seiner Arbeiten in Reinerts Biographie (»Zum Andenken an Karl von Liebermeister, Tübingen, Pietzker, 1902)« liest, wird seine Betätigung auf allen Gebieten der klinischen Medizin finden. Sein großes fünfbändiges Werk »Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie«, Leipzig, Vogel, 1885—1894, faßt in der Tat noch den ganzen angegebenen Stoff der klinischen Medizin auf Grund eigener Erfahrungen mit durchaus individuellem Gepräge zusammen.

Auf eins muß besonders hingewiesen werden, das sind seine Darlegungen über Hysterie. In Deutschland vielleicht mit zuerst fasste er diese vielgestaltige Krankheit als echte Geisteskrankheit, und sehr interessant ist es, wie er auch hier auf grund psychologischer Erörterungen eine klare Anschauung über das Wesen und ihre Entstehung zu gewinnen suchte. Der gleiche Mann, der die vom lebenden Organismus produzierte Wärmemenge maß und berechnete, geht hier den verwickeltsten Fragen nach den Eigenschaften und Störungen unserer Psyche nach. Gibt es eine sicherere Gewähr seiner großen Vielseitigkeit und zugleich der Eigenart seiner Anschauungsweise?

Und von diesem Punkte nimmt vielleicht am besten auch eine Besprechung von L. als Arzt ihren Ausgangspunkt. L. war ein ausgezeichneter und berühmter Arzt. Speziell auf dem Gebiete der Behandlung von nervösen Menschen, von Hysterischen ging sein Name weit über Württembergs Grenze hinaus. Er hatte eben, abgesehen von den notwendigen medizinischen Unterlagen in Wissenschaft und Technik, wie sie für jeden, der überhaupt behandeln will, unumgänglich notwendig sind, die Eigenschaften des großen Arztes: den weiten Blick für die Beurteilung menschlicher Verhältnisse, ein warmes Herz für den Kranken, das Vertrauen zur eigenen Fähigkeit, ihnen zu helfen, die sichere Gewähr, ihnen, wenn rein medizinische Hilfe ausgeschlossen ist, als Mensch etwas zu sein.

Wie bekannt, ist für die Behandlung aller nervösen Menschen die Persönlichkeit des Arztes bei weitem das Wichtigste. Aber sie steht auch für jede andere ärztliche Tätigkeit durchaus im Vordergrund und sie ist von viel größerer Bedeutung, als in der Regel angenommen wird auch für den Gelehrten. Den Menschen eingehend zu beurteilen ist ja viel schwerer, als über den Arzt und den Gelehrten sich zu äußern, ist sogar häufig unmöglich, selbst bei nahem Zusammenleben, wie es mir mit L. leider nicht geschenkt war. Das wissen wir sicher von ihm und so steht L. als Vorbild vor uns Jüngern: er war kraftvoll und gut, furchtlos und mild, von reinem Herzen und edelstem Charakter. Er war ein Mann — das Höchste, was wir von einem Manne zu sagen vermögen.

Ausführliche und zuverlässige biographische Notizen finden sich in dem Nachruf von Dr. H. A., Münchener medizinische Wochenschrift, 1902, No. 5 und bei Reinert, »Zum Andenken an Karl von Liebermeister«, Tübingen 1902; daselbst auch ein Verzeichnis seiner Schriften.

Krehl.

Burghart, Hermann, k. u. k. Hoftheatermaler, * 9. April 1834 in Türmitz bei Aussig, † 23. Januar 1901 in Wien, war Schüler der technischen Hochschule und seit 1856 der Akademie der bildenden Künste in Wien und widmete sich speziell der Dekorationsmalerei, in der er vorzügliches leistete und zu großem Ansehen, auch im Auslande, gelangte. Nachdem er im Karltheater und im Hofburgtheater tätig gewesen, wurde er 1866 an das Hof-

operntheater berufen, wo er, mit Carlo Brioschi vereint, eine Reihe von Dekorationen schuf; u. a. zu den Opern Fata Morgana, Genovefa, Merlin, Nordstern, Rienzi, Romeo und Julie, Stumme von Portici und zu den Balletten Flick-Flock, Sakuntala. Aus B.s Atelier gingen die farbenprächtigen, glänzend ausgestatteten Dekorationen hervor, welche König Ludwig II. von Bayern für seine Privatvorstellungen bestellte; ebenso eine große Anzahl von Theaterdekorationen für London, Berlin, Petersburg, Warschau, Dresden, Hamburg, Leipzig, Frankfurt. Eine Reihe von Dekorationen malte er für die Oberammergauer Passionsspiele. In Wien stammen ferner von seiner Hand die Wandbilder im Wartesaal 1. Klasse des Nordwestbahnhofes und im Musikvereinsgebäude.

Kunstchronik. Neue Folge. XII. Jahrgang. — Ludwig Eisenberg, Das geistige Wien, 1893, 1. Band. — Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon, 1895.

Hugo Schmerber.

Max Ritter von Wachstein, Emanuel, Bildhauer, * 19. Oktober 1810 zu Bürgstein, † 22. Februar 1901 in Prag, entstammt einer Familie, in der Bildhauerei und Schnitzerei durch mehrere Generationen betrieben wurde. 1826 ging er mit seinem Bruder Josef (Vater von Gabriel Max) nach Prag, um sich gleich diesem ebenfalls in der Bildhauerei auszubilden. In der Lehre bei dem Bildhauer Schumann fanden sie Beschäftigung mit der Anfertigung der damals beliebten verzierten Meerschaumpfeifen und besuchten daneben die Akademie unter Direktor Bergler. Emanuel ging 1833 nach Wien, da in Prag sein Streben nach weiterer Ausbildung und Beschäftigung nicht erfüllt werden konnte und besuchte die Akademie, wo Schaller und Käßmann seine Lehrer waren. Auf einer Reise nach München 1838 wurde er in die dortigen Künstlerkreise eingeführt und lernte Cornelius, Schwanthaler, Kaulbach, Steinle, Schnorr u. a. kennen. 1839 wurde ihm das von Dr. Alois Klar in Prag gestiftete Künstlerstipendium verliehen und er ging nach Rom, wo er mit Unterbrechungen fast zehn Jahre verlebte. Dort entstand eine Reihe seiner größeren Werke; es gelang ihm, sich aus den bescheidensten Anfängen zu einem beliebten und angesehenen Mitgliede der römischen Künstlergemeinde emporzuarbeiten. In seiner Selbstbiographie gibt er ein anschauliches Bild des Lebens der römischen Künstlerschaft in den vierziger Jahren. Von seiner dort entstandenen hl. Ludmilla, die später von der Kaiserin Maria Anna angekauft wurde und sich jetzt im St. Veitsdom in Prag befindet, sagte Cornelius, sie sei ihm »eines der liebsten Werke der neuern Skulptur«. Aus derselben Zeit stammt die Gruppe »Cyrill und Methodius« (Teynkirche in Prag); Papst Gregor XVI. ließ sich den Entwurf zu diesem Werk von dem Künstler selbst vorlegen und spendete ihm großes Lob. Auf mehreren Ausstellungen in Wien wurde seinen Werken vonseite der kaiserlichen Familie und der Aristokratie viel Anerkennung zuteil und zahlreiche Aufträge förderten den Künstler. Er bereiste Italien, Sizilien, Deutschland und England und war in Paris; nach längerer Abwesenheit von Rom wollte er 1848 wieder dorthin zurückkehren, wurde aber durch die Revolution daran gehindert und nahm seinen Wohnsitz in Prag. Im Jahre 1849 verbrachte er längere Zeit bei Radetzky in Monza, dessen Büste er modellierte. In Prag entfaltete M. eine ausgebreitete Tätigkeit und behauptete längere Zeit sein Ansehen als einer der geschätztesten Bildhauer Österreichs. Hier entstand eines seiner Hauptwerke, die Gestalt des Feldmarschalls auf dem Radetzkydenkmal in

Prag (Kleinseite), das 1858 enthüllt wurde; die Soldatenfiguren, welche den Helden auf dem Schilde stehend emporheben, sind zum Teil von Josef Max ausgeführt, der Entwurf des ganzen Denkmals stammt von Ruben. Größere Aufträge wurden M. zuteil bei der plastischen Ausschmückung der Karlsbrücke in Prag; neben den dort befindlichen stark bewegten Statuen aus der Barockzeit stehen die von M. stammenden, streng komponierten und ruhigen Gruppen der Pietà, Maria und Johannes neben dem Kruzifix, die Figur des hl. Christoph und des hl. Franz Seraphicus. Die Pietà wiederholte er später in Marmor für Erzherzog Franz Karl. Für die Ausschmückung des Arsenals in Wien wurden ihm die Statuen Karls V., Ferdinands III., des Feldmarschalls Karl Fürsten zu Schwarzenberg (1771—1820) und des Feldzeugmeisters Hieronymus Grafen Colloredo (1775—1822) übertragen; beide sind 1868 vollendet. Auf der Weltausstellung in London 1851 war von ihm die Gruppe Hagar und Ismael, auf der Pariser Weltausstellung die Statuen Gottfried von Bouillon, Břetislav und Colloredo, bei der zweiten Weltausstellung in London 1862 ein lebensgroßer David als Hirtenknabe. Eine große Anzahl von Porträts historisch interessanter Persönlichkeiten, die Büsten des Kaisers Franz und Kaiser Ferdinands, vieler Staatsmänner und Künstler gingen aus seinem Atelier hervor. Er erhielt mehrere Orden und wurde in den Adelsstand erhoben. In seiner Selbstbiographie »Zweiundachtzig Lebensjahre« (1893) tauchen alle bedeutenden Persönlichkeiten Österreichs aus der Mitte und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf; mit vielen der älteren Künstler verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen. Den Kunstidealen, denen er sich in Rom angeschlossen hatte, blieb er zeit seines Lebens treu; man hatte ihn dort zu den Nazarenern gezählt und er präzisiert in der Biographie seine Stellung zur Kunst dahin, daß die Kunst nicht nur durch die Form oder den Inhalt ergötzen solle, sondern einen höheren Zweck habe, den die religiöse und geschichtliche Kunst am besten erfüllen. Seine Gestalten sind durchwegs aus dem Geiste des schulmäßigen Klassizismus heraus entstanden und bewegen sich in den Grenzen stereotyper edler Formen und strenger Komposition; Religiosität und Vaterlandsverherrlichung sind die Triebfedern seiner Kunst, realistische Naturbeobachtung strebt er nicht an. Bei seinen großen Erfolgen mag nicht übersehen werden, daß er in seinem Schaffen dadurch begünstigt war, daß speziell in Österreich die älteren künstlerischen Traditionen auf dem Gebiet der Bildhauerei lange Zeit hindurch nicht von den neueren Bestrebungen anderer Länder erschüttert wurden; so konnte M. Jahrzehnte hindurch mit der von ihm unentwegt beibehaltenen Richtung Anerkennung finden.

Literatur: »Zweiundachtzig Lebensjahre. Von Emanuel Max R. von Wachstein, 1893. — Hevesi, Österreichische Kunst des 19. Jahrhunderts, 1903. — Neuwirth, Prag, Berühmte Kunststätten, No. 8. — Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Band: Bildende Künstler, 1898. — Mitteilungen des nordböhmischen Gewerbemuseums, 1901. — *Chronique des arts et de la curiosité*, 1901, Nekrolog. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon. — Müller, Die Künstler aller Zeiten und Völker, 1857—64. — Bohemia, 1858, 13. Nov. (Radetzky-Denkmal). Hugo Schmerber.

Mentzel, Otto, Bildhauer, ehemaliger Direktor der Fachschule für Goldschmiedekunst und verwandte Gewerbe an der Kunstgewerbeschule in Prag, * 6. August 1838 in Dresden, † 27. Februar 1901 in Prag, war ein Schüler Hähnels in Dresden und erlangte auf der Akademie alle Preise, welche für einen jungen Künstler erreichbar waren. Mit der Statue »Schwanhilde«,

welche er für die Stadt Chemnitz ausführte, beendete er seine Studienzeit und erhielt dafür den großen Preis, ein dreijähriges Stipendium zum Aufenthalt in Rom. Das Modell dieser Statue befindet sich im Dresdener Albertinum. Seine Anstellung an der Kunstgewerbeschule in Prag erfolgte im Jahre 1873; 1882 wurde er zum Direktor der Fachschule ernannt, im Jahre 1889 wurde er aus nationalen Gründen in den Ruhestand versetzt. Während seines Dresdener Aufenthalts führte er einige Figuren am Schauspielhaus in Dresden aus; ferner schuf er die Statuen auf dem Kolonnadenbrunnen in Karlsbad, die zwölf Monate darstellend, mehrere Standbilder für den Museums- und Rudolfinumsbau in Prag; für das Gebäude der böhmischen Sparkasse in Prag sechs Krönungsgruppen in Sandstein, wappenhaltende Kinderfiguren darstellend, und eine Krönungsgruppe, »Sparcassa, Buchführung und Handel«. Für das neue deutsche Theater in Prag schuf er die Büsten Goethes, Schillers und Mozarts. Unter der großen Anzahl der Porträtbüsten sind zu erwähnen: Dr. Franz Schmeykal, Ed. Herbst, Emanuel von Max, das Portraitmedaillon von Eduard Tauwitz für das Grabdenkmal in Prag. M. war Obmann des Schriftsteller- und Künstlervereins Konkordia in Prag.

Literatur: Übersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur, 1897 u. 1900. — Mitteilungen des nordböhmischen Gewerbemuseums, 1901. — Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902. — Kunstchronik. Neue Folge, XII. Jahrgang. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon, 1895. – Schriftliche Mitteilung der Witwe des Künstlers.

Hugo Schmerber.

Plank, Joseph, Historienmaler, * in Tirol 1815, † 13. Januar 1901 in Hütteldorf bei Wien, war ein Corneliusschüler, der in der Auffassung der Nazarener arbeitete und auch als Porträtist beschäftigt war; eine seiner Hauptschöpfungen ist der Bilderschmuck der Benedektinerstiftskirche Fiecht in Tirol.

Literatur: Kunstchronik. Neue Folge. XII. Jahrgang. — Die Kultur, Ztschrft. für Wissenschaft, Literatur und Kunst, hrsg. v. d. Leo-Gesellschaft, 1901—1902. — Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902.

Hugo Schmerber.

Schüller, Karl, Realschulprofessor, Porträtmaler, * 13. Juni 1852 zu Taus in Böhmen, † 23. Oktober 1901 in Wien. Schüler der Kunstgewerbeschule unter Laufberger und seit 1886 der Wiener Akademie unter Prof. Eisenmenger. Er war Professor an der Realschule im XVIII. Bezirk in Wien. Von ihm stammt das Porträt Rubinsteins im Bösendorfer Saale in Wien und ein Bildnis des Kaisers Franz Josef im Schwurgerichtssaale in Brüx. Ferner malte er den Vorhang und das Deckengemälde im Jubiläums-Stadttheater in Wien, sowie Deckengemälde und Altarbilder für Kirchen.

Literatur: Ludwig Eisenberg, Das geistige Wien. 1. Band, 1893. — Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902. — 17. Jahresbericht der k. k. Staatsrealschule im XVIII. Gemeindebezirke von Wien 1902.

Hugo Schmerber.

Seidel, Gustav, Kupferstecher, * 28. April 1819 zu Berlin, † 19. Juli 1901 in Rüdersdorf bei Berlin, war Schüler der Berliner Akademie und bildete sich unter Buchhorn und Mandel weiter aus. Er arbeitete nach alten und neueren Meistern, meistens in Linienmanier, zum Teil auch in Schabkunst; besonders nach Kaulbach (Venus Urania nach dem Wandgemälde im Neuen Museum), Kloeber (Amor und Psyche), Magnus (Porträt Felix Mendelssohn-Bartholdys), Schrader (Porträt des Konsuls Wagener), ferner nach Pesne, Körner, Schadow, Daege u. a. Von Seidel stammen auch Stiche für Bank-

noten deutscher Staaten. Er erhielt die Ehrenmitgliedschaft der Akademie in Petersburg.

Literatur: Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Band. Bildende Künstler. 1898. — Jahrbuch der bildenden Kunst. 1902. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—1898. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon, 1895. — Apell, Handbuch für Kupferstichsammler, 1880.

Ludwig, Karl, Landschaftsmaler, Professor, * 18. Januar 1839 in Römhild (Meiningen), † 18. September 1901 in Berlin. — L. erhielt seine Vorbildung auf der Kunstschule in Nürnberg und wollte sich ursprünglich der Bildhauerei zuwenden. Später ging er zur Malerei über und vollendete seine Studien in München; hier wurde er der Schüler Pilotys, widmete sich schließlich aber ganz der Landschaftsmalerei, in welcher er unter dem Einfluß des Alpenmalers Calame stand. Im Jahre 1868 nahm er seinen Wohnsitz in Düsseldorf. Auf ausgedehnten Studienreisen besuchte er Deutschland, den Böhmerwald, Oberitalien und die Schweiz. 1877 wurde er als Professor der Landschaftsmalerei an die Kunstschule in Stuttgart berufen; diese Stelle legte er 1880 nieder und zog nach Berlin, wo er der Mittelpunkt eines zahlreichen Schülerkreises wurde. Er war seit 1884 ordentliches Mitglied der Berliner Akademie, seit 1891 Ehrenmitglied der Akademie in München. Die Motive zu seinen Bildern entnahm er dem Schweizer und Tiroler Hochgebirge und dem deutschen Mittelgebirge und wählte mit Vorliebe Ausblicke auf ein weites Landschaftspanorama mit schneebedeckten Gipfeln im Hintergrunde. Er legte großen Wert auf sorgfältige Durchbildung der Einzelheiten. Von seinen Werken besitzt die Nationalgalerie in Berlin den »St. Gotthard-Paß«, 1878 angekauft; in der Pinakothek zu München befindet sich das Bild »Auf dem hohen Frassen in Vorarlberg«, in der Schackgalerie eine Waldlandschaft von 1863, die »Vier Jahreszeiten im Hochgebirge« und die »Cyklopenschlucht«. Die Dresdener Galerie besitzt den »Albulapaß« und eine »Alpenlandschaft bei Gewitterstimmung«, das Museum in Stuttgart hat zwei Bilder, »St. Gotthardpaß« und »Landschaft am Starnberger See«.

Literatur: Kunstchronik, Neue Folge, XIII. Jahrgang. Nekrolog. — Kunst für Alle, 1901. Nekrolog. — Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert, 1893. — Adolf Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, 1894. — Jahrbuch der bildenden Kunst 1902. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts, 1895—1898. — Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Band. Bildende Künstler. 1898. — H. W. Singer, Allgemeines Künstler-Lexikon, 1895.

Hugo Schmerber.

Jettel, Eugen, Landschaftsmaler, * 20. März 1845 zu Johnsdorf in Mähren, † 27. August 1901 in Lussin-Grande, gehörte neben Schindler und Ribarz zu den hoffnungsvollsten Schülern der Wiener Akademie, speziell Albert Zimmermanns. Auch der Einfluß Pettenkofens wirkte auf den jungen Künstler. Die Motive zu seinen ersten Bildern entnahm er der Salzburger Gegend, wohin Zimmermann seine Schüler führte; zwei dieser Werke, den »Hintersee« darstellend, von 1864 und 1869, befinden sich in der Galerie der Akademie in Wien. Der Künstler verließ bald Wien und nahm durch viele Jahre in Paris seinen Wohnsitz, wo er sich so einlebte, daß er oft für einen französischen Maler gehalten wurde: sowohl in seiner Kunst, als in seinem Wesen wurde er ganz Pariser. Er schloß sich der jungen Schule des *paysage intime* an, die von Corot, Jules Dupré und Théodore Rousseau herkam und entwickelte innerhalb dieser Richtung eine persönliche Art und Weise, die

großen Anklang bei dem französischen Publikum fand, so daß er sich bald eine glänzende Position schuf. Im Jahre 1889 war Jettel unter den Gründern der *Société du Champ de Mars*, in deren Ausstellungen seine *coins de Picardie, de Normandie, de Bretagne* viel Beifall fanden. Er wählte meistens die einfachsten Motive, ohne starken koloristischen Effekt und liebte zarte, helle Farben, in dünnen Schichten auf die Leinwand hingehaucht. Ein grauvioletter Himmel bildet mit braunem Erdreich und moosigen Strohdächern eine eintönige Folie für einige weiße Flecke, Mauerstücke, Enten auf einem Tümpel oder dergleichen. In den ersten Ausstellungen der Sezession in Wien, deren Mitglied er wurde, erschienen auch seine Bilder. Längere Reisen führten ihn nach Ungarn und Italien; zuletzt wendete er sich mit Vorliebe der Darstellung von Karstlandschaften in Istrien zu, wo er für seine zarte Graumalerei anziehende Motive zu finden wußte. Mehrere seiner Werke sind in die Moderne Galerie in Wien aufgenommen: ein »Blühendes Zwiebelfeld« von 1897, »Der Gänseteich« 1898, »Weg im Steinbruch« und eine Abendlandschaft. Die National-Galerie in Berlin hat eine »Landschaft mit badenden Kindern« von 1871.

Literatur: Kunst und Kunsthandwerk, 1902. — Kunst für Alle, 1901—1902. — *Chronique des Arts et de la Curiosité*, 1901. — L. Hevesi, Österreichische Kunst des XIX. Jahrhunderts. Leipzig, 1903. — Boetticher, Malerwerke des XIX. Jahrhunderts, 1895—1898. — Jahrbuch der bildenden Kunst. Hrsg. von Max Martersteig 1902. — Die Kultur, Ztschr. für Wissenschaft, Literatur und Kunst. Hrsg. von der österr. Leo-Gesellschaft. 1901. — Julius Elias, »Die Nation«, 1901.

Hugo Schmerber.

Kutschmann, Theodor, Illustrator, Schriftsteller, * 9. Februar 1843 zu Quedlinburg, † 18. November 1901 in Berlin, war ursprünglich Kaufmann und begann seine künstlerische und schriftstellerische Tätigkeit um 1880. Er war mehrere Jahre Redakteur und Mitarbeiter von Schorers Familienblatt; seit 1883 bis in die 90er Jahre zeichnete er eine Reihe von Bildertafeln für die 4. und 5. Auflage von Meyers Konversationslexikon, größtenteils kunstgewerblichen und ethnographischen Inhalts; zum Teil für Holzschnitt (Baustile, Brunnen, Grabmäler, Schmiedekunst, Pflanzen- und Tierornamente u. a.), zum Teil für Farbendruck (Ornament, Emailmalerei, Glasmalerei, Keramik, Kostüme, Volkstrachten etc.). Ferner lieferte er Illustrationen zu Geibels Gedichten und gab mehrere Illustrationswerke heraus; seine letzte größere literarische Arbeit war die »Geschichte der deutschen Illustration« in zwei Bänden.

Literatur: Kunst für Alle, 1901—1902. — Deutsche Kunst und Dekoration 1901—1902. — Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902.

Hugo Schmerber.

Friedländer von Malheim, Friedrich, Genremaler, * 10. Januar 1825 zu zu Kohljanowitz in Böhmen, † 13. Juni 1901 zu Wien, der letzte »Altwiener«, erhielt seine Ausbildung an der Wiener Akademie und später durch Waldmüller. Er besuchte Düsseldorf und Paris zu Studienzwecken und bereiste Italien; Wien blieb aber zeitlebens sein Wohnsitz und das Wiener Volksleben bildet auch den Inhalt seiner Kunst. Große historische Gemälde, wie sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts üblich waren, gab er bald auf; das Bild »Torquato Tassos Tod im Kloster San Onofrio«, welches im kunsthistorischen Museum zu Wien hängt, 1852 gemalt, blieb eine vereinzelte Erscheinung. F. wurde der Beliebteste unter jenen Malern, die das Wiener Sittenbild, wie es Danhauser, Fendi, Waldmüller im Anfang des 19. Jahrhunderts gepflegt

hatten, noch lange Zeit hindurch fortsetzten; er schuf jene kleinen Genreszenen, in denen die ordnende Hand des Malers wohl ersichtlich ist, aber die sorgfältige Naturbeobachtung und oft treffende Charakteristik der einzelnen Figuren die mise-en-scène weniger bemerken lassen. In erzählendem Sinne, bald mit humoristischer Pointe, bald mit sentimentalem Beigeschmack, zeigt er das Wiener Volk im Wirtshaus, im Lotterieamt, in der Polizeistube, im Versatzamt, auf der Kirchweih. Nach 1866 wandte er sich der Darstellung des Soldatenlebens zu und entwickelte darin seine Spezialität, veranlaßt durch den großen Beifall, den diese Bilder fanden; er schilderte keine Reiterattacken und ausziehenden Truppen, wie sie das militärische Historienbild liebte, sondern studierte die alten Invaliden bei den Beschäftigungen, mit denen sie ihren Lebensabend beschaulich verbringen, Kartenspiel, Rauchtabak und Wein. Als echter Wiener hat er hier den Ton zu treffen gewußt und den Soldaten in ein Milieu gestellt, das trotz der grauen Wände und der stickigen Luft von österreichischer Gemütlichkeit erfüllt ist. F. erwarb sich große Verdienste um die Wiener Künstlerschaft dadurch, daß er einer der Hauptbegründer der Wiener Künstlergenossenschaft war, als deren erster Vorstand er gewählt wurde. Er wurde in den Adelsstand erhoben. In Wien befinden sich im kunsthistorischen Museum noch »Die Erdbeerenlieferanten« und das Invalidenbild »In der Kantine«, in der Galerie der Akademie »Der neue Kamerad« (Invaliden) und eine »Lottoziehung«. Auch das Rudolfinum in Prag besitzt zwei Bilder. Eigentum des Kaisers Franz Josef sind »Die fünf Sinne«, »Der Toast«, die »Weinverteilung«.

Literatur: Kunst und Kunsthandwerk. 1901. — L. Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903. — Ludwig Eisenberg, Das geistige Wien. 1893. 1. Band. — Jahrbuch der bildenden Kunst. 1902. — Chronique des Arts et de la Curiosité. 1901. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—98. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon. 1895. — Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Bd. Bildende Künstler. 1898.

Hugo Schmerber.

Eichler, Hermann, Historienmaler, * 1842 zu Wien, † 17. Sept. 1901 zu Wien, war seit 1855 Schüler der Wiener Akademie und speziell Christian Rubens. Er war in Wien tätig und lebte einige Jahre in Rom. Die Motive zu seinen Bildern entnahm er häufig der Geschichte des 30jährigen Krieges und der Bauernkriege; die Akademie in Wien besitzt von ihm eine »Episode aus dem deutschen Bauernkrieg«, eine brennende Ritterburg im Hintergrund, vorne eine Schar von Empörern, die den Besitzer bedrohen. Andere Werke sind: »Die Begegnung Karls I. mit Oliver Cromwell nach seiner Verurteilung«, »Peter Hele, der Erfinder der Taschenuhr, von seiner Frau wegen Zauberei angeklagt«, »Das Picknick im Freien«, Dekoration für einen Speisesaal.

Literatur: Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Band. Bildende Künstler. 1898. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—98. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon. 1895. — Jahrbuch der bildenden Kunst. 1902.

Hugo Schmerber.

Cretius, Constantin Johann Franz, kgl. Professor, Historien-, Genre- und Porträtmaler, * 6. Januar 1814 zu Brieg in Schlesien, † 26. Juli 1901 zu Berlin. — Er besuchte das Gymnasium in Breslau, später die Ateliers der Maler Kalter und König daselbst; 1835 kam er nach Berlin und vollendete hier seine Studien an der Akademie und im Atelier bei Wach. Im Jahre 1838 erhielt er den großen akademischen Preis für ein Bild, welches Jakobs

Trauer um Joseph darstellt. Hierauf begab er sich durch mehrere Jahre auf Reisen; ein Jahr lang studierte er in Paris, besuchte dann die Schweiz und Italien bis nach Palermo und blieb ein Jahr in Rom; 1842 kehrte er nach Berlin zurück, wo er viel Anerkennung für seine zahlreichen Werke fand. Im Jahre 1846 ging er nach Konstantinopel im Auftrag Friedrich Wilhelms IV., um dort den Sultan Abdul Medschid zu porträtieren. Seit 1860 war er ordentliches Mitglied der Berliner Akademie. Der Aufenthalt in Italien inspirierte den Künstler zu den Genrebildern aus dem dortigen Volksleben, welche einige Zeit in seiner Produktion vorherrschten: »Italienische Landleute ziehen zum Blumenfest nach Genzano«, 1844, »Ave Maria italienischer Landleute«, 1851 vollendet, »Weinerntefest in Ischia«, 1850, »Ein römischer Schreiber«, »Hirtenmädchen in der römischen Campagna bei Gewitter«, und viele andere. Später machte sich bei Cretius der Einfluß geltend, den das Auftauchen der französisch-belgischen Historienmalerei auf die Künstler ausübte, und er verließ das volkstümliche Genre, um sich hauptsächlich mit der Darstellung historischer genrehafter Momente zu beschäftigen. Speziell die Zeit der englischen Revolution bot ihm Stoff für mehrere Bilder. Die Nationalgalerie in Berlin besitzt eines dieser Werke, »Gefangene Kavaliere vor Cromwell« von 1867. Andere dieser historischen Genrebilder aus den 60er Jahren sind: »Der große Kurfürst als Kronprinz im Haag«, »König Friedrich Wilhelm I. von Preußen empfängt Salzburger Protestanten in Berlin am Leipziger Tore«, »*L'état c'est moi*«, (Ludwig XIV. erklärt im Parlament von Paris seinen Regierungsstandpunkt). Für das Johanniter-Ordensschloß zu Sonnenburg malte er ein großes dreiteiliges Bild mit Darstellungen aus der Geschichte des Ordens.

Literatur: Kunstchronik. Neue Folge. XII. Jahrgang. — Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. 1894. II. Band. — Jahrbuch der bildenden Kunst 1902. Nekrolog. — Chronique des Arts et de la Curiosité. 1901. Nekrolog. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—98. — H. W. Singer, Allgemeines Künstlerlexikon. 1895. — Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. 1. Bd. Bildende Künstler. 1898. — Müller: Die Künstler aller Zeiten und Völker. 1857—64.

Hugo Schmerber.

Engerth, Josef Freiherr von, Ingenieur, *9. Novemb. 1856 zu Wien, † 3. Oktober 1901 ebenda. — E. hat die technische Hochschule in Wien besucht, sich aber durch Studien an der *École des ponts et chaussées* in Paris und bei der Eisenbahn *Paris-Lyon-Méditerranée*, wo er in den verschiedenen Zweigen des Betriebsdienstes tätig war, einen tieferen Einblick in das technische Eisenbahnwesen, einen allgemeineren Überblick über dasselbe erworben. Zu dieser theoretischen Ausbildung trat eine praktische Betätigung beim Bau einiger Gebirgsbahnen, wie der Salzkammergutbahn, der Waagthallinie Trencsin—Sillein u. a. Auf solcher Grundlage fußte seine vielseitige fachliche Tätigkeit, die er als höherer Beamter, zuletzt als Baudirektor-Stellvertreter der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft, als Mitglied der technischen Unterausschüsse des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und als Mitglied des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins entfaltete und die ihm die Wertschätzung seiner Fachgenossen eintrug. Mit selbständigen größeren Arbeiten ist E. nur einmal hervorgetreten, als er dem Eisenbahnkongreß in Paris (1900) die Ergebnisse seiner, unter Mitwirkung des Oberingenieurs Spitz durchgeführten Studien und Forschungen über die »Schienenwanderung« mitteilte; sein Hauptverdienst liegt vor allem in der

verborgenen, aber eifrigen Mitarbeit an den Bestrebungen der obengenannten Vereine und in der Förderung aller Bemühungen, die auf die allgemeine Hebung des Ingenieurstandes hinzielten. Die Erfolge, die er bei dieser Tätigkeit erreichte, verdankte er zum Teile wohl auch seiner außerordentlich konzilianten Natur und seinem ungewöhnlich feinen Taktgefühle. Diese Eigenschaften in Verbindung mit Kameradschaftlichkeit, selbstloser Treue und großem Pflichteifer erwarben ihm die Sympathie aller, die mit ihm in Verkehr traten. Die zahlreiche Beteiligung an dem Leichenbegängnis gab Zeugnis von der allgemeinen Trauer.

E.s Bericht über die Schienenwanderung, eine hochinteressante Arbeit, die zur Klarstellung dieser Frage durch Erforschung der Ursachen der hierbei auftretenden Erscheinungen wesentlich beigetragen hat, ist im »*Bulletin de la commission internationale du Congrès des chemins de fer*« 1900 veröffentlicht worden.

Einen warm gehaltenen Nachruf mit Bild hat die »Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins«, 1901, S. 270 dem Verewigten gewidmet.

Alfred Birk.

Sürth, Franz, Eisenbahndirektor, * 1836 zu Mühlheim a. Rh., † April 1901 in Dortmund. — S. war Maschinentechniker, zu dem er sich an dem damaligen Gewerbeinstitute in Berlin ausgebildet hatte; er trat 1859 in den Dienst der Köln-Mindener Eisenbahn und blieb mit seltener Stetigkeit der Arbeit dem Felde seines ersten Strebens durch sein ganzes Leben in 42 Dienstjahren treu; auch nach Verstaatlichung der genannten Bahn verblieb er in Dortmund, wo er von 1860 an als Eisenbahndirektor fungierte. S.s besondere Verdienste liegen in der sorgsamen Verfolgung der Mängel, die an den Eisenbahnwagen während des Betriebes hervortreten, und in dem unentwegten Bestreben, diese Mängel durch Ergründung und Abstellung ihrer Ursachen zu beheben. So hat er auch — fast könnte man sagen: selbstverständlich — mit großem Eifer die Umgestaltung der gebräuchlichen, mit so vielen Gefahren für die Bediensteten verbundenen Schraubenkupplung der Eisenbahnfahrzeuge in eine selbsttätige Seitenkuppelung studiert; wenn auch die Vorschläge, die er 1875 dem Vereine deutscher Eisenbahn-Verwaltungen erstattete, das schwierige Problem nicht lösten, so haben sie doch zu seiner Klarstellung und Förderung mit beigetragen. Die ihn näher kannten, rühmen S. als einen liebenswürdigen Charakter und angenehmen Gesellschafter. S. besaß den Kronen- und den Roten Adler-Orden IV. Klasse, die er im Jahre 1878 als Anerkennung seiner Verdienste um die Truppenbeförderungen erhalten hat.

Einen Nachruf mit ausführlichen Lebensdaten hat das »Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens« 1901, S. 130 veröffentlicht.

Alfred Birk.

Steiner, Friedrich, diplomierter Ingenieur, o. ö. Professor der k. k. deutschen technischen Hochschule in Prag, am * 3. September 1849 zu Linz, † am 9. August 1901 in Prag. — St. erhielt seine fachliche Ausbildung an der technischen Hochschule in Wien, wo er sich auch das Ingenieurdiplom erwarb. Er genügte seiner Militärpflicht in der Genietruppe, wurde 1871 k. u. k. Leutnant in der Reserve und war dann beim Bau der österreichischen Nordwestbahn tätig. 1872 wurde er zum Assistenten an der Lehrkanzel für Eisenbahnbau und Brückenbau an der technischen Hochschule in Wien er-

nannt; schon drei Jahre später habilitierte er sich als Privatdozent für graphisches Rechnen und graphische Statik, welche Wissenszweige damals an den technischen Hochschulen Österreichs noch keine Pflegstätte gefunden hatten. Die Weltausstellung in Philadelphia besuchte St. als offizieller Berichterstatter; das Ergebnis seiner Studienreise war eine treffliche Abhandlung über Brückenbauten in den Vereinigten Staaten. St. erweiterte nun auch seine Lehrtätigkeit, indem er sich an der Hochschule für Bodenkultur als Privatdozent für Ingenieurwissenschaften habilitierte und sich mit Erfolg um die Konstrukteurstelle für Brückenbau bewarb. Als im Jahre 1878 die k. k. deutsche technische Hochschule in Prag daran ging, die neugeschaffene zweite Lehrkanzel für Ingenieurwissenschaften zu besetzen, richtete sich das Augenmerk des Kollegiums auf den jungen tatkräftigen Konstrukteur der gleichen Lehrkanzel in Wien, und St. wurde — kaum 30 Jahre alt — als außerordentlicher Professor nach Prag berufen, wo er auch, nachdem er 1881 zum ordentlichen Professor ernannt worden war, wiederholt als Dekan funktioniert und im Studienjahr 1886—1887 auch die Würde eines Rektors bekleidet hatte, nach einer kurzen aber schweren Krankheit, die die scheinbar unverwüstbare Lebenskraft des reckenhaften Mannes jäh vernichtete, seine ehrenvolle Laufbahn für immer beschloß. So einfach dieser Lebensgang in seinem Äußern, so bedeutsam war er doch für die Lebenstätigkeit St.s. Denn in Prag, in dem Mittelpunkte eines hochindustriellen Landes, das gerade auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues und Brückenbaues vielseitige Anregung und Aufgaben bietet, dessen Hüttenwerke und Fabriken mit der Hochschule als dem Nährboden ihrer Fortschritte in steter enger Verbindung stehen — hier eröffnete sich ihm sehr bald ein großes Feld praktisch-wissenschaftlicher Tätigkeit. Zu all dem trat seine eigenartige Persönlichkeit. St. war eine überaus empfängliche, rasch und leicht anregbare Natur, die aber auch aus sich selbst heraus in hohem Grade anregend wirkte und stets das Bedürfnis fühlte, sich anderen mitzuteilen. Wie in den einfachen, aber ansprechenden Liedern, die er in seinen Mußestunden gesungen, so war er auch in allem Tun und Lassen ein Lyriker; in allen seinen Arbeiten, auch wenn sie das Merkzeichen streng wissenschaftlicher Forschung tragen, fühlt man den Herzschlag seines frisch pulsierenden Lebens; seine Vorträge und Abhandlungen wirkten immer erfrischend durch das Interesse des Verfassers selbst; sein Stil war niemals ein papierner, niemals trocken oder ermüdend; sein Rednertalent war bedeutend; er hatte ein kräftiges, wohlklingendes Organ und konnte leicht aus dem Stegreife sprechen, wobei er allerdings gebräuchliche Redewendungen oder Schlagworte nicht immer vermied; dazu gesellte sich die glückliche Gabe, seine Gefühle und Gedanken rasch und sicher in Worte umzuprägen, die trefflich sagten, was er auszudrücken wünschte und selten die Wirkung verfehlten, die er erstrebte. Seine vielseitige umfassende technische Bildung befähigte St. auch über die Grenzen seines engeren Berufsfaches hinaus, an der Erörterung technischer Fragen als ernster Fachmann wirksam teilzunehmen. Eine solche Persönlichkeit, hineingestellt in die raschgestaltende Zeit, die wir durchleben und die auf technischem Gebiete täglich neue Gedanken erzeugt und zeitigt, steht ganz und gar auf dem heißen Kampfboden der Gegenwart, schöpft aus ihr mannigfache und wechselnde Anregung und gibt sie ihr in neuen Formen und Gedanken wieder; und so bildet die Vielseitigkeit seines Schaffens auch das hervorragendste Kennzeichen der Tätigkeit St.s.

St. war kein Bücherschreiber im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die

Stärke seines schriftstellerischen Wirkens liegt in der kürzeren technischen Abhandlung, die er mit großer Frische, wie für den Vortragssaal berechnet, niederschrieb. Als ein besonderes Verdienst St.s möchte ich es bezeichnen, daß er erfolgreich bemüht war, die Grundzüge des Wesens der technischen Wissenschaft, die Wege ihrer Entwicklung und ihrer schaffenden und forschenden Tätigkeit auch den weiteren Kreisen der allgemein Gebildeten zur Kenntnis zu bringen.

Als Mitglied des Eisenbahnrates und als ständiger Beirat des Landesausschusses in Eisenbahnfragen hat St. auf die Entwicklung des Lokalbahnbaues in Böhmen mehrfach Einfluß genommen; er hat sich an dem Neubau und dem Umbau verschiedener großer Brücken in Österreich beteiligt, an den Arbeiten des internationalen Komitees für das Verhalten des Eisens bei niedrigen Temperaturen teilgenommen und gemeinsam mit Professor Gollner viele Versuche in dieser Richtung durchgeführt. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich in erfolgreicher Weise mit der Sanierung von Heilquellen in Österreich und Deutschland (Bilin, Salzbrunn, Homburg, Kreuznach, Offenbach u. a.). St. hat auch an der fortdauernden Ausgestaltung der technischen Hochschulen in Österreich regsten Anteil genommen und sich um die Gleichstellung derselben mit den Universitäten große Verdienste erworben.

Von seinen zahlreichen Publikationen seien als die wichtigsten erwähnt: Über die graphische Zusammensetzung der Kräfte (1876), Über den Einfluß der Temperatur auf kontinuierliche Träger (Wochenschr. d. österr. Ing.- u. Arch.-Ver. 1877), Die Parallelschablone als Hilfsmittel bei graphostatischen Konstruktionen (Techn. Blätter, 1879), Bilder aus der Geschichte des Verkehrswesens (1879), Über Fachwerke (Techn. Blätter, 1880), Die Steifigkeit der Träger (Centralbl. d. Bauverw. 1883), Vademecum für Bauingenieure (1884), Die Theorie verstärkter Balken (Techn. Blätter, 1885), Die Theorie statisch unbestimmter Systeme unter Berücksichtigung der Anfangsspannung (Zeitschr. d. österr. Ing.- u. Arch.-Ver. 1886), Die Grundgesetze der Formänderung elastischer Körper und ihre Anwendung in der Baumechanik (1889). Für das »Handbuch der Ingenieurwissenschaften« bearbeitete St. die Kapitel über die Balkenbrücken und über die Brückenbahn; für den offiziellen Bericht über die Weltausstellung in Paris (1900) schrieb er eine Studie über den Stand des Brückenbaues zu dieser Zeit.

St. war unter seinen Kollegen wegen seines freundlichen Wesens, seiner Bereitwilligkeit zu helfen und zu fördern und wohl auch wegen der Frische seines Naturells sehr beliebt; er war ein liebevoller Gatte, ein sorgsamer Vater und nahm in den deutschen Kreisen in Prag eine hervorragende Stellung ein. Die deutsche technische Hochschule Prags und die Ingenieurwissenschaft überhaupt betrauerte mit Recht den frühzeitigen Verlust dieses Mannes.

Die »Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins« (1901, S. 614) und die »Technischen Blätter« (1901, S. 137 und 155) widmeten dem Toten, dessen Bild sie auch brachten, längere Nachrufe; auch Fachblätter des Auslandes würdigten seine Verdienste in anerkennender Weise.

Alfred Birk.

Funke, Adolf, Oberregierungsrat, * 25. Mai 1828 zu Magdeburg, † 24. Januar 1901 in Straßburg, hat sich namentlich durch den Ausbau des alten französischen Eisenbahnnetzes in Elsaß-Lothringen große Verdienste erworben,

denn eine Reihe bedeutender Bahnhofsumbauten und Neuanlagen von Bahnlinien mit hervorragenden Kunstbauten sind in dem fast zwanzigjährigen Zeitraume (1879 bis 1898), da er als Oberregierungsrat und Vorsteher der dritten Abteilung für Bahnerhaltung, Erweiterungs- und Neubauten in Straßburg wirkte, unter seiner Leitung ausgeführt worden, so die Bahnhöfe in Straßburg, Metz und Diedenhofen, die Rheinbrücken bei Hüningen, Breisach und Roschwoog. F. war bereits mit 17 Jahren als Eleve in den Dienst der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft getreten, hat dann später die technischen Studien an der Hochschule in Berlin absolviert und sich hierauf dauernd dem Eisenbahnbau zugewendet. Bei dem Entwurf und bei der Ausführung der Kunstbauten der Schlesischen Gebirgsbahn (1863—1866) bekundete F. eine so bedeutende bautechnische Begabung, daß nach Fertigstellung dieser Bahn seine Berufung in das Handelsministerium erfolgte. Der deutsch-französische Krieg führte F. (1870) als Betriebsleiter der Linie Blesme-Sens auf den Kriegsschauplatz; seine Verdienste um die Neueinrichtung des Betriebes wurden durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes anerkannt. Nach Beendigung des Krieges verblieb F. als Mitglied der Eisenbahnbetriebskommission in Straßburg. Hier eröffnete sich ihm nun allmählich jenes große Arbeitsfeld, das ihm Befriedigung und die Anerkennung seiner Fachgenossen brachte.

F. war auch ein langjähriges und in erfolgreicher Arbeit bewährtes Mitglied des technischen Ausschusses des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen. Als solches hat er die allgemeine Entwicklung des Eisenbahnwesens durch gründliche und sachliche Tätigkeit wesentlich gefördert und zu dem mächtigen Aufblühen des Vereins in den letzten zwei Jahrzehnten seinen redlichen Teil beigetragen. — In der Stellung als Stadtverordneter wirkte F. auch in persönlicher Beziehung auf die Ausgleichung der politischen Verhältnisse in erfolgreicher Weise ein, so daß sein Hinscheiden, dem lange, schwere Krankheit vorausging, allseitig empfindlich berührte. Alfred Birk.

Fick, Adolf, Professor der Physiologie, * 3. September 1829 in Kassel, † 21. August 1901 in Blankenberghe. — Das Geschlecht, dem F. entstammt, ist Ende des 17. Jahrh. im markgräflich bayreuthischen Gebiete ansässig, leitet sich aber aus dem Salzburger Lande her, aus dem es um 1660 des Glaubens wegen vertrieben wurde.

Adolf F. wurde als Sohn des kurfürstl. hessischen geh. Oberbaurates Friedrich F. in Cassel geboren. Er zeichnete sich auf der Schule durch mathematische Beanlagung aus und bezog im Herbst 1847 die Universität Marburg in der Absicht, Mathematik zu studieren. Er wandte sich indessen sehr bald der Medizin und speziell der Physiologie zu, die ihm ein dankbares Feld für mechanische und physikalische Betrachtungen zu bieten schien. Diese Wahl lag im Zuge der Zeit. Man hatte, wie F. sich selbst einmal sehr drastisch ausdrückt (Gesammelte Schriften I 46), »die Windbeuteleien« der damals üblichen Philosophie satt und fühlte das Bedürfnis nach nüchterner und strenger Naturbeobachtung. Er stellte sich demnach in eine Reihe mit den bereits zu seiner Zeit namhaften Forschern C. Ludwig, Johannes Müller, Helmholtz, Du Bois u. a. Mit diesen trat er auch während seiner Studienzeit in Marburg und Berlin in mehr oder weniger nahe persönliche Beziehung und hat vielfache Anregung erhalten, am meisten wohl von Ludwig, mit dem er sich bereits in seinen ersten Semestern in Marburg befreundete. Gleich-

wohl dürfte diese Einflußnahme über eine Bestärkung in seinen wissenschaftlichen Plänen kaum hinausgegangen sein, denn seine Arbeiten zeigen vom Beginne eine ganz persönliche Eigenart in der Fragestellung und methodischen Durchführung.

Bereits als 19jähriger Student debütierte er mit einer Abhandlung »Statische Betrachtung der Muskulatur des Oberschenkels« in der er die Drehungsmomente der Hüftgelenksmuskeln nach den Regeln der analytischen Mechanik bestimmt und die Gleichgewichtsbedingungen für das unter der Wirkung der Muskeln stehende Gelenk diskutiert.

Im Jahre 1851 promovierte er in Marburg mit einer Dissertation, »*Tractatus de errore optico*«, welche die durch ungleiche Krümmung der Hornhautmeridiane bedingten Fehler in der optischen Abbildung (Astigmatismus) zum Gegenstande hat.

Im Jahre 1852 folgt er seinem Freunde Ludwig als Prosektor nach Zürich, erhält 1856, nach dem Weggange Ludwigs, einen Lehrauftrag für anatomische und physiologische Hilfswissenschaften, endlich 1861 die Professur für Physiologie an jener Hochschule, die er 1868 mit Würzburg vertauscht.

In der Zeit seines Züricher Aufenthaltes entfaltete F. als Forscher und Lehrer eine hervorragende Tätigkeit. Die Art seines Unterrichtes erhellt am besten aus seinen Lehrbüchern, Medizinische Physik 1856, Compendium der Physiologie 1860, Lehrbuch der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane 1862, die sich sämtlich durch Klarheit, Folgerichtigkeit und Eleganz der Darstellung auszeichnen und von welchen die ersten beiden wiederholte Auflagen erfuhren. Die medizinische Physik, der die Aufgabe gestellt ist, gewisse Kapitel der Physik, die in den physikalischen Vorlesungen meist nur nebenbei berührt werden, eingehender und unter Bezugnahme auf biologische und ärztliche Probleme zu behandeln, ist überhaupt eines der eigenartigsten und lehrreichsten Bücher, die dem medizinischen Unterrichte geboten worden sind.

Aus dem Inhalte seiner wissenschaftlichen Abhandlungen kann hier nur das Wichtigste erwähnt werden. Die für die Lehre der Verdauung und Resorption bedeutungsvolle Frage des Durchtritts von Lösungen durch Membranen hat F. durch eine ausgezeichnete Untersuchung über die Gesetze der Diffusion (1855 in Poggend. Annalen Bd. 94) in grundlegender Weise gefördert. Anknüpfend an die Fouriersche Theorie des Wärmeausgleichs stellte er auch für den Diffusionsausgleich zwischen verschieden konzentrierten Lösungen analoge Annahmen auf und zog daraus Folgerungen, die teils von ihm, teils von späteren Untersuchern mit den Tatsachen übereinstimmend gefunden wurden.

F.s bedeutendste Leistungen liegen auf dem Gebiete der Muskelphysiologie. Die von dem erregten Muskel verrichtete mechanische Arbeit, die dabei entwickelte Wärme, die Art und Größe des Stoffwechsels werden in zahlreichen Untersuchungen und unter den verschiedensten Bedingungen gemessen und zu einem einheitlichen Bilde des ganzen Vorganges zu verwerten gesucht. Der zu grunde liegende Versuchsplan tritt schon in den Arbeiten der Züricher Periode zu Tage; ein großer Teil der Ausführung und viele wichtige methodische Fortschritte sind aber erst in der Zeit seiner Würzburger Tätigkeit hinzugekommen. Diese Arbeiten haben in bezug auf die Muskelmechanik sehr überraschende, zu teleologischer Betrachtung herausfordernde Ergebnisse gezeitigt. F. stellte die Umstände fest, unter welchen die Muskelkraft am

besten ausgenutzt wird und zeigte, daß der Muskel in jedem Augenblick der Zuckung imstande ist, seine Länge und Spannung innerhalb gewisser Grenzen den gegebenen mechanischen Bedingungen anzupassen. Er arbeitete eine Methode aus, die gestattete, die im erregten Muskel auftretende Energieentwicklung mit relativ großer Genauigkeit zu messen und den Beweis zu führen, daß die Zersetzungsgröße nicht nur von dem den Muskel treffenden Reiz, sondern auch, und zwar in sehr hohem Grade, von den Arbeitsbedingungen bestimmt wird. Er konnte zeigen, daß der Muskel keine thermodynamische Maschine ist, d. h. daß die aus der chemischen Zersetzung frei werdende Energie zum Teil unmittelbar in mechanische Arbeit übergehen müsse und nicht auf dem Umwege der Wärmebildung. Endlich wurde durch einen berühmt gewordenen, gemeinsam mit dem Chemiker Johannes Wislicenus unternommenen Versuch der Beweis erbracht, daß die Muskelarbeit des Menschen (in Gestalt einer Besteigung des Faulhorns) unter normalen Verhältnissen fast ausschließlich auf Kosten. stickstofffreien Materials stattfindet.

Neben der Muskelphysiologie ist es die Lehre vom Kreislauf und speziell vom Pulse, die sein Interesse vorwiegend gefangen hält. In Arbeiten, die sich über mehr als 20 Jahre erstrecken, sucht er die Konstruktion der Pulswellenzeichner zu verbessern, die Theorie dieser Apparate und die Deutung der Pulskurve zu fördern. Er untersucht ferner (1868 und 1887) die Volumschwankungen, die einzelne Körperabschnitte durch den Puls erleiden und erkennt in scharfsichtiger Weise, daß aus diesen »Volumpulsen« eine andere Kurve, die »Geschwindigkeitskurve« abgeleitet werden kann, deren Ordinate der jeweils vorhandenen arteriellen Blutgeschwindigkeit proportional sind.

F.s zahlreiche Arbeiten aus dem Gebiete der Sinnesphysiologie, namentlich der Dioptrik des Auges und der Farbenlehre, seine Beiträge zur Theorie der elektrischen Erregung (1864 und 1871), seine Untersuchung über den Mechanismus der Sattelgelenke (1854) und über die Längenverhältnisse der Skelettmuskeln (1860) können hier nur erwähnt werden, obwohl sie, besonders die letzten beiden Abhandlungen, hervorragende Beispiele seines Scharfsinnes und seiner Gedankenrichtung sind.

Wie schon erwähnt folgte F. im Jahre 1868 einem Rufe an die Universität Würzburg, an der er bis 1899 als Lehrer der Physiologie wirkte und neben seinen eigenen Untersuchungen auch die zahlreicher Schüler förderte. Auf seine Anregung und unter seinem Beirate wurde 1885 von der bayerischen Staatsregierung der Bau eines neuen physiologischen Instituts begonnen, das 1888 seiner Bestimmung übergeben werden konnte und sich aufs Beste bewährt hat. F. fand in Würzburg einige seiner Züricher Freunde wie Wislicenus und Clausius wieder und erwarb sich rasch neue in wie außer dem Kreise der Universität. Besonders enge schloß er sich an den 1903 verstorbenen Kliniker Gerhardt sowie an die Physiker Kundt, Kohlrausch und Röntgen an. F.s offenes gefestigtes Wesen, seine vornehme Gesinnung und Vorurteilslosigkeit, die idealen von jeder Selbstsucht freien Bestrebungen, seine vielseitigen Kenntnisse und Interessen machten ihn zu einer höchst eindrucksvollen, sympathischen Persönlichkeit. Besonders anziehend war der Verkehr in seinem Hause, das durch Kinder und Enkel belebt, für Freunde und Verwandte aus nah und fern gastlich geöffnet, eine Stätte edler Sitte und lebhaften Gedankenaustausches war, an dem auch die unermüdlich sorgende Hausfrau regen Anteil nahm.

Die von den Kindern besorgte Sammlung seiner Schriften, die in vier mustergiltig ausgestatteten Bänden bei Stahel in Würzburg erscheint, läßt erkennen, wie vielseitig sich F. an dem geistigen Leben seiner Zeit betätigte. Es finden sich dort Aufsätze erkenntnistheoretischen und philosophischen Inhalts, wie »Die Welt als Vorstellung« 1870, »Das Größengebiet der vier Rechnungsarten« ein Beitrag zur Funktionentheorie 1880, »Ursache und Wirkung« 1867, zweite Auflage 1882, »Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeiten« 1883, »Die stetige Raumerfüllung durch Masse« 1891. Aus den physikalischen Abhandlungen seien außer der bereits erwähnten Untersuchung über die Diffusionsvorgänge noch genannt die seinem Freunde Clausius gewidmeten sechs populären Vorträge »Die Naturkräfte in ihrer Wechselbeziehung«. Unter den kleinen Schriften befinden sich Aufsätze über folgende Themata: Männerkleidung, Mädchenerziehung, Vorbildung des Arztes, Beruf des Studententums, Deutschtum in Österreich, Kolonialfrage, Alkoholfrage und eine Rektoratsrede über den Darwinismus.

F. ist stets für eine bessere mathematisch-naturwissenschaftliche Vorbildung der Mediziner und für die Zulassung der Abiturienten von Realgymnasien zum Studium der Medizin eingetreten und hat noch die Freude erlebt, letzteren Wunsch erfüllt zu sehen. Er unterstützte ferner durch Vorträge und reiche Spenden die deutschvölkischen Bestrebungen des deutschen Schulvereins sowie des Kolonialvereins. Als einen der gefährlichsten Feinde des deutschen Volkes erkannte er den Alkohol und schloß sich der Bekämpfung desselben an durch völlige persönliche Abstinenz und durch die literarischen Waffen unerbittlicher Logik und scharfer Ironie, die er vorzüglich zu handhaben verstand.

Im Sommer 1899 legte er fast 70 Jahre alt sein Lehramt nieder, nicht wegen irgend welcher Gebrechen, sondern weil er sich diese Altersgrenze für die Lehrtätigkeit gesetzt hatte und sich für verpflichtet hielt, jüngeren Kräften Raum zu geben. In den Sommerferien 1901 befand er sich mit seinen Angehörigen im Seebade Blankenberghe; am 19. August bemerkte er an sich den Beginn einer halbseitigen Lähmung, die sich rasch ausbreitete und der er nach zwei Tagen erlag. »Sie sollen sehen, an diesem Dächelchen der Kurve gehe ich zu Grunde« hatte er im Jahre 1869, unter Hinweis auf seine Pulskurve zu einem Kollegen geäußert. Er hat sich in der Prognose nicht geirrt.

Ausführliche Nachrufe finden sich: In den Würzburger Sitzungsberichten vom 14. November 1901 von M. v. Frey; in Pflügers Archiv f. d. ges. Physiologie Bd. 90, 1902 von F. Schenk; in »*The Medical Chronicle*« Dezember 1901 von Wm. Stirling. Die beiden erstgenannten Nachrufe enthalten Verzeichnisse von Ficks Schriften, die Nachrufe von Schenk und Stirling bringen Reproduktionen von Photographien Ficks.

Würzburg. M. v. Frey.

Buchholtz, Anton, Dr. phil., Kunst- und Altertumsforscher, * 16. Juli 1848 in Riga, † 3. Oktober 1901 ebenda. — B.s Vater leitete eine treffliche Schule, die für die oberen Klassen des Gymnasiums vorbereitete. Gut ausgerüstet unter den Augen des milden, gütigen Vaters und der freundlich sorgsamen Mutter kam B., noch nicht 14 Jahre alt, zusammen mit seinem älteren Bruder August in das damals einzige Gymnasium am Schloßplatze, wo er sich durch besonderen Fleiß auszeichnete. Nach Schluß des ersten Semesters 1866 und nach zweijährigem Verbleib in der Prima war das Gymnasium absolviert. Glückliche, frohe Kinderjahre lagen hinter ihm, Haus

und Garten des väterlichen Besitzes waren für ihn und seine Brüder ein lustiger Tummelplatz gewesen. Und dort oben in des Vaters Studierstube war B. schon als Knabe spielend eingeführt worden in die livländische und Rigasche Vergangenheit und in die reichen Familientraditionen, die sich an sie knüpften. Des Vaters kostbare Bildersammlung, seine in Riga einzig dastehenden Münzen und Medaillen, dann wieder Jahrhunderte alte Folianten waren ihm eine reiche Fundgrube gewesen und hatten ihn schon früh historischen Studien gewonnen. Mit seinem Bruder August zog B., achtzehnjährig, nach Dorpat, wo er zuerst fleißig Astronomie hörte, dann aber dieses Studium abbrach, um sich der Jurisprudenz zuzuwenden. Der »*Fraternitas Rigensis*«, deren Mitstifter der Vater gewesen war, gehörte auch der Sohn an. Bunte, fröhliche Studentenjahre, in denen es selbst an der Relegation nicht fehlte, zogen an ihm vorbei. Nach fünfjährigem Studium, das er zwangsweise hatte unterbrechen müssen, um als Hauslehrer über reumütige Besserung nachzusinnen, kehrte B. mit dem Kandidatengrade in die Vaterstadt zurück, wo der greise Vater regen Geistes die ersten Schritte des Sohnes auf der aufstrebenden Beamtenlaufbahn im Dienste des Rigaschen Rats verfolgen konnte. 1874 wurde B. Notar und 1878 Sekretär des Vogteigerichts, 1882 ging er nach Schwartz' Rücktritt als Sekretär in das alte Waisengericht über, wo eine sehr große, besonders verantwortliche Arbeitslast auf ihn gehäuft wurde. B. war damals kein Einsiedler. Nach des Tages Last und Mühe und nachdem er noch bis in die Abendstunde zu Hause gearbeitet hatte, ging er im Verein mit Freunden, die ihm warm anhingen, traulicher Geselligkeit nach, bei der er selbst ein fröhlicher Gesellschafter war. Später haben schwere Schicksalsschläge, die ihm nicht erspart geblieben waren, und seine schwächliche Körperkonstitution manches anders gefügt. — Im Februar 1890, nach Abwicklung der Geschäfte des alten Waisengerichts, gab er bei Einführung der Justizreform die Beamtenlaufbahn auf. Nun war er frei und aller Fesseln ledig. Jetzt konnte er, da er auch finanziell unabhängig dastand, ausschließlich dem leben, wozu er die Neigung in sich trug. Und das war die reiche Vergangenheit seines Heimatlandes.

Bereits im Jahre 1883 war er Direktor der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde geworden, für die er bis zu seinem Tode unausgesetzt tätig gewesen ist. Und er ist — man darf es sagen — ihre Seele gewesen.

Als im Juni 1883 die überaus sympathisch aufgenommene kulturhistorische Ausstellung veranstaltet wurde, hatte B. wohl den hervorragendsten Anteil an den Arbeiten für sie. Ihr Katalog ist ein mustergiltiges Werk und auch in fachmännischen Kreisen voll gewürdigt worden. Große Verdienste hat sich B. auch um die im August 1896 veranstaltete »Archäologische Ausstellung« erworben, die in Anlaß des X. archäologischen Kongresses, der unter dem Präsidium der Gräfin Praskowja Uwarow in Riga tagte, von der altertumsforschenden Gesellschaft veranstaltet wurde. Die Kaiserliche Archäologische Gesellschaft zu Moskau ehrte B. für seine Arbeit dadurch, daß sie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Im Jahre 1898 hatte er auch die Freude, seine schriftstellerischen Arbeiten im Auslande anerkannt zu sehen durch Ernennung zum Doktor der Philosophie, die *honoris causa* von der Universität Königsberg erfolgte. Die Numismatik war unter den historischen Zweigwissenschaften wohl die, die er am souveränsten beherrschte. Das hatte schon vor Jahren Georg Berkholz anerkannt, als er die Äußerung tat, daß er von B. am liebsten eine Geschichte der livländischen Numismatik

geschrieben sähe. Dazu ist es aber leider anscheinend nicht gekommen, wenn auch bereits Vorarbeiten im Manuskript vorliegen. Als die Minussche Münzsammlung in Wien im Jahre 1874 versteigert wurde, hatte der Kaufmann Kennert in liberaler Weise 1500 Rubel zum Zweck der Kompletierung des Stadtmünzkabinets zur Verfügung gestellt. B. reiste nach Wien, wo es ihm auch gelang, eine Anzahl goldener, silberner und bronzener Münzen zu erwerben. Als gefährlicher Konkurrent auf der Auktion war der österreichische Zweig des deutschen Ordens aufgetreten, so daß wohl von Georg Berkholz scherzhaft geäußert werden konnte, Anton Buchholtz habe in Wien mit dem deutschen Orden den alten Kampf ausgefochten und den Sieg behalten.

Zum Konservator des Stadtmünzkabinets wurde B. im Jahre 1881 vom Rigaschen Stadtamt berufen, nachdem dieses Amt einige Jahre unbesetzt gewesen war. Einstmals hatte es der Vater als bewährter Münzkenner innegehabt, dessen riesige Münz- und Medaillensammlung von der Stadt Riga angekauft worden war. Auch B. besaß eine reichhaltige Sammlung, um deren Ausgestaltung er sich fortdauernd bemühte. Große Summen hat er für sie geopfert. Ebenso für seine umfassende Sammlung von Bildern und Porträts zur livländischen Geschichte.

Als Direktor der Gesellschaft für Altertumskunde hat B. äußerst belebend und anregend auf den Monatsversammlungen gewirkt. Fast in jeder Sitzung brachte er etwas vor. Man braucht da nur die jährlichen »Sitzungsberichte« und die »Mitteilungen« durchzusehen, die alle Aufsätze, zum Teil recht umfangreicher Art aus seiner Feder enthalten. Als das 700jährige Jubiläum der Stadt Riga bevorstand, da ward in B.s Hand gelegt die von der Stadt subventionierte Herausgabe von »Urkunden und Briefen, die sich auf die Geschichte der Stadt Riga in den Jahren 1710 bis 1742 beziehen«, und die Beschreibung der ältesten Ruinen der Ostseeprovinzen, die der im Jahre 1187 gegründeten Burg Holme und der in der Nähe befindlichen Martinskirche. Die erstere umfangreiche Arbeit ist, wie es heißt, im Manuskript vollendet. Daß sie leider bisher noch nicht hat erscheinen können, hatte seinen Grund in der großen Ermüdung, die sich B.s im vergangenen Sommer bemächtigt hatte, wohl ein Anzeichen des rasch fortschreitenden Herzleidens.

Seit 1890 war B. auch Sekretär der Dombauabteilung. Dem Direktorium der literarisch-praktischen Bürgerverbindung hat er seit 1876 angehört. Seit 1887 war B. Mitglied des Theaterverwaltungscomités der Großen Gilde und neben seinen historischen Studien hat ihm wohl in den letzten 14 Jahren das Theater die meiste Freude gemacht.

Vieles hätte von B. noch gehofft und erwartet werden können, der auf der Höhe seiner Arbeit und seines Lebens den Seinigen und der Forschung entrissen worden ist.

Wer in das stille Studierzimmer in der Architektenstraße getreten ist, der hat wohl mit Verwunderung geschaut auf die zahlreichen Bücher und Folianten, die da aufgehäuft lagen auf Tischen und Stühlen, ja auf der Diele verstreut. Auch Manuskripte waren da zu sehen, an denen die Arbeit noch fortgesetzt wurde. Und wieder dort auf der Fensterbank stand eine Wage zur Prüfung von Münzen und Fundstücken auf ihr Gewicht hin. Daneben lagen Gegenstände, wohl an die tausend Jahre alt, — alte Gräberfunde aus livländischer Vorzeit, die noch von Erde und Staub gereinigt werden sollten und der Beschreibung warteten. Es war das Zimmer so recht eine Gelehrtenstube mit ihrem

anheimelnden poetischen Reiz. Und von den Wänden sahen die Bildnisse der Vorfahren herab auf ihren sich mühenden Enkel, weiterhin Ansichten Alt-Rigas, für das sein Herz so warm geschlagen. Alles das weckt Erinnerungen an ihn, dem in der Abendstunde des 3. Oktober nach zwei Tagen schweren Leidens eine Herzlähmung ein rasches, sanftes Ende gebracht hat.

Am tiefsten und schwersten trifft nächst denen, die B. durch Bande des Blutes und der Freundschaft anhingen — die hochbetagte 85jährige Mutter hat ihren für sie rührend sorgenden Sohn überleben müssen —, sein Scheiden die altertumsforschende Gesellschaft, der der Tote ein idealer Direktor gewesen ist. Ohne Anspruch auf materielle Entschädigung, nach der heute alles hastet und drängt, hat B. allein aus Neigung zur heimischen Geschichtskunde und aus Liebe zu seiner Vaterstadt und zu seiner Heimat geschafft und gewirkt.

Auszug aus dem Nachruf von Arend Berkholz, in dem Heft: Anton Buchholtz. Zur Erinnerung für seine Freunde herausgegeben vom Rigaer Tageblatt. Riga 1901. Ebendort die Grabrede und die Gedächtnisrede von H. v. Bruiningk.

Gleichen-Russwurm, Ludwig von, * Schloß Greifenstein ob Bonnland 25. Oktober 1836, † Weimar 9. Juli 1901. — Ludwig von Gleichen entstammte dem alten thüringischen Adelsgeschlecht der Gleichen, dessen einer Zweig auch in Franken ansässig geworden war. Sein Vater Adalbert v. G.-R. (geb. 1803) war ein Patenkind Friedrichs v. Schiller. »Möchte ich es erleben, Ihrem Sohne etwas zu sein und den Namen seines Paten wirklich zu verdienen« schrieb dieser dem Vater am 15. Dezember 1803. Der Wunsch sollte nicht in dieser Weise in Erfüllung gehen, Schiller starb bereits 1805. Aber enger als der Dichter ahnen konnte hat sich das ihn mit dem Freunde verknüpfende Band verschlungen: am 29. Juli 1828 vermälte sich Adalbert v. Gl. mit Schillers jüngster Tochter Emilie (* 25. Juli 1804, † 25. Nov. 1872). Aus dieser Ehe entsprang Ludwig von Gleichen. Sein Pate war König Ludwig I. von Bayern. In den ersten Jahren leiteten die Eltern, insonderheit die treffliche Mutter, die Erziehung des Sohnes. Emilie von Gleichen war erfüllt von pietätvoller Liebe für den Vater, den sie im Leben kaum noch gekannt. Das deutsche Volk ist ihr zu unendlichem Danke verpflichtet für den Eifer, mit dem sie alles auf das Leben und Schaffen Schillers bezügliche Material zu sammeln, zu ordnen und in geeigneter Weise teils selbst teils durch literarische Freunde der Öffentlichkeit zu übergeben bemüht gewesen ist. Den Kultus für den Vater pflanzte sie auch dem Herzen des reichbegabten Sohnes ein, für dessen Ausbildung sie in jeder Richtung sorglich bemüht war. Den ersten in Meiningen verbrachten Knabenjahren folgte von 1848 bis 1852 ein Aufenthalt in Würzburg, wo Ludwig v. Gl. die Schule besuchte. Er studierte sodann in Genf, Heidelberg und Jena und besuchte die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim bei Stuttgart, um sich für die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes vorzubereiten. Im Mai 1859 vermälte er sich mit Freiin Elisabeth von Thienen-Adlerflycht und nahm seinen Aufenthalt in Greifenstein, um dem Vater zur Seite zu stehen. Der überaus glückliche Ehebund ward nach wenigen Jahren durch den Tod gelöst; Frau von Gleichen starb nach der Geburt eines Sohnes im Herbst 1865.

Diese tief schmerzliche Wendung im Leben Gl.s ward entscheidend für seine Lebenstätigkeit. Die Vereinsamung ließ ihn nach neuen Aufgaben und Zielen suchen. Hatte er bis dahin einer Lieblingsneigung folgend als Di-

lettant fleißig Porträts und Landschaften gezeichnet, so entschloß er sich jetzt zu einem ernsten Kunststudium, wesentlich auf Anregung des Großherzogs Carl Alexanders von Sachsen, der, mit der Tochter Schillers befreundet, bis an sein Lebensende dem Enkel eine herzliche Zuneigung entgegengebracht hat. Ludwig von Gleichen kam 1869 nach Weimar und trat in die dortige Kunstschule ein. Sein erster Lehrer war der treffliche durch stimmungsvolle Darstellungen norddeutscher Wälder und Seen hervorragende Landschafter Max Schmidt. Später gewann ein anderer Weimarischer Meister, Theodor Hagen, Einfluß auf ihn durch eine neue Weise der Darstellung; in unablässigem Fleiß gelangte Gl., der den Sommer über zumeist in seiner fränkischen Heimat weilte und ihre einfachen landschaftlichen Motive stets mit besonderer Vorliebe für seine Bilder verwertete, zu voller Selbständigkeit. Von größter Bedeutung für seine künstlerische Eigenart wurde das Studium der neuen Richtung der französischen Maler, die er zunächst auf eifrig besuchten und studierten Ausstellungen, dann aber auf längeren Reisen in Frankreich selbst eingehend kennen lernte, und die eine große Anziehung auf ihn ausübte. Dies gilt zumal von Millet. Seine Farbengebung hatte namentlich infolge der von ihm mit besonderer Vorliebe und größtem Erfolge betriebenen Aquarellmalerei ungemein an Durchsichtigkeit und Leuchtkraft gewonnen, so daß er bald sich einen angesehenen Namen in der deutschen Künstlerschaft erwarb und ihm von berufener Seite die Anerkennung gespendet werden konnte, einer unserer allerhervorragendsten Landschaftsmaler gewesen zu sein. An Gegnern seiner künstlerischen Art hat es freilich auch nicht gefehlt, aber in einem Punkte, der für echtes künstlerisches Schaffen der Hauptpunkt ist, sind sich Gegner und Bewunderer begegnet, in der unbedingten Anerkennung der echt Schillerschen Wahrhaftigkeit seiner künstlerischen Individualität; er verschmähte kleinliche Abfindungen, ängstliche Vertuschungen, unlautere Spekulation. Unbefangen und ehrlich gab er in seinen Bildern wieder, was und wie er als Künstler sah, ein Realist auch in dem Festhalten von Farbenwirkungen, die anderen Augen vielleicht den Eindruck des Übertriebenen machten, aber die sein Auge tatsächlich erfaßt hatte und die er kraftvoll mit dem Pinsel und dem Farbenstift festzuhalten vermochte. Ein Realist, aber niemals ein Abschreiber der Natur, sondern immer was diese ihm bot durch die Tiefe und Wärme der eigenen Empfindung beseelend und dichterisch belebend. Auch auf dem Gebiet der Radierkunst hat er, angeregt namentlich durch Stauffer-Bern, eine große Stellung sich gemacht; von seinen großen Blättern gehören nicht wenige zu dem besten, was diese Kunst heute leistet. Auch seine farbigen Lithographien zeigen ihn als einen Meister in einer Technik, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens sehr anzog.

G.s Arbeiten lassen ein stetiges Vorschreiten des hochbegabten Künstlers erkennen; ihre Zahl ist verhältnismäßig groß und sein »Werk« auf dem Gebiete des Aquarells und dem der graphischen Darstellung wohl am besten vertreten in den Museen von Berlin, Dresden und Weimar.

Dem öffentlichen Leben, auch innerhalb der Künstlerwelt, blieb er fern; doch erfreute sich seine vornehme, tüchtige Individualität besonderer Wertschätzung auch in diesen Kreisen, die wie dem Künstler so auch dem trefflichen Manne galt. Als Vorsitzender der deutschen Schillerstiftung, welches Amt er von 1895 bis an sein Lebensende versah, hat er indessen Einfluß auf weitere Kreise gewonnen. Auch der Goethegesellschaft gehörte er als Mitglied des Vorstandes an. Die Ehrenmitgliedschaft dieser Gesellschaft ward

ihm verliehen als Ausdruck der Dankbarkeit für die selbstlose Überweisung der literarischen Nachlassenschaft seines Großvaters Friedrich Schiller an das Goethe- und Schillerarchiv, die er gemeinschaftlich mit seinem Sohne nach der Gründung dieser Anstalt durch die Großherzogin Sophie von Sachsen vollzog. Der Mittelpunkt seines künstlerischen Lebens war Weimar geblieben, wenn auch zeitweilig längere Abwesenheiten in größeren Zentren künstlerischen Lebens und Studienreisen ihn von der stillen Ilm-Stadt fernhielten. In Weimar ist er am 9. Juli 1901 nach schwerem Leiden gestorben; am 13. Juli erfolgte die Beisetzung auf dem Kirchhof zu Bonnland.

Aus seiner Ehe mit Elisabeth von Thienen-Adlerflycht ist ein Sohn, Alexander von Gleichen-Russwurm, hervorgegangen.

Bertha Frenzel und Max Lehrs: Ludwig von Gleichen in Graphische Künste, Wien 1903. — P. von Bojanowski: Ludwig von Gleichen, Weimarische Zeitg. vom 11. Juli 1901.

P. von Bojanowski.

Carl Alexander, Grossherzog von Sachsen-Weimar, * zu Weimar am 24. Juni 1818, † ebendaselbst am 5. Januar 1901. — Der Ehe des Großherzogs Carl Friedrich von Weimar mit der Großfürstin Marie Paulowna war im Jahre 1805 ein Sohn entsprossen, der 1806 bereits verstarb. Dann folgten 1808 und 1811 die Prinzessinnen Marie und Augusta, — später vermählt: die ältere mit dem Prinzen Carl, die jüngere mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, nachmaligem Kaiser Wilhelm I. Schon sorgte man, der ältere Zweig der Nachkommenschaft Carl Augusts werde im Mannesstamm erlöschen, als am 24. Juni 1818 noch ein Sohn geboren ward: Carl Alexander. Seine Geburt fiel in eine bewegte Zeit für das kleine weimarische Staatswesen: 1816 war die Verfassung gegeben worden und im folgenden Jahre der erste Landtag zusammengetreten. Im Herbst des folgenden Jahres (1817) hatte das Wartburgfest der Jenaischen Burschenschaft eine Spannung mit den Kabinetten von Wien und Berlin veranlaßt. Im Rate der Großen blickte man besorgt und mißbilligend auf die in Weimar durchbrechenden liberalen Regungen. Wie Carl August selbst dachte, bekundete er gerade jetzt bei der Geburt des künftigen Nachfolgers durch die Berufung des Landtags und der Burschenschaft als Paten zur Taufe desselben. Die Aufsicht über die Erziehung des Knaben ruhte in den besten Händen: bei seiner Mutter, der durch Bildung und hervorragende Charaktereigenschaften ausgezeichneten Großfürstin Maria Paulowna und bei Goethe. In zahlreichen Briefen des letzteren spricht sich aus, wie aufmerksam er die Entwicklung des Knaben verfolgt. Das Amt des Erziehers ward dem Schweizer Soret übertragen, während Eckermann den Unterricht leitete. Beide junge hochbegabte Männer standen in vertrauten Beziehungen zu Goethe und werden sicherlich in allen wichtigen Fragen die Ansichten dieses eingeholt haben.

Eine Reise nach Oberitalien im Jahre 1834 unter Sorets Führung bildete den Abschluß der häuslichen Erziehung. Dann folgte ein Studienaufenthalt in Leipzig (1835) und in Jena (1836). Größere Reisen nach Wien, London, dem Haag, Petersburg, etwas später auch Paris gaben dann dem Prinzen Gelegenheit, sich mit den Persönlichkeiten und den politischen Verhältnissen der europäischen Höfe bekannt zu machen. Im Jahre 1840 trat er zum Zwecke der Ausbildung im Militärwesen in die preußische Armee ein. Zwei Jahre hindurch tat er Dienste bei dem 1. Kürassierregiment in Breslau. 1842 kehrte er nach Weimar zurück.

Am 5. April desselben Jahres hatte seine Verlobung mit der Prinzessin Sophie von Oranien, Tochter Königs Wilhelm II. der Niederlande (geboren 8. April 1824) stattgefunden; am 8. Oktober folgte die Vermählung im Haag. Das Paar nahm seinen Wohnsitz in Weimar und auf Schloß Ettersburg. Die junge Gemahlin war eine dem Erbgroßherzog kongeniale Natur; sie teilte seine Vorliebe und Freude an Kunst und Literatur, deren angesehenste Vertreter stets gerngesehene Gäste an ihrem Hoflager waren. Die niederländische Königstochter aber brachte noch ein anderes Moment zur Geltung: sie war aufgewachsen in der frischen Seeluft des »Deutschen Meeres«, in der kräftigenden Atmosphäre, die die Geschichte eines in großen Kämpfen politisch geschulten nationalen Staatswesens erzeugt. Ihr weiter Blick, die Klarheit ihres Urteils haben einen wesentlichen Einfluß auf den Gemahl ausgeübt, sowohl in seinem Verhältnis zu dem geistigen wie zu dem politischen Leben Deutschlands.

Carl Alexander, großgeworden in den feinsinnigen Überlieferungen der klassischen weimarischen Zeit, war sich der großen Aufgabe seines Fürstenhauses, mit pietätvoller Liebe diese Überlieferungen zu hüten, wohl bewußt. Als Zögling Goethes hatte er nicht nur den persönlichen Eindruck dieses Größten jener Zeit lebhaft in sich aufgenommen und festgehalten, sondern blickte stets auf ihn mit der Verehrung und dem feinfühligen Verständnis, die das Ergebnis einer unablässigen Beschäftigung mit der Goethischen Gedankenwelt waren. »Ich könnte alles entbehren, Goethe nicht,« lautete eine Äußerung des 80jährigen Greises, dem es ein Bedürfnis war, täglich wenigstens etwas von Goethe zu lesen. Die Pflege der weimarischen Traditionen war ihm ein Herzensbedürfnis. Doch solche Pflege läuft Gefahr, sich in Abstraktionen aufzulösen oder zu einem pietätvollen aber unfruchtbaren Kultus der Vergangenheit zu erstarren, wenn sie sich nicht stützt auf einsichtsvolle Würdigung der die Gegenwart erfüllenden Strömungen. Carl Alexander hat dies wohl erkannt; sein Streben war deshalb darauf gerichtet, diese Überlieferungen nicht nur zu hüten, sondern ihnen einen unmittelbaren und dauernden Einfluß auf die weitere Entwicklung deutschen Kulturlebens zu sichern. Sie sollten gewissermaßen die Retorte sein, durch die die geistigen Strömungen der Gegenwart geleitet wurden, um gereinigt und geläutert auf die Nation zu wirken und ihren idealen Besitz zu vermehren. Aus dieser Auffassung seiner Aufgaben erklärt sich das mit rastlosem Eifer betätigte Bemühen des Fürsten, nicht nur in steter Fühlung zu bleiben mit den neuen Bewegungen, die sich in Kunst und Literatur geltend machten, sondern auch die vornehmsten Träger derselben in seinen Verkehr, wenn möglich zu dauerndem Verweilen nach Weimar zu ziehen. Er habe es, schreibt er einmal an v. Loën, als eine Pflicht, von der er stets erfüllt gewesen sei, erachtet, der Vergangenheit Weimars gemäß zu handeln . . . deshalb muß ich in Weimar stets eine Freistätte dem wahren Verdienste offen lassen. Er handelte so nicht wegen des äußeren Ruhmes des Mäcenatentums, sondern um von dieser geweihten Stätte aus im Dienste der Gesamtheit zu wirken.

Aber ein Fürst, zumal in einer politisch so bewegten Zeit wie diejenige, in der Carl Alexander lebte, kann diese Pflicht, im Dienste der Gesamtheit zu wirken, nicht in der Beschränkung auf Wissenschaft, Kunst und Literatur allein lösen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, der Ausgangspunkt der nationalen Wiederbelebung Deutschlands sei Weimar gewesen; die Pflege

der weimarischen Überlieferungen heischte daher von dem Fürsten auch eine Wirkung im Dienste der Gesamtheit in der Durchführung seiner Aufgaben als Landesherr, Bundes- und Reichsfürst.

Carl Alexander war auferzogen im Geiste einer in höchster Bildung begründeten Humanität und unbedingter Ehrfurcht vor dem Rechte und dem Gesetz. Nach seinem am 5. Juli 1853 erfolgten Regierungsantritt ist ihm Erhaltung und Ausbau der von Carl August gegebenen, von Carl Friedrich geschützten Verfassung unverbrüchliche Pflicht geworden. Der Märzsturm des Jahres 1848 hatte im weimarischen Lande nicht gerade viel umgeworfen, immerhin war die Gesetzgebung des Landes erheblich durch die neuen Anschauungen beeinflußt worden. Es darf daher wohl hervorgehoben werden, daß, als in den Jahren der Reaktion vielfach mit solcher Gesetzgebung aufgeräumt ward, Weimar dieser Arbeit ferne blieb. Carl Alexander folgte darin ganz dem Beispiel seines Vaters, des Großherzogs Carl Friedrich, dessen verdienten langjährigen Ratgeber, den Staatsminister Bernhard von Watzdorf, er nach seinem Regierungsantritt im Amte bestätigte. Seine Regierung umfaßt einen Zeitraum von fast 50 Jahre, von 1853—1901. In welchem Geiste sie geführt worden ist, bezeugt die gesunde Entwicklung des Landes in politischer, geistiger und wirtschaftlicher Beziehung. Daß der Fürst eines kleinen Landes allein einen solchen Aufschwung nicht zu schaffen vermag, daß dieser nur das Ergebnis des Zusammenwirkens sehr verschiedenartiger Faktoren sein kann, vor allem auch von solchen allgemeiner nationaler Bedeutung, wie es Deutschland in den letzten Jahrzehnten beschieden war, ist unzweifelhaft. Aber das Verdienst des Fürsten und seiner Ratgeber, anregend, leitend, fördernd in allen Richtungen die Verhältnisse des Landes gestaltet zu haben, wird dadurch nicht gemindert. Carl Alexander hat das für jeden Fürsten unschätzbare Glück gehabt, daß ihm während seiner Regierungszeit bedeutende staatsmännische Kräfte zur Seite gestanden haben, neben v. Watzdorf, ein Thon, Stichling, v. Groß, Rothe, die ebenso wie sein Vertrauen so auch das des Landes in besonderem Maße besessen haben. Verschiedene feierliche Gedenktage, im letzten Jahrzehnt noch die Feier der goldenen Hochzeit und des 80. Geburtstags, haben dem Lande Gelegenheit gegeben, dem Großherzog seinen Dank auszusprechen. Am schärfsten charakterisiert Bedeutung und Art der Regierung Carl Alexanders die Adresse, die der Landtag dem Fürsten in Veranlassung der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Verfassung am 5. Mai 1866 überreichte; dort heißt es: »In nie gestörter gesetzlicher Entwicklung hat unsere Staatsverfassung den Forderungen, welche fortschreitende politische Bildung an sie stellte, entsprochen. Frei entfaltet sich der Gewerbefleiß und frei bewegt sich der Bürger in den Grenzen unsres Landes. Frei und gleichberechtigt stehen nebeneinander die Glieder aller Religionsgesellschaften. Daß wir einer solchen staatlichen und gesetzlichen Entwicklung uns erfreuen, danken wir vor allem den erhabenen Fürsten, welche, freidenkende Ratgeber zur Seite, stets aus eigenem Antriebe die Bahn der Fortschritte betraten.«

Zahlreiche wesentliche Reformen wurden auf allen Gebieten während seiner Regierung teils fortgeführt, teils neu in Angriff genommen, in richtiger Würdigung der sich durch die allgemeinen Verhältnisse ergebenden Forderungen und im engen Anschluß an diese Verhältnisse: die Durchführung einer auf der breiten Grundlage einer freien Gemeinde- und Kreisordnung beruhenden Selbstverwaltung, eine umsichtige Förderung des Verkehrswesens durch

die Entwicklung des Strassen- und Eisenbahnnetzes, die Vollendung der Separationen und Ablösungen, die Schöpfung von Zentralstellen für Landwirtschaft und Gewerbe, einer Handelskammer, die Durchführung der Gewerbefreiheit, eine musterhafte Finanzwirtschaft, die in steuerpolitischer Beziehung vielen anderen deutschen Staaten weit vorausgeeilt war — das sind, in der gebotenen Kürze aufgeführt, die Hauptmomente seiner Regierung auf dem Gebiete der inneren Verwaltung. Nicht minder bedeutsam ist die Summe dessen, was für Kirche und Schule in diesen Jahrzehnten getan worden ist: durch den Ausbau der Kirchenverfassung vermittels einer Synodalordnung, die der Landeskirche Raum für selbständige Bewegung einräumte, durch die Vermehrung der Anstalten für höheren und niederen Unterricht, durch die organische Reform der Volksschulgesetzgebung, die sich trefflich bewährt und das ihr von deutschen und ausländischen Fachmännern gespendete Lob voll verdient.

Besonders wertvoll war dem Großherzog die Universität Jena, die mit der Geschichte des Ernestinischen Hauses, des evangelischen Glaubens und der deutschen Wissenschaft unlösbar verbundene Schöpfung seiner Vorfahren. Der außerordentliche Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung heischte große materielle Opfer, um derselben ihre Stellung unter den anderen deutschen Hochschulen zu erhalten; durch die fürsorgliche Bereitwilligkeit der Regierung des Großherzogs und der anderen Ernestinischen Staaten ist dies gelungen, noch mehr durch das unentwegte Festhalten an dem Grundsatz der Freiheit der Forschung und der Lehre, entsprechend dem Worte, das Carl Alexander als junger Regent gesprochen: er wisse, nicht durch äußere Mittel die Universität groß machen zu können, sondern durch Freiheit.

Der Regierungsantritt Carl Alexanders war in eine Zeit starker nationaler Depression gefallen. Die Hoffnungen der Jahre 1848/49 auf Herstellung der deutschen Einheit waren Täuschungen gewesen; Carl Friedrich war für das preußische Erbkaisertum eingetreten und hatte während des Dreikönigbündnisses an der Seite Preußens gestanden. Carl Alexander, der als Erbgroßherzog 1849 den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht und am 3. Mai im Treffen bei Viuf in Jütland sich ausgezeichnet hatte, so daß König Friedrich Wilhelm IV. ihn zum Generalleutnant beförderte, hielt an dem Programm der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung fest und seine Regierung vertrat wie im Lande so im Bundestage die nationalen und liberalen Anschauungen, wenn nicht immer mit Erfolg, so doch jedenfalls nicht zum Schaden ihres Ansehens.

Auf dem Fürstenkongreß in Frankfurt 1863 waren es in erster Linie die Großherzöge von Baden und Sachsen, die jedes Reformwerk ohne Mitwirkung Preußens zurückwiesen; ebenso Minister v. Watzdorf auf der späteren mittelstaatlichen Konferenz in Nürnberg. Wenn gleichwohl die Politik der weimarischen Regierung nicht immer im Einklang mit der Preußens sich bewegte, namentlich nicht 1863-64 in der schleswig-holsteinschen Frage, so war das begründet in dem Umstand, daß die damalige Haltung des Berliner Kabinets nicht harmonierte mit dem nationalen Verlangen nach Beseitigung der Londoner Verträge, und endlicher Zurückgewinnung der Herzogtümer. Letzteres war die Hauptsache; die Frage offen und in Fluß gehalten, dadurch mitgewirkt zu haben, daß man auch im Auslande erkannte, es handle sich um eine Ehrensache für Deutschland, darf auch der damaligen weimarischen Politik zum Verdienst angerechnet werden. Auch im Jahre 1866 stand Weimar nicht

an der Seite Preußens; die Hoffnung, der Krieg zwischen diesem und Österreich werde sich vermeiden oder doch vom Bundesgebiet abwenden lassen, erwies sich freilich als Täuschung, ebenso der Versuch, für die anderen deutschen Staaten Neutralität zur Geltung bringen zu können. Nach den Entscheidungsschlachten erfolgte Weimars Eintritt in den Norddeutschen Bund. Freudig hatten Großherzog Carl Alexander und seine Regierung die Opfer gebracht, die im Interesse der Schöpfung einer starken Zentralgewalt durch die wahren Interessen der Nation geboten erschienen, und sind treue Mitarbeiter an dem großen Werk der Neuschöpfung des Deutschen Reiches gewesen. Während des Krieges 1870-71 eilte der Großherzog in das Hauptquartier König Wilhelms und teilte mit diesem die Beschwernisse und Gefahren des Feldzuges. In dem königlichen Hauptquartier aber wurden nicht nur die Entscheidungen über die kriegerischen Vorgänge getroffen, auch die internationalen Verhandlungen und die Verhandlungen über die Neugestaltung des Reiches hatten dort ihren natürlichen Mittelpunkt infolge der Anwesenheit Bismarcks. In beiden Richtungen nahm Carl Alexander wesentlich teil an denselben, in ersterer namentlich durch eine regelmäßige eigenhändige Korrespondenz mit dem Kaiser Alexander. Er war, wie Bismarck bezeugt, ein erfolgreicher Anwalt der guten Beziehungen zwischen dem preußischen und dem russischen Kabinet. Aber auch in die Beratung der Verfassung des Reiches griff er in einer wichtigen Frage entscheidend ein. Auf seine unmittelbare Anweisung ward durch den Vertreter Weimars im Bundesrat, den nachmaligen Staatsminister Stichling, die Übertragung des kaiserlichen Titels auf den König von Preußen am 9. und 10. Dezember 1870 im Bundesrat und Reichstag des Norddeutschen Bundes beantragt und angenommen. Stets ist der Großherzog auch nach der Gründung des Reiches ein warmer und entschlossener Vertreter des nationalen Gedankens gewesen und in voller Würdigung der Bedeutung einer kraftvollen Anteilnahme Deutschlands an der Weltwirtschaft ein zielbewußter Förderer der kolonialen Unternehmungen, die zu einer Zeit, da derartigen Gedanken gegenüber die offiziellen Kreise sich zumeist noch zurückhaltend verhielten, in Carl Alexander und seiner Gemahlin tatkräftige Unterstützung gefunden haben. Auch für die kirchliche Kolonisation hatte er richtige Würdigung und betätigte seine Interessen an ihr namentlich als Protektor des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, der in China und Japan seine besonderen Arbeitsfelder hat.

Carl Alexander war ein durchaus konstitutioneller Fürst; im konstitutionellen Staatswesen ist der Wille des Fürsten ein bedeutender aber nicht der allein entscheidende Faktor; die Summe seiner Regierungstätigkeit ist ein Ergebnis des Zusammenwirkens mit den verantwortlichen Räten der Krone und mit der Volksvertretung. Dies darf auch in bezug auf Carl Alexander hervorgehoben werden, ohne daß dadurch der hohe Wert seines fürstlichen Waltens nach der politischen Seite hin gemindert würde. Wenn Meinungsverschiedenheiten sich geltend machten, so hat er sich nie der Pflicht entzogen, sachliche Einwendungen auf sich wirken zu lassen und das Ergebnis gewissenhafter Prüfung zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen, gleichviel wie seine persönlichen Wünsche auch beschaffen waren.

Carl Alexander hatte bei seinem Regierungsantritt zur Entgegennahme der Huldigung des Landtags den Geburtstag Goethes (28. August 1853) bestimmt. »Ein symbolisches Zeichen — schrieb ihm mit Bezug darauf Ottilie von Goethe — daß Sie die große Vergangenheit Weimars anerkennen und

auf dem alten Grund, den Ihre Ahnen und die größten Männer Deutschlands im Reiche des Gedankens gelegt haben, nun auch die Neuzeit aufbauen wollen . . . . sich die harmonische Vermittlung zwischen dem, was vor uns war und nun sein wird, zur Aufgabe gestellt haben.« Harmonische Vermittelung zwischen dem, was vor uns war und was nun sein wird — in der Tat, so stellt sich die Lebensarbeit des Fürsten dar, wenn wir heute auf sie zurückblicken, auch auf dem Gebiete von Kunst und Literatur. Eine große Aufgabe, die aus fernsten Tagen des Mittelalters hinüberleitete in die Gegenwart hatte ihn schon frühzeitig ganz in Anspruch genommen: die Wiederherstellung der Wartburg. Anfänglich hervorgegangen aus dem Wunsch, in dem erneuerten Palast der thüringischen Landgrafen ein Denkmal von der alten Größe seines Hauses zu schaffen, vertiefte und erweiterte sich der Plan, sobald der Ausführung näher getreten ward. Das für den Architekten Rittgen 1847 ausgearbeitete Programm besagte, der Bau solle an die großen Momente in der Geschichte Deutschlands anknüpfen: die Feudalzeit und den Ursprung des Hauses Sachsen, das katholische Zeitalter und die heilige Elisabeth, die Minnesängerzeit und das Zeitalter des Kampfes um die Glaubensfreiheit. Zugleich mit der achthundertjährigen Erinnerungsfeier der Gründung der Burg konnte im Jahre 1867 auch die Vollendung der Wiederherstellung in ihren hauptsächlichen Teilen festlich begangen werden. Die Worte, die der Großherzog bei dieser Veranlassung sprach, sind bedeutsam für seine Stellung zu Grundfragen des deutschen Volkslebens; seit 800 Jahren sei, führte er aus, diese Burg ein Hort höchster nationaler Interessen; die erhabenen Beispiele der Glaubenstreue, die Opferfreudigkeit für die großen Zwecke der deutschen Nation, der Pflege von Kunst und Wissenschaft, an die sie erinnern, zeigten im hellen Licht den Weg der Toleranz, der Teilnahme an dem nationalen Wohle, des fördernden Schutzes wahrer Bildung, der ein Segen bleiben möge für Gegenwart und Zukunft. Die Jahrzehnte umfassenden, auf den gründlichsten Studien mittelalterlicher Bau- und Dekorationskunst fortgeführten Arbeiten, mit deren künstlerischem Teil ein Meister wie Moritz von Schwind beauftragt ward, ist von großer Bedeutung geworden für die Schulung des Geschmackes an reinen historisch korrekten Formenbildungen auch im deutschen Kunstgewerbe. Wenige Jahre nach dem Regierungsantritt nahm Carl Alexander den Plan auf, der bildenden Kunst in Weimar eine Schule und Heimstätte zu errichten. Der Boden dazu war wohl bereitet seit der Goetheschen Zeit. Die 1859 gegründete Kunstschule beruht in ihrem grundlegenden Prinzip auf dem Bruch mit dem bis dahin üblichen Klassensystem. Der Großherzog berief eine Anzahl hervorragender Maler; diesen wurden Meister-Ateliers angewiesen, in die sie nach ihrer Wahl Schüler aufnehmen konnten. Den Besuchern der Schule war ihrerseits die Wahl der Lehrer freigestellt — eine Einrichtung, die in der Künstlerwelt lebhaftesten Anklang fand, sodaß die junge Anstalt bald in erfolgreichen Wettbewerb mit den älteren Kunstheimstätten trat. Neben den einheimischen Meistern der älteren Richtung, wie Fr. Preller, Carl Hummel, Fr. Martersteig und dem vom Großherzog berufenen genialen B. Genelli, die außerhalb der Schule standen, sammelte sich in Weimar eine jüngere Künstlerschar, Lehrer und Schüler, von denen nicht wenige eine hervorragende Stelle in der deutschen Kunstgeschichte sich errangen, von den ersteren: Graf St. v. Kalckreuth, v. Ramberg, Lenbach, Thumann, Wislicenus, Plockhorst, M. Schmidt, Hagen, Thedy, aus Belgien Pauwels, Verlat, Linnig u. a. m.; aus der Reihe der ehemaligen Schüler: Graf Harrach,

R. Begas, Böcklin, Liebermann, Gussow, Friedrich, v. Gleichen, Graf L. Kalckreuth u.a.m. Einen weiteren bedeutungsvollen Schritt auf dem Gebiet der Kunstpflege bildete im Jahre 1869 die Errichtung eines Museums, dem neben dem erheblichen Besitz des Großherzoglichen Hauses an Gemälden, Handzeichnungen und Kunstblättern durch die freigebige Fürsorge des Großherzogs und seiner Gemahlin eine stattliche Zahl alter und neuer Kunstschöpfungen überwiesen ward, vor allem Fr. Prellers großartiger Cyklus von Odyssee-Landschaften. Bei der Eröffnung des Museums betonte Carl Alexander mit besonderem Nachdruck als den Zweck der Anstalt die Pflege der lebendigen Kunst im Vaterlande und die Notwendigkeit ihrer Verbindung mit dem Leben, ein gutes Zeugnis, wie sehr er durchdrungen war von der Notwendigkeit, daß die Kunst in lebensvollem Kontakt stehen müsse mit der Gegenwart, mit der fortschreitenden Entwicklung des geistigen Lebens der Nation. Der gleiche Gesichtspunkt ist maßgebend für seine Stellung zu der auf dem Gebiet der Tonkunst in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich vollziehenden Evolution, für die das Weimar Carl Alexanders der Mittelpunkt gewesen ist seit den Tagen der ersten Lohengrin-Aufführung auf der Weimarischen Bühne (28. August 1850). Die Jahre des Sturmes und Dranges, während deren Liszt und sein Stab genialer junger Künstler wie Bülow, Cornelius, Raff, Bronsart, Lassen das Wagner-Zeitalter in der Musik heraufführten, nehmen in der Geschichte Weimars eine unvergleichliche Stelle ein. Maßgebend aber bleibt der Gedanke: was Weimar leistet, muß der Gesamtheit dienen. Die Weimarische Bühne, die natürlich den Mittelpunkt für die Betätigung der neuen Richtung bildete, habe, schreibt Carl Alexander einmal, dem Publikum des Vaterlandes nicht nur Weimars gegenüber Pflichten zu erfüllen und müsse deshalb das Gute zuerst der deutschen Nation bieten.

Als solche Erst-Darbietungen auf musikalischem Gebiet, die eine Bedeutung für die deutsche Kunst haben, mögen hier wenigstens genannt werden neben der Uraufführung der Lisztschen Komposition zu Herders Prometheus und der von Wagners Lohengrin (25. und 28. August 1850), die des Cid von Cornelius (15. Dez. 1858), Liszts Heilige Elisabeth (28. Aug. 1867), ferner die Musteraufführungen auf dem Gebiet der deutschen Oper (Mai 1870), der ersten Teile des Nibelungen-Cyklus, die Wagner selbst als eine »bahnbrechende Tat der deutschen Bühne« bezeichnete. Durch Errichtung einer Musik- und Orchesterschule wurde eine Anstalt geschaffen im Interesse der künstlerischen Ausbildung weiterer Kreise. Eine stattliche Zahl tüchtiger Musiker ist aus ihr hervorgegangen.

Auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst wünschte Carl Alexander neben der Pflege der großen Überlieferungen Weimars und neben verständnisvoller Wiedergabe der Schöpfungen der klassischen Zeit eine wirkungsvolle Teilnahme der Weimarischen Bühne an dem lebensvollen Schaffen der Gegenwart. Rud. Gottschall, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Emanuel Geibel, Bodenstedt, Hans Köster, Paul Heyse, Scheffel, Ernst v. Wildenbruch, Richard Voß, Fulda, Lindau waren willkommene Gäste des Theaters, das unter der Leitung Dingelstedts (1857—1867), von Loëns (1867—1888), v. Bronsarts (1888—1895) in literarischer und dramaturgischer Beziehung eine auch unter ihrem Nachfolger v. Vignau sorglich gepflegte bedeutende Stellung in der Welt der deutschen Literatur und Bühne sich errang. Die Erstaufführung der Nibelungen-Trilogie Hebbels, die einheitliche Aufführung der Wallenstein-Trilogie (10. Nov. 1863), die Aufführung der Königsdramen Shakespeares in der, der

Dreijahrhundertfeier des großen Britten gewidmeten Woche (23.—30. April 1864), die Aufführung beider Teile des Faust in der Bearbeitung O. Devrients mit Lassens trefflicher Musik (6./7. Mai 1876) heben sich als besonders glänzende und wirkungsvolle Darbietungen von diesem Hintergrunde ab.

Großherzog Carl Alexander verfolgte diese Tätigkeit des Weimarischen Theaters mit ernstem und tiefgehendem Interesse. Keine größere Neuschöpfung eines angesehenen Dichters wird zur Aufführung gelangt sein ohne daß er sich vorher gründlich mit ihr bekannt gemacht hätte. Auch den vorbereitenden Arbeiten wandte er seine vielseitig anregende Aufmerksamkeit zu. Es ist eine natürliche Folge, daß aus dieser Anteilnahme an ihren Schöpfungen sich persönliche Beziehungen zu Dichtern und Schriftstellern entwickelten, die nicht selten einen dauernden freundschaftlichen Charakter gewannen.

Carl Alexander liebte den anregenden und fördernden Verkehr mit den oberen Tausend im Reiche von Wissenschaft, Kunst und Literatur; der feingebildete Fürst hatte durch ernste Studien von großer Mannigfaltigkeit, durch eine sorgfältig gewählte und umfassende Lektüre sich eine Fülle von Kenntnissen angeeignet, die er durch ausgedehnte Reisen, namentlich in Italien, Frankreich, England und durch den Verkehr mit hervorragenden Gelehrten Deutschlands und der fremden Länder erweiterte und vertiefte. Italien suchte er mit besonderer Vorliebe auf; er kannte das Land mit allen seinen Denkmälern und Kunstschätzen in der Tat wie »seine Tasche« und kehrte immer erfrischt und angeregt von dort zurück. Ein Meister in der Kunst feiner anmutiger Unterhaltung im kleinen Kreise, zog er die Männer der Wissenschaft wie Dichter und Künstler durch die Vielseitigkeit seines Wissens ebenso an wie durch die vornehme Freundlichkeit seines Wesens. Sehr natürlich, daß das sympathische Ansehen, dessen sich Weimar als die Stadt der großen Erinnerungen erfreute, infolge seiner Bemühungen um die Förderung schöngeistiger und künstlerischer Interessen und solcher persönlicher Beziehungen eine gesteigerte Anziehungskraft ausübte. Dies zeigt sich namentlich in zahlreichen Organisationen auf den verschiedensten Gebieten deutscher Geistesarbeit, die dort ihren festen Stützpunkt suchten und fanden, nicht selten die Ilmstadt zu ihrem ständigen Sitz unter dem Protektorat des Fürsten erwählten. Nicht nur in der chronologischen Folge ist als erste die deutsche Schillerstiftung zu nennen. Der Gedanke des Majors Serre, verdienten Schriftstellern und ihren Hinterbliebenen durch Gewährung von Ehrengaben den Kampf um das Dasein zu erleichtern, hat von Anfang an sich der lebhaften und tatkräftigen Unterstützung des Fürsten erfreut. Bei ihrer Gründung im Jahre 1859 war zunächst ein Wechsel des Vororts vorgesehen; seit einer Reihe von Jahren ist sie indessen dauernd mit Weimar verbunden. Unter seinen Schutz stellte sich der neudeutsche Musikverein, der, die Schöpfung des Carl Alexander innig befreundeten Liszt, die Kerntruppe bildete im Kampfe der »Zukunftsmusik« um die Herrschaft auf dem Gebiete der Tonkunst in der Gegenwart. Auch die mannigfaltigen Organisationen auf dem Gebiete der darstellenden und bildenden Künste, die Bühnengenossenschaft mit ihren Verzweigungen, die Kunstgenossenschaft, die Rentenanstalt für bildende Künstler fanden in ihm einen stets sympathischen Förderer. Unter seinem und seiner Gemahlin Schutz entstand 1864 in Weimar die deutsche Shakespearegesellschaft, 1885 die Goethe-Gesellschaft, während gleichzeitig das durch die hochsinnige Schenkung des letzten Goethe dem weimarischen Staate überwiesene Goethehaus mit seinen kostbaren Sammlungen

unter der stetigen Mitwirkung Carl Alexanders in ein Nationalmuseum umgewandelt ward und so, nachdem wenige Jahre später durch die Liberalität der Großherzogin Sophie und die Schenkungen der Enkel Schillers das Goethe- und Schillerarchiv geschaffen worden war, dem deutschen Volke zwei in ihrer Art einzig dastehende Schöpfungen überwiesen wurden. Hier kommt zum letzten und umfassendsten Ausdruck der Grundzug in dem Wirken des Fürsten: von Weimar aus im Dienste der Gesamtheit zu wirken. In diesem Sinne hat er an der Wende des Jahrhunderts in einem Schreiben an die Goethe-Gesellschaft, die Schiller-Stiftung, die Shakespeare-Gesellschaft diesen als den »Vertretern weiter und bedeutender Kreise der Nation« ausgesprochen, wie ihre Vereinigung in Weimar unter seinem Protektorat ihm ein wertvoller Beweis sei, daß Weimar, wie zu Anfang, so am Ende des 19. Jahrhunderts ein Mittelpunkt im geistigen Leben des deutschen Volkes sei, würdig der Überlieferungen einer unvergleichlichen Zeit; diese im Geist seiner Vorfahren fortzuführen, sei ihm und der Großherzogin Sophie tiefempfundene Pflicht gewesen, ihre Erfüllung aber nur möglich geworden durch die allgemeine und vertiefte Teilnahme Deutschlands an den Kulturarbeiten, die mit Weimars Namen unlöslich verbunden sind.

Dies war die letzte öffentliche Kundgebung des Großherzogs. Der Dank, den die Vertreter jener Körperschaft in ihrer Antwort dem Fürsten für so viele edle Beweise seines Wohlwollens, für so viele tatkräftige Unterstützung sagten, ist bestätigt worden durch die Kundgebungen anläßlich seines Todes. Sie bilden eine feierliche Bestätigung des besten Wortes, das am Ende eines Lebens gesagt werden kann: Ich habe nicht umsonst gelebt.

Im 83. Jahre, am 5. Januar 1901, schloß Carl Alexander die Augen. In mannigfachen Veranlassungen, zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum (1878), zur silbernen und goldenen Hochzeit (1867 und 1892), zu seinem 80. Geburtstage (1898), hatte ihm sein Land und weite Kreise des deutschen Volkes Dank für sein Wirken dargebracht. Am 31. Mai 1901 versammelte in Weimar eine große Trauerkundgebung zahlreiche Vertreter deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst, in der der Nestor unter den Trägern deutschen Geisteslebens, K. Fischer-Heidelberg, die tiefempfundene Gedächtnisrede hielt. Er durfte mit Recht sagen: Ein fürstliches, für Deutschland und die Welt bedeutsames Menschenleben ist erloschen, der höchsten Teilnahme würdig und ihrer gewiß.

Aus der Ehe Großherzog Carl Alexanders mit Sophie, Prinzessin von Oranien († 1897), sind hervorgegangen: Erbgroßherzog Carl August († 1894), Prinzessin Marie, vermählt mit dem Prinzen Heinrich VII. Reuss, Prinzessin Anna († 1859), Prinzessin Elisabeth, vermählt mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg.

K. Fischer, Großherzog Carl Alexander von Sachsen (Heidelberg 1891). — C. Ruland, Aus Goethes Schreibtisch. Goethe-Jahrbuch, Band XXII (1902). — P. von Bojanowski, Großherzog Alexander von Sachsen. Beilage zur Allg. Zeitg. 1901), No. 43, 44, 46, 47. — Bürkner, Carl Alexander und Sophie, Weimar 1892. — R. Gottschall, Das Großherzogtum Sachsen-Weimar im letzten Jahrzehnt, Unsere Zeit, 1873. — L. Martersteig, Carl Alexander, Jahrbuch der bildenden Kunst, 1902.

P. von Bojanowski.

Seydel, Max von, Staatsrechtslehrer, * am 7. September 1846 in Germersheim in der Rheinpfalz, wo sein Vater eine höhere militärische Stelle einnahm, † am 23. April 1901 in München im Alter von 54 Jahren.

S. war eine eben so vielseitige wie harmonische Natur; man kannte ihn nicht, wenn man etwa nur den Gelehrten oder nur den Dichter S. kannte. Wie in jeder großen Persönlichkeit ist der Lebensberuf nicht der volle Ausdruck des Charakters und zwar auch dann nicht, wenn dieser Lebensberuf, wie es bei S. der Fall war, ausgezeichnete und hervorragende Leistungen hervorbringt. S. steht als Jurist in den ersten Reihen der modernen Publizisten und hat auch als Dichter einen guten Namen. Alle Seiten seines Wesens standen unter sich in engster Fühlung und alle seine Leistungen entsprangen einunddderselben Quelle, nämlich einem ungewöhnlich starken und edel gebildeten Charakter und einem genialen Geiste.

Früh schon nahm S. die klassische Bildung mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Eigenartigkeit in sich auf. Er war im Gegensatze zu unserer überwiegend christlichen und technischen Bildungsrichtung ein Grieche im wahren Sinn. Sein Griechentum wurzelte in einem hochgebildeten Schönheitssinn. Sein feines Sprachgefühl, seine ungewöhnlich geschärfte Empfindsamkeit für Klang und Rhythmus, für Eigenart der toten und lebenden Sprachen führten ihn tief in die Schätze der antiken Welt ein und trugen ihn weit hinaus über das Maß dessen, was die gewöhnliche humanistische Bildung dem Zögling eines humanistischen Gymnasiums oder dem Zunftphilologen bietet. Er kannte die antike Welt und ihre Renaissance aus eigener Anschauung und Forschung. Seine ganze geistige Persönlichkeit ruht auf dem Boden antiker Kultur und aus der reichen Nahrung, die sein Geist früh in dieser Welt gefunden hat, erwuchsen ihm in seinen Werken die herrlichsten Früchte. In seiner Übersetzung des Lucretius, die auch von Fachmännern für eine mustergiltige bezeichnet worden ist, hat er den Beweis vollkommener Herrschaft über die lateinische Sprache und tiefen Verständnisses für den Geist der römischen Poesie und Weltanschauung geliefert. Aus seiner eigenen Poesie, die gleichsam die erste Ernte dieser Bildung war, leuchtet jene Flamme edelster Begeisterung, jene dionysische Feststimmung, jene göttliche Freude am Leben, wie sie nur den echten Künstlern eigen ist. S. war einer von den wenigen, die selbst in das dionysische Heiligtum eingedrungen sind und die Weihe der griechischen Götter empfangen haben. Wenn auch aus dieser Poesie nur der junge S. spricht — er hat nur in des Lebens Mai gesungen, — so ist doch der in ihr vorherrschende starke Zug ernster und doch leicht gefügter, tief gründender, sternklarer Gedanken, die Eigenart seines ganzen geistigen Lebens auch in seinen wissenschaftlichen Werken geblieben. Wer den edlen Rausch dieser Begeisterung nicht kennt und niemals kannte, der konnte S.s Eigenart nicht begreifen und in der Tat ist er nicht von vielen wirklich verstanden worden. Die epigrammatische Prägnanz seiner Urteile, das feine Lächeln seiner Gedanken, die Leichtigkeit, mit der er von einer erledigten Sache auf eine andere überzugehen wußte, die helle, farben- und bilderreiche, plastische Sprache und dabei die Einfachheit und Klarheit seiner Gedankenverbindungen sind nicht etwa eine angenommene, künstliche Manier, sondern der wahre Ausdruck seiner künstlerischen Natur gewesen. Weil sein Wesen nicht gekünstelt, sondern kunstvoll war und weil er in allem, was er tat und sagte, nicht nach einem Prinzip, sondern nach seinem Charakter verfuhr, vermochte er nicht nur kühle Bewunderung zu erregen, sondern auch andere mit sich fortzureißen. Seiner Individualität war es eigen, daß er seine Bildung selbst niemals für abgeschlossen hielt, sondern bis zu seinem Ende fortfuhr in echt humanistischem Geiste sich

zu entwickeln. Dies gab ihm im persönlichen Verkehr jenen Zug von Liebenswürdigkeit, der namentlich in der Art des Empfangens zum Ausdruck kam. Niemand war ihm zu gering, daß er nicht gerne von ihm gelernt hätte. Und wie er selbst von geistigem Dünkel weit entfernt war, so konnte er auch an anderen hochfahrende und eitle Art nicht ertragen. Durch die Größe, die ein anderer ihm gegenüber sich etwa einbildete, ließ er sich nicht imponieren, wenn nicht wirkliche Größe dahinter steckte; den großtuenden Ignoranten nahm er sich gern zum Ziele eines ätzenden Witzes. So hoch er wahre Kollegialität als ein Verhältnis wechselseitiger Anständigkeit hielt, so wenig galt ihm der Zunftgeist, wenn er nur der Mittelmäßigkeit zur Folie diente. Ungeordnetes Vielwissen und Gedächtniskram schätzte er nicht höher als Nichtwissen. Ein Wissen, welches nur im Gedächtnis haftete und durch Urteilskraft nicht beherrscht war, schlug er nicht hoch an. Er beschränkte sich deshalb trotz des weit ausgreifenden Interesses an allen wissenswerten Dingen in der Aufnahme auf das, was in den Rahmen seines schaffenden Lebens paßte, und darauf hielt er auch viel bei seinen Schülern.

Seine berufliche Wirksamkeit beschränkte sich auf das positive Recht, dem er bis zum 36. Lebensjahre als Beamter, seither als akademischer Lehrer und fortwährend durch eine sehr ergiebige literarische Tätigkeit diente. S. hat seine Ausbildung als Jurist an den Universitäten Würzburg und München genossen. Im Jahre 1869 erwarb er sich bei der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät den Doktorgrad durch eine Arbeit über das *senatus consultum Macedonianum*. Nach der vorgeschriebenen Praxis, die er in München und Traunstein zurücklegte, und nach vorzüglich bestandenem Staatskonkurs wurde er am 23. Mai 1872 als Hilfsarbeiter in das Staatsministerium des Inneren für Kirchen- und Schulangelegenheiten berufen. Von 1873—1881 wirkte er als Professor des Staatsrechtes an der bayer. Kriegsakademie, 1874 wurde er zum Bezirksamtsassessor im Ministerium, 1878 zum Regierungsassessor bei der kgl. Kreisregierung von Oberbayern, K. d. I., und zum Vorstand des statistischen Bureaus ernannt. Im gleichen Ministerium wurde er 1880 zum Regierungsrat befördert. Schon im Jahre 1876 hatte S. einen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Dorpat abgelehnt. S. war zur Theorie nicht etwa durch den Mangel an praktischen Anlagen bestimmt; er war ein ausgezeichneter Beamter und wäre nach Anlagen und Leistung als Beamter zu den höchsten Stellen berufen gewesen, wenn auch die Selbständigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes sich schwer mit denjenigen Eigenschaften vertrugen, die nun einmal in der Beamtenlaufbahn auch dem Tüchtigsten oft mehr Vorteil bringen als seine Leistungen. Als er im Jahre 1881 auf Grund seiner wissenschaftlichen Erstlingsarbeiten zum Nachfolger Pözls als ordentlicher Professor des Verfassungs- und Verwaltungsrechtes in die Münchener Juristenfakultät berufen wurde, da begrüßte er diesen Wechsel des Berufes, diesen Übergang von der Praxis zur Theorie mit heller Freude und begann alsbald mit heißer Liebe zur Sache und innigster Hingebung seine ungemein fruchtbare Lehr- und schriftstellerische Tätigkeit. Von einer geradezu glühenden Schaffensfreudigkeit durchdrungen, ergriff er den neuen Beruf energisch und glücklich. Er schrieb die »Grundrisse des Staats- und Verwaltungsrechtes« als Grundlage für die Kollegien und begann auch sogleich das große Hauptwerk seines Lebens, das »bayerische Staatsrecht«, dessen Herstellung fast zehn Jahre ununterbrochener, gewissenhafter Arbeit in Anspruch nahm. Eine Aufzählung seiner wichtigeren, rechtswissenschaftlichen Werke soll unten gegeben werden.

Der große und unvergängliche Wert derselben liegt weniger in dem positiven Rechtsinhalt als in der Gedankenfülle und in der S. eigentümlichen Methode. Für die Beurteilung der rechtswissenschaftlichen Individualität S.s ist es weniger von Belang, ob er in der Auffassung des einen oder anderen Rechtsinstitutes recht hat oder nicht. Der Hauptgewinn für diese Beurteilung liegt in der eigentümlichen Art der Auffassung des Rechtes überhaupt. S.s Methode mit einem Worte zu kennzeichnen ist nicht leicht; sie paßt in keine Schablone. Die Schlagworte »historische, politische oder dogmatische Methode« lassen sich auf S.s Art so wenig anwenden als irgend eine andere Schulkategorie. Am ehesten werden wir seine Eigentümlickeit erfassen, wenn wir ihn in Vergleich bringen mit der staatsrechtlichen Lehrweise seiner Vorgänger und Zeitgenossen.

Die Staatsrechtslehre des neunzehnten Jahrhunderts hat drei Phasen durchgemacht. Unter dem Einflusse der Kantischen Philosophie und Rechtslehre hat sich eine philosophische Schule ausgebreitet, die auch im Staatsrecht darauf ausging, das positive Recht aus allgemeinen Begriffen abzuleiten. Die große politische Bewegung, welche Deutschland in den vierziger Jahren erfüllte, hinterließ auch in der Staatsrechtslehre deutliche Spuren. Bezeichnend für diese Zeit ist vor allem ein politischer Zug, welcher die Grundidee des Konstitutionalismus auf seiner Fahne trug. Diese Richtung hielt im wesentlichen so lange an, bis das politische Ziel in der Hauptsache erreicht war. Beide Richtungen liefen zusammen in der dritten noch herrschenden, die man als die praktische oder positive bezeichnen kann und die sich durch den Vorzug auszeichnet, daß ihr statt leerer Begriffe und schwankender Ziele geltendes Recht als fester Stoff zugrunde liegt. Erst mit der Ausbildung des positiven Staatsrechtes durch die Gesetzgebung konnte auch die Wissenschaft des Rechtes auf diesem Gebiete Boden fassen. Dieser Richtung gehörte auch S. an. Innerhalb derselben aber hob sich seine Individualität bestimmt ab von der namentlich durch Laband und seine Schule vertretenen, mehr zivilistischen Methode wie auch von der namentlich durch Otto Mayer auf die deutsche Rechtslehre übertragenen französischen Institutionenlehre und endlich von derjenigen, welche unter allen neueren der philosophischen am nächsten zu stehen scheint und als deren Haupt wir Jellinek erkennen dürfen. Laband, Otto Mayer und Jellinek waren wohl diejenigen unter den zeitgenössischen Schriftstellern, deren Leistungen S. selbst die größte Anerkennung zollte. Doch bewahrte er sich, nicht etwa aus äußerer Originalitätssucht, sondern aus inneren Gründen ihnen gegenüber eine Selbständigkeit, die einer besonderen wissenschaftlichen Überzeugung entsprang.

S. lehnte die Übertragung zivilistischer Kategorien, wie sie sich bei Laband häufig findet, auf öffentlich rechtliche Institute ebenso bestimmt ab, wie er — vielleicht nicht ganz mit Recht — der Ansicht war, daß die Otto Mayersche Klassifikation nach Verwaltungsinstituten in der Durchführbarkeit des positiven Verwaltungsrechtes Schiffbruch leide und wie er auch an Jellinek dessen Neigung zu abstrakter Jurisprudenz für verfehlt hielt. Für S. war es einerseits bezeichnend, daß er auch in seiner staatsrechtlichen Lehre niemals jene Gründlichkeit zivilistischer Bildung verleugnete, die er besaß, und daß er sich andererseits niemals von dem Boden löste, den er als praktischer Jurist errungen hatte. In seinen Werken ist die strenge Schule römischer Jurisprudenz weniger in der Übertragung zivilrechtlicher Anschauungen auf staatsrechtliche Institutionen als in der dem Zivilrecht kraft seiner

älteren Entwicklung und erprobten Wirksamkeit eigentümlichen Bestimmtheit deutlich fühlbar. Diese strenge Schule hat S. in seiner schriftstellerischen Tätigkeit vor dem in der Literatur des öffentlichen Rechtes so verbreiteten Fehler politisch-tendenziöser oder advokatisch-haarspaltender Behandlung des Rechtsstoffes behütet. Auch hatte er als praktischer Jurist den Wert der Bestimmtheit des Zivilrechtes gegenüber der Phrasenhaftigkeit und Bodenlosigkeit früherer staatsrechtlicher Jurisprudenz schätzen gelernt. Die Kunst, mit Begriffen zu spielen, schlug er nicht hoch an. Er führte solche Methode auf unzureichende Kenntnis des positiven Rechtes und ungenügende Vertrautheit mit der Wirksamkeit des positiven Rechtes im Leben zurück. Nutzlose Konstruktionen und Begriffs-Jurisprudenz bezeichnete er witzig als eine Form der Bewunderung selbstfabrizierter Seifenblasen. Nicht aus vorgefaßten Begriffen das geltende Recht zu erklären, sondern aus dem geltenden Rechte durch vergleichendes Urteil allgemeine Begriffe abzuleiten, schien ihm der richtige Weg zur Erkenntnis; es gleicht darin S.s Methode der exakt-naturwissenschaftlichen. Er hielt es für verfehlt, dem positiven Rechtssatz mit Rücksicht auf einen irgendwie abgeleiteten Begriff einen anderen Sinn beizulegen, als derjenige ist, welcher dem Gesetze natürlich innewohnt. Der Zweck im Recht und in jedem Rechtsinstitut ist nach S. zu finden in den durch das Recht gestalteten Verhältnissen des Lebens. Als einzige Quelle des Rechtes galt ihm das Gesetz und zwar nur dieses selbst, nicht seine Motive, welch letztere nach S. nur gelegentlich als Auslegungsbehelf zu dienen haben. Diese empirische (natürliche) Methode führte S. jedoch niemals auf den nahe liegenden Abweg bloßer Gesetzesabschreibung. Er fand in den Gesetzen des positiven Rechtes nicht ein nur zufälliges Aggregat von Normen, sondern suchte den inneren Zusammenhang der Rechtssätze durch systematische Anordnung nach natürlichen Kategorien anschaulich zu machen und vermied dabei mit peinlichster Gewissenhaftigkeit jede Willkür. Den inneren Zusammenhang aber erkannte S. im Gegensatze zur herrschenden Richtung der Literatur nicht etwa an rein formalen Eigentümlichkeiten eines Institutes, sondern an dem Sinne, durch welchen jeder Rechtssatz und jedes Institut mit dem Ganzen, d. i. mit dem Staate, geistig verbunden erscheint.

S.s Staatsrechtslehre beruht auf einer Auffassung von Staat und Recht, die er selbst gefunden und in seinen »Grundzügen einer allgemeinen Staatslehre« dargelegt hat. Diese mit jugendlichem Feuer geschriebene Arbeit enthält den Kern seiner Lehre und zwar so, wie er dieselbe in allen seinen Schriften, namentlich aber im »Bayerischen Staatsrechte« am positiven Rechte nachträglich sich bewähren sah. S. würde vielleicht, wie er mir selbst einmal sagte, die in dieser Schrift niedergelegten Gedanken bei etwaiger späterer Ausarbeitung in einzelnen Beziehungen in etwas veränderter Gestalt wiedergegeben haben. In allen wesentlichen Dingen aber ist er seiner Grundanschauung vom Staate treu geblieben. Auffallend und von vielen Seiten angefochten ist in der S.schen Staatsauffassung der Umstand, daß der Staat bei Seydel als eine Tatsache und nicht als ein Rechtsprodukt hingestellt ist. Im Verhältnis zwischen Staat und Recht räumt S. dem Staate den Vorrang nicht nur dem Werte nach, sondern auch dem Begriffe nach ein; das will sagen: für S. ist das Recht ohne Staat als Voraussetzung eine tatsächliche und logische Unmöglichkeit. Die Richtigkeit dieser Tatsache sieht S. erwiesen durch die Geschichte von Staat und Recht und was den

Vorrang im Begriffe betrifft, so erklärt S. das Recht als das Produkt des Herrscherwillens und anerkennt er eine Herrschaft nirgends als im Staate. Der häufig gegen S.s Auffassung vorgebrachte Grund, daß es in manchen Lebensgebieten ein Recht gäbe, welches älter sei als der Staat, in welchem es gelte, ist selbstverständlich nichtig; denn durch die Entstehung solchen Rechtes außerhalb des konkreten Staates ist ja der Nachweis noch nicht erbracht, daß eben dieses Recht doch im Staate, nämlich in einem anderen konkreten Staate zur Entstehung gelangt ist. Und dieser Auffassung des Verhältnisses von Staat und Recht entspricht auch die weiter vielfach angefochtene Ansicht S.s, wonach die Gewohnheit neben der Gesetzgebung als eine Quelle des Rechtes nicht anerkannt werden könne. Bezeichnend für seine Staatslehre ist ferner der Umstand, daß in seinem Staatsbegriff sich weder die Andeutung einer ethischen noch der Hinweis auf eine sonstige Zweckbestimmung des Staates findet. S. unterläßt es, den Staat und die Herrschaft zu rechtfertigen; die Tatsache des Daseins beider genügte ihm vollkommen. Es liegt darin ein für S.s ganze Rechtsauffassung höchst bezeichnendes Merkmal; nicht als ob S. die höhere Zweckmäßigkeit des Staates übersehen hätte; es schien ihm nur überflüssig, die Notwendigkeit von Staat und Herrschaft erst noch zu beweisen. Daß S. in der Beurteilung dieser Notwendigkeit nicht leichtfertig war, geht aus seinem ganzen rechtswissenschaftlichen Lebenswerke deutlich genug hervor. Und es scheint fast, als ob der Ernst seines Urteiles durch das Schweigen über Gründe der Rechtfertigung mehr bekundet wird als dies in den zahlreichen seichten oder verworrenen Versuchen einer Rechtfertigung des Staates, wie wir sie in der Literatur in so übergroßer Ausbreitung vorfinden, der Fall ist. Der bedeutsamste Gegner der Staatsauffassung S.s ist Jellinek, der namentlich in seinem jüngsten Werke über das »Recht des modernen Staates« (als Staatslehre) eine Rechtfertigung des Staates in wissenschaftlicher Form und mit selbständigem Geiste entwickelt. S. würde, wenn er das Erscheinen dieses Werkes erlebt hätte, den Gedanken Jellineks gewiß mit Achtung begegnet sein und auch wohl seiner Staatsauffassung im wesentlichen zugestimmt haben. Es verbarg sich in S.s Schweigen mehr Philosophie, als man meinen möchte. Wenn er manchmal lächelnd über philosophische Gründe hinwegging, so geschah das nicht etwa aus Geringschätzung, sondern höchstens deshalb, weil ihm solche Gründe häufig matt oder nicht schlüssig oder den Wert und das Wesen der Sache nicht erschöpfend erschienen. S. war sich auch bewußt, daß es Erscheinungen im Leben, auch in Staat und Recht gibt, zu deren vollkommener Erklärung die menschliche Vernunft nicht ausreicht. Der Ehrlichkeit seines Charakters entsprach es, in solchen Fällen zu schweigen. Daß S. die Bedeutung des Staatszweckes für die Herrschaft zu würdigen wußte, geht aus seiner Systematik und Kritik überall klar hervor. Das praktische Bedürfnis *(salus publica)*, wofür Seydel einen geradezu genialen und man darf wohl sagen vorurteilsfreien Blick besaß, schien ihm für den Gesetzgeber die oberste Richtschnur zu sein und müßte nach seiner Meinung auch den theoretischen Juristen leiten; man dürfe nämlich vom Gesetzgeber bei kontroversen Bestimmungen nie voraussetzen, daß er einen Unsinn habe anordnen wollen, selbst wenn der Wortsinn einer Bestimmung diese Annahme nahe legte. Darin das Rechte stets zu treffen schien ihm freilich mehr eine Sache des Taktes als der Gelehrsamkeit zu sein. Auf Autorität gab er nicht viel, wie er auch für sich Autorität niemals beanspruchte. Mit der Praxis der bayerischen Verwaltung und Verwaltungs-Rechtspflege lag

er mehrmals in literarischer Fehde und mancher altgewordene Irrtum wurde unter dem Lichte seiner Kritik erkannt. Die einzige Autorität, die er für die Rechtsauslegung anerkannte, war das Gesetz.

S. besaß eine unerschütterliche Unabhängigkeit nach jeder Seite hin; er scheute sich niemals, das, was er für das Wahre hielt, folgerichtig auch dann darzulegen, wenn er etwa einer mächtigen Partei in der Verfolgung ihrer Sonderinteressen oder auch einem Gewaltträger, wer er auch sein mochte, in dessen besonderen, nicht berechtigten Wünschen entgegentreten mußte. Das Recht, wie es ist, und nicht, wie man es wünscht, war er bestrebt darzustellen, und von diesem Standpunkte ist er in seiner literarischen Laufbahn um keine Linie abgewichen. Es ist nicht richtig, wenn behauptet wird, S. sei auf eine Beschränkung der Rechte des Landtages ausgegangen. S. ist nur nicht, wie man das bei einflußreichen Parteien häufig findet, von einem *a priori* gegebenen Prinzip des Parlamentarismus ausgegangen, sondern er legte die rechtliche Stellung des Landtages dar nach der einzigen Quelle, welche dafür vorhanden ist, nämlich nach den Bestimmungen der bayerischen Verfassung, und er erklärte diese Bestimmungen nur aus ihrer Entstehung einerseits und aus ihrem Inhalt und Zusammenhang andererseits, nicht aber aus den Wünschen und politischen Richtungen, welche die Sache gerne anders hätten, als sie ist und in welchen unter dem Deckmantel einer Theorie Politik getrieben wird. Deshalb trat er auch irrtümlichen Auffassungen, von welcher Seite auch immer sie kommen mochten, rückhaltlos und mit imponierender Bestimmtheit entgegen. Mit besonderer Strenge aber tat er dies, wenn Irrtümer von einer Stelle aus, die Autorität für sich in Anspruch nahm, verbreitet wurden. Die Methode strenger Quellenkritik, manchmal als formale Jurisprudenz gekennzeichnet und angegriffen, hielt S. unter allen Umständen, namentlich auch gegenüber einer laienhaften Interessen- oder Parteipolitik, fest.

Daß das Recht Interessen schütze und deshalb nur verständlich werden könne, wenn die Interessen selbst richtig gewürdigt werden, verkannte Seydel nicht; daß aber das geltende Recht seine Quelle nicht unmittelbar in diesen Interessen, sondern im Gesetze finde, von dieser Überzeugung konnte er auch durch die scharfsinnigsten und elegantesten gegnerischen Darlegungen nicht abgedrängt werden.

Durchaus irrtümlich ist auch die über S. da und dort lautgewordene Auffassung, als stehe er mit seiner Lehre allzusehr auf dem Standpunkt absolutistischer Herrschergewalt. Gegen diesen Vorwurf hat er sich stets nur mit Lächeln gewehrt und mit feinem Spotte rückte er seinerseits den Anhängern der Volkssouveränität und ihren Derivaten zu Leibe. In einem meisterhaften Vortrag, welchen S. im Liebigschen Hörsaal in München 1887 gehalten und später als Abhandlung veröffentlicht hat (»Staatsrechtliche und politische Abhandlungen«, 1893, S. 121 ff.), stellte er die beiden politischen Systeme der konstitutionellen und parlamentarischen Regierungsform einander gegenüber, und mit einer Unparteilichkeit, die nur als Vorbild empfohlen werden kann, wägte er Vorzüge und Nachteile beider Systeme gegeneinander ab. S. verkennt nicht, daß in vielen Dingen eine auf vernünftigem Wahlsystem beruhende Versammlung von Volksvertretern einen nutzbringenden Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte üben könne. Für die Gesetzgebung und Steuerbewilligung anerkannte er im vollen Maße die Mitwirkung, für weitere Geschäfte aber schien ihm das Parlament ungeeignet. Und wenn ihm auch für solche Aufgaben das englische Parlament reifer

schien als irgend ein deutsches, so hielt er doch auch den englischen Parlamentarismus für eine Regierungsform, die hinter der monarchisch-konstitutionellen an Wert zurückstehe. Der Grund war ihm die Unfähigkeit eines jeden Parlaments zu einer stetigen, von Zufälligkeiten und Parteirücksichten unabhängigen Beurteilung der notwendigsten Bedürfnisse des Staates. S. trat übrigens niemals im politischen Leben aktiv hervor. Es bestimmte ihn dazu nicht etwa der Mangel an Teilnahme oder an Fähigkeiten; vielmehr war er sich der Größe und Wichtigkeit seines wissenschaftlichen Berufes zu sehr bewußt und nahm er seine damit übernommenen Pflichten zu ernst, als daß er andere Rücksichten, denen ein aktiver Politiker Rechnung zu tragen hat, Einfluß auf sein Wesen hätte gewähren wollen. So dienten denn auch S.s Aufsätze in der Tagespresse stets nur der Abwehr von Übergriffen oder fehlerhaften Anschauungen, welche von Politikern im Gebiete des Rechtes ausgegangen waren; jeder Sachverständige konnte sich daran erfreuen, wenn S. verkehrten oder tendenziösen Darstellungen gegenüber die quellenmäßige Auffassung kurz und klar darlegte.

Derjenige Punkt in seinem Rechtsgebäude, in welchem er die meisten und erbittertsten Gegner gefunden hat, ist seine Auffassung von der rechtlichen Natur des Deutschen Reiches. S. ist den Theorien vom Bundesstaat, welche gelegentlich der Errichtung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches hervorgetreten sind, mit Entschiedenheit zu Leibe gerückt und hat in dieser Polemik eine zähe Unnachgiebigkeit an den Tag gelegt. Daß S. den Begriff des Bundesstaates verwerfen mußte, ist eine Folge seines Staatsbegriffes. Der Staat ist nach S. die Vereinigung der Menschen eines Landes unter einer höchsten Gewalt. Die höchste Gewalt, Souveränität, ist unbeschränkbar und unteilbar. Danach konnte S. die Möglichkeit einer der staatlichen übergeordneten, wiederum staatlichen Gewalt nicht zugeben. Eine Staatenverbindung kann nach S. nicht selbst wiederum ein Staat sein; denn entweder ist die höchste Gewalt bei den einzelnen verbundenen Staaten oder bei der Verbindung. Sind die Staaten souverän, so kann es die Verbindung nicht sein und ist das Ganze souverän, so fehlt den Staaten das wesentliche Merkmal der Souveränität und es kann nicht mehr von einem Bunde, sondern nur von einem Einheitsstaat mit provinzieller Gliederung die Rede sein. Für das Deutsche Reich wie auch für den Norddeutschen Bund erkennt S. weder in der Geschichte der Entstehung noch in den durch Verfassung und Verträge geschaffenen Einrichtungen einen Grund zu der Annahme, daß die Souveränität von den deutschen Staaten auf einen neuen Träger als eine den Staaten übergeordnete Reichsgewalt übergegangen sei. S.s Unnachgiebigkeit in dieser Sache gegenüber einer Flut von Gegnern beruht nicht etwa auf doktrinärer Unzugänglichkeit. Wir besitzen kaum eine bessere und vollständigere Darstellung der verschiedenen Bundesstaatstheorien als diejenige, welche S. selbst gegeben hat. S. war nur, wie jeder Unbefangene aus seiner Darstellung und Kritik erkennen wird, durch die Gründe der Gegner nicht überzeugt. Der Begriff des Bundesstaates als eines Staates, welchem die Staaten untergeordnet sind, schien ihm in allen Spielarten verfehlt und somit konnte er auch im deutschen Reiche nichts anderes als einen Bund von Staaten erblicken. Die Besonderheit dieses Staatenbundes besteht nach S. darin, daß die Verfassung desselben Bestandteil der Staatsverfassung eines jeden des verbündeten Staates ist. Gegen den Vorwurf, daß seine Theorie geeignet sei, das staatsrechtliche Gefüge des Deutschen Reiches zu

lockern, wendet er, auf Bismarcks Auffassung gestützt und mit Recht ein, es könne wohl kaum eine festere Garantie für die Haltbarkeit des Deutschen Reiches geben, als es diejenige ist, wonach die Verfassung des Deutschen Reiches als Bestandteil der Landesverfassung alle Garantien teile, welche diese für ihren Bestand selbst besitzen.

S.s Auffassung ist von ebenbürtigen und unebenbürtigen Gegnern viel bekämpft, niemals aber mit durchschlagenden Gründen widerlegt worden; während die Theorien vom Bundesstaat samt und sonders schon durch ihre große Zahl und Mannigfaltigkeit, mehr noch durch die Mängel ihrer Begründung der überzeugenden Kraft entbehren. Zum mindesten fehlt noch immer ein Begriff vom Bundesstaat, der geeignet wäre, die mannigfaltigen und die einzelnen Staaten des Deutschen Reiches so verschiedenartig durchdringenden Einrichtungen zu erklären, während gerade diese Verschiedenartigkeit bei der Annahme eines Bundesverhältnisses sich leicht erklären läßt.

Zu den Teilen des Staatsrechtes, welchen durch S. eine größere Förderung zuteil geworden ist, gehört außer seinen Aufschlüssen über die rechtliche Natur des deutschen Reiches und über die Theorie der Staatenverbindungen seine Lehre vom Budgetrecht, vom Wesen der Herrschaft, von der rechtlichen Stellung des Landtags und ganz besonders seine Erfassung und Vertiefung des Verwaltungsrechtes. Die gründliche geschichtliche Entwicklung und die meisterhafte Darstellung des bayrischen Budgetrechtes hatte bis vor kurzem alle Anerkennung gefunden. Einen Versuch Rehms, die S.sche Theorie zu bekämpfen (Annalen des Deutschen Reiches, 1901, S. 641ff.), glaube ich durch meine Studie »Prüfungsrecht oder Zustimmungsrecht?« (Blätter für administrative Praxis, 1902, S. 1) als mißlungen dargelegt zu haben. Dem Verwaltungsrecht wendete S. eine bisher nicht geübte Sorgfalt zu. Wenn er auch noch an der alten Einteilung des Verwaltungsrechtes nach dem Zweck der Verwaltung festhielt, so hat er doch bei seiner Darstellung aus der neueren auf französischer Lehre beruhenden und für Deutschland namentlich von Otto Mayer geförderten Institutionentheorie Nutzen gezogen. Die Lehre vom Staatsdienste, von der Polizei, der Zwangsenteignung, der Verwaltungsrechtspflege und Selbstverwaltung, auch das Militärrecht und das Gewerberecht sind von S. sehr gefördert und vertieft worden. S.s bayrisches Staatsrecht erhebt sich nach dem einstimmigen Urteile aller Fachgenossen weit über das gewöhnliche Maß einer Darstellung des positiven Staatsrechtes. Ein Reichtum an neuen und allgemein wertvollen Gedanken, geistreich formulierten Rechtsparömien füllt in diesem Werke die von S. mit großer Klarheit und Übersichtlichkeit selbstgeschaffenen Kategorien, in welche sein System sich gliedert. Alles ist darauf angelegt, das wirklich geltende Recht in der klarsten und schärfsten Weise zur Erkenntnis zu bringen. Und diese Technik wird nirgends gestört durch etwaigen Einfluß eines Strebens nach schön klingender Rede oder nach der Verherrlichung liebgewordener Prinzipien. S. hatte das besondere Geschick, seinen Sätzen eine ungewöhnlich scharfe Prägung zu geben. Es kam ihm dabei zu statten, daß er an sein großes Werk nicht mit der Empirie des Neulings herantrat, sondern von einem Standpunkte ausgehen konnte, auf welchem die Grundgedanken von Staat und Recht schon gewonnen waren.

Eine besonders hervorragende Seite an S.s literarischer Persönlichkeit war sein Stil; Klarheit war sein oberstes Gesetz und nie findet sich auch nur die geringste Nachlässigkeit der Form. Er beurteilte Arbeiten anderer stets in

gleichem Maße nach Inhalt und Form und legte in letzterer Hinsicht an sich selbst den strengsten Maßstab. Genialität galt ihm nicht als Entschuldigung der Nachlässigkeit; unsolide Form war ihm an juristischen Werken geradezu verhaßt und häufig sagte er, wenn etwas in der Form nichts tauge, sei auch der Inhalt in der Regel nichts wert. Kunstloses Banausentum verachtete er. Mit Schriftstellern, die nicht schreiben konnten, gab er sich überhaupt nicht ab und las sie gar nicht, es mochte noch soviel Lärm um sie gemacht werden. Diese besondere Strenge war bei S. Zeichen eines hochentwickelten künstlerischen Geschmackes, den er als Geschenk der Musen mit in die Wiege bekam, in Schule und Leben ununterbrochen übte und bildete und mehr noch als in seinen Prosaschriften in seinen Dichtungen bewies. S. lieferte selbst noch in den letzten Jahren die treffliche Übersetzung der italienisch geschriebenen Aufsätze, welche Rossi in fortlaufender Reihe in der »Münchener kritischen Vierteljahrsschrift« veröffentlichte.

S. entfaltete auch als Herausgeber mehrerer Sammelwerke und Zeitschriften eine ausnehmend erfolgreiche Tätigkeit. Seit 1892 war er Mitherausgeber des von Marquardsen angelegten »Handbuches des öffentlichen Rechtes« und wendete der Vervollständigung dieses großartigen Werkes viele Mühe zu. Auch lieferte er selbst in einer verkleinerten Ausgabe des bayrischen Staatsrechtes einen der besten Beiträge zu diesem Werke. Mit Georg Hirth zusammen war er seit Beginn seiner Lehrtätigkeit Herausgeber der »Annalen des Deutschen Reiches«, welche Zeitschrift er selbst durch zahlzeiche Beiträge förderte. In der »Münchener kritischen Vierteljahresschrift für Gesetzgebung usw.« leitete er neben einigen Münchener Kollegen die Redaktion des staatsrechtlichen Teiles und seit 1895 gab er mit seinem Schwager, dem Oberregierungsrat Krazeisen, zusammen die von Brater begründeten »Blätter für administrative Praxis« heraus. Beide Zeitschriften enthielten viele wertvolle Beiträge aus seiner Feder.

Diese vielseitige literarische und redaktionelle Tätigkeit konsumierte neben dem Lehrberufe die volle Arbeitskraft S.s. Seine Muse, welche nur die Begleiterin seiner jungen Jahre gewesen war, verstummte unter der schweren Last seines Berufes und dennoch — wer S. als Dichter nicht kennt, der kann das Geheimnis der Meisterschaft des Stilistikers S. und auch den Kern seiner Persönlichkeit nicht begreifen. S. gehört als Dichter nicht zu den Eintagserscheinungen der gefühlsreichen Salonwelt; seine Muse war, wie er selbst sagt, eine ernste Jungfrau, eine Seherin des Vergangenen. Was ihn vor allem begeisterte, waren die großen Züge der Welt und der Menschheit, die sich trotz aller Mühen und allen Fleißes, welchen die Wissenschaft einsetzt, doch heute noch wie je mehr dem genial schauenden Auge des Dichters erschließen. Lebensweisheit, Naturschönheit, große Vorgänge in den Geschicken und der Geschichte der Menschheit, ein tiefes Gefühlsleben, kurz — das echte Wesen der Lyrik spricht mit reinem Atem aus dem Munde des Dichters S. Berauschend ist der reine und klare Klang seiner Sprache; schöne, einfache Worte genügen ihm zum Ausdruck großer Empfindungen. Ein unerschöpflicher Reichtum an Formen, von den strengsten antiken bis zu den leichtesten modernen steht ihm zur Verfügung und spielend fügt sich ihm der neue Gedanke in die alte Form. S. hat nie gedichtet, um Gedichte zu machen, sondern nur, wenn der Drang der Seele eine andere Form der Mitteilung nicht finden konnte. Als er sich verheiratete, schrieb er mir auf die Frage, wie es seiner Poesie gehe, »Vögel, die Nester bauen, singen nicht«,

und in der Tat — seit seiner Verheiratung hat S.s Muse geschwiegen; jetzt hatte er die Seele gefunden, die ihn auch in ungebundener Rede verstand.

Dichtercharaktere wie S. haben keinen Anspruch darauf, in der Menge zu gefallen. Die tiefe Wärme der Empfindung auch in der strengen Form, die S. wählte, noch zu fühlen, bleibt stets ein Vorzug höherer Bildung.

S.s Lebenswerk war keineswegs abgeschlossen, seine Arbeitskraft keineswegs aufgebraucht, als ihn die tückische, tödliche Krankheit befiel und allmählich lähmte. Nach seinen Anlagen und Kenntnissen und nach seinem Lebensalter hätte man von ihm noch bedeutende literarische Leistungen erwarten können. Was S. seit 1894 schrieb, ist nicht mehr der volle Ausdruck seines geistigen Vermögens. Wir hätten von ihm, wie ich aus persönlichen Äußerungen weiß, noch ein deutsches Staatsrecht und ein vergleichendes allgemeines Staatsrecht erhalten. Somit ist sein Gesamtwerk ein Torso, aber ein Torso von ungewöhnlichem Wert und Gehalt und er steht nach dem einstimmigen Urteile aller berufenen Fachmänner mit dem, was er schrieb, in der ersten Reihe der deutschen Schriftsteller im Gebiete des Staatsrechtes und des Rechtes überhaupt.

Ein Wort noch über S. als Lehrer. Durch seinen hingebenden und opferwilligen Charakter war er in ungewöhnlichem Maße zum Lehrer geeignet. Naturgemäß konnten seine akademischen Vorträge inhaltlich nicht so viel bieten wie seine literarischen Werke. Auch die Methode des Lehrers mußte notwendig eine andere sein als diejenige des Schriftstellers. Diejenigen, welche ihn verstanden, hingen mit Begeisterung an dem Lehrer; er wußte so lebendig und unmittelbar zu sprechen, daß jeder die Empfindung haben konnte, persönlich angesprochen zu sein. In den schlimmsten Fehler des akademischen Lehrers, zu langweilen, ist S. niemals verfallen. Sein langjähriges Wirken auf dem Katheder hat denn auch dazu geführt, daß seine Lehre und seine Methode einem großen Teil der gegenwärtigen Generation in Bayern und auch von nichtbayrischen Juristen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Seine Größe als Lehrer beruht in einer warmherzigen und opferfreudigen Liebe zur Jugend. Es freute ihn und regte ihn an, wenn er an den leuchtenden Augen seiner Hörer erkennen konnte, daß sie ihm mit Ernst und Verständnis folgten und dieser freudige Glaube befähigte ihn, das Hindernis seiner Lehrtätigkeit, die Schwerhörigkeit, zu überwinden und selbst in den Jahren seiner allmählichen Erkrankung die moralische Kraft zu sammeln, deren er bedurfte, um dem fortschreitenden Leiden Widerstand entgegenzusetzen und die sinkenden Kräfte zu stützen.

Wenn S. auch die Schaubühne des politischen Lebens nie betrat, so war für ihn doch bezeichnend ein ausgesprochen stark fühlendes politisches Herz. S. war ein Deutscher durch und durch; aber er war ebensowenig ein partikularistischer Bayer wie er auch kein Vertreter der engherzigen Auffassung war, wonach deutsch nur ist, was preußisch ist. Auch lebte in ihm die Überzeugung, daß Deutschland, d. h. das Land, in welchem Deutsche leben und deutsch gesprochen wird, nicht identisch ist mit dem engen Deutschen Reiche. Er beklagte aufs tiefste alle Verluste, welche deutscher Geist und deutsche Kultur im Vordringen des Fremden zu erleiden haben. Trotz dieser stark patriotischen Farbe verurteilte er nationale Unduldsamkeit und betrachtete die Ausschreitungen deutscher Propaganda im Auslande für einen ebenso großen Fehler wie den Antisemitismus im Inlande. Nur im lauteren und freien Spiel der Kräfte auf dem Boden des Rechts und in der Überbietung

durch Tüchtigkeit der Leistungen erblickte er eine ersprießliche Zukunft für die deutsche Sache im Wettkampfe der Völker.

An Anerkennungen der vielseitigen und außerordentlichen Verdienste hat es S. weder im Inlande noch im Auslande gefehlt. Öffentliche Auszeichnungen erhielt er viele und ehrende. Die bayrische Akademie der Wissenschaften konnte entsprechend ihrem Statut sich nicht rühmen, ihn zu ihren Mitgliedern zu rechnen. S. war eine hingebende und mitteilsame Natur, wie es wenige gibt, ein freudiger Zug ging durch sein ganzes Wesen; den Kopfhänger konnte er nicht leiden und wen er liebte, dem gab er auch sein ganzes Herz; nur verlangte er Offenheit, Pflichtgefühl und Mut. Den Leisetreter, Heuchler und Arbeitsscheuen stieß er rücksichtslos von sich. Er hatte ein feines Gefühl in diesem Punkte und war nicht zu täuschen. Wenn sein großes, blaues Auge einen Menschen ansah, so durchschaute es ihn mit sicherem Blicke. Im Dienste der Wahrheit hat er sein Lebenlang gestanden und gewirkt als einer der Besten im engeren und weiteren Vaterlande. Den Wunsch, den er in einem seiner Aphorismen aussprach — es scheine ihm nur dann wert gelebt zu haben, wenn er das Bewußtsein erringen könne, zu den großen Kulturleistungen seiner Zeit einen Beitrag geliefert zu haben —, ist ihm in Erfüllung gegangen. Die ihm nahe standen, werden dem dahingeschiedenen seltenen Mann ein treues Gedächtnis bewahren; der unvergängliche Wert seiner Werke hat ihm ein fortdauerndes Wirken im Geistesleben und in der Gelehrtengeschichte gesichert.

Ein vollständiges Verzeichnis aller, auch der kleineren und anonym erschienenen Schriften und Aufsätze Seydels findet sich in den von K. Krazeisen herausgegebenen Blättern für administrative Praxis in Bayern Bd. LI Nr. 7, Jahrgang 1901 S. 248ff. Die wichtigsten unter diesen Schriften sind die im folgenden, in chronologischer Ordnung zusammengestellten:

A. Werke: 1. Kommentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich. 1. Aufl. 1873, Würzburg, A. Stuber. 2. Aufl. 1897, Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 2. Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre. 1873 Würzburg, Stuber, jetzt Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), ins Italienische übersetzt von L. Rossi, Professor an der Universität zu Bologna (*Biblioteca di Scienze Politiche*, 2ª Serie VIII S. 1143ff.). 3. Das Gewerbepolizeirecht nach der Reichsgewerbeordnung. Annalen des Deutschen Reichs 1878 S. 529ff., 929ff. Sonderausgabe 1881 bei G. Hirth, München und Leipzig. 4. Bayerisches Staatsrecht. 1. Aufl. in 7 Bänden erschienen 1884 bis 1894, die ersten 3 Bände München, Theodor Riedel, die letzten 4 Bände bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. B. 2. Aufl. in 4 Bänden 1896 bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. B. 5. Das Staatsrecht des Königreichs Bayern. In H. von Marquardsens Handbuch d. ö. Rechts der Gegenwart. 1. Aufl. 1888, 2. Aufl. 1894, 3 Aufl. 1903 bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

B. Abhandlungen: 1. Der Bundesstaatsbegriff. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft. Tübingen 1872. 2. Das Kriegswesen des Deutschen Reichs. Annalen des Deutschen Reichs 1874. 3. Die Deutsche Reichs- und Staatsangehörigkeit. Annalen des Deutschen Reichs 1876. 4. Die neuesten Gestaltungen des Bundesstaatsbegriffes. Annalen des Deutschen Reichs 1876. 5. Die neuere Entwicklung der Lehre von der Enteignung. Zeitschr. f. Reichs- u. Landesrecht mit besonderer Rücksicht auf Bayern v. L. Hauser Bd. III 1877. 6. Das Reichs-Armenrecht. Annalen des Deutschen Reichs 1887. 7. Der deutsche Bundesrat. Jahrbuch f. Gesetzgebung usw. im Deutschen Reich von Fr. v. Holtzendorff und Brentano 1879. 8. Der Deutsche Reichstag. Annalen des Deutschen Reichs 1880. 9. Das Budgetrecht des bayerischen Landtags. Allgemeine Zeitung v. 11. und 12. Januar 1882. 10. Die Sicherheitspolizei. G. Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie. 2. Aufl. Tübingen, C. H. Laupp 1885. 3. Aufl. 1891. 4. Aufl. 1898. 11. Die Verwaltungsrechtspflege in Bayern. Annalen des Deutschen Reichs 1885. 12. Reichskanzler, Reichsministerien, Reichsregierung. Annalen des Deutschen Reichs 1886. 13. Das bayerische Heimatrecht, ebendaselbst 1886. 14. Das Budgetrecht des bayerischen Landtags und das Verfassungsverständnis von 1843. München, Kaiser 1887. (In der Festgabe zum Doktorjubiläum des Geheimen Rats v. Planck von der Juristenfakultät München.) 15. Gutachten über die Frage: Empfiehlt es sich, die Prüfung der Wahlen für gesetzgebende Körperschaften als eine

richterliche Tätigkeit anzuerkennen usw.? Verhandlungen des Deutschen Juristentages 1888 Bd. 1 S. 130ff. Annalen des Deutschen Reichs 1889. 16. Staatsrechtliche und politische Abhandlungen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr 1893. Dazu: Neue Folge 1902, Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. Veranstaltet von K. Krazeisen. 17. Vorträge aus dem allgemeinen Staatsrecht. Annalen des Deutschen Reichs 1898, 1899, 1900. 18. Artikel 76 der Reichsverfassung und der Lippesche Thronfolgestreit. Ein Gutachten. 1898.

Robert Piloty.

Scartazzini, Giovanni Andrea, hervorragender Danteforscher, * 30. Dezember 1837 zu Bondo im Bergellertal (Graubünden), † in Fahrwangen (Aargau) 10. Februar 1901. — Durch Geburt Italiener, durch seinen Bildungsgang Deutscher, vereinigt er in seiner literarischen Laufbahn die Eigenheiten beider Rassen, so wie auch seine Herkunft und die rauhen Jahre seiner ersten Entwicklung unverkennbare Spuren in seinem späteren Leben hinterlassen haben. Seine streng evangelischen Eltern suchten vor allem eine gründliche religiöse Ausbildung, die aber mehr in verstandesmäßiger Aneignung von Bibeltexten und Katechismuswahrheiten bestand, ihm zu vermitteln; einen gewissen Ausgleich für die übrigen Seelenkräfte verschaffte der Junge sich selbst durch leidenschaftliche Lektüre geschichtlicher und novellistischer Bücher. Besonders Voltaire und Rousseau gehörten zu den Lieblingsautoren, die wohl schon in dem zarten Knabensinn die negative, ausgesprochen kritische Neigung begründeten, wenn sie auch vorerst den streng kirchlichen Glauben nicht zu zerstören vermochten. Vielmehr erklärte S., vor die Berufswahl gestellt, Pfarrer werden zu wollen. Da die nicht unbemittelten, aber sparsamen Eltern die Kosten scheuten, absolvierte er seine humanistischen Studien im Basler Missionshaus. Genötigt, hier mindestens 12 Stunden täglich dem Studium zu widmen, eignete er sich mit dem ungebrochenen leidenschaftlichen Ungestüm eines Naturkindes profanes und theologisches Wissen an, so daß »ohne tiefere religiöse Erfahrung sich vorwiegend eine einseitig scientifische Richtung« bei ihm entwickelte, weshalb er, schon ganz in den Träumen eines China-Missionars lebend, aus der Anstalt entlassen wurde. Er machte jetzt das staatliche Maturitätsexamen und bezog zu Anfang 1863 die Basler Universität; das hier begonnene Theologiestudium, das er in Bern fortsetzte, schloß er 1864 und 1865 mit gutem Erfolg ab und bekleidete nacheinander Seelsorgerposten im Kanton Bern zu Twann (1865), Ablendschen (1867) und Melchnan (1869): für den jungen Pfarrer Jahre schwerer innerer Krise, seelischer Zerrissenheit und leidenschaftlichen Ringens und Dreinschlagens. Die in freudlos ernster Jugend, während einer hauptsächlich verstandesmäßigen Ausbildung lange niedergehaltenen starken Geisteskräfte suchten jetzt eine Auslösung; ganz im radikalen Geiste eines Strauß, de Wette, Baur u. a., deren Schriften ihm vornehmlich im Basler Missionshause zur Wegweisung gedient hatten, beteiligte er sich an den kirchlichen Kämpfen. Seine Berichte in der Tagespresse, besonders in der »Neuen Züricher Zeitung«, reizten den Gegner durch die maßlose Heftigkeit und die leidenschaftliche Rechthaberei ebenso wie seine religiös-kirchlichen Streitschriften jener Tage (»Streitblätter zum Frieden«, 1866; »Theologisch-religiöse Krisis' in der Bernischen Kirche« 1867; »Giordano Bruno, ein Blutzeuge des Wissens« 1867; alle in Biel erschienen). Man hat ihm später nachgesagt, daß er »ein Journalist ganz großen Stiles hätte werden können, namentlich wenn es ihm beschieden gewesen wäre, mehr Maß zu halten«. In der Tat standen ihm durch die Leidenschaftlichkeit seines Wesens, durch den herben, schneidendsten Sar-

kasmus, durch die reiche Anlage seines infolge der vorwiegenden Verstandesausbildung noch ungemein geschärften Geistes, durch die Fülle des Wissens Waffen zur Verfügung, die den Gegner unbedingt vernichten mußten, während sie zu positiver Arbeit zunächst weniger in Frage kamen. Nie hat er das evidenter gezeigt als in dem sog. Stabioprozeß, das einzige Mal, da er, widerstrebend und nur auf Zureden eines befreundeten Mitgliedes des Bundesgerichtes, sich aufs Gebiet der eigentlichen Politik begab (1880). In diesem Tessiner Prozeß, in dem die tiefste politische Leidenschaft des Schweizervolkes nochmals zum Ausbruch kam, hat er als Berichterstatter der »Neuen Züricher Zeitung« durch rücksichtslose Aufdeckung und Brandmarkung jeglichen Intriguenspieles der radikalen Sache wesentlich zum Sieg verholfen, überzeugt auch später noch, »mit bestem Wissen und Gewissen, und mit dem festen Vorsatz geschrieben zu haben, der Wahrheit und Gerechtigkeit zu dienen«. Seine damaligen Berichte sind auch gesondert erschienen unter dem Titel »Der Stabioprozeß« (Zürich 1880).

Auf die Dauer konnte S. in diesen unfruchtbaren Tageskämpfen keine Befriedigung finden. Er wandte sich schon in diesen Jahren eifrig kultur- und literargeschichtlichen Studien zu; mehr und mehr vertieft er sich in die patristische und scholastische Literatur, 1871 vertauschte er sein Kirchenamt mit der Stellung eines Professors für italienische Sprache und Literatur an der Kantonalschule in Chur; nachdem sich der Posten eines Institutsdirektors in Walzenhausen aus rein praktischen Erwägungen als unhaltbar erwiesen hatte (1874), übernahm er eine Pfarrei in Soglio, nahe seiner Heimat; heftige Feden, die er hier für soziale Interessen führte (Brief über die soziale Frage, Aarau 1884) und mehr noch der Übertritt der Gemeinde von Bondo zum Waldensertum, gegen den er mit jugendlichem Ungestüm ankämpfte, veranlaßten ihn, trotzdem er das volle Vertrauen seiner Pfarrangehörigen besaß, 1884 auf den Pfarrposten in Fahrwangen am Hallwyler See überzusiedeln. Hier lebte er bis zu seinem Tode ausschließlich seinen Studien; das heiße Blut hatte sich wesentlich gekühlt und verriet sich nur noch gelegentlich in der wissenschaftlichen Polemik. Aus dem weiten Wissensbereich hatte er sich schon Ende der 60er Jahre ein Spezialgebiet ausgewählt, auf dem er über 30 Jahre lang mit bewunderswürdiger Fruchtbarkeit sich betätigte und schließlich die führende Rolle übernahm. Dante, der große Sänger Italiens, seiner Heimat, hatte an ihm einen der scharfsinnigsten, kritischsten und geistreichsten Interpreten und Forscher gefunden. Mit dem ganzen Feuer seines Temperamentes warf er sich auf die fast unübersehbare alte und neuere Literatur über Dante; wehe aber dem Autor, dessen Werk von dem schonungslosen Kritiker als zu leicht befunden wurde; mit Keulenschlägen zertrümmerte er es. Durch diese Heftigkeit hat er mancherlei Erbitterung gegen sich hervorgerufen, namentlich in Italien, wo man ihm ohnedies nie die Zerstörung mancher traditionellen Dante-Legende vergessen konnte. So kam es, daß er, dessen ganze geistige Persönlichkeit mehr nach Italien denn nach dem kälteren Norden gehörte und der auf dem klassischen Boden des Südens so viel zu bewundern hatte, mit einer Art Voreingenommenheit an jedes literarische Erzeugnis Italiens herantrat und durch vielfach unberechtigte Schärfe unbeabsichtigt Kumulativbeleidigungen ergehen ließ. Noch 1896 meinte er, das sonst geachtete »*Bulletino della Società Dantesca*« sei »im ganzen einfach ein Parteiorgan, das ab und zu gute Bemerkungen enthält«. Fast erweckt es manchmal den Eindruck, als hätte er sich gegen die Rolle,

die ihm seine Herkunft und seine eminente Gewandtheit in der Handhabung der beiden Sprachen zuwiesen, Vermittler zwischen deutscher und italienischer Wissenschaft zu werden, der einen die intimere Kenntnis und die ganze Tiefe des großen Florentiners, der anderen eine kritischere Auffassung und einen nüchterneren Blick beizubringen, mit der erfolglosen Anstrengung eines Prometheus wehren wollen. Man wird aber auch für diese Erscheinung den tiefsten Grund in der eigentümlichen Art seiner frühesten Entwicklung, und den nächsten Anlaß in gewissen unangenehmen Erfahrungen des späteren Gelehrten suchen müssen. Mit der Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes hängt auch ein anderer Vorwurf zusammen, den man gegen seine Schriften erhoben hat. Bei der Lebhaftigkeit seines feurigen Geistes ließ er sich manche Nachlässigkeiten in der äußeren Form zu schulden kommen, ohne sich die Mühe zu geben, seine Ideen in feste und abgeklärte, farblose Formen zu gießen; dafür ist seine Schreibart viel zu persönlich und charakteristisch; ebenso kam es ihm auch nicht darauf an, früher vertretene, vielleicht sogar polemisch verfochtene Positionen ohne weiteres preiszugeben, wenn der Weiterverlauf seiner Studien ihn von deren Haltlosigkeit überzeugt hatten. All das sind indessen rein äußerliche und nebensächliche Punkte, die dem großen positiven Wert seiner Studien keinen wesentlichen Eintrag tun können, die seine ganz hervorragende Stellung in der Danteliteratur nicht nur nicht herabmindern, sondern ihr eher noch mehr Relief geben durch die eigenartige Subjektivität ihres Urhebers. Unberührt davon bleibt in jedem Falle sein Ruhm, zahlreiche schwierige Probleme der Danteforschung endgültig geklärt zu haben, auch wenn viele seiner Aufstellungen mit der Zeit sich als unhaltbar erweisen werden, weiterhin die Kenntnis der *Divina Commedia* und ihres Sängers den weitesten Kreisen vermittelt und eine Anzahl unentbehrlicher, z. T. mit größter Selbstlosigkeit und Geduld geschaffener Hilfsmittel geliefert zu haben. Zur entsprechenden Bewertung dieser Leistungen muß man sich stets gegenwärtig halten, daß sie weitab von den großen Zentren der Wissenschaft und von den umfangreichen Bibliotheken entstanden sind, sodaß der Verfasser ganz auf sich angewiesen war. Er gelangte allerdings zu einer Literaturkenntnis, wie sie außer ihm vielleicht nur noch Kraus besessen hat; über die Neuerscheinungen in den wichtigsten Kultursprachen führte er seit 1870 in periodischen Blättern, so in der *Rivista internazionale* (Florenz 1876/77), ständig in der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« (1870—1896) gewissenhaft und mit scharfem Kritikerblick Buch; die meisten dieser kritischen Orientierungen sind später in dem zweibändigen Werke »*Dante in Germania*« (Mailand 1881/83) systematisch zusammengefaßt wieder erschienen.

Mit »Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke« (Biel 1869) hatte sich S. in die Danteliteratur eingeführt; als das Werk 10 Jahre später in 2. Auflage in Frankfurt a. M. erschien, zeigte es eine völlig neue Physiognomie. Während die Jugendarbeit sich noch ganz in den traditionellen Legendengeleisen bewegte, leitete die zweite, unter dem Eindruck der Todeschinischen Dantestudien völlig umgearbeitete Auflage die Betrachtungsweise einer scharfen kritischen Richtung ein, die bei S. manchmal zur Hyperkritik wurde und in Italien viel Aufregung verursachte. Über Dantes innere Entwicklungsgeschichte hat er um die gleiche Zeit im »Dante-Jahrbuch« (II, 99ff; III, 1ff.; IV, 144ff.) und gesammelt in den »Abhandlungen über Dante« (Frankfurt 1880) das Gediegenste und Bedeutendste veröffentlicht, das wir über dieses dunkle Problem wissen. Nach solchen Vorstudien war niemand, be-

sonders seit Witte tot war, geeigneter, direkt in die geheimnisvollen Tiefen der göttlichen Komödie in der Form eines Kommentars einzuführen, als der Schweizer Pfarrer, der mit seltener Hingebung nicht nur durch die zahlreichen alten Kommentare sich durchgearbeitet, sondern auch die Geduld besessen hatte, sich eingehend in der patristischen und scholastischen Literatur zu orientieren, um den unermeßlich weiten Horizont überblicken zu können, der sich über Dantes Hauptschöpfung erhebt. Ein weiter Abstand trennt die vorangehenden Werke ähnlicher Art von S.s großem Dante-Kommentar *(Divina Commedia con commento*, Leipzig 1874—82, 3 Bde.); an Vertiefung der Erklärungen, an der erstaunlichen Fülle des beigezogenen Materials, an der durchaus vorurteilslosen Objektivität, mit der die Forschungsresultate dem Lesepublikum unterbreitet wurden, wird dieses *Standard-work*, dem auch gelegentliche Unrichtigkeiten keinen Eintrag tun können, so rasch nicht wieder erreicht werden. Es war und bleibt S.s Hauptleistung; es mochte für ihn wenigstens eine kleine Genugtuung sein, daß diese durchweg für die wissenschaftliche Welt zugeschnittene Arbeit noch ein zweites Mal, ergänzt und durchgesehen, erscheinen durfte. Kurz vor des Verfassers Tod erschien der 1. Band (1900), wie alle seine derartigen Werke ein Dokument gewissenhaftesten Geistes und steten Fortschrittes mit dem Gang der Forschung; leider wird, so muß man fast befürchten, für die Weiterführung dieser zweiten Auflage der ursprüngliche Autor kaum ersetzt werden können. Ganz besondere Anerkennung gebührt S. dafür, daß er für Schul- und populäre Zwecke eine verkürzte Ausgabe des großen Kommentars veranstaltet hat; neben einer trefflichen und beispiellos billigen Schulausgabe des Textes haben wir darin in präzisester Form »das beste Bild der heutigen Erklärung des Gedichtes« erhalten. (Mailand, Ulr. Hoepli 1893, 2 Bde.; 2. Aufl. 1896; 3. Aufl. 1899). Die Tatsache, daß innerhalb weniger Jahre drei Auflagen abgesetzt werden konnten, zeigt am besten die Notwendigkeit und den Wert dieser Arbeit.

1890 war zum Leipziger Kommentar als 4. Band unter dem Sondertitel *Prolegomeni* noch eine Art Einführung ins Dantestudium, eine Orientierung über Leben und Schriften des Dichters erschienen, ein Thema, das in ähnlicher Fassung schon in den zwei Bändchen der Hoeplischen Manuali »*Vita di Dante. Opere di Dante*« (Mailand 1883; in 2. Auflage unter dem Titel *Dantologia*, 1894; englisch von Davidson, Boston 1887) behandelt worden war; weniger als eine Übersetzung der *Prolegomeni*, denn als durchaus selbständige Behandlung des gleichen Stoffes für den deutschen Leserkreis ist das 1892 erschienene »Dante-Handbuch« (engl. von Butler, London 1893) zu betrachten. An die weitesten Kreise wendet sich die populäre Behandlung Dantes und seiner Werke in Bd. 21 der Bettelheimschen »Geisteshelden« (1896), worin es der Verfasser unter Beiseitelassung jeder wissenschaftlichen Diskussion lediglich auf eine positive Darstellung absah. Als überaus schätzenswerte Hilfsmittel für das Dantestudium sind zwei Unternehmungen anzusehen, die S. in den letzten Lebensjahren noch fertiggestellt: die *Enciclopedia Dantesca* (Mailand, Hoepli 1896/98), bei allen aus dem Mangel gründlicher Fachstudien auf dem Gebiet romanischer Philologie sich ergebenden Fehlern doch das beste und zuverlässigste Nachschlagewerk, zugleich ein Zeuge der staunenswertesten Beherrschung der gewaltigen Fachliteratur; und dann die nicht weniger brauchbare »*Concordanza della Divina Commedia*« (Leipzig 1901).

S. hat, wie sich aus dieser flüchtigen Aufzählung seiner zahlreichen Bei-

träge zur Danteliteratur, denen noch eine weit größere Liste von Studien in deutschen und italienischen Tagesblättern und Zeitschriften beizuzählen wäre, sein Leben und seine reichen Geisteskräfte vorwiegend in den Dienst des großen Florentiners gestellt. Und doch weht durch all diese Publikationen, die er dem einsamen und verfolgten »Geisteshelden« widmete, ein kühler, kritischer Zug; nirgends spricht ein wärmerer Ton zum Herzen; nirgends verrät uns der Autor, daß er in intimere Beziehung zu ihm getreten ist, daß er mit Bewunderung zu ihm emporschaut. So war es ihm freilich auch leicht, jegliche Legenden, mochten sie noch so sehr *in honorem* des Dichters entstanden sein, preiszugeben, gänzlich vorurteilsfrei nur die Wahrheit zu suchen und darzustellen. Schonungslos schälte er jede romanhafte Ausschmückung, die in den Tatsachen nicht begründet war, vom festen Kern los. Es wäre aber falsch, wollte man glauben, daß die erhabene Größe der Danteschen Dichtung, die ihre tiefsten Wurzeln in der mittelalterlichen und katholischen Weltanschauung eingeschlagen hatte, ihm unbekannt geblieben wäre. Bei allem Radikalismus hat er doch stets den reichen Ideengehalt und den allegorisch-symbolischen Charakter der *Divina Commedia* nachdrucksam hervorvorgehoben. 'Αεὶ διδασκόμενος, stets lernend, so zeigt sich dieser unermüdliche Danteforscher noch in seinen letzten Schriften. Immer hatte er in jeder neuen Arbeit etwas Neues uns zu sagen; immer waren ihm bei seinem rastlosen Suchen neue wertvolle Offenbarungen zuteil geworden und nie hat er sich geweigert, auch von andern sich eines bessern belehren zu lassen.

Neben der Beschäftigung mit Dante hat S. sich doch auch noch für andere Größen den Blick frei gehalten; ja er fand sogar noch die nötige Zeit, von Tassos *Gerusalemme liberata* eine kommentierte Ausgabe zu veranstalten (Leipzig 1871; 2. Aufl. 1882) und ebenso von Petrarcas *Canzoniere* (ebd. 1883) und seit Jahren sammelte er Material zu einem Werke über Galilei. An sonstigen Unternehmungen ist die mit Fanfani unternommene Gründung der *Rivista internazionale* zu erwähnen, die er später mit der *Rivista europea* vereinigte; ein Jahr lang führte er auch die Redaktion des »Dante-Jahrbuches« (Band IV), was sich aber bei der eigenartigen Selbständigkeit S.s als unhaltbar erwies.

An äußerer Anerkennung hat es dem berühmten Danteforscher nicht gefehlt, wenngleich er wenig Gewicht darauf legte: zahlreiche gelehrte Vereinigungen Italiens, Deutschlands, Englands und Amerikas ernannten ihn zum Ehrenmitglied und der König von Sachsen verlieh ihm nach Vollendung des Dante-Kommentars das Ritterkreuz 1. Klasse des Albrechtordens. Vielleicht schlug er höher als diese offiziellen Ehrungen den Besuch an, den zahlreiche Gelehrte ihm in seinem allezeit gastlichen Pfarrhaus am Hallwyler See abstatteten; manchem, mit dem er sich schon zuvor auf wissenschaftlichem Gebiete gezankt hatte, konnte er hier unter sprudelndem Witz und geistreichem Worte die Hand zur völligen Versöhnung reichen.

Seine Pfarrpflichten hat S. allerwärts gewissenhaft erfüllt; besondere Sorge ließ er dem Armen- und Schulwesen angedeihen. In seinen Predigten sprach der Mann mit dem offenen Blick für alle Bedürfnisse des gewöhnlichen Volkes zu den Zuhörern; schlicht und kernhaft, mit ständiger Bezugnahme aufs praktische Leben, frei von allem hohlen Pathos und Phrasentum waren seine inhaltsreichen kurzen Ansprachen; hier auf der Kanzel verstummte der Kritiker, dessen scharfe Stiche so manchmal tief ins Herz trafen, es redete nur der aus dem Vollen schöpfende Seelsorger, der so recht zu einem Volksredner

die Voraussetzungen hatte. Sein Familienleben war an der Seite einer an seinem rastlosen Denken und Schaffen und seinen Plänen weitgehenden Anteil nehmenden Gattin das denkbar glücklichste; bei aller Strenge in der Erziehung wollte er doch seinen Kindern die trüben Erfahrungen seiner wenig erfreulichen Jugend, die den Zug der Bitterkeit in seinen Charakter gebracht hatten, durchaus erspart wissen. Ein harter Schlag, von dem er sich nicht mehr erholte, war der Tod der ältesten, kaum 22jährigen Tochter (1891). Selbst schon seit 1888 kränklich, fühlte er mehr und mehr die Folgen der Überarbeitung; eine Influenza knickte 1900 seine letzte Lebenskraft, so daß er rasch einer Gehirnentzündung im folgenden Jahre erlag.

Nach autobiographischen Aufzeichnungen und nach persönlichen Mitteilungen seiner Tochter, Sofie S., der an dieser Stelle noch besonders gedankt sei. Vgl. Der Bund (Bern) 1901 Nr. 43 I. 12./13. Febr. — Kraus in Allg. Ztg. 1901 Beil. 38. — *Passerini, Giornale Dantesco* 1901. — Hilty, Polit. Jahrb. der Schweiz. Eidgenossenschaft XV (Bern 1901) 722—24. — *Giornale storico della letteratura italiana* 37 (1901), 477 ff. — *Romania* (Paris) 30 (1901), 462.

Freiburg i. B. J. Sauer.

Walter, Benno, Geiger, * 17. Juni 1847 in München, † 23. Oktober 1901 in Konstanz, war der Sohn eines Stadtmusikers. In frühester Jugend gab er Proben eines seltenen Talents, das sich, gepaart mit leidenschaftlicher Liebe zum Geigenspiel, in scharfem Musikgehör und lebhaftem Auffassungsvermögen offenbarte. Er war ein Wunderkind. Der väterliche Unterricht, den er im Alter von vier Jahren erhielt, schlug bei ihm überraschend gut an. Mit fünf Jahren war er bereits so sicher, daß er sein erstes Konzert geben konnte. Als er bei einer Kindervorstellung im königlichen Odeon, als Knabe Mozart verkleidet, einige Stücke zu spielen hatte, erregte er durch die Verve, mit der er den Bogen meisterte, allgemeines Aufsehen. Nun hielt es der Vater für geraten, seine hohen Pläne auszuführen; im Jahre 1854 unternahm er, ein zweiter Leopold Mozart, mit dem kleinen Benno und zwei Töchterchen, von denen eines Klavier spielte, das andere sang, Konzertreisen durch Bayern, die dem jungen Geiger reichliche Anerkennung brachten. 1856 durfte Benno sogar im Hoftheater zum ersten Mal vor der Königin Mutter spielen, die, von der frisch zupackenden Art des Kleinen entzückt, ihn in die Residenz kommen ließ, den Prinzen Ludwig und Otto vorstellte und mit einer wertvollen Geige beschenkte. Von dieser Zeit an begannen die Kunstreisen durch Deutschland. Daneben wurden die höheren Studien nicht vernachlässigt. Professor Barraker erteilte dem Knaben Unterricht in der Harmonie, Professor Mayer im Kontrapunkt; später gab ihm Generaldirektor Levi noch Anweisungen im Dirigieren. Die unstäte Virtuosenlaufbahn scheint indessen dem jungen Künstler auf die Dauer nicht behagt zu haben. 1862 sehen wir ihn als Eleven im Münchener Hoforchester, bereits nach zwei Jahren zum Hofmusiker vorgerückt und 1870 an der Stelle seines verstorbenen Bruders zum Konzertmeister und Violinlehrer an der k. Musikschule in München ernannt. Mit der Aufnahme in diese vornehmen Institute hatte Walter, noch in jungen Jahren, den festen Boden gefunden, auf dem er seine Kräfte nun im reichsten Maße entfalten und stählen konnte. Freilich kam ein, diese Entwickelung einigermaßen erschwerendes Moment hinzu. Seine Anstellung fiel in jene Zeit, in der München zum Schauplatz grosser musikalischer Ereignisse, der Kämpfe für und wider Wagner geworden war. Es mag damals für einen jungen Musiker, der in älteren Anschauungen aufgewachsen war, nicht leicht gewesen sein, inmitten all der Meinungen den rechten Weg, d. h. sich selbst, zu finden. Wenn

auch nach den siebziger Jahren mit Wagners Abzug für München diese Kämpfe äußerlich ihren Abschluß gefunden hatten, die Parteien bestanden fort und warben, oft mit recht drastischen Mitteln, ihre Anhänger. Indessen W. stand fest zu Wagner. Als führendes Orchestermitglied mußte er ihm wohl bald persönlich näher treten, und das spätere Verhältnis zwischen Beiden hat auch gezeigt, daß der Bayreuther Meister nicht wenig auf seinen Münchener Konzertmeister gehalten hat. Auf seinen Wunsch spielte W. bei der Erstaufführung des »Parsifal« in Bayreuth 1882 das große Solo und weilte in späteren Jahren nicht selten im Hause Wahnfried, als gern gesehener Gast und geschätzter Quartettspieler. In dieser letzteren Eigenschaft besaß er ja in München und anderwärts längst einen ausgezeichneten Ruf. Sein Streichquartett, das seit 1875 ausgedehnte Kunstreisen durch Deutschland, Österreich, die Schweiz, Italien und Amerika unternahm und in den letzten Jahren mit ihm aus seinem begabten Sohn Benno als Sekundarius, dem tüchtigen Bratschisten Vollhals und dem vortrefflichen Cellisten Bennat sich zusammensetzte, zählte zu den gediegensten Kammermusik-Vereinigungen. Berühmt waren die alljährlichen, mit erlesenem Kunstverständnis arrangierten acht Soireen während der Konzertsaison, zu denen sich stets das musikalischste Publikum Münchens einfand. Die Werke von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert konnte man hier in geistig geläuterter Wiedergabe genießen; neuere Meister kamen nur gelegentlich, aber dann minder verständlich zu Wort. Über seinem Quartettspiel vernachlässigte W. weder sein Lehramt, in welchem er mit segensreichem Erfolge wirkte, noch seine solistische Tätigkeit im Orchester und in eigenen Konzerten. Es bedeutete bei den Aufführungen der musikalischen Akademie immer einen besonderen Genuß, wenn z. B. in Beethovens »*Missa solemnis*« das bekannte Benediktus-Solo oder in Bachs Matthäus-Passion die Solobegleitung der Alt-Arie »Erbarme Dich« von W. gespielt wurden; alles lauschte dann in andächtigem Schweigen seinem weitströmenden Ton und der großzügigen, ungemein lebensvollen Gestaltung. Bei Opernaufführungen kam es nicht selten vor, daß Fremde, die unsern Konzertmeister nicht kannten, begierig sich erkundigten, wer denn eben dies und jenes Solo so wunderprächtig gespielt habe. — Es lag ein eigentümlicher Zauber in seinem Vortrag: milde Schönheit und vollsaftige Reife. Jene Kunstfertigkeit, die in herausfordernder Siegesgewißheit den Hörer nur blenden will, war W. fremd. Seine Überlegenheit im Figuren- und Flageoletspiel diente ihm lediglich als Mittel schlackenloser Verdeutlichung des Ausdruckes. Rein virtuose Leistungen mied er gerne, und in Vortragsstücken, die die ganze leidenschaftliche Glut des Temperaments erheischten, zeigte er stets im rechten Augenblick, daß er sich auch zu zähmen wisse. Sichtlich am wohlsten aber war ihm in Adagiosätzen, in denen er auf seiner Geige so recht singen konnte; da war es dann, als ob ihm das Instrument seine innersten Geheimnisse im kosenden Zwiegespräch anzuvertrauen habe; man mußte unwillkürlich an unseren größten Meister Joachim denken — es war dieselbe keusche, kernige Wärme, dasselbe gleichsam meditierende Versenken in die Seele der musikalischen Gebilde. — So konnte es nicht ausbleiben, daß W. nicht nur in München (er erhielt u. a. von Baron Eichthal eine der schönsten Stradivariusgeigen zum Geschenk), sondern weit über seinen engeren Wirkungskreis hinaus sich Freunde erwarb. 1883 erging an ihn der ehrenvolle Ruf an Lauterbachs Stelle nach Dresden. Um W. an München zu fesseln, verlieh ihm der König den Professortitel und die goldne Medaille für Kunst und Wissenschaft. 1891 wurde

der Künstler in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen mit dem Michaelsorden 4. Klasse und 1901 mit der 3. Klasse des Ordens ausgezeichnet. Bald nach dieser letztern Ehrung, befiel ihn infolge der Aufregungen und Sorgen seines Berufes ein Herzleiden, von dem er schon nach wenigen Monaten, eben als er bei einem Freund in Konstanz zu Besuch weilte, jäh dahingerafft ward, mitten im emsigsten Streben, auf dem Höhepunkt seiner Meisterschaft, von allen Freunden der Kunst aufrichtig betrauert. Die Alten haben gesagt, wen die Unsterblichen liebten, den nähmen sie in der Vollkraft seiner Jahre von der Erde hinweg, damit sein Bild in ungetrübter Frische der Nachwelt überliefert werde. War nicht auch W. solch ein Götterliebling? — In dem naturschönen oberbayerischen Bad Aibling, woselbst der Künstler ein schmuckes Landhaus besaß, das ihm Erholung und Freude war, ruht er nun zum letzten Schlummer. Auf sein Grab aber möchten wir schreiben: »Benno Walter, ein deutscher Geiger, gefallen auf der Wahlstatt der Kunst!«

Dr. Theodor Kroyer.

Rheinberger, Joseph von, Komponist und Orgelvirtuos, * 17. März 1839 zu Vaduz in Liechtenstein, † 25. November 1901 in München, stammte aus einer Beamtenfamilie, als Sohn eines fürstl. Liechtensteinschen Rentenverwalters, der glaubwürdigen Berichten zufolge ein warmes Herz für die Kunst hatte. Wie fast alle bedeutenden Musiker bekundete unser Meister schon als Knabe außergewöhnlich reiche Anlagen. Mit 7 Jahren war er im Orgelspiel bereits so weit, daß er den gerade erledigten Organistenposten in der Kirche seines Geburtsortes zur vollen Zufriedenheit der Gemeinde versehen konnte. Auch komponierte er Lieder, Versetten und sogar eine dreistimmige Vokalmesse, die ihn bekannt machte. Da ließ der Bischof von Chur, um sich von dem seltenen Talent selbst zu überzeugen, den jungen Tonsetzer zu sich kommen. »Man führte den Knaben«, so erzählt Anton Hinger im Jahrbuch des hist. Vereins für Liechtenstein, »in den Dom, wo auf dem Chor ein Salve Regina für vier Männerstimmen mit obligater Orgelbegleitung auflag. Der Kleine übernahm die Begleitung, und der musikliebende hochwürdige Herr stimmte mit einigen Klerikern den Gesang an; doch schon nach wenigen Takten sprang der Knabe, vergessend, wen er vor sich hatte, von seinem Sitz auf und rief entrüstet: »Aber, Herr Bischof, Sie singen ja falsch!« Für sein Können und seinen Freimut wurde der junge Musiker und Kritiker vom Bischof mit einem Dukaten belohnt.« Noch auffälliger offenbarte sich das so frühzeitig entwickelte feine Gehör des Knaben bei einer anderen Gelegenheit. Es war im November 1848, als einige Feldkirchner in Vaduz ein Konzert veranstalteten. »Hier hörte der Knabe zum erstenmal ein Mozartsches Streichquartett, was ihn überglücklich machte und einmal über das anderemal zu lauten Ausbrüchen des Entzückens hinriß. Aber dieses Ereignis sollte zugleich der entscheidende Wendepunkt seines Lebens sein. Als nämlich vor Beginn des Spieles der Primarius seine Geige stimmte, sagte der dabei stehende Joseph sogleich: »Ihr A klingt gerade wie das B auf meinem Klavier«, was den Herrn außerordentlich frappierte. Nach Schluß des Konzerts überzeugte sich dieser im elterlichen Hause Josephs von der Wahrheit der Behauptung und forderte nun den Vater auf, ihm den Sohn zur weiteren musikalischen Ausbildung zu überlassen.« So kam der kleine Joseph, der freilich immer noch nebenbei Vaduzer Organist blieb, nach Feldkirch, wo er nun den ersten gründlichen Unterricht genoß. 1851 sandte

man ihn nach München an das Konservatorium zu Jul. Jos. Maier und dem Orgelmeister Dr. Herzog. Seine glänzende Begabung, sein unbegrenzter Fleiß und berufserfüllter Ernst warben ihm schnell überall Gönner, und ehe die übliche Studienfrist um war, hatte sich Joseph theoretisch und praktisch besonders als Komponist und Orgelspieler so sehr vervollkommnet, daß er, kaum 15 Jahre alt, als einer der gesuchtesten Organisten und Lehrer galt. 1859 berief man ihn als Lehrer für Theorie an das Institut, das er wenige Jahre vorher mit Auszeichnung absolviert hatte. 1867 wurde er daselbst zum Professor für Orgel und Theorie, sowie zum Inspektor der Instrumental- und Theorieklassen und daneben 1877 zum Dirigenten der altehrwürdigen kgl. Vokalkapelle ernannt. Mit diesen Ämtern hatte er den festen Umkreis gewonnen, in dem er bis an sein Ende mit voller Hingebung segensreich wirkte. Zugleich entfaltete er als Tonsetzer auf allen Gebieten eine intensive Tätigkeit, die auch in seiner letzten Zeit nicht ganz erlahmte. Sein Ruf drang über die Grenzen des Reiches hinaus, und weither vom Westen kamen die Lernbeflissenen, um bei dem Meister sozusagen den letzten Schliff zu erhalten. Sein äußeres Leben, das in seiner Anspruchslosigkeit und Abgeschlossenheit an dasjenige Bachs erinnern könnte, floß im übrigen still dahin. Im Jahre 1892 traf ihn der Tod seiner Gattin, der Dichterin Franziska von Hoffnaas, als herbster Schlag. Seit dieser Zeit schien R. sich noch mehr zurückziehen zu wollen. Nur bei den offiziellen Veranstaltungen der Musikschule und den, allerdings recht seltenen, Aufführungen seiner Werke ließ er sich sehen. In der Kunst, sich der Welt bemerkbar zu machen, war er ja zeitlebens ein Stümper. Aber man vergaß ihn darob keineswegs. In den letzten Jahren mangelte es nicht an den höchsten Ehrungen; u. a. verlieh ihm der Regent 1894 den mit dem persönlichen Adel verbundenen Kronenorden, 1899, zum 25jährigen Stiftungsfest der zur königlichen Akademie erhobenen Musikschule den Geheimratstitel, und die Münchener Universität den Ehrendoktor, — Auszeichnungen, die ihn vielleicht glücklicher, aber nicht stolzer gemacht haben. Da trat Schnitter Tod dazwischen. Eine schwere Nervenkrisis, die schon längere Zeit in seiner verdüsterten Gemütsstimmung ihre Schatten vorausgesandt hatte, warf den anscheinend Unerschütterlichen im Sommer 1901 aufs Krankenlager, bis er, betrauert wo Freunde der Kunst wohnen, nach wenigen Monaten seine Augen für immer schloß.

Mit Rh. ist einer unserer besten Musiker und markantesten Künstlerpersönlichkeiten aus dem Leben gegangen. Wenn er schon, wie aus den eingangs erwähnten Anekdoten hervorgeht, im zarten Kindesalter eine ungewöhnliche Veranlagung an den Tag legte, so bildeten sich späterhin über sein phänomenales inneres Gehör und seine fast beispiellose kontrapunktische Kombinationsgabe förmliche Legenden. Am häufigsten hatten seine Schüler Gelegenheit, diese Fähigkeiten zu bestaunen, wenn er z. B. mitten im Unterricht die von diesem und jenem freiwillig vorgelegten Chor- und Orchesterpartituren mit wenigen Strichen treffend verbesserte, gleichzeitig in die an der Tafel bearbeiteten Chorsätze ohne weiteres überraschende Klangwirkungen hineinzauberte oder bei Anlage einer Doppelfuge über die angewachsenen Schwierigkeiten durch ein Wort wie spielend hinweghalf, um noch nebenbei weitere Möglichkeiten der Lösung, an die niemand gedacht hätte, scharfsinnig zu erörtern. Dieselbe absolut musikalische Überlegenheit, der sich der sprödeste Stoff jederzeit willig fügt, spiegelt sich auch in R.s Kompositionen. Es existieren wohl nicht viele mehr unter den lebenden Tonsetzern, die in den dialektischen

Formen mit der gleichen strengen Logik, mit derselben anregenden Vielseitigkeit und Adeligkeit des Ausdrucks, mit solcher Kunst sich zu bewegen wissen wie er es vermochte. Rh. war ein Meister des polyphonen Satzes. Aber auch ein Meister des Planes und des Aufbaues. Auf diesem Felde war er seinen Vorgängern Schubert und Mendelssohn überlegen. Sein Vorbild war hier ohne Frage Beethoven. Ihm verdankt er die energische Bündigkeit der Entwicklung und die Kunst der thematischen Spannung. Wenn auch der Sinn für Architektonik eine Gabe ist, die zudem nicht an jedem Musiker offenbar wird, so muß die Fertigkeit, aus unscheinbaren Keimen organische Gebilde, deren Form vollauf dem Inhalt entspricht, hervorwachsen zu lassen, doch erst erworben, ja, manchmal, wie Beethovens Beispiel lehrt, im Schweiße härtester Arbeit errungen werden. Daß auch Rh. nicht von Anfang an der formvollendete Meister war, erhärten manche seiner früheren Werke, wie das Vorspiel der Wallenstein-Symphonie, der Hauptsatz des Klaviertrios op. 34 u. a., in denen das erstrebte Gleichgewicht zwischen den gedanklichen Werten und dem Schlußergebnis der äußeren Gestaltung nicht erreicht oder, wenn wir so sagen wollen, die Form dem Inhalt über den Kopf gewachsen ist. Der umgekehrte Fall tritt dagegen nur selten ein. Die oft erstaunliche Zeugungskraft seiner musikalischen Gedanken, insbesondere der ersten Hauptthemen, findet bei ihm stets ihren reichlich bemessenen Wirkungskreis. Wie also aus dem Gesagten hervorgeht, konzentrierte der Meister seine ganze Kunst auf das Gefüge des Tonsatzes, auf die melodische Kontur und Perspektive. Anders in der instrumentalen und harmonischen Farbengebung. Hier traf er wohl mit genialem Instinkt gelegentlich auf brillante Mischungen, wie er ja auch ein feines Ohr für die klangliche Besonderheit der einzelnen Instrumente und ihrer Gruppierung besaß, aber ein Kolorist oder gar ein Harmoniker im modernen Sinn war er nicht. Die scharfen Würzen der neudeutschen Schule mied er sogar geflissentlich. Zwischen dieser individuellen Eigenart und seinem merkwürdigen Verhältnis zur Programm-Tondichtung, auch zur Vokalmusik, bestand wohl ein innerer Zusammenhang. Wie Rh. sich den spezifisch modernen Darstellungsmitteln verschloß, so war ihm hinwiederum auch die Erkenntnis des Mittleramts der Poesie in der Musik versagt. In seinen zahlreichen mit Programmüberschriften versehenen Orchester- und Klavierkompositionen schwankt er unter den Einwirkungen seiner »absolut« musikalischen Gestaltungsweise zwischen elementarer Tonmalerei und freiem Formenspiel nach der Art Mendelssohns und Gades, ohne den poetischen Vorwurf zu erschöpfen oder wenigstens die demselben komplementäre Stimmung voll auszulösen. Daraus ergeben sich bei allen schönen, ja oft prächtigen Details manchmal unbefriedigende, »stumme« Gesamteindrücke. In einer ähnlichen Lage befindet sich der Hörer auch manchen Vokalkompositionen gegenüber, in denen Rh. sich nur auf den Versuch der Textauslegung beschränkt, bezw. die motivisch-musikalische Durchführung den dichterischen Grundton überwuchern läßt. Und die Ursachen dieser seltsamen Anomalie? Sandberger sagt in seinem vortrefflichen Essai (s. u.), sie »lagen in der spezifischen Art seiner musikalischen Begabung und Erziehung, sodann im Maß seiner ästhetischen und allgemeinen Bildung«. Damit dürfte die einzig richtige Antwort gegeben sein. Doch ist unter den vielen Liedern, unter den geistlichen und weltlichen Chorwerken des Meisters auch wieder an wirklich stimmungsvollen Stücken kein Mangel.

Rh. zählt zu den sehr fruchtbaren und vielseitigen Tonsetzern; und er

gilt in katholischen Kreisen als Kirchenkomponist. Aber nicht eigentlich mit Recht. Mögen auch seine Messen, Motetten, Hymnen und sonstigen geistlichen Kompositionen, in denen sich eine tiefe Gläubigkeit ausspricht, als vornehm-gediegene und brauchbare Werke gegen den Quark, der heute gerade auf diesem Gebiet noch massenhaft fabriziert wird, eine wirkliche Bereicherung der katholischen Kirchenmusik bedeuten, so gravitiert doch sein ganzes Schaffen künstlerisch, ästhetisch und historisch nach der instrumentalen Seite. In seinen Kammermusik- und Klavierwerken, mehr noch in seinen Orgelkompositionen äußert sich der echte Rh., erfindungsreich, kraftvoll, prägnant. Und hier steht er sogar über seiner Zeit, als Neuerer und Entdecker. Er hat das Orgelkonzert zum ersten Mal wieder bebaut und der Orgelsonate, die er, an der starken Kunst Bachs gestählt, nicht nur von den krankhaft weichlichen Elementen der Mühling, Hesse, Hanisch, Kempter etc. säuberte, sondern auch mit eigenartigen, der Natur des Instruments immanenten Figuren und Wendungen belebte, neue Pfade aufgetan. Rh. schrieb außerdem von größeren Orchesterwerken noch eine zweite Symphonie, mehrere Ouverturen, ferner viele weltliche Chorlieder, Chorballaden, Kantaten, endlich auch dramatische Werke, die aber nur bewiesen, daß er eine dramatische Ader nicht besaß.

Mit Rh. ist auch ein extremkonservativer Musiker aus dem Leben gegangen. Er wurzelte mit allen Fasern in den klassischen Meistern, die ihm Anfang und Ende gottbegnadeten Künstlertums, sein Ideal waren. Schon die romantische Richtung Spohrs, Chopins, Schumanns war ihm, wenigstens in reiferen Jahren, nicht mehr so recht sympathisch. Die moderne neuromantische aber mit ihren revolutionären Grundsätzen und dem geringen Respekt vor dem Alten blieb ihm vollends ein Greuel; und er hat dieser Abneigung während seiner Lehrtätigkeit an jenem Institut, mit dem doch die Namen Richard Wagners, Bülows, Cornelius' so eng verknüpft sind, oft und unverhohlen genug in seiner launigen Weise Ausdruck gegeben, eben wie einer, der sich mit guter Miene zum bösen Spiel in etwas Unvermeidliches fügt. Seine begabteren Schüler, die in ihm einen Kontrapunktlehrer verloren haben, wie es kaum einen zweiten mehr gibt, wußten ja, daß es ihm bei derartigen Ausfällen gegen Wagner vollständig fern lag, anderen seine Meinung aufzudrängen. So war Rh. wohl einer der aufrichtigsten Gegner des neuen Kurses aber auch einer der vornehmsten, so vornehm, wie sonst im persönlichen Umgang. Denn er war nicht nur echt in der Kunst, sondern auch echt im Leben, ein ganzer Charakter.

Werke: Die Opern: »Die 7 Raben« (in 3 Akten) op. 20, »Türmers Töchterlein« (kom. Oper in 4 Akten) op. 70; die Singspiele: »Der arme Heinrich« op. 37, »Das Zauberwort« op. 153; ferner die Schauspielmusiken zu Calderons »Wundertätigem Magus« und Raimunds »Unheilbringender Krone«. — Kirchenchorwerke mit Instrumental-Begleitung: 2 Stabat mater (op. 16, 138), Passionsmusik »Zur Feier der Charwoche« (op. 46), 3 Requiem (op. 60, 84, 194), 14 Messen (op. 62, 83, 109, 117, 126, 151, 155, 159, 169, 172, 187, 190, 192, 197 posth.). — 22 Kantaten, Chorballaden, weltliche Hymnen usw. (bes. »Christophorus« op. 120, »Rose von Hildesheim« op. 143, »Das Tal des Espingo« op. 50, »König Erich« op. 71, »Wittekind« op. 102, »Montfort« op. 145, »Stern von Bethlehem« op. 164, »Vom goldenen Horn« op. 182, »Toggenburg« op. 76, »Die tote Braut« op. 81, »Johannisnacht« op. 91). — 27 Bände Chorlieder und Männerchöre (op. 2, 24, 31, 44, 48, 52, 63, 73, 74, 80, 85, 86, 90, 100, 106, 108, 116, 124, 125, 130, 141, 144, 160, 170, 173, 185, 186). — Duette op. 103. — 13 Bände einstimmige Lieder mit Begleitung (op. 3, 4, 22, 26, 41, 55, 57, 128 [mit Orgel], 129, 136, 152 [Kinderlieder], 157 [mit Orgel], 158). — 13 Bände Geistl. ein- und mehrst. Gesänge: Hymnen op. 54, 58, 96 (mit Orgel), 107, 134 (Oster-

hymne), 140, 171; Geistl. Ges. op. 96, 118 (2stimmig); Motetten op. 40, 133, 163, 176. — Orchesterwerke: 2 Symphonien (»Wallenstein« op. 10; in Fdur op. 87); 3 Ouverturen (»Zähmung der Widerspänstigen« op. 18, »Demetrius« op. 110; »Akademische Ouv.« [Fuge zu 6 Themen) op. 195). — 16 Kammermusikwerke: 2 Sonaten f. Klav. u. Violine op. 77, 105; Sonate f. Klav. u. Cello op. 92; Sonate f. Klav. u. Horn op. 178; 3 Trios f. Klav., Violine u. Cello op. 34, 112, 121, 191; Klavierquartett op. 38; Klavierquintett op. 114; 2 Streichquartette op. 89, 147; Thema mit Veränderungen f. Streichquartett op. 93; Streichquintett op. 82; Nonett op. 139; Suite f. Violine u. Org. op. 150; Stücke f. Violine u. Org. op. 166; Suite f. Orgel, Violine, Cello u. Orchester op. 149. — Orgelwerke: 2 Konzerte mit Orchester in F op. 137, in Gmoll op. 177; 20 Sonaten (op. 27, 65, 88, 98, 111, 119, 127, 132, 142, 146, 148, 154, 161, 165, 168, 175, 181, 188, 193, 196); Trios op. 49, 189; Fughetten op. 123; Charakterstücke op. 156, Monologe op. 162; Meditationen op. 167; Miscellaneen op. 174. — Klavierwerke: Konzert mit Orch. in As op. 94; Sonate zu 4 Händen op. 122; 4 Sonaten zu 2 Händen op. 47 (Sinfon.-Son.) 99, 135, 184 (Romantische Son.); Stücke zu 4 Händen op. 13, 15, 30, 36, 72, 79; Charakterskizzen, Studien usw. zu 2 Händen op. 1, 5—9, 11, 12, 14, 19, 23, 28, 29, 33, 39, 42, 43, 45, 51, 53, 59, 61, 66—68, 78, 101, 104, 113, 115, 180, 183. — Der größtenteils unedierte handschriftliche Nachlaß befindet sich im Besitz der Hof- und Staatsbibliothek in München.

Quellen zur Biographie: Adolf Sandberger »Joseph Rheinberger« (Würdigung seines Schaffens), »Beilage zur Allgem. Ztg.«, München 1901, Nr. 278. — Shinn, »*Rheinbergers organ sonatas*«. *Musical News*, London 1901, Nr. 563. — »Ungedruckte Briefe an Joh. Lauterbach.« Die Gegenwart, 1902, Nr. 32. — Raf. Molitor »Jos. von Rheinberger und seine Kompositionen für die Orgel«, Gregorian. Rundschau, Graz 1903, Nr. 3ff. — Anton Hinger, Anekdoten. Jahrb. des histor. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein. 3. Bd. (1903). — Biographien in der »Neuen Zeitschrift für Musik«, 1884 Nr. 1, 1899 Nr. 6. — Nekrologe: Allgem. Musikzeitung (Leßmann), 1901, S. 795. *Musical Herald* (London, J. Curven), Märzheft 1901. *Weekblad voor Muziek* (Amsterdam), 1901 Nr. 50. Leipziger Illustrierte Zeitung, 1901, Nr. 3049. *Gazetta musicale di Milano*, 1901, Nr. 40. *Le Cronache Musicali* (Roma), 1902, Nr. 32. *Monthly musical Record* (London), 1901, Nr. 373. Blätter für Haus- und Kirchenmusik, 1902, Nr. 1. Schweizer Musikzeitung, 1902, Nr. 36. Neue Musikzeitung, 1902, Nr. 2ff. Raphael, 1902, Nr. 7. Klavierlehrer, 1902, Nr. 7 und 1903 Nr. 3.

Bildnisse: Grabdenkmal (ausgeführt von Bildhauer Rheinberger, dem Neffen des Verstorbenen); Heliogravüre (separat) aus dem Jahr 1900, bei Halbreiter in München erschienen; zahlreiche Abbildungen, die den Meister gewöhnlich in jüngeren Jahren darstellen, in den meisten der oben angeführten Musikzeitungen.

Dr. Theodor Kroyer.

Biedermann, Karl, Universitätsprofessor, Historiker, Journalist, Politiker, * 25. September 1812 zu Leipzig, † 5. März 1901 ebendaselbst. — B.s Jugend und Lebenshöhe fällt in die Zeit, wo sich in Deutschland der nationale Gedanke unter Hemmungen aller Art durchzukämpfen hatte. Für diesen Gedanken stets und unverdrossen eingetreten zu sein, für ihn auch persönlich gelitten zu haben, bildet den Ruhmestitel seines Daseins. Seine Erfüllung noch erlebt zu haben und die Entwicklung des neuen Reiches mit tätiger Anteilnahme noch Jahrzehnte hindurch haben begleiten zu dürfen, erschien ihm selbst als die schönste Gabe des Schicksals. Aber es war das versöhnende Rot des sinkenden Tages, das auf einem Lebensabend lag, seiner Manneswirksamkeit glänzte nicht eigentlich die Sonne des Glückes und großer äußerer Erfolge. Auf rasche und vielverheißende Anläufe, die ihn in eine führende Stellung zu bringen schienen, folgten lange Jahre der Enttäuschungen, Zurücksetzungen und Verfolgungen. Sein Lebensmut ist darunter nicht gebrochen, ein starkes Bewußtsein seines Wertes und ein unermüdlicher Tätigkeitsdrang hielten ihn aufrecht. Aber er ist bis zuletzt ein Kämpfer geblieben, zu den Satten und Befriedeten hat er nie gehört. Sein Leben entbehrt nicht jener geheimen Tragik, die so oft gerade den Tapfersten und Edelsten nicht erspart bleibt.

Aus beschränkten, doch nicht ärmlichen Verhältnissen ist B. hervorgegangen. Ein Elternhaus hat der vaterlose Knabe nicht gekannt. Einem unverheirateten Landpastor verdankte er den wesentlichsten Teil seiner humanistischen Vorbildung, die dann auf dem Dresdener Kreuzgymnasium ihren Abschluß fand. Als er Ostern 1830 die Universität Leipzig bezog, wartete seiner das Studium der Philologie, die damals gerade in Leipzig an Gottfried Hermann ihren hervorragendsten Vertreter hatte. Aber die reine »Stubengelehrsamkeit«, der exegetisch formale Betrieb stieß ihn ab. Mehr nahmen ihn die das Zeitalter beherrschenden philosophischen Studien in Beschlag und für Philosophie habilitierte sich der noch nicht Dreiundzwanzigjährige im Mai 1835 an der heimischen Universität. Doch auch die Philosophie konnte den noch in gärender Entwicklung Befindlichen nicht dauernd halten. Seiner mehr breit als tief angelegten Natur entsprach das abstrakte Denken durchaus nicht. In einer Reihe von Schriften arbeitete er sich innerlich immer mehr von ihr los. Was ihn mächtig ergriff, war die politische und soziale Gegenwart Deutschlands, war »der Drang nach gemeinnützigem, unmittelbar ins Leben eingreifendem Wirken«. Ein äußerer Umstand kam hinzu, ihn trotz ungewöhnlicher Lehrerfolge der akademischen Tätigkeit zu entfremden. Diese Tätigkeit, zuerst von oben begünstigt und gefördert — B. war schon 1838 zum außerordentlichen Professor ernannt —, begann von eben dieser Stelle beargwöhnt, angefochten und überwacht zu werden. Man fand sie »zu wenig positiv« und gewiß gehörten Vorlesungen über den deutschen Zollverein oder Vorträge für ein weiteres Publikum über »Tagesfragen« nicht gerade in den engeren Kreis philosophischer Fachkollegien.

So wuchs sich der junge Professor zum Journalisten und Politiker aus und erst damit hatte B. seinen wahren Beruf entdeckt, den Beruf, der ihn von da an nicht wieder losgelassen hat. Zu Beginn des Jahres 1842 erschien seine erste Zeitschrift: »Deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben«. Ihr Programm kündete bereits die Grundgedanken an, auf denen das spätere Wirken B.s unverrückt geruht hat, einen gemäßigten Liberalismus, straffe Hervorkehr des nationalen Gedankens (der Sachse predigte »Anschluß der Staaten zweiten und dritten Ranges an Preußen unter Weiterausbildung des Zollvereins nach der politischen Seite hin«), endlich die starke Betonung der materiellen Interessen. Nach allen drei Richtungen hin regte sich lebhafter Widerspruch, besonders der dritte Punkt erschien unverständlich: Arnold Ruge sagte sich von dem Lobredner der »schlechten Realität« förmlich los. Daß die Partikularisten wie die liberalen Doktrinäre gleichermaßen unbefriedigt waren, braucht nicht gesagt zu werden. In berechtigtem Selbstgefühl aber konnte B. später in seiner Selbstbiographie im Rückblick gerade auf dieses sein erstes journalistisches Programm schreiben: »Ich berühme mich nicht, aber freuen darf ich mich doch, daß ich vom Anbeginn meiner publizistischen Wirksamkeit an — trotz dieses Alleinstehens und trotz aller Anfechtungen, die ich deshalb erleiden mußte — den Weg beharrlich verfolgt habe, welcher als der allein zum Ziele führende später allgemein anerkannt und zuletzt auch praktisch mit so glänzendem Erfolge betreten worden ist«.

Die große Welle des Jahres 1848 trug das Lebensschifflein B.s auf seine Höhe. Sein Beruf hatte den zurückhaltenden Mann schon in den letzten Jahren zu einem persönlichen Heraustreten in eine beschränktere Öffentlichkeit geführt. Jetzt ward er, sechsunddreißigjährig, vor die Aufgabe gestellt, als

einer der Führer der Nation an eine weithin sichtbare Stelle zu treten. Der Zwickauer Wahlkreis ordnete ihn als seinen Vertreter in das Frankfurter Parlament ab. B. war nicht zum Volkstribunen geschaffen. Was ihn auszeichnete, war die Klarheit des politischen Gedankens, die Lauterkeit eines unbestechlichen, ganz der Sache gewidmeten Wollens. Was ihm fehlte, war das Impulsive, der Schwung der Rede, das mit sich Fortreißende. Er war eine kühle und nüchterne Natur von behaglich-redseliger, obersächsischer Breite. Ein Führer der Versammlung ist er darum nicht geworden, noch weniger einer ihrer glänzenden Redner, wohl aber einer ihrer besten politischen Denker. In seiner sachlich ruhigen und unparteiischen, klar verständigen und moralisch hochstehenden Weise war er der geborene Clubobmann. Sowohl die Partei des »Württemberger« wie des »Augsburger Hofes«, endlich die große »Weidenbusch-« oder »Erbkaiserpartei« hat er geleitet, immer im Sinne jenes maßvollen Liberalismus und jener entschiedenen Betonung der preußischen Führung im künftigen Reich, die schon das Programm seiner Monatsschrift gebildet hatten. Seine Stellung im Parlament kommt in der Tatsache zum Ausdruck, daß er der Deputation angehörte, die unter Simsons Führung Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbot.

Dem Heimgekehrten winkte die Führung der nationalen und gemäßigt liberalen Partei im sächsischen Landtage. Aber den kurzen und glänzenden Anfängen nach dieser Richtung, welche B.s staatsmännische Begabung im besten Lichte zeigen, war ein Fortgang nicht beschieden. In der deutschen Frage kam es zum Bruch zwischen dem Ministerium Beust und dem Landtage. Am 1. Juni 1850 erfolgte die Auflösung des Landtages und drei Tage später die verfassungswidrige Wiedereinberufung der im Jahre 1848 aufgehobenen Stände. Die Periode der Reaktion begann. Mit der Schrift »Die Wiedereinberufung der alten Stände in Sachsen aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Politik, zugleich eine Rechtfertigung der Kammern von 1849/50« nahm B. vorläufigen Abschied von der unmittelbaren Beteiligung am politischen Leben. Er zog sich auf seine journalistische Tätigkeit zurück.

Gerade diese ward ihm jetzt verhängnisvoll. Das erste Heft einer neuen Zeitschrift, die er herausgab (»Deutsche Annalen«), ward eröffnet durch einen Artikel: »Deutschland und das französische Kaisertum« von L. von Rochau. Uns heute will es nicht mehr in den Sinn, daß ein Artikel, der den Mann des Staatsstreichs vom 2. Dezember bekämpfte, Anlaß zu einem skandalösen Preßprozeß werden konnte, der einem deutschen Professor einen Monat Gefängnis und die Entlassung aus seinem Lehramte einbrachte (1853). Prozeß und Enthebung waren das persönliche Werk Beustscher Rache.

Der Verfehmte fand ein Unterkommen in dem liberalen weimarischen Ländchen als Leiter der halboffiziellen weimarischen Zeitung, wohl aufgenommen vom Großherzog wie von dem trefflichen Minister von Watzdorf. Ein volles Jahrzehnt (1853—1863), während draußen im Reich der deutsche Geist unter dem Druck der Reaktion schmachtete, hat er hier ein friedliches Stillleben gefristet. War es für ihn verhängnisvoll, daß er gerade in seinen besten Mannesjahren politisch kaltgestellt war, — denn auf dem politischen Gebiet lag eben doch seine eigentliche Begabung —, so fand er persönlich in einer ausgebreiteten schriftstellerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit reichen Ersatz. In erster Linie ist hier sein großes historisches Werk »Deutschland im 18. Jahrhundert« zu nennen (1854—1880), dessen erster Band in diese Jahre fällt und durch das er in gewissem Sinne der Vater unserer heutigen Kultur-

geschichtschreibung geworden ist. Sein Versuch, die verschiedenen Seiten des deutschen Kulturlebens im 18. Jahrhundert in organischem Zusammenhang zur Darstellung zu bringen, ist eben als solcher zu beurteilen und zu würdigen. Eine scharfe Durchdringung des zusammengetragenen Stoffes wird man vergebens suchen. Aber der Same des Gedankens ist darum doch nicht verloren gegangen und die Betonung der Bedeutung materieller und sozialer Verhältnisse als der Grundlage des Kulturlebens hat sich fruchtbar genug für die Historie erwiesen. Es soll B. unvergessen bleiben, daß er auf diesem Gebiet einer der frühesten Pfadsucher gewesen ist. Die vielseitige sonstige literarische Tätigkeit B.s in diesen Jahren (»Erziehung zur Arbeit« (1852), «Frauenbrevier« (1856), dramatische Versuche (»Heinrich IV.«, »Otto III.«, »Der letzte Bürgermeister von Straßburg«) kann hier nur angedeutet werden. Wohl aber mag noch hervorgehoben werden, daß B. es war, der (1854) den Plan zu der »Staatengeschichte der neuesten Zeit« faßte und dem Unternehmen die Mitarbeit von Männern wie Reuchlin, Springer, Baumgarten u. a. gewann.

Nach zehnjährigem Exil kehrte B. im Herbste des Jahres 1863 wieder nach Sachsen zurück. Dem neuen Aufschwung des nationalen Geistes in Deutschland seit 1859 hatte er nicht fern gestanden. Er hatte wesentlich mit den ersten Anstoß zu jener Bewegung gegeben, aus der zuletzt der Nationalverein hervorging, aber seine weimarische Stellung machte ihm eine öffentliche politische Tätigkeit unmöglich. In Leipzig übernahm er jetzt die Leitung der »Deutschen allgemeinen Zeitung« (F. A. Brockhaus), die er bis zum Eingehen der Zeitung (1879) beibehalten hat. Daß er trotzdem von der sächsischen Regierung wieder als außerordentlicher Professor angestellt wurde (1865), worin das Eingeständnis früher begangenen Unrechts lag, zeigt, wie sich die Verhältnisse hier inzwischen geändert hatten.

Das Jahr 1866 fand B. wieder in mutigem Eintreten für seine Ideale. Er setzte von neuem seine Existenz aufs Spiel, indem er nicht zögerte, den Kampf gegen seinen alten Widersacher Beust und dessen unglückselige Politik mit Nachdruck wieder aufzunehmen. Es geschah auf seine Anregung, daß Rat und Stadtverordnete von Leipzig und ebenso eine Leipziger Bürgerversammlung zu Anfang Mai Vorstellungen an Regierung und Kammer richteten, welche vor einem Konflikt mit Preußen und einer kriegerischen, d. h. österreich-freundlichen Politik warnten. Als dann nach Preußens glänzenden böhmischen Erfolgen ein Teil der national Gesinnten in Sachsen (unter ihnen u. a. G. Freytag) eine Agitation für die Einverleibung des Landes in Preußen ins Werk setzte, da war B. es wieder, der für die Aufrechterhaltung der sächsischen Selbständigkeit im Rahmen des künftigen deutschen Bundesstaats unter preußischer Führung eintrat und die zentralistischen Tendenzen abwehrte. Nach dem, was er selbst in Sachsen gelitten, wäre ein anderer Standpunkt menschlich nur begreiflich gewesen. Aber »durch leidenschaftliche Erregung nicht beirrt, beharrte er treu auf dem seit 1848 auch in den schwersten Zeiten festgehaltenen Grundsatze der bundesstaatlichen Entwicklung Deutschlands« (Gensel).

Mit der Errichtung des norddeutschen Bundes war das nationale Programm verwirklicht, für das B. mit den Besten der Nation Jahrzehnte hindurch gekämpft und gelitten hatte. In einem kurzen parlamentarischen Nachsommer war es ihm jetzt vergönnt, die Früchte noch mit einernten zu helfen, deren Saat er mit ausgestreut hatte. Sowohl der zweiten sächsischen Kammer (1869—1876) wie dem Reichstage (1871—1873) gehörte er an. Er war bis

1876 der Führer der sächsischen Nationalliberalen. Mit besonderer Befriedigung erfüllte es ihn, im Reichstage das Haftpflichtgesetz, den Vorläufer der späteren Unfallversicherungsgesetzgebung, mit unter Dach und Fach bringen zu können. Er selber war der Vater dieses Gesetzes gewesen, indem er schon 1868 eine dahingehende Petition an Bundesrat und Reichstag von Leipzig aus veranlaßt hatte. So steht der Mann, der 1842 die Bedeutung der sozialen und materiellen Verhältnisse betont hatte, auch zu der sozialen Ära unserer Gesetzgebung in Beziehung. An dem »Kulturkampf« dagegen, der damals in seiner Blüte stand, hat sich dieser Liberale nicht beteiligt, für die Ausweisung der Jesuiten zu stimmen konnte er sich nicht entschließen. Welche Reife politischer Erkenntnis und Voraussicht in dieser Haltung lag, haben damals wohl nur wenige unter den ihm Gleichgesinnten begriffen. Noch heute erweist sich ja die öffentliche Meinung im protestantischen Deutschland in diesem Punkte unbelehrbar.

Mit dem Ende der siebziger Jahre, vor allem mit dem Eingehen seiner Zeitung, trat für B. der Abend des Wirkens ein. Nicht in dem Sinne, als wenn der Unermüdliche jemals daran gedacht hätte, die Hände in den Schoß zu legen. Aber die eigentliche Lebensarbeit war abgeschlossen, nach außen ist B. seitdem nicht mehr tätig hervorgetreten. Er selbst zog in den »Dreißig Jahren deutscher Geschichte, 1840—1870« (1881—82) wie in seiner Selbstbiographie »Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte« (1886/87) die Summe seines Wirkens und des Zeitalters, dem es sich einfügt. Ein tätigeres Interesse wandte er noch der Bewegung für »Handfertigkeits- oder Arbeitsunterricht« zu, die er selbst einst in seiner »Erziehung zur Arbeit« mit angeregt hatte. Auch die Frage der Arbeiterbildung beschäftigte ihn lebhaft. Gemeinnütziges Wirken war und blieb bis zuletzt die Lebensluft, deren sein Organismus bedurfte und die ihn frisch erhielt. Er ragte mit seiner Jugend noch in eine Zeit zurück, in die die Ideen eines edlen Rationalismus mächtig hinüberwirkten. In seinen »Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiet der Moral« (1899) hat der Greis sie einem so ganz anders gearteten Geschlechte noch einmal vorgehalten. Es waren die Ideen, die seinem Leben Auftrieb und Inhalt gegeben hatten. »Arbeit« und »Pflichterfüllung«, ihm sind sie die Quelle des wahren Glückes geworden.

B.s obengenannte Selbstbiographie verzeichnet seine Schriften und wichtigeren Aufsätze. — Eine kurze Übersicht seines Lebens bietet: [J. Gensel,] Karl Biedermann. Kurzer Lebensabriß, seinen Freunden und Verehrern gewidmet. S. A. aus dem Leipziger Tageblatt vom 6. und 7. März 1901. Leipzig 1901. Zu beziehen durch den national-liberalen Verein für das Königreich Sachsen, Leipzig, Färberstraße 12. G. Buchholz.

Friedmann, Otto, Universitätsprofessor des Strafrechts, * 11. März 1860 zu Wien, † 4. Dezember 1901 zu Prag. — F. war der Sohn des bekannten Publizisten O. B. Friedmann in Wien, machte dort die Gymnasial- und Universitätsstudien und sein Doktorat. Er habilitierte sich im Jahre 1887 für Strafrecht an der Wiener Universität; gleichzeitig war er Gerichtsadjunkt beim Kreisgericht Korneuburg. Im Jahre 1890 veröffentlichte er in Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht eine Abhandlung »Zur Theorie des Anklageprozesses«, worin er das Verhältnis des Anklagegrundsatzes zur Anklageform und zur zivilprozessualen Verhandlung erörterte. Der Strafgesetzentwurf des Ausschusses des Abgeordnetenhauses vom Jahre 1889 veranlaßte F. zu einer Reihe von Vorträgen und Abhandlungen, welche letztere im Jahre 1891 in den »Juristischen Blättern« erschienen. In erweiterter Form gab er

sie dann mit Berücksichtigung des inzwischen vom Grafen Schönborn vorgelegten Strafgesetzentwurfes vom 30. Juni 1891 unter dem Titel: »Zur Reform des Strafrechtes« heraus. Neben einer allgemeinen Verteidigung der Prinzipien des Entwurfes gegen den Vorwurf, daß er gegen die Kontinuität verstoße, ist das Schwergewicht in die Erörterungen über die Gestaltung der kurzzeitigen Freiheitsstrafe und die Geldstrafe gelegt. Ende des Jahres 1891 wurde F. zum außerordentlichen Professor für Strafrecht und Strafprozeß an der Wiener Universität, kurze Zeit nachher auch zum Professor für Zivilprozeß, Handels- und Wechselrecht an der Konsularakademie ernannt. Am deutschen Juristentag vom Jahre 1893 erstattet er ein Gutachten zur Frage: »Sind Änderungen des geltenden Rechtes erwünscht in betreff des Verhältnisses zwischen Geld- und Freiheitsstrafen?« Außerhalb des Kriminalrechtes fiel sein für den X. österreichischen Advokatentag abgegebenes Gutachten über das Gerichtsverfassungsgesetz, worin er mit großem Freimut die Mängel der Gerichtsorganisation besprach. Im Jahre 1895 erschienen in den »Juristischen Blättern« und später als Buch seine Aufsätze über »Geheime Verhandlungen und Wahrung von Geheimnissen im gerichtlichen Verfahren«. Seine Vorschläge formulierte er in einem Gesetzestext, eine Methode, die am allermeisten dazu beiträgt, die positiven Reformvorschläge auf ihre Folgerichtigkeit und Brauchbarkeit zu prüfen. Es wird kaum möglich sein, über diese Materie nach F. noch etwas Neues vorzubringen. Sein letztes Werk sind die »Vorschläge zur Umgestaltung des österreichischen Preßrechtes sowie des Rechtsschutzes in Beleidigungssachen, erstattet in Form eines Gesetzentwurfs mit Begründung« 1901, worin er die Schäden des geltenden Preßrechtes mit großer Schärfe bloßlegte und Vorschläge machte, die gewiß viele fruchtbare Keime einer künftigen Entwicklung in sich tragen. Er gab gleichzeitig seinen Vortrag: »Das Recht der Wahrheit und der Schutz des guten Namens vom legislativen Standpunkt«, heraus, der einem sehr schwierigen Problem in interessanter Weise beizukommen sucht. Im Jahre 1900 wurde er als Ordinarius für Strafrecht und Strafprozeß an die Universität Prag berufen, und zwar als Nachfolger August Fingers. Nach dem Tode Dominik Ullmanns las er auch supplierend Zivilprozeß; außerdem trug er Rechtsenzyklopädie vor. Am 4. Dezember 1901 wurde der so kräftige, jugendfrische Mann nach kurzer Krankheit dahingerafft. F.s Arbeiten zeigen alle die gründlichste Durcharbeitung jedes Gedankens bis zu den letzten Konsequenzen neben sorgfältiger Rücksichtnahme auf die praktische Brauchbarkeit. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, ein Mann von reinster Wahrheitsliebe, gleich achtungswert als Lehrer wie als Gelehrter. Von ihm, der sein Ziel einer ordentlichen Professur des Strafrechtes verhältnismäßig spät erreicht hat, war bei gesicherter, ruhiger Lebensstellung noch viel zu erwarten. Man darf wohl sagen, daß er bei jedem Satze, der aus seiner Feder geflossen ist, den Zusammenhang mit dem ganzen Gebiete des Strafrechtes und Strafprozesses vor Augen gehabt hat.

Quellen: Nachrufe von Lammasch in der »Allgemeinen österreichischen Gerichtszeitung« 1901, No. 51; in den »Juristischen Blättern« 1901, No. 49.

Edmund Benedikt.

Stöckel, Karl Moritz, Ökonomierat, Generalsekretär, * 15. Juni 1834 zu Leipzig, † 31. Jan. 1901 zu Insterburg. — Nachdem St. in seiner Vaterstadt auf dem dortigen Gymnasium eine gute Schulbildung erhalten hatte, widmete er sich der praktischen Landwirtschaft, machte auf dem Rittergute Otterwisch

bei Grimma im Königreich Sachsen eine zweijährige Lehrzeit durch, und blieb dann noch 1 Jahr als Verwalter daselbst. Ostern 1856 bezog er dann die Universität Jena, um sich dem Studium der Landwirtschaft zu widmen. Seine Lehrer waren hier in erster Linie Friedrich, Gottlob Schulze für Landwirtschaft und Langenthal für landwirtschaftliche Botanik.

Nach beendetem Studium wandte sich St. wieder der Praxis zu, und zwar suchte er das Feld seiner Wirksamkeit in der Provinz Ostpreußen, wo er zunächst eine Zeitlang als Inspektor auf verschiedenen Gütern tätig war. In dieser Provinz, deren Pferdezucht, für die er großes Interesse hatte, ihn hauptsächlich anzog, hatte er sich bald so eingelebt, daß er beschloß, hier dauernd sein Heim zu gründen. Er pachtete daher das Gut Stobingen bei Insterburg, verheiratete sich, verlor aber bald wieder seine Gattin durch den Tod. Da St. sein Fortkommen auf dem Pachtgute sehr erschwert wurde, so daß er durch Nebenbeschäftigungen, z. B. als landwirtschaftlicher Taxator sein Einkommen zu erhöhen sich veranlaßt sah, meldete er sich im Jahre 1873 zu dem damals frei gewordenen Posten des Generalsekretärs vom landwirtschaftlichen Zentralverein von Littauen und Masuren, der seinen Sitz in Insterburg hatte. St. gehörte diesem Verein schon seit 10 Jahren an und hatte bei den Debatten in den Sitzungen stets ein hohes Verständnis für die Fragen der allgemeinen Wohlfahrt gezeigt. So war man denn auch bereit, ihm den erledigten Generalsekretärposten zu übertragen; und daß die Wahl auf den rechten Mann gefallen war, zeigt heute die Blüte, zu der St. das landwirtschaftliche Vereinswesen Ostpreußens gebracht hat.

St. hatte sehr bald erkannt, daß der Zentralverein seine großen Aufgaben in der allgemeinen Landeskultur nur dann erfüllen könne, wenn nicht nur wie bisher die großen, sondern auch die kleinen Landwirte zu den Aufgaben des Zentralvereins herangezogen würden, und auf seine Anregung hin wurden, gleichsam als Filialen des Hauptvereins, die Kreisvereine gegründet, die den kleineren Landwirten leichter zugänglich waren. Ihre Zahl stieg bis 1901 auf 75, ein Zeichen, wie richtig St. das Verlangen der kleineren Landwirte, sich im Vereinswesen fortzubilden, taxiert hatte. Aus dem gleichen Streben heraus, den kleinen Grundbesitz zu heben und zu fördern, wirkte St. erfolgreich auf die Gründung landwirtschaftlicher Winterschulen und Anstellung von Wanderlehrern hin. Die erste Winterschule entstand 1875 zu Gumbinnen, später kamen noch diejenigen von Angerburg und Johannisburg hinzu.

Während St. so bemüht war, vor allem auch bei den kleineren Grundbesitzern die landwirtschaftliche Bildung und das Interesse für allgemeine wirtschaftliche Bestrebungen zu heben, war seine Tätigkeit andererseits dahin gerichtet, im Zentralverein selbst Organe zu schaffen, welche die technischen Fragen des landwirtschaftlichen Berufes bearbeiten sollten; auf seine Anregung entstanden so die Sektionen für Pferde- und Rindviehzucht. Gerade in der Hebung der Viehzucht und speziell der Pferdezucht hat sich St. für Ostpreußen hohe Verdienste erworben. Unter diesen treten besonders folgende hervor: Im Jahre 1889 errichtete er das ostpreußische Stutbuch für edles Halbblut Trakehner Abstammung und im Jahre 1890 das ostpreußische Heerdbuch für in Ostpreußen gezogenes rotbuntes Vieh der Breitenburger und Wilstermarsch-Rasse. Als weiteres bedeutendes Mittel zur Hebung der ostpreußischen Pferdezucht, welches St. sein Bestehen verdankt, ist neben anderen noch besonders des Insterburger Tattersalls zu gedenken, welcher auf Anregung St.s im Jahre 1896 als Aktiengesellschaft gegründet wurde, und in dem die angesehensten

Pferdezüchter Ostpreußens sich vereinigten, um Pferde für den Gebrauch fertig herzustellen und zu verkaufen.

Von der hohen Bedeutung des Genossenschaftswesens überzeugt und dazu besonders durch seinen früheren freundschaftlichen Verkehr mit Schulze-Delitzsch angeregt, wandte St. auch diesem in der Neuzeit so wichtig gewordenen Zweig der landwirtschaftlichen Selbsthülfe sein größtes Interesse zu. Durch Wort und Schrift suchte er die Landwirte dafür zu gewinnen, und der Erfolg blieb nicht aus, denn es entstanden seit Anfang der siebziger Jahre unter St.s Mitwirkung in Ostpreußen eine große Anzahl landwirtschaftlicher Genossenschaften, besonders Kreditgenossenschaften und Konsumvereine, die heute fast alle eine blühende Entwicklung zeigen.

Seine Tätigkeit brachte St. vielfach mit der Regierung und speziell mit dem Landwirtschaftsministerium in Berührung, und seine Verdienste um die ostpreußische Landwirtschaft fanden hier ihre berechtigte Anerkennung, was sich auch dadurch dokumentierte, daß er im Jahre 1886 in den deutschen Landwirtschaftsrat und in das Landesökonomiekollegium berufen wurde. Als äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste wurde St. 1892 der Titel eines Königlich Preußischen Ökonomierates verliehen.

Es würde zu weit führen, alle Vereine aufzuzählen, denen St. angehörte; nur soll noch erwähnt werden, daß St. sich zuerst gegenüber der Errichtung einer Landwirtschaftskammer für Ostpreußen, welche auch die Funktionen des landwirtschaftlichen Zentralvereins übernehmen sollte, ablehnend verhielt. Als aber die Kammer doch gegründet wurde, setzte er durch, daß der landwirtschaftliche Zentralverein daneben bestehen blieb. Da er im Laufe der Zeit sah, daß diesem durch die Kammer kein Abbruch geschah, söhnte er sich mit letzterer aus und wurde von 1896 an ein eifriges Mitglied derselben.

Was die literarische Tätigkeit St.s anbetrifft, die er noch neben seinem arbeitsreichen Amte pflegte, seien folgende Werke von ihm erwähnt: 1. Einrichtung, Organisation und Betrieb der Molkereigenossenschaften, 1880; 2. Die Königlich Preußische Gestütsverwaltung und die Landespferdezucht, 1880; 3. Deutschlands Pferde im Jahre 1890; 4. Die Pferdezucht im Königlichen Hauptgestüt Graditz, 1881; 5. Dauerritte, 5 Hefte 1894, 1895 und 1896. Außerdem erschienen von St. noch eine Reihe von Abhandlungen in der von ihm herausgegebenen landwirtschaftlichen Zeitung »Georgine«. Zum großen Bedauern aller Beteiligten unterbreitete St. dem landwirtschaftlichen Zentralverein im Oktober 1900 seinen Entschluß, sein Amt niederzulegen. Um ihm sein Vorhaben zu erleichtern, wurde er bis zum 1. Juli 1901 beurlaubt, dann sollte die förmliche Entlassung mit seiner gleichzeitigen Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereins erfolgen. St. hat dieses nicht mehr erlebt, denn schon Ende Januar 1901 wurde er durch den Tod dahingerafft, tief betrauert von der Landwirtschaft Ostpreußens, die ihm unendlich viel verdankt.

Literatur: »Georgine«, landwirtschaftliche Zeitung, herausgegeben vom landwirtschaftlichen Zentralverein für Littauen und Masuren, vom 7. Februar 1901. — Deutsche landwirtschaftliche Presse XXVIII. Jahrgang, No. 17, mit Bildnis. Dr. Quante.

Wollny, Martin Ewald, Professor, Dr., * 20. März 1846 zu Berlin, † 8. Jan. 1901 zu München. — Nachdem W. das Friedrich Wilhelmstädtische Gymnasium zu Berlin, wo sein Vater das Amt eines Geh. Oberfinanzrates bekleidete, besucht hatte, absolvierte er die dortige Gewerbeschule, um sich dann der praktischen Landwirtschaft zu widmen, für die er sich besonders

interessierte. Eine gründliche praktische dreijährige Lehrzeit machte er auf den Gütern Deutsch-Neudorf in Schlesien und Hohenschönhausen bei Berlin durch und bezog dann 1866—1868 die landwirtschaftliche Akademie in Proskau, welche er nach Ablegung der Absolutionsprüfung wieder verließ. Dann kehrte er zunächst in die Praxis zurück und wurde Verwalter auf der Domäne Groß-Wanzleben bei Magdeburg. Um seinen Vorsatz, die akademische Laufbahn zu ergreifen, wozu ihn seine Proskauer Lehrer als besonders geeignet gedrängt hatten, zur Ausführung zu bringen, setzte er 1869 seine akademischen Studien in Halle und dann in Leipzig fort, wo er im Sommersemester 1870 auf Grund seiner Dissertation »Über Fett- und Fleischbildung im tierischen Organismus« zum Dr. phil. promovierte. Er wurde darauf zum Assistenten des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Leipzig von dessen damaligem Direktor Professor Blomeyer ernannt, der auch, als er kurz nach W.s Ernennung zum Assistenten erkrankte, letzterem seine Vorlesungen über allgemeine Ackerbaulehre eine Zeitlang übertrug.

Nach kaum $^3/_4$ jähriger Assistentenzeit erhielt W. im Alter von erst 25 Jahren im Frühjahr 1871 einen Ruf als Dozent für allgemeine Ackerbaulehre an die landwirtschaftliche Akademie Proskau, welche er erst $3^1/_2$ Jahre zuvor als Schüler derselben verlassen hatte. Trotzdem W. von Natur aus kein begabter Redner war, sondern erst durch jahrelange systematische Übung Redegewandtheit erlangte, so waren seine Vorlesungen in Proskau wegen ihrer wissenschaftlichen Klarheit und Gründlichkeit doch die besuchtesten der Akademie. Unter dem Einflusse seiner früheren Lehrer Settegast und Dammann hat W. stets sein besonderes Interesse der Tierzucht zugewandt, in der er neben seinem Lehrfache, der Ackerbaulehre, auch während seiner Proskauer Dozentenzeit noch weiter wissenschaftlich arbeitete. Das Resultat seiner damaligen Forschungen legte er in der vorzüglichen Abhandlung nieder, betitelt »Ein Beitrag zur Frage des Einflusses der Nahrung auf die Eigenschaften der Haustiere«. Außerdem leitete W. von Proskau aus mehrere berühmte Merino-Schafzuchten.

Im Herbst 1872 gelangte an W. der Ruf als außerordentlicher Professor für Pflanzenproduktionslehre an die damals neu begründete landwirtschaftliche Abteilung der Kgl. Technischen Hochschule in München. W. leistete diesem Rufe um so lieber Folge, als man ihm in München die Beschaffung ausreichender Mittel für seine wissenschaftlichen Arbeiten zusagte, und er sich von dem Erfolg letzterer an einer weitverzweigten Hochschule mit vielseitigem Forschungsapparat mehr versprach, als an einer isolierten Akademie, wenn sie auch noch so gut eingerichtet und mit vorzüglichen Lehrkräften besetzt war, wie die Proskauer.

Gleich vom Beginn seiner Tätigkeit in München hat sich W. mit rastloser Energie und unermüdlichem Eifer einem Forschungsgebiet zugewandt, das man bis dahin, da man seine hohe Bedeutung für die Landwirtschaft und speziell für den Pflanzenbau noch nicht kannte, wenig beachtet hatte, und welches infolgedessen noch sehr in Dunkel gehüllt dalag; es handelt sich dabei um die Agrikulturphysik. Seit der bahnbrechenden Tätigkeit Justus v. Liebigs war es bis Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich die Chemie gewesen, welche das Forschungsgebiet der Landwirtschaftswissenschaft beherrschte. Man machte insbesondere nur die chemische Zusammensetzung eines Bodens zum Gegenstand der Forschung, ohne sich um die physikalischen Eigenschaften desselben, also um sein Verhalten

zu Wasser, Wärme und Luft zu kümmern, in welch' letzteren W. ebenso wichtige Faktoren erkannt hatte, wie in den chemischen Bestandteilen des Bodens. Schon in Proskau hatte er auf diese große, damals herrschende Einseitigkeit der Forscher in biologischen Fragen hingewiesen, welche nur in der Chemie und deren Anwendung das Heil der Landwirtschaft erblickten; aber W. hatte damals keine Gelegenheit gehabt, daselbst seinen Standpunkt durch exakte wissenschaftliche Untersuchungen zu begründen.

In München dagegen hat W. in 28 jähriger erfolgreicher fruchtbringender Arbeit die Agrikulturphysik zu einem Wissenszweig emporgehoben, der heutigen Tages in der landwirtschaftlichen Wissenschaft eine seiner Wichtigkeit gebührende hervorragende Stelle einnimmt. Auf Grund von Feld- und Laboratoriumsversuchen hat W. eine Menge von agrikulturphysikalischen Fragen gelöst, deren Resultate er in einer langen Reihe von Arbeiten niedergelegt hat. Da die bestehenden landwirtschaftlichen Zeitungen nicht imstande waren, das Forschungsmaterial W.s in geeigneter Weise zu veröffentlichen, sah dieser sich genötigt, eine besondere Zeitschrift, die unter dem Titel erschien: »Forschungen aus dem Gebiete der Agrikulturphysik«, herauszugeben. Die bis 1898 erschienenen 20 Jahresbände, zu welchen W. selbst die meisten Originalarbeiten und referierenden Aufsätze lieferte, zeugen von dem unermüdlichen Forscherfleiß ihres Verfassers.

Neben den Aufsätzen in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift hat W. in München noch folgende Werke veröffentlicht: 1. »Einfluß der Pflanzendecke auf die physikalischen Eigenschaften und Fruchtbarkeit des Bodens«, Berlin 1877. 2. »Mitteilungen aus dem landwirtschaftlichen Laboratorium der Technischen Hochschule in München«, (2 Bände, 1877). 3. »Anwendung der Elektrizität bei der Pflanzenkultur«, München 1883. 4. »Saat und Pflege der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen«, Berlin 1885. 5. »Die Kultur der Getreidearten«, Heidelberg 1887 (2. Aufl. 1901). 6. »Die Zersetzung der organischen Stoffe und die Humusbildung mit Rücksicht auf die Pflanzenkultur«, 1897 (auch in französischer, englischer und russischer Sprache erschienen.)

Nicht minder große Erfolge wie auf seinem Gebiete als wissenschaftlicher Forscher hatte W. auch als akademischer Lehrer in München zu verzeichnen. Wenn seine Vorträge sich schon in Proskau, wie erwähnt, durch wissenschaftliche Klarheit auszeichneten, so kam in München hinzu, daß die Vorlesungen W.s auf Grund seiner eigenen, im Laufe der Zeit gesammelten großen Erfahrungen sich immer mehr vervollständigten und vertieften. So konnte auch Professor Soxhlet in der seinem Kollegen gehaltenen Grabrede sagen: »Als akademischer Lehrer war W. von seinen Schülern gefeiert, ja ich übernehme die volle Verantwortung dafür, wenn ich hier den Satz ausspreche, W. war nicht nur unter den bedeutenden Forschern auf dem Gebiete des Acker- und Pflanzenbaues der erste, er war auch auf diesem Gebiete der erste und unerreichte Lehrer, und deshalb bedeutet sein Tod einen unersetzlichen Verlust für unsere Technische und Landwirtschaftliche Hochschule.«

Weit über die Grenzen seines engeren Berufskreises war der Ruf W.s als eines hervorragenden Förderers der landwirtschaftlichen Wissenschaft verbreitet, und die Gelehrten aus den verschiedensten Ländern statteten seinem berühmten Versuchsfelde ihre Besuche ab, um die klassische Arbeitsstätte des erfolgreichen Forschers kennen zu lernen. Im Jahre 1884 erhielt W. auch

einen ehrenvollen Ruf als Direktor an das landwirtschaftliche Institut der Universität Jena, den er aber ablehnte.

Von Ehrungen, welche W. während seines Lebens bereitet sind, mögen noch folgende Erwähnung finden: Der Bayerische Laudwirtschaftsrat, dem W. 20 Jahre angehörte, ließ ihm für seine Verdienste die goldene Vereinsdenkmünze überreichen. 1892 verlieh ihm das Kuratorium der Liebigstiftung bei der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften die goldene Liebigmedaille für Verdienste um die Landwirtschaft. Die k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien ernannte ihn zu ihrem korrespondierenden und die kgl. Landbauakademie zu Stockholm zu ihrem auswärtigen Mitgliede, und im Jahre 1898 zeichnete ihn die allerhöchste Stelle durch Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael III. Klasse aus.

Während W. im Interesse der deutschen Landwirtschaft unermüdlich forschte und lehrte, befiel ihn im Sommer 1900 ein schweres Nierenleiden und eine Erkrankung des gesamten Gefäßsystems, welche rasche Fortschritte machte, so daß er am Anfang des Wintersemesters 1900/01 seine Vorlesungen abbrechen mußte. Zwar versuchte er nochmal kurz vor Weihnachten seinen Berufspflichten nachzukommen, aber der Tod hatte schon seine Hand nach ihm ausgestreckt. Am 8. Januar verschied W. nach kurzem, schwerem Krankenlager. Die deutsche Landwirtschaftswissenschaft verlor in W. einen ihrer eifrigsten und erfolgreichsten Förderer.

Literatur. 1. Illustrierte landwirtschaftliche Zeitung, 21. Jahrgang, Berlin 1901, No. 7 mit Bildnis W.s. — 2. Deutsche landwirtschaftliche Presse, XXVIII. Jahrgang, Berlin 1901, No. 5 ebenfalls mit Bildnis W.s. — 3. Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen. Organ für naturwissenschaftliche Forschung, Band 55, Berlin 1901. Dr. Quante.

Paulsen, Wilfried, Gutsbesitzer, Ökonomierat, * 31. Juli 1828 auf Gut Nassengrund b. Blomberg in Lippe, † 2. Februar 1901 ebendaselbst. — Seine Schulbildung, welche P. auf der Rektorschule in Blomberg genoß, wußte er später durch eifriges Selbststudium gründlich zu erweitern. Nachdem er nach Beendigung seiner Schuljahre zuerst einige Zeit in der väterlichen Wirtschaft Nassengrund tätig gewesen war, bildete er sich von seinem 17 Jahre an als Eleve auf dem Gute Hovedissen weiter in der praktischen Landwirtschaft aus, und kehrte dann 1846 nach Hause zurück, um die elterliche Wirtschaft zu verwalten, die ihm sein Vater 1856 übergab. In den ersten Jahren nach der Gutsübernahme mußte P. schwer um seine Existenz kämpfen, wegen der hohen Abfindungen an Eltern und Geschwister, wozu noch Mißhelligkeiten in der Wirtschaft kamen. Ein Umschwung zum Besseren trat hierin ein, nachdem er mit einem seiner Brüder ein Destillationsgeschäft gegründet hatte, welches dem in der Nassengrunder Brennerei gebrannten und nun auch gereinigten Branntwein großen Ruf und Absatz verschaffte, und so einen guten Ertrag abwarf, den P. zur Hebung seiner Wirtschaft benutzte.

Im Jahre 1866 richtete P. in Nassengrund ein Versuchsfeld zur Ermittlung der besten Kartoffelsorten ein, wobei ihm seine Gattin hilfreich zur Seite stand. Aus kleinen Anfängen ist dieses Versuchsfeld zu einer hohen Bedeutung für die Kartoffelzüchtung gelangt, denn von 16 Anbausorten im Jahre 1866 gelangte es zu 1500 Sorten im Jahre 1899. Den Sortenversuchen gingen Versuche der Anbaumethode voraus. Durch mehrjährige hintereinanderfolgende exakte Prüfungen gelang es P., eine große Zahl von Sorten herauszusuchen, welche sich durch Widerstandsfähigkeit gegenüber den gefürchteten Kartoffelkrankheiten, sowie durch sonstige hervorragende Eigenschaften (hoher

Ertrag, reicher Stärkemehlgehalt, Schmackhaftigkeit usw.) auszeichneten. Mit diesen und den besten vorhandenen Sorten gründete P. unter der Firma »Zucht- und Prüfungsstation für neue Kartoffelvarietäten« ein Saatkartoffelgeschäft, welches wegen der sachlichen und exakten Prüfung der Sorten und der dadurch garantierten Lieferung bester Ware einen Weltruf bekam und seine Saatkartoffeln nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch nach Österreich-Ungarn, der Schweiz, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland, sogar nach der Türkei, Transvaal und der Kapkolonie versandte. Im ersten Jahr seines Bestehens wurden 300 Preisverzeichnisse, jetzt 200000 und noch darüber versandt.

Durch seine Tätigkeit in der Kartoffelzucht hat sich P. ein großes Verdienst um die Landwirtschaft, sowie um die Volkswirtschaft im Allgemeinen erworben; denn auf vielen deutschen Gütern spielt der Kartoffelbau eine bedeutende Rolle, und der Ertrag daraus fällt für die Höhe der Gesamteinnahme aus der Wirtschaft ganz erheblich in die Wagschale. Der Kartoffelbau kann aber nur dann eine befriedigende Rente abwerfen, wenn die angebauten Sorten die oben genannten Eigenschaften in ausreichendem Maße besitzen, auf welche P. bei seinen Kartoffelzüchtungen mit großem Erfolge hingearbeitet hatte. Der Ausfall der Kartoffelernte hat nun in Deutschland auch insofern eine große volkswirtschaftliche Bedeutung, als die Kartoffel für die Ernährung besonders der niederen Volksklassen ein wichtiger Faktor ist. Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung hat sich P. Verdienste erworben, indem er im Laufe der Jahre, und je mehr Zucht und Versuche im großen Maßstabe ausgeführt wurden, mancherlei Beobachtungen bei der Kartoffelpflanze machte, welche nicht allein für den Kartoffelzüchter, sondern auch für den Pflanzenzüchter überhaupt, interessant waren.

Einen Teil seiner Erfahrungen hat P. jährlich in landwirtschaftlichen Fachblättern mitgeteilt. Neben seiner angestrengten Tätigkeit in der Wirtschaft fand P. noch Zeit, sich der allgemeinen landwirtschaftlichen Wohlfahrt zu widmen, indem er die Gründung eines landwirtschaftlichen Vereins Blomberg-Schieder veranlaßte, dessen Vorsitz er längere Jahre führte.

Als äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste für Landwirtschaft und Volkswirtschaft ernannte Fürst Woldemar zur Lippe 1895 P. zum Ökonomierat, und die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft bedachte ihn mit der Großen silbernen Medaille.

Literatur: Deutsche Landwirtschaftliche Presse, XVIII. Jahrgang mit Bild.

Dr. Quante.

Settegast, Henry, Professor Dr., * 12. Oktober 1853 zu Ragnit in Ostpreußen, † 4. Dezember 1901 zu Jena. — Nachdem S. das Gymnasium zu Tilsit absolviert hatte, widmete er sich der Landwirtschaft. Nach Beendigung seiner praktischen Lehrzeit besuchte er von 1875—1879 die Hochschulen Leipzig und Berlin und kehrte nach seiner Promotion zum Dr. phil. 1879 in die Praxis zurück, aus welcher er dann 1882 vom Direktor des landwirtsch. Instituts der Universität Leipzig, Professor Dr. Blomeyer, zu dessen Assistenten berufen wurde. Im Sommersemester 1884 habilitierte sich S. dann auf grund seiner Habilitationsschrift, betitelt »Die Wertbestimmung des Getreides«, als Privatdozent für Landwirtschaft an der Universität Leipzig und wurde schon 2 Jahre darauf zum außerordentlichen Professor an derselben Hochschule ernannt.

Ostern 1896 wurde S. an Stelle des an die Spitze der Poppelsdorfer Landwirtschaftlichen Akademie getretenen Geh.-Rates Professor Dr. Freiherr v. d. Goltz als ordentlicher Professor und Direktor des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Jena berufen. Es ist S. nur 5 Jahre vergönnt gewesen, auf diesem Posten zu wirken; während dieser Zeit gelang es ihm aber durch Tatkraft und Eifer, das landwirtschaftliche Institut der Universität, welches unter seinem Vorgänger zu hoher Blüte gelangt war, weiter kräftig zu fördern und eine wachsende Zahl von Studierenden der Landwirtschaft heranzuziehen.

Als Lehrer zeichnete sich S. durch wissenschaftliche Klarheit und hervorragende Rednergabe aus; dabei war er stets bemüht, seine Schüler, deren Zuneigung und Vertrauen er besaß, in ihren wissenschaftlichen Arbeiten durch Rat und Tat zu unterstützen und weiter zu bilden. Auch unter den praktischen Landwirten, speziell Thüringens, genoß S. ein hohes Ansehen, da er oft und gern in den landwirtschaftlichen Vereinen durch interessante, fesselnde Vorträge seinen Zuhörern Belehrung in allen möglichen wichtigen Fragen der Landwirtschaft zuteil werden ließ. Auch leitete er persönlich während seiner Jenenser Wirksamkeit den landwirtschaftlichen Verein Zwätzen-Jena, und der landwirtschaftlichen Zentralstelle für das Großherzogtum Sachsen gehörte er als geschätztes Mitglied an.

Von literarischen Erzeugnissen S.s sind folgende Werke anzuführen: 1. Die landwirtschaftlichen Sämereien und der Samenbau, Leipzig 1892, 2. Der Anbau und die Pflege der Kulturgewächse im allgemeinen (in v. d. Goltz's Handbuch der gesamten Landwirtschaft, II. Bd.), Tübingen 1889, 3. Ist es rätlich, sich dem Anbau der Ölpflanzen wieder mehr zuzuwenden, und unter welchen Verhältnissen würde dieses der Fall sein? (Im Jahrbuch der D. L. G., Bd. II), 4. Die Landwirtschaft. Eine gemeinverständliche Darstellung (Sonderabdruck aus dem »Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie«), Leipzig 1897, 5. Die Bedeutung des Handelsgewächsbaues in der modernen Landwirtschaft (Arbeiten der D. L. G., Heft 36), 6. Die Lehre von der Landwirtschaft (mit Dettmer, Künnemann und Lemmermann, unvollendet). Schließlich hat S. den II. Band von Blomeyers »Die Kultur der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen« nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben.

Im Sommer 1901 wurde S. von einer tückischen schmerzhaften Krankheit ereilt, ohne aber seine Berufstätigkeit zunächst einzuschränken. Nach einer schweren Operation war es ihm trotz aller Energie nicht mehr möglich, seine Vorlesungen zu halten, die Direktorialgeschäfte indessen erledigte er weiter mit der Hoffnung auf Besserung, die ihn aber täuschte; denn sein Zustand verschlimmerte sich zusehends, bis ihn der Tod von seinem schweren Leiden erlöste.

Literatur: Deutsche Landwirtschaftliche Presse, XXVIII. Jahrgang No. 99, mit Bild. Deutsche Landwirtschaftliche Tierzucht, 1901, No. 50 mit Bild. Dr. Quante.

Wüst, Albert, Professor Dr., * 23. November 1840 zu Mergentheim in Württemberg, * 25. Februar 1901 zu Halle. — Nach Besuch eines Lyceums widmete er sich am Polytechnikum zu Stuttgart den technischen Studien, für die er große Neigung hatte, und begann nach Absolvierung seiner Studien die praktische Laufbahn zuerst bei einem Zivilingenieur und dann in einer Pforzheimer Maschinenfabrik. Nach einem Besuch der Londoner Welt-

ausstellung, welche ihn mit den bis dahin in Deutschland wenig verbreiteten landwirtschaftlichen Maschinen bekannt gemacht hatte, nahm W. 1863 eine Hauslehrerstelle für Mathematik, Mechanik und Maschinenbau an im Hause des Besitzers der landwirtschaftlichen Maschinenfabrik Garrett & Sons in Leiston und trat ein halbes Jahr darauf in die Garrettsche Fabrik als Konstrukteur ein. Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm W. auf Antrag vom Präsidenten der Zentralstelle für Handel und Gewerbe in Stuttgart die Vorbereitungsarbeiten für die Beschickung der Pariser Weltausstellung 1866 an und kehrte dann in die Garrettsche Fabrik zurück, aus welcher er 1869 austrat, um dann mehrere Jahre in deutschen Fabriken tätig zu sein.

Schon in England war W. in seinem Gebiete literarisch tätig gewesen, und der damalige Direktor der Kgl. Landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf, Geh. Rat Professor Dr. Dünckelberg, welcher auf W. durch dessen Aufsätze aufmerksam geworden war, suchte ihn für die Poppelsdorfer Akademie zu gewinnen, in die W. 1872 auch als Dozent eintrat, nachdem er vorher auf Grund seiner Dissertation, betitelt »Theorie der Zentrifugal-Regulatoren«, zum Dr. phil. promoviert war. Ein Jahr darauf schon wurde W. als außerordentlicher Professor an die Universität nach Halle berufen, wo er eine lange Reihe von Jahren als Dozent und wissenschaftlicher Forscher im Interesse der deutschen Landwirtschaft gewirkt hat. Die wegen des Mangels an landwirtschaftlichen Arbeitern in heutiger Zeit so wichtige landwirtschaftliche Maschinenkunde besaß in W. einen ihrer eifrigsten und erfolgreichsten Förderer.

In einer großen Zahl von Aufsätzen und größeren Werken hat W. das Resultat seiner Forschungen niedergelegt. Sämtliche in allen möglichen landwirtschaftlichen Zeitungen erschienene Aufsätze W.s aufzuzählen, würde zu weit führen, es seien daher nur folgende größeren Werke von ihm genannt: 1. Jahresbericht über Fortschritte im landwirtschaftlichen Maschinenwesen. 4 Jahrgänge 1875—1879. 2. Die landwirtschaftlichen Maschinen. Amtlicher Bericht der Wiener Ausstellung. 3. Die Mähmaschinen der Neuzeit. Leipzig 1875. 4. Die Konkurrenz von Lokomobilen, Getreidesortiermaschinen und Tiefpflügen bei der Magdeburger Ausstellung im Jahre 1880. In Thiels landwirtschaftlichen Jahrbüchern 1881. 5. Landwirtschaftliche Maschinenkunde. Berlin, 2 Auflagen. 6. Leichtfaßliche Anleitung zum Feldmessen und Nivellieren. Berlin 1896. 7. Die für den Acker- und Pflanzenbau wichtigen Geräte und Maschinen (in v. d. Goltz's Handbuch der gesamten Landwirtschaft). Tübingen 1888. 8. Anleitung zum Gebrauch des Taschenschiebers für Techniker. Halle 1900.

Neben seiner akademischen und literarischen Tätigkeit gehörte W. noch der Halleschen Maschinenprüfungsstation als technisches Kommissionsmitglied an, auch war er im Geräte- und Bauausschuß der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, auf deren Ausstellungen er stets als gerechter und erfahrener Preisrichter fungierte. Schließlich sei noch bemerkt, daß W. selbst einige praktische Erfindungen im Maschinenwesen gemacht hat, unter anderen einen Kurbelkraftmesser eigener Konstruktion.

Im Sommer 1893 bekam W. einen Gehirnschlag, der ihn geistig mehr und mehr lähmte, so daß er, nachdem er noch drei Jahre nach diesem Unglück mit zeitweisen Unterbrechungen seine Vorlesungen fortgesetzt hatte, dieselben 1896 definitiv aufgeben mußte. Von da an verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr; verschiedene Schlaganfälle, die im Winter 1901

nacheinander auftraten, machten durch den Tod seinem schweren Leiden ein Ende.

Literatur: Illustrierte Landwirtschaftliche Zeitung, 21. Jahrg., No. 20, mit Bild.

Dr. Quante.

Heinemann, Lothar von, Universitätsprofessor der Geschichte, * 19. Februar 1859, † 23. Februar 1901. — Ernst Adolf Hermann Lothar von Heinemann wurde zu Bernburg geboren, wo sein Vater Oberlehrer am Gymnasium war. Im Jahre 1868 wurde sein Vater, der verdiente Forscher auf dem Gebiete Braunschweigischer Geschichte, nach Wolfenbüttel an die herzogliche Bibliothek berufen. Die Wirkungsstätte Lessings mit ihrem ungeheuren Material an historischen Handschriften, welche nunmehr durch die Beschreibungen Ottos von Heinemann zugänglich gemacht sind, mußte auf den Heranwachsenden anregend einwirken und hat dem Manne Stoff zu wertvollen Editionen und Quellenuntersuchungen dargeboten. Mit 18 Jahren bezog v. H. die Universität München, wo er 1 1/2 Jahre blieb und sich namentlich der Förderung von Cornelius und Stieve zu erfreuen hatte. Dann ging er ein Semester nach Göttingen, wo er sich an Sauppe anschloß, und zuletzt nach Leipzig, wo neben Ribbeck in der Philologie Karl von Noorden in der Geschichtswissenschaft ihm Lehrer und Leiter war. Ostern 1881 kehrte er nach Wolfenbüttel zurück und bestand die Staatsprüfung für die Kandidaten des höheren Schulamts. Im folgenden Jahr promovierte er in Leipzig mit der Dissertation: »Die Welfischen Territorien seit dem Sturze Heinrichs des Löwen bis zur Gründung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg«, die er dann zu dem Buche »Heinrich von Braunschweig, Pfalzgraf bei Rhein« erweitert hat. War es auch schwer, nach Winkelmanns gründlichen Forschungen wesentlich Neues zu bieten, so wurde doch schon dieses Erstlingswerk des jungen Gelehrten als umfassende, präzise und unbefangene Arbeit von der gesamten Kritik aufs günstigste gewertet. Nach einer kurzen Anstellung als Probekandidat am Gymnasium zu Wolfenbüttel bemühte sich v. H., dessen Absichten auf eine akademische Laufbahn hinausliefen, um eine Stelle als Mitarbeiter an den *Monumenta Germaniae historica,* die ihm durch das Entgegenkommen von G. Waitz zuteil ward. Fast 6 Jahre (1882—88) ist v. H. in dieser Stellung tätig gewesen, ein Jahr in Wien, wo er unter Th. Sickel die Register zu dem ersten Band der Diplomata bearbeitete, sonst meist in Berlin, die Herausgabe verschiedener Quellenwerke in dem XV., XXIX. und XXX. Band der *Scriptores* und im I. Band der *Libelli de lite* vorbereitend und durchführend. Im Herbst 1888 habilitierte er sich in Halle mit einer Arbeit über den »Patriziat der deutschen Könige«. Mehr als 9 Jahre hat er hier zuerst als Privatdozent und später als Titularprofessor gelehrt. Waren auch die Verhältnisse im allgemeinen ungünstig und niederdrückend, so fehlte es doch nicht an Lichtpunkten: Die Stadt Halle schenkte dem jungen Gelehrten die Gattin (6. Oktober 1891), welche ihm ein seltenes Verständnis entgegenbrachte, und hier gelangte das Hauptwerk seines Lebens zum Abschluß (1894), der erste Band der »Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sizilien bis zum Aussterben des normännischen Königshauses«. Es war dies die erste in deutscher Sprache und mit deutscher Gründlichkeit abgefaßte Geschichte desjenigen Staatswesens, welches in vorzüglicher Weise die Umbildung von Verfassung und Verwaltung der abendländischen Staaten beeinflußt hat. Unter dem Eindruck des allgemeinen Erfolgs, welchen das Werk zu verzeichnen

hatte, erhielt von H. vor Weihnachten 1897 einen Ruf nach Tübingen als Nachfolger Bernh. Kuglers. Ostern 1898 siedelte er über und begann eine verheißungsreiche Lehrtätigkeit an der schwäbischen Universität. Der gerade, schlichte Sinn, die jeder Phrase abholde Gründlichkeit und das stets sich offenbarende warme Gemüt des Geschichtslehrers, der mit Vorliebe die Beziehungen der Deutschen zum Sehnsuchtslande Italien klarlegte, das alles hat ihm in der neuen Heimat warme Verehrer und Freunde verschafft. Leider sollten ihn diese nur allzu bald verlieren. Er kränkelte schon in den Jahren 1899 und 1900, sorgsam gepflegt von der treubesorgten Gattin. Im Februar 1901 machte ein Herzschlag seinem jungen Leben ein jähes Ende.

Die Vorzüge seines persönlichen Charakters zeichnen auch seine wissenschaftlichen Arbeiten aus, nüchterne und gründliche Forschung, saubere und exakte Darstellung, erquickende Liebe zum Gegenstand. v. H. war ein Meister der Literarkritik, er führte Quellenvergleichungen und diplomatische Untersuchungen musterhaft und mit feinem Takte durch. Er kannte selbst die Schwäche seiner Kraft: er hatte dagegen zu kämpfen, daß er nicht allzu scharfsinnige Schlüsse ziehe und zu feine Unterscheidungen aufstelle, daß nicht der Blick in die kleinen Dinge ihm die Ausschau nach den allgemeinen Gesichtspunkten verwehre. Er tat dies mit der ganzen Schärfe seines Pflichtbewußtseins, das seiner liebenswürdigen heiteren Natur ein eigentümliches Gepräge gab.

Schriften (außer den angegebenen): »Die Grabstätte Gertruds von Braunschweig, der Tochter Kaiser Lothars, im Kloster Heiligenkreuz bei Wien.« 1882 (Forschgn. z. dtschn. Gesch. 22, 218—23). — Die meisten Aufsätze der Jahre 1886—1892 im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde gehen den Arbeiten für die *Monumenta Germaniae* zur Seite: »Zur Kritik der Tegernseer Geschichtsquellen.« 1886 (N. Archiv 12, 143—60). — »Über ein verlorenes sächsisches Annalenwerk« 1887 (N. Archiv 13, 33—59). v. H. teilt hier aus einem Wolfenbütteler Kodex Bruchstücke eines Annalenwerks mit, welche auf Thietmar und Ekkehard, auf den verlorenen Annalen von Nienburg und Paderborn beruhen und im 11. und 12. Jhdt. namentlich von dem *Annalista Saxo* und dem Schreiber der Pöhlder Jahrbücher eifrig benutzt werden. — In dem Aufsatz »Zur Kritik ungarischer Geschichtsquellen im Zeitalter der Arpaden« 1887 (N. Archiv 13, 66—76) sucht v. H., welcher für die *Mon. Germ.* Auszüge aus den ungarischen Geschichtsquellen bearbeitete, seinen Rekonstruktionsversuch der verloren gegangenen *Gesta Hungarorum* zu begründen. — »Heinrich des VII., angeblicher Plan einer Säkularisation des Kirchenstaats« 1888 (Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 9, 134—36). — »Über die deutsche Chronik und andere historische Schriften des Magisters Dietrich Engelhus« 1887 (N. Archiv 13, 171—87) enthält wieder Mitteilungen aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek. — »Zur Lebensgeschichte des Chronisten Dietrich Engelhus« 1889 (N. Archiv 14, 196 f.). — »Die älteren Diplome für das Kloster Brogne und die *Vita Gerardi*« 1890 (N. Archiv 15, 592 ff.). In der sehr gründlichen Untersuchung werden sowohl die Zusammenhänge der von H. in den *Mon. Germ.* edierten *Vita Gerardi* mit den Urkundenfälschungen für das Kloster Brogne klargelegt, als auch Zeitpunkt und Umfang der Fälschungen näher zu bestimmen gesucht. — »Ein unbekannter Brief der Pisaner an König Konrad III.« (N. Archiv 16, 182/83) im Herbst 1151 geschrieben, ist aus einem Wolfenbütteler Kodex herausgegeben. — »Die älteste translatio des heil. Dionysius« 1890 (N. Archiv 15, 331—61) verwertet ebenfalls eine bisher unbekannte Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek. — In der Abhandlung »Das Papstwahldekret Nicolaus' II. und die Entstehung des Schismas von 1061« 1890 (Hist. Zeitschr. 65, 44—72) griff v. H. in die damals seit Erscheinen des Scheffer-Boichorstschen Buchs (von 1879) schwebenden Verhandlungen mit einem neuen und erfolgreichen Nachweis ein. — Die Resultate der beiden selbständigen Abhandlungen über den »Patriziat der deutschen Könige« (1888) und über »Die Anfänge der Stadtverfassung in Italien« (1896) haben bei aller Anerkennung der sorgfältigen Arbeitsweise und der fleißigen Heranziehung alles erreichbaren Materials nicht den ungeteilten Beifall der Fachgenossen gefunden. Und v. H. hat auch später im Kolleg die beiden Hypothesen, sowohl vom doppelten Patriziat als auch von der Priorität und

Vorbildlichkeit des städtischen Konsulats in Unteritalien für die Städteverfassungen der Lombardei und Tusciens nicht als unbedingt sicher hingestellt. — Eine ausführliche Besprechung der beiden Bände XIII u. XIV der *Scriptores* in den *Mon. Germ.* erschien aus der hierzu berufenen Feder v. H.s in der Historischen Zeitschrift 64, 142—50. Den hier angedeuteten Gedanken über das Verhältnis Bernolds zu dem von Bresslau edierten sogenannten *Chronicon Suevicum universale* weiter nachzugehen, sowie die Abhängigkeit des Bernold und der *Compilatio Sanblasiana* von einem ursprünglichen, nach v. H.s Meinung bis 1073 geführten Annalenwerk des Berthold näher zu erweisen, das lag ihm später noch sehr am Herzen. Auch hatte er im Sinne, den Begriff der *respublica Romana* in den Quellen über die Anfänge des Kirchenstaats genauer zu untersuchen oder untersuchen zu lassen. — Die Tübinger Antrittsrede über »Kaiser Friedrich II.« (Auszüge in Schwäb. Merkur 1898, 949 und Württ. Staatsanzeiger 1898, 853 f.) war glänzend. — Die letzte Arbeit des Verstorbenen war ein in üblicher Weise dem jüngsten Ordinarius zufallendes Universitätsprogramm für das Geburtsfest des württ. Königs (25. Febr. 1899). v. H. dachte ursprünglich daran, wieder die Schätze der heimatlichen Bibliothek nunmehr für ein Thema aus der württembergischen Gelehrten- und Kirchengeschichte auszubeuten. Jedoch das häufige Unwohlsein hinderte ihn daran. So gab er 26 noch unedierte normännische Herzogs- und Königsurkunden heraus und besprach in der Einleitung die großartige Fälschung der Diplome für das Kloster S. Maria di Giosafat. Fast vollendet hinterließ er die Vorarbeiten zum 2. Band seiner Geschichte der Normannen, zu deren Sammlung er einen doppelten Aufenthalt in Italien genommen hatte (Winter 1894/95 u. Frühjahr 1896). Sie sind vom Schwager des Verstorbenen, Geh. Oberregierungsrat Koser, zur allgemeinen Benutzung im Staatsarchiv zu Charlottenburg deponiert worden. — In den *Monumenta Germaniae* hat v. H. im XV. Band der *Scriptores* eine Reihe von Heiligenleben, Translationen und Wundergeschichten herausgegeben, darunter die *Monumenta Broniensia* (XV, 2, 646—673); im XXIX. Band sind von ihm die Auszüge der ungarischen Geschichtsquellen des 13. Jahrhunderts besorgt, im XXX. die *Annales S. Aegidii Brunsvicenses*. In den *Libelli de lite* gab v. H. im I. Band den Petrus Damiani, Petrus Crassus, Pseudoudalrich und Wido von Osnabrück heraus, im II. Band zusammen mit E. Sackur den *Placidus monachus Nonantulorum*.

Nekrologe: Tübinger Chronik 1901, Nr. 47 u. 79; Schwäbischer Merkur 1901, Nr. 93; Württ. Staatsanzeiger 1901, S. 365; N. Archiv 26, S. 767; Histor. Vierteljahrsschr. 1901, S. 275; Histor. Zeitschr. 86, S. 567; Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung 1904, Nr. 21 (ausführlicher Aufsatz von H. Helmolt). H. Hermelink.

Jörg, Josef Edmund, Redakteur der histor.-pol. Blätter, Kreisarchivar, * 23. Dezember 1819 in Immenstadt, † am 18. November 1901 auf der Trausnitz bei Landshut. — Ein echtes Kind des Allgäu, brachte er die zähe Lebenskraft des Gebirgsbewohners, wie den Eigensinn des Schwaben ins spätere Leben. Aus einfacher Familie, der Sohn eines Landgerichtsoberschreibers, bewahrte er den niederen Ständen zeit seines Lebens ein warmes Herz, stand er dagegen der »herrschsüchtigen Bourgeoisie« mit Mißtrauen und Vorurteilen gegenüber. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Kempten widmete er sich in München der Theologie; ging er auch später zum Studium der Philologie und der Geschichte über, das Interesse für kirchlichen Fragen blieb sein Begleiter durchs Leben. In der Schule Döllingers, als dessen mehrjähriger Hilfsarbeiter, gewann er Einblick in die historische Werkstätte, versah er sich mit dem Rüstzeug geschichtlicher Forschung; sein Werk über den Bauernkrieg, »Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—26« (Freiburg 1851), war die Frucht dieser historischen Lehrjahre. Gleichzeitig schulte er sich im praktischen Archivdienst, so daß er im Jahre 1852 die erste Staatsanstellung als Reichsarchivsekretär in München erhalten konnte. Bereits hatte er auch in Wort und Schrift zu den brennenden Zeitfragen Stellung genommen — 1848/49 hatte er als konservativer Wanderprediger das Land bereist, 1850 an der schleswig-holsteinschen Frage seine publizistische Ader

erprobt —; so wurde er denn nach dem Tode Görres', im nämlichen Jahre, in welchem er in den bayerischen Staatsdienst eintrat, mit der Redaktion der historisch-politischen Blätter betraut. Bei dieser redaktionellen Tätigkeit geriet er in einer Zeit der Reaktion mit dem Bureaukratismus und dem Ministerium Reigersberg in Konflikt, der ihm im Jahre 1858 eine siebenjährige Verbannung nach Neuburg an der Donau brachte, auf eine Offiziantenstelle, die vor ihm ein Kammmachergeselle bekleidet hatte. Im Jahre 1865 wurde er in den Landtag gewählt und damit zeitweilig aus seinem Exile erlöst, im Jahre 1866 berief ihn das Wohlwollen des Ministers Neumayr als Kreisarchivar und Kustos nach der Trausnitz bei Landshut, auf eine Stelle, die seinen Neigungen in dem Grade entsprach, daß er von Anfang an auf eine weitere Beförderung verzichtete. An der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Stätte hat er sein Tagewerk beschlossen.

J. war nach seinem ganzen Entwicklungsgang eine streng konservative und streng partikularistische Persönlichkeit, ein ausgesprochener Gegner liberaler Weltanschauung, namentlich im Sinne der Fortschrittspartei, wie des kleindeutschen Programms und damit Preußens, die Verkörperung der bayerisch-patriotischen Partei älterer Richtung. Als solcher hat er in einer der denkwürdigsten Perioden deutscher und bayerischer Geschichte 16 Jahre lang als Abgeordneter gewirkt. Je ausgeprägter seine Persönlichkeit und seine Richtung war, je starrer er an seinem Standpunkt festhielt, desto schroffer mußte er in einer Zeit, die unter dem Zeichen der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung und einer liberalen Gesetzgebung stand, mit der herrschenden Richtung in Konflikt kommen, desto mehr war er zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Er war ein Gegner des Ministeriums von der Pfordten, wie der ganzen äußeren und inneren Politik Maximilians II. Nach seiner Ansicht hatte alles Unglück, das Bayern bedrückte, seine nächste Quelle in der Ära Maximilians II.; die norddeutschen Professoren hätten Bayern den politischen Verstand genommen; »eine Politik so voll von Impotenz, so voll von Charakterlosigkeit, so voll von innerer Unwahrheit konnte kein anderes Resultat haben, als Bayern ins Verderben zu stürzen«. Als er in die Kammer einzog, war die patriotische Volkspartei, zu der er sich bekannte, noch ein kleines Häufchen; man mußte sich auf Proteste beschränken. Besonders lauten Protest erhob J., als das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Österreich vom 22. August 1866 der Öffentlichkeit bekannt wurde. »Bayern — so schrieb er damals in den historisch-politischen Blättern — hat Stellung genommen — zum letztenmal in der Geschichte; denn die eingenommene Stellung ist der Verzicht auf die Freiheit fernerer politischer Entschließungen. Das bayerische Land war in den jüngsten Jahrhunderten fünfmal kleiner, und es hat dennoch sein Gewicht gehabt in der europäischen Wagschale. Damit ist es nun zu Ende. Künftig wird niemand nach der bayerischen Politik fragen; denn es wird keine mehr geben. Keine Großmacht wird auf die Länge noch für nötig erachten, einen Gesandten in München zu halten; denn die bayerische Diplomatie wird in Berlin gemacht werden. Und es ist schwer abzusehen, wozu in dem Palais am Promenadeplatz künftig noch ein auswärtiges Ministerium hausen solle; denn es hat nichts mehr zu tun. *Fuimus Troes.*« Nach seiner Ansicht hätte das Ministerium lieber ein Territorium von 700000 Einwohnern opfern, als einen solchen Vertrag unterzeichnen müssen; dann wäre wenigstens die Möglichkeit vorhanden gewesen, das Verlorene wieder einzubringen und als politisch selbständiger Staat sich früher oder später zu rehabilitieren. J. war

ebenso ein Gegner des Ministeriums Hohenlohe, seiner deutschen, vielleicht noch mehr seiner inneren Politik; das neue Wehrgesetz, die Gressersche Schulgesetzvorlage, die neue wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung identifizierten den Minister mit der gehaßten Fortschrittspartei. Die Neuwahlen des Jahres 1869 brachten eine Überraschung; J. zog an der Spitze einer patriotischen Kammermehrheit in die Prannerstraße ein. Und nun schien ihm und seiner Partei der Augenblick gekommen, an der bayerischen Entwicklung der letzten Jahre eine Revision vorzunehmen; die »liberale Parteiregierung« sollte einer »unparteiischen und volkstümlichen Regierung« weichen, »von der berechtigten Selbständigkeit des Landes sollte kein weiteres Opfer zugunsten der preußischen Politik gemacht werden«. Die scharfe Adresse vom Januar 1870 war J.s Werk; Hohenlohe sah sich genötigt, seine Entlassung zu nehmen. Es war nur ein halber Erfolg; der Abgang dehnte sich nicht auf das gesamte Ministerium aus. Nichtsdestoweniger begrüßten J. und die Patrioten den neuen Ministerpräsidenten von Bray-Steinburg mit großen Hoffnungen. Bray konnte wohl in der inneren Politik einen Ruck nach rechts bedeuten, in der deutschen Politik bedeutete die Nachfolge des Mitunterhändlers und Mitunterzeichners des preußisch-bayerischen Allianzvertrags keinen Systemwechsel. Der Kampf begann aufs neue, zunächst gegen die Forderungen für militärische Zwecke. »Nicht genug, daß wir unsere politische Abdankung an Preußen vollzogen haben«, wetterte J., »wir sollen auch noch unsere Armee verdoppeln, unseren Staat in einen Militärstaat und Bayern in eine große Kaserne verwandeln —, um die preußischen Prätentionen gegen alle Welt zu verteidigen.« Mitten hinein in die erregten Kammerdebatten traf wie ein Donnerschlag die Kunde von den Vorgängen in Ems; sie kam J. so ungelegen, daß er sich zu dem Ausspruch versteigen konnte: der Liberalismus habe den grausigen Krieg wie eine vom Himmel gefallene Schickung begrüßt, weil er auf die Vernichtung der patriotischen Gegner durch die preußischen Waffen rechne; die Vorgänge in Bayern seien stark in die Wagschale der Erwägungen Bismarcks gefallen, wenn er gerade damals den rechten Moment zum Losschlagen gekommen glaubte; die Rücksicht auf Bayern habe zum letztenmal in der Weltgeschichte eine große Rolle gespielt, beim beschleunigten Ausbruch des Krieges. Der König erklärte schon in der Nacht vom 15./16. Juli den *casus foederis* für gegeben, in München und außerhalb Münchens kam es zu enthusiastischen Kundgebungen für den Preußenkönig, gegen Frankreich. J. ließ sich durch diese »Politik von der Gasse«, wie er sie nannte, nicht irre machen. Er verstieg sich in seinem Eifer für bewaffnete Neutralität bis zu dem Satze: »Je mehr Sie Regimenter aufstellen, desto mehr gehen zum Feinde über«. Er mußte erleben, daß dieselbe Reichsratskammer, die seinerzeit fast einstimmig den Rücktritt Hohenlohes gefordert hatte, einstimmig und ohne Diskussion die Mittel für den Krieg bewilligte, daß in der Abgeordnetenkammer ein Teil der eigenen Parteigenossen unter Führung Sepps die berühmte Schwenkung vollzog und der Allianzpartei die Majorität verschaffte. Die Erfahrung änderte weder J.s Anschauungen noch seine Taktik; das bewies er gegenüber den Versailler Verhandlungen und dem Versailler Vertrag. Er sah in einer engeren Union Bayerns mit der preußischen Großmacht den Anfang zu einer Mediatisierung Bayerns; die Reservat- und Ehrenrechte waren ihm zu gering, sie waren ihm zu wenig garantiert, sie würden spätestens in dem Augenblick hinfällig werden, wo die liberale Partei die Mehrheit in der Kammer erringe. Er sah in einer engeren Ver-

bindung Bayerns mit dem Militärstaat Preußen das Gespenst des Militarismus. Er fürchtete von dem Sieg der Fortschrittspartei auf nationalem Gebiet ein weiteres Vordringen des Fortschrittsprogramms auf dem Gebiete der inneren Gesetzgebung. Er sah hierin wie in dem protestantischen Kaisertum eine Gefahr für den Katholizismus, er fürchtete, daß »der Parteikampf in seiner gehässigsten Form, auf kirchlichem Gebiete erst recht anheben werde, sobald das Kriegsgetümmel nicht mehr die allgemeine Aufmerksamkeit absorbiere«. Er bangte für die Existenz seiner Partei: »Den süddeutschen Patrioten wäre das Todesurteil gesprochen; nachdem ihre Staaten den politischen Selbstzweck verloren hätten, wäre ihnen die Basis ihrer Existenz unter den Füßen weggezogen, und es erübrigte ihnen nur, innerhalb der sogenannten berechtigten Selbständigkeit von der liberalen Partei zu Tode gemartert und aufgezehrt zu werden«. Er wollte nicht nur kein engeres Verhältnis zu Preußen und zu dem Norddeutschen Bund, er wollte im Gegenteil den Zollverein »der gefährlichen Eigenschaft einer politischen Daumschraube« entkleidet wissen, er wollte für Bayern »vollständige Restitution seiner politischen Freiheit«, selbst Beseitigung des »onerosen« Allianzvertrags. Als mitten in den Versailler Verhandlungen die bayerische Regierung einen Augenblick zögerte, durchzuckte, um mit J.s eigenen Worten zu sprechen, ein Freudenstrahl ihn und das »treue bayerische Volk«, und er erteilte gemeinsam mit der patriotischen Partei der Regierung ein förmliches Vertrauensvotum. Um so größer die Überraschung, als der wirkliche Versailler Vertrag bekannt wurde, um so leidenschaftlicher seine Sprache gegen Preußen und die bayerische Regierung, innerhalb wie außerhalb der Kammer: »Unsere Mittelstaatenpolitik hat ihre Kapitulation von Sedan vollzogen; es ist zu Ende mit ihr und mit uns.« »Die Franzosen sind noch nicht so weit besiegt, daß sie die Friedensbedingungen Preußens unbesehen annehmen zu müssen glauben, aber der kräftige Alliierte Preußens, der zu den glorreichen Siegen gegen den Erbfeind an Gut und Blut soviel beigetragen, der hat die Waffen gestreckt und kapituliert.« J. erlebte eine neue Enttäuschung, eine neue Niederlage. In zwölfter Stunde schwenkten nach aufregenden Szenen innerhalb des patriotischen Klubs 32 Abgeordnete der Patrioten auf den Weg nach Versailles hinüber. Er erblickte hierin ein »furchtbares Verhängnis« für den Staat und seine Partei. »*Consummatum est.*« »Die Ruine wird abbröckeln und einsinken von einem Budgetlandtag zum anderen, und in einigen Jahren wird sich auch das bayerische Volk an den Gedanken gewöhnt haben, daß man kein Königreich zu erhalten braucht, wenn man ein Kaiserreich über sich hat.« In diese Worte preßt er die Besorgnis für die Zukunft zusammen, aber auch das Gefühl der Niederlage und der Auflösung seiner Partei.

In der Zeit der Gründung des Zollparlamentes hatte J. prophezeit, so viele Abgeordnete Süddeutschland nach Berlin entsenden werde, so viele Missionare für Preußen würden zurückkehren. Die Ironie menschlichen Geschickes fügte es, daß er selbst schon im Jahre 1869 als Mitglied des Zollparlamentes nach Berlin ging. Allerdings als Missionar für Preußen ist er nicht zurückgekehrt. Sein schwäbischer Starrsinn lenkte selbst dann nicht ein, als er im Jahre 1874 in das Berliner Reichstagsgebäude einzog, und das um so weniger, als die Kirchenpolitik der 70er Jahre nicht geeignet war, seinen Übergang zu erleichtern, seine Besorgnisse zu zerstreuen. Schon im Dezember, in dem Streite um die orientalische Frage und um den diplomatischen Ausschuß des Reiches, kreuzte der Einsiedler von der Trausnitz die

Klinge mit dem eisernen Mann vom Sachsenwalde. Aber innere Befriedigung hat J. in Berlin wenig erlebt. Er sah, wie sich der Reichsgedanke immer mehr einlebte, wie auch das Zentrum mit dem ersten Kanzler zu paktieren begann. Seine Überzeugungstreue und sein Starrsinn bäumten sich in gleichem Maße gegen einen politischen Glaubenswechsel, für die diplomatisierende Taktik und Strategie Windthorsts fehlte dem Draufgänger der Geschmack wie das Verständnis. Er schied im Jahre 1879 aus dem Reichstag. Gleichzeitig setzten sich seine Enttäuschungen in der bayerischen Abgeordnetenkammer fort. Er verfaßte die Adresse von 1875, welche das Ministerium Lutz aus den Angeln heben sollte. Die Springflut brach sich an dem Felsen der Krone. Die Verbitterung J.s wuchs in den nächsten Jahren, unter dem Einfluß sachlicher und persönlicher Meinungsverschiedenheiten innerhalb der eigenen Partei. Auf einer Versammlung zu Landshut 1881 verkündete er seinen Rücktritt auch aus der bayerischen Kammer.

Der aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben kehrte J. den Rücken, nicht der Politik. Als Publizist über die schleswig-holsteinische Frage hatte er seine literarische Tätigkeit begonnen, das publizistische Interesse hatte selbst bei seiner historischen Arbeit über den Bauernkrieg die Wahl wie die Durchführung des Themas beeinflußt, der Publizistik hat er seitdem ausschließlich seine Feder geweiht. Seit dem Jahre 1853 beschäftigte er sich, mit dem ihm eigenen Interesse für kirchliche Bewegungen, fünf Jahre lang mit der neuesten Entwicklung des Protestantismus und faßte dann 1858 die »Streiflichter« in einem zweibändigen Werke »Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung« zusammen. Unmittelbar darauf fesselten sein Interesse die neuen Männer in Berlin, denen er zunächst Einzelartikel, dann die Schrift »Die neue Ära in Preußen« (1860) widmete. Er war einer der ersten, welcher die Bewegung des vierten Standes vom christlich-sozialen Standpunkt zu erfassen suchte, zunächst in einer Reihe von Aufsätzen, dann in der Gesamtdarstellung »Geschichte der sozialpolitischen Parteien« (1867); die herrschende Bourgeoisie und ihr Verhältnis zu den Arbeitern, die Parteien und ihr Verhältnis zur christlichen Moral, das Auftreten Lassalles und die Trennung des vierten Standes von der Politik der Bourgeoisie, Arbeiternot und Arbeitervertröstung, Streiks- und Koalitionsrecht, Kapital und Eigentum werden hier einer Beleuchtung unterzogen, die auch in streng fachmännischen Kreisen Anerkennung fand. Seine »Zeitläufe« in den Historisch-politischen Blättern, in denen er zu den brennenden Zeitfragen Stellung nimmt, sind für die Kenntnis der öffentlichen Meinung Bayerns im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts eine Quelle ersten Ranges. Seine publizistischen Schriften sind oft gallig, folgerichtig (im Sinne J.s) bis zur Rücksichtslosigkeit, aber sie verraten den geborenen Publizisten, sie atmen Geist und Originalität, der Stil ist kernig, kraftvoll, lebendig wie die ganze Persönlichkeit. Bei aller Einseitigkeit ein anziehender psychologischer Vorwurf, kein konventioneller Dutzendmensch, sondern ein ausgeprägter Charakterkopf.

Quellenverzeichnis: Bayerische Landtagsverhandlungen; Historisch-politische Blätter; Bernhard Meyer, Erlebnisse; Jörg, Erinnerungen; J. Friedrich, Ignaz v. Döllinger; Nekrologe von F. Binder (Histor.-polit. Blätter, Jahrgang 1901) und Otto v. Schaching (Deutscher Hausschatz, Jahrgang 1902). M. Doeberl.

Ziegler, David Heinrich, Ingenieur, * 21. Mai 1821 auf dem Mühlhofe bei Wülflingen, † 1. April 1901 in Winterthur. — Z. hat keine schulgemäße

wissenschaftliche Ausbildung genossen, sondern ist von seinem 16. Lebensjahre an in verschiedenen Zweigen der Maschinentechnik tätig gewesen, wobei er nicht versäumte, sich auch theoretische Kenntnisse durch eifriges Selbststudium anzueignen. Seine Lehrlingszeit legte er in der Maschinenfabrik seines Schwagers H. Rieter in Töß zurück; 1841 lernte er unter Haswell (Wien—Gloggniter Eisenbahngesellschaft) den Bau von Dampfmaschinen, Lokomotiven und Werkzeugmaschinen; von 1843 an betätigte er sich in den Werkstätten und Konstruktionsbureaus von Georg Bodmer in Manchester. Nach wiederholtem Wechsel der Stellung, hauptsächlich bedingt durch die politischen Unruhen und die damit zusammenhängende Geschäftsstille, trat er 1853 in das Haus Joh. Jak. Rieter u. Co., wo er nun dauernd verblieb und eine Reihe bedeutender Anlagen — Drahtseiltransmissionen in Oberursel, Schaffhausen, Freiburg, Bellegarde — ausführte, die großes Aufsehen machten. Das Haus J. S. Rieter u. Co. verdankte seiner tüchtigen Leitung die vielen bemerkenswerten Erfolge auf dem Gebiete der Wassermotoren, Werkzeugmaschinen usw. Infolge Kränklichkeit verzichtete Z. bereits 1881 auf die regelmäßige Mitarbeit im Geschäft und widmete sich vorwiegend dem Privatstudium. Mit ihm schied einer der tüchtigsten Veteranen der schweizerischen Maschinenindustrie aus dem Leben. Alfred Birk.

Siewerdt, Friedrich Adolf, Direktor der Maschinenfabrik Oerlikon, * 11. Oktober 1837 zu Waldenburg (Sachsen), † 7. Juni 1901 in Oerlikon. — Als Sohn eines Schmiedes und Bauschlossers mußte S. von Kindheit an in der Werkstätte arbeiten; seine technische Fachbildung erhielt er an der Werkmeisterschule in Chemnitz, in welcher Stadt er auch in praktischer Beziehung den Grund zu jener Tätigkeit legte, die seinen Namen weit und breit in Fachkreisen bekannt machte; S. trat nämlich, noch nicht 20 Jahre alt, in die Maschinenfabrik Sondermann & Stier in Chemnitz, die sich in hervorragender Weise mit dem Bau von Werkzeugmaschinen befaßte, und hier entfaltete sich nun sein hervorragendes Talent für diesen Zweig des Maschinenbaues, den er zu hoher Entfaltung brachte. 1863 nach der Schweiz zurückgekehrt, begründete er im Jahre 1867 mit Gustav Daverio in Rorschach eine kleine Fabrik für Werkzeuge, aus der sich allmählich — allerdings unter vorübergehend schweren finanziellen Kämpfen — die heutige Maschinenfabrik Oerlikon entwickelte, wohin das Geschäft im Jahre 1872 übersiedelt war. Diese Fabrik wurde im Jahre 1877 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; S. verblieb als technischer Direktor, beschränkte sich aber auf den Werkzeugmaschinenbau. Für jeden noch so schwierigen Fabrikationszweig gelang es seinem erfinderischen Kopfe Spezialmaschinen zu bauen, die er den mannigfaltigen Bedürfnissen anzupassen wußte. Die eigenartige Entwicklung seines Geistes und seiner Tätigkeit hatte S. fremden Ideen schwer zugänglich gemacht, wie ihn seine ungewöhnliche Arbeitskraft mitunter auch zu überaus weitgehenden Anforderungen an seine Untergebenen hinriß. Aber bei aller Rauhheit seines äußeren Wesens war S. doch voll Wohlwollen und Güte und konnte im Freundeskreis sehr fröhlich und mitteilsam werden. Ein schweres Herz- und Lungenleiden brachte ihm mitten in der Arbeit den Tod.

Die »Schweizerische Bauzeitung« würdigte seine Bedeutung in einer längeren Abhandlung (1901, I, S. 265), die sie auf S. 275 durch ein Bild S.s ergänzte.

Alfred Birk.

Radinger, Johann Edler von, Professor, Hofrat, * Wien, 31. Juli 1842, † 20. November 1901 ebendaselbst. — Der Name R.s ist mit der Geschichte der Entwicklung des Dampfmaschinenwesens unauflöslich verbunden; er war es, der zuerst die Gesetze aufstellte, welche den Bau schnell laufender Dampfmaschinen beherrschen müssen, wenn diese ruhig und sicher arbeiten sollen. Die Anregung zu diesem Werke wie überhaupt zu dem Studium der Massenwirkungen an den Maschinen und des Zusammenhanges zwischen Geschwindigkeit und Masse erhielt R. auf der Weltausstellung in Paris (1867), welche er — damals Adjunkt an der Lehrkanzel für Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Wien — im Auftrage der Regierung besuchte und auf der die Allen-Maschinen mit ihrem überaus ruhigen Gange bei 200 Umdrehungen in der Minute seinen Forschergeist gefangen nahmen. Das Ergebnis seiner Studien war sein Werk über »Die Dampfmaschinen mit hoher Kolbengeschwindigkeit«, das 1870 in erster und 1872 schon in zweiter Auflage erschien und in allen Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregte; es wurde tatsächlich auch die Grundlage für die Weiterentwicklung der Dampfmaschine. Nicht genug zu rühmen ist die fesselnde und schöne Sprache dieses Buches, das auf jeder Seite die große Begeisterung des Verfassers für die von ihm behandelte Frage zum Ausdruck bringt und auch auf den Leser überträgt.

Im Jahre 1868 übernahm R. das Amt eines k. k. Dampfkesselprüfungs-Kommissärs und trat infolgedessen in innige Beziehungen zu der Industrie, die ihm unausgesetzt wertvolle Anregungen und Förderung verdankte. Dieser für beide Teile wichtige Verkehr gestaltete sich noch intensiver, als R. bald darnach in den zur Seite des Handelsministeriums stehenden technischen Beirat für Kesselangelegenheiten berufen wurde. Mit dem ihm eigenen impulsiven Auftreten wirkte er — namentlich durch die strenge und teilweise neue Art der Durchführung der gesetzlichen Erprobungen von Dampfkesseln — auf Verbesserungen in Material und Anarbeitung ein und trug wesentlich zur Sanierung der Betriebsverhältnisse der Dampfkesselanlagen Wiens bei. Eine bedeutende Anzahl von Dampfkesselkonstruktionen und vollständigen Fabrikanlagen für die verschiedensten Industrien in der ganzen Monarchie wurden von ihm entworfen; alle, die größten wie die kleinsten von ihnen, bekunden das Streben nach richtiger Detailkonstruktion, nach Wahrheit und Schönheit. Nichts haßte R. so tief, als oberflächliche Leistungen, als leichtfertige, wenig ernsthafte Lösungen scheinbar unwichtiger Einzelheiten, von deren richtiger Durchführung aber doch zumeist das Geschick der ganzen Anlage abhängig erscheint.

R. war im Jahre 1875 zum außerordentlichen und 1879 zum ordentlichen öffentlichen Professor des Maschinenbaues an der technischen Hochschule in Wien berufen worden; 1891/1892 fungierte er als Rektor; seine bedeutungsvolle Inaugurationsrede über das technische Wirken in den letzten 30 Jahren war ein begeisternder Appell an die Studentenschaft. R. war ein Meister des Wortes und des Stiftes; während seines lebhaften und lebendigen Vortrages, dem die Hörer mit ungeschwächter Aufmerksamkeit bis zu Ende lauschten, entwarf er an der Wandtafel mit wenigen Strichen die klarsten Zeichnungen, die den behandelten Gegenstand in seinen Hauptzügen scharf vor Augen führten; in den Konstruktionssälen drang R., wie im Leben, unablässig auf die liebevolle Ausarbeitung bis in die kleinste Einzelheit und war allezeit ein Feind der Schablone; jedes Detail mußte sorgfältig mit Rück-

sicht auf den Zweck, dem es zu dienen hatte, studiert und ausgeführt werden. Streng in den Anforderungen an das Wissen und die Leistungen seiner Hörer, war er doch niemals pedantisch oder kleinlich und so errang er sich die Sympathien aller, die das Glück hatten, seine Schüler zu sein. Neben »Maschinen-Elemente« und »Allgemeine Maschinenlehre« las R. auch »Eisenbahnbetriebsmittel« — ein Gegenstand, der an anderen Hochschulen noch heute nicht die gebührende Berücksichtigung findet.

Im Jahre 1890 erhielt R. als Anerkennung für seine hervorragenden Leistungen bei der maschinellen Einrichtung der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien den Orden der Eisernen Krone, nachdem er bereits 1882 den Hofrattitel erhalten hatte. Die von ihm geleitete Neuherstellung der Maschinenanlagen im k. k. Hauptmünzamte brachte ihm 1892 den Adelsstand. Der österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein, dem er seit dem Jahre 1864 als Mitglied angehörte, wählte ihn 1895 zu seinem Vorsteher, der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen verlieh ihm die große goldene Medaille, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien wählte ihn im Jahre 1900 zu seinem korrespondierenden Mitgliede. Aber auch sonst wurden ihm zahlreiche Anerkennungen und Auszeichnungen zuteil, wie dies bei seiner innigen Berührung mit den verschiedenen Industrien und seinen großen Verdiensten um deren Förderung wohl begreiflich ist.

R. war eine sehr anregende, impulsive, aber auch immer leicht anregbare Natur; sein großes Interesse für alle Fortschritte bekundete er bei vielen Gelegenheiten und seine lebhafte Begeisterung, sein frisches Temperament führte ihn dann wohl mitunter, wenn auch selten, zu Urteilen, die vor dem strengen Forum wissenschaftlicher Prüfung nicht voll standhalten konnten. Aber auch in solchen Irrungen zeigte sich sein großer Geist und seine hervorragende Begabung. Unter den Denkmalen, die der österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein bedeutenden Lehrern der technischen Hochschule in Wien am 4. November 1903 vor deren Portal errichtete, befindet sich auch R.s Denkmal.

In eingehender Weise werden seine Verdienste in dem Nachruf gewürdigt, der auf S. 827 der Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins im Jahre 1901 zur Veröffentlichung gelangte; ein wohlgelungenes Bild findet sich auf S. 809 dieser Zeitschrift.

Alfred Birk.

Brassert, Hermann, * 26. Mai 1820 zu Dortmund, † 16. März 1901 zu Bonn. — Der hochgeschätzte Verfasser des berühmten, in fast allen deutschen Staaten nachgebildeten Allgemeinen Berggesetzes für die preußischen Staaten vom 24. Juni 1865, langjähriger Chef des Rheinischen Oberbergamts zu Bonn, Preußischer Wirklicher Geheimer Rat und Exzellenz, wurde als ältester von zehn Söhnen eines preußischen höheren Bergbeamten geboren. Er studierte die Rechte und absolvierte die juristischen Staatsexamina. Nach Übernahme zur Staatsbergverwaltung wurde er i. J. 1850 (verhältnismäßig schnell) Justitiar des damaligen Bergamts Siegen mit dem Charakter als Bergrat. Bereits am 1. April 1855 wurde er als Justitiar und Mitglied (Oberbergrat) an das Oberbergamt in Bonn berufen. In dieser (nicht überlasteten) Stellung verfaßte er einige kleinere, immerhin beachtete Abhandlungen, so über die Frage, ob nach gemeinem Recht das Recht des ersten Finders von dem Besitze eines Schürfscheins abhängt (ministerielle Zeitschr. f. das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Bd. 3, S. 200), über die Befugnis des Bergwerks-Konzessionars zur Inbesitznahme von

fremdem Grund und Boden nach dem französischen Bergwerksgesetze vom 21. April 1810 (daselbst Bd. 3, S. 49), sodann eine Sammlung der in Preußen gültigen Bergordnungen, endlich »das Bergrecht des Allgemeinen Preußischen Landrechts in seinen Materialien«. Im J. 1860 begründete er mit dem späteren Handelsminister und schließlichen Oberpräsidenten Prof. Dr. Achenbach die als Brasserts Zeitschrift für Bergrecht noch heute forterscheinende Sammlung aller auf das Bergwesen in Deutschland und auswärts erscheinenden Gesetze, Verordnungen, Gerichts- und Verwaltungsentscheidungen.

In den sechziger Jahren begann der preußische Bergbau infolge des außerordentlichen Reichtums Preußens an Mineralschätzen, zumal an Kohlen, den schwarzen Diamanten, einen ungeheuren Aufschwung zu nehmen. Die Zersplitterung des Rechtszustandes (französisches Recht, etwa zwölf verschiedene Bergordnungen, das meist nur subsidiär geltende allgemeine Landrecht), die hohe Besteuerung und vor allem die vom Staate geübte Direktion (Bevormundung) stellten sich dem Aufschwung hemmend entgegen. Demgegenüber regte sich eine Reformgesetzgebung, die mit dem Allgemeinen Berggesetze vom 24. Juni 1865 abschloß, welches Gesetz den damaligen Oberbergrat Brassert zum Redakteur bezw. Verfasser hatte. Der Inhalt dieses Gesetzes läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß es fast alle alten bergrechtlichen Vorschriften aufhob und sie durch ein einziges klares Gesetz ersetzte, daß es nahezu alles dem privaten Ermessen freigab und die Aufgaben des Staates dem Bergbau gegenüber fast nur auf die Sicherheitspolizei begrenzte. So sehr traf das Allgemeine Berggesetz den Zeitstrom, daß es fast wörtlich in fast allen deutschen Staaten kopiert wurde, so in Bayern, Württemberg, Braunschweig usw. Nichts wahrlich spricht so sehr für das Zeitgemäße als dieser Umstand.

Daß dort, wo die natürlichen Vorbedingungen für die Blüte des Bergbaues gegeben waren, das Allgemeine Berggesetz keinen Hemmschuh für die Entwicklung bildete, ist ebenso klar wie daß dieses Gesetz und sein Verfasser die allgemeinste Liebe und Verehrung genossen.

Nachdem Brassert die ihm gestellte legislatorische Arbeit glücklich erledigt hatte, wurde er 1866 Chef (Berghauptmann) des rheinischen Oberbergamts, in welcher Stellung er bis zu seinem am 1. Oktober 1896 erfolgten Ausscheiden aus dem Staatsdienste verblieb.

Für die Abfassung des Berggesetzes ernannte ihn die juristische Fakultät zu Bonn *honoris causa* zum Doktor der Rechte. Im J. 1900 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt.

Die letzten Jahre seines Lebens widmete er der Herausgabe eines großen Kommentars zum Allgemeinen Berggesetze und der Redaktion seiner Zeitschrift für Bergrecht.

Schwer ist es, ein gerechtes und sachgemäßes Urteil über das Wirken Hermann B.s abzugeben.

Falsch ist es, ihn mit dem Maßstabe heutiger oder zukünftiger volkswirtschaftlicher Ansichten zu messen, wie dies allerdings mitunter von nationalökonomischer Seite geschieht (Schmoller u. a.). Setzt man einen solchen Maßstab an, so kann man verstehen, daß das Urteil über B. und seine Zeitgenossen ein durchaus tadelndes, ja vernichtendes ist. Man sagt von diesem Standpunkte, die einst maßgebenden Personen der preußischen Bergverwaltung (Achenbach, Brassert, Klostermann usw.) haben im breiten und seichten Strome der manchesterlichen Tagesmeinung, jeder Tagesströmung Folge gebend, behaglich geschwommen und die Zukunft der Gegenwart aufgeopfert. Die

Verheerungen, welche das Manchestertum am Nationalvermögen durch die Freigabe eines regellosen Bergbaues, die Beseitigung aller Vorbehalte (Regale) zugunsten des Staates usw. angerichtet haben, lassen sich heute kaum ahnen. Auf manchen Gebieten, z. B. dem Arbeitswesen, habe bereits Reichs- und Landesgesetzgebung reformierend gewirkt, auf anderen hat sich die Praxis durch eine geeignete Korrektur »des Geistes des Allgemeinen Berggesetzes« geholfen. Alles in allem: nennt man die manchesterlichsten Namen und Gesetze, so wird neben der Gewerbeordnung von 1869, der Aufhebung aller Zinsbeschränkungen 1867, der Aktienfreiheit 1870 usw. das Allgemeine Berggesetz genannt werden.

Dieser Maßstab ist aber falsch, weil jeder nach dem Maße seiner Zeit gemessen werden muß. Ist dieser Satz richtig, so wird man sagen müssen, B. und sein Allgemeines Berggesetz haben den Besten ihrer Zeit genuggetan.

Nimmt man hinzu, daß B. bis an seinen Tod ein unendlich fleißiger Beamter und Schriftsteller gewesen ist, so darf man behaupten, daß er zu den markantesten und verdientesten Männern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört hat. Arndt.

Böcklin, Arnold, Maler und Bildhauer, * 16. Oktober 1827 in Basel, † 16. Januar 1901 in S. Domenico bei Fiesole. — Der Maler Arnold Böcklin ist der Sohn einer Stadt, die in den Zeiten seiner Kindheit klein und gut bürgerlich war und so kaum der Ort schien, aus der gerade der Verkündiger von Lebenslust und Weltfreude hätte hervorgehen können. Doch ist es ein eigentümliches Geschick, daß oft gerade solche Städte, die abseits vom Getriebe liegen und von den herrschenden Strömungen wenig ergriffen werden, der Welt die Genies schenken, die zu Führern berufen sind. Jedenfalls haben Vaterstadt und Vaterhaus dem großen Manne Eigenschaften mitgegeben, die ganz wesentlich in dessen Charakterbild mitsprechen: das Gefühl für das Echte, von innen Kommende, der Haß gegen die Phrase und jegliche Schönfärberei, die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Ausübung des Berufs. Nicht, daß er um jeden Preis etwas Außerordentliches sein wollte, sondern daß er sich selbst suchte und sich ehrlich und stetig entwickelte, gibt seiner Persönlichkeit jene überzeugende Kraft, die sich schließlich gegen Gleichgültigkeit, Verkennung und Widerstand siegreich behauptet hat. Wenn er in der Gestaltung seines äußeren Lebens von den Gepflogenheiten seiner Mitbürger abwich, so hat er das nicht getan aus Anmaßung oder aus Hang, das Ungewöhnliche zu tun. Auch sein Leben war ein beherrschtes und weises dadurch, daß ein jeder Schritt auf dem Weg seiner Entwicklung mit ursprünglicher Notwendigkeit aus dem anderen folgt.

Die Familie Böcklins gehörte nicht zu den alteingesessenen Geschlechtern, die damals die Ämter und Stellen in Basel besetzt hielten und den Gang der kleinen Stadtrepublik bestimmten. Der Mannesstamm der Familie Böcklin ist am Ende des 18. Jahrhunderts aus Beggingen im Kanton Schaffhausen eingewandert. Erst der Vater des Malers erwarb sich bei seiner Verheiratung das Basler Bürgerrecht. Er war ein tüchtiger Kaufmann, der früh als Lehrjunge in einer Strumpffabrik anfing, allmählich Handelskommis und Gehilfe des Fabrikherrn wurde, es dann, nach seiner Verheiratung (1824), mit selbständigen Unternehmungen probierte, die nicht gediehen, bis er schließlich, 1856, die Stelle

eines Direktors in der Bandfabrik De Bary erhielt. Seine Frau, Ursula Lippe, hatte er sich aus einem achtbaren Basler Bürgerhause geholt.

Arnold, der Maler, war das dritte von sieben Kindern dieser Ehe. Schon früh stand es bei ihm fest, Maler zu werden, und das erste Zeichen, mit dem sich das mutige und entschlußfähige Talent ankündigt, ist das, daß er gegen den Willen des strengen Vaters, der damals ein ziemlich kärgliches Einkommen besaß, seinen Lebensberuf erkämpfte. Doch hielt von Anfang an die Mutter fest zum Sohne, und endlich ließ ihn der Vater ziehen, nachdem auch noch ein Lehrer des Knaben, der Dichter und Germanist Wilhelm Wackernagel, seine Fürsprache eingelegt hatte.

Wie der Keim der künstlerischen Begabung in den Knaben gelegt und wodurch er geweckt wurde, ist nicht nachzuweisen, kaum zu ahnen. Zwar waren in der Bürgerschaft Bildung und Kunstliebe, Geschenke einer alten und hohen städtischen Kultur, seit alters heimisch; es fehlte aber an einem eigentlicher Kunstleben; auch bestand noch keine öffentliche Kunstsammlung, und die Werke Holbeins, die den Knaben mehr »interessierten« als begeisterten, wurden in einem nicht sehr bequem zugänglichen Raume aufbewahrt. Berechtigter scheint der Hinweis auf die landschaftliche Umgebung der Vaterstadt. Jeder schaffende Künstler nährt sich zunächst von den Eindrücken, die ihm die heimatliche Natur und Landschaft bietet. Basel liegt an der Stelle, wo der Rhein in eiligem Lauf nach Norden umbiegt und aus schmalem Tal in die breite und fruchtbare, von den blauen Höhenzügen des Schwarzwalds und der Vogesen begrenzte Rheinebene eintritt. Der Stadt im Rücken liegen die langgestreckten Wälle des Jura. Die Weite und Größe des Raumes über der Ebene, und im Gegensatz dazu die stimmungsvollen Heimlichkeiten des Gebirges sind wohl geeignet, die Phantasie zu befruchten und in Bewegung zu halten.

Die ersten Versuche des jungen Malers sind meist Reflexe dieser landschaftlichen Eindrücke.

Am 30. Oktober 1845 ist B. aus dem Elternhause ausgezogen, um in Düsseldorf die Akademie zu beziehen. Dort arbeitete er zuerst bei dem Historienmaler Theod. Hildebrandt; dann wurde Joh. Wilh. Schirmer auf ihn aufmerksam und veranlaßte ihn, seiner Klasse beizutreten. Er hat an Schirmer einen verständnisvollen Lehrer gefunden, dem er zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt hat. Ein Mitschüler an der Akademie, der junge Zürcher Rudolf Koller, wurde damals sein Freund. Es hat sich aus der letzten Düsseldorfer Zeit ein Bildnis B.s erhalten, von der Hand seines Freundes, das einen Blick tun läßt in das noch verschlossene, suchende und ernste Wesen des jungen Künstlers (Reprod. bei Ad. Frey, A. Böcklin, nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. 1903). Unterbrochen wurde die Düsseldorfer Lehrzeit durch eine Alpenreise August bis Oktober 1846. Nachher hat es B. noch etwas weniger als ein halbes Jahr an der Akademie ausgehalten, dann trieb ihn der Wunsch nach neuer, stärkerer Anregung nach Brüssel. Er machte die Reise gemeinschaftlich mit Koller. Am 12. März kamen die beiden in der belgischen Hauptstadt an, wo sie fleißig Galerien und Sammlungen besuchten und nach den alten Meistern zeichneten. Es waren Rubens und van Dyck, die auf sie die größte Anziehung ausübten. Auch bei einem Abstecher nach Antwerpen, ungefähr am 12. Mai, galt Rubens ihre Vorliebe, und diese Bewunderung für die Kraft des großen Vlamen hat bei B. zeit seines Lebens standgehalten.

Am 15. Mai trennten sich die Freunde; Koller fuhr nach Brüssel zurück

und von dort nach einigen Wochen nach Paris, während Böcklin in die Schweiz verreiste.

In der Heimat gebärdete sich Böcklin ganz so, als ob er ein Alpenmaler werden wolle. Im Sommer 1847 muß er eine dritte Studienfahrt ins Hochgebirge unternommen haben. Sie führte ihn schließlich nach Genf, wo er im Herbst in das Atelier des Alpenmalers Calame eintrat. Aber dessen Unterricht behagte ihm nicht; er trat bald aus und kehrte im Januar 1848 nach Basel zurück.

Von Basel geht Böcklin nach Paris, wo er am 14. Februar bei Koller eintraf. Ad. Frey gibt in seinem schon erwähnten Buch nach den Erinnerungen Kollers ein anschauliches Bild von dieser Pariser Zeit. Den tiefsten Eindruck hinterließ B. nicht die Pariser Kunst, sondern die politischen Ereignisse, in die er mitten hineingeriet. Als am 24. Februar der Pariser Pöbel in die Tuilerien eindrang, wurde B. mit Koller halb neugierig, halb erregt mitgerissen. Mit Vergnügen erinnerte sich der Meister später an diese stürmischen Tage. Doch die Arbeiterrevolution im Juni hinterließ ihm schreckliche Eindrücke, über die er ungern sprach. Er sah von seinem Fenster aus Transporte von Gefangenen, die zur Exekution geführt wurden, und scheint selber einmal in höchste Gefahr geraten zu sein.

So kehrte B. im Herbst von Paris heim, ohne großen Gewinn für sein Können mitzubringen, aber erfüllt von Eindrücken, die man in den Schöpfungen der späteren Jahre da und dort in der Tiefe brausen hört.

Vom Herbst 1848 bis zum Februar 1850 weilt der Maler wieder im Vaterhause, tut im Frühjahr 1849 Rekrutendienste und malt neben einigen meist noch ziemlich unfreien Bildnissen eine Reihe von Stimmungslandschaften. Er sucht in ihnen die Eindrücke seiner Alpen- und Jurawanderungen herauszuarbeiten. In diesen Jünglingsjahren, wo die erregte Phantasie mit Mühe die Formel sucht, in der sie sich ausdrückt, bedeutet jede Äußerung mehr, als sie eigentlich ist, und will als Hinweis auf ungehobene Schätze und gährende Empfindungen genommen sein. Die »tannenbewachsene Felsschlucht« mit einem in der Tiefe schäumenden, im Mondschein glänzenden Wasserfall ist die Komposition, die am deutlichsten den späteren Beherrscher der Stimmungen verrät.

In diesen ersten fünf Lehrjahren ist auffällig die Unrast und Unruhe, mit der sich B. seinen Weg sucht. Es duldete ihn nirgends lange, und man sieht ihn von Düsseldorf nach Genf, von Genf nach Paris, von Paris wieder nach der Schweiz ziehen, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen. Seine Düsseldorfer Akademiezeit beträgt, die Ferienreise des Jahres 1846 abgerechnet, kaum ein ganzes Jahr. Doch verrät sich gerade darin die Individualität des jungen Künstlers, daß er zwar vieles versucht, was seiner Phantasie Nahrung bringen könnte, aber alles ablehnt, was ihm nicht entspricht. Man findet unter den Versuchen seiner ersten Jahre keine jener jugendlichen Renommistereien, die ihre Entstehung nur der Kritiklosigkeit und den in der Schule angelernten Handgriffen verdanken. Wie er sich schon in seiner Jugend in die Kontrolle nimmt, zeigt eine Stelle aus jenem Brief, den er aus Basel am 2. April 1849 an seinen Freund Jakob Mähly gerichtet hat: »Die glänzende Einbildung muß vom Verstande eine strenge Zensur erleiden, sie wird mit einem immer feinern Sieb gesiebt und leider bleibt meistens alles obenauf.« —

Noch jung, aufnahmebedürftig, suchend und ohne Prätentionen betritt Böcklin im März 1850 den Boden Roms. Er blieb, abgesehen von einer

Reise in die Heimat im Jahre 1852, sieben Jahre, die für ihn seine eigentliche Lehrzeit gewesen sind und mit der Meisterschaft geendet haben. Zunächst ergriff er dankbar die Hand eines Führers, Franz Drebers, der, fünf Jahre älter als B. und schon seit 1843 in Rom ansässig, für das, was dem jungen Basler neu war, schon einen eigenen Ausdruck gefunden hatte. Allmählich gewinnt aber Böcklin den Eindrücken, die von allen Seiten auf ihn eindringen, selbständige Formen ab. In der römischen Campagna, an den Abdachungen der Sabinerberge und im Albanergebirge sättigt er seine Anschauung mit den reinen Berglinien, den klaren Formationen des Felsbodens, mit den oasenhaft in übersichtlichen Flächen stehenden Baumgruppen, mit dem wechselnden Licht in den weiten Ebenen. Für die gestaltende Phantasie hat diese Landschaft etwas Klärendes, weil ihre Struktur so offen daliegt, weil die den Aufbau des Landschaftbildes und die Gestaltung des Raumes bestimmenden Elemente so klar hervortreten.

Sodann hat sich das Auge des jungen Künstlers an der üppigen Vegetation im einzelnen berauscht, und schattige Haine und Gruppen von mächtigen, mit allerhand Schlingpflanzen umrankten Bäumen, dazwischen Ausblicke in die Luft und in die Ferne, bilden jetzt ein stets wiederkehrendes Thema. Diese Landschaften bevölkert er seit etwa 1854 mit kleinfiguriger Staffage, dem alten Naturgott Pan, mit Nymphen und Kentauren. Solcher Art sind: »Syrinx flieht vor Pan«, in der Dresdener Gemäldegalerie, »Nymphe an der Quelle«, in der Schackgalerie, »Waldlandschaft mit Pan«, im Basler Museum. Was uns in diesen Bildern noch altmeisterlich berührt, ist in anderen schon abgestreift. Sie zeigen die Campagna in Stimmungen, wie sie vorher noch nie gemalt worden sind: in der Stille und Glut der Mittagssonne, die über dem kahlen Felsboden flimmert. Mit diesen Bildern findet Böcklin im Kreis seiner Freunde begeisterte Anerkennung; und Feuerbach, der seit dem Herbst 1856 in Rom weilte, erhält im Atelier des jungen Meisters jenen überwältigenden Eindruck.

Der Umstand, daß er in Rom nicht aus Not und Bedrängnis herauskam, hat den Maler, der sich im Juni 1853 mit Angela Pascucci verheiratet hatte und nun für eine rasch anwachsende Familie sorgen mußte, bestimmt, nach Basel zurückzukehren. Im Norden durfte er eher hoffen, Käufer zu finden; auch dachte er im Fall der Not sich seiner Familie anschließen zu können. Im Frühjahr 1857 traf B. mit seiner Familie in Basel ein. Aber der Empfang von seiten seiner Verwandten war kühl. Ein ausgestelltes Bildchen, die Landschaft mit den beiden Mädchen am Brunnen, wurde vom Publikum geschmäht; sogar mit dem Vater geriet er damals in Zerwürfnis. In dieser schlimmen Zeit malte aber der Künstler bereits an jenem Bild, das seinen Ruf begründen sollte, dem zweiten »Pan im Schilf«.

Der Auftrag des Konsuls Wedekind, der den Maler in Basel aufsuchte, schien B. aus seiner Bedrängnis zu retten. Er zog im Sommer 1858 mit seiner Familie nach Hannover und malte dort kühn und mit frischem Zug die Dekorationen des Speisesales im Wedekindschen Hause. Das Thema war, die Beziehungen des Menschen zum Feuer — Prometheus, der das Feuer bringt, die Segnungen und die Verheerungen des Feuers — zu schildern. Leider nahm die Sache einen ungünstigen Ausgang: der Besteller wies die Bilder zurück und B. erhielt den abgemachten Lohn erst, nachdem er sein Recht beim Richter gesucht hatte. In München, wohin B. im September 1858 übergesiedelt war, geriet die Familie in bitterste Not. Der Maler lag mit

zweien seiner Kinder an einem heftigen Typhus darnieder. Als er sich endlich zu erholen begann, erregte der im Kunstverein im März 1859 ausgestellte »Pan im Schilf« großes Aufsehen; das Bild wurde von König Ludwig II. für die Pinakothek erworben. Ein Erfolg kommt nun nach dem andern: es knüpfen sich die Beziehungen zum Grafen Schack an, der durch Heyse auf den Maler aufmerksam gemacht worden war; Graf Kalckreuth erscheint in München und trägt ihm, zugleich mit Begas und Lenbach, eine Professur an der neu zu gründenden Akademie in Weimar an. Auch in der Heimat gewinnt er sich Ansehen, der Vater versöhnt sich, auf die Nachricht von der Berufung nach Weimar hin, mit dem Beruf des Sohnes, und bald bestellt die Vaterstadt das erste Bild bei ihm, die »Jagd der Diana«.

Im Norden scheint B. erst den eigentlichen Gewinn der römischen Eindrücke zu ziehen. Vom zweiten »Pan im Schilf« wird man sagen, daß mit ihm B.s Meisterschaft beginnt. Zum erstenmal ist die Staffage selbständig und aus der Stimmung der Landschaft heraus empfunden. Die Beobachtung der Lufttöne und des Lichts, das durch das hohe Schilfröhricht hindurch auf den zersessenen Boden fällt, läßt dieses Bild auch heute noch nicht veraltet erscheinen. In den Wedekindschen Wandbildern gibt sich der Maler der Erinnerung an die schönen Formen der römischen Landschaft hin, schildert steile Felsküsten mit reichem Baumwuchs und Buschwerk, Gebirge mit stolzen Felsbildungen, Hainen und hochgelegenen Bergstädtchen. Der vollste Nachhall seiner Begeisterung für die Schönheiten der Campagna wird aber immer die große »Jagd der Diana« sein.

Schon in diesen Jahren begegnet uns jene Eigentümlichkeit B.s, ein bereits ausgegebenes Motiv zum zweiten Male vorzunehmen und in der Umgestaltung eine schlagendere Wirkung anzustreben. So ist die »Jagd der Diana« aus jener Landschaft von 1860 entwickelt, die bei Schick unter der Bezeichnung »Voltzsche Campagnalandschaft« geht. Der »Mord im Schloßgarten« (beim Herzog von Oldenburg) geht auf eines der Wedekindschen Wandbilder zurück. Es ist das Grundmotiv der »Villen am Meer«. Diese Gewohnheit setzt bereits jene Arbeitsweise voraus, die B. eigentümlich ist: er malt nicht unmittelbar nach der Natur, sondern aus der inneren Vorstellung; seine Bilder schildern nicht einen in der Natur wiederzufindenden Einzelfall, sondern er hebt aus dem reichen Schatz seiner Beobachtungen heraus das geklärte, ausdrucksvolle Bild, das sich der Erinnerung unauslöschlich einprägt.

Der Aufenthalt in Weimar hat aber offenbar den Aufflug des Künstlers etwas gehemmt; es ist auffallend, wie in diesen Jahren sein Kolorit einen altmeisterlichen Klang bekommt. Er hat damals auch eine Komposition, »Venus entsendet Amor«, gemalt, die sich mehr als alles Frühere oder Spätere an die alten Meister anlehnt.

Der Künstler fühlte, daß er noch viel aus der italienischen Landschaft zu schöpfen hätte. In Italien, sagte er später zu Schick, entwickle man sich fortwährend und suche Probleme zu lösen, während man in Deutschland wohl mehr arbeite, aber nur das früher Erworbene auszubeuten suche. Für eine so ehrliche und entschlossene Natur wie B. bestand kein Zweifel, was er zu wählen habe, eine sichere Versorgung in angesehenem Amt oder die Möglichkeit, seine Fähigkeiten weiter zu bilden; so gab er, nach zweijähriger Lehrtätigkeit, die Professur auf und zog mit seiner Familie nach dem Süden.

Die neuen Eindrücke ließen denn auch nicht auf sich warten. In den

Fresken Raffaels, besonders beim Heliodor, war es das »Grossdecorative«, was auf ihn große Wirkung machte. Und dann sah er zum ersten Male die Reste antiker Malerei in Neapel und Pompeji. Der Eindruck war so gewaltig, daß er, wie Schick, offenbar nach des Meisters eigenen Worten, erzählt, ganz aus der bisherigen Bahn getrieben wurde und fast ein volles Jahr verlor, bis er wieder mit sich ins Reine kam. Aber nach dieser hauptsächlich mit Versuchen in antiker Enkaustik verbrachten Zeit tritt er mit einem großen Wurf hervor, der ersten »Villa am Meer«. B. hat hier die Sprache gefunden, um seine Stimmungen zwingend auszudrücken. Vergleicht man das Gemälde mit seiner Vorstufe, dem »Mord im Schloßgarten«, so fällt auf, wie jede Form bestimmter auf den gewollten Eindruck hinarbeitet. Jetzt erst fühlt man die Verlassenheit des zerfallenden Edelsitzes; und alles ist Wehmut und Sehnsucht. Den Besteller, Grafen Schack, hat das Bild nicht befriedigt, und B. malte eine Wiederholung in veränderter Stimmung. Später, in den siebziger Jahren, greift er das Thema noch viermal auf, ohne sich zu erschöpfen. Die letzte dieser Versionen, bei Frhr. von Heyl in Darmstadt, leitet bereits zu einem neuen Vorwurf, der »Ruine am Meer«, über.

Nebenher gehen Schöpfungen, wie die fröhliche »altrömische Weinschenke«, die sinnlich glühende »Klage des Hirten« (in der Galerie Schack). Ein Hauptgewicht dieser Zeit fällt auf eine Reihe von Bildnissen, Angehöriger und Freunde oder südlicher Schönheiten, in denen die Formen größer aufgefaßt sind, die Farbengebung breiter und eigenartiger ist als zuvor. Eines der feinsten ist das Porträt der »Frau Böcklin als Muse« (in der Sammlung des Basler Kunstvereins).

Im Herbst 1866 wandte sich B. wieder nach Basel. Ein rücksichtslos sich selbst und seinen Ideen lebender Künstler wird überall leicht an Verhältnissen und Menschen anstoßen. Es ist darum erklärlich, daß auch in Basel nicht alles glatt ablief. In dieser Zeit hat Böcklin auch die Freundschaft Jakob Burckhardts verloren. Doch hat der Maler in der Heimat Aufträge gefunden, die ihn selbst und seine Mitbürger ehren. Für einen Privaten malte er den »Petrarca«, den er, schon fast vollendet, von Rom mitbrachte, aber wegen der Schädigungen des Transportes neu malen mußte, das Museum kaufte ihm die »Klage der Magdalena an der Leiche Christi« ab, in manchen Familien fand er Privataufträge. Eine wirklich ehrenvolle Aufgabe war es, daß ihm die Kunstkommission die Ausmalung des Treppenhauses im Museum übertrug und ihm Gelegenheit gab, im großen zu schaffen. Bevor er ans Werk ging, wünschte er, sich an einer kleineren Aufgabe vorzubereiten. Ein Mitbürger, Ratsherr Sarasin-Thurneysen, stellte ihm seine Gartenhalle zur Verfügung, an deren Rückwand B. drei Fresken, in der Mitte den harfenspielenden David, links die »Flucht nach Ägypten«, rechts den »Gang nach Emmaus« malte (Ende August und Oktober 1868).

Dann ging er an die Fresken des Museums. Man sieht aus Schicks Aufzeichnungen, wie die Aufgabe den Künstler erfüllte, mit welchem Bedacht er sich das Technische überlegte. In der Auffassung nimmt B. einen neuen Anlauf. Er fühlt das Verlangen, durch »große Erscheinung« in seinen Bildern zu sprechen. Die Erinnerung an die Fresken Raffaels steigt in ihm auf: die Verteilung in einen gegebenen Raum ist das allererste und die Hauptsache beim Komponieren. Zunächst, vom 23. November bis 31. Dezember 1868, malte er das unterste Bild, die von Tritonen auf einer Muschel über dem Meeresspiegel getragene »Magna mater«. Dann, im Sommer des folgenden

Jahres, die zwei oberen, »Flora« und »Apollo«. Er hatte, bevor er diese Kompositionen entwarf, eine vierzehntägige Reise nach Oberitalien gemacht, hauptsächlich um zu sehen, mit welchen Mitteln Luini, Correggio u. a. in die Ferne gewirkt hätten. Die tiefere Farbengebung der beiden späteren Fresken, sowie das Zunehmen der Verkürzungen und Kontraste ist wohl den Eindrücken der cinquecentistischen Kunst zuzuschreiben.

Heute fühlt man im Treppenhaus des Museums vor allem das Bestreben B.s, durch Stimmungsgegensätze zu wirken. Die Kompositionen sollten alle möglichst verschieden voneinander sein, damit der Beschauer immer wieder überrascht und durch Unerwartetes angeregt werde. So bilden der sonnige Frieden im Bild der »Flora«, die freudige Begeisterung der »Magna mater«, die leidenschaftliche Wildheit des »Apollo« eine wohlberechnete Stufenleiter sich steigernder Gegensätze.

Die Nötigung, in großen Wandflächen Formen zu suchen, die in die Ferne sprechen, wirkt nun auch auf die Tafelbilder zurück. Einen »Liebesfrühling«, den B., noch bevor er an die Fresken ging, für den Grafen Schack begonnen hatte, stellte er ganz beiseite und schuf die Komposition in vereinfachter Form »Zur Wiesenquelle» (in Dresden) um.

Auch im Kolorit vollzieht sich langsam ein Umschwung zu kräftigeren Wirkungen. In den ersten Basler Jahren erfüllten ihn noch die subtilen malerischen Beobachtungen der römischen Zeit. Er bevorzugte ein Kolorit, in dem die Mitteltöne eine führende Rolle spielten, und das milde Licht bei leicht überzogenem Himmel. Die vor Beginn der Freskenarbeit fast vollendete »Venus anadyomene« ist in duftigen, lichten Farben gehalten. In der 1870 entstandenen idealen »Frühlingslandschaft« der Galerie Schack bricht zum ersten Male die Farbe jubelnd heraus, die freudige Farbe, die die Münchener Jahre beherrschen sollte.

Gegen Ende des Basler Aufenthalts erweitert sich auch der Kreis der Stimmungen. Zum erstenmal greift der Maler nach den Wirkungen des Schaurigen im »Mörder, von Furien verfolgt«, in der »Felsenschlucht« (beide von 1870, in der Schackgalerie); unter dem Eindruck des Krieges entsteht der »Ritt des Todes« (die endgültige Fassung, mit dem Tod, seit April 1871, in der Schackgalerie) und es tauchen in einer ersten Skizze (Anfang 1871) die wilden Gestalten der »Kentaurenkämpfe« auf.

In München hat dann B., vom Juli 1871 bis zum Herbst 1874, einige Jahre zugebracht, in der der Quell seines Schaffens rauschender sprudelte als je vorher. Es ist die Zeit, wo er mit den Freunden der »Allotria« beim gefüllten Becher zusammensaß. Stimmungen scheinen nun losgebunden zu sein, die früher nur gedämpft sich äußerten; die Farbe entzündet sich zu voller Glut.

Wenn er jetzt zu alten Vorwürfen zurückkehrt, so äußert sich seine Empfindung entschiedener und leidenschaftlicher als früher. Es offenbart sich seine Geistesverwandtschaft mit jenen oberdeutschen Meistern, die in der rücksichtslosen Wahrheit und herben Kraft der Darstellung ihr Bestes gegeben haben. Zur Zeit der Basler Freskenarbeit hatte er einmal einen Ausflug nach Colmar gemacht und war ergriffen von dem gewaltigen Ernst des Mathias Grünewald zurückgekehrt. Er bedauerte, nicht in Colmar gewesen zu sein, bevor er seine »Magdalena an der Leiche Christi« malte. Gerade in der Schroffheit der Schilderung liege die Schlagkraft eines Bildes. In München geht er nun an die Umgestaltung des Themas: das Resultat ist die ergreifende »Pietà« der Berliner Nationalgalerie. Ebenso bezeichnend ist die Neu-

formulierung des Seeräubermotivs; sie drängt zum Wilden und Erregten; schroffe Felsen, tobendes Meer, am dunklen Himmel jagende Wolken, Blitz, Brand und Rauch. Freilich, sein Letztes hat B. auch in diesen Fassungen noch nicht gegeben.

Neben dem »Kentaurenkampf« (1873, im Basler Museum) ist die »Meeresidylle« der Galerie Schack (1873/74) die erste Schöpfung, in der ein Natureindruck bis zur Erstehung leibhaftiger Gestalten auswächst. In der »Venus anadyomene« knüpft er an die schon gegebene Vorstellung der schaumgebornen Göttin an, obschon hier das zarte Weib mehr ein Gespinst von Duft und Schaum als ein körperschweres Wesen ist; diesmal aber gibt er eine Umdichtung elementarer Kräfte, die ursprünglich und ohne Anlehnung ist. Das Gemälde der Schackgalerie bildet den Anfang jener ganzen Reihe von Seebildern, erscheint zugleich aber auch als der Vorbote jenes monumentalen Stils, zu dem B. in Florenz übergeht. — —

Die denkwürdigen elf Jahre des Florentiner Aufenthalts (Herbst 1874 bis April 1885) bringen die Reife, wo Absicht und Können sich vollkommen decken. Es ist die Zeit, in der jene Schöpfungen entstanden sind, an die wir zuerst beim Namen B.s denken. Die Fähigkeit der Konzentration ist unerhört; nichts ist da, was nicht unbedingt zum zwingenden Ausdruck einer Situation gehört.

Es läßt sich nicht nur aus seinen Bildern ersehen, welches seine Kunstmittel sind und wie er seine bildnerischen Vorstellungen zur Anschauung bringt. Er hat sich auch im Gespräch willig über seine Kunst geäußert. Die Aufzeichnungen von Floerke, der zuerst in Florenz 1879 mit B. in Berührung kam, bergen einen reichen Schatz solcher Mitteilungen. Es hat sich damals auch ein Kreis von jungen Männern, teils als Schüler, teils als Freunde um den Meister versammelt, der seine Erfahrungen freigebig mitteilte. Unter ihnen hat sich der Basler Hans Sandreuter († 1901) am originellsten entwickelt. Aber während der Künstler in kleinem Kreise begeisterte Anerkennung findet, erfahren seine Bilder, die im Norden auf den Ausstellungen erscheinen, die heftigste Anfeindung.

Freilich bieten sich von jetzt an keine Brücken, die vom festen Grund des Anerkannten aus zu seinen Werken führen. Seine ersten großen Schöpfungen, wie die Villen am Meer, waren aus der Zeitstimmung heraus verständlich, feierten Motive, die jeden für die Pracht der italienischen Natur Begeisterten anziehen mußten. Jetzt, wo seine Individualität sich ganz offenbart, verlangt er besseres als bloße Bildung, um verstanden zu werden. Er gewinnt der florentinischen Landschaft Motive und Stimmungen ab, die noch keiner gemalt hatte, ja die darzustellen von vornherein unmöglich schien. Die klaren Frühlingstage mit ihrem gewaltigen Sprossen und Drängen, mit den glänzenden Farben, mit der durchsichtigen Luft, die auch noch die weiteste Ferne formenvoll und farbig erscheinen läßt, das ist ein Stoff, der immer wiederkehrt.

Den neuen Stil sucht B. in der Klarheit und Einfachheit. Im Terrain keine wogende Bewegung, sondern große, einfache Flächen, die in einfachen Linien aneinanderstoßen; statt des weichen, verhüllenden Laubwerks kahle Baumstämme, in denen die Säfte treiben und schaffen. Wenige Figuren, die zu übersichtlichen Kombinationen zusammentreten. Überall die höchste Durchsichtigkeit, zugleich auch eine Vorliebe für die straffe Linie, für die allereinfachsten Kontraste von Wagrecht und Senkrecht. Schlagender sind die Gegensätze

von Licht und Schatten; im Kolorit verschwinden die Mitteltöne zugunsten weniger entschiedener Farben.

Die räumliche Gestaltung seiner Bilder ist aber nicht nur einfacher und durchsichtiger, sondern der Maler sucht nun nach Mitteln, welche die Phantasie anleiten, sich den Raum nach allen Seiten hin über die Bildgrenze hinaus auszudenken. Wie in freier Natur soll man vor seinen Bildern aufatmen in der Empfindung der unbeschränkten Weite. Solche Mittel sind es, wenn er die Baumstämme vom Rahmen überschneiden, wenn er eine Reihe von Pappeln, die sich in weitem Bogen in den Hintergrund zieht, hinter dem Bildrand verschwinden, weit hinten aber wieder erscheinen läßt, wenn die Linien des Vordergrundes mit aller Macht den Blick in die Ferne hineinziehen.

Auch die Farbe ist ihm ein Mittel, die räumliche Vorstellung beim Beschauer zu erleichtern. Er weiß genau, welche Farben vor- und welche zurückgehen, und er ist in der konsequenten Verwertung dieser Eigenschaften durchaus neu und groß. Er wagt es, noch im Mittelgrund in hellem Licht die glänzendsten Farben zu verwenden, weil er immer noch Mittel in der Hand hat, den Vordergrund herauszuholen, und auf diese Weise vermag er seine Bilder zur freudigsten Farbenerscheinung zu steigern. Seine Bilder wollen nicht nur eine Stimmung ausdrücken, sie wollen auch an sich etwas Prächtiges sein, das Schönste, Herrschende in dem Raum, den sie schmücken.

Die Stimmung erreicht die höchste Entschiedenheit. Früher, z. B. im »Petrarca«, gab er Motive, die an sich poetisch waren, deren Brauchbarkeit für die bildliche Darstellung nicht so durchaus überlegt war. Der reife Mann, der innerhalb seiner Mittel denkt, sucht Vorwürfe und Stimmungen mit seinen Darstellungsmitteln zu einer absoluten Einheit zusammenzuzwingen. Nicht, daß er beim Beschauer nicht an die Phantasie appelliert hätte, die sich das Vor- und das Zurückliegende der dargestellten Situation ausdenkt (z. B. in »Odysseus und Kalypso«, im »Abenteurer«, in »Ruggiero befreit Angelica«); — er betont im Gegenteil immer wieder, daß er etwas »erzählen«, der Phantasie etwas bieten, hundert Erinnerungen wecken wolle — aber das im Bilde gegebene soll das entscheidende sein, und der Beschauer soll immer wieder zum ersten Eindruck zurückkehren.

Er zieht sich ganz auf das malerisch Wirksame zurück. Wie er aber den Kreis seiner Mittel unablässig erweitert, darin zeigt sich das Schöpferische seines Genies und der Reichtum seiner Persönlichkeit. Wie oft hat er z. B. das Thema des Frühlings behandelt! Nie erschöpft er sich, jedesmal ist er neu, immer wieder sucht er tiefer zu greifen, deutlicher, zwingender sich auszusprechen.

Den Reigen dieser Schöpfungen eröffnet eines der schönsten Meerbilder, die Böcklin gemalt hat, die dritte Version von »Triton und Nereide« (1875, bei Familie Simrock, Berlin). Im gleichen Jahre ist die grandiose Einzelfigur der auf Wolken thronenden »Klio« entstanden, sowie die »blumenstreuende Flora«. 1878 werden die »Gefilde der Seligen« von der Nationalgalerie in Berlin bestellt. Vor Ende der siebziger Jahre wird die »Villa am Meer« zur »Ruine am Meer« umgestaltet, ein Zeichen, wie dem Künstler die elegische und getragene Stimmung nicht mehr entspricht: er sucht den entschiedeneren Ausdruck des Zerfallenen, Zerstörung. 1880 schafft er hintereinander die beiden ersten Fassungen der »Toteninsel«, 1882 den ersten »Heiligen Hain«, 1883 die klassischen Schöpfungen »Odysseus und Kalypso«, »Frühlingstag« und »Spiel der Wellen«.

In dieser Zeit des lapidaren Stils scheint einmal an Böcklin eine Gelegenheit herantreten zu wollen, auf großen Wandflächen sich auszusprechen. Es handelte sich darum, für das Breslauer Museum Wandbilder zu schaffen. Im Frühjahr 1881 arbeitet B. an den Entwürfen für die eine der beiden einander gegenüberliegenden Wände; das Thema war »die Einführung des Christentums in Schlesien«.

Aber die Landes-Kunstkommission verspricht den nötigen Staatszuschuß nur unter der Bedingung, daß die dreigeteilte Komposition in eine einheitliche umgeschaffen werden solle.

Nun hatte aber gerade B. mit der Dreiteilung, die ihm ein Wirken durch Gegensätze und eine Betonung des Hauptbildes ermöglichte, gerechnet. Er hatte auch, entschiedener als in Basel, einen mächtigen Zusammenklang von Architektur und Malerei angestrebt und die Monumentalität der Figuren gesteigert. Im September 1882 kommt B. nach Breslau, um sich zu fügen. Aber die Sache war, seitdem man dem Künstler dreingeredet hatte, im Grunde schon gescheitert; sie blieb liegen, und die deutsche Kunst ist einer wirklich monumentalen Schöpfung verlustig geworden. — —

Im Frühjahr 1885 zog B. wieder nach dem Norden, und zwar nach Zürich.

Der Züricher Aufenthalt brachte ihm die Freundschaft Gottfried Kellers. Während der Dichter damals von der Bedeutung des Malers keine rechte volle Vorstellung besaß, verehrte B. in Keller einen Dichter, der in der Anschaulichkeit und Kraft der poetischen Gestaltung etwas ähnliches gab, was er selber in der Malerei anstrebte. B. war es denn auch, der zuerst den Dichter aufsuchte. Der Verkehr wurde bald ein tief freundschaftlicher und B. hat sich seines älteren Freundes, als dieser in seiner letzten Krankheit lag, mit rührender Sorgfalt angenommen.

Von der Freundschaft der beiden Großen zeugen das herrliche Gedicht Gottfried Kellers zu B.s 60. Geburtstage und die Denkmünze, die B. 1889 zum 70. Geburtstag des Dichters schuf. Es berühren sich aber auch manche Schöpfungen B.s mit der Stimmung, die in Gottfried Kellers Prosa herrscht. Die feine Liebenswürdigkeit der »Mariensage«, der schalkhafte Humor des »hl. Antonius, der den Fischen predigt«, sowie das Behagen an grotesken Späßen in der »Susanna im Bade« und im »Kentaur in der Dorfschmiede« lassen sich anführen. Das Lachen und die Lust der Schenke aber scheinen in dem ausgelassenen Jubel der »Najaden« ein schallendes Echo zu finden. Die Farbenpracht ist aufs höchste gesteigert. In den Schöpfungen, die damals aus B.s Atelier hervorgingen, bricht ungebundener als je die Freude an möglichst glänzenden und üppigen Farben hervor. Nicht vergebens steht am Anfang der Züricher Jahre, wie ein Bekenntnis der ungebrochenen Lebensfreude des Meisters, das Selbstporträt mit dem Weinglas. Nichts, was hier den phantasievollen Träumer und Poeten verriete. Es ist bezeichnend, daß der damals aufrecht und zurückgebogenen Hauptes einherschreitende Mann mit seinem Schnurrbart, dem kurzgeschorenen Haupthaar und dem festen Blick von manchen, die den Maler nicht kannten, für einen höheren Militär gehalten wurde.

Nicht nur in der Farbe sucht der Meister die äußersten Wirkungen zu geben. In der »Mariensage«, dem »hl. Antonius«, der später vollendeten »Venus genetrix« versucht er es mit der Mehrteiligkeit, um alle Kontraste zwischen hell und dunkel, großen und kleinen Figuren, Nahsicht und Fernsicht auszubeuten.

Und während schon die knappen Silhouetten, die straffen Linien des klassischen Stils zu Gunsten einer weicheren, gelösteren Formensprache zurücktreten, sucht er doch nach Mitteln, um das Räumliche noch einmal einfacher, auf den ersten Blick faßbar zu geben. In dieser Absicht entstehen die streng symmetrischen Kompositionen, »*Vita somnium breve*« und, fast kindlich primitiv komponiert, die »Gartenlaube«. Vorbereitet waren diese symmetrisch angelegten Bilder durch einige der berühmtesten Schöpfungen der Florentiner Zeit, die »Toteninsel«, das zweite »Heiligtum des Herakles« (1884), den »heiligen Hain« und »Dichtung und Malerei« (1882).

In einem Alter, wo andere sich längst ausgegeben haben oder sich wiederholen, überrascht B. noch durch neue Gedanken. In Rom hatte er, kurz nach ihrer Auffindung im Jahre 1863, die Augustusstatue von Prima Porta in ihrer heute verblaßten Bemalung gesehen. Der Eindruck zeitigte mehr als 20 Jahre später seine Früchte. Es entstehen unter der Mitwirkung seines Schwiegersohnes, des Bildhauers Peter Bruckmann, jene bemalten Skulpturen, bei denen B. die plastische Arbeit von vornherein auf die Bemalung hin berechnete. Er ist auch hier mit aller Entschiedenheit dem Problem auf den Grund gegangen. Durch die Farbe sollte die plastische Erscheinung gesteigert werden. Vor allem aber wollte B. die Vorstellung, die doch immer von der farbigen Natur empfangen ist, so voll und freudig als möglich geben.

Einige dieser Arbeiten, so das Relief einer musizierenden Nymphe, die von einem Triton durchs Wasser gerudert wird, sind schon in Florenz entstanden. In Zürich schuf er den »Froschkönig«, einen zweiten »Medusenschild« (im Museum zu Basel), das Rundrelief »Mutter und Kind« (Albertinum in Dresden) und endlich die Büste der Frau Böcklin.

Der Züricher Aufenthalt nahm ein Ende, als den Meister am 14. Mai 1892 ein lähmungsartiger Anfall traf. Er suchte an der Riviera Genesung, und nach nicht langer Zeit regt sich wieder der Schaffensdurst; noch in S. Terenzo ist die Farbenskizze einer »Villa am Meer« gemalt worden. Das zweite Werk, das nach dem Schlaganfall entstand, ist das Doppelbild der Frau Dr. Meyer und ihres Adoptivsohnes, Prof. E. Grosse in Freiburg; mit dem dritten, dem Selbstbildnis der Basler Sammlung, gemalt im Sommer 1893 in S. Terenzo, will der Künstler sagen, daß er noch trotzig und hochgemut an der Staffelei stehe. In der Tat folgt in den nächsten Jahren eine Reihe von Schöpfungen, in denen teils alte Vorwürfe eine überraschende Umarbeitung erfahren haben, teils neue, unerhörte Visionen auftauchen.

Das Motiv der Ruine am Meer wird noch zweimal angefaßt; zum letzten Mal in der »Kapelle« von 1898, jenem unheimlichen Nachtbild mit fahlbeleuchtetem, zerfallenem Gemäuer vor dunklem Himmel. Die Mächte des Verderbens schildert der greise Künstler in der »Pest« (der Umgestaltung der »Cholera« von 1876) und in den zwei Versionen des »Kriegs« (1896, in Dresden, die nicht ganz vollendete zweite Fassung in Zürich). Aber was für einen Ausdruck haben diese Schöpfungen gewonnen! Es sind Visionen von grausiger, gespenstischer Wirkung. Man beobachtet in den Altersbildern B.s einen ähnlichen Vorgang wie in manchen Schöpfungen großer alternder Meister, am deutlichsten bei Rembrandt: die Hand des Malers verzichtet darauf, die materielle Form im einzelnen abzutasten; sie gibt nur das Geistige, was wirklich das Sein der Gebilde glaubhaft macht, den Funken, der im Auge sprüht, das Leben, das auf den Lippen zuckt.

Die Straffheit der früheren Schöpfungen fehlt; dafür findet der Meister

Gestalten, die gerade in der scheinbaren Unabsichtlichkeit, mit der sie sich gehaben, den Beschauer im Innersten packen und erschüttern.

Die »Melancholia«, die im Frühling 1900 noch fertig geworden ist, ist wohl das letzte Bild, welches der Pinsel des greisen, in langen Pausen noch arbeitenden Meisters berührt hat. Seitdem ruhte seine Hand. Die Kräfte gingen abwärts. Am 16. Januar 1901 ist er in seiner Villa bei S. Domenico am sonnigen Abhang von Fiesole, nach kurzem Unwohlsein entschlafen. Er liegt begraben auf dem *Campo Santo degli Allori*, vor der *Porta Romana*.

B. hat als greiser Mann den Sieg seiner Kunst noch erleben dürfen. Hauptsächlich die Ausstellungen seiner Werke, die bei Anlaß seines siebzigsten Geburtstages in Basel, Berlin und Hamburg veranstaltet wurden, haben auch die breiteren Schichten der Genießenden für ihn gewonnen.

Schon früher beginnt B. auf den Lauf der Kunst in Deutschland merklich einzuwirken und man wird einst feststellen, daß vor allem er es war, der mit dem herrschenden Naturalismus abgerechnet und den nachfolgenden Künstlern den Weg gewiesen hat.

Aber mit welchem Maß ist es heute schon möglich, zu messen, was dieser schöpferische Geist uns bedeutet?

Schaut man auf seine Persönlichkeit und den mächtigen Aufstieg, den er von seinen Anfängen bis zum mächtigen freien Flügelschlag genommen hat, so ist das ein Schauspiel, für das man allein schon dem Geschick dankbar sein darf. Wert und Macht der Individualität hat er mit seinem Schaffen bewiesen in einer Zeit, die mehr als jede geneigt war, den einzelnen nur als Welle im Strom der Zeitgedanken anzusehen.

Das Beste aber wird von B.s Schöpfungen immer nur empfunden werden können. Solche Künstler sind die eigentlichen Beglücker der Menschheit, denen das Kunstwerk nicht nur ein formales Problem ist, sondern im letzten Grunde ein Herzenserguß, ein Bekenntnis ihrer Persönlichkeit.

B. zeigt uns Schönheiten, die vor ihm kein Auge gesehen, er erlöst uns in Stimmungen, die sich noch nie aus eines Menschen Brust hervorgewagt haben. Als Freudebringer und Lebenerwecker wird darum B. jederzeit auch da verstanden werden, wo seine Kunst nicht formell genommen wird.

Die Biographie Arnold Böcklins hat geschrieben H. A. Schmid als Beilage zum vierten Band des von der Photographischen Union herausgegebenen Böcklinwerkes. Auf Schmids Biographie fußt zum größten Teil auch dieser Artikel. Von den vielen Aufzeichnungen persönlicher Erinnerungen sind am wichtigsten: G. Floerke, Zehn Jahre mit Böcklin, 2. Aufl., München 1903, F. Bruckmann, A.-G. — R. Schick, Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869. Herausg. von H. v. Tschudi, gesichtet von C. Flaischlen, Berlin 1901, F. Fontane u. Co., und das neuerdings erschienene Buch von Ad. Frey, A. Böcklin, Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde, Stuttgart 1903, bei J. G. Cottas Nachf. — Statt eines Literaturverzeichnisses sei hingewiesen auf den Artikel »Böcklin« von H. A. Schmid im Schweiz. Künstlerlexikon (Frauenfeld, bei Huber u. Co.), S. 162 ff., wo alle irgendwie bemerkenswerte Literatur, sowie die Bildnisse, Abbildungswerke, Reproduktionen und Kataloge übersichtlich zusammengestellt sind. — Die seit Frühjahr 1903 erschienene Literatur bei Jellinek, Internat. Bibliogr. d. Kunstwiss. I, 3 ff. — Ein chronologisches Verzeichnis der Werke Böcklins, das von H. A. Schmid fortwährend revidiert wird, ist den Bänden des Böcklinwerkes der Phot. Union beigegeben. Letzte Revision von Okt. 1902.

H. Kienzle.

Ergänzungen und Nachträge.

Rohde, Erwin,[1]) Professor der klassischen Philologie, * 9. Oktober 1845 in Hamburg, † 11. Januar 1898 in Heidelberg. — Von einem außerordentlichen Manne wird die Rede sein, der nicht nur ein Gelehrter war, von den Philologen bewundert, sondern mehr als ein Gelehrter, ein voller und bedeutender Mensch, der Verehrung auch der Unzünftigen würdig. Solch ein Unzünftiger, der ausging, die geistigen Potenzen und hervorragenden Führer auf dem Gebiete der Altertumskunde zu suchen, Chamberlain, der Verfasser der Grundlagen des 19. Jahrhunderts, hat sich vor allem R. erlesen, »dessen Bücher »Der griechische Roman und Psyche« zu jener Gattung rein gelehrter, philologischer Werke gehören, welche jedem, auch dem Ungelehrten, eine reiche Ernte bieten, da sie ähnlich wie z. B. die Werke Grimms, Burnoufs, Earles, durch ihre überall durchschimmernde, oft auch hindurchbrechende innere Bedeutung das fachliche Interesse zu einem sachlichen umwandeln; dies ist der Prüfstein wahrer Bedeutung.«

Der äußere Lebensgang unseres Helden ist schlicht und einfach. Eine Jugend hat er nicht gehabt, oder vielmehr, wie er selbst bekennt, sie fing erst mit seinem 20. Jahre an. Dies würde auf die ersten Studentensemester führen. Wo aber die glückzerstörenden Elemente gewirkt haben, lassen die bekannt gewordenen Mitteilungen nicht völlig verstehen. Im 7. Jahre wurde er aus dem elterlichen Haus und in das Stoysche Institut nach Jena gegeben, wo er falsch behandelt wurde, gedrillt, statt erzogen, und der Druck der Pädagogen und das einsame Gefühl der Verbannung aus Haus und Heimat verschuldete zuerst und wesentlich seine Verschlossenheit und seinen Mangel an Anpassungsfähigkeit, dessen er sich wohl bewußt war. Aber dann, nach 7 verärgerten Jahren, kam doch auch wieder eine freundliche, ja stolze Zeit, als er in Hamburg das Johanneum besuchte, zunächst das Gymnasium bis zur Reifeprüfung Ostern 1864, dann ein Jahr die mit der Anstalt verbundene Akademie. Dort unterrichteten gelehrte und treffliche Philologen, vor allen ausgezeichnet der Thukydidesforscher Franz Wolfg. Ullrich; sie pflanzten ihm die Vorliebe für die griechischen Studien ein, denen sein Leben vorwiegend gewidmet war, und so sind diese Zeiten und ihre Männer ihm auch immer in lebendiger und dankbarer Erinnerung geblieben. Sommersemester 1865 begann er das Universitätsstudium in Bonn, setzte es in Leipzig fort, wohin er dem aus Bonn im Zorne scheidenden Lehrer Ritschl folgte, und beendigte es in Kiel unter den Auspizien von Ribbeck und Gutschmid; am 9. März 1869 promovierte er mit der als Preisarbeit gekrönten Dissertation *De J. Pollucis in*

[1]) Totenliste 1898 Band V 52*.

apparatu scaenico enarrando fontibus, Leipzig 1870. Gutschmid entwickelte bei ihm die Meisterschaft, mit der er Quellenuntersuchungen und die »chronologische Plempe« zu führen verstand, und gab seiner wesentlich philosophisch-ästhetischen Betrachtungsweise des Altertums mehr die historische Richtung, auf die ihn Talent und eigene Erwägung bald noch entschiedener hinwiesen. Beide Lehrer förderten hülfreich seine akademische Laufbahn, wurden Kollegen und Freunde; Ribbeck ist »Der griechische Roman« in Dankbarkeit gewidmet. Auch R. hatte sein *Iter Italicum,* März 1869—Juni 1870. Nach der Rückkehr, im folgenden Winter, habilitierte er sich in Kiel, wurde 1872 zum Extraordinarius befördert, Sommersemester 1876 als Ordinarius nach Jena berufen, Wintersemester 1878 siedelte er nach Tübingen über, Sommersemester 1886 nach Leipzig, aber gleich in demselben Jahre ging er nach Heidelberg. Hier hat er bis an das Ende gewirkt, als akademischer Lehrer, im badischen Oberschulrat und als ständiges Mitglied der Prüfungskommission.

An R.s Schriftstellerei bestätigt sich, daß Fleiß und Aufmerksamkeit wohl auch das Genie ersetzen können. — Noch als Student gab er die Abhandlung Über Lucians Schrift Λούκιος ἢ ὄνος heraus, Leipzig 1869, worin er die Eselsgeschichte als ein Beispiel einer boshaften Unterschiebung einer Schrift beurteilt, die zugleich doch ein unterhaltendes Scherzmärchen sei. Obgleich die Annahme einer satirischen Tendenz und das weitere Ergebnis, daß Apuleius in den Metamorphosen Lucian benutzt habe, wie es scheint, mit Recht bezweifelt worden sind, bleibt R.s Erstlingsschrift doch immer noch nützlich und lesenswert. Sie schöpft aus dem Vollen, bringt vieles und mancherlei, hat Horizont und zeigt den besonderen Stil wissenschaftlicher Darstellung, den wir an späteren Werken zu charakterisieren gedenken, bis zu einem gewissen Grade ausgebildet. Zum ersten Male begibt er sich, in alter und neuer Erzählungsliteratur schon gut belesen, auf das Grenzgebiet des griechischen Romans; »treten uns doch im »Esel« manche Züge der scharfen Sittenschilderung eines Gaunerromans entgegen.« Die Eselsgeschichte selbst könnte wohl auf ein altersgraues Märchen zurückgehen, das in wenig variierenden Parallelen in östliche und westliche Erzählungen gewandert ist. (Vgl. R.s Kleine Schriften, herausgegeben von Fritz Schöll, II, 69—74.) Man wird diese anmutigen Seiten besonders gern lesen um der Herzlichkeit willen, mit der der gläubige Erzähler von Märchen noch so wunderbar gegen die Nörgeleien des »schätzbaren gesunden Menschenverstandes« in Schutz genommen wird.

Von den »Gesunden« handelt noch ein anderes Kapitel. Im Jahre 1872 veröffentlichte Nietzsche »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik«; dagegen richtete Wilamowitz eine Streitschrift »Zukunftsphilologie«, und in die Aufregung des Kampfes wurde auch R. hineingezogen. In treuer Waffengemeinschaft stellte er sich an die Seite des Freundes, in dessen Seele er selbst getroffen war. Er verfaßte gegen Wilamowitz »Afterphilologie, Sendschreiben an Richard Wagner.« Nietzsche und R. waren als Schüler Ritschls in Leipzig miteinander bekannt geworden und hatten Freundschaft geschlossen, Frühling 1866, eine Freundschaft hoher und seltener Art. Sie waren sich einander wert als Weltanschauungsbrüder und bedurften einander wie Orest und Pylades in der feindlich umringenden, so fremdartig anders denkenden Welt. R. hat in den Briefen an Nietzsche auf das herzlichste bekannt, wie arm an Liebe, wie freundschaftsbedürftig er gewesen sei, wie er

im tiefen Bewußtsein seiner Schwächen und nähere Teilnahme zurückstoßenden Härten solche Freundschaft mit der Besten Einem als ein unverdientes Glück hingenommen, wie er sich durch seinen Umgang geistig geadelt gefühlt habe, wie schmerzlich er ihn in der Trennung täglich vermisse. Wirklich war Nietzsche der Gebende, der Magister, R. der Schüler. Nietzsche stellte ihre Freundschaft unter den heiligen Schutz Schopenhauers und dann (1868), zuversichtlicher geworden durch die in seinem Namen gewonnene Einheit ihrer Grundgedanken, bei aller Verschiedenheit ihrer Naturen und Anschauungen, warb er auch um des Freundes Zustimmung und Gefolgschaft bei dem großen Werke Rich. Wagners, und R. fiel ihm zu, wurde mit Wagner selbst bekannt, verdiente sich dessen großes Wohlgefallen, und wenn ihn in späteren Jahren des Lebens Einförmigkeit und Mattigkeit drückte, zog er nach Bayreuth zu den Festspielen und fand die nie versagende Heilung. Er hatte in Schopenhauer und Wagner diejenigen Führer gefunden, die seinem eigenen Wesen genügten und förderlich waren. Zwar hat er die ihm eingeborene Selbständigkeit auch diesen Männern gegenüber gewahrt. Mit Schopenhauer setzte er sich in wesentlichen Punkten kritisch auseinander und faßte ihn im ganzen und sehr bald durch Studien über die Romantiker aufmerksam geworden, historisch auf als den Philosophen der Romantik. Alle Spekulation galt ihm als subjektive Phantastik. Aber die Persönlichkeit, jenes schwer Aufzufassende, schwer Auszusprechende, nur dem künstlerisch anschauenden Verständnis Zugängliche, welches alles erst lebendig machend den bedeutenden Menschen vollendet, seinem Wirken das Dämonische gibt, die Persönlichkeit war R., als einem mit echtem Kunstsinne Begabten, auch bei Wagner und Schopenhauer Hauptaugenmerk, Sporn der Nacheiferung, Flügel der Begeisterung. So hielt er sich, unbeirrt durch kritische Zweifel, besonders in jungen Jahren, im Drange nach Erkenntnis des Urgrundes der Dinge an Schopenhauers philosophisch-poetische Betrachtung der Welt und ließ sie wie einen ernsthaft und streng in der Tiefe tönenden Baß im Konzerte seiner Empfindungen und Taten mitklingen. Ein verwandter Zug zum Dunkeln hat lebenslang sich in sein Wesen gelegt oder vielleicht schon innewohnend verstärkt, auf den Uneingeweihten — und wie wenige gab es, denen R. sich aufschloß — rätselhaft wirkend und lockend zugleich. Was bringt uns dem Urgrunde der Dinge näher? Das Senkblei des Verstandes fällt allzu kurz. Wer nicht andere Kräfte in sich spürt oder sie vernachlässigt oder verachtet, wo sie bei anderen herrlich wirken, ist, so gesund er sich vorkömmt, krank und ein Krüppel. Das gibt denn eine Spezies von Gelehrten, die ein wunderliches Kompositum einer aus Mangel an Saft zusammengeschnurrten Seele und eines an gelehrter Hypertrophie leidenden Geistes ist. An Nietzsche schreibt er: In jedem ernsthaften Menschen liegt wohl ein mystischer Hang und will sich austoben. Dagegen deutet er in der Anzeige von Ribbecks Ritschl-Biographie auf die gefährliche Kehrseite einer solchen Begabung hin, indem er für Ritschl wenigstens als einen Gewinn bezeichnet die gänzliche Abwesenheit einer gewissen schwärmerischen Dunkelheit jugendlicher Empfindung und überhaupt aller Stimmungen und Neigungen, die ihn seiner philologischen Aufgabe hätten entziehen können. R. selbst erfreute sich einer Gefühlssphäre eben so sehr, wie er auf das schmerzlichste darunter litt. Wenn der begeisterte Drang den Menschen faßt, sich aus den dumpfen Niederungen zu erheben, in denen der wissenschaftlich operierende Verstand ihn hält, wenn eine aus Resignation geborene innerlichste Nötigung sehnsuchtsvoll nach tieferem Schauen verlangt, da ist uns

zur Erquickung und Beruhigung, zur freudigen Erregung unseres Wesens und mystischer Vereinigung mit allem göttlich Hohen jene dunkelste Empfindungskraft gegeben, der Instinkt, die Ahnung, wie man will, kurz dasjenige, was vom Kunstwerk ergriffen wird, von der Poesie, mag sie sich in Metaphysik, Musik, Malerei oder wo sonst aussprechen. Mit Heftigkeit, nach Selbstbefreiung und Schönheit lechzend, ergriff er die Hülfe des Genius. Weit und breit hat er in den Künsten sich ergangen und geschwelgt, aber den mühelosesten und höchsten Genuß, eine wirkliche κάθαρσις τῶν παθημάτων, die eigentlichste Beruhigung des ungeberdigen Willens, der ganz profan nach dem Glücke verlangenden Seele, verschaffte ihm sein leidenschaftlicher, obwohl nur passiver Musiksinn. — Ich möchte wohl begreiflich gemacht haben, wie freudig R. die »Geburt der Tragödie« begrüßen mußte und mit voller Überzeugung verteidigen durfte, ein Buch, das seine Lieblingsideen mit so feuriger Begeisterung vertrat, das von der schöpferischen Kraft der dionysischen Mystik sprach, aus der die tragische Kunst entstand, von ihrer Auflösung durch das abstrakte Denken und ihrer Erneuerung durch R. Wagner, und energisch das Recht in Anspruch nahm, das Altertum mit philosophisch-ästhetischem, vor allem Schopenhauerschem Auge zu betrachten. Als nun R. in seiner Streitschrift sich der Aufgabe unterzog, zu zeigen, daß die vorhandenen Zeugnisse eine solche Deutung wohl zuließen, tat er sich nur den einen Zwang an, vor einem Forum zu sprechen, das er nicht für voll ansah. Wir lassen den Streit ruhen, der ohnedies nicht kurzer Hand zu schlichten wäre, und versuchen, das Bild R.s als Mensch zu vervollständigen.

Die vielseitige Empfänglichkeit des Gemütes und Geistes brachte unter Momenten des vollen Daseins in der frohen Empfindung der eigensten Persönlichkeit und ihrer Säfte vorwiegend doch Verwundung, Auflockerung des Empfindungslebens mit sich. Der Kunstenthusiasmus erzeugte Geringschätzung der Wissenschaft, nun aber trat die andere Hälfte seiner Seele, der kritische Verstand in seine oft verkürzten Rechte und in schmerzlichen Kampf mit der begeisterten Hingebung. Einsicht, Wollen und Nichtkönnen! Daß er nichts eigentlich k o n n t e, ist immer ein wesentlicher Grund seiner Selbstgeringschätzung (auf der zuletzt alles Nichtglücksgefühl beruht) gewesen; er beneidete den ausübenden Musiker um seine stets bereite Kunst. Daß er kein eigentlich schöpferischer Mensch war, nur ein genießender und empfangender sein konnte, hat er sich nicht verhehlt. Er bedurfte des Stammes eines gegebenen Gegenstandes, an dem er sich aufrankte, »und darum ist es trefflich, daß es ein Ackerfeld gibt, genannt Philologia, das auch Bauern im Geiste bearbeiten können«. Wohl blickte er als ein philologischer Apostata sehnsüchtig nach den Naturwissenschaften, nach Natur und gegenwärtigem Leben hinüber, allein es gab für ihn nur ein Ausharren im einmal gewählten Zwange des Philisteriums. Da war er denn Philologe sozusagen im Nebenamt und trug die Strafe seiner zwischen Wünschen und Unvermögen schwankenden Doppelnatur. Er arbeitete wohl mit Kraft und Energie, wie je ein Philologe gearbeitet hat, auch über die Kraft seiner Nerven, nach seinen eigenen Worten »dem keuchenden Ackerstier vergleichbar, das brutale Haupt zur Scholle gekehrt und schwitzend den Pflug hinterdrein schleppend«, aber die Arbeit war nur ein Narkotikum. Wenn die Anstrengung des Ochsens vorüber war, brachen die geringschätzigen Gedanken von der Erbärmlichkeit der Wissenschaft wieder quälend hervor. Die Philologie und die Philologen waren ihm wieder einmal verekelt; da schalt er auf ihr kleinlich stolzes, seelenloses

Treiben. Es ist seltsam, will aber jemand die Philologie durchaus in Grund und Boden reden, so findet er die wuchtigsten Waffen, das schwerste Geschütz in den Briefen R.s des Philologen, der einer der Ersten geworden ist, aufgestapelt wie in einem Arsenal. Indessen solche groben Dinge nachzusprechen hätte nur der ein Recht, der an sich die gleichen Ansprüche stellte, wie R. an sich gestellt hat. Solch ein anspruchsvoller, hochfliegender, individueller Geist findet sich nicht mit Seinesgleichen ab, er geht seine eigenen Wege und ist im Grunde immer allein. Von jeher entbehrte er des Herdensinnes, Schopenhauer nährte die Weltflucht und Menschenverachtung. Dazu trat jener fatale Hang zur Selbstbetrachtung, so daß er sich zeitweilig wie in einem Spiegelzimmer vorkam, rings nur sich zu sehen mit seinen Schwächen und Fehlern, und Kleinmut und Hoffnungslosigkeit lähmte seine Kraft: nun hielt ihn Mißtrauen in sich selbst und die Scheu, aufdringlich zu erscheinen, von den Menschen ebenso zurück, wie Verachtung der Menschen. »Bescheidenheit verträgt sich wohl mit Stolz. Wie andere seiner Art hatte er wenig Respekt vor Geschichte und Politik, vor Zeitgeist und öffentlicher Meinung . .; ein Mann seiner Art kann sein Vaterland lieben, aber ein Hurrahpatriot kann er nicht sein und er kann auch nicht im patriotischen Interesse das Erste und Wichtigste sehen. Gerade die Beschränkung auf intime Kreise stimmt mit der Abneigung gegen Anschluß an die Menge zusammen.« Dies sagt J. P. Möbius (mehrfach hier benutzt) von Goethe, es ist aber typisch und gilt auch von R., als wäre es auf seine Briefe aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges geradezu gemünzt. So im ganzen Dasein und Streben auf sich zurückgezogen und einsam gelassen, unzufrieden mit der selbstverschuldeten Isolierung und doch innerlichst zurückgehalten, sich in das Leben zu stellen und seine zerstreuende Mannigfaltigkeit und tröstende Wärme, zerfallen mit sich und den Menschen, von grundlosen Verstimmungen heimgesucht, ins öde Kiel verschlagen, vom Freunde getrennt, im sandigen Einerlei der Alltagsexistenz, ohne jene innere, aus sich selbst sich erzeugende Fröhlichkeit des Herzens — wenn so in vielen trüben und schwerlastenden Stunden, Wochen und Monaten das Toben der zwiespältigen Triebe und Gedanken die Brust durchstürmte, unterkriegen ließ er sich doch nicht, immer raffte sich seine tapfre und zähe Natur allen Gewalten zum Trotz wieder auf und rettete sich, weil im »hyperboreischen Kiel« die gütige Kunst versagte, zur Arbeit und der vielgescholtenen Philologie zurück. Hier auf dem Gebiete eines unpersönlichen Interesses fand er, je tiefer er sich einspann, in beglückendem Gefühl stillen und stetigen Wachsens Ruhe, Trost und die zur Existenz nötige Behaglichkeit. Freilich nie den völligen Frieden, die wohltätige Windstille des Sinnes. Er konnte nicht ablassen, ein Stück schöpferischen und ausübenden Künstlertums, und so auch Nietzsches Begabung, seine Gedankenwelt, ja seine Klavierphantasien höher zu achten als das gelehrte Wesen — nicht nur das handwerksmäßig betriebene, worin der Stockphilologe sein Hauptplaisier findet. Es ist doch leider ein starkes Vergreifen im Ausdruck, wenn Spiro R. einen Stockphilologen nennt, sei es auch nur zum Vergleiche mit Nietzsches höherem Streben. Nietzsche nannte ihn, zum Danke für den »Griechischen Roman«, einen Erzphilologen und zugleich Erzmenschen und seinen Erzfreund und so ein αἴνιγμα δύσλυτον. Auch wüßte ich nicht, daß irgend einer von den Schülern R.s, auf die unser Lehrer ja seinen Haß gegen Wilamowitz zum Schaden der Wissenschaft übertragen haben soll, diesen als einen Stockphilologen bezeichnet hätte. R. stellte sich im Range unter den Künstler

selbst in der Ausübung derjenigen Kunst, die er an Jakob Burckhardt gebildet, wirklich meisterte, der hohen Kunst des Historikers, in Anschauungen denkend das Wesen und Tun vergangener Zeit so zu erkennen, wie sie damals lebten und sich bewegten, ohne fremdes Erkennen unterzulegen oder Grundgedanken hineinzudozieren. Durch R.s Schriften zerstreut finden sich treffende, wundervolle Bemerkungen über die seelischen Eigenschaften der Griechen, den Gang ihrer Kultur, als reifste Frucht einer aufmerkenden und mühevollen Lebensarbeit, und wenn er länger gelebt hätte, würde er wohl auch diese feinsten und schwierigsten Erkenntnisse im Zusammenhange uns dargestellt haben. In der historisch-künstlerischen Sendung, der er nun, seit Anfang der siebziger Jahre zwar resigniert, aber mit Festigkeit folgte, nahte er sich mit geeinigter, ganzer Seele dem Altertum und ließ den Geist jener wirklich menschlichen Zeiten, menschlich und innerlichst teilnehmend, andächtig auf sich wirken, und nun die Bilder, die er geschaut hatte, bewegt und bewegend aus sich heraustreten. Dies ist der Geist, der im Griechischen Roman und in der Psyche lebt. Er tat, wie er lehrte: die deutsche Philologie verkennt ihre Aufgabe, wenn sie kühl bis ans Herz hinan das Altertum nur registriert, als bloße Übung des Scharfsinns und Gedächtnisses. Sie soll ein Kulturfaktor sein, sich der Kultur des deutschen Volkes annehmen, indem es ihm den Geist des Griechentums und seine herrlichsten Kunstwerke als ein Ideal erläutern und wieder so nahe bringen hilft, wie im Zeitalter unserer großen Befreier, Schiller und Goethe. So viel Treue, Liebe und Wärme noch in dieser Nation, aber wo ist jener sich aufschwingende Zug, der damals die Besten hoch über die tiefen Thale emporriß? Darf auch nur das Menschliche naiv und harmlos frei sich äußern? Unsere wissenschaftlich gerichtete Zeit, Millionen von Erkenntnissen nur addierende, unphilosophische, antireligiöse und unkünstlerische Zeit muß wieder lernen, nach einer alle Einzelheiten ordnenden und beseelenden Gesamtanschauung und ethischen Gesamtempfindung zu verlangen, nach reicherer Entfaltung aller geistigen Kräfte zu ringen, zu edlerem Menschentum und künstlerischem Dasein zurückkehren. Hierzu anzuleiten hat das Griechentum allerdings die unversiegliche Kraft und sein Interpret den Beruf.

R. als Mensch ist infolge seiner Verschlossenheit vielfach falsch gedeutet worden und so ungünstig beurteilt, wie er selbst sich oft genug gab. Jetzt liegen R.s Gedanken und Stimmungen, Mißdeutungen weniger ausgesetzt, in seinen Briefen offen vor Augen, da leuchtet sein adliges Wesen noch unmittelbarer überzeugend hervor. Die Briefe an Nietzsche (in N.s gesammelten Briefen Bd. 2, 2. Aufl. 1902), besonders zahlreich aus der Kieler Lern- und Lehrzeit, datieren von 1867—1883, die späteren sind vernichtet (s. Vorwort S. XXVI); die Briefsammlung schließt mit wenigen Briefen N.s, der letzte ist vom 11. November 1887. Um diese Zeit hat auch ihre Freundschaft ihr wahrhaft tragisches Ende gefunden. Einen besonderen Reiz bildet an R.s Briefen ihre terrible Offenheit, nicht blos gegen ganze philologische Heerscharen, sondern auch gegen den Schreiber selbst, dann die Verwunderung über die so gänzlich unvermutete Gedankenwelt, die Düsterkeit der Lebensauffassung, die durch ein von scharfer Selbsterkenntnis und eigentümlicher Bildersprache ausgehendes Licht so grell beleuchtet ist, daß der Leser zum Mitleiden bewegt wird. Doch findet dies Gefühl Befreiung durch gar manche tröstliche Einsicht in das Leben, durch die nahezu dichterisch wirkende Kraft der Selbstdarstellung und einen bald grimmigen, bald behaglichen Humor. —

»Jeder höherstehende Mensch,« sagt Möbius, »wird etwas wissen von der Spaltung seiner Persönlichkeit in das Positive, Tätige, und das Negative, Kritische, aber normal ist die Spaltung nicht: Höherstehen und Pathologischsein gehören zusammen.«

Der griechische Roman und seine Vorläufer (Leipzig 1876; 2. Aufl., 1900, besorgt von Fritz Schöll) ist über gemeines Lob erhaben, es ist ein unerschöpfliches Werk, Vorbild und Muster literargeschichtlicher Darstellung. Die Einleitung: gleich fesselt sie dich durch sichere und schnelle Orientierung über die allgemeinen Eigenschaften der griechischen Romane, womit sich kunstreich die Kritik der früheren Forschung verbindet. Sie dämpft zwar deine Erwartung, als ob es sich um Erzeugnisse von höherem poetischem Werte handele, aber sie erweckt dir Spannung, Eifer und Vertrauen, an der Leitung dieses Führers dem Probleme von dem allmählichen Wachstum der einen Gattung genauer nachzugehen, welche die einzelnen Romane, schematisch gearbeitet, alle mit geringen Variationen darstellen. Der griechische Roman ist von den dichterischen Erzählungen altklassischer Art und Kunst nach Form und Inhalt grundverschieden. Obwohl von der Wirklichkeit des Lebens und der Geschichte abgewendet, hat er sich doch der gebundenen Rede begeben und damit der im Rhythmus auch des gesprochenen Verses wirkenden, die Phantasie beflügelnden musikalischen Kraft. An Stelle des volkstümlichen Mythus und der Heldensage treten willkürlich erfundene Fabeln, deren Gestalten in die seltsamsten Ereignisse und merkwürdigsten menschlichen Verhältnisse verwickelt werden, und das Grundthema, dem diese unstäte Phantastik dient, ist die Liebe, eine Liebe von beinahe moderner Überschwänglichkeit und Schwelgerei der Empfindung: immer ist es die Geschichte von der Liebe eines Paares, das nach kurzem Beisammensein getrennt, durch Not und Gefahr zu Land und Meer, durch Prüfung und Versuchung, Sehnsucht, Schmerz, Zweifel, Eifersucht und alle Leidenschaften zum endlichen Glücke geleitet wird. Die Liebe steht hier im Range der obersten Leidenschaft; sie als solche in die Poesie eingeführt zu haben, bleibt das Verdienst der alexandrinischen Dichter und im besonderen ist die von ihnen gepflegte Erzählung volkstümlicher Liebeslegende das erste Element des Romans geworden. Damit hat man als billigen Ersatz für eine psychologische Vertiefung der inneren Empfindung eine abenteuerliche Reisefabulistik äußerlich verknüpft, die aus der ethnographischen Utopie hervorgegangen ist. Beide Bestandteile wurden in das Gewand einer rhetorischen Erzählung gekleidet, deren Kunstmittel von der Sophistik der Kaiserzeit entlehnt sind. Das wechselnde Verhältnis, in welchem sich die drei Elemente wetteifernd um die Oberherrschaft zueinander gesellen, bedeutet die Geschichte des griechischen Romans und ist mit ausgebildetem Geschmack und feinem Sprachgefühl im letzten kleineren Teile des Buches bei Besprechung der einzelnen Romane anschaulich dargestellt. Der größte Teil ist den Vorläufern gewidmet, und darin ist das Buch epochemachend und vorbildlich in die Literaturgeschichte eingetreten, daß es diese zwar zum Teil schon früher (s. S. 10, 1. 349,1) entdeckten Zusammenhänge zum ersten Mal im großen Stile in ihren einzelnen Beziehungen auf breitester Grundlage, wo aber doch alles sich zum Ganzen findet, analysiert hat, und noch weiter zurückgehend die Geschichte der Vorläufer selbst dargestellt hat, der Literatur und Kultur, Gedanken und Stimmungen, aus denen sie hervorwuchsen. Erst bei dem Unerklärlichen, der Frage nach den Ursachen eben dieses Stimmungswechsels des griechischen

Volkes macht der Verfasser sich bescheidend Halt. Nun aber, welche Kunst der Komposition, das Ganze organisch zu gestalten und übersichtlich zu gliedern, überzeugend zu beweisen, von dem vielfachen Zurückgreifen und weiterem Ausholen immer wieder zu dem einen Ziele, der Geschichte des Romans, sich hinzufinden! R. gebraucht ein Mittel der Darstellung, welche seinem Bedürfnis, den Dingen auf den Grund, den Zusammenhängen bis in ihre feinsten Verästelungen nachzugehen, in gleicher Weise wie der Übersichtlichkeit und der künstlerischen Form zu statten kommt. Das Buch starrt von Anmerkungen; wenige Seiten sind frei, viele davon ausgefüllt, nur daß ein paar darüber schwimmende Anstandszeilen den Text nicht gänzlich abreißen lassen. Die untere Schicht enthält den rein gelehrten Bodensatz, die Späne der Werkstatt, das Beweismaterial, die Besprechung der Kontroversen, manch weitere Abschweifung, zu der die Absonderung der Anmerkungen verlockte. Hier sammelt sich eine überquellende Fülle von Beobachtungen, großen und kleinen Entdeckungen, Beiträgen zur Ethnologie und vergleichenden Sagen- und Märchenkunde, welche den geographischen und märchenhaften Gehalt griechischer Fabulistik erläutern. Dies alles im Ton der Untersuchung, in sorgsamer Auswahl und knapper Fassung. Der Text gibt das Fazit und Allgemeine der Forschung. Nach eigenem künstlerischen Stil zieht er seine stolze und erhabene Bahn, strahlend in Klarheit und tropischer Anschaulichkeit des treffenden Ausdrucks, beladen mit reichen und fruchtbaren Gedanken, erwärmt von dem Feuer des forschenden Geistes, der Innigkeit der Hingabe und einer Liebe, die allen Dingen gerecht wird, ihr Dasein begreift und sie im Bunde mit der Kunst zu charakterisieren, dem Leser so verständlich macht, daß er den Hauch ihres Wesens verspürt. In natürlichem Wechsel mit den Gegenständen variiert die Tonart der Darstellung, aber die Mollklänge herrschen tief und kräftig vor und zuweilen wird ein eigen trauriger Ton persönlicher Empfindung deutlicher gehört. Mir erscheint die zwiespältige Einheit des Buches wie ein Abbild des Mannes selbst. Ein ganzes Buch, ein ganzer Mann. Die »Psyche« ist ebenso eingerichtet, auch da »munkelt es«, nach R.s despektierlichem Ausdruck, »mit abenteuerlich pedantischer Breitspurigkeit unter den helleren Tönen des Textes.« Aber diese Anlage dient dem Forscher, der selbständig mitarbeiten will, und zugleich, wie der Verfasser es wollte, dem unzünftigen Liebhaber des Altertums. Freilich, der gewissenhafte Leser, der alles mitnehmen und zugleich genießen möchte, wird sich oft in der reinen Aufnahme des Textes gestört fühlen. Auch hält beim ersten Lesen manchmal eine verwickelte Syntax auf, wenn nämlich die Vorliebe, zu Beiwörtern abhängige Satzteile zu gesellen, soweit ausartet im Streben nach Charakteristik und im Drang der Fülle, daß eine solche Verbindung über mehrere Zeilen reicht (auffällige Beispiele Roman S. 197, Psyche I[2] 296 f.). Ein hinter den regierenden Artikel gesetztes Komma pflegt gewöhnlich den Leser zu warnen, daß er sich sammle. Die weitläufigeren Stellen ordnen sich bei wiederholtem Übergehen, und dies wird wohl, alles in allem genommen, als ein Bedürfnis gefühlt werden, R.s Bücher wiederholt zu lesen.

Um den »Roman« gruppieren sich kleinere Schriften aus verschiedenen Zeiten, die ihn vorbereiteten, verteidigen und ergänzen. Von den textkritischen Arbeiten läßt sich rühmen, daß sie glänzende Emendationen bringen, von den Recensionen, daß sie die von R. selbst aufgestellten Grundsätze befolgen, nämlich »eine produktive Art der Kritik« pflegen, »die aus eigener positiver Arbeit das Material unserer Kenntnis vermehrt, unser Ver-

ständnis in dem Feuer neuer fruchtbarer Gedanken läutert und vertieft, und so ein eigenes, besser treffendes Bild an Stelle des von den Vorgängern aufgestellten zu schieben vermag.« Ich erinnere z. B. nur an die in einer Recension ausgesprochene, höchst fruchtbare Auffassung des Aristophanes als Vorkämpfer des alten Hellenentums gegen die Alleinherrschaft des »gesunden Menschenverstandes«, der Dialektik, des Hellenismus (kl. Schr. I. S. XVIII, 1).

Unter den Abhandlungen seien folgende besonders hervorgehoben. Zur Alexandrinischen Erotik gehören die Bemerkungen über die Liebesklage eines verlassenen Mädchens vor der Tür ihres Ungetreuen (1896), kl. Schr. II. 1—4. — Zu den Paradoxographen, der Utopie, Sagen- und Märchenkunde: 1. *Isigoni Nicaeensis de rebus mirabilibus breviarium* (1871), Anekdoton aus Vaticanus 12, Notizen über Naturmerkwürdigkeiten und Völkersitten enthaltend; jetzt *Paradoxographus Rohdii* getauft, da die Benennung nach Isigonus aufgegeben werden muß. R. hat hier zum letzten Male lateinisch geschrieben; er war der Meinung, daß selbst den geläufigsten Gebrauch einer toten Sprache stets ein künstliches und unsicheres Leben begleitet. Auch hat er größere Texteditionen nicht mehr gemacht; die Vorarbeiten zur Ausgabe der Pythagorasbiographie des Iamblichus überließ er Nauck. 2. »Zum griechischen Roman« (1894), kl. Schr. II. 9 ff., wo er seine Ansicht (Roman S. 206, 1) verteidigt, daß Theopomp in der utopistischen Erzählung Meropis Platos Atlantis nachgeahmt habe. 3. Zu den Mirabilia des Phlegon (1877). Erinnert an eine antike Parallele zu der bei Phlegon erzählten Sage von der »Braut von Korinth« (Roman S. 391, 2. 260, 3). 4. Sardinische Sage von den Neunschläfern (1880, Nachtrag 1882), d. i. von den neun Söhnen des Herakles, die unverwest, Schlummernden gleich, in Sardinien liegen, wohl phönicischen Ursprungs, ein Seitenstück zu der antik-christlichen Legende von den Siebenschläfern (Roman S. 201, 1a). 5. Tod des Aeschylus (1880). Der Sage nach wurde der Dichter durch eine Schildkröte erschlagen, die ein Adler ihm auf den kahlen Schädel fallen ließ. Die Fabel von solchem Mißgeschick eines Kahlkopfes kannte schon Demokrit; ungewiß bleibt, ob sie sich schon damals an Aeschylus geheftet hatte. 6. Ein griechisches Märchen (1888), vom Wiesel, das in ein Mädchen verwandelt wird, die Mäusejagd nicht lassen kann und wieder zum Wiesel werden muß, und andere Märchen desselben über die ganze Erde verbreiteten Typus. — Die Asianische Rhetorik und die zweite Sophistik (1886), eine grundlegende, wuchtige Streitschrift, gegen Kaibel, der hier R.s Reserven in die Hände fällt. Ausführlicher als im Roman geschehen war, weist er nach, daß die zweite Sophistik in rhetorischer Beziehung nur die Asianische Manier erneuert hat. — Zu der Novelle und den Romanen. 1. Vortrag über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient (1875). Versuchsweise wird die Frage aufgeworfen, ob nicht wie für die Tierfabel, so auch vielleicht für manche Perle der Novellendichtung der Orient den Griechen verschuldet sei. 2. Eine griech. Novelle (1876), eine Schelmengeschichte vom großen Hund, der den kleinen verjagt. Text und Nachweis ähnlicher französischer Erzählungen. 3. Zum griechischen Roman (1894), kl. Schr. II. 25 ff. Zur Abwehr von Versuchen, Spuren eines realistischen Romans, der etwa Petron als Muster hätte dienen können, in griech. Literatur nachzuweisen. Die Μιλησιακά des Aristides waren kein Roman, sondern eine Sammlung von Novellen. Die griechische Novelle ist allerdings realistisch, deshalb kann sie auch nicht als ein Vorläufer der

Romane angesehen werden, die einem geradezu schattenhaften Idealismus huldigen. Auch dürfte von der Novelle eine organische Erweiterung zum Roman wegen ihrer genau umgrenzten Natur nicht erwartet werden. Vgl. die Ausführungen im Roman S. 5ff. 247. 4. Zum griechischen Roman (1879), kl. Schr. II. 40ff. Nachträgliches über die Romanschreiber Antonius Diogenes und Iamblichus. Hierher gehört entfernter 5. Die Quellen des Iamblichus in seiner Biographie des Pythagoras (1871), eine auch methodisch besonders lehrreiche Untersuchung, zuerst unternommen, um festzustellen, ob wirklich Antonius Diogenes benutzt ist (Roman S. 253, 2), dann zu einer Geschichte der Pythagoraslegende weitergewachsen, zum ersten Male in den Wust der biographischen Nachrichten über Pythagoras Sinn und Ordnung bringend. Iamblichus hat nur zwei Lebensbeschreibungen verarbeitet, die romanhafte, frei erfundene des Apollonius von Tyana, und die auf echter Tradition beruhende des Nicomachus von Gerasa, freilich nur einer Tradition von Legenden, Sagen und Vorstellungen, in denen im Laufe der Zeit die verschieden gerichteten Schulen des Pythagoreismus, zu eigner Rechtfertigung, ihre Bestrebungen auf die Person des Pythagoras selbst zurückgespiegelt hatten. Von den Schichten dieser Tradition, aber auch von der eigentlichen Bedeutung des Pythagoras, als des erhabenen Stifters einer religiös-ethischen, den Orphikern verwandten Sekte handelt die Einleitung (wie später die Psyche, II², 159ff.). 6. Zu Apuleius (1885), über sein Leben und seine Schriften. Er bringt im wesentlichen Hildebrands Ansichten wieder zu Ehren, schafft jedoch ein neues und selbständiges Ganze, durch bessere Begründung und vortreffliche Darlegungen über das Erziehungswesen der Zeit, die schriftstellerischen Absichten, Art und Sprache des Apuleius.

Ich glaube, daß die Meinung, R. habe eine griechische Literaturgeschichte zu schreiben beabsichtigt, nicht unbegründet war. Jedenfalls beschäftigen sich einige Arbeiten, darunter der berühmte Aufsatz über Γέγονε in den Biographien des Suidas (1878), mit der literarhistorischen Forschung der Griechen selbst, um über ihre Arbeitsmethode Klarheit zu gewinnen, hierdurch den historischen Wert ihrer Ergebnisse zu bestimmen und so in letzter Hinsicht für eine wirklich kritische Geschichte der griechischen Literatur ein sicheres Fundament zu schaffen. Die Abhandlung über γέγονε dient der Erklärung eines wichtigen terminologischen Ausdrucks der alten Biographen und lehrt, wie man ihre Gewohnheiten durch eine zusammenhängende Behandlung der Tradition festzustellen habe. R. sucht das Wort auf, wo es am häufigsten vorkommt, in den biographischen Artikeln des Suidas-Hesychius, sammelt und untersucht geduldig alle Beispiele und stellt fest, daß γέγονε ein paar Mal das Geburtsjahr angibt, in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle die Zeit, in welche der wichtigste Teil des Lebens, die »Blüte« eines Schriftstellers fällt, daß aber die Höhepunkte, je nach den (uns selten erkennbaren) Gründen ihrer Ansetzung, anf verschiedene Lebensalter verlegt sind. Man sah sich auf diese schwankende und ungefähre Art der Zeitbestimmung durch die schon im Altertum herrschende Unsicherheit in der Überlieferung der Daten der Kulturgeschichte notwendig angewiesen, auf Vermutungen und Schlüsse und die erborgte Stütze eines Synchronismus mit den Ereignissen der politischen Geschichte oder mit anderen gruppenweise zusammengefaßten Autoren, wo denn immer einer den anderen stützen mochte. Dieses Zusammenfallen war ein für allemal in Tabellen fixiert, wie sie auch Hesychius benutzt hat, und so ist γέγονε im letzten Grunde der Ausdruck für die An-

setzung auf einen gewissen Zeitpunkt, den ein chronologischer Gewährsmann auswählen zu müssen geglaubt hatte. R.s Abhandlung erinnert stärker als das sonst zu geschehen pflegte, an die subjektiven Faktoren in der Überlieferung. In den »Studien zur Chronologie der griechischen Literaturgeschichte« (1881), wo er die weit auseinandergehenden Nachrichten über Homers Leben zum Gegenstand einer abenteuerlich gelehrten Untersuchung macht, erweist er diese Zeitangaben als freie Kombination der alten Historiker und Grammatiker und zerstört die Illusion von einer echten geschichtlichen Tradition, die wohl gar als positiven Gewinn Aufschlüsse über das Wachstum der homerischen Poesie zu geben vermöchte. Er faßt die aus diesen Forschungen gewonnenen methodischen Grundsätze mit folgenden Worten zusammen: »Man soll nicht zuerst eine selbständige Meinung über die chronologischen Verhältnisse sich zurecht machen und diese dann durch Zwangsmittel in die Überlieferung hineindeuten, sondern zuerst den Sinn und Zusammenhang der überlieferten Daten zu ergründen, die verschiedenen Reihen alter Kombination zu sondern suchen, und dann erst zusehen, welchen positiven Gewinn uns diese Überlieferungen bieten«. »Kombinationen aber untereinander zu kombinieren, ist nicht geraten und führt offenbar nur zu äußerster Verwirrung« (kl. Schr. I. 190, 1. II. 118). Wie die Methode, so bewundern wir an diesen Arbeiten die chronologische Rechenkunst des Verfassers und gewisse Vorzüge, die allen seinen untersuchenden Arbeiten und mit bestimmten, stilgemäßen Modifikationen auch den darstellenden Werken eigen sind: Die auf den logischen Fortgang der Teile und ihre straffe Verbindung verwendete Sorgfalt und Strenge, die Knappheit, Durchsichtigkeit, die gewissenhafte Schätzung des Grades der Wahrscheinlichkeit, die überzeugende Kraft und psychagogische Wirksamkeit des Beweises. Nicht nach einem Rezept hat er gearbeitet, gern aber einen schrittweise zu seiner eigenen Ansicht den Leser weiterführenden Gang eingeschlagen, an dessen Ziele das Resultat sich wie selbstverständlich entwickelt. Umgekehrt ist in der Schrift über γέγονε das Ergebnis vorausgenommen, wird sogleich durch den sichersten Beweis wie festgenagelt — die Stelle wirkt verblüffend wie das Ei des Kolumbus — und vermag so befestigt die in Progression unsicherer werdenden Fälle zu halten. Ein anderer häufig angewendeter Kunstgriff ist der, daß er auf Vermutungen und allgemeines Raisonnement ein Zeugnis als Trumpf setzt, das nun in dieser Beleuchtung eigentlich direkt dasselbe aussagt, wie die vorangeschickten Ausführungen, z. B. kl. Schr. II. 140f. Diese Absichten zu bemerken, bildet einen besonderen Reiz, den keine Verstimmung beeinträchtigt, weil sie immer der Sache gelten. — Ich erwähne hier nach der von mir gewählten Anordnung, die nur durch Kürze sich empfehlen mag, kleinere Aufsätze zur griechischen Literatur: die chronologischen über die Zeit und Lebensverhältnisse des Scymnus von Chios (1879, lebte wohl in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh.), des Pittacus (1887), des Theopomp (1895, geboren 376); über die Biographen Philo von Byblus und Hesychius von Milet (1879, Philo als Nebenquelle von Hesychius benutzt), Antigonos von Karystos (1882, Recension des Buches von Wilamowitz); über den Philopatris (1895 und 1896, aus dem 10. Jahrh.); ein unbeachtetes Bruchstück des Ptolemaeus Lagi (1883, bei Synesius entdeckt; R. hat aus immens ausgebreiteter Lektüre noch mehrfach die Fragmentsammlungen zu ergänzen vermocht); aus italienischen Hss. ans Licht gezogen ein Fragment Pindars (1876) und Aelius Promotus (1873, Excerpte über Gifte, aus Archigenes und der gleichen Quelle, wie Nicanders Alexi-

pharmaka); über das Technische bei den dramatischen Aufführungen handeln die Scenica (1883, Proagon der großen Dionysien, Wettkampf der Protagonisten, Wiederholungen neuer Stücke), über das Buchwesen, die Recension von Birts Werk (1882) und Stichometrisches (1888, Minimalumfang von tausend Zeilen für das Prosabuch).

Ein Hauptgebiet, dem er sein Interesse zugewendet hat, während seiner Tübinger Zeit in erhöhtem Maße, ist die Geschichte der philosophischen Literatur und Philosophie der Griechen. Neben der Rezension von Schuster's Heraklit (1873), den Abhandlungen über die Chronologie des Zeno von Kition (1878) und »Über die sophistischen Dialexeis« in der Besprechung von Bergks Fünf Abhandlungen zur Geschichte der griechischen Philosophie (1884) sind besonders erwähnenswert der Vortrag »Über Leucipp und Demokrit« (1880) und die Studien über Plato. Leucipp's Existenz wird auf Grund einer Äußerung Epikurs bestritten. R. selbst hat nicht in Abrede gestellt, daß er seine Hypothesen nicht zu völliger Sicherheit habe bringen können, ist aber auch von den Einwänden, die Diels vorbrachte, nicht überzeugt worden. Er hat darauf erwidert (1881) und dann die Sache ruhen lassen. Aber in der von ihm wieder angeregten und ein tüchtiges Stück geförderten Frage über die Abfassungszeit des Platonischen Theaetet hat er seinem 1881 verfaßten ersten Aufsatz in den Jahren 1882—1892 noch vier andere nachgeschickt, die das Hermaion: Theaetet erst nach 374 geschrieben, gegen Köstlin's und Zeller's Angriffe sichern. Eine Korrektur Zellers wußte er zu noch bestimmterer Datierung zu benutzen, wonach der Theaetet nicht vor 371 fallen kann. Dies Ergebnis hat für das Gesamtbild der Schriftstellerei Platos vor allem die eine wesentliche Folge, daß die nach dem Theaetet anzusetzenden Dialoge Sophistes, Politicus, und mit ihnen, falls R.'s Behauptung (kl. Schr. I 262) richtig ist, der Philebus nun auch weiter herabgerückt werden müssen. Am Ende des Streites hat er sich prinzipiell über den Wert der Kriterien ausgesprochen, die für die Bestimmung der Zeit der Platonischen Dialoge verwendet oder nicht berücksichtigt zu werden pflegen. Als die einzig zuverlässigen gelten ihm die sprachlichen Merkmale und die historischen Anspielungen; die »dogmatische« Methode aber, die sich immer von neuem ein platonisches Gedankensystem zurecht gemacht und danach die Dialoge gruppiert hat, ist als ein richtiger Zirkelschluß zu verwerfen. Dagegen ergeben sich aus den ästhetischen Eindrücken und menschlichen Zügen der Dialoge für den mit stilistischem Gefühl und künstlerischem Blick Begabten gewisse zwar subjektive, nicht allgemein überzeugende, doch nicht unverächtliche Indizien. So beobachtete er ein Nachlassen der Kunst in Anlage und Ausführung, eine ungelenke Umständlichkeit des Stils und Ausdrucks im Sophistes und Politicus, eine resignierte, kampfmüde Stimmung im Phaedon; hierin erkenne er die Spuren des nahenden Alters, könne nun aber nicht glauben, daß danach noch Werke höchster Kunst und jugendlichen Dranges, wie das Symposion oder der Phaedrus, ihm gelungen seien. Im allgemeinen werde ein Jeder froh sein, wenn er sich eine Stufenfolge der Platonischen Schriftstellerei zu eigner Beruhigung aufgebaut habe. Er habe es, zum Privatgebrauch, soweit wenigstens gebracht; eigentliche Vollbefriedigung werde kein Verständiger hierin erreichen können. Seine Ansichten über die Entstehung des »Staates« und der »Gesetze« findet man bei Crusius p. 277ff., Psyche II² 265, 2, kl. Schr. I 320ff. Ein Stück einer Geschichte der griechischen Philosophie steckt im 2. Bd. der Psyche, wo er es in seiner innerlichen Weise unternimmt, die Seelenreligion

der Dichter und Denker, die ja nicht nur ein Verhältnis zum Volksglauben hatten, sondern auch selbst Religion schufen, im Zusammenhang mit ihren Lehrmeinungen und persönlichen Eigenschaften, in ihrer Abwendung oder Abhängigkeit vom Denken ihrer Zeit darzustellen.

»Psyche, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen«, erschien in zwei Hälften 1891 und 1894. Wie der »Roman« ist auch dieses Werk in voller Rüstung aus seinem Haupte hervorgegangen; die 2. Aufl. (1897, datiert von 1898), die herauszugeben ihm noch selbst vergönnt war, ist von der ersten wenig verschieden, nur daß sich die Waffen glänzender und schärfer ansehen. Interpretation der Schriftsteller von höchster Feinheit steht hier im Bunde mit der ethnographischen und anthropologischen Wissenschaft. Sie lehrt uns an schon zahlreichen Beispielen, »wie ohne alle äußere Einwirkung fremder Überlieferung bei allen oder vielen Völkern der Erde neben vernünftigen Erkenntnissen auch die unvernünftigsten Wahnvorstellungen ganz spontan, immer wieder gleichgestaltet aufschießen und unausrottbar fest einwurzeln können, und daran den eng gezogenen Kreis, in dem sich überall menschliches Denken und Phantasieren bewegen muß, ermessen«. Darum benutzt R. Vergleiche mit dem Glauben und Brauch anderer Völker, am liebsten solcher, die mit den Griechen weder Urgemeinschaft hatten noch durch Zuwanderung in Ideenaustausch treten konnten, immer wieder dazu, um zu zeigen, wie man auch in griechischer Religionsgeschichte ohne Annahme von »Einflüssen« auskommen kann oder sie nur sehr behutsam zulassen darf, wie die Griechen sich von Anfang an nicht anders entwickelt haben als andere »Naturvölker«, die in primitiven Zuständen stehen geblieben sind, wie auch dieses reichbegabte Volk nicht mit Weisheit, mit abstrakten, gedankenhaft farblosen Vorstellungen, sondern mit sinnlich bunten, naiv handgreiflichen Phantasmen begonnen hat. Die homerischen Gedichte zeigen einen Glauben lebendig, wie ihn eine über die ganze Erde tätige Urweltlogik aus den Erfahrungen des Traumes, der Ohnmacht und Ekstase erschlossen hat: im lebendigen, vollbeseelten Menschen wohnt, wie ein fremder Gast, sein selbständig ablösbares zweites Ich, sein Doppelgänger, die Psyche, die ihn im Tode auf immer verläßt. Gleichfalls aus den homerischen Gedichten lassen sich Rudimente eines Seelenkultes erkennen, wie er in aller Welt sich zeigt, der Verehrung und Beschwichtigung der mächtig gedachten, unter den Überlebenden umgehenden Seelengeistern gewidmet; aus Hesiod tritt uns ein bis auf seine Zeit gepflegter uralter Ahnenkult entgegen. Der homerische Glaube kennt nur noch ein fernes Reich bewußtloser und nichtiger Seelen im öden Hause des Hades; der Lebende fühlt sich frei von dumpfer Furcht und der Verpflichtung einer rituellen Verehrung enthoben: der Seelenkult stockt. Denn jeder Kult ist die Verehrung eines Wirksamen. Freilich ist dieser Glaube mehr das Werk der Resignation als des Wunsches, aber noch Hesiod kann dem lebenden, letzten Geschlechte der Menschen keine tröstlichere Zukunft verheißen. Doch die Hoffnung auf bewußtes Fortleben im Jenseits und ein Seelenkult lebte wieder auf, als der Kult der Erdgötter, des Zeus Chthonios, der Demeter und Kore wieder zu höherem Ansehen und dichtester Verbreitung gelangte. Diese Götter nehmen die Seelen der Verstorbenen in ihr Reich auf und da sie unter dem Stück Erde hausen, das ihre Verehrer trägt, sind nun auch die Seelen der Pflege der Nachkommen, ihren Wünschen, aber auch ihrer Furcht wieder näher gerückt. Denn sie haben Macht zu schaden und zu nützen. Sie heißen die Seligen; besonders den in Eleusis Geweihten war Wohlergehen im Hades

verbürgt, und diese Mysterien waren Allen mit Ausnahme der Mordbefleckten zugänglich. Aber unsterblich sind die Seligen nicht; wenn ihr Kult aufhört, wenn niemand mehr ihrer in Liebe gedenkt, zerrinnt ihr schattenhaftes Dasein. Wohl mag ein Gott Menschen aus besonderer Gnade unsterblich machen, bei Leibesleben nach Elysium entrücken, oder in Berghöhlen, wo sie wie Götter verehrt werden, oder Menschen, die gestorben waren, zu ewigem Leben erwecken, Heroen genannt; auch ihnen wurde religiöser Dienst zu teil. Doch solche Erhöhung blieb stets ein Wunder und das Los von Auserlesenen. Dem Griechen ist tief ins Gemüt das Gefühl geprägt, daß eine unübersteigliche Kluft den beschränkten Menschen vom Göttlichen trennt. Ihm ziemt es nicht, Unsterblichkeit an sich zu reißen. Denn Unsterblich und Gottsein sind für den Griechen Wechselbegriffe. — Der Glaube an die Gottheit des Menschen, an die göttliche Natur jeder Seele, an ihr Bestehen von jeher und Dauer in alle Ewigkeit entsprang einer zweiten Religionsweise, der Mystik. Zunächst als Kultpraxis wurde sie den Griechen vermittelt, durch die aus Thrakien eingedrungene ekstatische Verehrung des Sabazios, deren religiöser Ertrag darin bestand, daß der Teilnehmer, willkürlich durch allerhand Veranstaltungen zu der ekstatischen Empfindung erregt, in flüchtigen Momenten der Verzückung den Gott zu schauen wähnt, mit ihm lebt, fühlt und handelt, selbst Gott wird. Hier nimmt also R. die mechanische Verpflanzung eines fremden Kultes an, der mit dem gewaltsamen Ungestüm einer religiösen Epidemie über Griechenland hereingebrochen sei. Doch vielleicht wird sich auch der mystische Gedanke noch als autochthon erweisen lassen; denn er ist ein Naturtrieb des Menschen, wie R. aus der Völkerkunde zeigt (vgl. Crusius S. 182, 2). Aber Sabazios wurde Dionysos, die Ekstase in den Betrieb des nationalen Gottesdienstes eingeordnet, aus den Erfahrungen der Ekstase befestigte sich ein bleibender Glaube an die göttliche Natur der Seele und ihre Befähigung, in ekstatisch erregten Zuständen zu höherer Einsicht vorzudringen; eine mystische Lehre vom Einssein der menschlichen und göttlichen Seele bildete sich zuerst, nach allerlei Ansätzen, in der theologischen Dogmatik der um den Dienst des Dionysos gescharten Orphiker und wirkte dann hinüber in einige der philosophischen Schulen. Das Volk hat sie weniger beachtet; es blieb den Glaubensformen jener ersten Religionsweise treu. Die Krone des theologischen Gedankens bildet die platonische Lehre von der Verwandtschaft der Seele mit den Ideen, deren oberste Gott ist, von ihrer ererbten Anlage, zu der Erkenntnis des Verwandten durch die Vernunft auf der Stufenleiter der Begriffe aufzusteigen und müheloser, im Enthusiasmus visionären Schauens, sich mit einmal aufzuschwingen. — In der Darstellung der Unsterblichkeitslehre der Philosophen tragen die sorgsamen und scharfsinnigen Bemühungen, den Volksglauben und die theologischen Gedanken rein zu entwickeln, ihre volle Frucht, hier bewährt sich R.s Scheidekunst bei der Sonderung des Entlehnten und Originalen, und sein künstlerisches Vermögen, die Widersprüche der Elemente doch zu einer Art höherer Einheit durch die Persönlichkeit der Denker verbunden aufzuzeigen. Die Psyche ist R.s größtes Werk, in gewissem Sinne die Arbeit seines Lebens. Noch nachhaltiger als der »Roman« greift es in die Brust des Lesers: das wirkt der Ernst des Gegenstandes, die feierlich erhabene Sprache des im eigenen Herzen tief ergriffenen Schöpfers, seine Weisheit und sein weltweiter Blick.

In der Prorektoratsrede »Über die Religion der Griechen« hat er gezeigt, wie alle ihre Gedanken über das Verhältnis der Menschen zum Gött-

lichen durch jene beiden Religionsweisen bestimmt sind: dies zu verfolgen sei die Aufgabe der griechischen Religionsgeschichte. Ebenda gedenkt er auch Friedrich Creuzers, dessen Verhältnis zu Karoline von Günderode er in einem besonderen Buche (1896) durch Mitteilungen aus ihrem Briefwechsel psychologisch entwickelt. Sonst behandeln Fragen der griechischen Religion unter anderen kleineren Arbeiten noch »Unedierte Lucianscholien, die attischen Thesmophorien und Haloen betreffend« (1870), auf die er in der Abhandlung über das Skirophorienfest (1886) zurückkommt, ferner Orpheus (1895), Paralipomena (zur Psyche, 1896), Nekyia 1896 (über die Komposition dieser Dichtung, vgl. Psyche I² 49ff.), über Kynanthropie (1898 wenige Tage vor seinem Tode verfaßt).

Nun möchte ich mir noch einige Worte dankbarer Erinnerung über R. als akademischen Lehrer gestatten; ich habe sie absichtlich niedergeschrieben, bevor ich Schmids Nekrolog gelesen hatte. Ich habe R. in meinen ersten Semestern 1883—85 in Tübingen und 1886 in Leipzig gehört, auch persönlich viele Freundlichkeit und dauernde Anregung von ihm erfahren. Doch nur von seinen Vorlesungen möchte ich reden und da denke ich am liebsten an die Tübinger Semester zurück. Im Streite der Meinungen, wer größer sei, Gutschmid oder R., habe ich mich immer mehr zur Partei R.s gestellt. Gutschmid war eine kühlere Natur, die selten in Feuer geriet, zu hoch für Anfänger, verlor sich ins Einzelne; R. hatte jugendlicheren Schwung und ging elastischeren Schritt. Ich will den Vergleich nicht weiterführen. Er gab, was der Student am nötigsten braucht, wobei er in Zug kommt, immer ein Ganzes, Übersichten über große Gebiete. So las er römische Literaturgeschichte in einem Semester, griechische von Homer bis auf Justinian in zwei kurzen Semestern, und doch hatte er immer Zeit. Er entfaltete, hoch über Kompendienwesen und Examenluft erhaben, eine reiche Fülle des Stoffs und der Gedanken, befaßte sich eingehend mit den literarischen Fragen, zitierte viel von entscheidenden Stellen der Texte und Arbeiten der Neueren. Dabei trug er zwar in flottestem Tempo vor, das die Zuhörer fortwährend in Atem erhielt, auch außer Atem setzte, doch ohne Hast, ja in behaglicher Breite; er war immer aufgelegt, frisch, rührig, er las wohl gern — dies ist wenigstens meine im Feuer selbst gemachte Beobachtung — und nahm es ernst mit seiner Lehrerpflicht. Aber das eigentliche Geheimnis, fertig zu werden, war eben doch, daß er den ungeheuren Stoff gründlich durchdacht hatte, klar übersah, klar disponieren und mit Meisterhand beschränken konnte. Er hielt den Hörer nicht mit verneinender Diskutierung aller möglichen Meinungen anderer Leute auf, sondern das hatte er bei sich vorher abgemacht und konnte sich nun positiv, nicht nur kritisch verhalten. Er hatte die schönste Gabe des leichten Diskutierens und des Simplifizierens und also Klarmachens der Probleme (s. R. bei Crusius S. 276f., auch eine Selbstschilderung). *Quaestiunculae* wurden gelegentlich schlank erledigt mit bemerkenswerten Argumenten. »Bei den langweiligen Ägyptern hat sich Plato nicht 12 Jahre aufgehalten«, und zum Beweis, daß Tacitus Germanien nicht selbst besucht hat, kam der sonst unbeachtete Topos vor, daß wenn er die dreckigen Kerle gesehen hätte, er sie anders geschildert haben würde. Für die einzelne Stunde war er wohl vorbereitet, in seinen Heften kamen »Blattversetzungen« nicht vor, und wenn er einmal klagt, daß ihm Kollegien und Seminar seine Zeit zu sehr in Anspruch nähmen, die reifen Früchte dieser Anstrengungen hat er sicherlich mit freigebiger Hand seinen Schülern ge-

spendet. So trat er vor sie hin, allezeit fertig, bestimmt und selbstbewußt mit sicher befestigtem Urteil. Anerkennung ließ er den Leistungen anderer ebenso selten wie nachdrücklich zuteil werden, der Tadel geriet dem temperamentvollen Manne vielfach heftig und hochfahrend, aber er wußte die gelehrte Art der »Trefflichen«, »Edlen« und »Verehrten« schlagend und witzig zu charakterisieren, durch mimisches Geberdenspiel und komisches Pathos zu parodieren. Das stand ihm vortrefflich und erweckte unsere studentische Sympathie; Zweifel an seiner wissenschaftlichen Redlichkeit ließ das so Selbständige seines Wesens nicht aufkommen. Ein verborgenes Feuer, das seine getragene Rede erwärmte, begeisterte auch uns. Jener Zug zum Dunklen trat auch hier hervor, wenn er über das unheimliche Daherbrausen des thrakischen Dionysosdienstes, über die Verinnerlichung griechischen Empfindens sprach, wenn er beiläufig auf Ruisdaels Judenkirchhof kam, in so eindrucksvoller Weise, daß bei mir feststand, dies Bild müßte ich bei erster bester Gelegenheit aufsuchen, und immer wenn ich Ruisdael sehe, ist auch R.s Bild mir nahe. Die griechische Literaturgeschichte, das schönste Kolleg, das ich bei ihm gehört habe, schloß er mit den bewegten Worten: *Vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!* Das laute Pathos in anderer Form als der komischen, vermied er, diese von Crusius gemachte Beobachtung möchte ich bestätigen und ebenfalls bezeugen, daß auch solche heiklen Dinge, wie Rhetorik und Metrik, Anziehung ausübten in seiner klaren Darstellung und seinem lebendigen Vortrag, der bald ernst bald heiter, mit den Dingen in natürlicher Folge wechselte, in der Regel sich auf der Höhe eines kunstmäßig behandelten Gesprächstones hielt, frei und angenehm dahinfloß. Eine behaglichere Atmosphäre habe ich in keinem Hörsaal empfunden. Es bildete sich zwischen Lehrer und Schüler ein gewisses trauliches Verhältnis aus; wir sahen zu ihm auf wie zu einem Heros, nicht wie zu der fernen Majestät eines oberen Gottes, wir sahen gern seine bedeutenden Züge, sein reizendes Lachen, seine elegante, von gelehrten Manieren befreite Erscheinung, und auch er schien mit Wohlgefallen auf seine Tübinger herabzublicken.

Literatur (mehrfach wörtlich benutzt): vor allem die schöne Biographie von Otto Crusius (1902), eine echt historische Darstellung von R.s Gesamtpersönlichkeit. Nachrufe: 1898 von Fritz Schöll, Münch. Allg. Ztg. Beil. Nr. 24, Südwestdeutsche Blätter = Human. Gymn. IX 71—74, von J. Meltzer, Neues Korr.-Bl. f. d. Gel. und Realschulen Württemb. S. 205—210; von Wilh. Schmid, Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde Jahrg. 22 (1899) S. 87—114 (mit Schriftenverzeichnis von Schöll); von Theodor Gomperz, Deutsche Revue 1902 S. 350—354 (die ich mir nicht verschaffen konnte). Aus der Nietzsche-Literatur: F. Spiro, in diesem Jahrbuch Bd. 5 S. 403 und öfter; Drews, N.s Philosophie 1904.

Bildnisse (s. R.s kl. Schr. I S. XXIV): von 1866/67, vor R.s Briefwechsel mit Nietzsche; 1875, Titelbild zu der Biographie von Crusius; 1894/95, bei Ed. Schultze in Heidelberg.

Dr. E. Weber.

Müller, Hermann,[1] * 3. Februar 1860 zu Hannover, † 15. März 1899 in Berlin. — Sohn des gleichnamigen Charakterspielers, wurde M. zuerst zum Maler bestimmt; mit 17 Jahren bezog er die Berliner Akademie, hielt es dort aber nicht aus; der Vater wollte von herkömmlichem »dramatischem Unterricht« nichts wissen und schickte den für den Schauspielerberuf Passionierten kurzweg zum Direktor Gumtau, Halle; dort blieb er beim ersten Auftreten

[1]) Totenliste 1899 Band IV 165*.

als Ratsherr in der Jungfrau von Orleans stecken und wurde tüchtig ausgelacht. Er suchte nun sein Heil in Celle; 1881 kam er an das Berliner Viktoria-Theater; dann nach Lübeck, wo der als jugendlicher Liebhaber Engagierte unversehens als Philipp im Carlos auszuhelfen bereit war, und nach diesem ersten Erfolg — für 150 Mark monatlich — alle Charakterrollen, überdies auch den Ollendorf im Bettelstudent spielte. 1885 kam er an das Berliner Hoftheater, von dort nach Königsberg, 1889 nach Breslau an das Lobetheater, 1891 — 1894 an das Burgtheater, wo Bernhard Baumeister dauernde Bedeutung für ihn gewann. Die letzten 5 Jahre seines allzu kurzen Lebens gehörte er dem Berliner Deutschen Theater an, wo er in klassischen und modernen Stücken als ungewöhnlich vielgestaltiger, jede Mundart mit gleicher Sicherheit meisternder Charakteristiker, als Künstler von seltener Verwandlungsfähigkeit sich hervortat. Hauptmann und Hofmannsthal, Wolzogen und Schnitzler wußten M. Dank für die schöpferische Kraft, mit der er bei Uraufführungen ihrer Werke ihren Gestalten sich einfühlte. Als M. durch Selbstmord endete, ging starke Erregung durch die Kunstwelt. Kenner und Laien beklagten den jähen Heimgang eines Schauspielers, der sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen, sein Höchstes noch immer nicht gegeben zu haben schien.

Zum Gedächtnis Hermann Müllers. Prolog von Hugo v. Hofmannsthal. Rede von Otto Brahm. Nachruf von Josef Kainz. Gesprochen bei der Gedächtnisfeier für Hermann Müller. Sonntag, 9. April im Foyer des Deutschen Theaters. Privatdruck. 22 S.

Kretschman, Hans Alfred Konstantin v.,[1]) General der Infanterie z. D., * den 21. August 1832 in Charlottenburg, † den 31. März 1899 zu Berlin. — Nachdem er mit 16 Jahren sein Abiturienten-Examen abgelegt hatte, trat er als Fahnenjunker bei dem jetzigen Leib-Grenadier-Regiment No. 8 ein, wurde am 20. Dezember 1849 Fähnrich und am 10. September 1850 Offizier. Neun Jahre später sehen wir den jungen Offizier als Lehrer an der damaligen Divisionsschule in Frankfurt (Oder), wo er am 31. Mai 1859 Oberleutnant wurde. Nachdem v. K. von 1860 ab die jetzige Kriegsakademie besucht hatte und am 10. Februar 1863 Hauptmann im Infanterie-Regiment No. 27 geworden war, vermählte er sich am 3. Mai 1864 mit der Tochter des Landrats v. Gustedt zu Halberstadt. Schon ein Jahr später mußte das junge Paar nach Neiße übersiedeln, wohin v. K. als Lehrer bei der dortigen Kriegsschule kommandiert wurde. Der Feldzug 1866 unterbrach seine dortige Tätigkeit; er rückte mit seinem Regiment No. 27 aus und wurde in der Schlacht von Königgrätz in dem blutigen Gefecht im Walde von Maslowed schwer verwundet. Fuß und Unterschenkel waren zerschossen. Erst im Oktober war er soweit hergestellt, daß er als Lehrer an der Kriegsschule zu Potsdam wieder Dienst tun konnte. Hier wurde er unter dem 16. Februar 1869 zum Major befördert, à la suite des Generalstabes gestellt und zum Direktor der Kriegsschule in Neiße ernannt. Bei der Mobilmachung 1870 wurde v. K. dem Generalstabe des 3. Armeekorps, dessen Kommandierender General der berühmte Konstantin v. Alvensleben war, zugeteilt. Chef des Stabes war der jetzt noch als General der Artillerie in Naumburg a. d. Saale lebende damalige Oberst v. Voigts-Rhetz. Wie schon im Feldzuge 1866 den Schwerterorden, so erwarb er sich 1870—71 die beiden Eisernen Kreuze. Unter dem 12. März 1874 wurde er Abteilungschef im Großen Generalstab und unter dem

[1]) Totenliste 1899 Band IV 156*.

12. Januar 1875 Chef des Generalstabes des 5. Armeekorps bei General der Infanterie Graf v. Kirchbach. Am 19. September 1874 war v. K. schon Oberstleutnant geworden und wurde nun unter dem 20. September 1876 Oberst. Vier Jahre später erhielt er das Kommando des Infanterie-Regiments Prinz Heinrich No. 35 in Brandenburg, dann am 15. März 1883 als Generalmajor die 34. Infanterie-Brigade, zwei Jahre später die 2. Landwehr-Inspektion und am 15. November 1887 als General-Leutnant die 13. Division zu Münster. Unter dem 15. März 1890 wurde er in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs als General der Infanterie zur Disposition gestellt. Excellenz v. K. siedelte nach Berlin über und beteiligte sich hier an der Redaktion des Deutschen Soldatenhorts, für welchen er die in der Armee sehr beliebten und verbreiteten Bücher »Rekrutenbriefe«, »Unser Heer in den Kriegen 1864, 1866, 1870—71« und »Erzählungen aus dem Kriege«, »Dienst im Kriege« und »Für den deutschen Soldaten« schrieb, wie er auch an dem großen Prachtwerke des Professors v. Pflugk-Hartung »Krieg und Sieg 1870—71« beteiligt war.

Am 18. Januar 1896 ehrte Se. Majestät der Kaiser den alten, braven Soldaten mit dem nachfolgenden Telegramm:

»Ich erinnere Mich an dem heutigen bedeutungsvollen Gedenktage gern Ihrer erfolgreichen Tätigkeit als Generalstabs-Offizier 3. Armeekorps im letzten Feldzuge und verleihe Ihnen hierdurch den Roten Adler-Orden I. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe. Wilhelm R.«

v. Below.

Zukal, Hugo,[1]) Prof., Botaniker, * 18. August 1845 in Troppau, † 15. Februar 1900 in Wien. — Ungewöhnliche Wißbegierde, verbunden mit einem ausgesprochenem Unabhängigkeitsgefühl veranlaßten den kaum vierzehnjährigen, seinen Altersgenossen weit überlegenen Knaben, dem gewöhnlichen Studiengang zu entsagen und sich durch persönlichen Verkehr mit bedeutenden Gelehrten wie Juratzka und Ungern, sowie als außerordentlicher Hörer an der Universität Wien selbständig weiter auszubilden. Obwohl ohne geregelten Studiengang, hat er sich schon bei seiner ersten Publikation über die Moosgattung Buxbaumia, als achtzehnjähriger Jüngling, durch große Selbständigkeit und Unbefangenheit in der Beurteilung wissenschaftlicher Tatsachen ausgezeichnet. Als Autodidakt verkörperte Z. in seiner wissenschaftlichen Laufbahn in hervorragender Weise auch die guten Seiten des Selbstudiums: Begeisterung für sein Wissensgebiet und eine durch keine bestimmte wissenschaftliche Schule getrübte Objektivität.

Nach achtjähriger militärischer Laufbahn durchlief Z. das Lehrerseminar in Trautenau, wirkte dann als Lehrer in Freudental und später in Wien, wo er allmählich zum Übungslehrer für Mathematik und Naturkunde am Lehrerinnenseminar vorrückte. In seinen Mußestunden entfaltete er eine überaus rege und fruchtbringende Tätigkeit, die ihm bald einen geachteten Namen verschaffte. Doch erst im Sommer 1898 fanden seine Verdienste öffentliche Anerkennung durch seine Ernennung zum Professor der Phytopathologie für Forstwirte an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Leider war es ihm aber nicht vergönnt, lange auf seinem neuen Arbeitsfeld zu wirken, denn schon im Sommer 1899 zeigten sich die ersten Anzeichen einer schweren Herzkrankheit, der er bereits wenige Monate später erlag.

[1]) Totenliste 1900 Band V 127*.

Z.s Arbeiten bewegten sich ausschließlich auf dem weiten Gebiete der Kryptogamenkunde. Die Flechten bildeten seine Lieblingsstudien. Der Ausbau unserer anatomischen Kenntnisse dieser Gruppe und die Entdeckung fettanhäufender Zellen bei den Kalkflechten ist sein Verdienst. Z.s bedeutendstes Werk ist die 1895 und 1896 in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Schrift »Morphologische und biologische Untersuchungen über die Flechten«, eine von allen Lichenologen anerkannte, grundlegende Arbeit.

Die größte Zahl seiner Abhandlungen behandelt aber die Pilze. Vergleichend-morphologische und entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen haben ihn stets immer besonders angezogen. Einen wertvollen Beitrag zur Mykologie bilden seine »Entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen über Ascomyceten« (1899), in denen er sich besonders gegen die Annahme einer Sexualität innerhalb dieser Pilzgruppe ausspricht. Z.s letzte Arbeit »Untersuchungen über die Rostpilzkrankheiten des Getreides in Österreich-Ungarn« (1899) kam nur wenige Monate vor seinem Ableben zum Abschluß; der Autor wendet sich hier gegen die Mykoplasmatheorie Erikssons, nach welcher Erkrankungen auch durch das Keimplasma von Samen übertragen werden können. In der Wissenschaft ist Z.s Name auch durch zwei Ascomycetengattungen vertreten, nämlich *Zukalia* Sascardo und *Zukalina* O. Kuntze. M. Rikli.

Polak, Karl, * 12. Januar 1847 in Mirovic bei Weltrus in Böhmen, † 17. Februar 1900, war von 1877—1897 Mitarbeiter und Geschäftsführer in der Naturalienhandlung von Wenzel Fritsch in Prag und hat durch seine treue und unermüdliche Arbeit nicht wenig zum guten Ruf dieser Firma beigetragen.

P. war einer der eifrigsten Mitarbeiter Celakovskys bei der Erforschung der Flora Böhmens. Die botanische Durchforschung der reichen Elbniederung und der benachbarten Gebiete von Melnik bis Lisa ist großenteils sein Verdienst. Eine stattliche Zahl neuer Arten hat er für Böhmen zum erstenmal nachgewiesen, so *Samolus Valerandi, Cladium mariscus, Sagina apetala, Ceterach officinarum, Orobanche bohemica* etc. Die Ergebnisse seiner Entdeckungen übergab er Celakovsky zur Veröffentlichung in den »Resultaten der botanischen Durchforschung Böhmens«.

In späteren Jahren zog ihn ganz besonders die noch wenig bekannte bulgarische Flora an. 1891 erschien im Vesmir »Von meiner bulgarischen Reise« eine recht interessante Schilderung und gleichzeitig in der Öster. botanischen Zeitschrift ein Verzeichnis neuer Arten des Fürstentums mit kritischen Bemerkungen, unter besonderer Berücksichtigung der Umgebung von Schumla. Ein weiterer Beitrag erfolgte 1893.

Seine letzte Arbeit ist ein Artikel über *Senecio erraticus Bertol.*, dessen spezifische Verschiedenheit von dem nördlichen, mit ihm vielfach verwechselten *Senecio barbaraefolius Krock.* er durch eingehenden Vergleich nachweist. Die wenigen Publikationen P.s zeugen alle von einer scharfen Beobachtungsgabe und kritischer Auffassung. M. Rikli.

Glaser, Adam Goswin, Kupferstecher in Düsseldorf, * 17. August 1815 in Dorsten (Reg.-Bez. Münster), † 23. Februar 1900 in Düsseldorf. — Gl. war von 1835—1841 auf der Akademie in Düsseldorf ein Schüler Jos. v. Kellers. Selbständig geworden, stach er nach religiösen Bildern der Düsseldorfer Schule (*Regina pacis* von Ittenbach u. a.) oder der alten Italiener, so nach Tizians

Zinsgroschen und nach der Anbetung der Könige von Francia aus der Dresdener Galerie. Auch den damals üblichen Stahlstich hat er gepflegt, nach Bildern von Deger u. a. Von profanen Gegenständen ist besonders sein Stich nach dem Liebesdienst von Siegert (Kunsthalle in Hamburg) bekannt geworden. Er starb hochbetagt als ältester Vertreter seiner Kunst in Düsseldorf. Wenn er auch nicht zu hervorragendsten Namen der graphischen Künste im 19. Jahrhundert gehört, so gebührt ihm doch unter den nach Vorlagen arbeitenden Stechern als fleißiger und solider Arbeiter ein guter Platz.

M. Wingenroth.

Dollmayr, Hermann,[1]) Kunstforscher, * am 31. März 1865 in Ober-Döbling bei Wien, † am 17. März 1900 in Wien. — D. war der Sohn eines vielseitig gebildeten Arztes, der eine kleine Gemäldesammlung besaß, wodurch schon früh in dem Knaben das Interesse an bildender Kunst erweckt wurde; seine Mutter hat er früh verloren. Nach Beendigung der Studien am Gymnasium und des Freiwilligenjahres bezog er im Herbste 1884 die Universität Wien, wo er zunächst mit juristischen Studien begann. Bald aber ging er seiner Neigung folgend von der juristischen zur philosophischen Fakultät über und widmete sich mit freudigem Eifer dem Studium der neueren Kunstgeschichte. In diesem Fache war er einer der ersten Schüler Franz Wickhoffs, von dessen ungemein anregender Persönlichkeit er die wichtigsten und dauerndsten Eindrücke empfing, dessen Einflusse er auch die Wahl seines ersten Arbeitsgebietes, auf dem er so erfolgreich tätig sein sollte, des Studiums von Raffaels Schule, zu danken hatte und mit dem ihn seither eine warme Freundschaft verband, die erst mit dem Tod des Jüngeren ihr Ende finden sollte. Neben der Beschäftigung mit seinem Hauptfache trieb D. an der Universität auch gründliche archäologische und historische Studien, die seinen späteren Arbeiten sehr zugute gekommen sind. Im Jahre 1888 wurde er auf Grund seiner Dissertation über Giulio Romano und das klassische Altertum zum Doktor der Philosophie an der Wiener Universität promoviert. Es folgten nun ausgedehnte Studienreisen, die die bisher gewonnenen Kenntnisse durch neue Anschauung ergänzten. Den größten Teil des Jahres 1889 verwendete er zu einer Reise durch Oberitalien, besonders zu einem längeren Aufenthalt in Rom; den Sommer 1891 brachte er in Paris zu. Am Neujahrstage des Jahres 1892 wurde er zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter an der Kupferstichsammlung der Wiener Hofbibliothek ernannt, wo er unter Eduard Chmelarzs Leitung neun Monate tätig war und von den mannigfaltigen Aufgaben, die dem Beamten eines Kupferstichkabinetts obliegen, eine bleibende Förderung empfing. Im Herbst 1892 wurde er an die kaiserliche Galerie berufen, wo er bis an sein Lebensende als Custos wirkte. Daneben war er auch als Lehrer tätig und zwar als Privatdozent an der Universität seit 1895 und als Dozent an der Akademie der bildenden Künste seit 1897. Im Sommer 1899 begannen sich bei ihm die Spuren eines ernsten Herzleidens zu zeigen, wodurch ihm besonders bei der Ausübung seines Lehrberufes Schwierigkeiten bereitet wurden. Doch überwand er einen schweren Anfall von Lungenentzündung, den er anfangs 1900 durchzumachen hatte, scheinbar glücklich und kehrte von einem Krankheitsurlaub froh und gekräftigt zu seinem Beruf zurück. Bald darauf trat aber ein heftiger Rückfall der Krankheit ein, von dem er in wenigen Tagen dahingerafft wurde. Er ist nicht ganz 35 Jahre alt geworden.

[1]) Totenliste 1900 Band V 87*.

D. hat sowohl als Gelehrter als auch als Galeriebeamter und Lehrer gleich Ausgezeichnetes geleistet, obwohl er in so jungen Jahren gestorben ist. Er begann seine Tätigkeit an der kaiserlichen Galerie in einem Augenblicke, wo sich dort einem kunsthistorisch gebildeten Manne ein reiches Arbeitsgebiet eröffnen sollte. Die Aufstellung der alten Gemälde im kunsthistorischen Hofmuseum, wohin sie aus dem Belvedere überführt worden waren, war — man konnte sich dieser von vielen Seiten ausgesprochenen Ansicht nicht verschließen — völlig mißglückt. Eduard v. Engerth, der bisherige Direktor, war in den Ruhestand getreten (vgl. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog II, S. 393), und an seine Stelle kam der frühere Vizedirektor August Schäffer, der bekannte Landschaftsmaler. Der neue Direktor war von der Notwendigkeit einer Neuaufstellung der alten Gemälde überzeugt und fand nun in D. für diese Arbeit einen besonders geeigneten Mitarbeiter. Im Einvernehmen mit dem wohlwollenden Direktor hat D. in der Tat die Neuordnung der Galerie, soweit es die Raumverhältnisse zuließen, die sich leider schon nach so kurzer Zeit als unzulänglich erwiesen hatten, aufs glänzendste durchgeführt. Nun konnte man endlich wieder einen Überblick über den Reichtum der kaiserlichen Galerie gewinnen, und trotz des vorwiegend historischen Prinzips der Aufstellung war die ästhetische Wirkung jedes einzelnen Gemäldes so weit wie irgend möglich berücksichtigt worden. Auch eine andere Arbeit bei der Galerie erforderte einen Fachmann, wie es D. war: die Neubestimmung der Meisternamen. Hier hat er die Ergebnisse der neuern Forschung aufs eingehendste berücksichtigt und mit feinem Takt das ausgewählt, was ihm bleibend erschien. Gerade auf dem Gebiete der italienischen Malerei war kurz vorher durch Morellis Arbeiten ein Umschwung in den Meisterbestimmungen eingetreten, und D., der selbst auf diesem Felde Grundlegendes geleistet hatte, schloß sich in seinen Neubenennungen entschieden der Richtung Morellis an, obwohl er selbst mit eigenen Bestimmungen in der Galerie seinem bescheidenen Wesen gemäß sehr zurückhaltend war. Durch D.s Bemühungen ist der Führer durch die kaiserliche Gemäldegalerie ein wissenschaftlich brauchbares und nützliches Buch geworden, das trotz der Kürze der Angaben das wesentlichste enthält, was der Forscher braucht. Ein neues ausführliches kritisches Verzeichnis der Galerie sollte freilich nach D.s Plan später die knappen Mitteilungen des Führers ergänzen und vervollständigen. Aus den Vorräten der kaiserlichen Galerie hat endlich D. eine Reihe von wertvollen Bildern ans Licht gezogen und seinen Fachgenossen bekannt gemacht, darunter besonders ein etwas verdorbenes, aber doch anmutiges Rundbild Piero di Cosimos, das er im XX. Bande des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des österr. Kaiserhauses veröffentlicht hat.

Als akademischer Lehrer entwickelte D. eine vielseitige Tätigkeit. Vor allem lehrte er seine Schüler etwas, was man sonst selten an einer Universität mit solcher Gründlichkeit kennen lernen kann: die Geheimnisse der malerischen Technik. Hier kam ihm sehr zustatten, daß er selbst mit großem Geschick malte und sehr oft mit der ihm eigenen Gründlichkeit durch praktische Versuche die verschiedenen Techniken erprobt hatte. So konnte er seine Schüler auf sicherer Grundlage mit allen Einzelheiten bekannt machen, die durch die Verschiedenheit von Technik, Malweise, Erhaltungszustand, Restaurierung und dergleichen jedem Bilde auch in technischer Hinsicht einen individuellen Charakter verleihen. Auch in die Methode der Kennerschaft, in die Unter-

scheidung der Hände der einzelnen Meister führte er seine Hörer durch Rundgänge in den Galerien ein. Solche praktische Übungen waren ihm besonders ans Herz gewachsen, obwohl sich auch seine systematischen Vorlesungen durch große Gründlichkeit und Übersichtlichkeit auszeichneten. Als Lehrer an der Akademie der bildenden Künste hat er auf die jungen Künstler vortrefflich gewirkt, da ihn selbst ein lebhaftes Interesse mit den Bestrebungen der modernen Kunst verband. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Redaktion des »Ver sacrum«, der Zeitschrift der Wiener Sezession, übernommen; seine Absicht, die er nicht mehr verwirklichen konnte, war hier gegen jenen veralteten akademischen Zopf, der die Freiheit der Kunst bedrohte, einen ehrlichen Kampf zu eröffnen.

Die wissenschaftlichen Arbeiten, die uns D. als ein bleibendes Denkmal erfolgreicher Wirksamkeit hinterlassen hat, zeugen von der Vielseitigkeit seiner Bestrebungen. Er begann mit Studien über die Malerei der italienischen Hochrenaissance und ging später, durch seine Tätigkeit an der Galerie angeregt, zu Forschungen über die altniederländische Malerei über; daneben hat er sich gelegentlich auch mit deutscher Kunst und Kultur, besonders auch mit österreichischer Barockmalerei beschäftigt. Ein feiner literarischer Geschmack, eine genaue Kenntnis der deutschen Literatur der klassischen und vorklassischen Periode, deren Werke er als echter Bücherliebhaber in den Originalausgaben sammelte, bildeten neben einem eindringenden künstlerischen Verständnis die Grundlage seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die ihn in ihrer Gesamtheit nicht als einen bloßen Bilderkenner zeigt, sondern als einen feinen Kopf, der in allem, was er sah und las, der Geschichte des menschlichen Geistes nachzugehen bestrebt war.

Hatte er schon in seiner Dissertation, die nach seinem Tode von Franz Wickhoff (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Ah. Kaiserhauses XXII) herausgegeben worden ist, Giulio Romanos Werke in ihren Verhältnissen zum klassischen Altertum beleuchtet und damit einen Beweis seiner ausgebreiteten Kenntnisse auf dem Gebiete von Raffaels Schule gegeben, so schritt er in seinen späteren Forschungen auf diesem Wege weiter und gab in seiner 1894 erschienenen Schrift über »Raffaels Werkstätte« (a. a. O. Bd. XVI) ein überaus fein durchgeführtes Bild von dem Leben und Treiben in der Werkstatt dieses großen Künstlers. Hier zerstreute er vor allem das alte Märchen von dem ungeheuer großen Kreise von Schülern und Gehilfen, der sich um Raffael geschaart haben sollte, beschränkte die Zahl seiner Werkstattgenossen in der Hauptsache auf zwei Künstler, auf Giovanni Francesco Penni und Giulio Romano, und wies endlich den neben Raffael selbständig tätigen Malern, wie Giovanni da Udine und Perino del Vaga, die ihnen gebührende Stellung an. Er ging dabei in der Hauptsache von den gezeichneten Entwürfen zu den Werken, die in Raffaels Werkstatt entstanden sind, aus und gelangte dabei zu überraschenden und höchst wichtigen Ergebnissen. Wenn vielleicht auch spätere Forscher einzelne von diesen ergänzen und berichtigen werden können, so wird doch im wesentlichen das von D. entworfene Bild unveränderlich bestehen bleiben. Demselben Studienkreise gehören auch zwei andere kleinere Arbeiten an, eine Studie über den figürlichen Schmuck des Badezimmers des Kardinals Bibbiena (Archivio storico dell'arte III) und über die Zeichnungen zur Decke der Stanza d'Eliodoro (Zeitschrift für bildende Kunst N. F. I).

Dem Gebiete der altniederländischen Malerei ist die neben der Schrift über

Raffaels Werkstätte hervorragendste Arbeit D.s gewidmet: Hieronymus Bosch und die Darstellung der vier letzten Dinge in der niederländischen Malerei des XV. und XVI. Jahrhunderts (1898 veröffentlicht im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Ah. Kaiserhauses XIX). Das wichtigste darin ist eine außerordentlich gründliche Untersuchung über den Ursprung der phantastischen Vorstellungen der niederländischen Höllenmalerei, deren bedeutendster Vertreter Hieronymus Bosch ist. D. verfolgte die Entstehung dieses Ideenkreises von den fernen Zeiten des Altertums bis zum Anbruch der neuern Zeit, wo Bosch einsetzte, und brachte dadurch nicht nur wesentliches für die Erklärung dieser Art von Kunstwerken bei, sondern gab damit auch einen höchst bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte menschlicher Kultur. Mit dem bilderkritischen Teile der Abhandlung dürfte die Mehrzahl der Forscher jedoch kaum ebenso einverstanden sein; offenbar ist D. in dem Bestreben zu weit gegangen, das Lebenswerk Hieronymus Boschs von falschen Zuschreibungen zu reinigen. Mangel an Autopsie der wichtigen Bilder, die Spanien von diesem Künstler besitzt, mag erklären, daß er in einigen Punkten einem so vortrefflichen Kenner wie Karl Justi widersprochen hat, ein Widerspruch, der nicht allgemeinen Beifall gefunden hat. Dagegen hat D. das Verdienst, die Persönlichkeit einiger Nachfolger und Nachahmer des Meisters zum ersten Male in klares Licht gestellt zu haben.

Außer diesen Arbeiten hat D. noch eine Reihe von kleineren Studien veröffentlicht: einen Erklärungsversuch von Albrecht Dürers Meerwunder (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Ah. Kaiserhauses XX), worin er einen Weg betritt, der nach allem, was wir seither durch Karl Giehlows grundlegende Forschungen über die Gedankenkreise der Dürer nahestehenden Humanisten erfahren haben, nicht weit von der Wahrheit entfernt ist, einige Abhandlungen über Werke des österreichischen Barockmalers Paul Troger (Berichte und Mitteilungen des Altertumvereins in Wien XXVI und Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission XVI und XVII), eines Künstlers, den D. als einen selbständigen und geistvollen Nachfolger des großen Tiepolo erkannt hat, und endlich ein Vortrag über das Schützenwesen der Stadt Horn im Zeitalter des dreißigjärigen Krieges (Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 1891), einen durch häufigen Aufenthalt in dieser kleinen niederösterreichischen Stadt veranlaßten, kleinen, aber wertvollen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

D. trug sich mit großen Plänen, über die nun das Grab sich geschlossen hat: eine umfassende Geschichte der altniederländischen Malerei wollte er nach jahrelangen Studien veröffentlichen. Wie hätte er sich an den reichen Ergebnissen der letzten Jahre auf diesem Felde gefreut, wie hätte er noch daran mitgetan! Auch eine kleinere Arbeit, in der er den von M. J. Friedländer rekonstruierten deutschen Meister Hans von Schwaz behandeln und die Richtigkeit von Friedländers Vermutung durch urkundliche Beweise erhärten wollte, ist für die Wissenschaft verloren, da sich in D.s Nachlasse keinerlei Aufzeichnungen über diesen Gegenstand vorgefunden haben.

Noch mehr als die Wissenschaft haben die durch D.s frühen Tod verloren, die das Glück gehabt haben, ihn persönlich zu kennen. Er war ein Charakter von edler Männlichkeit, gleich unabhängig von Hoch und Nieder, von treuer Redlichkeit und Wahrheit, von feinem Taktgefühl, von jener echten Bescheidenheit, die man nur selten findet, und zugleich ein anregender und

liebenswürdiger Plauderer, an dessen Umgang Freunde und Bekannte die größte Freude gehabt haben.

Franz Wickhoff, Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Ah. Kaiserhauses XXII. 1901. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 26. März 1900, S. 7.

Gustav Glück.

Dumba, Nicolaus,[1] * 24. Juli 1830 in Döbling bei Wien, † in Budapest am 23. März 1900, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Exzellenz, Ehrenbürger von Wien. — D.s Vater kam Anfangs des 19. Jahrhunderts aus Macedonien nach Wien und erwarb sich als Großhändler ein für die damaligen Wiener Verhältnisse ansehnliches Vermögen. D., in dessen Adern griechisches Blut floß, erinnerte schon durch seine schöne, äußere Erscheinung an die fremde Abstammung. Der dunkle Bronzeteint, die feurigen Augen, das wellige, schwarze Haar, das feine Oval des Gesichtes und die elastische Gestalt übten eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus; dabei wurzelte er aber doch mit allen Fasern seines Wesens im Wiener Boden. Die heitere Lebensauffassung sowie die übersprudelnde Vitalität waren Produkte seines Adoptivvaterlandes. Hierzu gesellte sich eine wunderschöne Tenorstimme und die Freude am Gesange, die ihn so recht zum Sohne der klingenden und singenden Musikstadt machten.

Er studierte am akademischen Gymnasium. Als im Jahre 1848 die stürmische Revolutionsbewegung die gesamte Jugend mit sich fortriß, wollte der begeisterte Jüngling in die Studentenlegion eintreten. Dies hintanzuhalten, schickte ihn sein bedächtiger Vater auf Reisen. Mit seinem älteren Bruder Michael begab er sich nach Athen, wo er längere Zeit verblieb. Im gastlichen Hause des damaligen österreichischen Gesandten Prokesch-Osten fand D. nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch lebhafte Anregung zu jeglichem Kunstgenusse. Die Gemahlin des Gesandten, eine vorzügliche Pianistin, begleitete ihn zum Gesange, während der hochgebildete, geistsprühende Freiherr von Prokesch ihm die Schönheiten der klassischen Kunstdenkmäler erklärte. Die bei Prokesch verlebten Tage wiesen seinem ganzen Lebenswege die ideale Richtung und legten den Grund zu seiner nie versiegenden Begeisterung für alles Schöne. Über Konstantinopel kehrte er nach Wien zurück.

Seinem Vater zulieb übernahm er hierauf die Leitung der Spinnfabrik in Tattendorf bei Baden. Doch auf Gelderwerb ging niemals sein Sinn. Während er einerseits mit Eifer das Waidwerk übte, blieb er anderseits seiner Vorliebe für Musik und Gesang treu. Mit dem Tenor Ander studierte er ganze Opern-Partituren und vor allem die Schubertschen Lieder, die er mit Meisterschaft und in dramatischem Stile vortrug. Gleichzeitig umgab er sich mit jungen, aufstrebenden Malern. Im Jahre 1856, kaum 26 Jahre alt, ward er bereits zum Vorstande des Kunstvereines gewählt, dessen Heim auf der Tuchlauben war. Einige Jahre später trat er in den »Wiener Männergesangverein« ein, an dessen Spitze er vom Jahre 1865 bis zum Jahre 1872 eine umfangreiche Tätigkeit entfaltete. Unter anderem begab sich der Verein unter seiner Leitung im Jahre 1867 nach Salzburg, um anläßlich der Zwei-Kaiser-Entrevue vor Napoleon und Eugenie ein Konzert zu veranstalten. Abgesehen von der Pflege der Musik, die bis an sein Ende seine Lieblingskunst blieb, hatte D. als Vorstand des Männergesangvereins Gelegenheit, sein Or-

---

[1]) Totenliste 1900 Band V 87*.

ganisationstalent, sein seltenes Geschick in Behandlung und Führung der Menschen auf beschränktem Gebiete zu üben und sich so für sein späteres Wirken im öffentlichen Leben vorzubereiten. Als er nach Jahren bei einer Silvesterfeier, aus Anlaß seiner 25jährigen Mitgliedschaft den silbernen Ring des Vereines erhielt, erklärte er dies selbst in launiger Weise: »Ich habe gelernt, daß nur Einigkeit Ersprießliches schafft, daß man mit dem *Fortissimo* sparen muß, daß es nur am richtigen Orte angewendet wirkt. Im *Moderato* geht es langsamer — aber sicherer vorwärts. Noch etwas lernte ich im Vereine, daß sich keine Stimmgattung überheben dürfe, auch nicht der erste Tenor, keine Partei, keine Nation, keine Klasse. Achtung, Duldung und Wohlwollen müssen uns verbinden.«

Als Präsident des Männergesangvereins erwarb sich D. das Verdienst, die Idee der Errichtung eines Schubert-Monumentes im Stadtpark zu verwirklichen. Einen Hauptwurf tat er durch Betrauung des jungen, noch unbekannten Kundmann mit der Ausführung des Monumentes.

Als Vizepräsident des Musikvereins nahm er Ende der 60er Jahre die Frage der Errichtung eines eigenen würdigen Gebäudes mit Feuereifer in Angriff und führte sie trotz aller finanziellen Schwierigkeiten durch. Dieses Verdienst anerkannte später der Wiener Gemeinderat durch eine besondere Ehrung, indem er die Straße, in welcher die Hauptfaçade des Musikvereinsgebäudes liegt, Dumba-Straße nannte.

In die letzten 60er Jahre fällt auch die tatkräftige Förderung Makarts durch D., der dessen ungewöhnliche Begabung für dekorative Aufgaben mit glücklichem Blicke erkannt hatte. Er schickte ihn nach Venedig, damit er sich an den großen dekorativen Historienbildern Tintorettos und namentlich Paolo Veroneses bilde und nicht nur deren glänzende Farbenpracht, sondern auch die Darstellung der heiteren, lebenschwellenden Allegorie im Dienste der dekorativen Kunst sich aneigne. Dann betraute er Makart mit der Ausschmückung des Eckzimmers im ersten Stocke des soeben von seinem Vater am Parkring erbauten Hauses. So stark war D.s Glaube an die künstlerische Eignung Makarts, daß er das bedeutende Honorar für den Künstler entleihen mußte, da der sparsame Vater von solcher Verschwendung nichts wissen wollte. Die Wandflächen über einem geschnitzten Bücherregale sind mit allegorischen Darstellungen des Handels, der Industrie, des Ackerbaues, der Jagd, sowie der schönen Künste geschmückt. Es geht ein frischer, kecker Zug übermütiger Sinnlichkeit durch diese Figuren, die meistens dem Kindesalter entnommen, an Anmut und Intensität der Farben manche der späteren Werke Makarts übertreffen. Die Wandgemälde scheinen jetzt nach 35 Jahren an Leuchtkraft nichts eingebüßt zu haben.

D. entwickelte sich immer mehr seinem eigentlichen Berufe nach als »*Dilettante*« im guten Sinne, wie ihn die Italiener der Renaissance auffaßten — als einer, der sich mit feinem Kunstverständnisse an allem Schönen ergötzt, der in der Förderung der Künstler und des Schaffens schöner Werke den höchsten Genuß, die selbstloseste Befriedigung findet und mit wahrer Begeisterung hierfür jedes Opfer an Zeit und Geld bringt. Es gibt wenig Wiener Künstler, mit denen er nicht befreundet war, die ihm nicht persönlich in herzlicher Dankbarkeit ergeben waren. Gaul, Seelos, Lichtenfels, Kundmann und Scharff gehörten zu seinen intimen Freunden.

Im Jahre 1870 trat D. ins politische Leben ein. Er wurde vom Wiener-Neustädter Landgemeinden-Bezirke, in dem Tattendorf liegt, in den nieder-

österreichischen Landtag und aus diesem bald nachher in den Reichsrat gewählt. Dem ersteren gehörte er bis 1886, dem letzteren bis 1885 an. Im Herbste desselben Jahres wurde er als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen. Im Jahre 1896 endlich verlieh ihm Kaiser Franz Joseph, welcher D. stets besondere Gunst und Wertschätzung erwies, die Würde eines geheimen Rates. In dem bürgerlichen Exzellenzherrn, welcher die ihm angebotenen Titel und Rangerhöhungen ausgeschlagen hatte, fühlte sich das ganze höhere Bürgertum von Wien geehrt und ausgezeichnet. Dumba war ferner ein langjähriges Mitglied der Delegationen, wo er zuerst das Referat für Bosnien und die Herzegowina, dann jenes für das Auswärtige Amt führte. Im Reichsrate schloß er sich zunächst mit Überzeugung der deutschen Verfassungspartei an, der er nach Bildungsgang und liberalen Prinzipien angehörte. Er setzte sich namentlich für die freiheitliche Schulgesetzgebung ein; ferner beantragte und erreichte D. die Neuorganisation aller fachlichen Gewerbeschulen unter der einheitlichen Leitung des Kultus- und Unterrichts-Ministeriums. Er war ein einflußreiches Mitglied des Budgetausschusses und wurde nach Herbsts Rücktritt Obmann des Klubs der Linken. Dank dem Einflusse des letzteren stimmte er mit seiner Partei gegen die Okkupation Bosniens und der Herzegowina. Wegen seiner versöhnlichen, ausgleichenden Tendenzen war er bei allen Parteien des Hauses gleich beliebt. Die heftigen nationalen und konfessionellen Kämpfe widerten ihn an; etwas skeptisch geworden bezüglich der Segnungen des Parlamentarismus, hielt er sich im Herrenhause als Vertreter des Altliberalismus mehr in der Defensive; nur von Zeit zu Zeit erhob er im Landtage oder Herrenhause seine Stimme gegen die Gehässigkeit der nationalen und konfessionellen Hetzer im Interesse der Toleranz und des wahren, aufgeklärten Patriotismus.

Auch seine Stellung im Parlamente wußte er im Dienste der Kunst- und Bautätigkeit Wiens fruchtbringend zu gestalten. Er war das hervorragendste parlamentarische Mitglied der aus beiden Häusern des Reichsrats zusammengesetzten Kommission für den Hansenschen Parlamentsbau. D. setzte damals seinen ganzen Einfluß ein, um den reichen Statuen- und Giebelschmuck des Parlamentes aus dem schönsten, griechischen Marmor durch die begabtesten Bildhauer ausführen zu lassen. Ihm verdankte der junge Hellmer die Betrauung mit der Ausführung der Giebeldarstellung auf der mittleren Façade des Parlamentshauses. Weyr, Tilgner, alle aufstrebenden Talente unter den Wiener Skulptoren fanden damals Arbeit, Förderung und den Weg zum Ruhm. Es war eine förmliche Wiedergeburt der Wiener Architektur und Bildhauerkunst, zu der D. gewissermaßen Patenstelle vertrat.

In die Zeit des großen Aufschwungs des neuen Wien nach dem Falle der Stadtmauern fällt die Errichtung zahlreicher Standbilder, mit denen die Hauptstadt ihren großen Musikern, Dichtern und Bürgern eine Ehrenschuld pietätvoller Dankbarkeit abzahlte. D. nahm als Mitglied oder Präsident des Denkmal-Komitees einen hervorragenden, manchmal den Ausschlag gebenden Anteil an der Vollendung der schönen Aufgabe. Sein warmes Interesse für die Künstler, die er alle persönlich kannte, seine große Erfahrung, sein praktischer Sinn, seine neutrale Stellung in der Wiener Gesellschaft, die ihm alle Kreise eröffnete, und nicht zum mindesten seine eigene Opferwilligkeit und Initiative machten ihn zum prädestinierten Miturheber der schönsten Monumente Wiens. Nach Schubert erhielten dank D.s tatkräftiger Förderung Beethoven, Grillparzer, Mozart, Makart usw. ihre auserlesenen Standbilder.

Er fand für sein Wirken reichliche Anerkennung, die sich unter anderem in der Übertragung zahlloser Ehrenstellen äußerte. So war er u. a. Vize-Präsident, später Direktions-Mitglied der Gesellschaft der Musikfreunde, Kurator des Gewerbemuseums, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste und der Genossenschaft der bildenden Künstler, Mitglied der leitenden Kommission der Denkmäler der Tonkunst in Österreich etc. Seine Vaterstadt erwies ihm die höchste Ehrung, über die sie verfügt, indem sie ihn zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannte.

D.s Wirken erstreckte sich auf alle Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Große Verdienste erwarb er sich durch Sanierung der ersten niederösterreichischen Sparkasse, deren Oberkurator er bis an sein Lebensende war; ferner war er Präsident des Pensionsfonds der »Concordia«, Präsident der Heilanstalt Alland für Brustkranke usw. D. übte Wohltätigkeit in großem Stile. Sein wahrhaft humaner Sinn, sein reines Wohlwollen ließen ihn in der Linderung fremden Elends und in der Verschönerung des Lebens anderer die höchste Befriedigung schöpfen. Seine Wohltätigkeit erstreckte sich weit über die Grenzen Österreich-Ungarns bis nach Griechenland, Rumänien und der Türkei. Im weiteren Sinne faßte er auch seine sozialen Pflichten auf. Sein offenes Haus war ein Mittelpunkt für das künstlerische und literarische Leben Wiens. Bei ihm vereinigten sich in glücklicher Mischung alle Stände zu anregendem Verkehre.

Obwohl D. mitten im politischen Parteigetriebe gestanden hatte, reichte doch der Fraktionen Neid und Haß nicht an ihn heran. Er hatte keine Feinde. Seine Begeisterung für die Freiheit hatte in reiferen Jahren dem milderen Feuer echter Toleranz und Humanität Platz gemacht. Als aufgeklärter Eklektiker nahm er das Gute, wo er es fand. So sehen wir ihn bis in sein 70. Lebensalter rastlos für das Gemeinwohl tätig, für sich selbst einfach und bedürfnislos, eine harmonisch abgeschlossene Persönlichkeit, deren Lebensinhalt die Förderung alles Edlen, Guten und Schönen war.

Er schien ein Liebling der Götter, denn so wie er glücklich und glückbringend gelebt, so war auch sein Ende ein glückliches. In Budapest, wohin er gereist war, um als Präsident des Künstlerkomitees für das von weiland Kronprinzen Rudolph gegründete Werk »Österreich-Ungarn in Wort und Bild« den ungarischen Teil desselben zum Abschluß zu bringen, erlag er in voller Schaffungsfreudigkeit einem Herzschlage. Er starb schmerzlos — ohne langes Siechtum. Sein Tod ließ in Wien eine schwer auszufüllende Lücke zurück. Sein Name bleibt unvergessen, sein Wirken vorbildlich.

Jauner, Franz,[1]) Schauspieler und Theaterdirektor, * am 14. November 1832 zu Wien, † 22. Februar 1900 zu Wien. — Als Sohn des k. k. Hofgraveurs Franz Jauner (eines Schülers des berühmten Medailleurs Leopold Heuberger) wuchs Franz J. in künstlerisch anregender Umgebung auf. Nachdem er die Volksschule zu St. Anna absolviert, trat er in das Gymnasium der P. P. Schotten ein, das er als Privatist besuchte, um mehr Zeit für seine musikalischen Studien zu gewinnen, auf welche ihn eine auffallende tonkünstlerische Begabung hinwiesen. Während er die zwei sogenannten Jahrgänge »Philosophie« (die heutige 7. und 8. Gymnasialklasse) besuchte, studierte er Klavier bei Pirkerth, Gesang bei dem tüchtigen Hofkapellsänger Lutz, Kontrapunkt bei

[1]) Totenliste 1900 Band V 98*.

Simon Sechter. Auch die bildende Kunst, ihm von Hause aus naheliegend, vernachlässigte er nicht, sondern zeichnete, wohl unter Anleitung des Vaters, eifrig und mit Erfolg. Aus dieser Zeit haben sich einige vortreffliche Bleistiftzeichnungen erhalten, die Zeugnis gaben von J.s sich auf diesem Felde bewährendem Talente. — Nach Beendigung des Gymnasiums studierte S. Staatsverrechnungswissenschaft und trat hierauf als Beamter in das k. k. Obersthofmeisteramt ein, gleichzeitig aber auch als — mit einer Expektantenstelle betrauter — Tenorist in den Verband der k. k. Hofkapelle, wo er neben Meistern wie Erl, Staudigl u. a. seinen Platz behauptete. In die Zeit seiner Beamtenschaft fallen J.s erste theatralische Versuche auf der Privatbühne der Baronin Pasqualatti im Schönbornschen Palais in der Laudongasse. Hier sah ihn Heinrich Laube, der ihn als Bonvivant ans Burgtheater engagierte. Im Februar 1853 trat er daselbst in dem französischen Lustspiele »Das Hausmütterchen« zum ersten Male auf. Nach drei Jahren folgte er einem Rufe nach Hamburg, wo er zwei Jahre wirkte. Ein im Jahre 1858 absolviertes Gastspiel am Burgtheater schien ihn in eine neue Bahn lenken zu wollen. Er gefiel in dem Lustspiele »Am Klavier« vor allem als Pianist und Sänger und wurde — für das Hofoperntheater engagiert, einstweilen gegen eine Sustentationsgage, um in der Lage zu sein, sich als Spieltenor auszubilden. Nach Ablauf dieser einjährigen Studienzeit wandte er sich doch wieder dem Schauspiel zu und trat in den Verband des Dresdener Hoftheaters, wo er neben Em. Devrient und Dawison als Liebhaber und Bonvivant wirkte, nebenher aber oft in Spielopern auftrat. Hier lernte er seine spätere Gemahlin, die gefeierte kgl. sächs. Hofopernsängerin Emilie Krahl, kennen, mit welcher er gemeinsam oft auf der Bühne des Berliner Hoftheaters gastierte. Ein 1872 im Karltheater in Wien stattfindendes Gastspiel sollte ihn endlich an die Stelle bringen, wo er sein ganzes Talent und Können entfalten konnte. Ascher, damals Direktor des Carltheaters, machte mit J. einen Vertrag, demzufolge der letztere gegen Erlag von 150000 Fl. ö. W. das Theater für die Zeit der zwei letzten Jahre — für welche Ascher mit den Carlschen Erben Kontrakt hatte — übernahm. Jetzt begann für den unermüdlichen, temperamentvollen J. eine wahre Glanzzeit. War er doch durch die damals so blühende Produktion auf einem speziellen Gebiete in die glückliche Lage versetzt, nur Zugstücke geben zu können »Angot«, »Giroflè-Giroflà«, »Fatinitza«, »Methusalem«, »Tricoche und Cacolet« usw. drängten einander. — Die virtuose Szenierungskunst J.s, sein durchdringendes Verständnis des Musikalischen und des Dramatischen lenkten damals die Aufmerksamkeit der obersten Hofbehörden auf J., der vom Jahre 1875 an als Direktor an das Hofoperntheater berufen wurde. Es ist rühmend hervorzuheben, daß J. als eine Bedingung der Übernahme dieses Postens die Forderung stellte, die Hofbehörde möge mit dem der Wiener Oper gegenüber in begreiflicher Erbitterung verharrenden Richard Wagner in Verhandlungen eintreten, auf Grund deren Richard Wagner so gut wie jeder andere Komponist Tantièmen erhalte. (Richard Wagner war für seinen »Lohengrin« z. B. mit einer Summe von 1000 Fl. ein für allemal abgefertigt und konnte trotz der Verwendung einflußreicher Persönlichkeiten sein gutes Recht auf Tantièmen nicht erreichen.) J. brachte, sobald er die Führung des Hofinstituts in die Hand genommen hatte, den »Nibelungen«-Zyklus, veranstaltete die Gastspiele berühmter italienischer Truppen (mit der Patti, Lucca, Trebelli, mit Niccolini, Masini, Faure usw.), brachte Verdis Requiem, das der Meister am 11. Juni 1875 selbst dirigierte, veran-

laßte Brahms — mit dem er angenehme künstlerische Beziehungen unterhielt und dessen Bedeutung er als einer der Ersten in Wien erkannt hatte — sein »deutsches Requiem« zu leiten (2. November 1879); er vermochte Delibes, Rubinstein, St. Saëns zu persönlicher Mitwirkung und verschaffte dem Wiener Opernchor die Ehre, daß Richard Wagner (1876) zu dessen Benefiz seinen »Lohengrin« neu studierte und dirigierte. Auch das Engagement Hans Richters und jenes des späteren Konservatoriumsdirektors Hans Fuchs war sein Verdienst. 1880 wurde J. als Direktor der Hofoper pensioniert. Sein reger Geist fand bald neue Betätigung an der »Komischen Oper«, (»Ringtheater«), die am 1. Oktober 1881 eröffnet wurde. Wieder schien eine Zeit froher Arbeit, großer Erfolg anzubrechen, da zerstörte der entsetzliche Ringtheaterbrand vom 8. Dezember 1881 nebst vielen Menschenleben auch J.s Existenz. Es wurde eine sechswöchige Arreststrafe über den Künstler verhängt, zahlreiche Zivilprozesse verschlangen einen großen Teil seines Vermögens. Da die Behörde ihm die offizielle Führung eines Theaters bis auf weiteres untersagte, konnte er nur als stiller Mitarbeiter Frl. Al. v. Schönerers, an welche er inzwischen das Theater a. d. Wien verkauft hatte, an der Leitung dieses Theaters teilnehmen. Ihm verdankt diese Bühne einen der größten Erfolge dieser Zeit, den »Zigeunerbaron«, der auf Anregung J.s entstand, dessen Textbuch von Ganghofer und Schnitzler geschrieben, dessen Musik von Joh. Strauß geschaffen wurde. Differenzen mit Frl. v. Schönerer veranlaßten J., aus dem Theater a. d. Wien zu scheiden und sich für kurze Zeit dem Hamburger Stadttheater zuzuwenden. Bereits 1896 war er wieder in Wien, um nun — zu seinem Unglück — das Carltheater zu übernehmen, mit dessen, durch die Zeitläufte veranlaßter erfolgloser Führung das Lebenswerk J.s abschloß. Müde, erschöpft, schwer leidend machte er schließlich seinem vielbewegten Leben selbst ein Ende. Mit J., dessen Lebensbeschreibung zugleich ein Stück Wiener Theatergeschichte ist, schied ein genialer Bühnenmann, aber auch ein liebenswürdiger, hilfsbereiter Mensch, dessen stilles, ja fast geheimgehaltenes, philanthropisches Wirken am besten durch eine ganze Literatur von Dankschreiben illustriert wurde, die sich nach seinem Tode im Nachlasse fand.

Nach Mitteilungen Herrn Heinrich Jauners und eigenen Notizen.

R. Heuberger.

Henning, Adolf, Historienmaler, * 28. Februar 1809 in Berlin, † 25. März 1900 ebendaselbst. — Er besuchte zunächst die Akademie seiner Vaterstadt und war dort Schüler von Wach, 1824—1833. Daran anschließend unternahm er die vorgeschriebene Reise nach Italien, deren Frucht u. a. das Mädchen von Frascati (1838) war, das sich in der Berliner Galerie befindet. Eine jener üblichen, gleichgültigen Mädchen aus der Fremde, wie sie damals Mode waren, die aber, so süßlich sie oft sind, doch die notwendige Vorstufe bedeuten für die später einsetzende Beobachtung des Volkslebens, die schließlich zu der Heimat zurückleitete. — Nach Berlin zurückgekehrt, erhielt der Künstler eine Reihe »monumentaler« Aufträge. So malte er in der stereochromischen Technik die Evangelisten Lucas und Johannes in der Schloßkirche zu Berlin, die Kolossalfiguren der acht damaligen preußischen Provinzen im weißen Saale des Schlosses. Als der Bau des Neuen Museums entstand, wurde ihm der Auftrag, den Niobidensaal mit mythologischen Malereien zu schmücken, die er im Stile der damaligen Historienmalerei ausführte. H. war kein Führer der Kunst, sondern ein getreuer Mitarbeiter der damals

herrschenden Richtung. Seine Porträts, deren er eine Anzahl malte, sind nicht gerade schlecht gezeichnet, aber konventionell und lediglich koloriert. Er war seit 1839 Mitglied der Akademie der Künste, Professor und starb als deren Senior.

(F. Meyer-Singers Künstlerlexikon und Rosenberg, Gesch. d. mod. Kunst II 454).

M. Wingenroth.

Parey, Paul,[1]) *Dr. phil. hon. c.*, Verlagsbuchhändler, * in Berlin 23. März 1842, † in Berlin 31. März 1900. — P. war der Sohn eines angesehenen Berliner Kaufmanns, in dessen Hause er eine frohe, sorglose Kindheit und Jugend verlebte und die Möglichkeit zu freier Entfaltung der in ihm ruhenden reichen Geistesgaben fand. Nach Abschluß seiner Schulbildung 1859 widmete er sich dem Buchhandel unter der Leitung von Rudolf Gaertner, damals einem der angesehensten Buchhändler Berlins. Nach beendeter Lehrzeit hörte P. zunächst mehrere Semester hindurch Vorlesungen an der Berliner Universität und war dann als Gehilfe in Genf tätig. Danach genügte er als Einjährig-Freiwilliger seiner Militärpflicht und trat, nachdem er aus dem Kriege von 1866 glücklich heimgekehrt war, und nach einer kurzen Tätigkeit in einem andern Berliner Verlage 1867 als Geschäftsführer in die Verlagshandlung von Wiegandt & Hempel in Berlin ein, deren Mitinhaber er 1869 wurde, und die nach dem Tode der beiden Begründer 1877 in seinen alleinigen Besitz überging. Von 1881 an lautete die Firma »Paul Parey«.

Die Handlung hatte sich von Anfang an hauptsächlich dem Verlage land- und forstwirtschaftlicher sowie naturwissenschaftlicher Werke gewidmet, aber ihre Betätigung hatte sich doch nur in bescheidenen Grenzen bewegt. Mit P.s Eintritt begann der Aufschwung der Firma, die bald zu den ersten deutschen Verlagshandlungen gehörte, und die auf den von ihr gepflegten Gebieten von keiner anderen erreicht wurde und auch heute noch nicht erreicht wird. Die landwirtschaftliche Literatur war bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts verhältnismäßig wenig umfangreich; je mehr aber die Wissenschaft in den Dienst der Landwirtschaft trat, desto mehr wuchs auch die wissenschaftliche Produktion, und P.s Verdienst ist es gewesen, daß er mit frischem Wagemut stets opferbereit auch den schwierigsten Unternehmungen in seinem Verlage eine Heimstätte bot, und daß er mit seltenem Verständnis anregend und fördernd eingriff, wo immer es galt, eine Lücke in der landwirtschaftlichen Literatur auszufüllen. Daß er meist die rechten Männer für die Verwirklichung seiner Ideen zu finden wußte, zeigten die großen Erfolge der von ihm ins Leben gerufenen Unternehmungen, von denen vor allem die große landwirtschaftliche Zeitung »Die deutsche landwirtschaftliche Presse« genannt werden muß, die seit ihrer Gründung im Jahre 1874 dauernd die führende Stellung in der landwirtschaftlichen periodischen Literatur behauptet hat. P.s Streben ging vornehmlich dahin, seinen Verlag in sich völlig abzurunden, damit jedes wissenschaftliche und praktische Bedürfnis von ihm befriedigt werden konnte. Als er 1894 die Feier seiner 25jährigen geschäftlichen Selbständigkeit beging, waren von ihm bereits mehr als 1000 größere Werke verlegt worden, und unter ihnen besonders eine große Zahl der wichtigsten und bedeutendsten Hand- und Lehrbücher für alle Gebiete des

---

[1]) Totenliste 1900 Band V 110*.

landwirtschaftlichen Gewerbes. Außerdem gab der Verlag 14 Fachzeitschriften heraus.

Ein hervorragendes Verdienst hat sich P. um die Verschönerung der deutschen Buchausstattung erworben, und er hat wesentlich dazu mitgeholfen, daß bei uns die Illustration in immer weiterem Umfange der Wissenschaft dienstbar gemacht worden ist. Jeden Fortschritt erprobte er selber, und jedes Buch seines Verlages hat durch das in den Textabbildungen und in vorzüglichen farbigen Tafeln gebotene reiche Anschauungsmaterial noch einen ganz besonderen Bildungswert erhalten.

Mit großer Hingabe widmete sich P. neben seiner umfassenden beruflichen Tätigkeit auch der Pflege allgemeiner Interessen. Überall wurde er als ein Mann mit weitem Blick und scharfem Verstande geschätzt, und die ihm eigene, vor keinem Hindernis zurückschreckende energische Tatkraft machte ihn stets zu einem hochwillkommenen Mitarbeiter. Ganz besonders verdankt ihm der deutsche Buchhandel viel. Sechs Jahre lang ist P. zweiter und ein Jahr erster Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler gewesen, und was er in diesen, für die allgemeinen buchhändlerischen Verhältnisse z. T. besonders schwierigen Jahren geleistet hat, wird ihm von seinen Berufsgenossen nie vergessen werden.

Auch dem Vaterlande hat P. freudig gedient. Zunächst tat er es als Soldat, und wie 1866 so hat er auch 1870 als Offizier mitgefochten. Er wurde bei St. Privat verwundet, kämpfte dann nach seiner Wiederherstellung vor Paris und kehrte nach geschlossenem Frieden, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, heim. Mit besonderer Freude hat er noch in seiner letzten Lebenszeit an der Begründung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen eifrig mitgearbeitet, deren Eröffnung er leider nicht mehr erleben sollte. Für diese gemeinnützige Tätigkeit wurde er durch mehrfache Ordensverleihungen ausgezeichnet. Eine hohe Freude bereitete ihm die im Jahre 1894 erfolgte Ernennung zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg, die damit seine großen Verdienste um die Förderung der landwirtschaftlichen Literatur anerkennen wollte. Seine Dankbarkeit hierfür hat P. über das Grab hinaus durch Stiftung eines Kapitals von 50000 M. zur Förderung naturwissenschaftlicher Arbeiten bei der Universität Halle erwiesen. Auch öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten hat er testamentarisch reiche Zuwendungen gemacht.

P. lebte in glücklicher 25jähriger Ehe mit seiner 1897 verstorbenen Gattin Luise, geb. Molenaar, die seine vielseitigen künstlerischen Interessen teilte. Da ihnen Kinder versagt blieben, mußte die Verlagshandlung nach seinem Tode in andere Hände übergehen. Ein von ihm sehr geschätzter früherer Mitarbeiter, Arthur Georgi aus Leipzig, hat sie erworben und führt sie im Geiste des Verstorbenen weiter.

P.s Persönlichkeit war von einer seltenen Geschlossenheit. Mit einer umfassenden Bildung verband sich in ihm ein klares Verständnis und lebhaftes Interesse für alles, was Beruf, Kunst und öffentliches Leben anging und bewegte. Die Vornehmheit seiner Gesinnung leitete auch seine geschäftliche Tätigkeit. Reiflich überlegte er, was er selber unternahm, und mit festem Willen führte er durch, was er als das Rechte erkannt hatte. So hat er nach vielen Seiten eine umfassende und überall fördernde Wirksamkeit geübt, der er viel zu früh, im Alter von nur 58 Jahren, entrissen wurde.

»Deutscher Reichsanzeiger« 1900 Nr. 84. »Deutsche Landes-Presse« 1900 Nr. 28. »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1900 Nr. 106. Chronik der Kgl. Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg f. d. Universitätsjahr v. 1. April 1899 bis zum 31. März 1900.

Ernst Vollert.

Hartig, Karl Ernst.[1]) — Technolog, * 20. Januar 1836 zu Stein bei Wiederau in Sachsen, † 23. April 1900. Über H.s Lebensgang sind die uns zugänglichen Angaben mehr als dürftig, obwohl er 38 Jahre lang an der Technischen Hochschule in Dresden als Professor der mechanischen Technologie gewirkt hat, der erste gewählte Rektor dieser Anstalt war, zahlreiche wertvolle Schriften aus seinem Spezialgebiet veröffentlicht hat und als Geheimer Regierungsrat gestorben ist. Er erhielt seine Ausbildung an den technischen Lehranstalten in Chemnitz und Dresden und machte sich in der Chemnitzer Maschinenfabrik von Richard Hartmann mit dem Maschinenwesen vertraut. Er begann seine Lehrtätigkeit als Assistent von Julius Ambrosius Hülsse in Dresden, wurde im Jahre 1863 selbständig und rückte schon im Jahre 1865 als Hülsses Nachfolger zum Professor der mechanischen Technologie am Dresdener Polytechnikum vor. Seine Leistungen in dieser Stellung wurden von seinen Kollegen und Fachgenossen ungemein hoch gewertet. »Als Forscher und Dozent und als wissenschaftlicher Schrifsteller«, heißt es in dem ihm von dem Professoren-Kollegium der Königl. Sächsischen Technischen Hochschule gewidmeten Nachruf, »entfaltete der Entschlafene lange Jahre hindurch eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit und erwarb sich Verdienste, die der Geschichte der technischen Wissenschaft nicht minder angehören, als der unserer Hochschule. H. gehörte unter die Begründer experimenteller Forschung, die er in großem Maßstabe betrieb, längst ehe man anderwärts daran dachte; er wurde der Schöpfer der Abteilung für Fabrikingenieure, die in fruchtbringender Weise dem Bedürfnis der Industrie entgegengekommen ist. Er durchdrang die Aufgaben seiner eigenen Wissenschaft, der mechanischen Technologie, mit wahrhaft philosophischem Geiste. Über die Grenzen seiner unmittelbaren Tätigkeit hinaus sind seine Leistungen als langjähriges, einflußreiches Mitglied der technischen Deputation, als Mitglied des Kaiserlichen Patentamtes der gesamten deutschen Technik zugute gekommen. Sein eminentes Wissen, seine praktische Erfahrung, sein unermüdlicher Fleiß und seine tiefe Bildung ließen ihn auf die Patentgesetzgebung maßgebenden Einfluß gewinnen. Daß sich mit der hohen Auffassung seines Berufes und der riesigsten Arbeitskraft eine seltene persönliche Liebenswürdigkeit und die schlichteste Sachlichkeit verbanden, ist von uns im persönlichen Verkehr durch viele Jahre mit freudiger Dankbarkeit empfunden worden und wird mit wehmütiger Dankbarkeit in unseren Kreisen unvergessen bleiben.« Zu den wichtigsten literarischen Veröffentlichungen H.s zählen seine Untersuchungen über Arbeitsmaschinen, die bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen und später von ihm erweitert worden sind. Sie beziehen sich auf die Spinnerei in ihren verschiedensten Zweigen, auf die Appretur der Gewebe und Gespinste, auf den Werkzeugmaschinenbau, auf die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen und auf die Papierfabrikation. Besonders wichtig erwiesen sich H.s »Untersuchungen über die Heizkraft der Steinkohlen Sachsens.« Die Neubearbeitung von »Karmarsch, Handbuch der mechanischen Technologie«, ist gleichfalls H.s Werk. Auch gab er seit dem

[1]) Totenliste 1900 Band V 93*.

Jahre 1875 die Zeitschrift »Der Zivilingenieur« heraus. Aus seiner Tätigkeit für die Praxis ist zu erwähnen, daß er bis an sein Lebensende ordentliches Mitglied der technischen Deputation des Königl. sächsischen Ministeriums des Innern, außerordentliches Mitglied für landwirtschaftliche Mechanik im Landeskulturrate des Königreichs Sachsen und Korrespondent der K. und K. geologischen Reichsanstalt in Wien war. Seit dem Jahre 1877 gehörte er als Mitglied dem deutschen Reichspatentamt an. Als Glanzpunkt seiner wissenschaftlichen Leistungen werden seine im Jahre 1890 verfaßten »Studien aus der Praxis des Kaiserlichen Patentamtes« angeführt

Vgl. das Dresdener Journal vom 24. und 27. April 1900. — Taschenbuch der Technischen Hochschule zu Dresden. Winter-Semester 1900/1901. S. 23—25. — Richard Kukula, Bibliographisches Jahrbuch der deutschen Hochschulen. Innsbruck 1892. S. 314. — Brockhaus Konversations-Lexikon Leipzig, Berlin und Wien. 14. Auflage 1893. Bd. 8. S. 841. — Dinglers Polytechnisches Journal. 81. Jahrg. 1900. Bd. 315. S. 171—173.

H. A. Lier.

Wyss, Arthur Franz Wilhelm, großherzogl. hessischer Zweiter Haus- und Staatsarchivar a. D. und Archivrat, * 5. April 1852 zu Homburg vor der Höhe, † 24. November 1900 zu Frankfurt a. M. — Einer einfachen, ursprünglich schweizerischen Familie entstammend, besuchte W. die Realschule 2. Ordn. in Homburg v. d. H. und 1869—71 das Gymnasium in Marburg, studierte dann an der dortigen Universität klassische Philologie und Geschichte, wurde 1. Dezember 1873 Volontär und 6. Oktober 1874 Hilfsarbeiter am k. preuß. Staatsarchiv ebenda. Im Frühjahr 1875 promovierte er mit der Abhandlung »Die Limburger Chronik untersucht. Mit unedierten Fragmenten der Chronik und 4 Urkunden«; ihr ist 1883 die der Aufnahme in die MG. (Deutsche Chroniken IV, 1) gewürdigte Ausgabe »Die L. C. des Tileman Elhen von Wolfhagen« gefolgt. Damit war W. in den Kreis hessischer Geschichtsforscher eingetreten, dem er bis an sein Lebensende treulich angehört hat. Er wurde 1. Januar 1876 Archivassistent und 1. Juli 1877 Archivsekretär, trat aber, durch die Betrauung mit der Aufgabe: das Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen (als erste Abteilung eines Hessischen Urkundenbuchs aus den in Marburg vereinigten Archiven des vormaligen Kurfürstentums Hessen) herauszugeben, ganz und gar dem Hessenlande gewonnen, 4. Juli 1879 in den großherzogl. hessischen Archivdienst mit dem Wohnsitz in Darmstadt ein. In den 20 Jahren seiner dortigen Tätigkeit (W. erkrankte im Mai 1898 an einem Gemütsleiden, wurde 8. Juli 1899 in den Ruhestand versetzt und ist in der städtischen Irrenanstalt zu Frankfurt, der er sich selber anvertraut hatte, verstorben) hat er zahlreiche Aufsätze und Untersuchungen, namentlich auch viele Artikel für die ADB. geschrieben; keine dieser Arbeiten reicht aber heran an sein Hauptwerk, jenes Urkundenbuch der Deutschordensballei Hessen (1879 Bd. 1, 1884 Bd. 2 und 1899 Bd. 3). Daneben war es besonders die Gutenbergforschung, ebenfalls seit 1879, die dem Scharfblicke des peinlich genauen, typographisch, chronologisch und sprachlich in gleicher Weise vortrefflich geschulten Mannes so manchen wertvollen Beitrag (Vernichtung der Costerlegende, Straßburger Drucke Gutenbergs u. a.) verdankt. Seine letzte, posthum erschienene Arbeit ist ein ausführlicher Bericht über »die Literatur der Gutenberg-Feier [1900]« in der Historischen Zeitschrift (87, 1901, S. 454 bis 474), für die er unter dem *nom de guerre* »Wanbald« zwischen 1887 und 1895 an die 40 Besprechungen geliefert hatte. W. war ein scharfer Kritiker; einmal haben sich dabei (glücklicherweise in freundlicher Berührung)

auch unsere Wege gekreuzt (vgl. Histor. Jahrb. d. Görresgesellsch. 16, 1895, S. 920 f.).

Vgl. [Dr. Gustav Nick:] »Archivrat Dr. Arthur Wyss«, Nekrolog und [vollständiges] Verzeichnis der von Arthur Wyss veröffentlichten Werke, Aufsätze und Rezensionen (in den Quartalblättern des Histor. Vereins f. d. Großherzogt. Hessen NF. II, Nr. 20, Jahrg. 1900, 4. Heft, S. 839—850).

Helmolt.

Braun, Johann Philipp Otto,[1]) Publizist und Dichter, langjähriger Chefredakteur der »Allgemeinen Zeitung«, * zu Kassel 1. August 1824, † zu München am 11. Juni 1900. — B. entstammte einer wohlhabenden bürgerlichen Familie zu Kassel; sein Großvater war kurfürstlicher Hofsattler, sein Vater der Hofwagenfabrikant Christian Friedrich Braun, der sich mit Marie Sibylla Körber, der Tochter eines Schneiders zu Kassel, verehelicht hatte. Otto B. besuchte von Ostern 1836 bis Ostern 1845 das Gymnasium zu Kassel, wobei seine sprachliche Befähigung schon glänzend hervortrat: Dr. Rieß, später Gymnasialrektor in Rinteln, rühmte seinem ehemaligen Schüler nach, seine deutschen Aufsätze in Prima seien die reifsten und formvollendetsten gewesen, die er im Unterricht je zu Gesicht bekommen habe. Auch Franz Dingelstedt war unter B.s Lehrern; doch war dieser erst ein elfjähriger Knabe, als Dingelstedt sein Amt antrat, und schon zwei Jahre nachher wurde der geistreiche Poet und joviale Satiriker nach Fulda versetzt, damit ihm die Möglichkeit benommen sei, in der kurfürstlichen Residenzstadt Vorträge über die neueste Literatur zu halten und mit kecken Witzen den Landesvater zu beunruhigen. Von nachhaltiger Einwirkung auf B. wurde ein Begebnis, das damals für ganz Kassel eine bestaunte Haupt- und Staatsneuigkeit abgab, dem Jüngling aber, dessen Familie es zunächst anging, das Herz von Stolz und Freude schwellen machte und die Phantasie mit bunten Bildern erfüllte: die Heimkehr seines Onkels und Taufpaten, des bolivianischen Generals und »Großmarschalls von Montenegro« Philipp Otto Braun. Dieser merkwürdige Mann, der, in seiner Jugend unter seltsamen Schicksalen nach Venezuela gelangt, der Mitkämpfer und Liebling Bolivars, des Befreiers Südamerikas vom spanischen Joche, geworden und für rühmliche Taten, insbesondere für den Sieg, den er in der Sache der peru-bolivianischen Konföderation bei Saltá am Schwarzen Berge über die Argentinier erfochten hatte, vom Präsidenten der Republik Bolivia Santa Cruz zum Generalissimus und Großmarschall von Montenegro ernannt worden war, kehrte nach 20jähriger Abwesenheit im Sommer 1840 in seine Heimat zurück und wurde um des Glanzes seines Namens wie auch um seiner persönlichen Liebenswürdigkeit willen bald eine der angesehensten und populärsten Persönlichkeiten der Kasseler Gesellschaft. Einen irgendwie ähnlich gearteten Lebensgang konnte sich der junge B. freilich nicht zum Ziel nehmen; aber das früheste Mannesideal wurde dem Heranwachsenden sein Onkel, und Charaktereigenschaften, die nachmals wesentlichste Züge seiner Individualität geworden sind, gewannen hier wohl die erste Festigung: der General Braun hat durch seine erfolgreiche, außerordentliche Laufbahn auch in dem Neffen den Ehrgeiz erweckt, unter dem Aufgebot von Tüchtigkeit und Rührigkeit eine hervorragende Lebensstellung zu erringen; er hat durch die Rolle, die ihm in der Welt zu spielen beschieden war, dem Freiheits- und Unabhängigkeitssinn des jugendlichen Idealisten eine

[1]) Totenliste 1900 Band V 84*.

Art Autorisation und eine Stütze gegeben; und er hat, was die Lebensführung anlangt, durch sein Beispiel den Jüngeren gelehrt, auf dem Untergrunde gesundbürgerlicher Art sich die Ritterlichkeit des Kavaliers und weltmännische Formen zu eigen zu machen. Von diesen allgemeinen intellektuellen und moralischen Einwirkungen abgesehen, ist die Verwandtschaft mit dem General Braun für Otto B. aber auch der Anlaß zur Erwerbung von Kenntnissen in einer bestimmten Richtung geworden: um seinetwillen hat der Neffe, noch während er auf dem Gymnasium war, das Spanische erlernt, und die Liebe zur spanischen Sprache und Literatur, welche B. durch sein ganzes Leben begleitet hat, ist ihm mittelbar und unmittelbar durch den General Braun zuerst eingeflößt worden.

Im Frühjahr 1845 bezog B. die Universität Bonn. Als Berufsfach sollte er Jura studieren; nach damals bestehenden nützlichen Einrichtungen gehörte aber das erste Universitätsjahr zum Zweck der Erwerbung höherer allgemeiner Bildung philosophischen Studien, und B. selbst fühlte sich zu ihnen hingezogen; so wurde er als Studiosus der Philosophie immatrikuliert und hörte bei Diez, dem Begründer der romanischen Philologie, und bei Gottfried Kinkel, der über christliche Kunstgeschichte las, Kollegien. Erst in Heidelberg, wohin er im Herbst 1846 übersiedelte, wurde er als *juris studiosus* immatrikuliert. Der Pandektist Vangerow wurde sein Lehrer; aber die Rechtswissenschaft vermochte B. nicht auszufüllen, er knüpfte schon damals journalistische Verbindungen an, begann aus dem Spanischen zu übersetzen und veröffentlichte ab und zu im »Rheinischen Beobachter« Gedichte. Die Liebe war die Erweckerin seiner poetischen Ader geworden; er hatte sich während seines Bonner Aufenthalts mit einer jungen Dame aus Aachen verlobt, und dieses Verhältnis bestand mehrere Jahre, bis es an der Bigotterie des Mädchens zerschellte. Im hessischen Marburg, wo B. vom Februar 1848 bis Ostern 1849 studierte, hörte er, obwohl als Jurist inskribiert, wiederum Kollegien im Gebiete der Humaniora, sprachwissenschaftliche, literaturgeschichtliche und — bei Sybel — geschichtliche Vorlesungen. Dabei unterbrach den ruhigen Gang seiner Studien schließlich die im Zusammenhang mit den politischen Unruhen und Kämpfen der Zeit stehende Studentenbewegung, in die er zu lebhafter Beteiligung mithineingerissen wurde. Um die Fesseln, die der Geist der Reaktion der Lehr- und Lernfreiheit auf den Universitäten angelegt hatte, und die Polizeiwillkür, die das studentische Leben bedrückte, brechen zu helfen, hatte die Jenenser Burschenschaft Germania für Pfingsten 1848 eine allgemeine Studentenversammlung auf der Wartburg ausgeschrieben. Dem Rufe folgend fanden sich in der Pfingstwoche als Vertreter von 15 deutschen Universitäten gegen 1600 Studenten in Eisenach ein. B. war in Marburg dem Corps der Teutonen beigetreten und deren erster Chargierter geworden. Aber der frische Geist, der in den Märztagen des Jahres 1848 ganz Deutschland durchwehte, hatte auch die akademische Jugend der hessischen Universitätsstadt ergriffen: als ein die einzelnen Studentenverbindungen nicht beseitigendes, aber einigendes und auch die »Finken« umfassendes Ganze hatte sich im März 1848 »die Marburger Studentenschaft« konstituiert, und B., der sich um seiner freimütigen Gesinnung, der Entschiedenheit und Festigkeit seines Charakters und des ihm eigenen guten Taktes willen bei seinen Kommilitonen allgemeinen Ansehens erfreute, war zu ihrem Präsidenten gewählt worden. Als der Sprecher der Marburger Studentenschaft nach Eisenach abgeordnet, nahm er jetzt an den dortigen Beratungen teil. Die »Allgemeine

Studentenversammlung« hielt mit dem Erlaß einer Adresse an die Frankfurter Nationalversammlung ihre Aufgabe für beendet; neben ihr aber hatte sich, die heißblütigeren und radikaleren Elemente zusammenschließend, ein »Studentenparlament« gebildet, und sein Nachspiel wurde der »Studentenkongreß«, der im Oktober in Eisenach tagte. B. gehörte beiden Vereinigungen mit an. Daß praktische Ergebnisse nicht erreicht wurden, daß der Versuch einer einheitlichen Organisation der deutschen Studentenschaft scheiterte, war kein Wunder: die studentischen Beratungen litten von Anfang an an Uneinigkeit, »was man eigentlich wollte, wußten« (nach einem Ausdruck B.s) »die Wenigsten«, und in den Debatten und Beschlüssen der Versammlungen kamen neben dem schönen Idealismus und Freiheitssinn auch die politische Unreife, die Selbstüberschätzung und die Großsprecherei der Jugend zu Wort. Achtungswert wird man dennoch den auf eine Reform und Hebung des gesamten studentischen Lebens gerichteten Willen, der sich in den Eisenacher Veranstaltungen kundgab, nennen müssen, und was den nach Hause kehrenden Musensöhnen als der beste Gewinn verblieb, war wohl der rege und offene geistige Austausch, in den sie mit einer Menge gleichalteriger Jünglinge, mit einer Menge begabter Köpfe gekommen waren. Denn unter den Eisenacher Studenten waren nicht wenige, die im öffentlichen Leben später eine hervorragende Rolle gespielt haben; Wehrenpfennig z. B. und Ägidi und Miquel, der nachmalige preußische Finanzminister, der freilich in Eisenach der Radikalsten einer war und zur »republikanischen« Partei gehörte. Auch Karl Schurz, der als amerikanischer Staatsmann, Politiker und Bürger so hohen Ruhm erwerben sollte, war unter den Eisenacher Studenten, und indem sich während der Tage des Studentenparlamentes und Studentenkongresses gerade an ihn, der durch seine Beredsamkeit und geistige Überlegenheit alle fesselte, B. näher anschloß, erwuchs zwischen beiden eine durch das Leben dauernde Freundschaft. B. selbst bekennt in einer handschriftlichen Aufzeichnung, daß der Einfluß, den Schurz damals und auch später auf ihn ausübte, wesentlich dazu beigetragen habe, ihn in seinem politischen Denken »mehr und mehr nach links« zu treiben. Wie sehr aber die »Marburger Studentenschaft« samt der an ihrer Spitze stehenden »Zentralbehörde« mit der Haltung ihres Sprechers in Eisenach zufrieden war, beweisen die Ehrungen, die sie dem Zurückgekehrten bereitete: durch eine allgemeine Festkneipe feierte sie seine »Verdienste«, und unter dem 2. April 1849 überreichte sie »ihrem« B. einen silbernen Pokal.

Nach seinem Abgang von der Universität ließ sich B. in seiner Vaterstadt nieder. Er setzte seine literarischen Beschäftigungen fort und stellte seine geselligen Talente in den Dienst des »Akademischen Vereins«, der damals das geistige Leben Kassels mit Hilfe glänzender und sinnreicher Feste zu heben versuchte. Auf dem hessischen Parnaß sich hervorzutun, gab ihm ein im Februar 1850 veranstaltetes Künstlerballfest Gelegenheit; B. dichtete in *ottave rime* den Prolog dazu, der vom Hofschauspieler Ludwig Gabillon gesprochen wurde. Ein anderes Gedicht in Stanzen, in Friedrich Ötkers »Neuhessischer Zeitung« zuerst veröffentlicht, veranlaßte der Tod Moriz (Isidor) Momberts, eines hochbegabten Jünglings aus Kassel, der durch Selbstmord geendet hatte; B. hat ihm noch viele Jahre später in einem Feuilleton der »Allgemeinen Zeitung« (vom 28. August 1890) ein Gedenkblatt gewidmet. Während aber B. bei diesen Betätigungen die Sympathien seiner Mitbürger gewann, wurde die Hoffnung der Familie, daß er in der Heimat eine staat-

liche Verwendung finden werde, jäh enttäuscht. Dem Kurfürsten von Hessen, Friedrich Wilhelm I., dessen groteske Tyrannei für ganz Deutschland einen Gegenstand des Hasses und des Gelächters abgab, hatte das Treiben des jungen B. längst mißfallen. Poeten mochte er niemals leiden, und der Studiosus, der in Eisenach seinen Liberalismus nicht geheimgehalten hatte, war ihm politisch verdächtig geworden; auch hatte es Serenissimus nicht vergessen, daß B. zum Sprecher einer, wenn auch nicht vorgelassenen, studentischen Deputation, die gegen die Maßregelung von Marburger Professoren beim Kurfürsten Vorstellungen erheben sollte, bestimmt worden war. Der Tag der Rache mußte also kommen. Auf einem Spaziergang, bei dem der Kurfürst B. begegnete, fuhr er ihn, ehe dieser ausweichen konnte, mit den zornigen Worten an: »Anstellung in Kurhessen wollen? Niemals! Niemals!« Damit war B.s Schicksal entschieden. Die Heimat bot ihm kein Unterkommen. So wendete er sich ins Ausland, fürs erste nach Paris, wohin er um Ende Mai 1850 abreiste. Zur Metropole des französischen Geistes zog ihn seine Vorliebe für romanische Sprachen und Literaturen, um so mehr, als er den Plan, sich im Fache der romanischen Philologie für die Habilitation an einer deutschen Hochschule, etwa Bonn, vorzubereiten, damit verknüpfte.

In Paris traf B. mit Karl Schurz wiederum zusammen, befreundete sich auch mit Adolf Strodtmann, dem nachmaligen Biographen Heinrich Heines; ein Besuch B.s bei Heine fällt in die nämliche Zeit. Aber der lebhafte Verkehr, den B. im Winter 1850/51 mit Schurz und Strodtmann und deren eine revolutionäre Propaganda betreibenden Gesinnungsgenossen pflegte, wäre für seinen Pariser Aufenthalt nahezu verhängnisvoll geworden. Der Präsident der Republik, Louis Napoleon, der schon damals seinen Staatsstreich plante, duldete in Paris keine republikanischen Umtriebe; Schurz mußte im Sommer 1851 nach London flüchten, auch Strodtmann siedelte dorthin über, und gegen B., unter dessen Adresse aus London Briefe an zurückgebliebene Pariser Freunde gingen, erhob sich der Verdacht der Anteilnahme an politischen Konspirationen. So traf ihn im Oktober 1851 ein Ausweisungsbefehl der Pariser Polizei. Zum Glück war B.s Onkel, der General Braun, gerade in Paris anwesend und ebenso dessen Freund, der frühere Präsident der bolivianischen Republik und jetzige bolivianische Gesandte, General Santa Cruz. Eine Audienz bei Louis Napoleon führte zwar nicht zum Ziele, aber Santa Cruz fand ein rasches Auskunftsmittel: er machte B. zum Attaché der bolivianischen Gesandtschaft, worauf die Polizei ihren Ausweisungsbefehl zurücknehmen mußte. Der also erlangte Titel hinderte B. nicht, seinen sprachlichen und literarischen Studien nachzugehen, und die folgenden Jahre fanden ihn sehr fleißig; er übersetzte aus spanischer Lyrik, schrieb an einer Geschichte des Protestantismus in Spanien, arbeitete auch für Zeitungen wie das Stuttgarter »Morgenblatt«. Dabei trat er in freundschaftliche Beziehungen zu dem Dichter Moritz Hartmann, zu Hermann Orges, der bis zum Ausbruch des orientalischen Krieges als Korrespondent der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« in Paris lebte, und zu dem französischen Journalisten Charles Marelle. Aber das Land seiner Sehnsucht war Spanien, und nach fünfjährigem Aufenthalt in Paris, im Frühjahr 1855, erfüllte sich, was er wünschte: von Baron Georg Cotta als Berichterstatter der »Allgemeinen Zeitung« nach Madrid geschickt, konnte er die spanische Grenze überschreiten. Zwar wütete damals bis in den Herbst hinein die Cholera auf der iberischen Halbinsel, und auch B. wurde von ihr befallen; aber der über ein Jahr sich erstreckende Aufenthalt

in Spanien, wobei auf Streifzügen auch Toledo, Sevilla, Granada, Malaga usw. besucht und mit spanischen Autoren und Politikern manche interessante Bekanntschaft angeknüpft wurde, brachte ihm doch eine bunte Fülle der anziehendsten Erlebnisse und machte ihn mit spanischer Literatur und Kunst, Kultur und Sitte vollends vertraut. Im Mai 1856 kehrte B. nach Deutschland zurück und verblieb nun zunächst in Kassel. Er hatte im zweiten (und letzten) Band des von Julius Rodenberg herausgegebenen »Hessischen Jahrbuchs«, das für das literarische Hessentum jener Generation ein Sammelpunkt geworden war und von Heinrich König, Luise von Plönnies, Karl Schmitt, Herman Grimm u. a. mit Beiträgen unterstützt wurde, einige Übersetzungen aus dem Spanischen veröffentlicht, hatte 1855 in Paris Julius Rodenberg auch persönlich kennen gelernt; jetzt begegneten beide sich wieder und schlossen den Bund einer Freundschaft, die nicht mehr versiegte. Rodenberg kam von Marburg, seinem damaligen Wohnsitz, häufig herüber, traf mit den Kasseler Schöngeistern bei Cimiotti zusammen, und das literarische Leben an der Fulda schien einigen Aufschwung zu nehmen, zumal da sich Bertram, der Besitzer der Luckhardtschen Buchhandlung, opferwillig beteiligte. Man beschloß, an die Stelle des von ihm verlegten Hessischen Jahrbuchs ein »Kasseler Sonntagsblatt« treten zu lassen, und B. übernahm 1857 die Redaktion. Bei der Gleichgültigkeit des Kasseler Publikums in Sachen der höheren geistigen Kultur ging aber auch diese Zeitschrift nach einjährigem Bestehen ein. Während des Jahres 1859 und des größten Teiles des folgenden verweilte B. in München (und Starnberg), als Mitarbeiter und ständiger Berichterstatter der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« wiederum tätig. Und nun nahm der Lebensgang des Sechsunddreißigjährigen eine Wendung, die seinen Beruf endgültig bestimmte und seinen Wanderjahren das Ziel setzte: Dr. Wilhelm Lang, seit zwei Jahren in der Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« zur Aushilfe verwendet, trat in den Dienst des »Schwäbischen Merkurs« über, und B. wurde mit der Aufgabe, ihn zu ersetzen, betraut. Er ließ sich in Augsburg nieder und trat am 15. Oktober 1860 seine Stelle an.

An der Spitze der Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« standen damals zwei reichbegabte Männer, der schon kränkelnde Gustav Kolb, der die Oberleitung hatte, und Dr. Altenhöfer; neben ihnen bekleideten Redaktionsposten Hermann Orges und Eugen Rommel. Als Orges im Frühjahr 1864 aus der Redaktion ausschied, übernahm B. an seiner Stelle den »französischen Artikel«, während er an Adolf Bacmeister, dem bekannten Linguisten, einen neuen Kollegen erhielt. Im Juli 1864 verheiratete sich B. mit Isabella Dulcken, der Tochter eines Musiklehrers und Organisten. Er hatte sie zuerst in Paris im Hause einer Frau Arnoldi, der Schwester des mit ihm von Jugend auf befreundeten Kasseler Malers Louis Katzenstein, kennen gelernt, als Isabella mit ihrer Schwester Sophie, einer nachmaligen Fürstin Radziwill, auf Konzertreisen europäische Großstädte besuchte; jetzt fand nach rascher Verlobung in Nauheim bei Wiesbaden die Hochzeit statt. Im nächsten Jahr, 1865, starb Kolb, worauf Altenhöfer die Oberleitung der Redaktion übernahm; als sich dieser von ihr entbinden ließ, um (bis zu seinem im Jahre 1876 erfolgten Tode) nur den englischen Artikel und einzelne Sparten der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« zu behalten, ging mit dem 1. März 1869 die Chefredaktion an B. über. Im Zusammenhang mit der Verlegung der »Allgemeinen Zeitung« nach München wurde vom 1. Oktober 1882 ab die bayerische Hauptstadt auch B.s Wohnsitz.

Die »Allgemeine Zeitung« hatte zu lange im großdeutschen Fahrwasser gesteuert, um nach der in den 60er Jahren beginnenden Neugestaltung Deutschlands den weitreichenden politischen Einfluß, den sie in früheren Jahrzehnten besaß, behaupten zu können; aber ein Weltblatt war und blieb sie, und der Ruhm, die erste und vornehmste Zeitung Deutschlands zu sein, gebührte ihr. Der leitende Redakteur eines solchen Blattes nimmt eine der ehrenvollsten und angesehensten Stellungen ein, welche das Leben bietet, aber seine Arbeitslast ist auch zum mindesten die gleiche wie die eines vielbeschäftigten Staatsmannes, ja sein Dienst ist ohne Zweifel der aufreibendste, den es gibt. Wenn auch ein Stab von Mitredakteuren B. unterstützte, so lagen die geistige Direktion und die Überwachung des Ganzen doch ihm ob, und wie ihn der persönliche und briefliche Verkehr mit den mitarbeitenden Autoren in steten Anspruch nahm, so gehörte auch der ununterbrochene, auf die großen und die kleinen Angelegenheiten der Zeitung sich erstreckende Nachrichten- und Meinungsaustausch mit dem in Stuttgart wohnenden Chef der J. G. Cottaschen Buchhandlung, der Eigentümerin der Zeitung, zu seinem Pflichtenkreis. Sein täglicher Bureaudienst forderte 10—12 Stunden, und eine Aufzeichnung vom Jahre 1885 beziffert die Zahl der bis dahin von ihm geschriebenen Geschäftsbriefe auf ungefähr 8000. Oft umfangreich, oft mit schwierigen und heiklen Erörterungen angefüllt, immer wohldurchdacht und wohlstilisiert, durchweg mit der nämlichen so gefälligen als charaktervollen Handschrift geschrieben, lassen sie den, der einen Einblick in sie nimmt, erkennen, welche ungeheure Masse von stiller und treuer Arbeit B. in diesen Jahrzehnten geleistet hat, lassen es verstehen, daß ihn das Vertrauen des Freiherrn Karl von Cotta, der während der längsten Zeit der Redaktionstätigkeit B.s der Vorstand der J. G. Cottaschen Buchhandlung war, durch alle Jahre begleitete. Weltkenntnis und Umsicht, Breite der Geistesbildung, ein feines und empfindliches Sprachgefühl, in seiner Persönlichkeit liegende vornehme Mäßigung, Ordnungs- und Pünktlichkeitssinn und nicht zum letzten Gewissenhaftigkeit und jene mit Wohlwollen gepaarte Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit, die ihn nach einem gelegentlichen Ausdruck Anton Bettelheims als einen *gentleman of the press* erscheinen ließen — das waren die Eigenschaften, welche B. für seinen Posten befähigten und auf ihm erhielten. Er hatte den Republikanismus seiner Jugendjahre abgestreift, aber der »Männerstolz vor Königsthronen« ist ihm niemals abhanden gekommen, und seiner dauernden persönlichen Gesinnung nach begegnete er sich mit den entschieden Linksliberalen. Kein Enthusiast für Preußen, suchte er doch seine Zeitung den reichsdeutschen Interessen mehr und mehr dienstbar zu machen. Aber die Politik, so aufmerksam er ihren Gang verfolgte, war weder dasjenige Gebiet, auf dem er sich als Redakteur, als Angestellter der Cottaschen Firma mit voller Freiheit bewegen konnte, noch befriedigte die Beschäftigung mit ihr seine innersten Bedürfnisse; der Literatur vielmehr und dem geistigen Leben der Nation gehörte seine stärkste Anteilnahme, und so war es die »Beilage zur Allgemeinen Zeitung«, der er mit Vorliebe, mit dem größten Eifer sich widmete. Hatte schon Gustav Kolb es dahin gebracht, daß dieser Teil der »Allgemeinen Zeitung«, der zuvor nicht regelmäßig dem für politische Nachrichten und Erörterungen bestimmten Hauptstück beigegeben worden war, täglich erschien und daß wissenschaftliche Artikel sein überwiegender Inhalt wurden, so gelang es im Laufe der Jahre dem Bestreben B.s, der »Beilage« eine noch größere Selbständigkeit zu geben und sie schließlich ihrem ganzen Umfang nach zum Organ

literarischer Kritik und wissenschaftlicher Mitteilung zu machen. Hier liegt das Hauptverdienst seiner redaktionellen Tätigkeit: B. hat die »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« ihrer äußeren Gestalt und inneren Bedeutung nach so gehoben, hat in ihren Spalten eine solche Fülle gediegener und glänzend geschriebener ästhetisch-kritischer, literarhistorischer, philosophischer, kultur- und religionsgeschichtlicher, auch geographischer und naturwissenschaftlicher Artikel zu veröffentlichen gewußt, daß sie — man darf wohl sagen — zu einem Spiegel des gesamten geistigen Lebens der Zeit wurde. Kein anderes deutsches Journal kann sich einer ähnlichen Einrichtung rühmen, keine hat eine gleich große Summe von Wissen und geistiger Anregung den höher gebildeten Klassen unseres Volkes vermittelt. Und dabei hat B.s Redaktion die Fahne wissenschaftlich freien Denkens stets hochgehalten.

Den schönsten, den inhaltreichsten Lohn für alle Mühen und Opfer des Dienstes fand B. in seinen nachgerade kaum mehr zu zählenden Beziehungen zu interessanten und bedeutenden Persönlichkeiten und in der herzlichen Gestalt, welche dieser Verkehr oftmals gewann. Es hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter den Schriftstellern und Gelehrten Deutschlands wenig Berühmtheiten gegeben, die ohne Berührung mit der »Allgemeinen Zeitung« geblieben sind, und auch eine nicht geringe Anzahl hervorragender Politiker war unter den Mitarbeitern; aus geschäftlichen Verbindungen dieser Art erwuchsen für den leitenden Redakteur vielfach Freundschaftsverhältnisse, und eine edle und geistreiche Geselligkeit schmückte um so mehr B.s Leben, als sein Haus, um die »Allgemeine Zeitung« nach außen hin würdig zu repräsentieren, geschätzte Besucher mit liebenswürdiger Gastlichkeit empfing. Reisen erweiterten diesen Bekanntenkreis; so im September 1861 ein Besuch Wiens, wo B. Laube und Hebbel, den Hofrat Eitelberger, Sophie Schröder, Lewinsky und Ludwig Löwe kennen lernte, und im März 1879 ein Besuch Berlins, wo ihn Rodenberg mit Bamberger, Dohm, Eduard Lasker, Karl Frenzel, Heinrich Kruse, dem amerikanischen Botschafter Bayard Taylor, dem dänischen Literarhistoriker Georg Brandes und andern zusammenführte. Eine nur halbwegs vollständige Liste der Freundschaften B.s machen räumliche Grenzen hier unmöglich, wenn auch solche Verhältnisse, insofern sie das Schicksal eines Menschen mitbestimmen helfen, biographisch immer wichtig sind und gerade dieses Lebensbild einige Nennungen zu verlangen scheint. B. hing an seinen Jugendfreunden, in deren lange Reihe der Direktor der Universitätsbibliothek zu Halle, Otto Hartwig, und der Lyriker und Kritiker Friedrich Hornfeck zu Frankfurt gehörten, mit »Hessentreue«. Unter den zeitgenössischen Dichtern berühmten Namens waren es Gutzkow, Laube, Freiligrath, Dingelstedt, Kinkel, Auerbach, Bodenstedt, Julius Grosse, Franz Trautmann, Georg Ebers und Jensen, mit denen er in mehr oder weniger nahem Freundschaftsverhältnis stand, von jüngeren Poeten trat Albert Matthäi hinzu. Aus den Kreisen der Staatsmänner schenkten ihm der bayerische Minister Sigmund v. Pfeufer und der Königl. Kabinetssekretär v. Ziegler ihre Freundschaft, Minister v. Lutz sein Vertrauen. Daß ein engeres Freundschaftsband auch Oskar Peschel, Heinrich Noë, den zu St. Gratien bei Paris lebenden Felix Bamberg, die Maler Ludwig v. Hagn und Theodor Pixis, Georg Scherer, den Generalleutnant Graf Thürheim, den Geh. Kommerzienrat v. Wilmersdörffer, den Fabrikbesitzer Metzeler, den Oberregierungsrat Maltz und (vom Anfang der 90er Jahre an) den Verfasser dieser Zeilen mit B. verknüpfte, wird noch beigefügt werden dürfen.

An Auszeichnungen hat es B. nicht gefehlt, ohne daß er nach äußerer Anerkennung gegeizt hätte: er war Ritter I. Kl. des bayerischen Michaelsordens, Ritter des spanischen Ordens Karls III. und des griechischen Erlöserordens, Ehrenmitglied der Akademie von Granada und Ehrenmitglied des *Philologikos Syllogos* zu Konstantinopel. Wie allgemein und lebhaft die Hochschätzung war, die seinem Wirken und seiner Persönlichkeit gezollt wurde, trat insbesondere hervor, als er am 15. Oktober 1885 das 25 jährige Jubiläum seines Eintritts in die Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« feierte. Während eine Flut brieflicher und telegraphischer Glückwünsche einlief, übergab ihm an diesem Tage im Namen der Cottaschen Firma einer seiner Mitredakteure, Joseph Bucher, einen kunstreichen Silberpokal als Ehrengeschenk, ein anderer, Christian Petzet, pries ihn in einem Festgedicht; die philosophische Fakultät der Universität München aber überreichte dem Jubilar durch eine aus dem Rektor Magnifikus, Prof. v. Rothmund, dem Dekan der philosophischen Fakultät, Prof. Carriere, und dem Prof. der Philosophie Hofrat Beckers bestehende Deputation in Amtstracht das Diplom eines Doktors *honoris causa*.

Im Januar 1889 wurde die Cottasche Buchhandlung samt der »Allgemeinen Zeitung« an die Brüder Adolf und Paul Kröner in Stuttgart verkauft. Bei B. machte sich allmählich die Last der Jahre spürbar; so legte er mit dem 1. Dezember 1889 die Chefredaktion nieder. Die Redaktion der »Beilage« behielt er noch, bis er mit dem 31. März 1891 auch von ihr zurücktrat, um in wohlverdienter Ruhe seinen Lebensabend genießen zu können. Als Chefredakteur war Hugo Jacobi sein Nachfolger geworden, die Redaktion der »Beilage« übernahm Dr. Alfred Dove, zuvor Prof. an der Universität Bonn. Dem aus dem Verbande der »Allgemeinen Zeitung« nunmehr völlig Ausgeschiedenen sprach ihr Nachruf aus, daß er mit rastloser und vorbildlicher Treue seines Amtes gewaltet habe. Die Ehrengabe der Redaktion, eine große Standuhr, begleitete ein sinniges Erinnerungsgeschenk, ein Prachtalbum, kostbar durch die von der Verlagshandlung gestiftete Einbanddecke und seinem ganzen Bestande nach eine großartige Sympathiebezeugung, zugleich autographisch wertvoll: hatten doch mehr als 200 Mitarbeiter der »Allgemeinen Zeitung«, zum nicht geringen Teil Träger glänzender Namen, ihren für das Album gespendeten photographischen Bildnissen Denksprüche oder Denkverse beigeschrieben. Eine Anerkennungsadresse, deren Text betonte, daß sich B. »um das Ansehen der deutschen Journalistik die höchsten Verdienste erworben« habe, überreichte der »Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein«.

Auf alle literarische Tätigkeit fernerhin zu verzichten, lag nicht in der Absicht B.s; vielmehr hatte er bereits mit dem neuen Chef der J. G. Cottaschen Buchhandlung, dem Geh. Kommerzienrat Adolf Kröner, wegen Wiedererweckung des Cottaschen Musenalmanachs Abrede getroffen. In zehn Jahrgängen, deren erster (auf 1891 datiert) zu Weihnachten 1890, deren letzter zu Weihnachten 1899 erschien, hat B. diesen Musenalmanach herausgegeben, mit Sachkenntnis sammelnd und sichtend, was ihm die deutschen Dichter als Beiträge einschickten, und als ein Mann von Geist, von wählerischem Geschmack auch hierin sich bewährend. Ein anderer Plan beschäftigte ihn daneben: er dachte daran, Memoiren zu schreiben. Das interessante und reiche Leben, auf das er zurückblickte, hätte ihm eine Fülle von Stoff geboten; leider aber sind nur einige Bruchstücke dieser Selbstbiographie fertig oder veröffentlicht worden. Als solche sind die drei Feuilletons zu betrachten, die

mit den Überschriften »Mein Onkel«, »Eine Pfingsterinnerung. Vom deutschen Studentenparlament«, und »Don Recisvinto« (die Schilderung eines Abenteuers B.s, des blonden Hessen, in Madrid) im Morgenblatt der »Allgemeinen Zeitung« vom 29. April, 17. Mai und 7. Juni 1891 erschienen sind. Sie lassen B. als einen vorzüglichen Stilisten erkennen, sind aber auch durch ihren Inhalt ungemein anziehend; die mild lächelnde Weisheit des Alters verschönt sie.

Seine im Laufe der Jahre entstandenen, in Zeitschriften zerstreuten Gedichte zu sammeln, durfte sich B. jetzt auch gönnen. Unter dem Titel »Aus allerlei Tonarten« erschienen sie 1893 bei Cotta; in zweiter Auflage, vermehrt namentlich durch Sonette aus dem Alter, 1898. Etwa ein Drittel des Inhalts bilden metrische Übersetzungen aus dem Spanischen. B.s poetische Ader war nicht eben ergiebig, und es ist nicht so sehr ein originaler geistiger Gehalt, als Reinheit der Sprache und Korrektheit der Form, was die von ihm herrührenden Gedichte auszeichnet; Platen, wenn auch nicht in seinen metrischen Verirrungen, war eines der Vorbilder B.s. Indessen findet sich manches Innige, Zierliche, auch durch Humor Ansprechende, und in der Form des Sonetts brachte es B. zur Meisterschaft. Die Übersetzungen aus spanischer Lyrik aber gehören zum Besten, was wir auf diesem Gebiet haben, und dichterische Perlen sind durch sie den Deutschen bekannt geworden.

Die letzten Lebensjahre B.s wurden durch schwere Schicksalsschläge, die sein Familienleben trafen, erschüttert. Einen Sohn, der mit langjähriger Krankheit behaftet war, hatte er schon früher verloren, 1894 starb ihm in blühender Jugend auch die Tochter, Sophie. Über diesen Verlust ist B. nie wieder ganz hinweggekommen. Vollends vereinsamt, als ihm der Tod 1899 auch die Gattin entriß, spürte er die Müdigkeit des Alters und gab sich wachsender Resignation, zuweilen auch herben Stimmungen hin. Doch verfolgte er als eifriger Leser noch immer die neueste spanische Romanliteratur, erfreute sich auch mit Freunden am Schachspiel. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1900 entschlief er nach mehrmonatiger Krankheit. Seine Asche wurde gleich der seiner Gattin im Urnenhain des Krematoriums zu Jena bestattet. Mangels näher stehender Erben hatte er sein in den 90er Jahren im Münchener Stadtbezirk Schwabing erworbenes Anwesen, ein bescheidenes Haus nebst kleinem Garten, schon bei Lebzeiten der Deutschen Schillerstiftung zu Weimar geschenkt, mit der Bestimmung, daß nach seinem Tode der jährliche Reinertrag aus der Vermietung ihrer Zentralkasse zufließe und es als »Villa Otto Braun« sein Andenken erhalte. Um ihren Dank zu bezeugen, hatte ihn die Deutsche Schillerstiftung zum Ehrenmitglied ernannt. Eine große Autographensammlung und das geschilderte Album sind aus dem Nachlaß an das Archiv der Cottaschen Buchhandlung übergegangen.

Quellen: Hauptsächlich persönliche Bekanntschaft und Briefe. Nebenbei: Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben (Gustav Kolb). W. Schoof, Die deutsche Dichtung in Hessen. Rodenberg, Heimaterinnerungen. — Ed. Heycks Geschichte der Allgemeinen Zeitung (1898), die eine Quelle ersten Ranges sein sollte, ist für die mit B.s Tätigkeit beginnende Periode überaus dürftig.

Richard Weltrich.

Alfred[1]) **Ernst Albert**, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, * 6. August 1844 in Windsor Castle, † 30. Juli 1900 auf der Rosenau bei Koburg. — An der Bahre Herzog Ernsts II. von Sachsen-Koburg-Gotha übernahm dessen Erb-

[1]) Totenliste 1900 Band V 18*.

schaft Prinz Alfred von Großbritannien, Herzog von Edinburg; er trat somit in den Kreis der deutschen Bundesfürsten ein, der ihn alsdann während eines Zeitraums von nahezu sieben Jahren zu den Seinigen zählte. In doppelter Beziehung brachte der bisherige englische Prinz deutsche Herkunft auf den kleinstaatlichen deutschen Thron mit: Sein Vater, der Prinzgemahl Albert, war Ernsts II. jüngerer Bruder, seine Mutter, die Königin Viktoria, entstammte der Ehe des Herzogs von Kent mit der verwitweten Fürstin Viktoria von Leiningen, die als geborene Prinzessin von Koburg eine Schwester Herzog Ernsts I. war. In diesem Zusammenhang legt der Deutsche Nekrolog begründeten Wert darauf, Herzog Alfred nachträglich ein Blatt der Erinnerung zu widmen. —

Prinz Alfred war der zweite Sohn seiner Eltern. Bei der ersten Jugenderziehung galt es diesen, nach den eigenen Auslassungen der Königin, als oberster Grundsatz, ihre Kinder so einfach und häuslich wie möglich zu erziehen; so viel wie irgend angängig sollten sie mit den Eltern zusammen sein und lernen, in allen Dingen das größte Vertrauen in sie zu setzen. Die Heranbildung religiöser Sinnesart lag dem Vater wie der Mutter besonders am Herzen. Für die Gestaltung der Zukunft Prinz Alfreds war es von Wichtigkeit, daß das koburg-gothaische Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 ihn zum Nachfolger des in kinderloser Ehe lebenden Herzogs Ernst II. ausersah. Vornächst jedoch durfte er einer schon früh sich ausprägenden Neigung zum Seeleben nachgehen. Von 1858 bis 1893 hat er dem seemännischen Beruf mit Hingebung obgelegen. Eben vierzehnjährig, legte der Prinz in Portsmouth ein fünftägiges Examen ab und machte hierauf eine viereinhalbjährige Dienstzeit als Midshipman durch. 1860 weilte er — um aus seinen zahlreichen, nunmehr folgenden Reisen nur einzelne herauszuheben — am Kap der guten Hoffnung und bereiste zu Pferde die Kapkolonie, den Oranjefreistaat und Natal. Nur außerhalb des Schiffs wurde er als königlicher Prinz behandelt; Schiffsbesucher waren nicht wenig erstaunt, ihn an Bord wie einen gewöhnlichen Midshipman gekleidet und dessen Pflichten erfüllen zu sehen. Sir George Grey, der Gouverneur der Kapkolonie, schrieb an einen vertrauten Freund über den Prinzen: »Er ist ein nobler junger Mann, voll Leben und Humor. Er wird überall mit wahrer Begeisterung aufgenommen. Er reitet so viel und so schnell wie ich, findet Geschmack an jeder Lebensweise, gewinnt das Herz aller eingeborenen Häuptlinge, erfreut die Europäer durch das Interesse, welches er an ihrem Gedeihen nimmt, und durch den guten Einfluß, welchen er auf die Eingeborenen übt, sowie auch dadurch, daß er sich in der Kleidung und selbst in kleineren Gegenständen der Ausrüstung als ein echter südafrikanischer Jäger zeigt.« Im Januar 1861 fuhr er nach Westindien und Nordamerika, im Winter des nämlichen Jahres nach Mexiko; in Vera Cruz empfing er die Nachricht vom Ableben seines Vaters. 1862 wurde der jugendliche Prinz von der griechischen Nationalversammlung, die das Königtum des bayerischen Prinzen Otto abschaffte, als König proklamiert, nahm aber die Wahl nicht an. 1863 erfolgte die Ernennung zum Leutnant. Die weiteren Reisen unterbrachen Studien an den Universitäten Edinburg und Bonn; 1865 wurde der Prinz volljährig, 1866 trat er als Herzog von Edinburg in das Oberhaus ein. Die Volljährigkeitserklärung wurde im Beisein des Prinzen auch in Koburg feierlich begangen; seither hielt sich Prinz Alfred in Koburg häufig auf und erbaute sich dort aus eigenen Mitteln ein Heim; nach der Vermählung, von der Mitte der siebziger Jahre an, residierte er in

regelmäßigen Zwischenräumen im Palais Edinburg und auf Schloß Rosenau. 1866 zum Kapitän befördert, übernahm der Prinz im Januar 1867 die selbständige Führung der Fregatte Galatea und begab sich auf eine Reise um die Welt. Von Marseille fuhr er über Rio de Janeiro nach dem Kap der guten Hoffnung, von da nach Australien. Am 24. März 1868 wurde er, als er in Port Jackson einem Fest zum Besten eines Seemannsheims beiwohnte, von einem Iren, namens O'Farrell, durch einen Schuß in den Rücken verwundet; doch gelang es, die Kugel zu entfernen. Im Juni 1868 kehrte der Prinz nach England zurück, nahm aber im Herbst des gleichen Jahres die durch das Attentat unterbrochene Reise wieder auf und widmete des weiteren namentlich dem Aufenthalt im Innern Britisch-Indiens einen längeren Zeitraum. 1876 erhielt er das Kommando über ein zum Mittelmeergeschwader gehöriges Panzerschiff und wurde bald darauf zu einem ebensolchen Schiff versetzt, das dem damals im Mittelmeer beschäftigten Kanalgeschwader angehörte; während des russisch-türkischen Krieges wurde er mit der Leitung der Landungsoperationen zum Zweck der Übernahme der Insel Cypern beauftragt. 1878 sah sich Prinz Alfred zum Kontreadmiral befördert und führte in den nächsten Jahren als Admiral der Reserve kürzere Übungsreisen aus, um dann 1883 — die Ernennung zum Vizeadmiral war 1882 vorangegangen — das Kommando über das Kanalgeschwader zu erhalten. 1886 wurde er zum Oberbefehlshaber im Mittelmeer, 1887 zum Admiral ernannt. Im Juni 1890 empfing er die Ernennung zum *Commander in chief* der Station Plymouth und stieg, beim Ausscheiden aus diesem Kommando, im Juni 1893, zum *Admiral of the fleet* befördert, zur höchsten Würde in der englischen Kriegsmarine empor. Hiermit erreichte Prinz Alfreds aktiver Marinedienst, da sich kurze Zeit darauf der Thron von Koburg-Gotha erledigte, sein Ende.

Fast zwei Jahre vor der Thronbesteigung, am 23. Januar 1874, hatte sich Herzog Alfred von Edinburg im Winterpalais zu St. Petersburg mit der Großfürstin Maria von Rußland, einziger Tochter des Zaren Alexander II., vermählt. Der Ehe entsprossen ein Sohn und vier Töchter.

1873, anläßlich der mit dem russischen Kaiserhofe angeknüpften Beziehungen, zum Chef der russischen 2. Flottenequipage des Schwarzen Meeres ernannt, war Herzog Alfred seit 1893 auch Admiral à la suite der deutschen Marine, während er in der preußischen Armee 1888 General der Infanterie, 1893 Chef des 6. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 95, 1894 des 2. Rheinischen Husaren-Regiments Nr. 9 wurde; 1898 schloß sich die Ernennung zum General der Infanterie à la suite der sächsischen Armee an. —

Nachdem in der Nacht vom 22. zum 23. August 1893 Herzog Ernst II. die Augen geschlossen hatte, legte der nunmehrige Herzog Alfred im Schloß zu Reinhardsbrunn in Gegenwart Kaiser Wilhelms II. den Eid auf die koburg-gothaische Verfassung ab. Sofort beim Regierungsantritt verzichtete er auf alle Ämter und Würden, die er in England bekleidet hatte. Dennoch wurde er in Deutschland argwöhnisch empfangen; dies gelangte auch im Reichstag zum Ausdruck. Die Zweifel an der deutschen Gesinnung des regierenden Herzogs waren gänzlich unberechtigt. Seinem kaiserlichen Neffen erwies sich Herzog Alfred stets als eine zuverlässige Stütze; die beiderseitigen persönlichen Beziehungen waren unausgesetzt die besten. Der Herzog ist auch ein warmer Verehrer des vornehmlichsten Begründers der deutschen Einheit, des Fürsten Bismarck, gewesen; weilte er gleichzeitig mit dem Fürsten in Kissingen, so wurden gegenseitige Einladungen nicht versäumt.

Wie sich aber die Befürchtungen hinsichtlich der deutschen Haltung des Herzogs als unbegründet herausstellten, so behielten auch diejenigen nicht Recht, die etwa glaubten, ein Prinz, den sein Dienst in der englischen Marine in alle Weltteile geführt und mit wichtigen Fragen der großen Weltpolitik in Berührung gebracht hatte, werde den Angelegenheiten eines kleinen deutschen Bundesstaates nur geringes Interesse entgegenbringen. Jeder, der dem Herzog während seiner Regierungszeit näher trat, konnte bezeugen, mit welchem Pflichteifer er sich den Regierungsgeschäften widmete, wie er seine Fürsorge auf die verschiedenen Gebiete des Volkslebens ausdehnte und mit dem ihm angeborenen praktischen Sinn auch anscheinend geringfügigen Einzelheiten seine Aufmerksamkeit schenkte.

Die Bevölkerung beider Herzogtümer bewillkommnete den neuen Landesherrn und seine Familie aufs freundlichste. Alles glaubte die Dynastie nunmehr für lange Zeit gesichert. Besonders freudige Hoffnungen erweckte der junge Erbprinz Alfred, der eine durchaus deutsche Erziehung genossen hatte und in der preußischen Armee als Offizier Dienst tat.

Der Herzog, der, in seiner schlichten Art jedem Haschen nach Volkstümlichkeit abhold, nach außen den Eindruck einer zurückhaltenden Individualität machte, besaß ein seinem innersten Wesen nach liebenswürdiges Naturell. Bei ausgesprochener Herzensgüte entwickelte er eine milde und weitherzige Denkungsart. Einer besonderen Hervorhebung bedürfen sein Kunstsinn und seine Liebe zur Musik. Eine gegenwärtig auf der Veste Koburg aufbewahrte kostbare Gläsersammlung geht auf Herzog Alfred zurück. Er betrieb mit Eifer das Geigenspiel, hat sich bei großen populären Konzerten in London gern persönlich im Streichquartett betätigt, ist auch mit eigenen Kompositionen hervorgetreten.

Der Herzog erlebte die Vermählung dreier Töchter, der Prinzessin Marie mit Prinz Ferdinand von Rumänien (1893), der Prinzessin Viktoria mit Großherzog Ernst Ludwig von Hessen (1894), der Prinzessin Alexandra mit Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg (1896). Am 23. Januar 1899 feierten Herzog Alfred und Herzogin Marie das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Zwei Wochen darauf, am 6. Februar, wurde ihnen der 24jährige Erbprinz Alfred durch den Tod entrissen. Dieser Schicksalsschlag stellte die Berufsfreudigkeit des schon damals leidenden Herzogs auf eine starke Probe. Demnächst lag ihm ob, die Nachfolge in den Herzogtümern zu regeln. Sein jüngerer Bruder, der Herzog von Connaught, war anfänglich bereit, den Thron bei seiner Erledigung einzunehmen, fand aber dann Bedenken und trat zurück; die weiteren Verhandlungen ergaben die Anerkennung der Thronfolge des Prinzen Karl Eduard, Sohnes des verstorbenen jüngsten Bruders Herzog Alfreds, des Herzogs von Albany. Herzog Alfred starb mit dem Bewußtsein, in der Frage der Thronfolge geordnete Verhältnisse geschaffen zu haben.

Im Jahre 1900 verschlimmerte sich der Zustand des seit längerem kränkelnden Herzogs in bedrohlicher Weise. Ein Krebsleiden veranlaßte ihn, im Mai sich nach Herkulesbad in Ungarn zu begeben; als ein Todkranker traf er am 27. Juli in der Heimat wieder ein und tat in der zehnten Abendstunde des 30. auf der Rosenau den letzten Atemzug. Nachdem im Beisein des Deutschen Kaisers und anderer Fürstlichkeiten am 4. August in der St. Moritzkirche zu Koburg eine Trauerfeier stattgefunden hatte, wurde die irdische Hülle Herzog Alfreds am nächsten Tage im herzoglichen Mausoleum zu Koburg beigesetzt.

Theodore Martin, The life of H. R. H. the Prince Consort, 5 Bände, London 1875 bis 1880, deutsch von Emil Lehmann, 5 Bände, Gotha 1876—1881. — *John Milner and Oswald W. Brierly, The cruise of H. M. S. Galatea, Captain H. R. H. the Duke of Edinburgh, in* 1867—1868, London 1869; ein deutscher Auszug erschien in Gotha 1885. — Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 3 Bände, Berlin 1887—1889. — Handschriftlicher Lebenslauf Herzog Alfreds, von ihm selbst bestätigt, im herzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Koburg. — Mitteilungen des herzoglich sächsischen Wirklichen Geheimen Rats und Staatsministers a. D. v. Strenge in Gotha sowie des † herzoglichen Schloßhauptmanns und Kabinettschefs Rothbart in Koburg.

Koburg. Dr. Thilo Krieg.

Allgeyer, Julius, Kupferstecher, Photograph und Schriftsteller, * 29. März 1829 zu Haslach im Kinzigtal in Baden, † 14. September 1900 zu München. — Früh durch den Tod seines Vaters auf den Erwerb hingewiesen, trat er in eine lithographische Anstalt in Karlsruhe ein. Seine Teilnahme an der badischen Revolution vertrieb ihn auf einige Jahre aus der Heimat. Zurückgekehrt, erhielt er 1854 durch ein Stipendium die Möglichkeit, sich in Düsseldorf als Kupferstecher weiter auszubilden. Sein Lehrer war Josef Keller, der vor allem durch seinen Stich nach Raffaels Disputa bekannt ist. In den Düsseldorfer Jahren schloß er die Freundschaft mit Johannes Brahms, die bis zu dessen Tode dauerte. Wir berühren damit einen charakteristischen Zug in A.s Wesen, der für sein literarisches Hauptwerk bestimmend wurde: er hatte, wenn ich so sagen darf, die angeborene Herzensbegabung zu treuer, dienender Freundschaft und trefflich hat sich bei ihm Goethes Wort bewährt: Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person. Als Brahms starb, schrieb er an Karl Neumann die schönen Worte: »Wieder ist einer von den Herrlichen heimgegangen, der dreiundvierzig Jahre als befreundeter Stern über meinem Dasein gestanden hat. Ich muß der Klage dankbar entgegenhalten, daß es mir vergönnt war, den größten Teil meines Lebens im Lichte des schönen Doppelgestirns, Feuerbach und Brahms, zu wandeln, lange bevor die Welt ihren Glanz gewahrte. Denn eines darf ich mir nachrühmen: es war nie die Berühmtheit, die mich zu dem Menschen hinzog, sondern ihr, meinem eigensten, wenn auch bescheiden reduzierten Wesen verwandter Kern.« In diesen Worten ist der Name des Mannes genannt, der mehr noch wie Brahms seinem Leben Inhalt gab: Feuerbach. A. lernte ihn kennen, als er 1856 mit Staatsstipendium nach Rom kam, wo er vier Jahre lang der Zimmernachbar und der Freund des Künstlers war, die Jahre, welche für diesen und sein künstlerisches Schaffen vielleicht die wichtigsten und entscheidendsten waren. Feuerbach wurde die Seele seines Daseins in dem Maße, daß später seine Beziehungen zu einem Menschen sich danach richteten, wie dieser zu Feuerbachs Kunst stand. Es mag kein Zufall sein, daß gerade diese beiden, Brahms und Feuerbach, es waren, denen er seine Begeisterung zuwandte, mich will dünken, als ob die beiden Meister in ihrer Kunst vielfach verwandt wären. 1860 trat A. die Heimreise an, nur schwer riß er sich vom zurückbleibenden verehrten Freunde los. In Karlsruhe wendet er sich ganz neuen Wegen zu: er gründet ein photographisch-artistisches Atelier. Er hatte von Rom auf Bestellungen hin vor allem Stiche nach religiösen Gemälden ausgeführt, so im Auftrag von Maria Einsiedeln nach Josef Heinemann und Ary Scheffer, in Rom nach dem Tyroler Flatz, nach Guido Reni u. a., endlich — mit welcher Begeisterung — nach Werken seines Freundes, so nach der Pietà. Jetzt stellte er die erworbenen künstlerischen Fähigkeiten in den Dienst der

Photographie und scheint damit große Erfolge erzielt zu haben, vor allem durch seine großen Aufnahmen nach dem Leben. Daneben photographiert er Kunstwerke, so Schirmers biblische Landschaften und gab mehrere Hefte Photographien nach Feuerbachs Gemälden bei Velten in Karlsruhe heraus. So blieb er in steter Verbindung mit dem Künstler, dessen neuerstandene Werke alle zum Zweck photographischer Aufnahme durch sein Atelier gingen. Auch mit der Mutter des Freundes war er in Beziehung getreten, er hat nach seinen Angaben etwa 600 Briefe mit ihr gewechselt. Keine Phase des tragischen Ringens blieb ihm so verborgen. —

1872 folgte er einem Ruf nach München in Alberts große, photographische Anstalt, deren Vorstand er bald wurde und der er acht Jahre seines Lebens widmete, bis ihn eine Art Erfindermanie ergriff. Er gründete eine selbständige Anstalt, in der er ein neues Autotypie-Verfahren zu begründen suchte. Indes scheint das Geschäftliche nicht seine Sache gewesen zu sein, er hatte wenig Glück und nach offenbar großen Mißerfolgen trat er 1887 wieder in ein photographisches Unternehmen ein (bis 1892). Aus seiner Beschäftigung in der Albertschen Anstalt heraus hat er ein »Handbuch des Lichtdruckverfahrens« geschrieben, das 1881 in Leipzig bei Karl Scholtze erschien. (Zweite Auflage ebendaselbst 1896.)

Nach 1890 faßte er den Entschluß, das Leben Feuerbachs zu schreiben und so das Seinige dazu beizutragen, Deutschland diesen großen Sohn näher zu bringen. Und wahrlich war keiner dazu so befähigt wie er, der bei der entscheidenden Wendung in die Seele des Künstlers geblickt hatte. In welchem Geist er das Werk verfaßte, darüber gibt wieder eine Briefstelle an Karl Neumann Aufschluß: »Es ist das reine Heldenbuch und ich glaube, es wirds bleiben bis zu Ende. Ich muß mich augenblicklich zu den beneidenswerten Menschen rechnen, weil mir vergönnt ist, meine bescheidenen Kräfte einer großen und schönen Sache widmen zu dürfen.« Und ein Heldenbuch ist es geworden, zugleich vielleicht die schönste Biographie eines neueren Künstlers, die wir besitzen. Es ist ein, möchte ich sagen, mit dem eigenen Herzblut geschriebenes Buch, an dem das tiefe Verständnis für Wesen und Wollen des Künstlers, der Enthusiasmus für den verehrten Freund und das Persönliche, das stets durchklingt, zugleich aber die Bescheidenheit, mit der dies Persönliche doch wieder zurücktritt, gleichermaßen ansprechen. Während die eigenen, künstlerischen Arbeiten des Kupferstechers ihm kaum einen Platz im Gedenken der Nachwelt sichern würden, tut es dieses Buch des Ungelehrten, der sich durch eigenes Ringen seine hohe Bildung angeeignet hat, ein Buch, das, wie gesagt, zu den Meisterstücken der biographischen Literatur zu rechnen ist. Das Werk erschien 1894 bei Koch in Bamberg. Es war dem Verfasser damals nicht möglich gewesen, Einsicht in die Briefe, Tagebücher und Niederschriften des Künstlers zu gewinnen, die von der Mutter der Nationalgalerie in Berlin anvertraut waren; erst 1897 erhielt er Zugang zu diesen ausgiebigen Quellen. Er machte sich nun auf Grund des geradezu vollständigen Materials an die Neubearbeitung der Biographie, die er auch im wesentlichen vollenden konnte, ehe ihn der Tod ereilte. Ihre Herausgabe übernahm, dem Wunsche des Verstorbenen entsprechend, Karl Neumann, und so ist in diesen Monaten die zweite Auflage erschienen, dem vermehrten Stoffe zufolge in zwei Bänden. (Mit den Originalbriefen und Aufzeichnungen des Künstlers aus dem Nachlasse herausgegeben von Karl Neumann, Berlin und Leipzig, W. Spemann 1904.) Es ist uns selten beschieden, so in die

Tiefen einer Künstlerseele hineinzublicken wie in diesem Werk, das der ersten Ausgabe und dem von der Mutter herausgegebenen »Vermächtnis A. Feuerbachs« eine ganz ungeheure Vermehrung unserer Kenntnis und eine wesentliche Berichtigung bedeutet. — In den letzten Jahren seines Lebens war an A. noch die Aufgabe herangetreten, die Biographie Klara Schumanns zu schreiben, der er persönlich nahe gestanden war. Die Sichtung der Tagebücher und der kolossalen Briefschätze hatte er bereits vorgenommen, sieben Kapitel sind geschrieben, aber nicht veröffentlicht. Es bleibt sehr zu bedauern, daß der Tod ihn vor der Vollendung dieser Aufgabe abrief.

Ein Verzeichnis der Stiche A.s in Jul. Meyers Allgem. Künstlerlexikon I, 490; eine biographische Skizze hat Neumann als Begleitwort der zweiten Ausgabe des »Feuerbach« beigegeben; ihr bin ich in obigem gefolgt. Ebenda findet sich die Autotypie eines Porträts A.s von der Hand seines großen Freundes. M. Wingenroth.

Hegler, Robert,[1]) * 24. Juni 1867 zu Eßlingen bei Stuttgart, † 29. September 1900 in Stuttgart als Privatdozent der Universität Rostock. — Nach dem Besuch des Gymnasiums in Stuttgart trat H. in eine Apotheke ein und bestand nach zwei Jahren die pharmazeutische Prüfung, später studierte er in München an der Technischen Hochschule und an der Universität, sowie an der naturwissenschaftlichen Fachschule des Stuttgarter Polytechnikums. Nachdem er mehrere Jahre unter Pfeffer im Botanischen Institut in Leipzig gearbeitet hatte, erfolgte im Wintersemester 1892/93 seine Doktorpromotion. Nach vierjähriger Assistenz am Botanischen Institut in Rostock habilitierte er sich daselbst 1897.

H.s wissenschaftliche Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiet der Mikrochemie und der Physiologie. Nach der Übersiedlung nach Rostock schrieb er auch über den histologischen Aufbau niederer Pflanzen. Seiner pharmazeutischen Vorbildung entsprechend wendet er sich zuerst zu mikrochemischen Fragen; derartige Arbeiten sind: »Thallin, ein neues Holzreagens« (1889) und »Histochemische Untersuchungen verholzter Membranen« (1890); H.s Dissertation »Über den Einfluß des mechanischen Zuges auf das Wachstum der Pflanzen« (1893) bewegt sich jedoch auf dem vergleichend anatomisch-physiologischen Gebiet: eine Richtung, wie sie hauptsächlich durch Schwendener und seine Schule vertreten wird. Die Untersuchungen H.s über den Einfluß von Zugkräften auf die Festigkeit und die Ausbildung mechanischer Gewebe in Pflanzen erregten großes Aufsehen und werden oft zitiert. Leider aber hat H. nach seinem Wegzuge von Leipzig diese und andere mehr oder weniger abgeschlossene Arbeiten liegen lassen. Auf mehrjährige Untersuchungen stützt sich seine Habilitationsschrift »Untersuchungen über die Organisation der Phycochromaceenzelle«, eine Arbeit, die jedoch auch erst nach seinem Tode erschienen ist (1901). Der Autor vertritt in dieser Abhandlung die Auffassung, daß der Zentralkörper der Phycochromaceenzelle trotz mancher Unterschiede den Kernen höherer Pflanzenzellen entspricht. H.s erste wissenschaftliche Arbeiten in Leipzig berechtigten zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft; leider war es ihm aber nicht vergönnt, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen; ganz abgesehen von seinem frühzeitigen Ableben hat ein schweres Nierenleiden wohl schon mehrere Jahre lang an ihm gezehrt und seine Arbeitskraft beeinträchtigt. M. Rikli.

---

[1]) Totenliste 1900 Band V 94*.

Matt, Hans von, Buchhändler und Dichter, * am 7. August 1842 in Stans (Schweiz), † am 30. September 1900 in Luzern. — M. war der Sohn des Buchhändlers Kaspar von M. in Stans, besuchte die Primarschule daselbst und seit 1853 drei Lateinklassen des Gymnasiums der Kapuziner, worauf er, durch Familienverhältnisse bestimmt, im Herbst 1856 in das väterliche Geschäft eintrat, in welchem er sich vorzugsweise dem katholisch-theologischen Antiquariat zuwandte. Seine späteren Reisen durch die Schweiz legten den Grund zu seiner ausgedehnten Bekanntschaft mit dem katholischen Klerus, dem schweizerischen Studentenvereine und den konservativen Staatsmännern der Schweiz. Im Jahre 1866 gründete er mit seinem Freunde Ignaz von Ah das »Nidwaldner Volksblatt«, in welchem er als »Weltüberblicker« bis an seinen Tod seine originellen Wochenberichte veröffentlichte, die wesentlich zur großen Verbreitung des Blattes beitrugen. Daneben verwaltete er im Dienst seiner Heimat Nidwalden die verschiedensten kantonalen und Gemeindeämter. Von 1874—77 war er Mitglied des Landrats; 1877 gehörte er dem Verfassungsrate an; 1877—79 war er Gemeindepräsident von Stans, 1877—83 Oberrichter, 1890—98 Regierungsrat und 1895—98 Erziehungsdirektor. Am 16. März 1890 erfolgte seine Wahl in den schweizerischen Nationalrat, dem er als Mitglied der katholisch-konservativen Partei angehörte. Aus Gesundheitsrücksichten lehnte er im Oktober 1896 eine Wiederwahl ab, und zwei Jahre später zog er sich von allen Ehrenämtern zurück. In Luzern, wohin er zur Beerdigung seines Freundes Gustav Arnold, des Komponisten wuchtiger Kantaten (Jahrb. V), geeilt war, ereilte ihn der Tod; seine irdische Hülle fand in der Friedhofshalle am Fuße des Stanserhorns die letzte Ruhestätte. — Die poetischen Erzeugnisse M.s reichen bis in die Studentenjahre zurück und wurden in den verschiedensten Schweizer Blättern, besonders den »Monat-Rosen« veröffentlicht. Erst im reifen Mannesalter ging er an eine Sammlung seiner Gedichte, die er dann unter dem Titel »Aus jungen Tagen« (1896) herausgab. Sie sind kein Feuerwerk blendender Reimereien, bekunden aber ein warmes, tiefes Gemüt und treten uns in angenehmer, melodiöser Form entgegen.

Persönliche Mitteilungen. — Dichterstimmen der Gegenwart, Jahrg. 1902, S. 295. — Katalog der Cordierschen Buchhandlung in Heiligenstadt.

Franz Brümmer.

Dufft, K., Hofapotheker, * 14. Juli 1825 in Rudolstadt an der Saale in Thüringen, † 11. Oktober 1900. — D. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat alsdann als Lehrling in die Apotheke seines Oheims, des Apothekers Trommsdorf in Erfurt, ein. Mehrere Jahre verbrachte er in einer Apotheke in Glarus, hier hatte er Gelegenheit, die alpine Vegetation aus eigener Anschauung kennen zu lernen; später bestand D. das pharmazeutische Staatsexamen in Berlin und am Anfang der fünfziger Jahre übernahm er die väterliche Apotheke in Rudolstadt, deren Inhaber er bis zu seinem Tode blieb.

D. betätigte sich hauptsächlich mit dem Studium der schwierigen Gattungen Rosa und Rubus. Seine musterhaften Sammlungen dieser kritischen Genera hat für die Kenntnis der Thüringerflora großen Wert, jetzt sind dieselben im Besitz von Hofrat Prof. Dr. Haussknecht. Unter dem Titel »Beiträge zur Flora Thüringens« hat der Verstorbene wiederholt seine Beobachtungen veröffentlicht, so in der Irmischia II (1882) »Die Rosen in der Umgebung von

Rudolstadt«, dann in der deutschen botanischen Monatsschrift (1883) »Die Brombeeren in der Umgebung von Rudolstadt« und endlich auch noch seine »Nachträge zur Flora von Rudolstadt«. So wird D. in der Erforschungsgeschichte der Flora Thüringens stets ehrend erwähnt werden.

M. Rikli.

Jele, Albert,[1]) Dr. phil. (1867) und Kaiserl. Rat (1892), Leiter der tirolischen Glasmalereianstalt zu Wilten (1874—97) und Ehrenmitglied des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg (1899), * am 29. April 1844 in Innsbruck, † am 13. Oktober 1900. — Als Sohn des Historienmalers und Realschulprofessors Caspar Jele, der 1894 letztwillig eine größere Anzahl wertvoller Gemälde der Museumsgalerie des Ferdinandeums vermacht hat, schon im Knabenalter mit Kunst und Kunstgeschichte vertraut geworden, hat J. — merkwürdigerweise mit Ausnahme gerade der freiesten Jahre, die erfahrungsgemäß sonst einem auf dem Gymnasium Vorgebildeten erblühen: der Universitätsjahre, die er als klassischer Philolog zu Münster und Innsbruck verbracht hat — eigentlich sein ganzes Leben der Kunst gewidmet. Zuerst lernend und genießend. Seit 1868 besuchte der junge Doktor, nachdem er sich die engere Heimat gründlich besehen hatte, die hervorragendsten Kunstmittelpunkte Deutschlands, Dänemarks, Hollands, Englands, Italiens und bildete sich dadurch zu einem der gewiegtesten Kunstkenner Tirols heran. Dann ausübend. Vom 30. bis zum 53. Lebensjahre stand er der 1861 durch Alb. Neuhauser, Peter v. Stadl und Gg. Mader ins Leben gerufenen Wiltner Glasmalereianstalt vor und eroberte dieser in zähem Ringen einen Weltruf. Die Geschichte dieser Anstalt ist mit J.s Namen für alle Zeiten untrennbar verbunden. Erst seit Ende 1897 hat er — eine kurze Spanne Zeit — lediglich seinen eignen künstlerischen Neigungen in schönstem Sinne gefröhnt, seine Sammlungen vervollständigend, sie und seine kunsthistorischen Kenntnisse in Abhandlungen und gelegentlichen Mitteilungen (niemals in Büchern) schriftstellerisch bekannt gebend und ausnützend. Daneben hat er das Ferdinandeum vielfach beschenkt und nach Kräften gefördert und sich durch die Anfänge einer Neuherausgabe des tirolischen Künstlerlexikons auch auf diesem Felde Verdienste erworben.

Vgl. [Dr.] C[arl] Strompen, Dr. Albert Jele, kaiserl. Rat. Ein Bild seines Wirkens und Schaffens auf dem Gebiete vaterländischer und kirchlicher Kunst. (S. A. aus den N. Tiroler Stimmen, Jhrgg. 1900. Innsbruck, im Selbstverlage, 1900; 12 Seiten in 8⁰ mit Bildnis.) — C. Fischnaler: Albert Jele † (in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, herausgegeben von dem Verwaltungs-Ausschusse desselben. Dritte Folge, 45. Heft; Innsbruck 1901, S. V—IX mit Bildnis nach einer Aufnahme seines Sohnes).

Helmolt.

Gasser, Joseph, Ritter von Valhorn, Bildhauer, * 22. November 1818 zu Valhorn in Tirol, † 28. Oktober 1900 zu Prägraten. — Als Kind eines Landes, in der die Holzschnitzerei einheimisch ist und als Sohn eines Vaters, der selbst schnitzte, verfertigte G. schon in seinem dreizehnten Jahre unter dessen Anleitung Statuen. 1839 ging er nach Wien, wohin ihm sein Bruder Hans vorausgegangen war und bildete sich hier als Bildhauer aus in der Schule von Schaller, Klieber und Kähssmann. Aber — wie ja seit Thorwaldsens Zeiten fast alle Bildhauer — die letzte Ausbildung sollte er in Rom erhalten. 1844

[1]) Totenliste 1900 Band V 98*.

erhielt er auf eine Statuette Leopolds des Glorreichen hin eine Pension für Rom, wo er mehrere Jahre blieb (1845—1849). Selbstverständlich geriet er in den Bann der Antike, die so lange unsere Künstler auf ihr Prokustesbett zwang. Nach Österreich zurückgekehrt, begann nun eine reiche und sehr erfolgreiche Produktion. Mit Porträts, Grabdenkmälern und kleineren Skulpturen wechselten große, monumentale Arbeiten ab, bei denen er häufig sich einem längst vergangenen Stil anzupassen hatte. Es scheint, daß G., vielleicht von seiner Tätigkeit als Holzschnitzer her, eine große Leichtigkeit besaß, sich in eine fremde Kunst hineinzuarbeiten, auch keine sehr ausgesprochene Originalität, die ihn etwa daran gehindert hätte, zugleich aber eine außerordentliche technische Meisterschaft, die das umsomehr erleichterte. So schuf er fünf Kolossalstatuen für den Dom zu Speier, eine Anzahl Werke für den Dom in Linz und für den Stephansdom; er arbeitete also mit an einer Reihe der bedeutendsten Restaurierungsarbeiten, die das 19. Jahrhundert zu verzeichnen hat. Schon die Distanz, die uns heute davon trennt, läßt uns in der Architektur sowohl wie in der Plastik erkennen, daß es doch nicht gelungen ist, in den Geist der Zeiten einzudringen, daß es vielmehr nur der Herren eigener Geist ist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Und so stehen wir diesen Arbeiten G.s heute ziemlich kalt gegenüber, zumal sie das Hybride an sich haben, das nun einmal allen derartigen Versuchen anhaftet, sich in eine andere Manier hineinzuversetzen. Das beweist ja zur Genüge der Bau eines der genialsten Architekten Wiens, die Votivkirche. Auch für sie hat G. Arbeiten geliefert. Wir werden uns mehr interessieren für die selbständigeren Werke des Künstlers, so z. B. die Büsten des unglücklichen Kaisers von Mexiko und seiner Gattin. G. war in Wien hochgeehrt, er erhielt den Adel und gehörte seit 1865 dem Rat der Wiener Akademie an.

M. Wingenroth.

Knuth, Paul, * 20. November 1854 in Greifswald, † 30. Oktober 1900 in Kiel, darf wohl als einer der hervorragendsten Blütenbiologen unserer Zeit bezeichnet werden; ihm verdanken wir, daß nachdem beinahe ein Jahrhundert seit den epochemachenden Entdeckungen von Kolreuter und Sprengel über die Rolle der Insekten als Bestäubungsvermittler verstrichen war, endlich dieses so überaus wichtige Kapitel der Biologie eine vollständig neue Durcharbeitung im Sinne der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen unserer Zeit erfahren hat. Eine Riesenarbeit war es, all die in Tausenden von meist kleineren Publikationen zerstreuten Mitteilungen aus dem Gebiet der Blütenbiologie zu sammeln und einheitlich zu verarbeiten. Zahlreiche Lücken mußten durch eigene Beobachtungen ausgefüllt werden und auch viele literarische Angaben benötigten eine sorgfältige Nachprüfung.

K. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bestand 1873 das Abiturientenexamen. Auch während seiner Universitätsstudien sehen wir ihn wieder in Greifswald, nur ein Semester verbrachte er in Bonn. Um sich den Naturwissenschaften widmen zu können, entschloß er sich für das Lehrfach, doch scheint er sich zunächst hauptsächlich mit chemischen Fragen (1876 bis 1887) beschäftigt zu haben. Von Iserlohn in Westfalen, seinem ersten Wirkungsfeld, erhielt er 1881 einen Ruf an die Oberrealschule nach Kiel, 1895 wurde er daselbst zum Professor ernannt.

Die Eigenart der Pflanzenwelt der schleswigschen Küste erweckte in ihm den Entschluß, das Studium der Biologie der Phanerogamen zu seiner Lebens-

aufgabe zu machen. Als Vorarbeit erschien zunächst seine »Flora der Provinz Schleswig-Holstein, des Fürstentums Lübeck, sowie des Gebietes der Freien Städte Hamburg und Lübeck« (1887) und im gleichen Jahre die erste blütenbiologische Mitteilung »Die Befruchtung von *Fritillaria Meleagris*«. Wenn von jetzt an die Blütenbiologie mehr und mehr zu seinem Spezialgebiet wurde, so pflegte er doch auch noch andere Zweige der botanischen Wissenschaften; so wies er nach, daß die Fichte ehemals ein Waldbaum Schleswig-Holsteins war und wahrscheinlich von Osten her eingewandert ist. Ferner hat sich K. große Verdienste um Anlage und Ausbau phänologischer Beobachtungsstationen in Schleswig-Holstein erworben; nach einheitlichen Methoden sind in dieser Provinz z. Z. über 30 Stationen in Betrieb. Besonders eingehend hat er sich auch mit der Pflanzenwelt der nordfriesischen Inseln beschäftigt. Als sein Hauptwerk muß aber unbedingt sein »Handbuch der Blütenbiologie« bezeichnet werden, dessen beide erste, reichlich illustrierte Bände 1898 und 1899 erschienen sind. Auf breitester Grundlage und mit ungewöhnlichem Fleiß sind in demselben die bisher in Europa und im arktischen Gebiet gemachten blütenbiologischen Beobachtungen niedergelegt. In einem 3. Bande beabsichtigte K. auch noch die außereuropäischen Daten aus dem Gebiet der Blütenbiologie zu verarbeiten. Zu diesem Zweck unternahm er vom Oktober 1898 bis Juli 1899 eine Weltreise, auf der er besonders in Java und in Japan eigene Beobachtungen anstellte. Den Abschluß seines Werkes sollte er jedoch nicht mehr erleben. O. Appel und E. Löw beabsichtigen das groß angelegte Werk zum Abschluß zu bringen. Im soeben erschienenen Bd. III, Teil 1 (1904) findet sich auch das Bild des Verstorbenen; das von O. Appel in den Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft Bd. XVIII (1900) p. (166) veröffentlichte Verzeichnis der Publikationen K.s umfaßt 94 Nummern.

M. Rikli.

Behringer, Edmund, Schulmann und Dichter, * am 22. Mai 1828 in Babenhausen im bayrischen Schwaben, † am 13. November 1900 in Würzburg. — B. war der Sohn eines fürstlich Fuggerschen Herrschaftsrichters, machte seine Gymnasialstudien in Augsburg und Kempten und bezog 1847 die Universität München, wo er sich zunächst der Rechtswissenschaft hingab, aber bald zum Studium der Philosophie und Philologie überging. Nachdem er 1851 in München die Staatsprüfung für das Lehramt abgelegt, ging er zur Fortsetzung und Vertiefung seiner Studien nach Bonn, wo er Dahlmann, Arndt, Abel, Ritschl, Aschbach, besonders aber Simrock hörte, der in ihm die Liebe zu germanistischen Studien wie auch zu poetischem Schaffen anregte; denn schon in Bonn entstand seine lyrisch-epische Dichtung »Das Felsenkreuz« (1854. 2. Aufl. 1878), ein Seitenstück zu Redwitz' Dichtung »Amaranth«. Diesem Jugendwerk des Dichters haften noch manche Mängel an, doch bekundet es immerhin ein entwicklungsfähiges Talent. Das Studienjahr 1853/54 verbrachte B. auf der Hochschule in Würzburg, und nachdem er danach kurze Zeit an den Studienanstalten in Bamberg und Eichstätt tätig gewesen war, erhielt er 1855 seine erste staatliche Anstellung als Studienlehrer in Würzburg und rückte hier 1865 zum Gymnasialprofessor auf. Im Jahre 1871 wurde er zum Rektor des königl. Gymnasiums in Aschaffenburg berufen, in welcher Stellung er bis 1898 verblieb, wo er mit dem Range und Titel eines Oberstudienrats in den Ruhestand trat. — Der oben genannten Dichtung ließ B. noch die weiteren folgen: »Das Morgenopfer der Natur« (1867); »Die Apostel

des Herrn« (1878. 2. Aufl. 1885), die reifste Frucht seines poetischen Schaffens, das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit; »Die Königin des heiligen Rosenkranzes« (1888), eine Dichtung in formvollendeten Stanzen; »Das Vaterunser« (1890); »Der englische Gruß« (1900) und eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel »Ein Erdenwallen« (1896), eine Art poetischer Selbstbiographie. Von seinen Novellen sind zu erwähnen »Margaretha« (1893) und »Des Bildschnitzers Töchterlein« (1893), und von seinen literarhistorischen Arbeiten »Zur Würdigung des Heliand« (1863; 1891), »Heliand und Krist« (1870) und »Die altsächsische Evangelienharmonie in die neuhochdeutsche Sprache übertragen« (1898). Im Jahre 1887 wurde B. der ehrenvolle Auftrag zuteil, die Inschriften und Gedichte des Papstes Leo XIII. in die deutsche Sprache zu übertragen, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit darin gipfelte, daß die Gedichte des Papstes von epigrammatischer Kürze sind. Was aber die deutsche Sprache zu leisten fähig war, das leistete sie in B.s Hand. Als ein schöner Charakterzug des Dichters mag noch erwähnt werden, daß er seine Honorare nahezu ausschließlich zum Wohle der Armen im Spessart verwandte; ihnen galten auch seine letzten Lieder »Burschenfahrten« (1899).

Persönliche Mitteilungen. — Joseph Kehrein: Biographisches Lexikon der kathol. Dichter etc. 1868., S. 22. — Ad. Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 1891, S. 88. — Dichterstimmen der Gegenwart. Jahrg. 1898, S. 11 und Jahrg. 1901, S. 95.

Franz Brümmer.

Reichel, Wolfgang,[1]) Dr. jur. und Sekretär des österreich. Archäologischen Instituts in Athen, * am 2. Mai 1858 in Wien, † am 18. Dezember 1900 in Athen. Kein Archäolog aus ursprünglicher Neigung, sondern durch Zufall — sein Vater, ein feinsinniger Gymnasialprofessor, war ihm früh gestorben; von der Mutter ganz seinen eigenen Wünschen und Liebhabereien überlassen, hatte er zunächst die Rechte in Wien studiert, um dann sich an Rich. Wagner zu berauschen, dichtend sich für Shakespeare und Lessing zu begeistern und schließlich bei Eitelberger und Wickhoff Kunstgeschichte zu hören —, hat er doch in den letzten 14 Jahren seines Lebens binnen kurzem Großes geleistet. Man darf behaupten, daß, von Wenigen abgesehen, R. Ende der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts der beste Kenner des mykenischen Zeitalters gewesen ist; und wer sich mit Homer und den mit ihm zusammenhängenden Fragen beschäftigt, wird — wie das eben erst wieder Engelbert Drerup (in dem entsprechenden Bändchen der reformkatholischen ‚Weltgeschichte in Charakterbildern', München 1903) verdeutlicht — heute noch die Überlegenheit der geradezu divinatorischen Gaben des so früh Abgerufenen willig anerkennen. Seine beiden Hauptwerke sind die archäologischen Untersuchungen »Über homerische Waffen« (= Abhandlungen des Archäolog.-epigraph. Seminars der Univers. Wien, herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann, 11. Heft: 151 S. mit 55 Abb., 1894; in 2., völlig umgearbeiteter und erweiterter Auflage als nahezu fertige H.s hinterlassen und durch Freundeshand noch 1901 zum Druck gebracht: X, 172 S. mit 92 Abb.) und das Buch »Über vorhellenische Götterkulte« (Wien 1897; V, 98 S. mit 39 Abb.), dem gewissermaßen als Splitter der »Ein angeblicher Thron des Xerxes« betitelte Beitrag zur Festschrift für Otto Benndorf (Wien, Hölder, 1898; S. 63—65) angehört. Seine letzte Arbeit, gemeinsam mit A. Wilhelm verfaßt, eröffnet den 4. Band

[1]) Totenliste 1900 Band V 113*.

der ‚Jahreshefte des Österr. Archäologischen Instituts in Wien' (1901, S. 1—89) und behandelt das »Heiligtum der Artemis zu Lusoi« [in Nordarkadien]. Scheinbar ist der Ertrag nicht groß, wenn man R.s schriftstellerische Leistung rein äußerlich abschätzen wollte; aber was steht an Inhalt darin! Er ist dem genialen Wissen des nie sich genügenden, überall neue Pfade mutig erschließenden, aber auch am liebsten sie tapfer bis zum äußersten Ende verfolgenden Forscher, der in seinem ganzen Wesen, nach seinem wissenschaftlichen und künstlerischen Drang an Faust erinnert, förmlich abgerungen. Unter Kypressen am Ilissos hat R. die Ruhe gefunden, von der er zeit seines Strebens und Wirkens so wenig hat wissen wollen.

Vgl. »Wolfgang Reichel« [Nachruf]: im Beiblatt der Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien, Bd. IV (Wien 1901), S. 69—72.

Helmolt.

Becker, Karl Ludwig Friedrich, Historien- und Genremaler, Professor und Ehrenpräsident der Berliner Kunstakademie, * 18. Dezember 1820 in Berlin, † ebendaselbst am 20. Dezember 1900, als Achtzigjähriger. — Als ein Vertreter längst dahingegangener Kunstrichtung ragte er gewissermaßen in eine ganz veränderte Zeit hinein. Seine erste künstlerische Ausbildung erfuhr er unter August von Kloeber, dann an der Akademie in München unter Heß, dem bedeutendsten Meister religiöser Malerei, den die Corneliusschule hervorgebracht hat. Unter den Eindrücken der Münchener Kunst Ludwigs I., wie man sie wohl bezeichnen darf, ist er zunächst aufgewachsen, und so zahlte auch er jener »großen Kunst«, die man wiederbeleben wollte, der Wandmalerei großen Stiles, seinen Tribut; er erlernte unter Heß die Freskomalerei und beteiligte sich später als Genosse bei den Wandmalereien Wilhelm von Kaulbachs im Neuen Museum zu Berlin. Er war somit der zweiten Phase der deutschen Kunst näher getreten, die, von Kartonstil und von der eigentlichen »keuschen« Malerei Cornelius' abgehend, sich einer eingehenderen Kolorierung der Entwürfe, sowie einer in Kostüm und Beiwerk getreueren Schilderung geschichtlicher Vorgänge neben einer ausgedehnten Programmmalerei zuwandte. Die seiner Begabung zusagende Richtung sollte er indes wie die meisten seiner Zeitgenossen im Auslande finden. Es war die Zeit, da die Bilder de Bièfves und Gallaits ihren Triumphzug durch Deutschland zurückgelegt hatten, jene Bilder, welche dem deutschen Publikum, dessen Interesse für getreue Schilderung geschichtlicher Vorgänge durch die mächtig aufblühende historische Wissenschaft längst geweckt war, zeigten, wie viel weiter man in derartigen Schilderungen doch längst in Belgien (somit auch in Frankreich) gelangt war, wie weit getreuer und wirksamer doch Kostüm und Beiwerk gegeben werden konnte als in der Kaulbachschen Schule und bei den Düsseldorfern, Bilder, die in Deutschland erst wieder die Bedeutung der Farbe für die Malerei erkennen ließen. Und so begann jene Pilgerschaft der deutschen Künstler nach Paris, welche A. Feuerbach als einer der ersten antrat; unter ihnen auch B. In Paris aber, wo damals Coutures Hauptwerk, die *Decadence des Romains*, aller Augen auf sich zog, wurden die Blicke der Künstler gelenkt auf die großen Vorbilder der alten Meister und zwar im Gegensatz zu dem in Deutschland von Cornelius und den Nazarenern in Vordergrund gestellten jungen Raffael und seinen Vorgängern, auf die Koloristenschule Italiens, auf die Venezianer. Unter ihnen aber in erster Linie auf den dekorativ prächtigen Paul Veronese. So zog nun gleich

vielen andern auch B. über die Alpen, lebte drei Jahre in Rom, während deren er Venedig häufige Besuche abstattete. Hier fand er denn seine Eigenart, vor allem eben im Anschluß an Paul Veronese. Das Leben der Renaissance, der Hochrenaissance und zwar in erster Linie das venezianische wurde sein Stoffgebiet. Und da ihm die Richtung auf das Dramatische fern lag, so schuf er sich eine eigene Gattung historischer Genrebilder, in denen er das Gesellschaftsleben der Renaissance schilderte, hie und da mit der Andeutung einer sich anspinnenden Novelle, meistens mit einer Beziehung auf historische Vorgänge oder auf Szenen der Dichtung, gewöhnlich aber jeder größeren Handlung aus dem Wege gehend und mehr Bilder ruhiger Existenz schaffend.

Schon früher hatte er mit einigen Genrebildern Aufsehen erregt, so mit dem »Kapuziner«, dem »Geiger im Hofe«, der »Kartenlegerin«, während ein frühes historisches Bild »Belisar als Bettler« ziemlich gering ausgefallen war. Jetzt folgten Bilder wie der »Schmuckhändler beim Senator« (1855) u. a. Den Gipfel seines Ruhmes erklomm B. aber in den sechziger Jahren mit der Sitzung des Dogen im Geheimen Rate (1864), Karl V. bei Fugger (1866, jetzt in der Nationalgalerie), Karneval in Venedig, Karl V. bei Tizian, Dürer bei Tizian, Venezianische Balkonszene, Abschied des Franz vom Bischofe in Bamberg, Viola und Olivia u. a., Bilder, die rasch die Gunst des Publikums gewannen und die in unzähligen Nachbildungen ins deutsche Haus eindrangen.

In Deutschland war auf die Nazarener und Kaulbach Piloty mit seiner Schule gefolgt. Die bloße Kolorierung war der Erkenntnis der Bedeutung des Kolorits gewichen. Eine realistischere Durchbildung der Einzelheiten, eine virtuose Behandlung der Stoffe und ein gewisses trockenes, schauspielerhaftes Pathos in den großen historischen Szenen ist dieser Kunst eigen; dabei eine Härte, davon herrührend, daß man von der Herrschaft der Zeichnung trotz allem nicht frei war. Erst der nächsten Generation war es gegeben, diese zu überwinden: eine Mission, die in erster Linie Karl Makart erfüllte. Das so selbstverständliche Wort Ludwigs I., »ein Maler muß malen können«, kam nun zur Geltung. Ein Taumel der Farbenbegeisterung ergriff die Maler. Es war eine notwendige Phase, durch welche die deutsche Kunst hindurch mußte. Während Makart, der Pilotyschüler, seine koloristischen Träume auf große Leinwanden hinwarf, schufen andere mehr im kleinen, aber doch in ähnlicher Richtung, auch sie erfüllt von der Freude an der Pracht der Kostüme, dem Glanz der Stoffe, dem Zusammenklang tiefer und mächtiger Farben. So B., der seine »festlichen Szenen mit großer Virtuosität und flotten Pinselstrichen« hinwarf, Eigenschaften, die er wie alle seiner Berliner Genossen aus der Pariser Schule mitbrachte. Diese Virtuosität täuschte lange über die Leere der Bilder hinweg. Es sind immer dieselben deutschen Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts, die sich in das Kostüm der Renaissancezeit gesteckt haben, die einen italienischen Eindruck erwecken sollen durch den Schnitt des Haares und der Bärte, oder bei den Frauen durch die schwarze oder rote Haarfarbe: die posieren und Komödie spielen. Uns fallen heute diese Bilder durch die absolut ungenügende Charakteristik unangenehm auf: es sind stets dieselben süßlichen Modelle in unendlichen Wiederholungen, mag es sich nun um Adelheid von Walldorf oder um Bianca Capello, um Tizian oder um Dürer handeln. Aber gerade diese allgemeine, leere Schönheit der Gestalten erregte das Entzücken der Beschauer, staken sie doch alle in den farbenprächtigsten Gewändern und waren es doch immer »historische

Szenen«. Und es war die Zeit der Kostümfeste, die Zeit, da bald der Triumphzug der Renaissance im deutschen Kunstgewerbe begann, dort ebenso nötig wie die gleiche Richtung in der Malerei, weil wir ihr die Erlangung vergessener technischer Fähigkeiten und des allgemeinen Interesses an reicher Ausschmückung der Wohnung danken. Mag deshalb Feuerbachs Spott: haben wir keine Historie, so haben wir doch ein Histörchen, haben wir keine Kunst, so doch ein Künstchen, sich auch gerade gegen die historischen Genrebilder B.s und seiner Genossen richten, so darf nicht vergessen werden, daß sie eine notwendige Rolle zu erfüllen hatten in der deutschen Kunstgeschichte und daß sie an der Wiedererlangung malerischer Fähigkeiten ihren Anteil haben.

Es ist klar, daß eine derartige mehr äußerliche Kunst, je älter der Künstler wurde, desto mehr zur Manier führen mußte. Und das macht sich denn auch in den späteren Bildern B.s reichlich bemerkbar. Zwar griff er bald auch zu einem neuen Stoffgebiet, zu dem Zeitalter des Rococo, so »In der Gemäldegalerie« (1860), »Bartolo bekennt sich als Vater« (1874), aber er blieb natürlich derselbe. Es sind in das Kostüm des 18. Jahrhunderts gesteckte Gestalten, deren anmutige Koketterie uns nicht echt zu sein scheint, wie die der Gestalten Watteaus, Paters oder Lancrets. Im übrigen vernachlässigte der Künstler darüber die Renaissance nicht; als Beispiele seien zitiert: Bianca Capello (1872), Huttens Dichterkrönung (1876), Kaiser Max empfängt eine venezianische Gesandtschaft in Verona (1878), Othello erzählt seine Abenteuer Desdemona und Brabantio (1880), eine Reihe weiterer Othellobilder und anderes mehr. Die Kunstentwicklung Deutschlands war längst über diese Richtung hinweggeschritten, als der Künstler hochbetagt und hochgeehrt, als Ehrenpräsident der Berliner Kunstakademie, starb. Es gebührt ihm die Anerkennung, zu seiner Zeit, in seiner Art an der Einführung neuen Lebens in die deutsche Kunst mitgewirkt zu haben. (Vgl. dazu Rosenberg, Geschichte der neueren deutschen Kunst III, 218 ff.)

Max Wingenroth.

Theodor Elze (BJ. V, 98—102) vgl. noch:

[Prof.] Dr. Arnold Luschin von Ebengreuth in: Übersicht der Münzen und Medaillen des Hauses Anhalt in der neueren Zeit (1487—1876); aus dem Nachlasse von Dr. Theodor Elze (Wien 1903), S. 86—88. = Sonderdruck aus dem XXXV. Bande der Wiener numismatischen Zeitschrift.

Hermann Schmidt (BJ. V, 212 f.) vgl. noch:

[Prof. Dr.] Johannes Bühring in Arnstadt [jetzt in Elberfeld]: Archivrat Hermann Schmidt. Ein Gedächtniswort, in: Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte u. Altertumskunde NF. 12 (ganze Folge 20), Jena 1902, S. 320—324. Ebenda S. 324 f.: Archivrat Schmidts Vorträge; S. 325 f.: Archivrat Schmidts Veröffentlichungen.

Helmolt.

Berichtigungen.

In Band III, S. 102 Z. 3 von unten ist zu lesen 9. Juni (nicht 7.).
In Band V, S. 336, Z. 6 statt »einziger Sohn« »einzigem Sohn«.
In Band V, S. 353. Z. 16 und 18 von oben lese man »philologischen« statt »philosophischen«.
In Band V, S. 356, Z. 17 von oben lese man »*Auctores antiquissimi*« der »*Monumenta*«.
In Band VI, S. 44, Z. 26 von oben lies »Denkarbeit« statt »Denkbarkeit«.
In Band VI, S. 282, Z. 19 von unten ist zu lesen 1828, nicht 1824.
In Band VI, S. 376, Z. 10 von unten lies 1902 statt 1903.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1901.

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

TOTENLISTE

1901

Ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Biographische Jahrbuch dem Toten einen eigenen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit BJ unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die am Schlusse jedes Artikels der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; **L** *deutet dabei an, daß am betreffenden Orte sich weitere Literatur über den Verstorbenen vorfindet,* **W**, *daß dort ein Verzeichnis seiner Werke,* **P**, *daß ein Porträt beigegeben ist. — Andere Abkürzungen sind (die genaueren Titel in BJ III, 165* ff.):*

Brockhaus = Brockhaus' Konversationslexikon — Brümmer = F. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts — BZ = Dietrich, Bibliographie der Zeitschriftenliteratur — Hinrichsen = Hinrichsen, Das literarische Deutschland — KL = Kürschner, Literaturkalender — Meyer = Meyers Konversationslexikon — Müller-Singer = Allgemeines Künstlerlexikon von H. A. Müller. Hrsg. v. H. W. Singer — Pagel = J. Pagel, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte des neunzehnten Jahrhunderts — Poggendorf = J. C. Poggendorf, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften — Riemann = H. Riemann, Musiklexikon.

München, im Mai 1904. *Dr. G. Wolff.*

Abeken, Bernhard, Dr. jur., Rechtsanwalt in Braunschweig, langj. Mitglied des braunschweig. Landtags, früher auch d. Reichstags (nat.-lib.), auch Romanschriftsteller (Pseudon.: Ernst Andolt); * Braunschweig 27. III. 1826; † ebenda 1. IV. — Ill. Ztg. 116, 574; Woche 3, 654. 659 (P); Schoenfeld, Notizbuch für Reichstags-Wähler^{5} 368; Brümmer^{5} 1, 21; KL 24, 39; Hinrichsen^{2} 1; BZ 9, 40 (Braunschweig. Magazin 1902, 129).

Aeberli, Hermann, Dr. med., Chirurg in Zürich; * Oetweil am See 9. VII. 1864; † Biber (Horgen, Schweiz) 24. II. — Virchows Jahresberichte 36, I, 384 (Pagel, mit L).

Ackermann, Karl Gustav, k. sächs. Geh. Rat, Dr. jur. honoris causa, Rechtsanwalt in Dresden, Ehrenbürger dieser Stadt, Führer d. konservativen Partei in Sachsen, Mitgl. d. 2. sächs. Kammer u. d. Reichstags, vorübergehend auch Präsident beider Parlamente; * Elsterberg (Vogtl.) 10. IV. 1820; † Dresden 1. III. — Ill. Ztg. 116, 349; Woche 3, 436. 488 (P); Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstags-Wähler^{5} 296.

Adamo, Max, Historienmaler in München; * daselbst 3. XI. 1837; † ebenda 31. XII. — Ill. Ztg. 118, 63; Müller-Singer^{3} 1, 7; D. geistige Deutschland 1, 7.

Adams, Vorstandsmitgl. d. Landwirtschaftl. Vereins f. Rheinpreußen, zugleich Mitgl. d. Landwirtschaftskammer, d. Kreistags u. des Verbandes ländl. Raiffeisengenossenschaften; † Bassenheim 18. XII. — Ill. Ztg. 117, 975.

***Aegidi,** Ludwig Karl (Pseudon.: Ludwig Helfenstein), Dr. jur., Geh. Legationsrat z. D., o. Honorarprof. für Staatsrecht an d. Univ. Berlin, früher Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. D. Reichstags (freikons.), Publizist u. Politiker; * Tilsit 10. IV. 1825; † Berlin 20. XI. — BJ VI, 264; Woche 3, 2072. 2077 (P); Ill. Ztg. 117, 803; KL 23, 8 (mit W); Chronik d. Univ. Berlin 15 (1901), 8; Gartenlaube 1901 Nr. 49 Beil. 2 (mit P); Jurist. Literaturblatt 13, 83.

Agricola, Alfred, Dr. jur. Reichsgerichtsrat a. D.; * Gotha 15. I. 1824; † Eisenach 22. VII. — Ill. Ztg. 117, 167; Woche 3, 1344 (P); Blätter f. Rechtspflege in Thüringen 48, 353 (H. Brückner).

Ahlers, Ida, geb. Simon, Schauspielerin am Stadttheater in Bremen (Kom. Alte); * 20. III. 1844; † Bremen 15. III. — Woche 3, 610; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 3; Bühne u. Welt 3, 2, 616.

Ahrendts, Hermann Ludwig Konrad, Maler u. Illustrator; * Müncheberg (Mark) 17. XII. 1855; † Weimar 6. XII. — D. geistige Deutschland 1, 9; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 97.

Albrecht, G., Musikdirektor u. Organist in Zittau; † daselbst, 76 Jahre alt, 1. IX. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 129 (Lüstner, mit L).

Albrecht, Julius, k. preuß. Gen.-Major z. D.; †, 73 Jahre alt, Dresden 27. VI. — Ill. Ztg. 117, 12.

Alderhoff, Wilhelm v., hervorragender Sprachenkenner; †, 83 Jahre alt, Dallas (Texas) 22. V. — Woche 3, 936.

Alexander, Rudolf, Reg.- u. Med.-Rat in Breslau, vorher Physikus in Belgard; † Breslau Mitte Jan. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel); BZ 11, 24 (Jahresberichte d. schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur 1902: H. Cohn.)

Alten, Karl Friedrich Franz Viktor Graf v., Erbherr auf Wilkenburg, Stelle u. Warmbüchen (Prov. Hannover), k. preuß. Gen. d. Kav., Generaladj. Kaiser Wilhelms I.; * Hannover 1. VIII. 1833; † Vöslau bei Wien 24. IX. — Woche 3, 1728; Ill. Ztg. 117, 490; Gräfl. Taschenbuch 1901, 18.

Aly, Eduard, Dichter und Schriftsteller in Dresden, früher Rechtsanwalt in Zeitz; * Magdeburg 24. XII. 1854; † Dresden Mitte Dez. — KL 23, 15 (mit W). 24, 39; Ill. Ztg. 117, 939; BZ 11 (Dresdener Anzeiger 1902 Nr. 49: H. A. Krüger).

Amalie: Karoline Amalie Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Tochter d. Herzogs Christian, Tante d. deutschen Kaiserin Auguste Viktoria; * Augustenburg 15. I. 1826; † Kairo 3. V. — Woche 3, 828, 837 (P); Goth. Hofkalender 1901, 33. 1902, 33.

Andolt, Ernst (Pseudon.), Dichter: s. Abeken, Bernhard.

a*

Anger, Richard, Begründer u. Direktor des Luisenstädt. Theaters in Berlin, dramat. Schriftsteller (bes. Possendichter); * daselbst 24. X. 1846; † ebenda 10. IV. — Woche 3, 654; KL 23, 19 (mit W); Monatshefte f. Musikgesch. 34, 130 (Lüstner, mit L).

Angerer, Johann, Dr., Sekretär d. bozener Handelskammer, Präsident des Landesverbandes f. Fremdenverkehr in Tirol, Mitgl. d. Abg.-Hauses d. österr. Reichsrats, später auch Landtagsabg., Publizist; †, 60 Jahre alt, Lana an d. Etsch 31. XII. — Ill. Ztg. 118, 63.

Appenzeller, Kaspar, Großindustrieller (Seidenindustrie) in Zürich, Philanthrop; † Anfang Februar. — Gartenlaube 1901 Nr. 9 Beil. 2 (mit P).

Arbter, Arthur Ritter v., k. u. k. Gen.-Major, Chef d. 1. Sektion im Techn. Militärkomitee, auch mathemat. Schriftsteller; † Wien 30. III. — Ill. Ztg. 116, 509; KL 24, 39.

Arenberg, Sophie Prinzessin v.: s. Auersperg.

***Arndt,** Theodor, Dr. phil., et theol.; 2. Prediger an der Petrikirche in Berlin, verdient um d. evang.-prot. Missionswesen, Hrsgbr. d. »Zeitschrift f. Missionskunde u. Religionswissenschaft«, theol. Schriftsteller u. Publizist; * Benkendorf im Mansfeldischen 1. VI. 1850; † Berlin 2. VII. — BJ VI, 292; Ill. Ztg. 117, 57; KL 23, 26. 24, 39.

Arnheim, Adolf, Dr. med., Sanitätsrat in Berlin; * Stargard (Pommern) 29. III. 1819; † Berlin 10. V. — Leopold. 37, 60; D. Geistige Berlin 3, 3.

***Arnold,** Ferdinand Christian Gustav, Dr. phil. honoris causa, Oberlandesgerichtsrat, Lichenolog; * Ansbach 24. II. 1828 (nicht 1824); † München 8. VIII. — BJ VI, 282; Ill. Ztg. 117, 239; Leopold. 37, 74 (Radlkofer mit W); KL 24, 39.

***Arz v. Straufsenburg,** Albert, Advokat in Hermannstadt, Mitgl. d. ungar. Magnatenhauses, Vorkämpfer d. Siebenbürger Sachsen; * Hermannstadt 14. X. 1833; † ebenda 16. II. — BJ VI, 70; BZ 11, 67 (Archiv d. Vereins f. siebenb. Landeskunde 1902, 141: F. Teutsch).

Asch, Sigismund, Dr. med., Veteran d. deutschen Ärzte in Breslau, Vorbild zu L'Arronge's »Doktor Klaus«, auch Politiker, 1848er, Vorkämpfer d. freisinnigen Partei; † Breslau 17. III. — Woche 3, 524; Ill. Ztg. 116, 475; Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L); BZ 8, 52 (Berliner Ärzte-Correspondenz 1901, Nr. 45: A. Gottstein); BZ 12, 68 (Jahresbericht der Gesellschaft f. schles. Kultur 1902, 1: H. Cohn).

Ascher, Therese, Inhaberin u. Leiterin eines weitbekannten Erziehungsinstituts in München; † daselbst, 81 J. alt, 23. III. — Gartenlaube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P).

Assmus, Karl, Dr. med., prakt. Arzt in Leipzig, Begründer u. langj. Leiter d. Leipziger Samaritervereins u. Deutschen Samariterbundes, Direktor der Leipziger Sanitätswachen; * Rothenburg b. Kassel 2. VIII. 1849; † Leipzig 20. V. — Ill. Ztg. 116, 809; Leopold. 37, 61; Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L); Gartenlaube 1901 Nr. 23 Beil. 2 (mit P).

Attems, Friedrich Graf v., Fideikommißherr auf Ober-Kindberg, Hart und Lichtenegg, k. u. k. Kämmerer; * 14. VIII. 1818; † Graz 21. IX. — Ill. Ztg. 117, 490; Gräfl. Taschenbuch 1901, 38.

Aubry, Ludwig, Prof., Direktor der wissenschaftl. Sektion für Brauerei in München; * ebenda 29. VI. 1844; † daselbst 24. XI. — Leopold. 38, 46; BZ 9, 56 (Chemikerzeitung 1901, 1081; Ztschr. f. angewandte Chemie 1901, 1311; Ztschr. f. Untersuchung d. Nahrungs- und Genußmittel 1901, 1184: Hilger); Ztschr. f. das ges. Brauwesen 1901, 801 (Brand, mit P).

Auersperg: Ernestine Fürstin v., Herzogin v. Gottschee, Witwe des Fürsten Karl († 1890), geb. Gräfin Festetics v. Tolna, k. u. k. Palastdame; * Baltavár 27. V. 1831; † Schloß Albrechtsberg bei Loosdorf (Niederösterr.) 30. XII. — Ill. Ztg. 118, 63; Goth. Hofkalender 1901, 105. 1903, 108; Gräfl. Taschenbuch 1901, 255. 1903, 263.

—: Henriette Prinzessin v., verehel. Fürstin Hohenlohe-Bartenstein-Bartenstein; siehe Hohenlohe-Bartenstein-Bartenstein.

—: Sophie Karoline Marie Prinzessin v. A., Witwe des Prinzen Ernst v. Arenberg († 1857), k. u. k. Palastdame; * Prag 8. I. 1811; † Salzburg 15. II. — Ill. Ztg. 117, 263; Goth. Hofkalender 1901, 104. 106. 1902, 106. 108; Stimmen aus Maria Laach 60, 338.

Avenarius, Tony, Maler in Cöln, Vizepräsident d. Cölner Männergesangvereins; † daselbst 31. I. — Ill. Ztg. 117, 191.

***Bach,** Josef, Dr. theol., o. Prof. d. Pädagogik, Apologetik und Dogmengesch. mit Symbolik in der theol. Fakultät der Univ. München, päpstl. Hausprälat, Geistl. Rat, kath. Dogmatiker, auch Kunstsammler; * Aislingen (Bez.-Amt Dillingen) 4. III. 1833; † München 24. IX. — BJ VI, 208; KL 23, 34 (mit W). 24, 39; Chronik der Universität München 1901/2, 5; A. Schmid, Lebensbild des Dr. J. Bach. Kempten 1902; Bayerland 13 Nr. 5.

Backhaus, Hermann Dietrich, Geh. Reg.-Rat, Dr. phil., Prof. f. Volkswirtschaft an d. Marineakademie in Kiel, Mitgl. d. Frankfurter Parlaments 1848; * im Fürstentum Waldeck; † Görlitz, 85 J. alt, 21. II. — Woche 3, 392 (P); Ill. Ztg. 117, 305; Chronik d. Univ. Kiel 1901/2, S. 10; KL 24, 39; Gartenlaube 1901 Nr. 10 Beil. 2 (mit P).

Ballach, Jan, Dr. phil., Schriftsteller und Dichter in Breslau, * Pehsken 29. I. 1845; † 1901? — KL 23, 44 (mit W). 24. 39.

Barbarosa (Pseudon): s. Breytung, R.

***Barack,** Max (Pseudon.: B. A. Rack), Bad. Major a. D., pfälz. Dialektdichter, auch Jugendschriftsteller; * Durlach 26. II. 1832; † Stuttgart 3. IX. — BJ VI, 229; Ill. Ztg. 117, 374; KL 23, 47 (mit W). 24, 39; Brümmer I[5], 449; Gartenlaube 1901 Nr. 38 Beil. 2 (mit P).

Bargheer, Adolf, Konzertmeister der Allgemeinen Musikgesellsch. zu Basel: * Bückeburg 21. X. 1840; † Basel 10. III. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 130 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 76.

***Bartels,** Karl, Dr. jur. honoris causa, Geh. Oberjustizrat, Oberstaatsanwalt am Oberlandesgericht in Kassel; * Preuß.-Minden 10. II. 1823; † Kassel 13. XI. — BJ VI, 330; Woche 3, 2050.

***Barthel,** Alexander, Schauspieler (Helden), Mitgl. d. Stadttheaters in Frankfurt a. M.; * Braunschweig 18. V. 1860; † Frankfurt a. M. 19. XI. — BJ VI, 299; Ill. Ztg. 117, 803; Bühne und Welt 1 Nr. 17. 3 Nr. 4. 4, 1, 223; Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 12; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 50.

Bärtich, Eduard, Dr., Direktor des Kurorchesters in Davos; † daselbst, 27 J. alt, 29. III. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 130 (Lüstner, mit L).

Bartsch, Georg Maximilian, Hauptmann u. Kompagniechef im kais. Deutschen 2. Ostasiat. Inf.-Reg.; * Striegau (Schles.) 24. I. 1864; † ermordet zu Peking in d. Nacht vom 9./10. IV. — Woche 3, 698. 706 (P); Ill. Ztg. 116, 600 (mit P).

Barwinski, Oskar Valerian, Dr. med., langj. Badearzt u. Inhaber einer Wasserheilanstalt in Elgersburg; * Guttstadt (Ostpr.) 9. XII. 1844; † 11. IV. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L).

***Bauch,** Alfred, Dr. phil., Kreisarchivar in Nürnberg, Historiker; * Laskowitz b. Ohlau (Schlesien) 31. I. 1851; † Nürnberg 1. I. — BJ VI, 148.

***Bauer,** Erwin (Pseudon.: Lynkeus, Cassandra, Junius redivivus), Dr. phil., russ. Oberlehrer a. D., Publizist u. Schriftsteller, Redakteur verschiedener Zeitungen in Reval, Hamburg, Berlin u. Leipzig, zuletzt des »Wochenblattes« in Annaberg i. S., auch Verf. von Romanen u. Novellen und Übersetzer aus d. Russ.; * Techelfer bei Dorpat 9. (n. St. 21.) I. 1857; † Annaberg 9. XII. — BJ VI, 228; Ill. Ztg. 117, 939; KL 23, 57 (mit W). 24, 39; Brümmer I[5], 76 u. 453 (mit W); Hinrichsen[2] 66.

Baumgart, Max, Dr. phil., Schriftsteller auf d. Gebiete d. Universitätswesens, d. Bibliographie und Kriegsgeschichte in Berlin; * Krotoschin 7. IX. 1850; † 1901? — KL 23, 61 (mit W). 24, 39; Hinrichsen, D. literar. Dtschl.[2] 70 (mit W).

Baur, Hermann, Dr. med., Privatdozent für Chirurgie an der Univ. Gießen; † Gießen im Juni. — Allg. Ztg. 1901 Beil. Nr. 127; Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L).

***Bayersdorfer,** Adolf, Dr. phil. honoris causa, Konservator der Alten Pinakothek in München, Kunstkenner, auch Meister d. Schach: * Erlenbach (Unterfranken) 7. VI. 1842; † München 21. II. — BJ VI, 72; Ill. Ztg. 117, 305; Gartenlaube 1901 Nr. 10 Beil. 2 (mit P); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 97 (mit L); BZ 8, 61 (reiche L).

Becht, Dr. med., Generalarzt; † Hannover, 80 Jahre alt, 7. XI. — Woche 3, 1986.

Becker, Alexander, Entomolog u. Botaniker; * Sarepta (Südrußland) 30. VIII. 1818; † daselbst 16. IV. — Leopold. 37, 53 (mit W); BZ 8, 61 (Insektenbörse 1901, 153 mit P).

Becker, Karl, Direktor d. Stadttheaters in Erfurt; * Dessau 1860; † Erfurt 24. 8. — Woche 3, 1512; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 130 (Lüstner, mit L).

Becker, Moritz, Geh. Kommerzienrat, Begründer d. ostpreuß. Bernsteinwerke von Palmnicken; † Heringsdorf 25. (oder 26.) VIII. — Woche 3, 1512. 1659 (mit P); Ill. Ztg. 117, 339.

Beckmann, Hermann, Großkaufmann, Mitinhaber d. Seidenfirma J. B. Limburger in Leipzig, ital. Konsul a. D., früher auch Mitgl. d. 2. sächs. Kammer; * Leipzig 9. V. 1819; † ebenda 28. VI. — Ill. Ztg. 117, 13.

***Beczwarzowsky,** Leo v., Generalleutnant z. D.; * Düsseldorf 19. X. 1835; † Liegnitz 14. VI. — BJ VI, 320.

***Bedeus von Scharberg,** Joseph v., Ehrendoktor der Univ. Heidelberg, Präsident d. Sächs. Landwirtschaftl. Vereins, Direktor der Hermannstädter Bodenkreditanstalt, Kurator der siebenbürg.-sächs. Landeskirche, früher Gerichtsrat; * Hermannstadt 22. VII. 1826; † ebenda 24. IV. — BJ VI, 137; Ill. Ztg. 116, 717; Woche 3, 786 (P).

Begas, Grete, Gattin d. Bildhauers Reinhold B. in Berlin; † Berlin 3. XI. — Woche 3, 1942. 1946 (P).
***Behr,** Julie v., verehel. Massow, Dichterin: s. Massow, Julie v.
Beltz, Martin (Pseudon.: Max Bolten), Publizist, Redakteur d. nat.-lib. »Eisenacher Ztg.«, Herausgeber u. Leiter d. Thüringer Monatsblätter, Redakteur der »Akadem. Turnztg.«, Vorstandsmitgl. d. Thüringerwald-Vereins: * Hagenow (Mecklenburg) 10. XI. 1857; † Eisenach 18. III. — Ill. Ztg. 116, 475; KL 23, 77. 24, 39.
Bender, Hermann Joseph, Rentier (früher Tuchfabrikant) in Vallendar a. Rh., Stadtverordneter daselbst, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses u. D. Reichstags (Zentr.); * Vallendar 28. II. 1835; † ebenda 21. V. — Woche 3, 936; Ill. Ztg. 116, 880; Kürschner, Reichstag 1898/1903, 220 (mit P); Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstags-Wähler[5] 226.
***Bender,** Wilhelm, Dr. theol. et phil., o. Prof. d. Philos. an d. Univ. Bonn (vorher in d. theol. Fakultät), theol. u. philos. Forscher, bes. auf d. Gebiete d. Religionsphilosophie; * Münzenberg (Hessen) 15. I. 1845; † Bonn 8. IV. — BJ VI, 293; Woche 3, 698. 747 (P); Ill. Ztg. 116, 602; KL 23, 78 (mit W). 24, 39; Allg. Ztg. 1901 Beil. 82; Brockhaus Konv.-Lexikon[14] 2, 713; Hinrichsen[2] 96; Chronik der Universität Bonn 27 (1901/2), 2—8.
Beneke, Friedrich, Dr. phil., Professor, Gymn.-Direktor a. D.; * Hannover 3. III. 1853; † Marburg a. d. L. 24. VI. — Bursians Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 111, 156 (K. Rittweger).
Bentele, Fidelis, Professor für Ornament- u. Landschaftszeichnen an der Baugewerkschule in Stuttgart, Historienmaler (religiöse Stoffe); * Tettnang (Württemberg) 8. IV. 1830; † Stuttgart 27. III. — Woche 3, 610; Ill. Ztg. 116, 509; Müller-Singer[3] 1, 106.
Berg, Woldemar v., Dr. med., k. russ. Staatsrat u. ehemaliger Divisionsarzt in Odessa; †, 61 J. alt, 28. XI. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L).
Bergen, Werner v., Wirkl. Geh. Rat, früher kaiserl. deutscher Gesandter in Guatemala; * Königsberg i. Pr. 20. I. 1839; † Wiesbaden 29. X. — Ill. Ztg. 117, 671.
Berger, Albrecht Maria, Dr. med., k. bayr. Hofrat, Augenarzt in München, Fachschriftsteller, auch auf d. Gebiete d. Geschichte d. Medizin: * Fürstenfeldbruck 27. VIII. 1846; † München 16. III. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L); Leopold. 37, 44; Gartenlaube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); Pagel 139.
***Berger,** Wilhelm, Romanschriftsteller in Bremen; * Barmen 21. I. 1833; † Bremen 2. II. — BJ VI, 232; Hinrichsen[2] 103; Brümmer 1[5], 103 u. 464 (mit W); KL 23, 85 (mit W). 24, 39.
Bernsdorf, Eduard, Musiklehrer, Komponist u. Musikkritiker in Leipzig, Mitarbeiter d. »Signale«; * Dessau 25. III. 1825; † Leipzig 27. VI. — Ill. Ztg. 117, 12; KL 23, 92. 24, 39; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 130 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 110 (mit W).
Bertelsmann, Konrad, langjähriger Leiter d. Spinnerei Vorwärts in Gadderbaum bei Bielefeld, Präsident d. Handelskammer in Bielefeld; † Bad Pyrmont 20. VI. — Ill. Ztg. 116, 1005.
Bertouch, Sophus v., Schleswig-Holsteiner von 1848, 1851 nach Südaustralien ausgewandert, eine der Stützen des dortigen Deutschtums; † Tanunda (Südaustr.) im Januar. — Ill. Ztg. 116, 349.
Bessler, J. G., Reallehrer in Ludwigsburg, Schriftsteller auf d. Gebiete der Bienenzucht; * Nufringen 6. I. 1846; † Ludwigsburg 27. VI. — KL 23, 95 (mit W). 24, 39.
Beutner, Leopold, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Generalkommissionspräsident; † Neckargemünd 30. I. — Woche 3, 248.
***Bickell,** Ludwig, Dr. phil. honoris causa, Bezirkskonservator, Kultur- u. Kunsthistoriker; * Marburg 13. IX. 1838; † daselbst 20. X. — BJ VI, 331; D. Bauztg. 35, 587. 599 (mit eingehender Charakteristik v. Edw. Schröder).
***Biedermann,** Karl, Dr. phil., o. Honorarprof. an d. Univ. Leipzig, Publizist, Politiker u. Kulturhistoriker, Mitgl. d. Frankfurter Parlaments 1848, d. D. Reichstags und der 2. sächs. Kammer; * Leipzig 25. IX. 1812; † daselbst 5. III. — BJ VI, 413; Ill. Ztg. 116, 385 (G. Dreydorff, mit P); KL 23, 105 (W); Gartenlaube 1901 Nr. 11 Beil. 2 (mit P).
Biermer, Otto, Maler in München; * Würzburg 12. II. 1858; † Obersiegsdorf bei Traunstein 8. IX. — Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 97.
***Biltz,** Karl Friedrich, Dr. phil., früher Gymnasial- u. Realschullehrer, Literarhistoriker u. Germanist, Journalist u. Feuilletonist, auch lyr. und dramatischer Dichter; * Schildau (Provinz Sachsen) 6. VII. 1830; † Groß-Lichterfelde bei Berlin 16. XII. — BJ VI, 231; Ill. Ztg. 117, 975; KL 23, 108 (mit W). 24, 39; Hinrichsen[2] 128; D. geist. Berlin 1, 27; Brümmer[5] 1, 126 (mit W).
Binder, Adolf, Komponist u. Dirigent des philharmon. Vereins in Marburg a. d. D.; † daselbst 13. IX. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 130 (Lüstner, mit L).

Binder, Heinrich, deutsch-amerikan. Journalist u. Dichter; * Stockerau 1827; † New-York 12. I. — Ill. Ztg. 116, 191; KL 24, 39; Brümmer⁵ 1, 471.

Binder, Oskar, Dr. med., Psychiater; † Zwiefalten im Dez. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 384 (Pagel, mit L); BZ 9, 67 (Korrespondenzbl. d. württemb. ärztl. Landesvereins 1901, 727).

Bismarck-Bohlen, Friedrich-Karl Alexander Theodor Graf v., Fideikommißherr, k. preuß. Major a. D., Mitgl. des D. Reichstags (kons.); * Berlin 7. VI. 1852; † Karlsburg bei Züssow (Pommern) 18. II. — Kürschners D. Reichstag 1898—1903, 70 (mit P); Ill. Ztg. 117, 263; Gräfl. Taschenb. 1901, 93. 1902, 97.

***Bismarck-Schönhausen,** Wilhelm Otto Albrecht Graf v., Erbherr d. Fideikommißherrschaft Varzin, Erboberjägermeister im Herzogtum Pommern, Oberpräsident der Prov. Ostpreußen, 2. Sohn d. Fürsten Otto v. Bismarck; * Frankfurt a. M. 1. VIII. 1852; † Varzin 30. V. — BJ VI, 261; Woche 3, 1000. 1006 (P); Ill. Ztg. 116, 880. 883 (J. P., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 24 Beil. 2 (mit P); BZ 8, 68 (Das rote Kreuz 1901, 217 mit P; Zukunft 35, 409).

Blasendorff, Karl, Dr. phil., Gymn.-Prof. in Stettin, Historiker u. Germanist; * Rügenwalde 14. VIII. 1841; † 1901 (?). — KL 23, 116 (mit W). 24, 39.

Blau, Karl, Dr., Lepidopterologe; † Graz 10. III. — Leopold. 37, 62.

Bleichert, Adolf, Großindustrieller, Begründer d. Fabrik von Drahtseilbahnen Adolf Bleichert & Cie in Leipzig-Gohlis; † Davos-Platz, im 57. J., 29. VII. — Ill. Ztg. 117, 167.

Blencke, Oskar, Schauspieler (Bonvivants u. Naturburschen), früher Mitgl. d. Wallnertheaters u. K. Schauspielhauses in Berlin; * Gossera b. Zeitz 28. XII. 1848; † Berlin 26. IX. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 29; Ill. Ztg. 117, 490; Bühne u. Welt IV, 1, 93 (R. R.); Eisenberg, Biogr. Lexikon d. Bühne 105.

Bloch, Bianca (Pseudon.: B. Waldow), Romanschriftstellerin, auch Verf. v. Lustspielen u. Jugendschriften; * Lauban 19. I. 1848; † Görlitz Anfang Mai — Ill. Ztg. 116, 717; KL 23, 119 (mit W). 24, 39; Pataky, Lexikon Deutscher Frauen d. Feder 1, 77. 2, 406 (W); Brümmer⁵ 1, 477 (mit W).

Block, Moritz, Volkswirt und Verwaltungsjurist in Paris, bis 1862 im dortigen Statistischen Bureau beschäftigt; * Berlin 18. II. 1816; † Paris 9. I. — Gubernatis, *Dictionnaire international des écrivains du jour* 1, 331 (mit W); Vapereau, *Dictonnaire des contemporains*⁵ 241; Ill. Ztg. 116, 93.

Blumer, H. (Pseud.): s. Düntzer, Heinrich.

Blumner, Martin Traugott Wilhelm, Dr. phil. honoris causa, Prof., Vorsteher einer Meisterschule der Komposition an der K. Hochsch. f. Musik in Berlin, langj. Dirigent, zuletzt Ehrendirektor d. Singakademie daselbst, Komponist; * Fürstenberg (Mecklenburg) 21. XI. 1827; † Berlin 16. XI. — Woche 3, 2030 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 49 Beil. 2 (mit P); Ill. Ztg. 117, 759; Riemann⁵ 125; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

Bluth, Gustav, Geh. Baurat, Landesbaurat u. Konservator d. Baudenkmäler d. Prov. Brandenburg; * Petznik b. Stargard 1828; † Berlin 24. XI. — Ill. Ztg. 117, 849; BZ 9, 70 (Denkmalspflege 1901, 126; Zentralblatt d. Bauverwaltung 1901 Nr. 95, mit P); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 97.

Bochmann, Eugen v., Präsident der städt. Sanitätskommission in Riga; † daselbst, 64 Jahre alt, 29. IX. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 385 (Pagel, mit L).

Bock, Julius August, Begründer des ersten Kunstsalons in Hamburg; † Kiel Ende Januar. — Ill. Ztg. 116, 227.

***Böcker,** Ewald, Dr. phil., Professor, früher Lehrer an d. Elisabethschule in Frankfurt a. M., längere Zeit Vorsitzender d. dortigen Schriftsteller- und Journalistenvereins, Dichter v. Dramen, Märchenspielen u. a.; * Solingen 11. II. 1844; † Bad Kösen 29. VIII. — BJ VI, 225; Ill. Ztg. 117, 339; KL 23, 128 (mit W). 24, 39; Hinrichsen² 147; Brümmer⁵ 1, 143.

***Böcklin,** Arnold, Maler u. Bildhauer; * Basel 16. I. 1827; † Fiesole bei Florenz 16. I. — BJ VI, 438; Woche 3, 175 (Eckehardt mit P); Ill. Ztg. 116 Nr. 3004; 117, 29 (mit P); BZ 8, 70. 9, 70. 10, 73. 11, 85 (reiche L).

Bohlen, Eduard, Generalkonsul des Kongostaates in Hamburg, Mitinhaber d. Firma C. Woermann daselbst u. Direktor d. Deutschen Ostafrikalinie; † Hamburg, 53 Jahre alt 31. I. — Woche 3, 248. 262 (P); Ill. Ztg. 116, 191.

Böhm, Johann, k. bayr. Seminaroberlehrer a. D., pädagog. Schriftsteller; * Pyrbaum b. Neumarkt in der Oberpfalz 4. XI. 1837; † Altdorf 1. IX. — KL 23, 130 (mit W). 24, 39; BZ 10, 74 (Repertorium d. Pädagogik 1902, 225; A. Schönemann).

Bollmann, Bruno, Opernsänger (Tenor), Mitgl. d. K. Opernhauses in Berlin; † daselbst, 40 J., 17. X. — Woche 3, 1856; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

Bolten, Max (Pseudon.), Publizist: s. Beltz, M.

Borchard, Louis, Sportsmann, Leiter des Internationalen Klubs in Baden-Baden; † daselbst 22. VII. — Ill. Ztg. 117, 167.

Bornheimer, Fritz, Direktor des Wilhelmtheaters in Görlitz; † daselbst 10. II. — Woche 3, 296.

Borries, Friedrich v., Chefredakteur der »Lothringer Ztg.« in Metz; † daselbst 2. IV. — Ill. Ztg. 116, 574; KL 23, 39.

***Borries,** Hans v., Oberst a. D., Direktor d. Museums f. heimatl. Gesch. u. Altertumsk. d. Prov. Sachsen; * Steinlacke b. Herford 11. VIII. 1819; † Halle a. S. 12. V. — BJ VI, 164; Ill. Ztg. 116, 809.

Bösch, Rudolf, Opernsänger am Hoftheater in Karlsruhe; * Mahlberg (Baden) 7. X. 1839; † Karlsruhe 3. II. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 31; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

Bosdorff, Albert Hermann Karl, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, prakt. Arzt in Potsdam, 2. Vorsitzender der Berlin-Brandenburger Ärztekammer; * Caputh b. Potsdam 23. IX. 1832; † Potsdam 26. XII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 385 (Pagel, mit L); BZ 10, 79 (Berliner Ärztekorrespondenz 1902 Nr. 2); Verzeichnis d. Berliner Univ.-Schriften 1810—85 (Berlin 1899) Nr. 5173.

Bosse, Julius Robert, Dr. theol. et juris honoris causa, ehemal. preuß. Kultusminister, jurist. Schriftsteller; * Quedlinburg 12. VII. 1832; † Berlin 31. VII. — Woche 3, 1343 (mit P); Ill. Ztg. 117, 203 213 (J. P., mit P); Deutsche Juristenztg. 6, 378; KL 23, 150 (mit W); BZ 9, 72 (Rhein. Blätter f. Erziehung und Unterricht 1901, 409; Blätter f. höh. Schulwesen 1901, 117; Grenzboten 1902 Nr. 14. 15; Deutsche Revue 1902 April u. Juni).

Bosshardt-Demerghel, Frau Marie, Präsidentin des Wiener Vereins für erweiterte Frauenbildung, Begründerin d. Mädchengymn. u. d. Frauengewerbevereins daselbst; † ebenda, im 47. Jahre, im November. — Ill. Ztg. 117, 759.

Böfsneck, Bernhard, k. sächs. Kommerzienrat, Industrieller (Firma E. Bößneck) in Glauchau, Mitgl. d. 2. sächs. Kammer; *25. VIII. 1849; † Glauchau 12. XII. — Ill. Ztg. 117, 939.

***Bötticher,** Adolf Gustav, Architekt u. Archäolog, Provinzialkonservator für Westpreußen, Hrsgbr. d. »Wochenbl. f. Architekten u. Ingenieure«; * Blumberg b. Berlin 12. XII. 1842; † Warnicken b. Danzig 9. VI. — BJ VI, 212; Ill. Ztg. 116, 963; KL 23, 137 (mit W). 24, 39; Allgemeine Ztg. 1901 Beil. Nr. 132; BZ 8 (Denkmalspflege 1901, 61).

Brandenburg, Wilhelm, Landschaftsmaler; * Mülheim a. Rh. 24. I. 1824; † Düsseldorf 12. VI. — Woche 3, 1086; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 197.

Brandes, Georg Wilhelm, früher Opernsänger (Bariton), später Direktor d. Stadttheater in Breslau u. Mainz; * Hannover 29. III. 1836; † Frankfurt a. M. 14. VIII. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 36; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

***Brassert,** Hermann, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Berghauptmann a. D.; * Dortmund 26. V. 1820; † Bonn 16. III. — BJ VI, 436; Woche 3, 524; Jurist. Litteraturblatt 13, 99.

Braun, Emil (Pseudon.), Schriftsteller: s. Obrist, Joh. Georg.

***Braun,** Ernst, Dr. med., k. k. Reg.-Rat, Direktor d. niederösterr. Landes-Findel- u. Gebäranstalt in Wien; * Wien 19. I. 1847; † Maria-Enzersdorf b. Wien 28. VII. — BJ VI, 182; Woche 3, 1386; Leopoldina 37, 84; Virchows Jahresberichte 36, 1, 385 (Pagel, mit L).

Braunbehrens, Anton, Reichsgerichtsrat in Leipzig; * Schackenthal (Anhalt) 15. VIII. 1840; † Leipzig 6. XII. — Ill. Ztg. 117, 895.

Brauser, August Georg, Dr. med., k. bayr. Hofrat, prakt. Arzt in Regensburg, Vorkämpfer d. ärztl. Standes; * daselbst 14. IX. 1833; † ebenda 26. I. — Pagel 234; Münchn. Mediz. Wochenschrift 48, 545; BZ 8, 73 (Ärztl. Vereinsblatt f. Deutschland 1901, 75); Virchows Jahresberichte 36, 1, 385 (Pagel, mit L).

***Brecher,** Adolf, Dr. phil., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium u. Geschichtslehrer an der Kriegsakademie zu Berlin, Historiker; * Aken (Kreis Kalbe) 24. VI. 1836; † Berlin 21. XI. — BJ VI, 151.

Brecht, Theodor, protest. Pfarrer in Gross-Sachsenheim b. Heilbronn, Sozial- u. Kirchenpolitiker; * Garrweiler b. Nagold 17. IX. 1855; † Gross-Sachsenheim 28. VIII. — BJ VI, 291; KL 23, 163 (mit W). 24, 39.

Breden, Christiane v., geb. Friderik (oder Friederik), verw. v. Neupauer (Pseudon.: Ada Christen), Dichterin; * Wien 6. III. 1844; † ebenda 19. V. — Allg. Ztg. 1901 Beil. Nr. 115; Woche 3, 914 (mit P); Ill. Ztg. 116, 853 (J. Michael, mit P); KL 23, 163 (mit W). 24, 39; Brümmer[5] 1, 175 (mit W); Hinrichsen[2] 179; Pataky, Lexikon Deutscher Frauen d. Feder, 1, 103. 127 (W). 496 (W); BZ 8, 81 (Frankfurter Ztg. 1901 Nr. 141).

***Bretschneider,** Emil Wassiljewsky, Dr. med., früher Arzt d. russ. Botschaft in Peking, Sinologe; * Riga 1833; † St. Petersburg 12. V. (29. IV. a. St.). — BJ VI, 321; Ill. Ztg. 116, 809; Geograph. Jahrbuch 24, 372 (Wolkenhauer, mit W u. L); Virchows Jahresberichte 36, 1, 385 (Pagel, mit L); Oriental. Bibliographie 15, 13 (Scherman: L).

Breuer, Bernhard, Konzertmeister d. Philharmon. Orchesters in Berlin; † Scheveningen 6. VI. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 1, 131 (Lüstner, mit L).

Breymann, Ludwig, verdienter deutscher Landwirt in Australien; † Young (Neusüdwales) 9. IX. — Woche 3, 1812.

Breytung, Rudolf (Pseudon.: Barbarosa), Sekretär d. Handelskammer f. d. Reg.-Bez. Oppeln a. D., nationalökonom. Schriftsteller, au h Dichter; * Magdeburg 31. X. 1828; †1901? — KL 23, 172 (mit W). 24, 39.

Brigl, Otto, Verleger d. »Tägl. Rundschau« in Berlin; † Heringsdorf 5. IX. — Woche 3, 1398; Ill. Ztg. 117, 375; KL 23, 39.

Brinkmann, Karl, seit 4. X. 1900 zweiter Bürgermeister von Berlin, vorher zweiter Bürgermeister von Königsberg i. Pr.; † Berlin, 46 Jahre alt, 7. I. — Woche 3, 54 (mit P). 56; Ill. Ztg. 116, 93; BZ 8, 73 (Frauenbewegung 7, 9).

Brinschedler, Robert, verdienter Chemiker in Basel. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 184 (Pagel, mit L).

Brodhag, Karl, Stadtbaumeister in Wien; † daselbst, 41 Jahre alt, 13. XII. — Ill. Ztg. 118, 37.

Bromberg, Paula v., Schriftstellerin; † Wiesbaden, 65 Jahre alt, 22. VIII. — Woche 3, 1512.

Brown, Roderich (Pseudon.), Volks- u. Jugendschriftsteller: s. Hildebrandt-Strehlen, Heinrich.

Brunner, hess. Landtagsabg. f. d. 2. Wahlkreis d. Provinz Starkenburg (nat.-lib.), Mühlenbesitzer in Stockheim; † daselbst 5. II. — Ill. Ztg. 117, 227.

Bruno, (Pseudon.), Jugendschriftsteller: s. Sina, Franz Gustav.

***Bruns**, Ivo, Dr. phil., Prof. f. klass. Philologie an d. Univ. Kiel; * Halle a. S. 20. V. 1853; † Kiel 16. V. — BJ VI, 76.

Buchenau, G., Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Direktor; † Marburg 10. IV. — Woche 3, 698; BZ 9, 75 (Mitteilungen d. oberhess. Geschichtsvereins 1900, S. 88).

***Buchholtz**, Anton, Dr. phil., Kunst- u. Altertumsforscher; * Riga 16. VII. 1848; † ebenda 3. X. — BJ VI, 377.

Bueck, Karl, Landgerichtspräsident a. D.; † Stettin, 80 Jahre alt. — Woche 3, 200.

Bücker, Friedrich, Dichter u. Schriftsteller; * Iserlohn 13. VII. 1835; † 1901? — KL 23, 187 (mit W). 24, 39.

***Buff**, Adolf, Dr. phil., Stadtarchivar in Augsburg, Lokal- u. Kunsthistoriker; * Gießen 1. IX. 1838; † Augsburg 30. VIII. — BJ VI, 335; Ill. Ztg. 117, 375; Hinrichsen[2] 208; KL 23, 192 (mit W).

Bülow, Alexander v., Vorsitzender d. mecklenburg-schwerinschen Staatsministeriums, * Ludwigslust 25. II. 1829; † Schwerin 13. VII. — Woche 3, 1238; Ill. Ztg. 117, 115.

***Bülow**, Ernst Friedrich Wilhelm Freih. v., k. preuß. Gen.-Leutn. u. kommand. General d. VII. Armeekorps; * Stade 1. V. 1842; † Ems 9. V. — BJ VI, 342; Woche 3, 870. 880 (P); Ill. Ztg. 116, 770; Gartenlaube 1901 Nr. 22 Beil. 2 (mit P); Freiherrl. Taschenbuch 1902, 94.

Bülow, Otto v., k. preuß. Wirkl. Geh. Rat, 1892—98 preuß. Gesandter am Vatikan; * Frankfurt a. M. 28. XII. 1827; † Rom 22. XI. — Ill. Ztg. 117, 803.

Bünzli, Friedrich August, Lehrer d. Violinspiels in Reims; * Enge b. Zürich 5. VIII. 1820; † Reims im Juni. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

Burchard, Franz Emil Emanuel v., Wirkl. Geh. Rat, früher Präsident d. Seehandlung; * Königsberg i. P. 8. VIII. 1836; † Charlottenburg 25. IV. — Woche 3, 736. 794 (P); Ill. Ztg. 116, 675; BZ 8, 76 (Das rote Kreuz 1901, 197).

Burchardt, Martin, japan. Konsul in Hamburg; † daselbst 29. VI. — Woche 3, 1172.

***Burghart**, Hermann, Dekorationsmaler am Hofburg- u. Carl-Theater in Wien; * Türmitz b. Aussig 9. IV. 1835; † Döbling b. Wien 23. I. — BJ VI, 363; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 97; Woche 3, 200; Ill. Ztg. 116, 191.

Burckhardt-Burckhardt, Karl, Dr. jur., Vizepräsident d. Appellationsgerichts, Präsident d. Großen Rats in Basel; † daselbst, 70 Jahre alt, 7. VII. — Woche 3, 1258; Zeitschrift f. schweizer. Recht 42, 596.

Burkart, Theodor (Pseudon.), Dichter: s. Conard, Julius.

Busl, Karl, kath. Pfarrer a. D., Kunst- u. Literarhistoriker; * Ellwangen 10. VI. 1835; † 1901? — KL 23, 200 (mit W). 24, 39.

Buths, Karl, k. Kammermusiker a. D. in Wiesbaden; * Biebrich a. Rh. 11. I. 1823; † Wiesbaden 7. I. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

Buttmann, Philipp, Superintendent in Berlin: † daselbst, 92 J., 28. I. — Woche 3, 248. 262 (P).

***Canz**, Wilhelmine Friederike Gottliebe, Schriftstellerin, Verf. d. Romanes »Eritis sicut Deus«, Vorsteherin d. Bildungsanstalt f. Kleinkinderpflegerinnen zu Großheppach (Württemb.); * Hornberg (Baden) 27. II. 1815; † Großheppach 15. I. — BJ VI, 78; BZ 8, 77 (Der alte Glaube Jahrg. 2. Nr. 19. 20: K. Otto).

***Carl Alexander**, Grossherzog v. Sachsen-Weimar; * Weimar 24. VI. 1818; † ebenda 5. I. — BJ VI, 382; Woche 3, 63 (P); Ill. Ztg. 116, 45 (P). 46. 50. 90—92 (W. Asmus); BZ 8, 166 (L).

Caſpary, Ferdinand, Dr. phil., früher Lehrer am Humboldtgymnasium in Berlin, seit 1878 Mathematiker bei der Firma Siemens & Halske daselbst, bedeutender Mathematiker; * Unruhstadt 28. XII. 1853; † Berlin 15. VII. — Ill. Ztg. 117, 131; Leopold. 37, 84; KL 23, 207. 24, 40; Poggendorff IV, 226 (mit W).

Cassandra (Pseudon.): s. Bauer, Erwin.

Chammin-Glisczinski, Karl v., k. preuß. Gen.-Major z. D.; † Kassel, 68 Jahre alt, 18. VI. — Ill. Ztg. 116, 1005.

Choltiz, Karl v., Geh. Oberjustizrat, Senatspräsident a. D. am Oberlandesgericht Hamm; † Runkel a. d. Lahn, im 82. Jahre, 17. VII. — Woche 3, 1302; Ill. Ztg. 117, 131.

Christen, Ada (Pseudon.), Dichterin: s. Breden, Christiane.

Christian Friedrich Wilhelm Georg Peter Waldemar, königl. Prinz v. Großbritannien u. Irland, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, Sohn des Ernst August Herzog v. Cumberland; * Gmunden 4. VII. 1885; † daselbst 3. IX. — Woche 3, 1556 (mit P); Ill. Ztg. 117, 374; Goth. Hofkal. 1901, 22. 1902, 22.

Christophersen, Jes, Grundbesitzer in Kälberhagen, Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses f. d. Wahlkr. Schleswig (freikonservativ); * Kälberhagen 19. V. 1826; † Kamersteen, 11. VIII. — Woche 3, 1470; Ill. Ztg. 117, 285; Kürschners Preuss. Abgeordnetenhaus 1894, 263 (mit P).

***Chrysander**, Friedrich, Dr. phil. honoris causa, Musikgelehrter; * Lübtheen (Mecklenburg) 8. VII. 1826; † Bergedorf b. Hamburg 3. IX. — BJ VI, 66; Woche 3, 1398 (mit P); Ill. Ztg. 117, 375. 427 (E. Droste, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 38 Beil. 2 (mit P); KL 23, 212 (mit W). 24, 40; BZ 9, 81 (Kunstwart Jahrg. 15 Heft 1: G. Göhler; Allg. Musikztg. 1901 Nr. 37; Musikal. Wochenbl. 1901 Nr. 38; Sängerhalle 1901 Nr. 38—40 (mit P); Signale f. d. musikal. Welt 1901 Nr. 51: A. Neisser); BZ 10, 84 (Die Musik 1902, 154: Volbach; Musikal. Wochenbl. 1902, 1: A. Prüfer); BZ 11, 96 (N. Musikztg. 1902 Nr. 17: W. Weber); Monatshefte f. Musikgesch. 34, 131 (Lüstner, mit L).

Claessen, Rudolf, Dr. jur., Generaldirektor d. Cölnischen Lebensversicherungsgesellschaft Concordia; † Cöln, 50 Jahre alt, 18. IX. — Ill. Ztg. 117, 447.

Clausen, Physiker, Wanderredner; † Berlin 27. VI. — Ill. Ztg. 117, 13.

Clauswitz, Justus, Dr. jur. honoris causa, Wirkl. Geh. Oberjustizrat u. Obertribunalsvizepräsident a. D., früher Mitgl. d. preuß. Abgeordnetenhauses und D. Reichstags (kons., später Reichspartei); * Goslar 12. XII. 1809; † Berlin 20. II. — Woche 3, 392; Ill. Ztg. 117, 305; Schoenfelds Notizbuch f. Reichstags-Wähler[5] 135.

***Coler**, Alwin v., Dr. med., Wirkl. Geh. Obermedizinalrat, k. preuß. Generalstabsarzt d. Armee, o. Honorarprof. in d. medizin. Fakultät d. Univ. Berlin, Chef d. Sanitätskorps; * Gröningen (Kreis Halberstadt) 15. III. 1831; † Berlin 26. VIII. — BJ VI, 343; Woche 3, 1512 (mit P); Ill. Ztg. 1895 Nr. 2736 (mit P). 117, 305; Gartenlaube 1901 Nr. 37 Beil. 2 (mit P); Pagel 341 (mit P); Meyer 4[6], 219; Virchows Jahresberichte 36, 1, 386 (Pagel, mit L); Löbells Jahresberichte üb. d. Veränderungen u. Fortschr. im Militärwesen 28, 537 (B. v. P.[oten], mit L); Militärwochenblatt 86, 2005 (Körting); BZ 9, 82 (Das rote Kreuz 1901, 317: B. v. d. Knesebeck, mit P; Medizinische Reform 1901, 281: R. Lennhoff; Wiener Mediz. Presse 1901 Mil. 30; Berliner Klin. Wochenschrift 1901, 893; Wiener Klin. Wochenschrift 1901, 894: Habart; Wiener Mediz. Wochenschr. 1901 Mil. 137: Steiner; Medizin. Woche 1901, 387 mit P).

***Conard**, Julius (Pseudon.: Theodor Burkart u. Friedrich Helm), Dr. phil., lyr. Dichter u. Romanschriftsteller; * Königsberg i. Pr. 9. IX. 1821; † Berlin 4. VII. — BJ VI, 260; Ill. Ztg. 117, 57; KL 23, 218 (mit W). 24, 40; Hinrichsen[2] 232 (mit W); Brümmer 1[5], 225.

Conrad, Karl, Rittergutsbesitzer zu Neurode (Reg.-Bez. Breslau), früher Mitgl. d. preuß. Abg.-Hauses f. d. Wahlkreis Glatz-Habelschwerdt-Neurode (Zentrum); * Neurode 23. IX. 1839; † daselbst 18. XI. — Woche 3, 2050; Ill. Ztg. 117, 803; Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 177 (mit P).

Corneck, Josef, Schauspieler, Direktor d. Stadttheaters in Libau; † daselbst 18. I. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 132 (Lüstner, mit L).

***Coronini**, Franz Carl Alexius, Graf von Cronberg, k. u. k. Kämmerer, Geheimer Rat u Oberst a. D., Präsident d. Karstaufforstungs-Kommission in Görz, Konservator d. k. k. Zentralkommission z. Erforschung u. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmäler, Mitglied d. Herrenhauses d. österr. Reichsrats auf Lebenszeit, auch Komponist einer Oper; * Görz 18. XI. 1833; † auf seinem Gute St. Peter 25. VIII. — BJ VI, 278; Gräfl. Taschenbuch 1902, 181.

Costenoble, Hermann, Verlagsbuchhändler in Jena; * Magdeburg 20. III. 1826; † Jena 25. II. — Ill. Ztg. 116, 349; Woche 3, 392. 534 (P); Börsenblatt f. d. D. Buchhandel 1901, 1710.

*Cramer, Karl Eduard, Dr. phil., Prof. f. Botanik u. Direktor d. pflanzenphysiolog. Instituts an d. Eidgenöss. Polytechnikum in Zürich, Direktor d. Botan. Gartens daselbst; * Zürich 4. III. 1831; † ebenda 24. XI. — BJ VI, 160; Woche 3, 2116. 2120 (P); Ill. Ztg. 117, 849; Leopold. 37, 98; KL 24, 40; Meyer[6] 4, 331; Berichte d. D. Botan. Gesellsch. 1902 Generalversammlungsheft 28 (C. Schröter).

*Cretius, Konstantin Johann Franz, Historien-, Genre- u. Bildnismaler, Prof. u. Mitgl. d. Akad. d. Künste in Berlin; * Brieg (Schles.) 6. I. 1814; † Berlin 26. VII. — BJ VI, 369; Ill. Ztg. 117, 167; Meyer[6] 4, 344; Müller-Singer[3] 1, 300; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98; D. geistige Deutschland 1, 112.

Croy, Marie Rosine Franziska Prinzessin v., älteste Tochter d. Prinzen Alexis († 1898) aus d. Ehe mit Franziska Prinzessin zu Salm-Salm; * Dülmen 11. V. 1854; † Gries b. Bozen 20. IV. — Ill. Ztg. 116, 675; Goth. Hofkalender 1901, 115. 1902, 117.

*Dächsel, Karl August, protest. Pfarrer in Steinkirche (Schlesien), Schriftsteller auf d. Gebiete d. Exegese, Homiletik u. Liturgik; * Naumburg a. S. 24. XI. 1818; † Steinkirche 22. IX. — BJ VI, 295.

Dahms, Gustav, Chefredakteur d. »Woche«; † Hélouân b. Kairo, 48 Jahre alt, 21. IX. — Woche 3, 2072. 2077 (W).

Dahrenstädt, Ernst, k. preuß. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat a. D., langj. Mitgl. d. Oberverwaltungsgerichts in Berlin; † daselbst 8. III. — Ill. Ztg. 116, 475.

Dallmer, Leopold v., k. preuß. Generalleutnant z. D.; † Lößnitz b. Dresden 10. I. — Woche 3, 102; Ill. Ztg. 116, 93.

*Danckelmann, Bernhard Engelbert Joseph, Dr. jur., k. preuß. Landforstmeister, Direktor d. k. Forstakad. in Eberswalde; * Forsthaus Obereimer b. Arnsberg 5. IV. 1831; † Eberswalde 19. I. — BJ VI, 91; Woche 3, 152 (P); Ill. Ztg. 116, 119. 201 (Capt. van Beeker, mit P); Hinrichsen[2] 254; KL 23, 236 (mit W). 24, 39; Meyer[6] 4, 474; Gartenlaube 1901 Nr. 6 Beil. 2 (mit P); Zentralbl. f. d. ges. Forstwesen 1901, 272 mit P; BZ 8, 86 (D. Forstztg. 1901, 66 mit P: Bertog; Ztschr. f. Forst- u. Jagdwesen 1901, 255: A. Soboleff: Allg. Forst- u. Jagdztg. 1901, 151: Schweizer Ztschr. f. Forstwesen 1901, 82); BZ 10, 88 (Mitteilungen d. D. Forstvereins 1902, 1—3 mit P: Ney).

Danz, Hugo, Porträtmaler in Berlin; * daselbst 1. VIII. 1839; † ebenda 13. IX. — D. geistige Deutschland 1, 115; Kunst f. Alle 1901/2; Kunstchronik N. F. Jahrg. 12 [Beitrag von Dr. H. Schmerber in Prag].

*Deckert, Joseph, Dr. theol., kathol. Pfarrer in Weinhaus b. Wien, Redakteur d. »Sendboten d. hl. Joseph«, theolog. Schriftsteller u. Kanzelredner; * Drösing 17. XI. 1843; † Weinhaus 23. III. — BJ VI, 202; Woche 3, 564: KL 23, 289. 24, 40.

Deecke, Hermann, Senator d. Freien Stadt Lübeck, Gründer u. Teilhaber d. Firma Deecke u. Boldemann daselbst; † ebenda, im 59. Jahre, 26. XI. — Ill. Ztg. 117, 849.

Degener, Paul, Dr. phil., Apothekenbesitzer, Privatdozent an d. Techn. Hochschule in Braunschweig, Spezialist auf d. Geb. d. Reinigung v. Abwässern; * Braunschweig 25. X. 1851; † Harzburg 20. VII. — Poggendorff III, 341 (mit W). IV, 307 (mit W); BZ 9, 34 (Gesundheit 1901, 202. 232).

*Degenhard, Hugo, Landschaftsmaler und Radierer (bes. Jagdgenre) in München; * daselbst 30. XII. 1866; † ebenda 16. XI. — BJ VI, 134; Woche 3, 2072; Ill. Ztg. 117, 803; Das geistige Deutschland 1, 119; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98.

Delhaes, Stephan, Historienmaler, Restaurator der Liechtensteingalerie in Wien; * Budapest 1843; † Wien 18. IV. — Woche 3, 742; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98.

*Dieffenbach, Georg Christian, Dr. theol., Geh. Kirchenrat, Oberpfarrer zu Schlitz (Großhgt. Hessen), protest. Theol. u. Liederdichter, Hrsgbr. d. Zeitschrift »Für unsre Kleinen«; * Schlitz 4. XII. 1822; † ebenda 10. V. — BJ VI, 253; Woche 3, 870; Ill. Ztg. 116, 809. 850 (L. Salomon, mit P); KL 23, 254 (mit W). 24, 40; Hinrichsen[2] 272 (mit W); Brümmer[5] 1, 257 (mit W). 520; Meyer[6] 4, 887; BZ 8, 91 (Deutsche evangel. Kirchenztg. 1901 Nr. 22: Lindenborn).

Diemer, Jakob, Verlagsbuchhändler, Verleger der »Zeitschr. f. Staats- u. Gemeindeverwaltung« und d. »Deutschen Weinztg.«; † Mainz, 63 Jahre alt, 11. VII. — Ill. Ztg. 117, 131; KL 24, 40; Börsenblatt f. d. D. Buchhandel, 1901, 5653.

Diest-Daber, Otto v., k. preuß. Landrat u. Rittmeister a. D., konservativer Politiker, früher Mitgl. d. preuß. Landtags; * 31. VII. 1821; † auf seinem Gute Daber (Pommern) 29. VIII. — Woche 3, 1556. 1560 (P); Ill. Ztg. 117, 339; Meyer[6] 5 (mit W); O. v. Diest-Daber, Lebensbild eines mutigen Patrioten (Berlin 1901); BZ 9, 89 (Deutsche Landwirtschaftl. Presse 1901 Nr. 75, mit P).

Dietz, Heinrich, Rentner u. Stadtrat in Bromberg, ehemal. Inhaber eines Eisenwarengeschäftes, früher Mitgl. d. preuß. Abgeordnetenhauses f. Wirsitz-Bromberg (nat.-lib.), auch Mitgl. d. Provinziallandtags u.

Provinzialausschusses der Provinz Posen; * Bromberg 13. III. 1840; † daselbst 11. VIII. — Ill. Ztg. 117, 285; Kürschners Preuß. Landtag 1894, 147 (mit P).

Dietz, Kathinka v., Pianistin: s. Mackenzie, K.

***Dithmar,** Georg Theodor, Prof., Gymnasialoberlehrer a. D., Germanist u. Historiker, auch lyr. Dichter; * Homberg (Oberhessen) 10. XII. 1810; † Marburg a. L. 16. V. — BJ VI, 332; KL 23, 264 (mit W). 24, 40; Hinrichsen² 278 (mit W).

Dohna-Schlobitten, Heinrich Hans Rodrigo Graf zu, k. preuß. Rittmeister a. D., Sportsmann; * Pisa 4. III. 1854; † Brunau (Kreis Rosenberg) 16. II. — Gräfl. Taschenbuch 1901, 207. 1902, 211; Woche 3, 344.

Dommes, Dr., Amtmann u. Vorsitzender d. Seeamts zu Bremerhaven; † Engelberg (Schweiz). — Woche 3, 1344.

Donat, Richard v., Gutsherr auf Chmiellowitz bei Oppeln, Generallandschaftsrepräsentant, Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (kons.); † Chmiellowitz 18. IV. — Ill. Ztg. 116; 717.

***Doergens,** Richard, Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Prof. f. Geodäsie u. Feldmesskunde an d. Techn. Hochschule zu Berlin-Charlottenburg; * Elberfeld 13. XII. 1839; † Charlottenburg 5. II. — BJ VI, 323; Ill. Ztg. 117, 227; Leopold. 37, 33 (mit W); KL 24, 40; Poggendorff III, 368 (mit W). IV, 339 (mit W); Geogr. Jahrb. 24, 375 (Wolkenhauer, mit W u. L); Deutsche Bauztg. 35, 76; Woche 3, 248 (P); Jahresbericht d. Deutschen Mathematikervereinigung 11, 57 (E. Lampe, mit P).

Dorn, Alexander, Prof., k. Musikdirektor, Lehrer d. Klavierspiels an d. k. Hochsch. f. Musik in Berlin, Komponist; * Riga 8. VI. 1833; † Berlin 29. XI. — Woche 3, 2116 (mit P); Ill. Ztg. 117, 849; Meyer⁶ 5, 135; Riemann⁵ 265; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 132 (Lüstner, mit L).

Dorn, Friedrich, Landschaftsmaler in Düsseldorf; * Nosdorf (Mecklenburg-Schwerin) 29. IV. 1861; † Hamburg 25. XI. — Woche 3, 2160; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98.

Dorndorff, Philipp v., k. preuß. Generalleutnant; † Hannover 8. V. — Woche 3, 870.

Dressel, Richard, bekannter Berliner Hoftraiteur; † Berlin 6. IV. — Woche 3, 654. 659 (P); BZ 8, 93 (Velhagen u. Klasings Monatshefte 1901 Juni S. 417).

Drewello, Leutnant; † in China im Gefecht bei d. großen Mauer 28. IV. — Woche 3, 786 (P).

Dreysigacker, Hubert, Geh. Finanzrat, Direktor d. Deutschen Hypothekenbank in Meiningen; † Weimar 28. VII. — Ill. Ztg. 117, 203.

Drobnik, Thomas, Dr. med., ordentl. Arzt d. chirurg. Abt. d. städt. Krankenhauses in Posen, auch schriftstellerisch tätig; † Posen 22. V. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 386 (Pagel, mit L).

***Düntzer,** Johann Heinrich Josef (Pseudon.: J. H. Blumer), Dr. phil., Prof., klass. u. deutscher Philolog, Literarhistoriker, auch dramatischer Dichter; * Cöln 12. VII. 1813; † ebenda 16. XII. — BJ VI, 243; Ill. Ztg. 117, 939. 991 (L. Salomon, mit P); KL 23, 284 (W). 24, 40; Hinrichsen² 298 (mit W); Meyer⁶ 5, 286 (mit W); Bühne u. Welt 4, 1, 310 (H. St[ümcke]); Brümmer⁵ 1, 288; Goethejahrbuch 1902, 244: R. M. Meyer; BZ 9, 92 (Nation Jahrg. 19 Nr. 12: R. M. Meyer); BZ 10, 95 (Türmer 1902 Januar 436); BZ 11, 108 (Leipziger Ztg. 1902. Wissenschaftl. Beil. Nr. 83: H. C. Kellner).

Düring, Johann Friedrich Karl v., Generalmajor z. D., zuletzt Inspekteur d. ehemal. 4. Ingenieurinspektion in Mainz; * Stettin 25. III. 1839; † Berlin 5. I. — Ill. Ztg. 116, 93;

Dziembowski, Maximilian v., k. sächs. Generalleutnant z. D.; † Dresden 1. VI. — Ill. Ztg. 116, 923.

Ebensperger, Karl, v., k. württemb. Oberkriegsrat; † Wiesbaden, 69 Jahre alt, 21. IX. — Woche 3, 1684.

Eberhard, Geh. Regierungs- u. Oberbaurat, Ministerialdezernent; † Gotha 22. II. — Woche 3, 392.

Eberth, Paul v., Generalsuperintendent des Moskauer evangel.-augsburg. Konsistorialbezirks; † Moskau 29. I. — Ill. Ztg. 116, 191.

Eberty, Paul, Dr. med., Sanitätsrat, prakt. Arzt in Berlin; † Berlin 20. (21.?) I. — Woche 3, 152; Deutsche Medizin. Wochenschrift 1901, 57 (A. Fränkel); Virchows Jahresberichte 36, 1, 386 (Pagel).

Ebhardt, Franz, Verlagsbuchhändler (Firma Franz Ebhardt & Co.) in Berlin, besonders Verleger von Mode- u. Frauenzeitungen; † Berlin 21. VIII. — Ill. Ztg. 117, 305; KL 24, 40; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901.

Ebner, Franz, deutscher Großindustrieller in Kalifornien; † Sacramento (Kalif.) 23. V. — Woche 3, 936.

***Eck,** Ernst Wilhelm Eberhard, Dr. jur., Geh. Justizrat, ordentl. Prof. d. röm. u. d. deutsch. bürgerl. Rechts an d. Univ. Berlin; * daselbst 21. VIII. 1838; † ebenda 6. I. — BJ VI, 188; Woche 3, 56. 62 (P); Ill. Ztg. 92. 98. 99 (P); Gartenlaube 1901 Nr. 4 Beil. 2 (mit P); KL 23, 293 (W). 24, 40; Deutsche Juristenztg. 1901, 61 (Leonhardi); Jurist. Literaturblatt 1901 Nr. 2 (Oert-

mann); BZ 11, 109 (Jahresber. der jurist. Gesellschaft in Berlin 43, 68: Schollmeyer).

Ederer, Karl, Hofmusiker in Karlsruhe; * Schönthal (Österr.) 21. VIII. 1855; † Karlsruhe 4. IV. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 132 (Lüstner, mit L).

Egenolff, Peter, Dr. phil., Prof. am Gymn. in Heidelberg, klass. Philolog, Kenner d. griech. Grammatiker; * Offheim (Nassau) 31. I. 1851; † Heidelberg 6. IX. — Ill. Ztg. 117, 411; KL 24, 40: Jahresberichte über d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft 115, 92 (A. Hilgard).

Ehmann, Paul, deutscher Lehrer an der Adelsschule in Tokio, Forscher u. Übersetzer auf d. Gebiete japanischer Sprache u. Literatur; † Tokio 16. III. — Woche 3, 828; Ill. Ztg. 116, 717.

Ehrenberg, Oskar v., Hrsgbr. der »Hohenzollernschen Blätter«, Lokalhistoriker, auch Heraldiker; * Löwenberg (Schles.) 4. III. 1856; † Hechingen im Febr. — Ill. Ztg. 117, 227; KL 24, 40.

Ehret, Robert, Großindustrieller in Reichenbach (Vogtl.); † daselbst, 54 Jahre alt, 4. V. — Woche 3, 828.

Eichbaum, Karl Friedrich, Prof. f. Tierheilkunde u. Direktor der Veterinäranstalt an d. Univ. Gießen; * Schwetz 4. X. 1852; † Bad Rheinau 15. IX. — Woche 3, 1640; Ill. Ztg. 117, 447; Leopold. 37, 94; BZ 9, 93 (Ztschr. f. Veterinärkunde 1901, 513; Berliner Tierärztl. Wochenschrift 9, 630: Schmaltz); Virchows Jahresberichte 36, 1, 386 (Pagel).

***Eichler,** Hermann, Historienmaler in Wien; * daselbst 1842; † ebenda 17. IX. — BJ VI, 369; Woche 3, 1684; Das geistige Deutschland 1, 152; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98.

Eickhoff, Anthony, deutsch-amerikan. Publizist u. Politiker, zuletzt Auditor im Feuerdepartement in Neuyork; * Lippstadt (Westfalen) 11. IX. 1827; † Neuyork 5. XI. — Woche 3, 2116; Ill. Ztg. 117, 803; KL 24, 40.

Eimer, Georg Valentin, Begründer der »Australischen Ztg.«, Schöpfer der deutschen Presse in Australien; † Adelaide, 76 Jahre alt, 10. V. — Woche 3, 914; Ill. Ztg. 116, 849; KL 24, 40.

***Eisenhart,** Luise v., geb. Kobell (Pseudon.: L. v. Kobell), Dichterin und Erzählerin, auch Kunstforscherin; * München 13. XII. 1828; † ebenda 27. XII. — BJ VI, 179; Ill. Ztg. 118, 63; KL 23, 306 (mit W). 24, 40; Brümmer[5] 1, 314. 532 (mit W).

Eisenhuth, Wilhelm, Musikdirektor u. Komponist in Cöln; * Bürrig (Kr. Solingen) 3. I. 1829; † Cöln 26. I. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 132 (Lüstner, mit L).

Eitner, Ernst Gustav, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Direktor a. D., klass. Philolog, Kultur- u. Literarhistoriker; * Fraustadt 9. X. 1835; † Görlitz 1901? — KL 23, 307 (mit W). 24, 40; Meyer[6] 479 (W).

Eller, Johann, Curat, Pfarrer in Sulden, der »Gletscherpfarrer«, eröffnete das Suldner Tal dem Touristenverkehr; * Langtaufers (Tirol) 1829; † St. Gertraud (Tirol) 7. II. — Woche 3, 344; Ill. Ztg. 117, 263. 318 (L. Eisenreich, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 11 Beil. 2 (mit P).

Ellger, Karl, schweiz. Oberst, Redakteur d. »Schweizer. Militärztg.«; † Luzern, 69 Jahre alt, Anfang Juli. — Ill. Ztg. 117, 57; KL 24, 40.

***Ellissen,** Hans (Pseudon.: Viktor Welten), Buchhändler in Leipzig, Dichter u. Schriftsteller, besonders auf d. Gebiete d. Gesch. d. Buchhandels u. d. Bibliographie; * Göttingen 1. I. 1845; † Leipzig 26. V. — BJ VI, 233; KL 23, 310 (mit W). 24, 40; Brümmer[5] I, 319; Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 1901, 4365.

Elsner, Paul, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, prakt. Arzt, besonders Ohrenarzt, in Berlin; † Berlin, 64 Jahre alt, 16. VI. — BZ 8, 101 (Berliner Ärztekorrespondenz 1901, 97: Becher; Die medizin. Woche 1901, 277); Virchows Jahresberichte 36, 1, 386 (Pagel, mit L).

d'Elvert, Friedrich Freiherr v., k. u. k. Hofrat u. Landesgerichtspräsident i. R., Mitgl. des Staatsgerichtshofes in Wien; † Brünn, 90 Jahre alt, 22. IV. — Ill. Ztg. 116, 675.

Endres, Philipp Otto Ritter v., Präsident d. Oberlandesgerichts Nürnberg; † Matrei (Tirol) 8. VIII. — Ill. Ztg. 117, 285.

Engel, Josef, Bildhauer in Budapest; † daselbst, 85 Jahre alt, 30. V. — Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98.

Engelmann, Franz, Großindustrieller, Begründer d. Nadel- u. Metallwarenfabrik in Heiligenstadt; † Nordhausen, 78 Jahre alt, 18. VII. — Woche 3, 1302; Ill. Ztg. 117, 131.

***Engerth,** Josef Freiherr v., Eisenbahningenieur; * Wien 9. XI. 1856; † daselbst 3. X. — BJ VI, 370; Freiherrl. Taschenbuch 1901, 164.

Enz, Aloys, Arzt u. Regierungsrat in Giswyl (Kant. Unterwalden); † 3. XI. — BZ 9, 99 (Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte 1901, 779); Virchows Jahresberichte 36, 1, 386 (Pagel, mit L).

Erbach-Erbach, Franz Eberhard Alexander Edgar August Adalbert Graf zu, Forschungsreisender und Reiseschriftsteller; * Erbach 1. III. 1847; † Neapel 5. VI. — Ill. Ztg. 116, 963; Goth. Hofkalender 1902, 120.

Erckens, Geh. Kommerzienrat, Großindustrieller u. früherer Handelskammerpräsi-

dent in Aachen; † daselbst 30. X. — Woche 3, 1942.

***Erdmannsdörffer,** Bernhard, Dr. phil., Geh. Hofrat, ordentl. Prof. f. neuere Geschichte u. Direktor d. Hist. Seminars an d. Univ. Heidelberg; * Altenburg 24. I. 1833; † Heidelberg 1. III. — BJ VI, 176; Ill. Ztg. 116, 349. 386 (A. Kleinschmidt, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 11 Beil. 2 (mit P); KL 23, 320 (mit W). 24, 40; Woche 3, 436. 442 (P); Histor. Vierteljahrschrift 1901, 275 (G. v. Below); Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 1901, 325 (K. Obser); Histor. Ztschr. 87, 56 (D. Schäfer); Neue Heidelberger Jahrbücher 1902, 1 (R. Graf du Moulin-Eckart).

Erdtmann, Geh. Oberfinanzrat, Provinzialsteuerdirektor von Westpreußen; † Danzig 9. VIII. — Woche 3, 1428.

Erhardt, Jakob, Missionar, indischer Kartograph; * Bönnigheim (Württemb.) 1823; † Stuttgart 14. VIII. — BJ VI, 326; Geograph. Jahrbuch 24, 375 (Wolkenhauer, mit W u. L).

Erichson, Alfred, Dr. theol., Direktor des protest. theol. Studienstiftes St. Wilhelm in Straßburg i. E., Theolog und Kirchenhistoriker; * Münster (Oberelsaß) 1843; † Genua 12. IV. — Woche 3, 742; Ill. Ztg. 116, 633; KL 23, 321 (mit W). 24, 40; BZ 8, 104 (Deutsches Protestantenblatt 1901, 149; Protestant. Monatshefte 1901, 182: H. Holtzmann; Monatsschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst 1901, 171: J. Smend); BZ 11, 119 (Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 1902, 220, mit P).

Ermarth, Albert, Schauspieler, Mitglied d. Gärtnertheaters in München; † Hof (Vogtl.) 26. IV. — Ill. Ztg. 116, 675; Eisenberg, Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne 238.

***Eschenhagen,** Johann Friedrich August Max, Dr. phil., Prof., Vorsteher d. magn. Abt. des k. Meteorolog. Instituts zu Potsdam, Erdmagnetiker; * Eisleben 22. X. 1858; † Potsdam 12. XI. — BJ VI, 327; Ill. Ztg. 117, 759; Leopold. 37, 98. 109 (mit W); Naturwissenschaftl. Rundschau 1902, 62 (Nippoldt); Poggendorff IV, 393 (mit W); Geograph. Jahrbuch 24, 376 (Wolkenhauer mit W u. L); BZ 9, 102 (Akad. Turnztg. 1901, 433: Reichhardt; Verhandlungen d. Physikal. Gesellsch. 1902, 79: W. v. Bezold; Mitteilungen aus d. Markscheiderwesen 1902, 4: Haußmann).

Etrich, Josef, österreich. Großindustrieller; † Jaromer (Böhmen), 72 Jahre alt. — Woche 3, 296 (P).

Euler, Karl Philipp, Dr. phil., Prof., Schulrat, Unterrichtsdirigent d. k. Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin, Fachschriftsteller; * Kirchenbollenbach (Reg.-Bez. Trier) 8. II. 1828; † Berlin 15. IX. — Woche 3, 1640 (mit P); Ill. Ztg. 117, 411. 453 (J. P., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 40 Beil. 2 (mit P); KL 23, 328 (mit W). 24, 40; BZ 8, 106 (K. Euler, Lebenserinnerungen in Deutsche Turnztg. 1901); BZ 9, 103 (Ztschr. f. Turnen und Jugendspiel 1901, 193; Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. Berlins 1901, 129 mit P; Monatsschrift f. d. Turnwesen 1901, 290: H. Rühl); BZ 10, 107 (Deutsche Turnztg. 1902 Nr. 1: Luckow, mit P).

Eyl, Georg, k. preuß. Generalleutnant z. D., früher d. hannöverschen, seit 1866 d. preuß. Armee angehörig, zuletzt Kommandeur d. 1. Inf.-Brigade in Königsberg i. Pr.; * Halifax (Neuschottland) 17. XII. 1821; † Hameln 2. IV. — Ill. Ztg. 116, 574.

***Eyssenhardt,** Franz Rudolf, Dr. phil., Prof., Direktor d. Stadtbibliothek in Hamburg, klass. Philolog u. Kulturhistoriker; * Berlin 6. III. 1838; † Hamburg 30. XI. — BJ VI, 89; KL 23, 332 (mit W). 24, 40; Jahresbericht üb. d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft 115, 100 (A. Fritsch, mit W).

Faber, Johann, Bleistiftfabrikant in Nürnberg; * Stein bei Nürnberg 14. VI. 1819; † daselbst 15. I. — Woche 3, 102. 166 (P); Ill. Ztg. 116, 119. 165 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 5 Beil. 2 (mit P).

***Faber du Faur,** Otto v., Schlachtenmaler; * Ludwigsburg b. Stuttgart 3. VI. 1828; † München 10. VIII. — BJ VI, 146; Woche 3, 1428; Gartenlaube 1901 Nr. 35 Beil. 2 (mit P); Das geistige Deutschland 1, 170 (mit W); Müller-Singer[3] 1, 414; BZ 10, 108 (Kunst unsrer Zeit 1902, 53: Ed. Engels).

Fabian, Christian Friedrich, Begründer d. Webereifirma Friedrich Fabian jun. in Großschönau (Oberlausitz), Philanthrop; * daselbst 28. IV. 1819; † ebenda 1. II. — Ill. Ztg. 117, 263.

***Fahrngruber,** Johannes, Prof. f. bibl. Exegese u. kirchl. Kunst am bischöfl. Alumnat in St. Pölten, kathol. Theolog, Kunsthistoriker u. Geograph; * Planckenstein (österr. Voralpen) 27. XI. 1845; † auf einer Reise in Südtirol 16. VIII. — BJ VI, 321; KL 23, 334. 24, 40; Hinrichsen[2] 343; Keiter 5, 49 (mit W); Geograph. Jahrbuch 24, 377 (Wolkenhauer, mit W u. L).

Fastlinger, Sophie, Lehrerin d. neueren Sprachen u. d. Stenographie in Rosenheim (Bayern), Schriftstellerin u. Übersetzerin, Herausgeberin d. »Christl. Frauenztg.«; * Rosenheim 9. I. 1868; † 1901? — KL 23, 338. 24, 40; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 205.

Felbinger-Wlassak, Frau Amalie v., Schriftstellerin u. Dichterin (besonders in öster-

reich. Mundart); * Wien 10. XI. 1856; † 1901? — KL 23, 342. 24, 40; Pataky, a. a. O., 1, 208.

Felden, Harry (Pseudon.): s. Frankel, Heinrich.

Fessler, Eduard, herzogl. sächs. Kammersänger, Prof., Opernsänger (Bariton); * Neuburg a. d. Donau 5. X. 1841; † Berlin 21. XI. — Woche 3, 2072; Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 81; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 133 (Lüstner, mit L).

***Fick**, Adolf, Dr. med. et phil. honoris causa, k. bayr. Geh. Rat, ordentl. Prof. f. Physiologie an d. Univ. Würzburg; * Kassel 3. IX. 1829; † Blankenberghe 21. VIII. — BJ VI, 374; Woche 3, 1512; Ill. Ztg. 117, 305; Gartenlaube 1901 Nr. 36 Beil. 2 (mit P); KL 23, 347 (mit W). 24, 40; Pagel 498 (mit P u. W); Poggendorff 4, 417 (mit W); Münchner Medizin. Wochenschr. 1901, 1705 (Kunkel); Naturwissenschaftl. Rundschau 1901, 576 (R. du Bois-Reymond); Pflügers Archiv f. d. gesamte Physiologie 1902, 31 (F. Schenck); Sitzungsber. d. k. bayr. Akad. d. Wissensch. 1902 math.-phys. Klasse 277 (C. Voit); BZ 9, 107 (Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1901, 70; Wiener klin. Wochenschrift 1901, 920: A. Kreidl); BZ 10, 111. 11, 126 (Pädagog. Archiv u. Zentralblatt f. d. Interesse d. Realschulwesens 1902, 57; Sitzungsberichte d. physikal.-medizin. Gesellschaft in Würzburg 1902, 65: M. v. Frey. 81: L; Archiv f. physik-diätet. Therapie 1902, 91).

Finck, Rudolf Karl Freiherr v., Herr auf Nöthenitz u. Rosentitz b. Dresden, k. sächs. Kammerherr, Mitgl. u. Sekretär d. 1. Kammer d. sächs. Ständeversammlung; * 7. IX. 1837; † Dresden 20. IV. — Ill. Ztg. 116, 633; Freiherrl. Taschenbuch 1901, 183; 1903.

***Fischbach**, Karl v., Dr. oecon. publ. honoris causa, fürstl. hohenzollernscher Oberforstrat, Forstschriftsteller; * Hohenheim 15. III. 1821; † Sigmaringen 23. XI. — BJ VI, 95; Ill. Ztg. 117, 849; KL 24, 40; Zentralblatt f. d. gesamte Forstwesen 1901, 542; BZ 9, 108. 10, 111 (Allg. Forst- u. Jagdztg. 1901, 436. 1902, 200; Verhandlungen des österreichischen Forstkongresses 1902, 41: Fricke).

Fischer, Elise, geb. Lieungh (Pseudon.: E. Löngfeldt), Jugendschriftstellerin in Hamburg; * Skien 1. VII. 1827; † 1901? — Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 213. 519 (W); KL 23, 353. 24, 40.

***Fliedner**, Fritz, protest. Pastor, Prediger d. deutschen Gesandtschaft in Madrid, Missionar u. theolog. Schriftsteller, auch geistl. Dichter, Hrsgbr. d. »Blätter aus Spanien«; * Kaiserswerth a. Rh. 10. VI. 1845; † Madrid 25. IV. — BJ VI, 290; Ill. Ztg. 116, 675; KL 23, 363 (mit W). 24, 40; Brümmer[5] 1, 366. 556 (mit W); F. Fliedner, Aus meinem Leben (5. Aufl. Berlin 1902); BZ 8, 111 (Daheim Jahrg. 37 Nr. 38 mit P: Th. Fliedner; Kirchl. Wochenschrift f. evangel. Christen 1901 Nr. 26: H. Fliedner).

Flügge, Henning v., kaiserl. deutscher Regierungsrat; † Dar-es-Salam, 40 Jahre alt, 23. VIII. — Woche 3, 1556.

Forcher-Ainbach, Konrad v., ehemaliges Mitgl. d. Abgeordnetenhauses d. österreich. Reichsrats; † St. Peter, 61 Jahre alt, 7. I. — Woche 3, 56.

***Formey**, Alfred, Pfarrer d. evangel. Gemeinde in Wien, lyr. u. dramat., auch geistl. Dichter; * Dessau 31. VII. 1844; † auf einem Gute in Ungarn 25. VI. — BJ VI, 224; Ill. Ztg. 117, 13; Woche 3, 1172; KL 24, 40; Brümmer[5] 1, 370 (mit W); BZ 8, 112 (Unser Anhaltland 1901 Nr. 28: Albert-Dessau, mit P); Muschi u. Wäschke, Das literar. Anhalt (Dessau 1888), 48.

Forst, Johann von der, Historienmaler (besonders f. Kirchen tätig) in Düsseldorf; * Münster (Westf.) 1864; † Herten (Westf.) 30. III. — Woche 3, 654; Ill. Ztg. 116, 574.

***Franceschini**, Robert, naturwissenschaftl. Schriftsteller u. Feuilletonist, Mitarbeiter am »N. Wiener Tagblatt«; * Tramin (Tirol) 6. VI. 1852; † Wien 4. V. — BJ VI, 239; Ill. Ztg. 116, 770; KL 23, 372 (mit W). 24, 40; BZ 10, 115 (Die Natur 1902 Nr. 13: A. Prehn).

Franke, Otto v., Generalmajor z. D., Militärschriftsteller; * Weimar 4. XII. 1829; † daselbst 10. III. — Ill. Ztg. 116, 431; KL 23, 374 (mit W). 24, 40.

Frankel, Heinrich (Pseudon.: Homo fidus, Harry Felden), Redakteur d. »Österreich. Volksztg.«, auch dramat. Dichter; * Wien 12. IX. 1874; † 1901? — KL 23, 374 (mit W). 24, 40; BZ 10, 115 (Israelit. Wochenschrift 1902 Nr. 17. 18: S. Tiktin).

Freimuth, Dr. Philalethes (Pseudon.) Volksschriftsteller: s. Hammer, Philipp.

Freudweiler, Max, Dr. med., Dozent d. Hydrotherapie u. physikal. Heilmethoden in Zürich; † Zürich 23. IX. — Leopoldina 37, 109; Virchows Jahresberichte 36, 1, 387 (Pagel, mit L).

Freytag, Bernhard, Rechtsanwalt u. Notar in Leipzig, hervorragender Verteidiger; * Plauen (Vogtl.) 1839; † Bad Elster 2. VI. — Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 860.

Frick, Hermine, Dichterin: s. Louran, Hermine.

***Fricker**, Wilhelm v., Prof., Direktor d. Tierärztl. Hochschule in Stuttgart; * daselbst 22. X. 1824; * ebenda 5. VI. — BJ VI, 147; Leopoldina 37, 62; Woche 3, 1086; Virchows Jahresberichte 36, 1, 387

(Pagel); BZ 8, 116. 9, 113 (Berliner Tierärztl. Wochenschrift 1901, 100: Schmaltz, mit P; Deutsche Tierärztl. Wochenschrift 1901, 291: Vogel; Ztschr. f. Veterinärkunde 1901, 411).

Friderik, Christiane (Ada Christen): s. Breden, Christiane.

Friederici, Georg, Dr. jur., Propst d. Domstiftes Wurzen, Rittergutsbesitzer auf Gaschwitz, angesehener Leipziger Bürger, Freund u. Förderer d. bildenden Künste; * Reudnitz b. Leipzig 1818; † Leipzig 7. VI. — Ill. Ztg. 116, 602.

***Friedländer** Ritter v. Malheim, Friedrich, Genremaler, Begründer d. Wiener Künstlergenossenschaft; * Kohljanowitz (Böhmen) 10. I. 1825; † Wien 13. VI. — BJ VI, 368; Woche 3, 1086; Ill. Ztg. 116, 963; Das geistige Deutschland 1, 199 (mit W); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98.

Friedmann, Johannes, Hauptmann, Begründer d. Berliner Jugendwehr; † Berlin, 53 Jahre alt, 21. XI. — Woche 3, 2072 (mit P).

***Friedmann**, Otto, Dr. jur., ordentl. Prof. d. Strafrechts an d. deutschen Univ. Prag; * Wien 11. III. 1860; † Prag 4. XII. — BJ VI, 417; Woche 3, 2160; Ill. Ztg. 117, 895; KL 23, 392 (mit W). 24, 40; Kukula, Bibliograph. Jahrbuch d. Deutschen Hochschulen[2] 230 (W); BZ 9, 114 (Allg. österr. Gerichtsztg. 1901 Nr. 51: Lammasch).

Friedrich, Kaiserin: s. Viktoria.

Fries, Johann Jakob (Pseudon.: Johann Jakobus), Verf. volkstüml. Dichtungen in Frankfurter Mundart; * Frankfurt a. M. 19. VIII. 1826; † daselbst 31. (od. 30.?) VIII. — Ill. Ztg. 117, 203; KL 23, 394 (mit W). 24, 40.

Frische, Heinrich Ludwig, Landschaftsmaler (Motive aus d. Harz) in Düsseldorf; * Altenbruch (im Bremischen) 9. I. 1831; † Düsseldorf 6. XII. — Woche 3, 2160; Ill. Ztg. 117, 895; Das geistige Deutschland 1, 204; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 98 (unter „Frische“ u. „Frinke“).

Fritsche, Hans Hermann Wilhelm Ferdinand, Dr. phil. honoris causa, Direktor d. Friedrich-Wilhelms-Realgymn., pädagog., Schriftsteller, Neuphilologe und Literarhistoriker, Shakespeare- u. Molièreforscher; * Stendal 1828; † Stettin 21. V. — Ill. Ztg. 116, 849; KL 24, 40; Jahresber. d. Friedr.-Wilh.-Realgymn. zu Stettin 1902, 35—37 (mit W).

***Fröhlich**, Gustav, Dr. phil., Schulinspektor (zuletzt in St. Johann a. Saar) a. D., Schulmann u. pädagog. Schriftsteller; * Merkendorf b. Auma (Sachsen-Weimar) 1. VI. 1827; † St. Johann a. Saar 9. VI. — BJ VI, 228; Woche 3, 1086; Ill. Ztg. 116, 963; Hinrichsen[2] 400 (mit W); KL 23, 398 (mit W). 24, 40.

Fromberg, Hans v., sächs. Landgerichtsdirektor i. P., Heraldiker u. Besitzer einer reichen herald. Sammlung; † Wien, 64 Jahre alt, 28. IV. — Ill. Ztg. 116, 717.

Fromm, Gottlieb, Lehrer in Naumburg a. S., verdienter Förderer d. Interessen d. Lehrerstandes; † Naumburg a. S., 82 Jahre alt, 2. VIII. — Ill. Ztg. 117, 239.

Frommer, Justizrat, früheres Mitgl. d. preuß. Abgeordnetenhauses; † Berlin, 72 Jahre alt, 12. X. — Woche 3, 1812.

Fugger von Glött, Verw. Gräfin Marie Anna Luise Alexandra, geb. Freiin v. Künsberg; * Brückenau 5. VI. 1834; † Schloß Oberndorf 9. X. — Freiherrl. Taschenbuch 1902, 397; Goth. Hofkalender 1902, 1119.

Fugger von Kirchberg und Weifsenborn, Franz Raymund Johann Aloys Graf, Edler d. Kgr. Ungarn, Herr d. Herrschaften Kirchberg etc., erbl. Reichsrat d. Krone Bayern; * Schloß Oberkirchberg b. Ulm 2. VIII. 1843; † ebenda 12. IX. — Ill. Ztg. 117, 411; Goth. Hofkalender 1902, 1119.

***Funke**, Adolf, kaiserl. deutscher Oberregierungsrat, früher Vorstand d. III. Abt. d. Generaldirektion d. elsäss.-lothring. Bahnen, Eisenbahningenieur; * Magdeburg 5. V. 1828; † Straßburg i. E. 24. I. — BJ VI, 373; Deutsche Bauztg. 35, 136.

Fürstenberg, Friedrich Leopold Freiherr von u. zu, Fideikommißherr auf Borbeck, Horst im Bruch, Grafschaft u. Hugenpoet, ehemal. Kammerherr d. Kaisers Friedrich, k. preuß. Rittmeister a. D., * 22. V. 1828; † Schloß Hugenpoet b. Düsseldorf 12. XII. — Ill. Ztg. 117, 939; Freiherrl. Taschenbuch 1902, 213. 1904,

***Gaedechens**, Cipriano Francisco, Hauptmann a. D., hamburg. Lokalhistoriker u. Topograph; * Hamburg 1. VI. 1818; † ebenda 22. I. — BJ VI, 130.

Gall, Karl, Geh. Rechnungsrat, Bureaudirektor d. preuß. Abgeordnetenhauses; † Berlin, 62 Jahre alt, 22. IV. — Woche 3, 742 (P); Ill. Ztg. 116, 675.

Garbe, Heinrich, Geh. Baurat, Dezernent f. d. baupolizeil. Angelegenheiten im Polizeipräsidium v. Berlin; † daselbst, 62 Jahre alt, 6. IV. — Woche 3, 655; Deutsche Bauztg. 35, 184. 191.

Gaupp, Ludwig, Dr. jur., ordentl. Honorarprof. f. Staatsrecht an d. Univ. Tübingen; * Ellwangen 18. XII. 1832; † Tübingen 6. VII. — Ill. Ztg. 117, 15; KL 24, 40; Deutsche Juristenztg. 1901, 345 (F. Stein); Kukula, Bibliograph. Jahrbuch d. Deutschen Hochsch.[2] 252 (W).

Geigel, Rupert, Landgerichtspräsident in München, Hrsgbr. d. »Ztschr. f. Gesetz-

gebung u. Rechtspflege; † München 3. XII. — Ill. Ztg. 117, 939; KL 24, 41.

***Gengler,** Heinrich Gottfried Philipp, Dr. jur., k. bayr. Geh. Rat, ordentl. Prof. f. deutsche Rechtsgesch. an d. Univ. Erlangen; * Bamberg 25. VII. 1817; † Erlangen 29. XI. — BJ VI, 186; Woche 3, 2116. 2164 (P); Ill. Ztg. 117, 849; KL 24, 41; Ztschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgesch. N. F. 23 Germanist. Abt. S. V (E. Sehling).

Georges, Ernst, Pfarrer in Hochheim b. Gotha, lat. Lexikograph; * Gotha 23. II. 1847; † Hochheim 6. I. — KL 23, 423 (mit W). 24, 41.

Gerber, Gustav, Dr. phil., Begründer u. langjähr. Leiter d. Realgymn. in Bromberg, Sprachforscher u. Philosoph; * Berlin 14. I. 1820; † ebenda 21. X. — Ill. Ztg. 117, 631; KL 23, 423 (mit W). 24, 41; Hinrichsen[2] 428; Allgemeine Ztg. 1901 Beil. Nr. 244.

Gerlach, Hermann Martin Theodor, Dr. phil., Lic. theol., protest. Theolog in Berlin-Steglitz, Schriftsteller auf d. Geb. d. Kirchengesch. u. d. Kirchenrechts; * Sommerfeld 9. XI. 1841; † im Jan. — KL 23, 426 (mit W). 24, 41; Hinrichsen[2] 431.

Gerneth, Johann Ritter v., k. bayr. Oberst, etatsmäß. Mitgl. d. 3. (bayr.) Senats d. Reichsmilitärgerichts in Berlin, Militär- u. Kriegsschriftsteller; † Berlin 4. XI. — Woche 3, 1942; Ill. Ztg. 117, 671. 727; KL 24, 41.

Gienanth, Ludwig Freiherr v., früher Direktor d. Eisenhüttenwerke zu Hochstein b. Winnweiler (Rheinpfalz); * daselbst 8. IX. 1845; † ebenda 1. VIII. — Ill. Ztg. 117, 203; Freiherrl. Taschenbuch 1901, 229. 1903, 280.

Giesecke, Hermann, k. sächs. Kommerzienrat, einer der Begründer des graphischen Instituts Giesecke & Devrient in Leipzig; * daselbst 9. IV. 1831; † ebenda 2. I. — Brockhaus[14] 7, 1016; Woche 3, 56. 62 (P); Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901.

***Gleichen genannt von Rufswurm,** Heinrich Ludwig Freiherr v., Dr. phil. honoris causa d. Univ. Jena, k. bayr. Kämmerer, Präses d. Schillerstiftung, Landschaftsmaler u. Radierer, Enkel des Dichters Friedrich v. Schiller; * Greifenstein ob Bonnland (Unterfranken) 25. X. 1836; † Weimar 9. VII. — BJ VI, 380; Woche 3, 1268 (P); Ill. Ztg. 117, 115. 134 (W. Asmus, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 30 Beil. 2 (mit P); KL 24, 41; D. geistige Deutschland 1, 232; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 99.

Glück, Josef, ehemal. Kammermusiker am Hoftheater zu Karlsruhe; * München 1840; † Karlsruhe 26. III. — Monatshefte f. Musikgesch. 34, 133 (Lüstner, mit L).

Goedicke, Dr. med., k. preuß. Generalarzt, Korpsarzt d. XVII. Armeekorps; * Posen 27. I. 1844; † Danzig 14. V. — Woche 3, 870; Leopoldina 37, 62; Virchows Jahresberichte 36, 1, 387 (Pagel, mit L).

Goldbeck-Löwe, Adolf, Dr. phil., Verlagsbuchhändler (Firma: Eduard Avenarius) in Leipzig, auch Schriftsteller; * Schleswig 11. V. 1865; † Leipzig 14. I. — KL 23, 446 (mit W). 24, 41; Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 1901, 541.

Goldschmidt, Julian (Pseudon.: Justinus Moeller, Erwin Kruse), Dr. jur., Rechtsanwalt u. Notar in Berlin, Vorsitzender d. dortigen Anwaltvereins, jurist. Schriftsteller u. Publizist; * Warschau 5. VIII. 1843; † Berlin 7. III. — Ill. Ztg. 116, 431; KL 23, 448 (mit W). 24, 41; BZ 8, 134 (Blätter f. Rechtspflege im Bezirke d. Kammergerichts 12, 49: J. Strantz).

Golebiewski, Eduard, Dr. med., Inhaber u. Leiter einer mechanotherapeutischen Anstalt in Berlin, Hrsgbr. des »Archiv f. Unfallheilkunde«; * Preuß. Stargard 18. XII. 1856; † Berlin 30. IV. — Leopoldina 37, 54 (mit W); D. geistige Berlin 3, 62 (mit W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 387 (Pagel, mit L).

***Goltz,** Karl Friedrich Graf von der, Generaladjutant des Kaisers und Königs Wilhelms I., k. preuß. General d. Kavallerie z. D., zuletzt kommissar. Gestütsdirektor im preuß. Ministerium f. Landwirtschaft; * Stuttgart 12. IV. 1815; † Nizza 21. II. — BJ VI, 319; Woche 3, 392; Ill. Ztg. 117, 305; Militärwochenbl. 86, 490; Gräfliches Taschenbuch 1901, 295. 1902, 304.

Gossler, Frau v., Gemahlin des Oberpräsidenten von Westpreußen u. früheren preuß. Kultusministers Gustav v. G., Philanthropin; † in Danzig. — Woche 3, 344. 348 (P); BZ 8, 134 (Das rote Kreuz 1901, 77: W. Kühne).

Gotthelft, Adolf, Hofbuchdrucker (Gebr. Gotthelft) in Kassel, Verleger d. »Kasseler Tageblatt u. Anzeiger«; † daselbst 19. IX. — Ill. Ztg. 117, 447; KL 24, 41.

***Goetz,** Hermann, Prof., Direktor d. großherzogl. bad. Kunstgewerbeschule und d. Bad. Kunstgewerbemuseums in Karlsruhe; * Donaueschingen 28. IX. 1848; † Karlsruhe 28. VII. — BJ VI, 81; Woche 3, 1344. 1390 (P); Illust. Ztg. 117, 167; D. geistige Deutschland 1, 235 (mit W); Gartenlaube 1901 Nr. 33 Beil. 2 (mit P); Deutsche Bauztg. 35, 387; Jahrbuch d. bild. Kunst 1902, 99; BZ 9, 132 und Frankhauser in Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 56, 376 (Innendekoration 12, 147: A. Koch; Kunst u. Handwerk 1901, 348: O. Schulze; Vom Fels zum Meer 20, 2, 906: M. L. Becker, mit Illustr.; Goldschmiedeztg. 1901, 256: V. Champier; Gemeinnützige polytechn.

Wochenschrift 1901, 137; Bad. Gewerbeztg. 34, 253 u. Schwarzwald 12 Nr. 19 u. 20: V. Merk; Bad. Fortbildungsschule 15, 49: A. Welte; badische Tagesblätter).

***Götze,** Emil, k. preuß. Kammersänger, Konzert- u. Opernsänger (Tenorist); * Leipzig 19. VII. 1856; † Charlottenburg 28. IX. — BJ VI, 182; Woche 3, 1728 (mit P); Ill. Ztg. 117, 490 (vgl. Jahrg. 1884 Nr. 2130, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 41 Beil. 2 (mit P); Bühne und Welt 4, 72 (H. Chevalley, mit P); Eisenberg, Lexikon d. D. Bühne 336; Monatsh. für Musikgesch. 34, 133 (Lüstner, mit L); BZ 9, 132 und 10, 134 (Daheim 38 Nr. 35 m. Illustr.; Deutsche Gesangskunst, 2, 3: Bruns-Molar; Deutsche Thalia 1902: Krebs).

Graf, Fidelis, preuß. Amtsgerichtsrat a. D., ehemal. Mitgl. des preuß. Landtags und Deutschen Reichstags (früher Fortschrittspartei, später Zentrum); * Sigmaringen 4. VII. 1827; † 7. (oder 6.?) XI. — Woche 3, 1986. 1990 (P); Ill. Ztg. 117, 727; Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstags-Wähler 5, 242.

Grandke, Otto, Wirkl. Geh. Oberfinanzrat, Direktor d. 1. Abt. (Etats- u. Kassenwesen) im preuß. Finanzministerium; * Jauer 16. III. 1835; † Grunewald b. Berlin 24. VI. — Woche 3, 1128; Ill. Ztg. 117, 13.

Grassmann, Robert, Dr. phil., Oberlehrer a. D., Buchdruckereibesitzer, Begründer u. Leiter d. Zeitungen »Norddeutsche Ztg.«, »Stettiner Ztg.«, »Pommersche Ztg.«, »Stettiner Tageblatt«, philosoph. Schriftsteller u. Publizist, zuletzt bekannt durch Broschüren gegen die Moraltheologie d. Alfonso v. Liguori; * Stettin 8. III. 1815; † ebenda 14. VIII. — Woche 3, 1470. 1479 (P); Ill. Ztg. 117, 285; KL 23, 461 (mit W). 24, 41; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 6462.

Greinert, Paul, Präsident d. k. preuß. Eisenbahndirektion Danzig; † daselbst, 56 Jahre alt, 27. (oder 29.?) IV. — Woche 3, 786. 837 (P); Ill. Ztg. 116, 717.

Grenzner, Heinrich, Dr. med., prakt. Arzt in Prag, Ausschußmitgl. d. Zentralvereins deutscher Arzte in Böhmen; † Prag, 56 Jahre alt, 13. VI. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 387 (Pagel, mit P).

Griebel, Karl, früher Hofopernsänger (Baritonist) in Koburg u. Hannover, Begründer d. Naturheilanstalt Martinsbrunn in Meran; * Koburg 5. VI. 1835; † Lichtenthal bei Baden-Baden 12. VII. — Woche 3, 1238; Ill. Ztg. 117, 115; Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 113; Monatsh. f. Musikgesch. 34, 133 (Lüstner, mit L).

***Grimm,** Friedrich Herman, Geh. Regierungsrat, Dr. phil., ordentl. Prof. für Kunstgeschichte an d. Univ. Berlin, Kunst- u. Literarhistoriker u. Dichter; * Kassel 6. I. 1828; † Berlin 16. VI. — BJ VI, 97; Woche 3, 1083 (W. Bölsche, mit P.; Ill. Ztg. 116, 963. 1006 (F. A., mit P); KL 23, 407 (mit W). 24, 4; Hinrichsen [2] 464; Goethejahrbuch 1902, 236 (K. Frenzel); Deutsche Rundschau 109, 134 (W. Gensel). 110, 46 (R. Steig); Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte 91, 432 (J. Krätschell, mit P); Nord u. Süd 1901, 4, 84 (A. Semerau); BZ 8, 137. 9. 133 (Die Nation 1901 Nr. 38; Leipziger Ztg. 1901 Wissenschaftl. Beil. Nr. 76, Gegenwart 1901 Nr. 27 u. Das freie Wort 1901 Nr. 8: A. Semerau; Kunstchronik 1901 Nr. 31: H. Wölfflin; Magazin für Literatur 1901 Nr. 27: R. Steiner; Der Türmer 1901 Juli: C. Busse; Hessenland 1901, 184: H. Altmüller; Blätter f. Bücherfreunde 1, 49: R. Haarhaus, mit P; Neue deutsche Rundschau 1901, 394).

***Gross genannt von Schwarzhoff,** Julius, k. preuß. Generalmajor, Chef d. Generalstabes beim Armee-Oberkommando in Ostasien; * Magdeburg 7. IX. 1850; † beim Brand d. kaiserl. Palastes in Peking 16. IV. — BJ VI, 318; Woche 3, 742. 747 (P); Ill. Ztg. 116, 633. 637 (mit P); Militärwochenblatt 86, 1511; Löbells Jahresberichte üb. d. Fortschritte im Militärwesen 28, 540.

Grosser, Julius, Dr. med., Sanitätsrat, prakt. Arzt in Prenzlau, Begründer u. langjähr. Hrsgbr. der »Deutschen Medizinalztg.«; * Freistadt (Niederschlesien) 25. X. 1835; † Prenzlau 25. X. — Leopoldina 37, 109; Ill. Ztg. 117, 671; BZ 9, 133 (D. Medizinalztg. 1901, 1046: F. Heymann); Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel mit L); Pagel 638.

Grosser, Julius, Direktor d. Stadttheaters zu Aschaffenburg; * Ohlau 1845; † Aschaffenburg 8. X. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 115; Monatsh. für Musikgesch. 34, 134 (Lüstner, mit L).

Grosspietsch, Johannes, Kommissionsrat, Klavierfabrikant in Breslau; † Breslau 4. V. — Monatsh. f. Musikgesch. 34, 134 (Lüstner, mit L); Jahresbericht d. schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur 1902 Nekrol. 8.

***Grotefend,** Wilhelm, Dr. phil., Assistent an d. Ständischen Landesbibliothek in Kassel, Redakteur der Zeitschrift »Hessenland«, Historiker; * Scheessel 15. I. 1857; † Kassel 16. I. — BJ VI, 333; Ill. Ztg. 116, 119; KL 23, 475 (mit W). 24, 41; Zentralblatt für Bibliothekswesen 18, 144; BZ 8, 137 (Hessenland 1901, 26: W. Schoof, mit P).

*Grumbckow, Viktor v., Pascha, bisher türk. General und Generaladjutant des Sultans, auch preuß. General, Reformator d. türk. Artillerie; * Graudenz 3. VII. 1849; † im Orientexpreßzug b. Herkulesbad in Ungarn 30. VI. — BJ VI, 317; Ill. Ztg. 117, 57. 61 (mit P); Woche 3, 1172 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 29 Beil. 2 (mit P).

Grundmann, Elisabeth, geb. Morsbach, Pianistin und Klavierlehrerin in Leipzig; † daselbst, 38 Jahre alt, 3. IX. — Monatsh. für Musikgesch. 34, 134 (Lüstner, mit L).

Gruner, Karl Robert, Geh. Kommerzienrat, Großkaufmann, Mitgl. d. 1. sächs. Ständekammer, Stadtrat in Leipzig; † daselbst 7. VII. — Ill. Ztg. 117, 57.

Grüner, Ignaz Ritter v., k. k. Statthaltereivizepräsident f. Böhmen i. R., Ehrenbürger d. Städte Eger, Saaz, Leitmeritz u. Kronstadt; † Baden b. Wien, 84 Jahre alt, 9. VI. — Ill. Ztg. 116, 963.

Grünwald, Adolf, Prof., Violinist, Lehrer an d. (Kullakschen) Neuen Akademie der Tonkunst in Berlin; * Brieg 5. VIII. 1826; † Berlin 5. I. — Woche 3, 56; Ill. Ztg. 116, 93; Monatsh. für Musikgesch. 34, 134 (Lüstner, mit L).

Grunzig, Julius, Theaterreferent u. Redakteur d. Neuyorker deutschen »Volks-Ztg.«; † Neuyork, 46 Jahre alt, 12. X. — Bühne und Welt 4, 1, 398 (St.[ümcke]).

Grütering, Heinrich, preuß. Landgerichtsrat a. D., früher Mitgl. d. Deutschen Reichstags u. Preuß. Abgeordnetenhauses (Zentrum), ein Freund Windthorsts; * Münster i. W. 25. XI. 1834; † Kleve 5. X. — Woche 3, 1770; Ill. Ztg. 117, 559; Schoenfeld, Notizbuch für Reichstagswähler 5, 219; Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 399 (mit P).

***Gsell**, Benedikt, Dr. theol., fürsterzbischöfl. Geistlicher Rat, *O. Cist.*, Stiftshofmeister u. Archivar in Wien, Kirchenhistoriker bes. auf dem Gebiete der Ordensgeschichte; *Wien 28. I. 1823; † Heiligenkreuz (Niederösterr.) 25. V. — BJ VI, 206.

Gude, Wilhelm, Dr. phil., früher Direktor d. Taubstummenanstalt in Stade, Pädagog, Philosoph u. Historiker; † 1901? — KL 23, 483 (mit W). 24, 41.

Gunkel, Gustav Adolf, k. sächs. Kammermusiker, Opernkomponist; * Wien 1865; † Dresden, in einem Trambahnwagen ermordet, 21. III. — Woche 3, 566. 572 (P); Monatshefte für Musikgesch. 34, 134 (Lüstner, mit L).

Günther, Max, Geh. Kommerzienrat, deutsch. Reichskommissar a. d. Antwerpener (1894) u. Brüsseler (1897) Weltausstellung; † Brüssel, 68 Jahre alt, 10. X. — Woche 3, 1812.

***Gurlitt**, Cornelius, Prof., k. preuß. Musikdirektor, langjähr. Organist an d. Hauptkirche in Altona, Komponist; * daselbst 10. II. 1820; † ebenda 17. VI. — BJ VI, 150; Woche 3, 1086; Ill. Ztg. 36, 1005; Gartenlaube 1901 Nr. 28 Beil. 2 (mit P); Monatsh. f. Musikgesch. (Lüstner, mit L); Riemann[5] 440.

Guethe, Geh. Oberjustizrat, Landesgerichtspräsident; † Oels (Schlesien) 7. II. — Woche 3, 296.

Gysis, Nikolaus Arthemis, Prof. an d. k. Akademie der bild. Künste in München, Maler; * auf d. Insel Tinos im griechisch. Archipel 1. III. 1842; † München 4. I. — Woche 3, 56; Ill. Ztg. 116, 50. 98 (A. Braun, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 4 Beil. 2 (mit P); Jahrbuch d. bild. Kunst 1902, 100; Müller-Singer[3] 2, 111; BZ 8, 139. 10, 137 (Helbings Monatsberichte üb. Kunstwissenschaft und Kunsthandel 1901, 185: Ph. M. Halm; Kunst für Alle 1902, 289: F. Ostini, mit Illustr.).

Haase, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, früher Direktor im preuß. Ministerium d. Innern; † Blankenburg a. H. 5. (oder 2.?) VIII. — Woche 3, 1386; Ill. Ztg. 117, 203.

Haasenstein, Ferdinand, Begründer der Annoncenexpedition Haasenstein & Vogler; * 13. II. 1828; † Berlin 22.(?) V. — Ill. Ztg. 116, 880.

Haberkorn, Ludwig, k. sächs. Geh. Rat, Dr. jur., vormaliger Bürgermeister der Stadt Zittau, früher Präsident der II. sächsisch. Kammer, auch Mitglied d. Reichstags d. Norddeutschen Bundes, konservativer Politiker; * Kamenz 2. IX. 1811; † Zittau 6. IX. — Woche 3, 698; Ill. Ztg. 116, 574; BZ 9, 135 (Neues lausitz. Magazin 1901, 303: Oertel).

Habert, Ernst, Redakteur d. »Frankfurter Ztg.«; * Breslau 26. VIII. 1853; † 1901? — KL 23, 494. 24, 41.

***Habich**, Eduard, Kunstsammler; * Veckenhagen 7. VII. 1818; † Kassel 12. IX. — BJ VI, 333; Woche 3, 1640.

Hadeln, Heinrich Friedrich Detlev Frhr. v., fürstl. waldeck. Kammerherr, großherzogl. luxemburg. Wirkl. Geh. Rat, Präsident der luxemburg. Finanzkammer, k. preuß. Major a. D.; 11. II. 1837; † Biebrich a. R. 4. X. — Woche 3, 1770; Freiherrl. Taschenbuch 1902, 284. 890.

Hagemann, Alfons, angesehener Rechtsanwalt in Leipzig, Sportsmann, Mitbegründer u. Direktorialmitgl. d. leipziger Rennklubs, auch passionierter Jäger; † Leipzig, im 76. Jahre, 11. II. — Ill. Ztg. 117, 263.

Haeger, Wilhelm, Baurat, Inspektor des Deutschen Reichstagsbaues; † Friedenau b. Berlin, 67 Jahre alt, 2. III. — Woche 3, 480; Deutsche Bauztg. 35, 123.

Hahn, Eduard, Dr. theol., Oberkonsistorialrat, protest. Theolog; † Hildesheim 19. II. — Woche 3, 344. 402 (P).

Hahn, Karl, k. bayr. Geh. Hofrat, früher Direktor und ordentl. Prof. an d. Tierärztl. Hochschule in München; * Schwabach 1. XI. 1829; † München im März. — Ill. Ztg. 116, 431; Leopoldina 37, 54; BZ 8, 140 (Zeitschrift f. Veterinärkunde 1901, 188: Grammlich; Deutsche tierärztliche Wochenschrift 1901, 113).

Hahn, Siegfried, Dr. med., langjähr. beliebt. Badearzt in Elster (Vogtl.); † Wiesbaden 28. I. — Virchows Jahresber. 36, I, 388 (Pagel).

***Hammer,** Philipp (Pseudon.: Dr. Philaletes Freimuth), Dr. phil., Geistl. Rat, Dechant zu Wolfstein (Rheinpfalz), polit. u. religiös. Volksschriftsteller (klerikal); * Stein bei Annweiler (Rheinpf.) 13. II, 1837; † Wolfstein 8. VI. — BJ VI, 208; Ill. Ztg. 116, 1005; KL 23, 507 (mit W). 24, 41.

Hans von Jenbach (Pseudon.), Schriftsteller: s. Obrist, Joh. Georg.

Hansen, Georg, Dr. phil., k. bayer. Reichsarchivrat in München, Nationalökonom, Historiker und Statistiker; * 22. II. 1852; † München 6. V. — Ill. Ztg. 116, 770; KL 23, 512 (mit W). 24, 41.

Hanser, Adolf, großh. bad. Oberbaurat und Prof., Kollegialmitgl. des bad. Finanzministeriums u. außerordentl. Mitgl. der Baudirektion, Architekt; * Friedrichshafen 1858; † Karlsruhe 18. X. — Ill. Ztg. 117, 631; Jahrbuch d. bild. Kunst 1902, 100; Deutsche Bauztg. 35, 528.

Häntzsche, Julius Cäsar, Dr. med., früher russ. Gesandtschaftsrat in Persien, Kenner der oriental. Sprachen; † Dresden, 77 Jahre alt, 18. IX. — Ill. Ztg. 117, 447; Leopoldina 37, 94; Virchows Jahresber. 36, I, 388 (Pagel).

Harster, Wilhelm, Dr. phil., Rektor d. Alten (Melanchton-)Gymnasiums in Nürnberg, klassisch. Philolog. und Altertumsforscher; * Ellingen (Mittelfranken) 7. IX. 1846; † beim Abstieg vom Schlern bei Bozen 18. VIII. — Blätter f. d. Gymnasialschulwesen 38, 202 (K. Loesch, mit W); BZ 9, 140 (Mitteilungen d. hist. Vereins d. Pfalz 25, 109: Berthold).

***Hartig,** Robert, Dr. phil, ordentl. Prof. f. Anatomie, Physiologie u. Pathologie der Pflanzen in d. staatswissenschaftl. Fakultät d. Universität u. Vorstand d. botan. Abteilung d. forstl. Versuchsanstalt und des forstbotan. Laboratoriums in München, ordentl. Mitglied d. dortigen Akademie d. Wissenschaften, Mitglied d. Beirates f. die biolog. Abteilung des Reichsgesundheitsamtes; * Braunschweig 30. V. 1839; † München 9. X. — BJ VI, 93; Chronik d. Ludwig-Maximilians-Universität München 1901/2, 11; Woche 3, 1812; Ill. Ztg. 117, 559; Leopoldina 37, 90. 94; Gartenlaube 1901 Nr. 43 Beil. 2 (mit P); KL 23, 519 (mit W). 24, 41; Zentralblatt f. d. gesamte Forstwesen 1902, 37 (A. Cieslar, mit W u. P); Sitzungsberichte d. k. bayer. Akademie d. Wissenschaften 1902 Math.-Phys. Kl. 233 (Voit); Naturwissenschaftl. Rundschau 1902, 129 (Meinecke); BZ 9, 140. 10, 141. 11, 159 (Deutsche Forstztg. 1901, 855: Herrmann; Schweizer. Ztschr. f. Forstwesen 1901, 265: Fankhauser; Ztschr. f. Forst- u. Jagdwesen 1902, 3; Forstwissenschaftlich. Zentralblatt 1902, 1: Dingler; Allg. Forst- u. Jagdztg. 1902, 129: Meinecke; Braunschweig. Magazin 1902, 185: Blasius; Berichte der Deutschen Botan. Gesellschaft 1902 Generalversammlungsheft 8: C. v. Tubeuf).

Hartmann, Oberbaurat, Ministerialdezernent f. Bausachen; † Koburg 4. III. — Woche 3, 436.

Hartmann, Friedrich, Landwirt in Wackershofen (württemberg. Oberamt Hall), früher Mitglied des Deutschen Reichstags (süddeutsche Volkspartei); * Gschlechtenbrezingen (Oberamt Gaildorf) 23. X. 1841; † Wackershofen 13. VI. — Ill. Ztg. 116, 963; Woche 3, 1086; Kürschners Reichstag 1893, 318 (mit P).

Hartmann, Gottlieb Friedrich Hermann, Dr. med., Sanitätsrat zu Lintorf (Hannover), lyr. u. ep. Dichter, Kulturhistoriker und Sagenforscher; *Ankum (Hannover) 22. III. 1826; † Lintorf 27. XII. — Ill. Ztg. 118, 63; KL 23, 521 (mit W). 24, 41; Brümmer[5] 2. 103, 490 (mit W); BZ 10, 141. 11, 159 (Niedersachsen 1902, 140: L. Schröder; Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte und Landeskunde v. Osnabrück 1902, 310).

Hartmann, Paul, protest. Pfarrer a. D., Kunsthistoriker u. Forscher auf dem Gebiete d. schwäb. Landeskunde; *Neustadt a. d. L. 26. II. 1838; † 1901? — KL 23, 522 (mit W). 24, 41.

Hartmann, Samuel, Dr. med., Ökonomierat, Inhaber einer rationell geleiteten Milchwirtschaft f. Kindermilchversorgung; †, 61 Jahre alt, 17. II. — Virchows Jahresberichte 36, I, 388 (Pagel).

Hartoch, Oskar, Vorsitzender d. Verwaltung d. Tentelewschen chem. Fabrik bei St. Petersburg; * Cöln 1845; † St. Petersburg Ende September. — Ill. Ztg. 117, 523.

Hartschmidt, M. (Pseudon.), Dichterin: s. Schmidt, Marie.

Hartung, Johann Friedrich Hermann, der frühere Verleger d. »Königsberger Hartungschen Ztg.«; * Königsberg i. Pr. 28. III.

1823; † Leipzig 14. III. — Ill. Ztg. 116, 431; Börsenblatt für d. Deutschen Buchhandel 1901.

Hartwig, Gustav, lyr. Dichter, (Pseudon.): s. Hirsch, Gustav.

Hartz, Heinrich Gottfr. Chr., Dr. phil., Gymnasialprof. in Altona, klass. Philolog, Pädagog u. Musikschriftsteller; *Bremen 9. IV. 1834; † 1901? — KL 23, 523 (mit W). 24, 41.

Häser, Karl, württemberg. Hofmusikus a. D. in Stuttgart; † daselbst, 83 Jahre alt, 19. VI. — Monatsh. f. Musikgesch. 34, 134 (Lüstner, mit L).

Haßlwanter, Anton, Dr. jur., Hof- und Gerichtsadvokat, Mitglied d. Herrenhauses d. österreich. Reichsrats u. d. Reichsgerichts, konservativ-klerikal; * Lienz (Pustertal) 1834; † Wien 14. VIII. — Woche 3, 1470; Ill. Ztg. 117, 285; BZ 9, 140 (St. Norbertusblatt 1901, 261); KL 24, 41.

Haessel, Hermann Adolf, Kommissions- u. Verlagsbuchhändler in Leipzig, Schatzmeister d. Börsenvereins; * daselbst 26. III. 1819; † ebenda 8. II. — Woche 3, 296. 348 (P); Ill. Ztg. 117, 227; KL 24, 41; Börsenblatt für d. Deutschen Buchhandel 1901 Nr. 40.

Hassler, Theodor Ritter v., k. bayer. Kommerzienrat, Großindustrieller in Augsburg, Vorstand d. Vereins f. süddeutsche Baumwollindustrie, Vorsitzender d. Zentralverbandes deutscher Industrieller, lebenslängl. Reichsrat d. Krone Bayern; * 3. VII. 1828; † Augsburg 28. II. — Ill. Ztg. 116, 349; Gartenlaube 1901 Nr. 11 Beil. 2 (mit P); BZ 9, 140 (Verhandlungen, Mitteilungen u. Bericht d. Zentralverbandes deutscher Industrieller 1901 Nr. 90: H A. Bueck).

Haßlinger, Wilhelm, Achtundvierziger; † St. Louis, 76 Jahre alt, 13. IV. — Woche 3, 786.

Hatzfeldt-Wildenburg, Melchior Hubert Paul Gustav Graf v., früher kais. deutsch. bevollmächtigter Botschafter in London; * Düsseldorf 8. X. 1831; † London 22. XI. — Woche 3, 2072. 2076 (P); Ill. Ztg. 117, 802 (J. P., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 48 Beil. 2 (mit P); BZ 9, 140 (Die neue Zeit 20 Nr. 7).

Hauckwitz, G., Direktor d. berliner Markthallen, früherer Offizier, eine Zeitlang auch Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses (nationalliberal); † Berlin 5.(?) XII. — Ill. Ztg. 117, 895.

Haugwitz, Gustav v., k. sächs. Oberverwaltungsgerichtsrat; † Niederlößnitz b. Dresden, im 62. Jahre, 19. X. — Woche 3, 1856.

Hauptner, Hans, weltbekannter Fabrikant v. Instrumenten f. tierärztl. u. landwirtschaftl. Zwecke in Berlin; † daselbst 8. IV. — Ill. Ztg. 116, 602; Gartenlaube 1901 Nr. 17 Beil. 2 (mit P); BZ 8, 144 (Berliner tierärztl. Wochenschrift 1901, 256; Deutsche tierärztl. Wochenschrift 1901, 191: Frick).

***Hausmann**, Julie v., ehemalige Leiterin d. St. Annaschule in St. Petersburg, deutschruss. Dichterin, Verf. geistlicher Lieder; * Mitau 7. III. 1825; † Wösso (Esthland) 2. (n. St. 15.) VIII. — BJ VI, 227; Woche 3, 1512; Ill. Ztg. 117, 305.

Haußer, Friedrich Ernst, verdienter deutsch. Lehrer; † Alexandria (Kentucky) 16. III. — Woche 3, 654.

***Hauswirth**, Ernest Gabriel, Dr., Abt d. Benediktinerstiftes U. L. Fr. zu den Schotten in Wien, vorher Prof. am Stiftsgymnasium daselbst, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrates u. Vorsitzender d. Staatsschuldentilgungskommission; *Rausenbruck (Mähren) 25. IX. 1818; † Wien 4. III. — BJ VI, 145.

***Haym**, Rudolf, Dr. phil., ordentl. Professor in d. philos. Fakultät d. Universität Halle, Literarhistoriker u. Philosoph, auch Publizist u. Politiker, früher Mitglied d. Frankfurter Parlaments u. d. preuß. Landtages; * Grünberg (Schlesien) 5. X. 1821; † St. Anton am Arlberg 27. VIII. — BJ VI, 33; Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1901, 2, 11; Woche 3, 1512. 1560 (P); Ill. Ztg. 117, 339. 342. 343 (J. P., mit P; vgl. 1893 Nr. 2618); Gartenlaube 1901 Nr. 37 Beil. 2 (mit P); KL 23, 533 (mit W). 24, 42; Euphorion 8, 842 (B. Delbrück); A. Riehl, R. Haym. Rede. Halle 1902; R. Haym, Aus meinem Leben. Berlin 1902; BZ 9, 141. 10, 142 (Akademische Blätter 1901, 190: Hashagen: Nation 1902 Nr. 37; H. Bleuler-Waser; Burschenschaftliche Blätter 1902, 245; Philosophische Abhandlungen dem Andenken R. Hayms gewidmet. 1902. Seite V: A. Riehl).

Hegel, Friedrich Wilhelm Karl v., Dr. jur. et phil., k. bayr. Geh. Rat, ordentl. Prof. der Geschichte an d. Univ. Erlangen, Mitglied d. Akademieen d. Wissenschaften in München, Berlin und Wien, Historiker; * Nürnberg 7. VI. 1813; † Erlangen 5. XII. — K. Hegel, Leben und Erinnerungen, Leipz. 1900; Woche 3, 2160 (mit P); Ill. Ztg. 117, 895. 990 (H. Heinz, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 51 Beil. 2 (mit P); Allg. Ztg. 1901 Beil. 285 (R. Fester); Neues Archiv d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde 27, 524; Nachrichten d. Göttinger Gesellschaft d. Wissenschaften, Geschäftl. Mitteilungen 1902, 52 (F. Frensdorff); Ztschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgeschichte 1902, Germanist. Abt. XXXIII (U. Stutz); BZ 10, 144. 11, 162 (Die Wage

1902 Nr. 8: S. Münz; Deutsche Geschichtsblätter 1902, 188: Th. Kolde; Mitteilungen d. Vereins f. d. Geschichte Nürnbergs 1902, 175: G. Freih. v. Kress; Hansische Geschichtsblätter 1902, 139; F Frensdorff); Nationalztg. 1902, Jan. 23 (H. Heinz).

*__Hegetschweiler__, Karl, Dr. med., prakt. Arzt in Riffersweil (Kant. Zürich), auch Botaniker; * 1838; † Riffersweil 16. VI. — BJ VI, 258; BZ 9, 142 (Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1901, 570: Naef); Virchows Jahresber. 36, 1, 388 (Pagel, mit L).

Heidemann, Julius, Dr. phil., Prof., Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, Historiker; * Regenwalde 20. VII. 1834; † Friedrichsroda (Thüringen) 22. VII. — Woche 3, 1302; Ill. Ztg. 117, 167; KL 23, 539 (mit W). 23, 41.

Heidenreich, Dr. med., prakt. Arzt und Botaniker; † Tilsit, 83 Jahre alt, 20. IV. — Leopoldina 37, 54.

*__Heidt__, Karl Maria, k. k. Finanzsekretär in Wien, dramat u. lyr. Dichter; * Genf 15. I. 1866; † Wien 2. III. — BJ VI, 239; Woche 3, 436; KL 23, 540 (mit W). 24, 41; Hinrichsen[2] 532 (mit W); Brümmer[5] 2, 117. 498; BZ 8, 146 (Der Kyffhäuser, Jahrg. 2, 492: A. Hagenauer).

Heineke, Walter Hermann v., Dr. med., k. bayr. Geh. Rat, Prof. d. Chirurgie u. Direktor d. Krankenhauses an d. Univ. Erlangen; * Schönebeck a. E. 17. V. 1834; † Erlangen 28. IV. — Allg. Ztg. 1901, Beil. 98; Gartenlaube 1901 Nr. 20 Beil. 2 (mit P); Woche 3, 786. 836 (P); KL 23, 545 (mit W). 24, 41; Pagel 709 (mit W u. P); Ill. Ztg. 116, 675; Leopoldina 37, 50. 54; Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit L); BZ 8, 147 (Deutsche Medizin. Wochenschr. 1901, 303, mit P; Münchner Medizin. Wochenschrift 1901, 795: Krecke).

*__Heinemann__, Lothar v., Dr. phil., ordentl. Prof. d. Geschichte d. Mittelalters an d. Univ. Tübingen; * Bernburg 19. II. 1859; † Tübingen 23. II. — BJ VI, 427; Ill. Ztg. 116, 349; KL 24, 41; Woche 3, 392.

Heiner, Pastor zu Ipswich in Queensland, Stütze d. Deutschtums i. Australien; * Kütte (Waldeck) ca. 1828; † Anfang Februar, 73 Jahre alt. — Ill. Ztg. 116, 574.

Heinrichs, Frau Emilie, geb. Schmidt (Pseudon.: E. v. Linden), Romanschriftstellerin; * Schleswig 1. III. 1823; † Braunschweig im Februar. — Woche 3, 392; Ill. Ztg. 117, 305; Hinrichsen[2] 536 (mit W); Brümmer[5] 2, 122 (mit W); KL 23, 547 (mit W). 24, 41; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder, 1, 326 (mit W).

Heinrichshofen, Theodor v., Verleger v. Musikalien in Magdeburg; † daselbst, 85 J. alt, 17. I. — BZ 8, 147 (Deutsche Turnztg. 1901 Nr. 18: Chr. Kohlrausch, mit P); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 134 (Lüstner, mit L); Börsenblatt für d. deutschen Buchhandel 68, 612.

Heins, Theodor, lyr. Dichter u. Novellist, Musik- und Kunstschriftsteller; * Geestemünde 11. X. 1860; † 1901? — KL 23, 547. 24, 41.

Heintz, Jakob, Fabrikant in Neuyork, um d. Turnwesen in Amerika verdient, auch lyr. Dichter; * Alzey (Rheinhessen) 10. IV. 1833; † Neuyork 14. IX. — Gartenlaube 1901 Nr. 47 Beil. 2 (mit P); Brümmer[5] 2, 122 mit W).

Heinze, Sarah, geb. Magnus, Pianistin in Dresden; * Stockholm 1839; † Dresden 27. X. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 134 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 474.

Helander, Sven Viktor, Genre- u. Porträtmaler in Düsseldorf; † daselbst, 62 Jahre alt, 12 IX. — Woche 3, 1684.

Helfenstein, Ludwig (Pseudon.), dramatisch. Dichter: s. Aegidi, Ludwig.

*__Helle__, Friedrich Wilhelm (Pseudon.: Dr. Lucius), Dr. phil., Dichter, Publizist und Kritiker; * Böckenförde b. Lippstadt (Westfalen) 26. X. 1834; † München 4. VIII. — BJ VI, 252; Woche 3, 1386; Ill. Ztg. 117, 239; KL 23, 551 (mit W). 24, 41; Brümmer[5] 2, 127. 501; Deutscher Hausschatz 26, 426. 28, 3 (Beilage); Literarische Warte 1902, 486 (P. Expeditus Schmidt): Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 83; BZ 9, 144 (Alte und Neue Welt 36, 142 (mit P); Die Wahrheit 1901, 560; A. Lignis [= P. Expeditus Schmidt] und A. Wünsche; Dichterstimmen d. Gegenwart, Jahrg. 16, 39: Revocatus).

Heller, Julius, Dirigent verschiedener Musikvereine in Triest; † daselbst 26. VI. — Monatshefte für Musikgeschichte 34, 134 (Lüstner, mit L).

Hellermann, Ewald v., k. preuß. Oberstleutnant z. D., Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (konserv.); * Zeblin b. Curow 25. II. 1844; † Berlin 5. (oder 6?.) V. — Woche 3, 828; Ill. Ztg. 116, 770.

Hellwig, Bernhard, Domkapitular in Paderborn, Pädagog, Schulschriftsteller u. Lokalhistoriker, besonders auf d. Gebiete d. Kirchengeschichte; * Deifeld (Westfalen) 20. II. 1845; † 1901. — KL 23, 553 (mit W). 24, 41; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 84.

Helm, Friedrich (Pseud.), Dichter u. Schriftsteller: s. Conard, Julius.

Helm, Gustav (Pseudon.: Theodor Palatinus), kathol. Pfarrer in Ziegelhausen b. Heidelberg, Kulturhistoriker u. Publizist; * Bensheim (Hessen) 16. VI, 1861; † Ziegelhausen 15. II. — Woche 3, 344; Deut-

scher Hausschatz 27 Beil. 61; KL 23, 553 (mit W). 24, 41; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 84.

Helmling, Peter, Dr. phil., Prof. f. Mathematik a. D. an d. Univ. Dorpat u. Lehrer f. Physik an der dortigen Veterinärschule; * Erbach b. Heppenheim (Hessen) 9. IX, 1817; † Reval (Estland) 11. (a. St.) IV. — Poggendorff 1, 1060. 2, 612. 3, 613 (mit W); KL 24, 41; Woche 3, 786; Leopoldina 37, 55 (mit W).

Hengst, Hermann, Schriftsteller u. Journalist; * Köthen (Anhalt) 11. VIII. 1840; † Berlin 27. IV. — Ill. Ztg. 116, 717; KL 23, 556 (mit W). 24, 41.

Henninges, Hermann v., herzogl. braunschw. Landstallmeister, Chef des herzogl. Landgestüts; † Braunschweig 30. IX. — Ill. Ztg. 117, 523.

Hensen, Hans Karl August, Dr. med., Privatdozent u. Oberarzt d medizin. Klinik an der Univ. Kiel; * daselbst 22. III. 1871; † ebenda 13. XII. — Chronik d. Univers. Kiel 1901; Virchows Jahresberichte 36, I, 388 (Pagel, mit L); H. Hensen, Über die Durchgängigkeit v. Membranen f. Fäulnisprozesse. Inaug.-Diss. Kiel 1897 (Lebenslauf).

Hermann, Prof., Prestigiateur; † Berlin, 61 Jahre alt, 17. II. — Woche 3, 344 (P).

Hermes, Johannes, Landschaftsmaler in Berlin; * daselbst 28. V. 1842; † Wiesbaden 17. VI. — Woche 3, 1128; Jahrbuch der bildenden Kunst 1902, 100; Das geistige Deutschland 1, 291 (mit W); Müller-Singer[3] 2, 105. 5, 227 (hier auch unter dem Wort Hernes); D. geistige Berlin 1, 185 (mit W).

***Herrmann**(nicht: Hermann) Bernhard Georg, Prinz v. Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzog zu Sachsen, k. württemberg. General d. Kavallerie; * Schloß Altenstein b. Meining. 4. VIII. 1825; † Berchtesgaden 31. VIII. — BJ VI, 79: Woche 3, 1556. 1558. 1561 (P); Ill. Ztg. 117, 339. 342 (A. v. W., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 37 Beil. 2 mit P; Goth. Hofkalender 1902, 79.

Herrmannstörfer, Joseph, Tier- und Landschaftsmaler in München; * Nürnberg 2. II. 1817; † München 22. X. — Müller-Singer[3] 2, 168; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 100.

Hertling, Philipp Theodor Joseph, Freiherr v., k. bayr. Generalleutnant u. Premierleutnant der Leibgarde d. Hartschiere in München; * 1. I. 1825; † München 6. XII. — Woche 3, 2160; Ill. Ztg. 117, 895; Freiherrl. Taschenbuch 1901, 301.

***Hertz,** Wilhelm Ludwig, Verlagsbuchhändler (»Bessersche Buchhandlung«) in Berlin; * Hamburg 26. VI. 1822; † Berlin 5. VI. — BJ VI, 298; Woche 3, 1043; KL 24, 41; Ill. Ztg. 116, 923; Gartenlaube 1901 Nr. 25 Beil. 2 mit P; Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 68, 4605. 4666. 4714. 4847 (Lili du Bois-Reymond nach »Nationalztg.« 1901 Nr. 350). 4847. 9264. 9722 (betrifft d. Geburtsdatum); Pfau und Rösch, Biograph. Lexikon des D. Buchhandels S. 177.

Hertzog, J. B., Prof., deutsch-amerikanisch. Schulmann; * Bechtheim b. Worms 2. I. 1831; † Philadelphia 12. IX. — Woche 3, 1728; Ill. Ztg. 117, 490; KL 24, 41.

Herz, Wilhelmine, früh. Schauspielerin (Heldenmütter) am Stadttheater in Breslau; † Weimar (im Seebachstift), 76 Jahre alt, 8. IX. — Woche 3, 1640; Ill. Ztg. 117, 4114.

Herzfeld, Edmund Ritter v. (Pseudon.: Edm. v. Hallegk), k. k. Hof- und Gerichtsadvokat u. dir. Stellvertreter d. Lebensversicherungsgesellschaft »Anker« in Wien, juristisch. Schriftsteller, auch Übersetzer; * Preßburg 22. XI. 1857; † Wien 10. III. — KL 23, 571 (mit W). 24, 41.

Herzig, August, Dr. med., prakt. Arzt in Marienbad; * daselbst 1839; † ebenda 25. IX. — Woche 3, 1728; Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit L); BZ 9, 145 (Wiener klin. Wochenschrift 1901, 1058: Grimm; Prager Medizin. Wochenschrift 1901, 503).

Hessen-Philippsthal-Barchfeld: s. Marie Prinzessin v. Preußen.

Hetze, Paul, Landschaftsmaler in München; * Chemnitz 1866; † München 27. IV. — Müller-Singer[3] 5, 228; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 100 (H).

Heuser, Tilli (eigentlich: Mathilde Gronwaldt), württembergisch. Hofschauspielerin (Naive) am Hoftheater in Stuttgart; * Breslau 11. XI. 1880; † Stuttgart 15. VIII. — Woche 3, 1470. 1566 (P); Bühne u. Welt 3, 2, 1014; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 431.

***Heusinger,** Theodor Otto v., Dr. med., Sanitätsrat, Kreisphysikus, ao. Prof. f. gerichtl. Medizin an d. Univ. Marburg, Ehrenbürger dieser Stadt; * daselbst 5. X. 1830; † ebenda 19. II. — BJ VI, 334: Ill. Ztg. 116, 349; Woche 3, 344. 402 (P); Leopoldina 37, 34 (mit W); BZ 8, 150 (Frankfurter Ztg. 1901 Nr. 51; Ärztl. Vereinsblatt für Deutschland 1901, 121); Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit L); Chronik d. Univ. Marburg 1900/1, 3 (mit W).

Heydebrand und der Lasa, George v., Regierungspräsident v. Osnabrück; * Kleintschunkawe (Kreis Militsch); † Osnabrück 6. XI. — Woche 3, 1986; Ill. Ztg. 117, 727.

Heynitz, v., Oberleutnant im 1. Ostasiatisch. Inf.-Reg.; † (ertrunken bei einem Rettungsversuche) Schiho b. Schanheikwan i. China 28. VII. — Woche 3, 1344.

Hidber, Basil, Dr. phil., früher ordentl. Prof. f. Geschichte an d. Univ. Bern; * 18. XII. 1821; † Bern 17. VII. — Woche 3, 1302 (P); Ill. Ztg. 117, 167; Allg. Ztg. 1901 Beil. 165; KL 12, 343. 24, 41.

Hildebrandt-Strehlen, Karl Theodor Heinrich (Pseudon.: Roderich Brown), früh. Rektor d. höheren Bürgerschule i. Strehlen, seit 1879 zu Freyburg a. U. lebend, Volks- u. Jugendschriftsteller; * Wenden b. Rastenburg (Ostpreußen) 18. VI. 1815; † Freyburg a. U. 5. XI. — Brümmer[5] 2, 161 (mit W); KL 23, 582 (mit W); Ill. Ztg. 117, 727; Hinrichsen[2] 570 (mit W).

Hinterleitner, Gustav Adolph, deutsch-amerikan. Theolog.; † Pottsville (Pennsylvanien) 16. III. — Woche 3, 654.

Hirsch, Adolph, Dr. phil., Prof. d. Astronomie u. Direktor d. Sternwarte i. Neuchâtel (Schweiz), ständiger Sekretär d. Internationalen Vereinigung f. Erdmessung; * Halberstadt 21. V. 1830; † Neuchâtel 16. IV. — Geograph. Jahrbuch 24, 379 (Wolkenhauer, mit W und L); Ill. Ztg. 116, 633; Leopoldina 37, 45; KL 24, 41; Woche 3, 698; Poggendorff 3, 637. 4, 645 (mit W u. L); BZ 8, 151 (Astronom. Nachricht. Nr. 3710: R. Gautier).

Hirsch, Gustav (Pseudon.: Gustav Hartwig), Kaufmann in Mainz, lyr. Dichter; * Kreuznach 15. VI. 1837; † Konstanz 20. IX. — Brümmer[5] 1, 168. 513 (mit W): KL 23, 523 (mit W). 24, 41.

Hirsch, Wilhelm, Dr. phil., Prof., Mitbegründer u. langjähr. Leiter d. Liedertafel zu Thorn und Ehrenbürger dieser Stadt, Musiker u. Komponist; * Königsberg i. Pr. 17. XII. 1814; † Thorn 3. II. — Woche 3, 248; Ill. Ztg. 117, 227; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 134 (Lüstner, mit L).

Hirt, Oskar, Schriftsteller und Publizist, Redaktionsmitglied d. »Vaterland« i. Luzern; * Neapel 1856; † Luzern 6. XII. — Deutscher Hausschatz 28, 256 (mit P).

Hirth, Herbert, Dr. phil., Kunsthistoriker; * Canton (China) 20. IX. 1873; † München 2. VIII. — KL 24, 41; H. Hirth, Studien u. Kritiken. Gesammelt u. mit e. Lebensbeschreibung hrsg. v. E. Bassermann-Jordan. München 1903 (mit P).

Hochberger, Gallus Ritter v., Dr. med., k. k. Hofrat, Stadtarzt in Karlsbald; * Wohlau b. Podersam (Böhmen) 15. X. 1803; † Karlsbad 4. II. — Woche 3, 248 (P); Ill. Ztg. 117, 227. 237 (mit P); BZ 8, 151 (Prager Medizin. Wochenschrift 1901, 65); Leopoldina 37, 34; Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit L).

Hoefer, Hermann, Verlagsbuchhändler in Berlin (J. Rentels Verlag), früher Mitbesitzer d. Firma Dietrich Reimer; † Berlin, 68 Jahre alt, 16. VII. — Ill. Ztg. 117, 131; KL 24, 42; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901.

Hofer, Otto, k. k. Baurat in Wien, einer d. Erbauer d. dortigen Burgtheaters und Hofmuseums; * Oedenburg 1847; † Wien 27. (od. 25.?) II. — Woche 3, 436; Ill. Ztg. 116, 349; Deutsche Bauztg. 35, 112.

Hoffer Ritter v. Hoffenfels, chemal. k. k. Gesandter und bevollmächtigter Minister; † Wien, im 66 J., 1. I. — Woche 3, 56.

Hoffmann, Emil, Prof. f. architekton. Formenlehre, angewandt auf Gegenstände aus d. Ingenieurwesen, an d. Techn. Hochschule in Berlin, kgl. preuß. Landbauinspektor; * Gollancz (Reg.-Bez. Bromberg) 15. III. 1845; † Berlin 3. I. — Woche 3, 56. 62 (P); Ill. Ztg. 116, 93. Deutsche Bauztg. 35, 20.

Hofmann, August, Generalleutnant; † Karlsruhe, im 77. J., 30. IX. — Woche 3, 1770.

Hohenlohe-Bartenstein-Bartenstein, Fürstin Wilhelmine Henriette, geb. Prinzessin v. Auersperg, Witwe d. Fürsten Ludwig zu H.-B.-B. u. Jagstberg; * Wlaschim (Böhmen) 23. VI. 1815; † Schloß Haltenbergstetten (Württemberg) 7. VIII. — Goth. Hofkalender 1901, 106. 134. 1902, 136; Ill. Ztg. 117, 239; Deutscher Hausschatz 28, 76 (mit P).

Hohenlohe-Oehringen, Prinzessin Helene Susanne Pauline Hubertine Luise, Gemahlin d. Prinzen Max zu H.-Oehr., geb. Gräfin v. Hatzfeldt; * 3. III. 1865; † Berlin 21. V. — Gräfl. Taschenbuch 1901, 331; Goth. Hofkalender 1902, 134; Ill. Ztg. 116, 849; Woche 3, 914 (mit P).

Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Karl Viktor Fürst zu, Prinz von Ratibor u. Corvey, früher deutscher Reichskanzler und Präsident d. k. preuß. Staatsministeriums, erbl. Reichsrat d. Krone Bayern, Dr. honoris causa, Ehrenmitglied d. k. preuß. Akademie d. Wissenschaften; * Rotenburg a. d. Fulda 31. III. 1819; † Ragaz 6. VII. — Ill. Ztg. 117, 55 (P). 56. 57; Woche 3, 1209 (H. Bauer). 1217 (P); BZ 8—11 (L. s. v.); Goth. Hofkalender 1901, 136. 1902, 138.

Hold von Ferneck, Alexander Freih., k. k. Geh. Rat, k. u. k. Feldzeugmeister i. R.; † Innsbruck 15. XI. — Ill. Ztg. 117, 849.

Holdheim, Hermann, Redakteur d. »Volksztg.« in Berlin, Journalist; * 7. IX. 1825; † Berlin 14. I. — Woche 3, 102 (P); KL 23, 609. 24, 42.

Holland, Heinrich, Dr. med., Frauenarzt in Berlin; † Berlin 7. VIII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit **L**).

Holtzmann, Eugen, großherzogl. bad. Kommerzienrat, Papierfabrikant, 1877—93 Mitglied d. Deutschen Reichstags (nat.-lib.); * Karlsruhe 26. IV. 1848; † Weißenbach (Murgtal) 3. X. — Woche 3, 1770; Ill. Ztg. 117, 523; Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstags-Wähler[5] 311.

Holzinger, Heinrich Ritter v., früher Vizedirektor d. Oriental. Akademie in Wien u. österreichisch. Generalkonsul in Trapezunt, Archäolog; † Trapezunt, 52 J. alt, Ende Sept. — Ill. Ztg. 117, 559; KL 24, 42.

Homann, Julius, Dr. med., Assistenzarzt am Hygien. Institut d. Univ. Kiel; * Göttingen 25. IX. 1872; † Kiel, an experimenteller Laboratoriumsvergiftung durch Typhusbazillen, 14. II. — Leopoldina 37, 34; Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit **L**); J. Homann, Über die Behandlung d. Kompressionsmyelitis. Inaug.-Diss. Kiel 1900; *Vita.*

Homo fidus (Pseudon.): s. Frankel, Heinrich.

Hopfen, Franz Freiherr v., Großgrundbesitzer u. Politiker, Mitgl. d. mähr. Landtags u. d. Abgeordnetenhauses d. österr. Reichsrat, früher auch Direktor d. Bodenkreditanstalt, später Präsident der k. k. privil. Südbahngesellschaft; * Mislitz (Mähren) 1825; † Baden b. Wien 19. III. — Woche 3, 566; Ill. Ztg. 116, 475.

Horschelt, Franz Paul, Romandichter; * München 18. XI. 1854; † Nürnberg 14. IV. — KL 23, 618 (mit **W**). 24, 42.

***Horst,** Hanna, Landschaftsmalerin; * München 11. VI. 1881; † ebenda 14. XII. — BJ VI, 134.

Hoeven, Fritz, Musikpädagog i. Berlin; † daselbst im 42. Jahre, 10. V. — Woche 3, 870; Monatshefte für Musikgeschichte 34, 134 (Lüstner, mit **L**).

Hoyos-Sprinzenstein, Ladislaus Graf, k. u. k. Kämmerer, Wirkl. Geh. Rat u. früherer österreich. Botschafter in Paris; * Mauer b. Wien 25. VIII. 1834; † Wien 23. I. — Ill. Ztg. 116, 157; Gräfl. Taschenbuch 1901, 367.

***Hromada,** Anton, k. württemberg. Kammersänger, Mitglied der Stuttgarter Hofbühne (Baritonist) u. Lehrer am dortigen Konservatorium; * Kladno (Böhmen) 23. XII. 1843; † Stuttgart 21. VI. — BJ VI, 165; Woche 3, 1128 (**P**); Ill. Ztg. 117, 13; Bühne und Welt 3, 2, 927; Gartenlaube 1901 Nr. 28 Beil. 2 (mit **P**); Eisenberg, Großes biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne 454; Monatshefte für Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit **L**).

Hübner, Emil, Dr. phil. et jur., ordentl. Prof. d. klass. Philologie an der Univ. Berlin; * Düsseldorf 7. VII. 1834; † Berlin 21. II. — Woche 3, 392. 402 (**P**); Illust. Ztg. 117, 305; KL 23, 622 (mit **W**). 24, 42; Hinrichsen[2] 606 (mit **W**); Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Instituts 1901, 113; American Journal of Philology 22, 113 (G. [ildersleeve]).

Hübner, Julius, k. russ. Wirkl. Staatsrat, Chefarzt f. d. Sanitätsaufsicht über d. Wolga in Kasan; † daselbst, 60 Jahre alt, 5. X. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit **L**).

Hülle, Prediger in Berlin, Leiter d. Christl. Zeitschriftenvereins; † daselbst 13. VI. — Ill. Ztg. 116, 1005; KL 24, 42.

Hunziker, Jakob, Prof., Philolog, Forscher auf d. Gebiete d. schweizer. Volkskunde; * im Kanton Aargau 27. IX. 1827; † 9. VI. — Globus 80, 196 (nach Schweizer. Archiv f. Volkskunde 1901, 152); Argovia 1902, S. III—IX.

Husemann, Theodor Gottfried Valentin, Dr. med., außerordentl. Prof. in d. medizin. Fakultät d. Univ. Göttingen, Pharmakolog; * Detmold 13. I. 1833; † Göttingen 13. II. — Woche 3, 344; Ill. Ztg. 117, 305; KL 23, 630 (mit **W**). 24, 41; Hinrichsen[2] 613 (mit **W**); Leopoldina 37, 35; Virchows Jahresberichte 36, 1, 388 (Pagel, mit **L**); Chronik der Univ. Göttingen 1900, 5 (Jacoby).

Hüttinger, Heinrich, Gymnasiallehrer in Regensburg, lyr. u. dramat. Dichter; * Regensburg 13. X. 1865; † ebenda 17. I. — KL 23 626 (mit **W**). 24, 42; Brümmer[5] 2, 217. 529 (mit **W**); Deutscher Hausschatz 27 Beil. 51 (mit **P**).

Jablonowski, Georg, Dr. med., 1. Assistent am ersten anatom. Institut in Berlin, hervorragender Präparator, Lehrer der Anatomie in Privatkursen; * Königsberg i. P. 2. X. 1857; † Berlin 24. IX. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit **L**); Leopoldina 37, 95.

Jack, Josef Bernard, Dr. phil., Hofapotheker in Konstanz, Botaniker; † daselbst 14. VIII. — Leopoldina 37, 81.

Jaeger, G., Dr. med., Sanitätsrat in Ragaz; * 15. III. 1837; † 11. XI. — Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte 1902, 155; Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit **L**).

Jaegers, Ferdinand Heinrich, Pfarrer zum hl. Andreas in Cöln, kathol. Theolog, besonders auf d. Gebiet d. Katechese schriftstellerisch tätig; † 1901? — KL 23, 638. 24, 42.

Jakobsen, Lehrer auf Hooge, einer Hallig d. Nordsee zwischen Amrum u. Pellworm,

bester Kenner dieser Inselwelt und ihrer Flora; † Ende Februar. — Gartenlaube 1901 Nr. 12 Beil. 2 (mit P).

Jakobus, Johann (Pseud.), Dichter: s. Fries, Joh. Jak.

Janke, Gustav, Dr. phil., Verlagsbuchhändler in Berlin; * Potsdam 13. I. 1849; † Großlichterfelde b. Berlin 11. II. — Woche 3, 296 (P); Ill. Ztg. 117, 263; KL 23, 642. 24, 42; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 68, 1322. 9263.

Janta-Pólczynski, Adam v., Rittergutsbesitzer, früheres Mitglied des Deutschen Reichstags (Pole); * Dombrowke 7. XI. 1839; † Komorze, Anfang März. — Ill. Ztg. 116, 385; Schoenfeld, Notizb. f. Reichst.-Wähler 5, 34.

Jaeschke, Paul, kaiserl. Kapitän z. S., Gouverneur des Gebietes von Kiautschou; * Breslau 4. VIII. 1851; † Tsingtau (China) 27. I. — Woche 3, 200. 209 (P); Ill. Ztg. 116, 157 171 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 6 Beil. 2 (mit P); Meyers Konv.-Lex.[5] Bd. 19 u. 21.

Jellačič de Bužim, Graf Georg, k. k. Feldmarschallleutnant a. D.; * 25 V. 1805; † Agram 21. VII. — Woche 3, 1344. 1390. (P); Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaisert. Österreich 10, 139; Gräfl. Taschenbuch 1901, 379.

Jenbach, Hans von (Pseudon.), Dichter u. Schriftsteller: s. Obrist, J. G.

***Jenny**, Samuel, Dr. phil., Großindustrieller (Färberei u. Handdruckerei) in Hard bei Bregenz, Mitglied d. Vorarlberg. Handels- u. Gewerbekammer, Mitglied und Konservator d. k. k. Zentralkommission z. Erhaltung d. Kunst- u. Baudenkmäler, Obmann des Vorarlberger Landesmuseumsvereins, Altertumsforscher; * Hard 1. I. 1837; † ebenda 16. V. — BJ VI, 171; Ill. Ztg. 116, 849.

Jesse, Otto, Dr. phil., Astronom d. k. Sternwarte in Berlin; * Breetz (W.-Priegnitz) 25. III. 1838; † Steglitz b. Berlin 1. IV. — Poggendorff 3, 691. 4, 704 (mit W); Astronom. Nachrichten Nr. 3711 (W. Förster).

***Jettel**, Eugen, Landschaftsmaler in Wien; * Johnsdorf (Mähren) 20. III. 1845; † Lussingrande 27. VIII. — BJ VI, 367; Woche 3, 1556; Ill. Ztg. 117, 339; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 100 (Sch.); Müller-Singer[3] 2, 271; Die Nation 1901 Nr. 48 (J. Elias).

Ihr, Franz (Pseudon.), Nationalökonom: s. Pactow, Franz.

Immanuel, Wilhelm (Pseudon.), geistl. Schriftsteller: s. Schulze, G. W.

Johannsen, Gustav Heinrich Jöns, Direktor d. Spar- u. Leihkasse f. Flensburg u. Umgebung, Politiker u. Publizist, Mitglied d. deutschen Reichstags u. preuß. Abgeordnetenhauses (Däne); * Gundeby a. d. Schlei 2. VIII. 1840; † Flensburg 25. X. — Woche 3, 1900; Ill. Ztg. 117, 631; Schoenfelds Notizb. für Reichstags-Wähler[5] 147. 148; Kürschners Deutscher Reichstag 1898, 141 (mit P); Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 258 (mit P).

Jokisch, Ottomar, Violinvirtuos und Komponist in Brüssel; * Neustadt (Schlesien) 15. XI. 1841; † Aachen 8. VIII. — Monatsh. f. Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

***Jörg**, Josef Edmund, Dr. phil., Kreisarchivar zu Landshut in Bayern, Publizist und Politiker, langjähr. Mitgl. d. Deutschen Reichstags und bayr. Landtags; * Immenstadt (Allgäu) 23. XII. 1819; † Landshut i. B. 18. XI. — BJ VI, 429; Woche 3, 2030; Ill. Ztg. 117, 803; KL 23, 654 (mit W). 24, 42; Alte und neue Welt 1902, 336 (K. Hochwart); Deutscher Hausschatz 1902 Nr. 12: O. v. Schaching; Historisch-Polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland 128, 773 (F.[ranz] B.[inder]); G. Hirth, Deutscher Parlaments-Almanach 12, 1877, 176.

***Joseph**, Eugen, Dr. phil., außerordentl. Prof. d. neueren deutschen Sprache u. Literatur u. Mitdirektor d. Germanist. Seminars an d. Univ. Marburg, Germanist; * Stargard (Pommern) 19. VIII. 1854; † Marburg 17. V. — BJ VI, 195; KL 23, 659 (mit W). 24, 42; Allg. Ztg. 1901 Beil. 115; Chronik d. Univers. Marburg 1901/2, S. 5 (E.[dward] S.[chröder], mit W); Goethejahrbuch 23 (1902), 235 (R. M. Meyer).

Israel, Daniel, Maler zu Wien; * daselbst 1859; † ebenda 24. IV. — Jahrbuch der bildenden Kunst 1902, 100.

Judeich, Augenarzt, langjähr. Assistent an d. Universitäts-Augenklinik i. Prag; † Tharandt b. Dresden. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L).

Jules, Hermine, früher Schauspielerin und Sängerin am Stadttheater in Brünn, zuletzt am Deutsch. Volkstheater i. Wien; * Brünn 1850; † ebenda 28. (oder 21?) VI. — Woche 3, 1172; Flüggen, Biogr. Bühnenlexikon 1, 160; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 487.

Junius redivivus (Pseudonym), Publizist: s. Bauer, Erwin.

Jürgens, Carl, Lehrer a. D., Etymolog; * Klappschau 3. VI. 1821; † 1901? — KL 23, 663 mit W). 24, 42.

Kabisch, Hermann, Direktor d. Akademie f. Kunstgesang in Stettin; † daselbst, 57 Jahre alt, 9. VII. — Monatshefte für Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

Kackstein, Hermann, k. Kammermusiker a. D.; † daselbst 19. IX. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

Kaibel, Georg, Dr. phil., ordentl. Prof. der klass. Philologie an d. Univ. Göttingen; * Lübeck 30. X. 1849; † Göttingen 12. X. — Woche 3, 1812; Ill. Ztg. 117, 595; KL 23, 672. 24, 42; Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L); Hermes 1901, IV; Geschäftl. Mitteilungen d. Gesellschaft d. Wissenschaften in Göttingen 1902, 29 u. Chronik d. Univ. Göttingen 1901, S. 19 (F. Leo).

Kaim, Franz, Kommerzienrat, Hofpianofortefabrikant, Senior d. Firma; † Kirchheim u. T., 78 J. alt, 2. I. — Ill. Ztg. 116, 50; Monatshefte für Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

Kaiser, Franz Siegfried (Pseudon.: Friedrich Sieg), Hrsgbr. d. »Dresdner Eisenbahnztg.« u. »Sächs. Verkehrsztg.«, auch lyr. Dichter; * Königshütte 14. VI. 1847; † Dresden 21. XII. — Ill. Ztg. 118, 37; KL 23, 673 (mit W). 24, 42.

Kaizl, Josef, Dr. jur., Nationalökonom, ehemalig. österreich. Finanzminister, Abgeordneter des Reichsrats und Landrats (Jungtscheche); * Volyn (Böhmen) 10. VI. 1854; † auf Gut Miskowitz b. Wien 19. VIII. — Woche 3, 1470 (mit P); Ill. Ztg. 117, 305; Kürschners Abgeordnetenhaus d. Reichsrats 1891, 27 (mit W u. P).

Kalcher, Anton, k. bayr. Reichsarchivassessor a. D., Stadtarchivar in Landshut i. B., 2. Vorstand d. Histor. Vereins f. Niederbayern, Lokalhistoriker; * Lindau i. B. 1828; † auf d. Burg Trausnitz b. Landshut i. B. 22. IV. — Ill. Ztg. 116, 675; KL 24, 42; Verhandlungen d. histor. Vereins f. Niederbayern 37 (1901), 345.

Kalmar, Anna (Annie), Schauspielerin (Naive), Mitglied d. Deutschen Schauspielhauses in Hamburg; * Frankfurt a. M. 14. IX. 1877; † Hamburg 3. V. — Woche 3, 828. 837 (P); Eisenberg, Großes biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne 496.

Kammerer, Emil, Dr. med., k. k. Regierungsrat u. Oberstadtphysikus, oberster Funktionär d. Sanitätswesens in Wien; † daselbst, 55 Jahre alt, 7. III. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L).

Kanitz, Konrad Erich Rudolf Graf v., Rechtsritter des Johanniter-Ordens, großherzogl. mecklenburg. Kammerherr und k. preuß. Rittmeister a. D.; * 30. VII. 1844; † Melkof 14. I. — Ill. Ztg. 106, 119; Gräfl. Taschenbuch 1901, 389. 1902, 397.

***Kappen,** Hermann Joseph, Prälat, Stadtdechant u. Ehrendomherr zu Münster i. W., Kunst- u. Kirchenhistoriker; * daselbst 18. XI. 1818; † ebenda 28. I. — BJ VI, 144; Ill. Ztg. 116, 191.

Karger, Wilhelm v., Oberst z. D.; † Wittenberg, 83 Jahre alt. — Woche 3, 1386.

Karlweis, C. (Pseud.), Dichter: s. Weiß, Karl.

Karoline Amalie, Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg: siehe Amalie.

Karst von Karstenwerth, Alexander, k. u. k. Feldmarschallleutnant i. R., einstiger Flügeladjutant d. Kaisers Franz Josef v. Österreich; † Innsbruck 21. I. — Ill. Ztg. 116, 157.

Kaulich, Alois, Dr. med., prakt. Arzt i. Prag; * Weckelsdorf 11. II. 1839; † 28. X. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L); BZ 9, 162 (Prager Medizin. Wochenschrift 1901, 539).

Kaulich, Josef, Kapellmeister der Wiener Hofoper, später Chordirektor an d. Pfarrei St. Leopold in Wien, Komponist v. Liedern und Tänzen; † Währing bei Wien, 73 Jahre alt, im Juli. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

Kayssler, Leopold, Dr. phil., Publizist, früher Redakteur d. »Post«, 1870/71 Kriegsberichterstatter, auch Linguist; * Breslau 26. IV. 1828; † Berlin 29. X. — Woche 3, 1942 (P); Ill. Ztg. 117, 671; KL 23, 687 (mit W). 24, 42; Gartenlaube 1901 Nr. 46 Beil. 2 (mit P).

Kehler, Friedrich v., Legationsrat a. D., Mitglied d. Deutschen Reichstags und Preuß. Landtags, einer d. Gründer d. Zentrumspartei; * Berlin 1. X. 1820; † daselbst 7. VI. — Woche 3, 1042. 1163 (P); Ill. Ztg. 116, 923; Kürschners Deutsch. Reichstag 1893, 216 (mit P); Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 377 (mit P).

***Keinz,** Friedrich, Bibliothekar a. D. an d. k Hof- und Staatsbibliothek in München, Germanist; * Passau 9. III. 1833; † München 28. X. — BJ VI, 272; Hinrichsen[2] 664 (mit W); Ill. Ztg. 117, 727; KL 23, 689 (mit W). 24, 42; Sitzungsberichte d. k. bayr. Akademie d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 1902, 74 (E. Kuhn).

Keller, Julius Karl, leitender Redakteur d. lokalen Teils d. »Berliner Tageblatt«, Verf. v. Humoresken, Erzählungen u. Novellen; * Berlin 1. IV. 1858; † ebenda 14. VIII. — Ill. Ztg. 117, 285; KL 23, 693. 24, 42.

Kemner, Fanny, Schriftstellerin: s. Schmitz, Fanny.

Kempin, Emilie, Frau, Dr. jur., früh. Privatdozentin an d. Univ. Zürich; * bei Zürich 13. III. 1853; † Basel 13. IV. — Woche 3, 698. 706 (P); Allg. Ztg. 1901 Beil. 92; Gartenlaube 1901 Nr. 18 Beil. 2 (mit P); Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 419 (mit W).

Ketz, Ernst, Hornvirtuos, Lehrer am Konservatorium der Musik in Cöln; † daselbst, 48 Jahre alt, 50. IV. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

Keyser, Gustav Adolf v., Staatsminister a. D., früherer Chef d. fürstl. schwarzburg-sondershausener Ministeriums; * Sondershausen 30. III. 1807; † ebenda 29. VIII. — Woche 3, 1556; Ill. Ztg. 117, 339.

Kielmannsegg, Luise Georgine Gräfin v., Erbfrau d. Freiherrl. von u. zum Steinschen Besitzes, vermählt mit Thedel Graf v. Kielmannsegg, eine Enkelin Heinrichs Freiherrn v. Stein; * 16. XII. 1833; Schloß Cappenberg 4. II. — Woche 3, 248; Ill. Ztg. 117, 227; Gräfl. Taschenbuch 1901, 407. 1902, 415.

Kiesow, Johannes, Dr. phil., Prof. an d. Realschule zu St. Peter in Danzig, Geolog; * Vorbein (Neupommern) 27. V. 1846; † Danzig 10. III. — Leopoldina 37, 46 (mit W).

Kilian, Friedrich, Deutschamerikaner, Fabrikant holzgeschnitzter Möbel in Neuyork, Mitglied d. Legislatur d. Staates Neuyork; * im Großherzogtum Baden; † München 26. VIII. — Ill. Ztg. 117, 375; Gartenlaube 1901 Nr. 38 Beil. 2 (mit P).

Kinsky, Gräfin Helene: s. Thurn u. Taxis, Prinzessin Helene.

Kircher, Wilhelm, Dr. jur., Geheimer Rat, früher Leiter der Mitteldeutschen Kreditbank in Meiningen, auch Mitglied d. Deutschen Reichstags u. Präsident d. meininger Landtags (nationalliberal); * 16. IX. 1831; † Meiningen 28. V. — Ill. Ztg. 116, 880; Schoenfeld, Notizb. f. Reichstags-Wähler 332.

Kirchner, Paul F., Chordirigent u. Gesanglehrer in Philadelphia; * München 1857; † Philadelphia im Juni. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 135 (Lüstner, mit L).

Kirsch, P. H., Dr., Ichthyolog; † Las Cruces (New-Mexico). — Leopoldina 37, 62.

Klatt, Eduard, städt. Musikdirektor i. Beuthen (Oberschlesien); † daselbst, 71 Jahre alt, 3. II. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L).

Klein, Alexander, Operettentenor; † Zürich, 50 Jahre alt, 23. X. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L); Woche 3, 1900; Flüggen Biogr. Bühnenlexikon 1, 168.

Klein, Eduard, Kommerzienrat, Direktor d. Heinrichshütte bei Au a. d. Sieg, früher Mitglied d. Deutschen Reichstags (nationalliberal, später liberale Vereinigung); * 23. X. 1837; † Heinrichshütte Ende Dezember. — Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstagswähler 5, 225; Ill. Ztg. 118, 63.

Klein, Georg, Dr. phil., Gymnasialrektor a. D. d. kgl. Realgymnasiums in München; * Neustadt a d. Aisch 6. VII. 1843; † München 20. XI. — Bayr. Ztschr. f. Realschulwesen 1902, 97 (A. Miller).

Kleinmichel, Richard, Komponist, Pianist, Kapellmeister u. Musikschriftsteller, Redakteur der »Signale f. d. musikal. Welt«; * Posen 31. XII. 1846; † Charlottenburg 18. VIII. — Riemann, Musiklexikon[5] 580; Monatshefte für Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L); Woche 3, 1470. 1550 (P); Ill. Ztg. 117, 305; BZ 9, 165 (Signale f. d. musikal. Welt 1901 Nr. 47: M. Steuer).

Klemenčič, Ignaz, ordentl. Prof. d. Experimentalphysik u. Direktor d. Physikal. Instituts an d. Univ. Innsbruck; * Treffen (Krain) 6. II. 1853; † ebenda 5. IX. — Woche 3, 1398; Ill. Ztg. 117, 411; Leopoldina 37, 81. 85 (mit W); Poggendorff 3, 725. 4, 758 (W); Berichte des naturwissenschaftliich-medizinischen Instituts in Innsbruck 27, 72 (P. Czermak; auch separat).

Kleser, Hans, Dr. phil., Journalist, Begründer d. »Westdeutschen Allgem. Ztg.«, Hrsgbr. d. »Wiener Polit. Nachrichten«, Nationalökonom u. Publizist; * Weiskirchen b. Trier 26. II. 1850; † Wien 15. IV. — Ill. Ztg. 116, 633; KL 23, 720 (mit W). 24, 42.

Klinghammer, Wilhelm, Geheimer Oberjustiz- u. Stiftungsrat, anhaltin. Konsistorialdirektor; † Dessau, 85 Jahre alt, 30. X. — Woche 3, 1942.

Klinkert, Richard, Direktor des Vorschußvereins in Breslau, Autorität auf d. Gebiete d. Genossenschaftswesens; † Breslau 14. X. — Ill. Ztg. 117, 595.

***Klöckner,** Gustav, k. k. Oberstleutnant d. R., Mitarbeiter am Militär-Geograph. Institut in Wien; † daselbst, 87 Jahre alt, 27. XII. — BJ VI, 320; Geograph. Jahrbuch 24, 381 (W. Wolkenhauer, mit W u. L).

***Kloos,** Johan Hermann, Dr. phil., Prof. f. Mineralogie u. Geologie am Polytechnikum in Braunschweig; * Amsterdam (Holland) 20. II. 1842; † Braunschweig 23. III. — BJ VI, 325; Woche 3, 566; Ill. Ztg. 116, 475; Leopoldina 37, 29. 46 (mit W); Geogr. Jahrbuch 24, 381 (W. Wolkenhauer, (mit W u. L); Poggendorff 4, 762 (mit W).

Knüpfer, Willy, Komponist; * Halle a. S. 27. VI. 1875; † Berlin Ende Februar. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L); BZ 9, 166 (Signale f. d. musikal. Welt 1901, Nr. 65: M. Steuer).

Kobell, Luise v., s. Eisenhart, Luise v.

Kock, Karl Theodor, Dr. phil., Prof., Gymnasialdirektor a. D., klass. Philolog u. Schulmann, auch dramat. Dichter; * Quedlinburg 18. XI. 1820; † Weimar 4. VI. — Woche 3, 1086; Brümmer[5] 2, 313; Jahresberichte über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft 115, 44 (W. Kroll, mit W).

Kohl, Ernst, großherzogl. sächs. Oberbaurat u. Eisenbahndirektor a. D.; * Höckendorf (Kgr. Sachsen) 4. XII. 1825; † Weimar 23. II. — Deutsche Bauztg. 35, 123 (E. Kr.).

Köhler, Wilhelm, Ökonomierat, verdient um die Landwirtschaft der Provinz Hannover; † Meppen, 90 Jahre alt, 9. XII. — Ill. Ztg. 117, 939.

Kohlstock, Paul Martin Julius, Dr. med., Prof. u. Oberstabsarzt, Leiter d. Medizinalwesens beim Oberkommando der kaiserl. deutschen Schutztruppen, Militär- u. Tropenhygieniker; * Berlin 5. I. 1861; † Tientsin (China) 15. IV. — Woche 3, 742. 747 (P); Gartenlaube 1901 Nr. 18 Beil. 2 (mit P); Ill. Ztg. 116, 633. 637 (mit P). 638; Pagel 892 (mit W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L); BZ 8, 175 (Deutsches Kolonialblatt 1901, 325; Deutsche Kolonialztg. 1901 Nr. 17: C. Mense; Deutsche Medizin. Wochenschrift 1901, 271).

***Kolbenheyer**, Karl, Prof. am Staatsgymnasium i. Bielitz (Österr.-Schlesien), Geograph, verdient um Erschließung d. Tatra; * daselbst 1841; † ebenda 1. II. — BJ VI, 325; Ill. Ztg. 117, 227. 327; Leopoldina 37, 62; KL 24, 42; Geograph. Jahrb. 24, 382 (W. Wolkenhauer mit W u. L); Poggendorff 4, 789 (mit W).

Koellisch, Heinrich, plattdeutscher Volksdichter; † Rom 18. IV. — Woche 3, 742.

König, Arthur, Dr. phil., außerordentl. Prof. f. Physiologie u. Vorsteher der physikal. Abteilung d. Physiolog. Instituts d. Univ. Berlin, Mitredakteur d. Ztschr. f. Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane«; * Krefeld 13. IX. 1856; † Berlin 26. IX. — Woche 3, 1900; Leopoldina 37, 109 (mit W); Ill. Ztg. 117, 671; KL 23 740 (mit W). 24, 42; Poggendorff 4, 777 (mit W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L); BZ 9, 168 (Ztschr. f. Psychologie u. Physiologie d. Sinnesorgane 27, 145: H. Ebbinghaus u. Barth, mit P; Klin. Monatsblätter f. Augenheilkunde 1901, 950: W. Uhthoff; Verhandlungen d. Deutschen Physikal. Gesellschaft 1901, 149).

König, Karl Rudolf, Dr. phil., Physiker, Forscher auf d. Gebiete der Akustik, seit 1859 als »*Constructeur d'instruments d'acoustique*« in Paris etabliert; * Königsberg i. Pr. 26. XI. 1832; † Paris 2. X. — Poggendorff 3, 734. 4, 775 (mit W).

Korodi, Ludwig, Gymnasialdirektor i. R. in Kronstadt, Pädagog; † 31. X. — KL 23, 755 (mit W). 24, 42.

Kossack, Christoph, Rittergutsbesitzer in Neu-Weynothen (Kreis Niederung), Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (konservativ): † Neu-Weynothen 10. VII. — Ill. Ztg. 117, 115; Woche 3, 1238.

Krabbe, Johannes, Dr. phil., Pastor in Ludwigslust, theolog. Schriftsteller; * Hamburg 16. V. 1839; † 1901? — KL 23, 758 (mit W). 24, 42.

Krack, Otto, Dr. phil., Redakteur d. Woche, Kritiker u. Dichter; * Schwerin 23. VIII. 1865; † 1901? — KL 23, 759. 24, 42; Brümmer[5] 2, 564 (mit W).

Krafft von Dellmensingen, Albrecht, Dr. phil., Beamter d. *Geological Survey of India,* Geolog; * Rothenfels a. d. T. 17. III. 1871; † Kalkutta 22. IX. — Geograph. Jahrbuch 24, 382 (Wolkenhauer, mit W u. L); Leopoldina 37, 110; Verhandlungen d. k. k. geolog. Reichsanstalt 1901, 261 (G. Geyer); Jahrbuch d. k. k. Reichsanstalt 1902, 149 (C. Diener); Mitteilungen d. Deutschen u. Österreich. Alpenvereins 1901, 253 (E. Platz).

Kratky, Emanuel, Historienmaler in Wien; † daselbst, 69 Jahre alt, 11. XI. — Woche 3, 1986; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 100.

***Krauer-Widmer**, Hartmann, Weingutsbesitzer, Dozent f. Weinbau an d. Eidgenöss. Polytechnikum in Zürich, Autorität auf diesem Gebiete; * Regensberg (Kant. Zürich) 3. X. 1831; † Zürich 11. IV. — BJ VI, 257.

Kraus, Adolf, Bildhauer in Danvers (Mass.) in Nordamerika; † daselbst 7. XI. — Woche 3, 1986; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 100.

***Kraus**, Franz Xaver, Dr. phil. et theol., großherzogl. bad. Geheimer Hofrat, ordentl. Prof. f. Kirchengeschichte an d. Univ. Freiburg i. B., Kirchen- u. Kunsthistoriker, Publizist; * Trier 18. IX. 1840; † San Remo 28. XII. — BJ VI, 51; KL 23, 764 (mit W). 24, 42; Ill. Ztg. 118, 52. 54 (mit P); Deutsche Bauztg. 36, 12; BZ 10, 173 (L); Theolog. Jahresbericht 21, 1249 (Nestle, L); Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 56, 376. 57, 388 (Frankhauser, L); E. Hauviller, F. X. Kraus (Kolmar 1904).

Kraufsold, K. G. Max, früher protest. Pfarrer in Markt-Redwitz (Oberfranken), ehemal. Reichstagsabg. (fortschrittl.) u. Mitglied d. bayr. Abgeordnetenkammer; * 6. IV. 1832; † Nürnberg 14. IV. — Woche 3, 698; Ill. Ztg. 116, 633; Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstagswähler 5, 269.

Kräutle, Eduard, Porträtmaler in Wien; † daselbst 4. VII. — Woche 3, 1214.

Krebs, Daniel, Prof., Achtundvierziger, früher Mitglied d. bad. Kammer (demokrat.); † Mannheim 17. VII. — Woche 3, 1302; Ill. Ztg. 117, 131.

Krehl, Ludolf Ehrenfried, Dr. phil., k. sächs. Geh. Hofrat, ordentl. Prof. f. oriental., besonders arab. Philologie an d. Univ. Leipzig, früher auch Oberbibliothekar d. Universitätsbibliothek; * Meißen 29. VI. 1825;

†Leipzig 15. V. — Allg. Ztg. 1901 Beil. 114; Ill. Ztg. 116, 809; Gartenlaube 1901 Nr. 21 Beil. 2 (mit P); KL 23, 769 (W). 24, 42; Zentralblatt f. Bibliothekswesen 1902, 616 (E. Zarncke); Berichte über d. Verhandlungen d. k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften, phil.-hist. Kl, 53, 63 (A. Fischer); Oriental. Bibliographie 15, 14. 16, 15 (L. Scherman: L).

Krenkel, Peter Maximilian, Dr. phil., theolog. Schriftsteller; † Dresden 11. II. — Woche 3, 344; KL 24, 42; BZ 8, 180 (Deutsches Protestantenblatt 1901 Nr. 10); W. Haan, Sächs. Schriftstellerlexikon 179 (W).

Kreusler, Wolrad, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, prakt Arzt u. Stadtphysikus in Brandenburg a. H., Dichter d. Soldatenliedes aus d. 70er Krieg »König Wilhelm saß ganz heiter«; * Sachsenhausen (Waldeck); † Brandenburg a. H., im 84. Jahre, 9. I. — Woche 3, 102. 116 (P); Gartenlaube 1901 Nr. 4 Beil. 2 (mit P); KL 24, 42; Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel).

Krockow: Karl Johann Reinhold von der Wickerau, Graf v. Krockow, Senior d. Geschlechts u. Erbschenk, Weltreisender u. Reiseschriftsteller; * Thien b. Schlawe 27. I. 1825; † Dresden 3. IX. — Ill. Ztg. 117, 411; Gräfl. Taschenbuch 1902, 452.

Krüger, F. H., Theolog, Prof. an d. *Maison des Missions* in Paris; † daselbst 21. VII. — Theolog. Jahresbericht 21, 1249 (Nestle, mit L).

Krüger, Heinrich, Tiermaler; † Rossitten 2. VII. — Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 100.

Krukowski, Josef, Dr. theol., kathol. Pfarrer in Krakau, Verfasser erbaulicher Schriften; * Krysovice 5. IX. 1828; † 1901? — KL 23, 779 (mit W). 24, 42.

Kruse, Erwin (Pseudon.), Publizist: s. Goldschmidt, Julius.

Krzywicki, Kasimir v., Dr. med., Privatdozent in d. medizin. Fakultät d. Univ. Königsberg; † Lankwitz b. Berlin 23. VII. — Chronik d. Univ. Königsberg 1901/2, 8.

***Kühles,** Johann Joseph Jakob Ritter v., Dompropst d. Diözese Würzburg; * Würzburg 18. V. 1822; † ebenda 27. III. — BJ VI, 203.

***Kuhn,** Konrad, kathol. Pfarrer u. Dekan zu Frauenfeld (Kant. Thurgau), Historiker; * auf d. Bauernhof Götschenhäusli (Gemeinde Salen-Reutenen, Kant. Thurgau) 4. XI. 1829; † 30. IV. — BJ VI, 203.

Kurth, Heinrich, Dr. med., Direktor d. städt. bakteriolog. Laboratoriums in Bremen; * daselbst 27. IX. 1860; † ebenda 13. VII. — Woche 3, 1238; Leopoldina 37, 85 (mit W); Ill. Ztg. 117, 131; Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L); BZ 9, 176 (Abhandlungen d. naturwissenschaftl. Vereins Bremen 18, 216: F. Buchenau); H. Kurth, Bacterium Zopfii. Diss. Berlin 1883 (*Curriculum vitae*).

Kustermann, Max, k. bayer. Kommerzienrat, Großkaufmann (Eisen u. Kohlen) in München; † Tutzing am Starnberger See, im 77. Jahre, 1. XII. — Ill. Ztg. 117, 895.

Küsthardt, Erwin, Maler in Düsseldorf; * Hildesheim 23. I. 1867; † Rom 6. (oder 7?) VII. — Ill. Ztg. 117, 115; Woche 3, 1267 (P); D. geistige Deutschland 1, 398; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 101.

***Kutschmann,** Theodor, Maler u. Illustrator, auch Kunstschriftsteller; * 8. II. 1843; † Berlin 18. XI. — BJ VI, 368; Ill. Ztg. 117, 849; KL 24, 42; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 101.

Kuttig, Viktor, Konsistorialpräsident in Magdeburg; † daselbst Anfang August. — Ill. Ztg. 117, 203.

***Laeisz,** Karl Ferdinand, Schiffsreeder in Hamburg; * daselbst 27. IV. 1828; † ebenda 22. III. — BJ VI, 87; Woche 3, 566. 572 (P); Ill. Ztg. 116, 475.

Lamberg, Franz Emmerich Graf v., Fideikommißherr auf Steyr in Oberösterreich, Erblandstallmeister in Krain u. d. Windischen Mark, k. u. k. Kämmerer, Wirkl. Geheimer Rat u. Major a. D., Mitglied d. Herrenhauses d. österreich. Reichsrats auf Lebenszeit (klerikal), sowie Mitglied d. ungar. Magnatenhauses; * 30. IV. 1832; † Graz 18. IX. — Ill. Ztg. 117, 447; Gräfl. Taschenbuch 1902, 463.

***Lamp,** Ernst August, Dr. phil., außerordentl. Prof. an d. Universität u. Observator an d. Sternwarte in Kiel, in Dar-es-Salaam im Auftrage d. Deutschen Reichs z. Regulierung d. Kivugrenze zwischen Deutsch-Ostafrika u. d. Kongostaat tätig; * Kopperpahl b. Kiel 4. IV. 1850; † Station Ischangi unweit des Kivusees (Landschaft Ruanda in Deutsch-Ostafrika) 10. V. — BJ VI, 132; Chronik d. Univ. Kiel 1901/2, 11; Astronom. Nachrichten Nr. 3729 u. 30 (W. Förster); Vierteljahrsschrift d. Astronom. Gesellschaft 36, 173 (G. Müller); Geograph. Jahrbuch 24, 382 (W. Wolkenhauer, mit L u. W); Ill. Ztg. 117, 13; Woche 3, 1172 (P); Leopoldina 37, 70; KL 23, 797 (W). 24, 42; Poggendorff 4, 832 (mit W); Alberti, Lexikon d. Schlesw.-Holst.-Lauenb. u. Eutin. Schriftsteller 1866—82, I, 422 (mit W).

Lamprecht, Otto, Ökonomierat, Landwirt; † Klein-Mutz b. Zehdenick, 64 Jahre alt, 2. VI. — Woche 3, 1000.

Landmann, Gustav, Kirchenrat, früher Oberpfarrer u. Superintendent in Plauen (Vogtl.), Ehrenbürger dieser Stadt, auch ehemal.

Reichstagsabgeordneter (nationalliberal); * Assenheim (Hessen) 14. VI. 1824; † Dresden 24. V. — Ill. Ztg. 116, 880.

Landsberg-Velen, Hugo Freiherr v., Herr auf Amelsbüren (Kr. Münster i. W.), k. preuß. Geh. Oberregierungsrat u. Landesdirektor d. Rheinprovinz a. D.; * 20. II. 1832; † Münster i. W. 19. XII. — Ill. Ztg. 118, 37; Freiherrl. Taschenbuch 1904, 410.

***Langen**, Joseph, Dr. phil., Prof. f. altkathol. Theologie an d. Univ. Bonn; * Cöln 3. VI. 1837; † Bonn 13. VI. — BJ VI, 289; KL 23, 805 (mit W). 24, 42; BZ 9, 178 (*Revue internationale de théologie* 1901, 658: E. Michaud; Allg. Ztg. 1901 Beil. 166: L. K. Goetz); Theolog. Jahresbericht 21, 1249 (Nestle, mit L).

Langenbuch, Karl Johann August, Dr. med., Prof., Geh. Sanitätsrat, Direktor d. Lazaruskrankenhauses in Berlin, Chirurg; * Kiel 20. VIII. 1846; † Berlin 9. VI. — Woche 3, 1042; Ill. Ztg. 116, 1005; Leopoldina 37, 62; BZ 8, 186 (Berliner Klin. Wochenschrift 1901, 660: A. Ewald; Deutsche Medizin. Wochenschrift 1901, 419: H. Fischer, mit P; D. medizin. Woche 1901, 264: Pagel); Alberti, Lexikon d. schlesw.-holst. Schriftsteller 1866-82, I, 424; Pagel 956 (mit P u. W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L).

***Langhammer**, Arthur, Landschaftsmaler in München, Mitglied d. dortigen Sezession; * Lützen 6. VII. 1855; † Dachau 4. VII. — BJ VI, 135; Ill. Ztg. 117, 57; Müller-Singer[3] 2, 442; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 101; D. geistige Deutschland 1, 408.

Langhans, Friedrich Ritter v., k. bayr. Geheimer Hofrat, Alt-Bürgermeister d. Stadt Fürth, auch Mitglied d. bayr. Landtags (liberal); * Nürnberg 12. III. 1840; † Fürth 30. XI. — Woche 3, 2116; Kürschners Bayr. Landtag 1893-99, S. 117 (mit P).

Lankenau, John D., Präsident d. Deutschen Hospitals in Philadelphia; † daselbst, 84 Jahre alt, 30. VIII. — Woche 3, 1640.

***Lauer**, Alois, Generalminister d. Franziskanerordens; * Villenroth b. Fulda 28. X. 1833; † Kloster Gorheim b. Hohenzollern 21. VIII. — BJ VI, 208.

Laufenauer, Karl, Dr. med., ordentl. Prof. f. Psychiatrie an d. Univ. Budapest; * Stuhlweißenburg 1848; † Budapest 27. IV. — KL 24, 42; Woche 3, 786; Allg. Ztg. 1901 Beil. 99; Ill. Ztg. 116, 717; Leopoldina 37, 55; BZ 8, 187 (Allg. Wiener Medizin. Ztg. 1901, 239; J. v. Sassy; Ungar. medizin. Presse 1901, 270); Virchows Jahresberichte 36, 1, 389 (Pagel, mit L).

Lauff, Johann Peter, k. preuß. Geheimer Justizrat, Notar a. D. in Cöln, Vorsitzender d. Deutschen Notariatsvereins, Vater des Dichters Joseph Lauff; * Hackenbroich b. Worringen 9. XI. 1820; † Cöln 7. VII. — Woche 3, 1214 (mit P); Ill. Ztg. 117, 115.

Lechner, August, Dr. jur., Prof. f. Strafrecht an d. Univ. Budapest; † daselbst, 66 Jahre alt, 1. III. — Woche 3, 436; KL 24, 42.

Lehmann, J. C. E, Dr. jur., früher 1. Bürgermeister v. Hamburg; † daselbst, im 76. Jahre, 21. II. — Woche 3, 392. 402 (P); Ill. Ztg. 117, 305.

Lehmann, Jegor Jakowlewitsch, deutschruss. Porträtmaler; † St. Petersburg 29. VIII. — Woche 3, 1398; Ill. Ztg. 117, 339.

Lehnert, Paul, Wirkl. Geh. Oberfinanzrat, Unterstaatssekretär im preuß. Finanzministerium; † Berlin, 55 Jahre alt, 1. X. — Woche 3, 1728; Ill. Ztg. 117, 523; Gartenlaube 1901 Nr. 42 Beil. 2 (mit P).

Lehr, Adolf, Dr. phil., Generalsekretär des Alldeutschen Verbandes, Mitglied d. Deutschen Reichstags (nationalliberal), Ingenieur; * Wiesbaden 12. XII. 1839; † Berlin 12. IX. — Woche 3, 1986 (mit P); Ill. Ztg. 117. 759; KL 23, 822. 24, 42; Kürschners Deutscher Reichstag 1898—1903, 294 (mit P); BZ 9, 180 (Alldeutsche Blätter 1901 Nr. 47).

Leiber, Adolf Justizrat in Straßburg; † daselbst, 55 Jahre alt. — Woche 3, 1386.

***Leiner**, Adolf, Ludwig, großherzogl. bad. Hofrat, Apotheker, Altertumsforsch., Gründer u. Konservator d. Rosgartenmuseums in Konstanz; * daselbst 22. II. 1830; † ebenda 2. IV. — BJ VI, 193; Woche 3, 654; Ill. Ztg. 116, 602; BZ 8, 198. 9, 181 (Zentralblatt f. Mineralogie 1901, 344: Steinmann; Verhandlungen d. Gesellschaft f. Anthropologie 1901, 251; Schriften d. Vereins f. Geschichte d. Bodensees 1901, V: K. Beyerle; Deutsche Geschichtsblätter 3, 27 (derselbe); Thurgau. Beiträge z. vaterländ. Geschichte 1901, 5); Ztschr. f. Geschichte d. Oberrheins 56, 377 (Frankhauser: L).

Leiningen, Alberta Viktoria Sophie Ernestine Marie Prinzessin zu; * Osborne auf d. Insel Wight 24. VII. 1863; † Schloß Waldleiningen 30. VIII. — Goth. Hofkalender 1902, 149. 1119.

Leiningen - Westerburg - Alt - Leiningen, Hermann Kasimir Graf zu, k. ung. Honvéd-Hauptmann a. D.; * Budapest 11. VII. 1848; † daselbst 4. I. — Goth. Hofkalender 1901, 150. 1902, 152.

Leipprand, Rudolf, Direktor d. Handelsmuseums zu Frankfurt a. M.; † daselbst, 72 Jahre alt, 18. I. — Woche 3, 152; Ill. Ztg. 116, 119.

Leitert, Johann Georg, Pianist u. Komponist, Schüler Franz Liszts; * Dresden

29. IX. 1852; † Irrenheilanstalt Hubertusburg b. Dresden 6. IX. — Woche 3, 1398; Ill. Ztg 117, 411; Riemann[5] 647; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L).

Lenbach, Ernst (Pseudon.), Schriftsteller: s. Müllenbach, Ernst.

Lengeling, Geh. Baurat, Erbauer d. Brandleitetunnels b. Oberhof in Thüringen; † Münster i. W. 29. X. — Woche 3, 1942; Ill. Ztg. 117, 849; BZ 9, 181 (Zentralblatt d. Bauverwaltung 1901 Nr. 91; Hövel).

Lenz, Anton, Dr. theol., Konsistorialrat u. Propst d. Kollegiatkapitels zu St. Peter u. Paul auf dem Wyschehrad in Prag, Mitglied d. Herrenhauses d. österreich. Reichsrat, vorher auch Abgeordneter im böhm. Landtag, Kirchenhistoriker; † auf d. Wyschehrad, im 72. Jahre, 2. X. — Ill. Ztg. 117 559; KL 24, 42; Theolog. Jahresbericht 21, 1250 (Nestle).

Leuzendorf von Campo di Santa Maria, Arthur Karl Xaver Maria, k. u. k. Oberst im 1. Regiment d. Tyroler Kaiserjäger. Kammervorsteher d. Erzherzogs Joseph Ferdinand; * Parma 2. XI. 1844; † 8. V. — Woche 3, 870; Freiherrl. Taschenbuch 1901, 429.

Levy, Emilie, Schriftstellerin: s. Ludwig, Emilio.

Lewy, Gustav, Hofmusikalienhändl. in Wien, Inhaber d. ältesten Theateragentur Österreichs, Gründer d. Wiener Singakademie; † Baden b. Wien, 76 Jahre alt, 9. XI. — Ill. Ztg. 117, 759; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L).

Lewysohn, Dr. phil., Rabbiner in Stockholm; Hebraist; * Schwersenz (Prov. Posen) 1819; † Stockholm 26. III. — Ill. Ztg. 116, 509; KL 24, 42.

Leyh, Eduard F., deutsch-amerikan. Journalist, Chefredakteur d. »Deutschen Korrespondent« in Baltimore, Geschichtsforscher u. Schriftsteller; * Meimers (Sachs.-Meiningen) 1840; † Baltimore 2. VII. — Ill. Ztg. 117, 131; KL 24, 42.

Lichnowsky: Karl Maria 5. Fürst v. L., Graf zu Werdenberg, Edler Herr v. Woschütz, Durchlaucht, Herr d. Herrschaft Grätz, erbl. Mitglied d. preuß. Herrenhauses, k. preuß. General d. Kavallerie *à la suite* d. Armee; * Schloß Grätz b. Troppau 19. XII. 1819; † ebenda 18. X. — Woche 3 1856 (P); Hofkalender 1902, 342. 1120; Ill. Ztg. 117, 595; BZ 9, 182 (Deutsche landwirtschaftl. Presse 1901 Nr. 95 mit P; Norddeutsche Allg. Ztg. 1901 Nr. 247).

Liebermann, Benjamin, Geh. Kommerzienrat, langjähr. Präsident d. deutschen Handelstags, früher stellvertretender Vorsitzender d. Ältesten-Kollegiums d. Berliner Kaufmannschaft; † Berlin, 78 Jahre alt, 16. 1. — Woche 3, 152; Ill. Ztg. 116. 119.

***Liebermeister**, Karl v., Dr. med., ordentl. Prof. f. Pathologie u. Therapie u. Vorstand d. medizin. Poliklinik an d. Univ. Tübingen, Leibarzt d. Königs von Württemberg; * Ronsdorf b. Elberfeld 2. II. 1833; † Tübingen 24. XI. — BJ VI, 361; Woche 3, 2072. 2120 (P); KL 24, 42; Ill. Ztg. 117, 849. 858 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 49 Beil. 2 (mit P); Leopoldina 37, 98. 110; Münchn. Medizin. Wochenschrift 1902 Nr. 5 (H. A. in Tübingen, mit P); Staatsanzeiger f. Württemberg 1902 Nr. 274; Schwäb. Merkur 1901 Nr. 551; Korrespondenzblatt d. Württemberg. ärztl. Landesvereins 1901 Nr. 49 u. 52 (H. Vierordt, mit P); BZ 9, 183. 10, 184 (Klin.-therapeut. Wochenschrift 1901, 1651; Deutsche medizin. Wochenschrift 1901, 903: E. v. Leyden, mit P; Deutsches Archiv f. klin. Medizin 1902, I: Ziemssen; Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1902, 42: F. Müller; Berliner klin. Wochenschrift 1902, 226 249. 272. 294: E. Reinert); Pagel 1006 (mit P u. W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 390 (Pagel, mit L).

Liechtenstein, Philipp Karl Prinz von u. zu: * Graz 17. VII. 1837; † Wien 16. III. — Ill. Ztg. 116, 431; Goth. Hofkalender 1902, 39.

Liegl, Josef, Badearzt in Alzing; † 22. XII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 390 (Pagel, mit L).

Liepold, Wenzel, Pflanzenmaler; † Wien, 60 Jahre alt, 4. IV. — Leopoldina 37, 70.

Lieungh, Elise, Schriftstellerin; s. Fischer, Elise.

Liliencron, Karl Sophus Wilhelm Friedrich Freiherr v., k. preuß. Kammerherr u. Rittmeister a. D., 1885—98 Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (konservativ); * Trittau (Lauenburg) 16. X. 1840; † Langfuhr b. Danzig 12. 1. — Ill. Ztg. 116, 93; Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 218 (mit P); Freiherrl. Taschenbuch 1901, 436.

***Lind**, Karl Alois Wilhelm, Dr. jur. utr., Ministerialrat im k. k. Ministerium f. Kultus u. Unterricht, Mitglied d. k. k. Zentralkommission f. Erforschung u. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmäler d. österreich. Kaiserstaates und Redakteur ihrer »Mitteilungen«, Altertumsforscher, * Wien 28. V. 1831; † ebenda 30. VIII. — BJ VI, 153; Woche 3, 1556; Ill. Ztg. 117, 339; BZ 9, 183. 10, 184 (Zentralblatt f. d. gewerbl. Unterrichtswesen in Österreich 1901, 511; Berichte u. Mitteilungen d. Altertumsvereins in Wien 1902, 285: Ant. Meyer, mit P).

Linden, E. v. (Pseudon.): s. Heinrichs, Emilie.

Lindern, Bernhard v., Generalleutnant z. D.; † Gotha, im 88. Jahre, 12. (oder 13?) V. — Woche 3, 870; Ill. Ztg. 116, 809.

Linhart, Anton, Dr. med., Direktor d. chirurg. Sanatoriums in Hradzen b. Staab in Böhmen; * 25. I. 1850; † 25. XI. — BZ 9, 183 (Prager Medizin. Wochenschrift 1901, 598: D. Bloch); Virchows Jahresberichte 36, 1, 390 (Pagel, mit L).

Lion, Justus Karl, Dr. phil., Prof., k. sächs. Seminarturninspektor, Direktor d. städt. Schulturnwesens in Leipzig, Fachschriftsteller; * Göttingen 13. III. 1829; † Leipzig 30. V. — KL 23, 853. 24, 42; Ill. Ztg. 116, 880. 881 (R. G., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 24 Beil. 2 (mit P).

Lion, Moritz, Dr. med., Generalstabsarzt; † Ischl, 62 Jahre alt, 19. VIII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 390 (Pagel, mit L).

Lippe-Biesterfeld, Friedrich Karl Leopold Heinrich Viktor Graf u. Edler Herr zur, k. preuß. Rittmeister u. Eskadron-Chef im 2. Leib-Husaren-Regiment Kaiserin Nr. 2: * Neudorf 19. VI. 1861; † Davos 1. IV. — Woche 3, 654; Ill. Ztg. 116, 574; Goth. Hofkalender 1901, 42. 1902, 42.

Lippl, Oskar Ritter v., Dr. med., k. bayr. Geh. Rat, Regierungsdirektor, Abteilungsvorstand in d. Generaldirektion d. bayr. Staatsbahnen; † Schliersee, 61 Jahre alt, 30. VII. — Woche 3, 1386.

Listner, Auguste, Opernsängerin am Stadttheater in Düsseldorf; * Wien 1877; † Düsseldorf 6. VI. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 1, 136 (Lüstner, mit L).

Loebbeke-Eisersdorf, Hugo v., Inhaber d. Bank- u. Fabrikgeschäftes C. F. Loebbecke & Cie. in Breslau, Vorsitzender d. Aufsichtsrats d. Schles. Bankvereins etc.; † Breslau, im 74. Jahre, 8. V. — Ill. Ztg. 116, 770.

***Löbell,** Heinrich v., k. preuß. Oberst z. D., Militärschriftsteller; * Bromberg 16. XII. 1816; † Pankow b. Berlin 18. X. — BJ VI, 316; Woche 3, 1836; Ill. Ztg. 117, 595; KL 24, 42; Löbells Jahresberichte üb. d. Veränderungen u. Fortschritte im Militärwesen 28, 539 (B. v. P.[oten], mit P, W u. L).

***Lobenhoffer,** Karl Ritter v., k. bayr. Generalleutnant, Chef d. Generalstabs d. bayr. Armee; * Erding (Oberbayern) 4. IX. 1843; † München 19. X. — BJ VI, 315; Woche 3, 1856; Ill. Ztg. 117, 595. 633 (M. Koch v. Berneck, mit P); Bayerland 13 Nr. 8 (mit P).

Löhlein, Christian Adolf Hermann, Dr. med., Geh. Medizinalrat, ordentl. Prof. f. Geburtshülfe u. Gynäkologie u. Direktor d. Frauenklinik an d. Univ. Gießen; * Koburg 26. V. 1847; † Gießen 25. XI. — KL 24, 42; Ill. Ztg. 117, 849; Leopoldina 37, 111; Pagel 1035 (mit W u. P); Münchner medizin. Wochenschrift 1901 Nr. 52 (K. L. Laubenburg, mit W u. P); BZ 9, 184. 10, 185 (Berliner klin. Wochenschrift 1901, 1299: P. Straßmann; Deutsche medizin. Wochenschrift 1901, 903; G. Siefart, mit P; Monatsschrift für Geburtshülfe u. Gynäkologie 1902, 103: M. Hofmeier; Ztschr. f. Geburtshülfe u. Gynäkologie 47, 126: Olshausen).

Lohren, Arnold, Rentier, früher Mitglied d. Deutschen Reichstags u. preuß. Abgeordnetenhauses (freikonservativ); * Krefeld 15. I. 1836; † Berlin 18. VI. — Woche 3, 1128; Ill. Ztg. 116, 1005.

Lommatzsch, Karl Adolf, k. sächs. Generalmajor a. D., früher Befehlshaber d. 5. Infanterie-Brigade Nr. 63; * Laubegast 16. VIII. 1833; † Radebeul 6. IX. — Ill. Ztg. 117, 375.

Löngfeldt, E., Schriftstellerin: s. Fischer, Elise.

Lorentzen, Gerhard Wolfgang Friedrich Karl, Dr. phil., früher als Astronom an d. Sternwarten in Pulkowa u. Bamberg, zuletzt in chemischen Fabriken industriell tätig; * Berlin 28. VIII. 1860; † Frankfurt a. M. 17. X. — Poggendorff 4, 912 (mit W u. L: Astronomische Nachrichten 158, Nachruf v. Hartwig).

***Lorey,** Karl Julius Tuisko v., Dr. phil. et scient. polit., ordentl. Prof. d. Forstwirtschaft in d. staatswissenschaftl. Fakultät d. Univ. Tübingen, Redakteur d. »Allg. Forst- u. Jagdztg.«; * Darmstadt 2. IV. 1845; † Tübingen 27. XII. — BJ VI, 89; Woche 3, 828. 837 (P); Ill. Ztg. 118, 37. 52 (P). 54; KL 23, 870 (mit W). 24, 43; BZ 10, 185. 11, 207 (Ztschr. f. Forst- u. Jagdwesen 1902, 69: Schwappach; Forstwissenschaftl. Zentralblatt 1902, 175: E. Speidel, mit P; Neue forstl. Blätter 1902, 21: Hähnle; Allg. Forst- u. Jagdztg. 1902, 113: K. Wimmermann; Zentralblatt f. d. gesamte Forstwesen 1902, 330 mit P; Österreich. Vierteljahrsschrift f. Forstwesen 1902, 1: Laspeyres).

Loeser, Bernhard, Kommerzienrat, Großindustrieller, Wagnerianer; * Quedlinburg 1835; † Berlin 2. V. — Woche 3, 828. 837 (P); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L).

Louran, Hermine, geb. Frick (Pseudon.: H. Waldemar), Romanschriftstellerin; * Frankenthal (Rheinpfalz) 26. III. 1855; † 1901? — KL 23, 873 (mit W). 24, 43; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 521. 2, 404 (mit W); Brümmer[5] 2, 443. 601 (mit W).

Löwe, Karoline, Opernsängerin, Gattin d. Theaterdirektors L. in Neuyork; †, 85 Jahre alt, 10. X. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L).

Löwenthal, Julius L. (Pseudon.: Julius Lang), Dr. med., Stabsarzt a. D., naturwissenschaftl. u. medizin. Schriftsteller in Berlin; * Bischofstein 6. I. 1854; † 1901? — KL 23, 864. 24, 42; D. geistige Berlin 1, 310.

Lucius, Dr. (Pseudon.), Dichter u. Schriftsteller: s. Helle, Friedr. Wilh.

Ludwig, Pfarrer in Nußbaum, Senior d. bad. Geistlichkeit; †, 87 Jahre alt, im Nov. — Theolog. Jahresbericht 21, 1250 (Nestle).

Ludwig, Emilie, geb. Schueck, verehel. Levy, Jugendschriftstellerin u. Dichterin; * Neiße (Schlesien) 15. IV. 1839; † Berlin Mitte August. — Woche 3, 1512; Gartenlaube 1901 Nr. 37 Beil. 2 (mit P); D. geistige Berlin 1, 313 (Autobiographie); Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 524 (mit W); Brümmer[5] 2, 451. 603 (mit W); KL 23, 875; BZ 9, 185 (Allg. Ztg. d. Judentums 1901 Nr. 36: L. Morgenstern).

***Ludwig**, Karl Ludwig, Prof., Mitglied d. Akademie d. Künste in Berlin, Landschaftsmaler; * Römhild (Sachs.-Meiningen) 18. I. 1839; † Berlin 18. IX. — BJ VI, 367; Woche 3, 1684 (mit P); Ill. Ztg. 117, 447; Gartenlaube 1901 Nr. 41 Beil. 2 (mit P); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 101; Müller-Singer[3] 3, 55 (mit W). 5, 255; D. geistige Deutschland 1, 435 (mit W).

Lugger, Otto, Dr., Entomolog; † Minnesota 21. V. — Leopoldina 37, 86.

Luise: Marie Luise Anna Prinzessin v. Preußen, Tochter d. Prinzen Karl v. Pr., vermählt 1854 mit Alexis Landgrafen v. Hessen-Philippsthal-Barchfeld (1861 geschieden); * Berlin 1. III. 1829; † Wiesbaden 10. V. — Ill. Ztg. 116, 771; Goth. Hofkalender 1902, 65; Woche 3, 870 (mit P); Hohenzollernjahrbuch 6 (Gräfin Elis Hardenberg).

***Luksch**, Josef, Dr. phil., k. k. Regierungsrat, früher Prof. an d. Marine-Akademie in Fiume, Geograph u. Meteorolog; * Graz 20. VIII. 1836; † Brunn am Geb. b. Wien 29. VII. — BJ VI, 321; Ill. Ztg. 117, 239; Geograph. Jahrbuch 24, 383 (W. Wolkenhauer, mit W u. L); Poggendorff 4, 924 (mit W); BZ 9, 186 (Meteorolog. Ztschr. 1901, 570).

Luther, Hugo, Ingenieur, Begründer d. Maschinenfabrik G. Luther in Braunschweig, Schöpfer d. Donauregulierung am Eisernen Tor; † Goslar, im 52. Jahre, 30. VI. — Ill. Ztg. 117, 13; Deutsche Bauztg. 35, 390; BZ 10, 189 (Braunschweig. Magazin 1902, 169).

Lüthold, Nikolaus, Arzt im Freiamt Auer (Schweiz); * Nov. 1847; † 30. I. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 390 (Pagel, mit L); BZ 9, 189 (Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1901, 467: Ringier).

Lutter, Hermann, k. Kammermusiker in Hannover; * daselbst 1847; † 28. XII. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 136 (Lüstner, mit L).

Lüty, Hermann, Landgerichtsdirektor; †, 77 Jahre alt, Engelberg. — Woche 3, 1398 (mit P).

Lynkeus (Pseudon.), Publizist: s. Bauer, Erwin.

Mackenzie, Kathinka, geb. v. Dietz, Klaviervirtuosin, Hofpianistin d. Königin Therese v. Bayern u. d. Königin Marie-Amélie v. Frankreich; * Landsberg am Lech 1813; † Paris 6. XII. — Ill. Ztg. 117, 895; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

Maehl, Otto, deutsch-amerikan. Schauspieler; † San Francisco, 76 Jahre alt, 13. XI. — Woche 3, 2202.

Mahr, Anton, Konzertmeister in Dresden; † daselbst 25. III. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

***Maillinger**, Joseph Maximilian Fridolin Ritter v., k. bayr. General d. Infanterie z. D., früher Kriegsminister, lebenslängl. Reichsrat d. Krone Bayern; * Passau 4. X. 1820; † Bad Aibling (Oberbayern) 6. X. — BJ VI, 314; Woche 3, 1770 (mit P); Ill. Ztg. 117, 523; Bayerland 13 Nr. 4; Gartenlaube 1901 Nr. 42 Beil. 2 (mit P); Löbells Jahresberichte über Militärwesen 28, 540 (B. v. P.[oten]).

Makart, Katharina, Mutter d. Malers Hans M.; † Wien, 81 Jahre alt, 26. IV. — Woche 3, 786.

Maltzahn, Viktor Karl Dietrich Freiherr v., Stifter u. 1. Fideikommißherr auf Roidin, Erblandmarschall v. Altvorpommern, Mitglied d. preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit; * Rowa 16. VI. 1823; † Schloß Mansfeld 13. II. — Woche 3, 344; Ill. Ztg. 117, 263; Freiherrl. Taschenbuch 1902, 459.

Mandel, Ernst, Dr. theol., Großdechant in Niederhannsdorf b. Glatz, apologet. Schriftsteller; * Neuweistritz 26. I. 1841; † 1901? — KL 23, 892 (mit W). 24, 43.

Mansfeld, Heinrich August, Porträt- u. Genremaler, Senior d. Wiener Künstler; * Wien 13. III. 1816; † daselbst 21. IV. — Woche 3, 786; Ill. Ztg. 116, 717; Müller-Singer[3] 3, 96. 5, 259; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 16, 397; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 101.

***Maercker**, Maximilian Heinrich, Dr. phil., Geh. Regierungsrat, ordentl. Prof. f. Agrikulturchemie u. Direktor d. Landwirt-

schaftl. Versuchsstation an d. Univ. Halle; * Kalbe a. S. 25. X. 1842; † Gießen 19. X. — BJ VI, 303; Woche 3, 1856; Ill. Ztg. 117, 595. 634 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 45 Beil. 2 (mit P); Leopoldina 37, 90. 95; KL 24, 42; Poggendorff 3, 854. 4, 941 (mit W); Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1901/2, 25 (nach Illustr. Landwirtschaftl. Ztg. 21 Nr. 85); BZ 9, 193. 10, 193 (Naturwissenschaftl. Rundschau 1901, 658: Behrend; Chemikerztg. 1901 Nr. 86 u. S. 1099; Ztschr. f. angewandte Chemie 1901, 1101; Deutsche landwirtschaftl. Presse 1901 Nr. 84 u. 85: H. C. Müller; Ztschr. f. Spiritusindustrie 1901 Nr. 43: H. Delbrück; Schles. Ztg. 1901 Nr. 742: Holdefleiß; Deutsche Zuckerindustrie 1901 Nr. 43; Berichte d. Deutschen Chem. Gesellschaft 1902, 4457: H. Delbrück; Landwirtschaftl. Jahrbücher 1902, 1: P. Behrend, mit P; Journal f. Landwirtschaft 49, 305: B. Tollens, mit P; Landwirtschaftl. Versuchsstationen 56, 265: E. Schulze, mit P; Ztschr. f. Forst- u. Jagdwesen 1902, 65: Albert).

Märklin, Friedrich, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Ehrenbürger d. Stadt Krefeld; † Kronberg am Taunus, 82 Jahre alt, 18. IX. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 390 (Pagel, mit L).

Marr, Frau Elisabeth, Witwe d. Schauspielers Heinrich M., geb. Sangalli (Pseudon.: Elisabeth St. Galli), Schriftstellerin; † Weimar 6. V. — Ill. Ztg. 116, 770; KL 24, 43; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 2, 18. 224 (mit W).

Martin, August, Historienmaler; † Kiedrich (Rheingau), 65 Jahre alt, 26. (oder 27?) III. — Woche 3, 610, Ill. Ztg. 116, 509; Müller-Singer[3] 5, 260; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 102.

***Martin**, Paul, Porträt- u. Genremaler in München; * Kaiserslautern 17. VIII. 1821; † München 15. XI. — BJ VI, 157; Ill. Ztg. 117, 803; Müller-Singer[3] 3, 121; Jahrbuch d. bild. Kunst 1902, 102.

***Marty**, Johann Baptist, Monsignore, päpstl. Geheimkämmerer, Kaplan d. päpstlichen Schweizergarde, früher Direktor d. Schullehrerseminars in Rickenbach b. Schwyz, pädagog. Schriftsteller; * Schwyz 17. II. 1840; † ebenda 1. XI. — BJ VI, 210; Woche 3, 1942.

Marx, Clara (Pseud.: Franz Vera), Dichterin u. Übersetzerin in Leipzig; * daselbst 27. XII. 1854; † 1901? — KL 23, 1631. 24, 43; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 2, 19. 390 (mit W); D. literar. Leipzig 47 (mit P u. W).

Marx-Marcus, Karl, Prof., Violinist, Prof. am Konservatorium d. Musik in St. Petersburg; * in Sachsen 1822; † St. Petersburg 28. II. — Woche 3, 436; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

***Massow**, Julie Marie Franziska Elisabeth v., geb. v. Behr, Dichterin u. religiöse Schriftstellerin; * Pinnow (Pommern) 24. XI. 1825; † Dresden 5. III. — BJ VI, 225; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 3, 20 (mit W); KL 23, 904 (mit W); Brümmer[5] 3, 27 (mit W).

Maszkowski, Raphael, Dirigent d. Breslauer Orchestervereins; * Lemberg 11. VII. 1828; † Breslau 14. III. — Woche 3, 524; Ill. Ztg. 116, 431; Gartenlaube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); Riemann[5] 703; BZ 8, 203 (Signale f. d. musikal. Welt 1901 Nr. 23: G. Münzer); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

***Matschenz**, Hermann, Provinzialsteuersekretär in Berlin, Stenograph; * Krugau (Kr. Lübben) 1. XII. 1848; † Berlin 25. I. — BJ VI, 136; KL 23, 905 (mit W). 24, 43.

Mauritius, Richard, Dr. phil., Prof. a. D. d. Gymn. in Coburg, Physiker; * Hanau 15. III. 1836; † Coburg 15. VI. — Poggendorff 3, 887. 4, 976 (mit W).

***Max Ritter v. Wachstein**, Emanuel, Bildhauer; * Bürgstein b. Böhmisch-Leipa 19. X. 1810; † Prag 22. II. — BJ VI, 364; Woche 3, 392. 4, 96 (P); Ill. Ztg. 117, 305; Jahrbuch d. bild. Kunst 1902, 102; Deutscher Hausschatz 27 Beil. S. 61.

Mayer, Jakob Freiherr v., herzogl. sachsen-coburg. u. goth. Geheimer Kommerzienrat, Chef d. Getreidefirma Jakob Mayer in Coburg u. Frankfurt a. M.; * Bibra 12. V. 1832; † Coburg 1. V. — Woche 3, 828 (P); Ill. Ztg. 116, 717; Allg. Ztg. d. Judentums 1901 Nr. 20; Freiherrl. Taschenbuch 1901, 482. 1903, 490.

Meder, Albert, Kunsthistoriker; * Heidelberg 25. IV. 1849; † 1901? — KL 23, 915 (mit W). 24, 43.

Mehring, Theodor Nikolaus, Schauspieler (Väter u. Chargen) am Stadttheater in Hamburg, Theaterchron.; * Hassfurt (Unterfranken) 15. VIII. 1839; † Niendorf b. Hamburg 3. (oder 4.?) I. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 213; Ill. Ztg. 116, 50; KL 23, 917. 24, 43; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

Meissner, Hermann, Bürgerschullehrer in Gera, Jugendschriftstell. u. Lokalhistoriker; * Schleiz 10. VII. 1843; † 1901? — KL 23, 920 (mit P). 24, 43.

***Melde**, Franz Emil, Dr. phil., Geheimer Regierungsrat, ordentl. Prof. f. Physik u. Direktor d. Physikal. Instituts an d. Univ. Marburg, auch Komponist; * Großenlüder b. Fulda 11. III. 1832; † Marburg a. L. 17. III. — BJ VI, 338; Woche 3, 524; Leopoldina 37, 41. 46 (mit W); Garten-

laube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); Chronik d. Univ. Marburg 1900/1, S. 4 (E. H., mit W); Hessenland 1901, 95. 109. 125. 143 (Selbstbiographie); Poggendorff 2, 111. 3, 896. 4, 985 (mit W); BZ 9, 196. 11, 219 (Berichte d. Freien Deutschen Hochstifts 1901, 357: C. H. Müller; Fuldaer Geschichtsblätter 1902, 219; Sitzungsberichte d. Gesellschaft z. Beförderung d. gesamten Naturwissenschaft. in Marburg 1901/2, 77: Bauer).

***Mencke,** Bruno, Forschungsreisdr.; * Braunschweig 1876; † auf der Insel St. Matthias (Südseearchipel) 31. III. — BJ VI, 322; Woche 3, 742. 794 (P); Ill. Ztg. 116, 798 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 19 Beil. 2 (mit P); Geographisch. Jahrbuch 24, 384 (Wolkenhauer, mit W u. L); BZ 8, 205. 11, 219 (Deutsche Kolonialzeitung 1901 Nr. 23; Ztschr. d. Gesellschaft f. Erdkunde in Berlin 1902, 583: O. Heinroth, mit Illustr.).

Mensing-Odrich, Frau, Opernsängerin und Gesanglehrerin in Aachen; † daselbst 11. I. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

Mentzel, Heinrich, Geh. Bergrat, Direktor d. Salzwerks zu Schönebeck b. Magdeburg; * Schöneck 14. VII. 1838; † Schönebeck 23. II. — Ill. Ztg. 116, 349.

***Mentzel,** Otto, Prof. an d. 1. deutschen Staatsoberrealschule in Prag, Bildhauer u. Obmann d. dortigen Schriftsteller- und Künstlervereins Concordia, früher Direktor d. Fachschule f. Goldschmiedekunst an d. Kunstgewerbeschule daselbst; * Dresden 6. VIII. 1838; † Prag 27. II. — BJ VI, 365; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 102; Ill. Ztg. 116, 349.

Merelli, Emilie, geb. Rettich, ehemal. Opernsängerin, Tochter von Julie Rettich; † Wien, 68 Jahre alt, 12. IX. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L); Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 822.

Mergler, Mary Josefine, amerikan. Ärztin u. Operateuse in Chicago, Professorin für Gynäkologie an d. *Northwestern University (Womans Medical School)*; * in Bayern 1851; † Los Angeles (Californien) 8. V. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L).

Mefsmer, Wilhelm, Besitzer d. Hôtels Meßmer in Baden-Baden, Absteigequartier Kaiser Wilhelms I. u. d. Kaiserin Augusta; † daselbst 3. IV. — Ill. Ztg. 116, 602.

Mestrum, Dr. med., prakt. Arzt in Cöln, Förderer d. ärztl. Standesangelegenheiten; † daselbst 1. VII. — Woche 3, 1172.

Mettenleiter, Bernhard, Gymnasialmusiklehrer, Kirchenkomponist; * Wallerstein (Bayern) 25. IV. 1822; † Marktheidenfeld 14. I. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 730; Kornmüller, Lexikon d. kirchl. Tonkunst 2, 180.

Mettler, Hans, seit 1893 Redakteur d. »Grütlianer«, verdient um d. Arbeiterschaft d. Schweiz; † Chur, 50 Jahre alt, 11. VIII. — Ill. Ztg. 117, 285; KL 24, 42.

Meurer, Joseph Heinrich, Dr. phil., kathol. Theolog; * Osnabrück 17. VIII. 1814; † daselbst 7. VI. — Woche 3, 1042; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 150; Schäfler, Handlexikon d. kathol. Theologie 3, 118 (mit W); BZ 11, 221 (Mitteilungen des Vereins f. Geschichte u. Landeskunde v. Osnabrück 26, 310).

***Meyer,** Franz Andreas, Oberingenieur u. Stadtbaumeister in Hamburg, Leiter des dortigen Bauingenieurwesens, bekannt auf d. Gebiete d. Gesundheitspflege; * daselbst 6. XII. 1837; † Wildungen 17. III. — BJ VI, 96; Ill. Ztg. 116, 475; Leopoldina 37, 47; Gartenlaube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); Deutsche Bauztg. 35, 142. 149; Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L); BZ 8, 297. 9, 197 (Lotse 1, Heft 36; Deutsche Vierteljahrsschrift f. öffentl. Gesundheitspflege 1901, III: J. Rencke; D. Rote Kreuz 1901, 157, mit P; Techn. Gemeindeblatt 4, 1, mit P; Monatsblatt f. öffentl. Gesundheitspflege 1901, 108: R. Blasius; Gesundheitsingenieur 1901, 233, mit P: Roechling).

Meyer, Eduard, Wirkl. Geheimer Oberjustizrat, Kronsyndikus, früher Senatspräsident am Oberlandesgericht Celle, Mitglied d. preuß. Herrenhauses; * Hannover 1. VI. 1817; † Celle 12. VIII. — Woche 3, 1428. 1550 (P); Ill. Ztg. 117, 285.

***Minckwitz,** Hans v., Dichter u. Schriftsteller, Schachmeister; * Leipzig 11. IV. 1843; † Biebrich 20. V. — BJ VI, 255; Ill. Ztg. 116, 809; Brümmer[5] 3, 75; KL 24, 43.

Minckwitz, Maximilian Aloysius Xaverius Maria Friedrich August v., k. sächs. Wirkl. Geheimer Rat u. Gesandter a. D.; * Dresden 19. VI. 1823; † Weimar 22. X. — Woche 3, 1900; Ill. Ztg. 117, 631; Goth. Genealog. Taschenbuch der Adeligen Häuser 4, 574.

***Miquel,** Johann Franz v., Dr. jur., preuß. Staatsminister; * Neuenhaus (Hannover) 19. II. 1828; † Frankfurt a. M. 7./8. IX. — BJ VI, 9.

Mirani, Therese, Lehrerin f. Kunststickerei u. Schriftstellerin auf d. Gebiete d. Mode u. d. Hauswesens; * Prag 2. XII. 1824; † Wien 24. V. — Ill. Ztg. 116, 880; KL 24, 43.

***Mitzschke,** Franz Friedrich August, protestant. Theolog, früher 1. Domprediger am Dom in Naumburg a. S. u. Religionslehrer am Domgymnasium daselbst; * Jaucha b. Hohenmölsen 4. II. 1819; † Naumburg a. S. 22. IX. — BJ VI, 113.

Moebius, Otto, Regierungs- u. Medizinalrat in Charlottenburg; * Hamburg 17. XI. 1861; † 6. V. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L).

***Moellendorf,** Paul G. v., Dr. jur., Zolldirektor im chines. Zolldienst, Sinologe; * Görlitz 1848; † Ningpo 19. (oder 20?) IV. — BJ VI, 325; Geograph. Jahrbuch 24, 384 (Wolkenhauer, mit L); Ill. Ztg. 116, 880; Woche 3, 1000; Gartenlaube 1901 Nr. 28 Beil. 2 (mit P); Oriental. Bibliographie 15, 15 (Scherman: L).

Moeller, Justinus (Pseudon.), Publizist: s. Goldschmidt, Julian.

***Moosmüller,** Oswald, Benediktiner, Prior d. Klosters Cluny zu Wetaug (Illinois, Nordamerika); * Bad Aibling (Oberbayern) 26. I. 1832; † Wetaug 10. I. — BJ VI, 142.

Moralt, Karl, k. Hofmusiker a. D.; † München, 65 Jahre alt, 23. X. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

Morsbach, Elisabeth: s. Grundmann, Elisabeth.

Much, Ferdinand, Dr. med., Hofburgtheaterarzt in Wien, Paläontolog; †, 72 Jahre alt, 22. VI. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L).

Müffling: Heinrich Wilhelm Karl Freiherr v. Müffling, sonst Weisz genannt, Herr auf Ringhofen, k. preuß. Landrat; * Münster 16. II. 1834; † Ringhofen b. Erfurt 29. VII. — Woche 3, 1386; Freiherrl. Taschenbuch 1902, 490.

Mühlenberg, Pastor, deutsch-amerikanisch. Theolog; † Reading (Pennsylvanien), 85 Jahre alt. — Woche 3, 698.

Mühler, Frau Adelheid v., geb. Goßler, Witwe d. früheren preuß. Kultusministers, auf dessen ministerielle Tätigkeit sie Einfluß ausübte; † Potsdam, 81 Jahre alt, 4. X. — Ill. Ztg. 117, 559.

Mühlmann, Johannes, Dr., Prof., Oberlehrer f. Religion, Hebräisch u. Deutsch a. d. König-Wilh.-Gymn. in Berlin; * Obornik (Prov. Posen) 22. IX. 1848; † Berlin 31. VII. — Programm d. K. Wilh.-Gymn. in Berlin 1901/2, S. 35–38 (Steinberg).

***Müllenbach,** Leo Ernst Achilles (Pseudon.: Ernst Lenbach), Dr. phil., Dichter und Schriftsteller; * Cöln 3. III. 1862; † Poppelsdorf b. Bonn 24. VII. — BJ VI, 192; Woche 3, 1344; Ill. Ztg. 117, 167; KL 23, 967 (mit W). 24, 43; Gartenlaube 1901 Nr. 32 Beil. 2 (mit P); Brümmer[5] 3, 104. 492 (mit W); BZ 9, 203. 11, 227 (Allg. Ztg. 1901 Beil. 124: K. Enders; Tägl. Rundschau 1902 Nr. 170: L. Ewers).

Müller, Adolf, Opernkomponist u. Kapellmeister am Theater a. d. Wien; * Wien 15. X. 1839 (oder 1842?); † ebenda 14. XII. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 222; Woche 3, 2204 (P); Ill. Ztg. 117, 939; Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaisert. Österreich 19, 338 (mit W); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 137 (Lüstner, mit L).

Müller, Alois, Dr. phil., früher Bibliothekar d. Universitätsbibliothek in Graz, Hebraist; * Rabenstein (Böhmen) 10. XII. 1835; † Graz 31. V. — Ill. Ztg. 116, 923; KL 23, 968 24, 43; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 19, 339 (mit W).

***Müller,** Andreas, Prof., Historien- u. Genremaler, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in München; * Stephansrettenberg b. Immenstadt (Allgäu) 1830; † München 7. XII. — BJ VI, 155; Müller-Singer[3] 3, 261; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 102.

Müller, Arnold, Dr. med., Stadtarzt in Zürich; * Winterthur 4. VIII. 1868; † 1. I. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L); BZ 8, 212 (Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte 1901, 222: Schaeppi).

Müller, Bruno, Direktor d. 6. Bürgerschule in Dresden, Hrsgbr. d. »Deutschen Jugendblätter«, pädagog. Schriftsteller; * daselbst 7. I. 1840; † München 19. VIII. — Ill. Ztg. 305; KL 23, 968 (mit W). 24, 43.

Müller, Dedo, Schriftsteller u. Redakteur; † Berlin, 66 Jahre alt, 7. IV. — Woche 3, 654 (mit P).

Müller, Friedrich, Dr. jur., Kammergerichtsrat a. D., Mitglied d. Deutschen Reichstags (deutsch-freisinnig); * Jauer (Schlesien) 28. XI. 1845; † Berlin 2. XII. — Woche 3, 2126; Ill. Ztg. 117, 895; Schoenfelds Notizbuch f. Reichstagswähler 5, 382.

Müller, Gustav Adolf, Prof. u. Mitglied d. Akademie von San Luca in Rom, Porträt- u. Landschaftsmaler; * Hildburghausen 9. VIII. 1828; † Rom 2. VI. — Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 923; Müller-Singer[3] 3, 263; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 102.

Müller, Jakob, Opernsänger; * Frankfurt a. M. 1845; † San Francisco 4. III. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L).

Müller, Karl Friedrich, Geh. Regierungsrat, früher Prof. f. Veterinäranatomie an d. Tierärztl. Hochschule in Berlin, Hrsgbr. d. »Archivs f. wissenschaftl. u. prakt. Tierheilkunde; * Berlin 3. VII. 1825; † Charlottenburg 6. III. — Woche 3, 480; Ill.

Ztg. 116, 385; Leopoldina 37, 36; KL 23, 973 (mit W). 24, 43; Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L); BZ 8, 212 (Ztschr. f. Veterinärkunde 1901, 180: Grammlich; Deutsche tierärztl. Wochenschrift 1901, 113).

Müller, Max, Dr. med., Sanitätsrat, prakt. Arzt in Berlin; † 27. I. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel).

Müller, Nicolaus Jacob Carl, Geheimer Regierungsrat, Prof. f. Botanik an d. k. Forstakademie in Münden; † Heidelberg, 58 Jahre alt, 12. I. — Woche 3, 152; Ill. Ztg. 116, 119; Leopoldina 37, 1. 36; KL 24, 43.

Müller, Oskar Johannes Oswald, Oberstabsarzt, früher Gesandtschaftsarzt in Teheran; * 11. XII. 1860; † Lubmin 15. VII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L); BZ 9, 203 (Deutsche militärärztl. Ztschr. 1901, 539: Krocker).

***Müller,** Robert, k. k. Hofrat, ehemaliger Direktor d. Hydrograph. Instituts in Pola, Mitglied d. Novara-Expedition v. 1857; † Pola, im 67. Jahre, 6. IX. — BJ VI, 324; Geograph. Jahrbuch 24, 385 (Wolkenhauer, mit L u. W); Ill. Ztg. 117, 375; Woche 3, 1398.

Müller, Theodor, langjähr. Präsident des deutschen Gastwirtsverbandes, früher Besitzer d. »Akadem. Bierhalle« in Berlin; † Berlin, im 68. Jahre, 11. X. — Woche 3, 1812; Ill. Ztg. 117, 595.

Müller, Vincenz, Musikprof. u. Komponist in Wien; † Währing b. Wien, 80 Jahre alt, 22. V. — Woche 3, 936; Ill. Ztg. 116, 849; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L).

Naeher, Georg, k. bayr. Hofrat, Dr. med., Vorsitzender d. ärztl. Bezirksvereins in München, Mitglied d. Obermedizinalausschusses, auch verdient um d. Turnwesen; * Aeschau b. Lindau i. B. 10. II. 1836; † München 23. X. — Woche 3, 1900; Deutsche Turnztg. 1902 Nr. 3 (mit P); Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L); BZ 9, 206. 10, 206 (Körper und Geist 1901, 266: Weber; Medizin. Reform 1901, 357: Lennhoff; Münchner Medizin. Wochenschrift 1901, 1973: Krecke; Berliner Ärztekorrespondenz 1901, 173: J. Becher).

Nath, Friedrich Wilhelm Reinhold, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Regierungsmedizinalrat in Stettin; * bei Freienwalde 25. XI. 1830; † Lotz (Pommern) Ende Juli. — Leopoldina 37, 86; Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel).

Natterer, Konrad, Dr. phil., Prof. d. Chemie an d. Universität Wien und Leiter d. II. chem. Laboratoriums an derselben: * Wien 22. VII. 1860; † ebenda 17. II. — Woche 3, 344; Ill. Ztg. 117, 305; KL 24, 43; Poggendorff 4, 1058 (mit W).

Nell, Adam Maximilian, Dr. phil., früher ordentl. Prof. d. Mathematik an d. Techn. Hochschule in Darmstadt; * Mainz 20. V. 1824; † Worms 11. VI. — Poggendorff 2, 267. 3, 960. 4, 1062 (mit W).

Nencki, Marcellus v., Dr. phil., früher Prof. f. physiolog. Chemie an d. Univ. Bern. seit 1891 in St. Petersburg Vorsteher d. chem. Abteilung d. Instituts f. experimentell. Therapie; * im Gouvernement Kalisch 1847; † St. Petersburg 1. X. — Poggendorff 3, 961. 4, 1062 (mit W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 391 (Pagel, mit L); BZ 9, 209. 10, 209 (Anzeiger d. Akademie d. Wissensch. in Krakau, Math.-phys. Klasse, 417: S. Marchlewski; Archiv f. experiment. Pathologie u. Pharmakologie 47, I: Naunyn; Ztschr. f. angewandte Chemie 1901, 1101; Deutsche Medizin. Wochenschrift 1901, 863 mit P: G. Bubis; Münchner Medizin. Wochenschrift 1901, 1971: M. Halm; Wiener Klin. Wochenschrift 1901, 1154: E. Ludwig; Naturwissenschaftl. Rundschau 1902, 49: F. Röhmann).

Neuhauser, Albert, Gründer d. Tiroler Glasmalerei- u. Mosaikwerkstätte in Wilten b. Innsbruck; * im Pustertal 1832; † Wilten 18. I. — Ill. Ztg. 116, 191; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 20, 254; Deutscher Hausschatz 27 Beil. S. 60 (mit P); BZ 8, 220 (Der Kunstfreund 1901, 37: M. Flunk, mit P).

Neumann, Bernhard, Lehrer in St. Louis, verdient um d. deutsch-amerikan. Kirchenmusik; * in d. Rheinpfalz 1827; † St. Louis im Juli. — Woche 3, 1386; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L).

Neupauer, Christiane v. (Ada Christen), Dichterin: s. Breden, Christiane v.

***Neurath,** Wilhelm, Dr. phil., Prof. an d. Hochschule f. Bodenkultur u. Privatdozent an d. Techn. Hochschule in Wien, Nationalökonom; * Bur St. Georgen 1. IV. 1840; † Wien 9. III. — BJ VI, 274; Ill. Ztg. 116, 431; Woche 3, 524 (mit P); KL 23, 998 (W). 24, 43; BZ 10, 210. 11, 234 (Arbeiterfreund 40, 27: V. Böhmert; Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik 1902, 161: H. R. v. Schullern zu Schrattenhofen; W. Neurath, Gemeinverständlich. nationalökonom. Vorträge. Braunschweig 1902, S. VII - XIII).

Niedzielski, Julian, k. k. Oberbaurat im Ministerium d. Innern, Architekt, Schüler Ferstels; * Stryzow (Galizien); † Wien 20. X. — Deutsche Bauztg. 35, 538.

***Niemeyer,** Paul Viktor, Gartendirektor; * Halle a. S. 22. IX. 1826; † Weimar 10. XII. — BJ VI, 117.

Nietack, Eduard, deutsch-amerikan. Journalist; * Berlin 1852; † Neuyork 7. IV. — Woche 3, 786; Ill. Ztg. 116, 717; KL 24, 43.

Noack, Otto Eduard, Dr. jur., Senatspräsident am k. sächs. Oberlandesgericht in Dresden; * Gaussig b. Bautzen 21. III. 1836; † Blasewitz b. Dresden 2. XII. — Woche 3, 2160; Ill. Ztg. 117, 895; Annalen des k. sächs. Oberlandesgerichts zu Dresden 23, 1.

Nordenflycht, Ferdinand Otto Freiherr v., ehemal. Oberpräsident d. Provinz Schlesien; * Minden 10. XII. 1816; † Berlin 24. V. — Woche 3, 936; Freiherrl. Taschenbuch 1903, 531; BZ 11, 236 (Jahresbericht d. schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur 1902 Nekrol. 10).

Nordhoff, Karl, bedeutender deutsch-amerikan. Journalist; * in Westfalen; † Coronado b. S. Francisco, im 72. Jahre, 14. VII. — Woche 3, 1386; Ill. Ztg. 117, 203.

***Obernitz,** Hugo v., k. preuß. General der Infanterie z. D., Generaladjutant u. Chef d. Grenadier-Reg. »König Friedrich d. Gr.«; * Bischofswerder (Ostpreußen) 16. IV. 1819; † Honnef a. Rh. 18. IX. — BJ VI, 313; Löbells Jahresberichte über Militärwesen 29, 512 (B. v. P[oten]); Gartenlaube 1901 Nr. 40 Beil. 2 (mit P); Woche 3, 1684 (mit P); Ill. Ztg. 117, 447; BZ 9, 214 (Daheim 38 Nr. 5: K. Röhrig, mit P und Illustr.).

Obrist, Georg (Pseudon.: Erich Braun, Hans v. Jenbach), Amanuensis an d. Universitätsbibliothek in Innsbruck, Dichter und Schriftsteller, Germanist und Kulturhistoriker, vormaliger Redakteur d. »Boten f. Tirol u. Vorarlberg«; * Jenbach 26. V. 1843; † Wilten b. Innsbruck 18. IV. — Ill. Ztg. 116, 634; Hinrichsen² 987 (mit W); KL 24, 43; Brümmer⁵ 3, 161 (mit W).

Offenbach, Eduard, Opernsänger am Stadttheater in Chemnitz; † daselbst 21. I. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L).

Oelwein, Gustav, Dr. med., Chirurg in Wien; † daselbst, 31 Jahre alt, 7. VIII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 392 (Pagel, mit L).

Opitz, Hermann, früher Konsistorialpräsident in Wiesbaden; † Hanau, 73 Jahre alt, 8. XI. — Woche 3, 1986; Ill. Ztg. 117, 759.

Orth, August, Geheimer Baurat, Architekt, Mitglied d. k. preuß. Akademie d. Künste in Berlin; * Windhausen b. Gittelde (Braunschweig) 25. VII. 1828; † Berlin 12. V. — Woche 3, 870. 918 (P); Ill. Ztg. 35, 248; Deutsche Bauztg. 35, 248; Jahrbuch der bildenden Kunst 1902, 102 (H. Schl.); D. geistige Deutschland 1, 501.

Osterloh, Adolf, langjähr. deutscher und früher österreich. Konsul in Richmond (Virginia); † daselbst 11. IX. — Woche 3, 1640.

Ostermeyer, Friedrich, Mitglied der Staatslegislatur in Indianopolis; † daselbst 17. III. — Woche 3, 654.

Otting und Fünfstetten, Maximilian Josef Graf v., k. bayr. Kämmerer u. einstiger Oberhofmeister d. verstorbenen Prinzessin Luitpold v. Bayern, Stifter d. Fideikommisses Wiesenfelden (Niederbayern); * Altdorf 1. II. 1815; † München 16. III. — Ill. Ztg. 116, 475; Gräfl. Taschenbuch 1903, 615.

***Paar,** Elisabeth (Pseudon.: L. Gies), Schriftstellerin u. Dichterin; * Kassel 19. X. 1852; † ebenda 15. XII. — BJ VI, 335; Brümmer⁵ 3, 512 (mit W); Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 257 (W). 2, 112.

***Pagenstecher,** Ernst, Dr. jur., außerordentl. Prof. f. röm. Recht an d. Univ. Heidelberg; * Elberfeld 30. VI. 1826; † Heidelberg 10. II. — BJ VI, 190; Woche 3, 296.

Palatinus, Theodor (Pseudon.), Publizist: s. Helm, Gustav.

Pappenheim, Eugen, Dr. phil., Prof., Gymnasialoberlehrer in Berlin, Vorsitzender d. Deutschen Fröbelverbandes, Redakteur d. Monatsschrift »Kindergarten«; * Ratibor 3. IV. 1831; † Berlin 27. XII. — Ill. Ztg. 118, 37; KL 23, 1042 (mit W). 24, 43.

Paradies, Georg, Schauspieler (Komiker), Direktor d. Deutschen Theaters in Moskau; † daselbst 18. XII. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 236.

***Parseval,** Otto v., k. bayr. General d. Infanterie z. D., Generaladjutant; * Zweibrücken 18. III. 1827; † München 12. III. — BJ VI, 313; Ill. Ztg. 116, 431; Gartenlaube 1901 Nr. 13 Beil. 2 (mit P); Woche 3, 480. 534 (P); Bayerland 12 Nr. 29 (mit P).

Paetow, Franz (Pseudon.: Franz Ihr), Vizekonsul a. D. in Friedenau b. Berlin, Nationalökonom; * Rostock 21. II. 1832; † 4. III. — KL 23, 1037 (mit W). 24, 43.

Patzig-Wandersleb, Luise, Violoncellvirtuosin, Lehrerin am Konservatorium ihres Mannes in Gotha; † daselbst 31. I. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L).

Pauli, Richard, lyr. Tenor an d. Hofoper in Budapest; † daselbst Anfang Januar. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L); Flüggen, Biographisch. Bühnenlexikon 1, 128.

***Paulsen,** Wilfried, Ökonomierat, Gutsbesitzer auf Gut Nassengrund b. Blomberg

(Lippe); * daselbst 31. VII. 1828; † ebenda 2. II. — BJ VI, 423.

***Pelargus**, Wilhelm, Erzgießer in Stuttgart; * daselbst 23. IX. 1820; † ebenda 12. X. — BJ VI, 167; Ill. Ztg. 117, 595; Gartenlaube 1901 Nr. 44 Beil. 2 (mit P); Müller-Singer[3] 3, 394; Jahrb. d. bildenden Kunst 1902, 103.

Perger, Hugo Ritter v., Dr., k. k. Hofrat, Dekan d. Abteilung f. chem. Technologie an d. Techn. Hochschule in Wien; * daselbst 12. II. 1844; † ebenda 28. XII. — Ill. Ztg. 118, 63; Leopoldina 38, 48; Poggendorff 3, 1019. 4, 1136 (mit W); BZ 10, 221 (Zentralblatt f. d. gewerbl. Unterrichtswesen in Österreich 1902, 103; Chemikerzeitg. 1902, 63; Ztschr. f. Farben- u. Textilchemie 1902, 109: P. Friedländer).

***Pernice**, Alfred, Dr. jur. et phil., Geh. Justizrat, ordentl. Prof. d. Rechte an d. Universität Berlin; * Halle a. S. 18. VIII. 1841; † Berlin 23. IX. — BJ VI, 184; Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 447, 495 (G. St., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 41 Beil. 2 (mit P); KL 23, 1055. 24, 43; Deutsche Juristenztg. 1901, 451 (Staub); Ztschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgeschichte 1901 Romanist. Abteilung S. XVII (E. I. Bekker).

Pernice, Hugo Karl Anton, Dr. med., Geh. Medizinalrat, früher ordentl. Prof. f. Geburtshülfe an d. Univ. Greifswald; * Halle a. S. 9. XI. 1829; † Berlin 30. XII. — KL 24, 43; Ill. Ztg. 118, 63; Leopoldina 38, 49; Pagel 1273; Virchows Jahresberichte 36, 1, 392 (Pagel, mit L); BZ 10, 221 (Monatsschrift f. Geburtshülfe u. Gynäkologie 1902, 107: A. Martin; Allg. Deutsche Hebammenztg. 1902, 91: F. Dünnbier, mit P).

Perotti, Giulio (eigentlich Julius Prott), Opernsänger (Heldentenor); * Ueckermünde b. Stettin 13. III. 1841; † Mailand 27. II. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 239; Bühne u. Welt 3 (1901), I, 528; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 759; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L); Woche 3, 446 (P).

***Peter**, Heinrich Gustav, Dr. phil., Oberlehrer am Sophiengymnasium in Berlin, Historiker; * Meiningen 19. III. 1839; † Berlin 8. IV. — BJ VI, 83.

***Pettenkofer**, Max Joseph v., Dr. med., k. bayer. Geheimer Rat, Begründer der experimentellen Hygiene; * Lichtenheim b. Neuburg a. D. 3. XII. 1818; † München 10. II. — BJ VI, 3; Poggendorf 2. 3. 4 (W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 392 (Pagel, L); BZ 8, 233. 9, 223. 10, 222. 11, 247 (L).

Pfahl, Karl, k. preuß. Wirkl. Geheimer Oberfinanzrat, Chef der Direktion f. d. Verwaltung der direkten Steuern; † Berlin 8. VII. — Ill. Ztg. 117, 115; Woche 3, 1267 (P).

Pfeiffer, Hermann, Dr. med., großherzog hess. Geheimer Rat, langjähr. Direktor der städt. Krankenhäuser in Darmstadt, dann Leiter d. Medizinalwesens im hess. Ministerium, außerordentl. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes; † Darmstadt 16. II. — Woche 3, 344; Ill. Ztg. 117, 263; Virchows Jahresberichte 36, 1, 393 (Pagel).

Pfeiffer, Wilhelm, Prof., Klavier- u. Musiktheorielehrer in Berlin, Komponist, früher Vorsitzender d. berliner Tonkünstlervereins; * daselbst 11. IX. 1831; † ebenda 9. VI. — Woche 3, 1086 (P); Ill. Ztg. 116, 963; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 138 (Lüstner, mit L).

Pfeiffer von Weissenegg, Wilhelmine: s. Walter, Wilhelmine.

Pfeil, Friedrich Eberhard Graf v., Herr auf Ober- und Nieder-Hausdorf (Kreis Neurode), k. preuß. Landrat a. D., Direktor d. Münsterberg-Glatzer Fürstentumslandschaft, Mitglied d. preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit; * Breslau 31. V. 1839; † Karlsbad 4. V. — Woche 3, 828; Ill. Ztg. 116, 770; Gräfl. Taschenbuch 1903, 631.

Pflaume, Hermann, Geh. Baurat, Architekt in Cöln a. Rh., Mitbegründer d. Architekten- u. Ingenieurvereins f. Niederrhein u. Westfalen; * Aschersleben 26. I. 1830; † Würzburg 4. VIII. — Woche 3, 1428; Ill. Ztg. 117, 239; Müller-Singer[3] 3, 424; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103; Deutsche Bauztg. 35, 400.

Pflueger, Karl, Dirigent d. *Orpheus Musical Society* in Boston; † daselbst im Mai. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 139 (Lüstner, mit L).

Pfretzschner, Adolf Freiherr v., k. bayr. Staatsminister a. D. u. Staatsrat im außerordentl. Dienst, ehemaliger Ministerpräsident; * Würzburg 15. VIII. 1820; † München 27. IV. — Woche 3, 786. 836 (P); Ill. Ztg. 116, 675; Gartenlaube 1901 Nr. 20 Beil. 2 (mit P); Freiherrl. Taschenbuch 1903, 569.

Philippsen, Karl, k. preuß Kammermusikus, 1. Violoncellist d. königl. Kapelle in Berlin; † daselbst, 57 Jahre alt, 16. IV. — Woche 3, 742; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 139 (Lüstner, mit L).

Pidoll, Karl v., Maler; * Wien 7. I. 1847; † Rom 17. II. — Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103.

Pierer, Alfred, Verlagsbuchhändler, ältester Chef d. Hauses H. A. Pierer in Altenburg; * 12. II. 1836; † Altenburg 15. VII. —

Woche 3, 1302; Ill. Ztg. 117, 131; KL 24, 43; Brockhaus, Konvers.-Lexikon[14] 13, 141; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 5806.

Pino Ritter von Friedenthal, Arthur, k. k. Feldmarschallleutnant u. Kommandant d. 30. Infanterie-Truppendivision in Lemberg; † daselbst 31. X. — Ill. Ztg. 117, 727.

***Plank,** Josef, Historienmaler; * in Tirol 1815(?); † Hütteldorf b. Wien, 86 Jahre alt, 13. I. — BJ VI, 366; Woche 3, 200; Ill. Ztg. 116, 157; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 22, 396.

Plass, Karl, Pastor in Serrahn (Mecklenburg), Senior d. Präpositur, protest. Theolog; * Verden (Hannover) 29. I. 1834; † 1901? — KL 23, 1079 (mit W). 24, 43.

***Plath,** Karl Heinrich Christian, Dr., Honorarprof. f. prakt. Theologie an d. Univ. Berlin, Dozent für Missionskunde, Leiter der sogenannten Goßnerschen Mission; * Bromberg 8. IX. 1829; † Friedenau b. Berlin 10. VII. — BJ VI, 288; Ill Ztg. 117, 115; Woche 3, 1238 (mit P); KL 24, 43; Theolog. Jahresbericht 21, 1250 (Nestle); BZ 9, 227 (Die evangel. Missionen 1901, 254: G. Plath, mit Illustr.).

Plaut, Jakob, Senior d. Bankhauses H. C. Plaut in Leipzig; * daselbst 11. I. 1816; † Nizza 4. II. — Ill. Ztg. 117, 227.

Plauty, Hermann, Führer d. Deutschen in Chicago; † daselbst 18. VIII. — Woche 3, 1556.

Pletzer, E., Dr. med., Senior d. Ärzte in Bremen, Vorsitzender d. dortigen Gesundheitsrates; † daselbst, 82 Jahre alt, 31. V. — Woche 3, 1000. 1048 (P); Leopoldina 37, 63; Virchows Jahresberichte 36, 1, 393 (Pagel, mit L).

Plotho, Hugo Friedrich Edler Herr und Freiherr v., Herr auf Ringfurth u. Lüttgenziatz, k. preuß. Geh. Oberjustizrat und Landgerichtspräsident a. D.; * Lüttgenziatz 29. VIII. 1822; † Wiesbaden 7. IX. — Woche 3, 1398; Freiherrl. Taschenbuch 1902, 542.

Pohl, Bruno, Tonkünstler in Dresden; † daselbst 23. XII. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 225 (Lüstner, mit L).

***Pohl,** Emil, Lustspieldichter, früher Direktor d. Stadttheaters in Bremen; * Königsberg i. Pr. 7. VI. 1824; † Bad Ems 18. VIII. — BJ VI, 226; Woche 3, 1470 (P); Ill. Ztg. 117, 305. 308. 319 (E. Zabel, mit P); Bühne und Welt 3, 2, 1012; Monatshefte f. Musikgesch. 34, 139 (Lüstner, mit L); KL 23, 1085 (mit W). 24, 43; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne; Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 244; Brümmer[5] 3, 234 (mit W).

Pohle, Hermann, Landschaftsmaler in Düsseldorf; * Berlin 23. XI. 1831; † Düsseldorf 6. VII. — Ill. Ztg. 117, 115; Woche 3, 1238. 1268 (P); Müller-Singer[3] 3, 461. 4, 272; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103.

Pöhlmann, Christian Robert Paul, Dr. phil., Geolog am Museum zu Santiago in Chile, früher Assistent Zirkels an d. Universität Leipzig; * Wurzbach (Reuß j. L.) 29. IV. 1858; † Santiago Januar/Februar — Ill. Ztg. 117, 227; KL 24, 43; Leopoldina 37, 39 (mit W); Poggendorff 4, 1176 (mit W); R. Pöhlmann, Untersuchungen über Glimmerdiorite u. Kersantite. Diss. Leipzig 1884. *Vita.*

Pokorny, E., Direktor d. schles. Handelsschule in Troppau, Entomolog. — Leopoldina 37, 63.

Polak, Franz Edler v., Oberst, Landesgendarmeriekommandant v. Mähren; † Brünn 15. V. — Woche 3, 914.

Portugall, Ferdinand, Dr., Altbürgermeister u. Ehrenbürger d. Stadt Graz, hervorragender Vertreter d. Deutschtums in Österreich; † Graz, 63 Jahre alt, 27. V. — Woche 3, 936. 1163 (P); Ill. Ztg. 116, 880.

Preller, Friedrich, k. sächs. Geheimer Hofrat, Prof. an der Kunstakademie in Dresden, Landschaftsmaler; * Weimar 1. IX. 1838; † Blasewitz b. Dresden 21. X. — Woche 3, 1856; Ill. Ztg. 117, 631. 635 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 45 Beil. 2 mit P; Müller-Singer[3] 3, 487; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103; D. geistige Deutschland 1, 535.

Pretorius, Karl Julius, Politiker u. Publizist, Achtundvierziger, Hrsgbr. d. »Alzeyer Beobachter«; † Alzey, 71 Jahre alt, 13. VI.

Preuss, Anna, früher gefeierte Operettensängerin; † Bergen b. Frankfurt a. M. Anfang Juni. — Ill. Ztg. 116, 923.

Preufsen: Prinzessin Marie v., s. Marie.

—: Kaiserin Friedrich, s. Viktoria.

***Preyer,** Gottfried v., kaiserl. Rat, Hof- u. Domkapellmeister an St. Stephan in Wien, früher Prof. f. Musiktheorie am Konservatorium d. Musikfreunde daselbst, Kirchenkomponist; * Hausbrunn (Niederösterreich) 15. III. 1807; † Wien 9. V. — BJ VI, 356; Ill. Ztg. 116, 770; Woche 3, 870; Kornmüller, Lexikon d. kirchl. Tonkunst 2, 214; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 23, 283 (mit W); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 139 (Lüstner, mit L).

Prieger, Heinrich Wilhelm, Dr. med., angesehener Badearzt in Kreuznach; * daselbst 1819; † ebenda 6. IV. — Ill. Ztg. 116, 602; *Henr. Guil. Prieger, De febre intermittente. Diss. Berolini 1843. Vita.*

***Prittwitz und Gaffron,** Walter Paul Bernhard v., k. preuß. Generalleutnant z. D., früher Kommandant von Danzig; * Posen 14. II. 1840; † Berlin 20. VI. — BJ VI, 312; Woche 3, 1128; Goth. Genealog. Taschenbuch d. Adeligen Häuser 1904, 619.

***Prittwitz und Gaffron,** Wilhelm Johann Dietrich, Dr. jur., 2. Legationssekretär d. deutschen Botschaft in Konstantinopel, Forschungsreisender; * Cawallen 4. VI. 1866; † Konstantinopel 11. I. — BJ VI, 322; Geograph. Jahrbuch 24 (Wolkenhauer (mit **W** u. **L**); Ill. Ztg. 116, 119; Genealog. Taschenbuch d. Adeligen Häuser 1904, 624; BZ 8, 241 (Deutsche Kolonialztg. 1901 Nr. 4).

Prott, Julius, Sänger: s. Perotti, Giulio.

Puhlmann, Otto, Geh. Rechnungsrat, langjähr. Vorstand d. Zentralbureaus im Ministerium f. Elsaß-Lothringen; † Koburg 21. III. — Ill. Ztg. 116, 509.

Putzer, Richard, Dr. med., angesehener Badearzt in Königsbrunn; * 6. VI. 1853; † 20. VIII. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 393 (Pagel, mit **L**).

Raab, Heinrich, bedeutender Schulmann u. Führer d. Deutschen in Amerika, Staatssuperintendent in Illinois; * Wetzlar 20. VI. 1837; † Belleville (Illinois) 14. III. — Woche 3, 654; Gartenlaube 1901 Nr. 17 Beil. 2 (mit **P**).

Rack, B. A. (Pseudon.), Dichter: s. Barack, Max.

***Radinger,** Johann Edler v., k. k. Hofrat, Prof. des Maschinenbaus an d. Techn. Hochschule in Wien; * daselbst 31. VII. 1842; † ebenda 20. XI. — BJ VI, 435; Woche 3, 2072. 2164 (**P**); Ill. Ztg. 117, 849; Gartenlaube 1901 Nr. 50 Beil. 2 (mit **P**).

Radnitzky, Karl, k. k. Regierungsrat, früher Prof. f. kleinere Plastik, Ornamentik und Medailleurkunst an der k. k. Akademie d. Künste in Wien, Medailleur; * daselbst 16. XI. 1818; † ebenda 10. I. — Woche 3, 102; Ill. Ztg. 116, 119: Müller-Singer[3] 4, 4. 5, 274; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 24, 205 (mit **W** u. **L**); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103.

Raleis, Karl, Journalist; † Mödling b. Wien 6. VIII. — Woche 3, 1428.

Ramm, Hermann, Buchdruckereibesitzer (Firma Ramm & Seemann) in Leipzig, Vorsitzender d. Tarifausschusses d. deutschen Buchdruckervereins u. leitendes Mitglied d. Zentralleitung f. Ausstandsangelegenheiten; † daselbst, im 61. Jahre, 11. V. — Ill. Ztg. 116, 809; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 3928. 4152. 10338.

***Rampf,** Michael v., Dr. theol., päpstlicher Hausprälat, Bischof v. Passau; * München 4. X. 1825; † Passau 29. III. — BJ VI, 203; Woche 3, 610 (**P**); Ill. Ztg. 116, 509; Bayerland 12 Nr. 29 (mit **P**); Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 179 (mit **W**); Krick, *Necrologium Cleri Passaviensis* (Passau 1903), 44; Schematismus d. Geistlichkeit d. Bistums Passau 1902, 180–190.

Rath, Heinrich Julius Otto vom, Dr. phil., Zoolog u. Histolog; * Cöln 15. II. 1858; † ebenda 23. IV. — Leopoldina 37, 55; O. vom Rath, Beiträge z. Kenntnis d. Chilognathen. Diss. Straßburg 1886. *Curriculum Vitae.*

Rath, Reinhold Friedrich, Dr. med., Geh. Medizinalrat, medizin. Schriftsteller; * 25. XI. 1830; † Lotz (Pommern) Ende Juli. — Ill. Ztg. 117, 203; KL 24, 43.

Rauch, Albert v., General d. Infanterie, früher Chef d. Landgendarmerie; * Berlin 21. VIII. 1829; † ebenda 29. I. — Woche 3, 200 (**P**); Ill. Ztg. 116, 191.

Rechtmann, Jean, ehemaliger Opernsänger in Cöln; * daselbst 1838; † ebenda 12. VII. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 139 (Lüstner, mit **L**).

***Redlich,** Paul Clemens, Dr. phil., Hilfsarbeiter b. d. Provinzialkommission f. d. Denkmalspflege in d. Rheinprovinz, Kunsthistoriker; * Rötha (Kgr. Sachsen) 29. IV. 1869; † Köln 13. V. — BJ VI. 174.

Reess, Max, Dr. phil., ordentl. Prof. d. Botanik an d. Univ. Erlangen; * Wiesloch (Baden) 10. VI. 1845; † Klingenmünster (Rheinpfalz) 15. IX. — Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 447; Leopoldina 37, 90. 95 (mit **W**); Kukula, Hochschul-Almanach[2] 733 (**W**); KL 23, 1121 (**W**). 24, 43.

Regner, Musikdirektor in Elsterberg i. S., früher Kapellmeister in Greiz; † Elsterberg, 84 Jahre alt, im Mai. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 132 (Lüstner, mit **L**).

Rehnisch, Julius Eduard, Dr. phil., außerordentl. Prof. an d. Universität Göttingen, Philosoph; * Olbersdorf b. Zittau 19. VII. 1840; † Göttingen 4. VII. — Ill. Ztg. 117, 115; KL 23, 1123. 24, 43; Chronik der Univ. Göttingen 1901 S. 7 (Peipers, mit **L**).

Reiche-Eisenstuck, Karl Friedrich Rudolf, k. sächs. Finanz- u. Baurat, Vorstand d. Allgemeinen Techn. Bureaus d. Generaldirektion der sächs. Staatseisenbahnen; † Dresden, im 58. Jahre, 4. VI. — Ill. Ztg. 116, 923.

Reichenau, F. v., Verwaltungsgerichtshof-Direktor; † Wiesbaden, 78 Jahre alt, 9. III. — Woche 3, 480.

Reinach, Dr. jur., Geh. Justizrat, Vorstand d. hess. Anwaltskammer; † Mainz 11. II. — Woche 3, 296.

Reinert, Friedrich Karl, früherer Stadt- u. Kirchenmusikdirektor; † Rixdorf b. Berlin, 75 Jahre alt, 29. VIII. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 139 (Lüstner, mit L).

Reinhold, Karl Theodor, Dr. jur., Amtsgerichtsrat, außerordentl. Prof. d. Staatswissenschaften an d. Universität Berlin, früher auch Mitglied d. Deutschen Reichstags (nationalliberal); * Vlotho (Kr. Herford) 18. V. 1849; † Berlin 13. XI. — Woche 3, 2030; Ill. Ztg. 117, 759; KL 23, 1130 (mit W). 24, 43; Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstagswähler 5, 187.

Reininghaus, Peter, Großindustrieller in Graz; † daselbst, 83 Jahre alt, 7. V. — Woche 3, 870.

Renz, Franz, Kommissionsrat, früher Zirkusbesitzer; * Berlin 1. X. 1850; † Reinbeck b. Hamburg 6. VII. — Woche 3, 1214 (mit P); Ill. Ztg. 117, 115.

Respondek, Johann, Dr., Propst in Pünitz (Kr. Kostyn), früher Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses; † Pünitz, 84 Jahre alt, 5. X. — Ill. Ztg. 117, 559.

***Resch,** Joseph, Porträt- u. Architekturzeichner, Maler u. Lithograph in München; * daselbst 24. X. 1819; † ebenda 19. IV. — BJ VI, 158; Ill. Ztg. 116, 717; Müller-Singer[3] 4, 44. 5, 274; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103.

Rettich, Emilie, Sängerin: s. Merelli, Emilie.

***Reuling,** Wilhelm, Dr. jur., kaiserl. Justizrat, jurist. Schriftsteller, auch Dichter; * Darmstadt 27. V. 1837; † Dresden 21. X. — BJ VI, 300.

Reuter, A., * 30. XII. 1835; † 31. X. — BZ 10 (Gartenflora 1902, 64: Hoffmann, mit P).

Reuter, Sophie, Schwester d. Dichters Fritz Reuter, ihm besonders nahestehend; † Stavenhagen (Mecklenburg), 87 Jahre alt, 29. IV. — Ill. Ztg. 116, 717; KL 24, 43.

***Rex,** Hermann Ernst v., k. sächs. Generalleutnant z. D., zuletzt Kommandeur der 4. Infanteriebrigade Nr. 48; * Lautitz b. Löbau 12. IX. 1821; † Schandau 30. VIII. — BJ VI, 311; Ill. Ztg. 117, 339; Goth. Genealog. Taschenbuch d. Adeligen Häuser 1903, 766.

***Rheinberger,** Josef Gabriel v., k. bayr. Hofkapellmeister, Lehrer an d. Akademie der Tonkunst in München, Komponist; * Vaduz (Liechtenstein) 17. III. 1839; † München 25. XI. — BJ VI, 409; Riemann[5] 934 (mit W); Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* 2, 409 (mit W); Kornmüller, Lexikon d. kirchl. Tonkunst 2, 224; Ill. Ztg. 117, 849. 858. 859 (C. Droste, mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 50 Beil. 2 (mit P); Woche 3, 2072 (P); Allg. Ztg. 1901 Beil. 278 (A. Sandberger); BZ 9, 237. 10, 236 (Leipziger Ztg. 1901 Wissenschaftl. Beil. 143: A. Smolian; Die Musik 1901 Dezember 511: O. Schmid); Monatshefte für Musikgeschichte 34, 140 (Lüstner, mit L).

Richter, Richard, Dr. phil., Rektor d. König-Albert-Gymnasiums in Leipzig, ordentl. Honorarprof. f. Pädagogik u. Direktor d. prakt.-pädagog. Seminars an d. Universität daselbst; * Skassa b. Großenhain 10. X. 1839; † Leipzig 27. V. — Allg. Ztg. 1901 Beil. Nr. 122; Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 8, 572 (Ilberg); Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 880; KL 23, 1145. 24, 43; BZ 9, 238. 10, 237. 11, 263 (D. humanist. Gymnasium 1901, 201. 229: E. Schwabe; Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 1902, 137: W. Schwarze; D. prakt. Schulmann 1902, 644: R. Jahn).

Richter, Theodor, Posaunist an d. kaiserl. Oper in Moskau u. Prof. am Konservatorium d. Musik daselbst; * 1826; † in Moskau. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 140 (Lüstner, mit L).

Richter, Th. Ludwig, Dr. med., Kinderarzt in Lyndoch in Australien, Senior der dortigen Ärzte; * Zittau (Sachsen) 1827; † Adelaide 17. II. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 393 (Pagel); Woche 3, 610.

***Riedmüller,** Franz Xaver v., großherzogl. bad. Hofmaler, Landschaftsmaler in Stuttgart; * Konstanz 22. I. 1829; † Stuttgart 27. X. — BJ VI, 167; Woche 3, 1900; Ill. Ztg. 117, 671; Gartenlaube 1901 Nr. 46 Beil. 2 (mit P); Müller-Singer[3] 4, 66; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103; D. geistige Deutschland 1, 563.

Riedt, Ludwig, Kanzlist in Wildsee (Württemberg), Dichter u. Schriftsteller, besonders auf geistlichem Gebiete; * Kressbach 8. VIII. 1833; † 1901? — KL 23, 1147 (W). 24, 43.

***Ring,** Max, Dr. med., Prof., Geh. Sanitätsrat, Dichter u. Schriftsteller in Berlin; * Zauditz b. Ratibor 4. VIII. 1817; † Berlin 28. III. — BJ VI, 259; Woche 3, 610. 620 (P); Ill. Ztg. 117, 509; Gartenlaube 1901 Nr. 16 Beil. 2 (mit P); KL 23, 115 (W). 24, 43; Hinrichsen[2] 1107 (mit W); D. geistige Berlin 1, 433; Virchows Jahresberichte 36, 1, 393 (Pagel).

Ritter, Gottlieb (Pseudon.), Schriftsteller: s. Zolling, Theophil.

Ritter, Julius, Direktor d. Deutschen Theaters in Hannover; † daselbst 16. VIII. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 140 (Lüstner, mit L); Woche 3, 1470; Ill. Ztg. 117, 285; Bühne u. Welt 3, 2, 1012.

Rittweger, Ernst, Dr. phil., Prof., herzogl. sachsen-meining. Geh. Hofrat, Ehrenbürger

d. Städte Meiningen u. Hildburghausen, Direktor d. Gymnasium in letzterer Stadt; † Meiningen 9. X. — Woche 3, 1812; Ill. Ztg. 117, 559.

Roeber, Friedrich, Kaufmann, früher Teilhaber d. Bankhauses v. d. Heydt, Kersten & Söhne in Elberfeld, Dichter; * Elberfeld 19. VI. 1819; † Düsseldorf 12. X. — Woche 3, 1812; Ill. Ztg. 117, 559; Gartenlaube 1901 Nr. 44 Beil. 2 (mit P); Brümmer[5] 3, 327. 544 (mit W); KL 23, 1159 (W). 24, 44; Nord u. Süd 1902 Januar (Jos. Joesten).

Robolsky, Hermann, Dr. phil., Oberlehrer a. D., Publizist; * Neuhaldensleben 10. III. 1822; † Berlin 13. XII. — Woche 3, 2204.

Röchling, Louis, Kreisdeputierter u. Mitglied d. Provinziallandtags in St. Johann a. d. Saar; † daselbst 6. X. — Woche 3, 1770.

Rohde, Otto, Major z. D. u. Gutsbesitzer, Mitgl. d. preuß. Abgeordnetenhauses für Osterode-Neidenburg (konservativ); * Marienwerder 25. I. 1832; † 1901? — Woche 3, 102; Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 14 (mit P).

Röhr, großherzogl. sächs. Geheimer Bergrat, Fabrikbesitzer, Mitinhaber d. Eisenwerkes Grenzhammer bei Ilmenau; † daselbst, 75 Jahre alt, 5. X. — Ill. Ztg. 117, 559; KL 24, 44.

Röhrich, Ernst Theodor, Pfarrer in Erstein im Elsaß; * Illkirch 19. VII; † Erstein 14. IX. — Ztschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 56, 707 (Kaiser: L).

Rösch, Ferdinand, Opernsänger; * Bonn 1833; † Basel 3. VI. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 140 (Lüstner, mit L).

Rosenberg-Lipinski, Alfred v., k. preuß. Kreisgerichtsrat, früheres Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses; † Breslau, 77 Jahre alt. — Woche 3, 1812.

Rospatt, Theodor, Baurat a. D. in Berlin; † daselbst, im 70. Jahre, 26. III. — Deutsche Bauztg. 35, 164.

Roth, Johann Jakob Friedrich, Fabrikant, Begründer d. Maschinenstickerei in Plauen (Vogtl.); * in d. Schweiz; † Dresden 10. X. — Ill. Ztg. 117, 559.

Roethe, Gustav, früher Buchdruckereibesitzer u. Verleger in Graudenz, Hrsgbr. d. Ztg.: »Der Gesellige«; † Berlin 7. XII. — Ill. Ztg. 117, 939; KL 24, 44.

Rothschild, Wilhelm Karl Freiherr v., Chef d. Bankhauses M. A. v. Rothschild & Söhne in Frankfurt a. M.; * Neapel 16. V. 1828; † Frankfurt a. M. 25. I. — Woche 3, 200; Ill. Ztg. 116, 157. 201 (mit P); Freiherrl. Taschenbuch 1903, 658.

Ruben, Henny, Pianistin u. Klavierlehrerin; † Friedenau b. Berlin 9. IV. — Monatsh. f. Musikgeschichte 34, 140 (Lüstner, mit L).

Rudolf, Oberst, Waffenchef d. schweizer. Infanterie; † Bern 7. V. — Woche 3, 1048 (P); Ill. Ztg. 116, 770.

Rummel, Franz, herzogl. anhaltin. Prof., Pianist und Komponist; * London 11. I. 1853; † Berlin 3. V. — Monatshefte für Musikgeschichte 34, 140 (Lüstner, mit L); Woche 3, 828. 837 (P); Ill. Ztg. 116, 717; Gartenlaube 1901 Nr. 21 Beil. 2 (mit P); Riemann[5] 973.

***Sachs,** Heinrich, Prof., Kupferstecher; * Berlin 18. IV. 1831; † Königsberg i. Pr. 10. X. — BJ VI, 300; Woche 3, 1812; Müller-Singer[3] 4, 146; Jahrb. d. bildenden Kunst 1902; Das geistige Deutschland 1, 585.

Sachsenröder, Eugen, dän. Generalkonsul in Leipzig, Teilhaber d. Firma Sachsenröder u. Gottfried daselbst (Zuckerraffinerie), Vorsitzender d. Aufsichtsrats d. Leipziger Bank; * Leipzig 1844; † daselbst 24. III. — Ill. Ztg. 116, 475.

***Sackur,** Ernst, Dr. phil., außerordentl. Prof. d. Geschichte an d. Univ. Straßburg i. E., früher Mitarbeiter an den *Monumenta Germaniae*; * Breslau 2. X. 1862; † Straßburg 5. IV. — BJ VI, 240; Woche 3, 654; Ill. Ztg. 116, 602; KL 23, 1192 (mit W). 24, 44; Theolog. Jahresbericht 21, 1251 (Nestle, mit L); Allgem. Ztg. 1901 Beil. 80.

Sanden, Kurt Emil Richard v., Rentier in Tilsit, früher Landwirt, Mitgl. d. preuß. Abgeordnetenhauses (nationalliber.); * Darkehmen 24. X. 1842; † 3. X. — Woche 3, 1770; Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894, 21 (mit P).

Sandreuter, Hans, Maler; * Basel 11. V. 1850; † ebenda 1. VI. — Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 923; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 103 (H. K.); Müller-Singer[3] 4, 165. 5, 276; BZ 9, 244. 11, 269 (Deutsche Kunst u. Dekoration 8, 479: M. Montandon; Die Schweiz 1902, 409: H. Kesser, mit Illustr.).

Sangalli, Elisabeth (Pseud.), Schriftstellerin: s. Marr, Elisabeth.

Sänger, Karl, Prediger d. deutsch-kathol. (frei-religiösen) Gemeinde in Frankfurt a. M., Hrsgbr. d. »Freien Wort«, zweiter Vorsitzender d. Deutschen Volkspartei, Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (Hospitant d. freisinnigen Partei); * Schneidemühl 5. IV. 1860; † Frankfurt a. M. 13. XI. — Woche 3, 2030. 2077 (P); Ill. Ztg. 117, 803; KL 23, 1192 (mit W); BZ 9, 244 (Akad. Turnztg. 1901, 543: P. Wohlfeil; D. freie Wort 1, 513 mit P; Ethische Kultur 1901 Nr. 47).

***Sattler,** Magnus, Benediktiner, Prior des Klosters Andechs in Bayern, Kirchenhistoriker; * Hinnang b. Hindelang (Allgäu)

14. VI. 1827; † Andechs 28. V. — BJ VI, 207; Ill. Ztg. 116, 880; KL 23, 1201 (mit W). 24, 44.

***Sauer,** Wilhelm, Dr. phil., k. preuß. Archivrat, Historiker; * Münster i. W. 21. VI. 1843; † Düsseldorf 4. IV. — BJ VI, 194.

Sauerteig, Kirchenrat, Mitglied d. herzogl. sachsen-meiningenschen Oberkirchenrats; † Hildburghausen 5. XII. — Woche 3, 1214.

Sax, Joseph, kathol. Pfarrer in Sachsenkam b. Schaftlach (Oberbayern), Hrsgbr. von Schäflers Handlexikon d. kathol. Theologie; * Ampfing (Bayern) 19. I. 1844; † 30. V. 1899. — KL 23, 1203 (mit W). 24, 44; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 192.

***Scartazzini,** Giovanni Andrea, Dr. phil., Pfarrer zu Fahrwangen am Hallwyler See (Kant. Aargau), Danteforscher: * Bondo (Graubünden) 30. XII. 1837; † Fahrwangen 10. II. — BJ VI, 402; Woche 3, 296; Ill. Ztg. 117, 263; KL 23, 1204 (mit W). 24, 44; Allgemeine Ztg. 1901 Beil. 38 (F. X. Kraus).

Schadow, Paul, Opernsänger in Essen a. d. Ruhr; * Berlin 1864; † Essen a. d. R. 13. IV. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

***Schäffer,** Sebastian Georg, Domkapitular in Cöln, päpstl. Geheimkämmerer, Generalpräses d. kathol. Gesellenvereine Deutschlands, Redakteur d. »Rhein. Volksblätter«; * Koblenz 16. IV. 1828; † Cöln 16. XI. — BJ VI, 210; Ill. Ztg. 117, 849; KL 23, 1209 (W). 24, 44; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 193; Schäfler, Handlexikon d. kathol. Theologie 4, 213.

Scharberg, Josef Bedeus Freiherr v.: s. Bedeus.

Schauenburg, Eduard, Dr. phil., k. preuß. Geheimer Regierungsrat, langjähr. Direktor d. Realgymnasiums in Krefeld; † daselbst, 80 Jahre alt, 23. IX. — Ill. Ztg. 117, 490.

***Scheel,** Hans v., Dr. jur. et phil., k. preuß. Geheimer Oberregierungsrat, Direktor d. Kaiserlich. Statistischen Amts in Berlin; * Potsdam 29. XII. 1839; † Berlin 27. IX. — BJ VI, 233; Woche 3, 1728 (mit P); Ill. Ztg. 117, 490; KL 23, 1215 (mit W). 24, 44; BZ 10, 244 (Schmollers Jahrbuch f. Gesetzgebung 1902, 325: Fr. Zahn; Conrads Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik 78, 577: P. Kollmann).

Schelle-Gramm, Konzertsängerin; † Brooklyn im August. — Monatsh. f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

Schellwien, Robert, k. preuß. Justizrat, auch philosoph. Schriftsteller; † Thale (Harz) 6. VIII. — Ill. Ztg. 117, 239; KL 24, 44.

***Schenck,** August Friedrich Albert, Landschafts- u. Tiermaler in Écouen b. Paris; * Glückstadt (Holstein) 23. IV. 1828; † Écouen 1. I. — BJ VI, 93 (das Todesdatum ist irrig); Ill. Ztg. 116, 93; Müller-Singer[3] 4, 191. 5, 276.

Schenk, Alois David, Diözesanpräses des Cäcilienvereins d. Diözese Trient, Kirchenkomponist u. Musikschriftsteller; * Kaltern (Tyrol) 4. X. 1839; † Klausen 29. III. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L); Kornmüller, Lexikon d. kirchl. Tonkunst 2, 236.

***Schenk von Stauffenberg,** Franz August Freiherr v., *Dr. jur. honoris causa* der Universität Würzburg, Majoratsherr, liberaler Politiker; * Würzburg 3. VIII. 1834; † Rißtissen 2. (oder 3.?) VI. — BJ VI, 220; Woche 3, 1000 (P); Ill. Ztg. 116, 880; Gartenlaube 1901 Nr. 25 Beil. 2 (mit P); Freiherrl. Taschenbuch 1902, 659.

Schenker, Gottfried, k. k. Kommerzienrat, Chef d. Speditionsfirma Schenker & Cie. in Wien; * Däniken (Kant. Solothurn) 1842; † Wien 26. XI. — Ill. Ztg. 117, 849.

Schering, Rudolf, kaiserl. deutscher Vize-Admiral a. D., zuletzt Direktor d. Bildungswesens d. Marine; † Berlin 2. (oder 3.?) VIII. — Woche 3, 1386 (mit P); Ill. Ztg. 117, 203.

***Schick,** Conrad v., k. württemberg. Baurat, Palästinaforscher; * Bitz bei Ebingen (schwäb. Alp) 27. I. 1822; † Jerusalem 23. XII. — BJ VI, 329; Geograph. Jahrbuch 24, 388 (W. Wolkenhauer, mit L u. W); Ill. Ztg. 118, 93; Theolog. Jahresbericht 21, 1251 (Nestle, mit L).

Schieweck, Ottokar, Dr. phil., Prof., Realschuloberlehrer in Breslau, Botaniker; * Wschow (Prov. Posen) 19. III. 1837; † Breslau 15. XI. — Woche 3, 2030; O. Schieweck, Über Pflanzen-Verbänderung. Diss. Breslau 1867 (*Vita*); BZ 11, 273 (Jahresbericht d. schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur 1902 Nekrolog 10).

***Schimper,** Andreas Franz Wilhelm, Dr. phil., Prof. f. Botanik u. Vorsteher d. Botan. Instituts an d. Universität Basel, Botaniker u. Pflanzengeograph; * Straßburg i. E. 12. V. 1856; † Basel 9. IX. — BJ VI, 309; Woche 3, 1398; Ill. Ztg. 117, 411; Geograph. Jahrbuch 24, 388 (W. Wolkenhauer, mit L u. W); Globus 80, 246 W. W[olkenhauer]); Ill. Ztg. 117, 411; Leopoldina 37, 81. 87; KL 24, 44; Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L); BZ 10, 246 (Berichte d. Deutsch. botan. Gesellschaft Bd. 19, Generalversammlungsheft 54: H. Schenck, mit P; Naturwissenschaftl. Rundschau 1902, 36).

Schleinitz, Alexandra Freiin v., Dichterin und Wagner-Schriftstellerin; * Merseburg

5. IX. 1842; † Meran 14. II. — Woche 3, 344. 402 (P); Ill. Ztg. 117, 263; KL 33, 1232 (mit W). 24, 44; Brümmer[5] 3, 428 (mit W); Freiherrl. Taschenbuch 1902, 669; BZ 8, 258 (Bayreuther Blätter 1901, 173).

Schlemm, Heinrich P., Senior d. wiener Schachspieler, Prokurist d. Großhandelshauses Hornbostel & Cie in Wien; * 11. V. 1813; † Wien 29. X. — Ill. Ztg. 117, 671.

Schlesinger, Joseph, ordentl. Prof. f. Geodäsie u. darstellende Geometrie an der Hochschule f. Bodenkultur in Wien, Mitglied d. Abgeordnetenhauses d. österreich. Reichsrats, d. niederösterreich. Landrats, d. Landesschulrats u. d. wiener Gemeinderats (christlich-sozial); * Mähr.-Schönberg 31. XII. 1831; † Brixen 10. IV. — Allgemeine Ztg. 1901 Beil. 85; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 30, 91; Poggendorff 3, 1194 4, 1332 (mit W); Woche 3, 698. 706 (P); Ill. Ztg. 116, 602.

Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Prinzessin Amalie: s. Amalie.

***Schlichter,** Gottlob Heinrich, Dr. phil., Geograph u. Afrikareisendender; * Wilhelmsdorf 1861; † Waiblingen b. Stuttgart 29. III. — BJ VI, 324; Woche 3, 654; Leopoldina 37, 63; Geograph. Jahrbuch 24, 389 (W. Wolkenhauer, mit L u. W); Ill. Ztg. 116, 602.

Schlick, Louis Theodor, fürstl. Reuß. Wirkl. Geheimer Rat, früher Vorstand d. fürstl. Geheimen Kabinets in Gera; † Gera-Untermhaus, im 81. Jahre, 11. II. — Ill. Ztg. 117, 263.

Schlierbach, M. (Pseudon.), Dichter: s. Seydel, Max v.

***Schlömilch,** Oskar Xaver, Dr. phil., k. sächs. Geheimer Schulrat, Referent f. d. höhere Unterrichtswesen im Kultusministerium, früher Prof. d. Mathematik an d. Techn. Hochschule in Dresden, Mathematiker; * Weimar 13. IV. 1823; † Dresden 7. II. — BJ VI, 119; Woche 3, 296. 348 (P); KL 24, 44; Gartenlaube 1901 Nr. 10 Beil. 2 (mit P); Deutsche Bauztg. 35, 92; Leopoldina 37, 21. 39 (mit W); Poggendorff 2, 805. 3, 1194. 4, 1332 (mit W); Berichte über d. Verhandlungen d. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften, Math.-phys. Klasse, 53 (M. Krause); BZ 8, 259. 9, 249 (Ztschr. f. Mathematik u. Physik, 46, 1: G. Helm; Bibliotheca mathematica 1901, 260: M. Cantor, mit P); Jahrbuch üb. d. Fortschritte d. Mathematik 32, 29 (L).

Schmalenbach, Theodor, Mitglied d. evangelisch. General- u. d. westfäl. Provinzialsynode (äußerste Rechte), früher Pfarrer u. Superintendent in Mennighüffen (Kreis Herford); † Bethel b. Bielefeld 7. II. — Ill. Ztg. 117, 263; BZ 10, 247 (Evangel. Kirchenztg. 1902 Nr. 6).

Schmid, Ernst, Oberlehrer u. Ehrenchormeister d. Schubert-Bundes in Wien, Komponist; † Wien 20. IX. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L); Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 30, 320.

Schmid von Sachsenstamm, Franz, Oberlandesgerichtspräsident; † Spital von Sömmering 7. VIII. — Woche 3, 1428.

Schmidt, Dr. jur., Wirkl. Geheimer Oberjustizrat, ehemal. Senatspräsident beim Oberlandesgericht Celle; †, im 86. Jahre, 23. VIII. — Woche 3, 1512. 1560 (P); Ill. Ztg. 117, 305.

Schmidt, Alexander, Prof., früher Bildhauer, später Keramiker in Coburg, Redakteur bei d. »Ztg. f. Glas-, Porzellan- u. Tonwarenindustrie«; * Sonneberg 14. 2. 1833; † Coburg 7. III. — Woche 3, 480. 488 (P). KL 23, 1244 (mit W). 24, 44; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104.

Schmidt, Emilie, Dichterin: s. Heinrichs, Emilie.

Schmidt, Franz, Baumeister in Budapest, Mathematiker; * 14. II. 1827; † Budapest 7. III. — Jahresbericht d. Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1902, 141: P. Stäckel, mit P; Poggendorff 4, 1335 (W).

Schmidt, Friedrich v., Prof. a. D. in München, Literarhistoriker; * Berlin 6. III. 1835; † 1901? — KL 23, 124 (mit W). 24, 44.

Schmidt, Hugo, erster Trompeter d. *New York Philharmonic Society*; † Newyork im Januar. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

***Schmidt,** Johannes Friedrich Heinrich, Dr. phil., k. preuß. Geheimer Regierungsrat, ordentl. Prof. f. vergleichende Sprachwissenschaft an d. Universität Berlin, Mitglied d. k. preuß. Akademie d. Wissenschaften; * Prenzlau 29. VII. 1843; † Berlin 4. VII. — BJ VI, 247; Woche 3, 1224 (P); Ill. Ztg. 117, 57. 61 (mit P); KL 23, 1248 (W). 24, 44; Jahresberichte über d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft 111, 144 (E. Zupitza); Allgemeine Zeitung 1901 Beil. Nr. 170 (F. Solmsen); Kuhns Ztschr. f. vergleichende Sprachforschung 1902, I (P. Kretschmer).

Schmidt, Fräulein Marie (Pseudon.: M. Hartschmidt), Dichterin und Schriftstellerin in Wiesbaden; * Idstein (Hessen-Nassau) 16. XI. 1829; † 1901? — KL 23, 1249 (mit W). 24, 44; Brümmer[5] 3, 446 (mit W); Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 1, 316. 2, 255 (mit W).

***Schmidt**, Maximilian, *Dr. phil. honoris causa*, Prof., stellvertretender Direktor d. k. Kunstakademie in Königsberg i. Pr., Landschaftsmaler; * Berlin 23. VIII. 1818; † Königsberg i. Pr. 8. I. — BJ VI, 299; Woche 3, 56. 214 (P); Ill. Ztg. 116, 93; Müller-Singer³ 4, 210. 5, 277; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104; D. geistige Deutschland 1, 610.

Schmidt, Wilhelm, Kantor a. D.; † Dresden 22. V. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

Schmitz, Fanny, geb. Kemner, Mitbegründerin und Vorstandsmitglied des ersten deutsch. Schriftstellerinnenbundes; * Düsseldorf 1. II. 1819; † Heidelberg im November. — Ill. Ztg. 117, 849; KL 23, 1255 (mit W). 24, 44.

Schneegans, Ferdinand, Dr. jur., Geh. Justizrat, Rechtsanwalt in Straßburg i. E., früher Mitglied d. elsaß-lothring. Staatsrats; † daselbst, 81 Jahre alt, 31. V. — Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 880.

Schneider, Eugen Ritter v., Senatspräsident a. D. am Oberlandesgericht München; † daselbst, 73 Jahre alt, 3. VI. — Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 963.

Schnell, Julius Ritter v., Ministerialrat, stellvertretender Bevollmächtigter für Bayern im Deutschen Bundesrat; † München 23. IV. — Woche 3, 742; Ill. Ztg. 116, 717.

Schnizler, Emil, Dr. med., Prof. am *Vienna Hospital* in Philadelphia, Therapeutiker f. Gicht u. Rheumatismus; * Frankfurt a. M.; † 6. III. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Schoedler, Eberhard, Justizrat, Führer der deutschfreisinnigen Volkspartei in Darmstadt; † daselbst, 61 Jahre alt, 17. IV. — Woche 3, 742.

Schollmeyer, Geheimer Konsistorialrat, Superintendent a. D., früher vortragender Rat im sachsen-altenburg. Kultusministerium; † Weimar 8. VII. — Woche 3, 1258.

Schönburg-Waldenburg, Pamela Fürstin v., Gemahlin d. † Fürsten Otto (1819—93), geb. v. Labunska; * Rakuschki (Gouvernement Witebsk) 31. VIII. 1837; † Pomssen 18. VII. — Ill. Ztg. 117, 131; Goth. Hofkalender 1901, 193. 1902, 195.

Schönlank, Bruno, Dr. phil., Nationalökonom u. Sozialpolitiker, Mitglied d. Deutschen Reichstags (Sozialdemokrat); * Mühlhausen (Thüringen) 16. V. 1859; † Leipzig 30. X. — KL 23, 1272 (mit W). 24, 44; Woche 3, 1942 (P); Ill. Ztg. 117, 671; Kürschners Deutscher Reichstag 1898, 92 (mit P); BZ 9, 250 (D. neue Zeit Jahrg. 20 Nr. 5; D. Zeit 1901 Nr. 6: H. v. Gerlach).

Schoreys, Franz, Dr. med., Assistent an d. Klinik d. Prof. Meixner in Prag; † daselbst, 29 Jahre alt, im Sept. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

***Schott**, Karl (Charles), Meteorolog u. Erdmagnetiker; * Mannheim (Baden) 7. VIII. 1826; † Washington 31. VII. — BJ VI, 328; Globus 80, 161 u. Geograph. Jahrbuch 24, 389 (Wolkenhauer, mit W u. L); Ill. Ztg. 117, 285; Poggendorff 3, 1208; 4, 1346 (W); Jahrbuch üb. d. Fortschritte d. Mathematik 32, 31 (Lampe: American Journal of Science 12, 326); BZ 9, 250 (Meteorolog. Ztschr. 1901, 571).

Schramm, Gustav, Dr. med., Hofrat, leitender Arzt d. Carolahauses in Dresden; †, 65 Jahre alt, im Juli. — Leopoldina 37, 87; Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Schreiber, Franz, Journalist, Redakteur der »Kleinen Presse« u. Mitarbeiter d. »Frankfurter Ztg.«; * Cöln 6. X. 1850; † Frankfurt a. M. 2. VIII. — Woche 3, 1386 (P); Ill. Ztg. 117, 203; KL 23, 1281. 24, 44.

***Schreiber**, Franz Anton Wilhelm, Dr. phil., Hofkaplan in München, Historiker; * Wiesent (Bayern) 25. VII. 1827; † 27. XI. — BJ VI, 211.

Schrickel, Else, Opernsängerin; † Berlin 8. VII. — Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 279; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

Schröckenstein, Franz Xaver, Bergingenieur, Geolog; † Königl. Weinberge b. Prag, 68 Jahre alt, 9. II. — Leopoldina 37, 63; BZ 8, 201 (Verhandlungen d. k. k. geolog. Reichsanstalt 1901, 51).

Schröder, Max Adolf, k. sächs. Kommerzienrat, Mitinhaber d. Papierfirma Sieler & Vogel in Leipzig u. d. Schröderschen Papierfabrik in Golzern a. d. Mulde; * 14. I. 1853; † Grimma 23. V. — Ill. Ztg. 116, 849.

Schröter, Viktor Johann Gottlieb, kaiserl. russ. Wirkl. Geheimer Staatsrat, Professor, deutsch-russischer Architekt, Erbauer von Theatern u. Kirchen; * St. Petersburg 27. IV. 1839; † ebenda 29. IV. — Woche 3, 828; Deutsche Bauztg. 35, 236; Ill. Ztg. 116, 770; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104.

Schubert, Hugo (Pseudon.: Hugo v. Waldsee), Lehrer am Sächs.-Thüring. Technikum in Rudolstadt, wissenschaftl. Schriftsteller (Bauwissenschaften und deutsche Sprache) u. Dichter, auch Verf. v. Reisebeschreibungen; * Weimar 10. X. 1846; † 1901? — KL 23, 1289 (mit W). 24, 44.

Schubert, Max, Professor, Privatdozent f. Papier- u. Holzstofffabrikation an d. Techn. Hochschule in Dresden, früher Fabrikdirektor; † Niederlößnitz b. Dresden 13. (oder 14.?). III. — Woche 3, 524; Ill. Ztg. 116, 431.

Schuchardt, Karl August, Dr. med., Professor, dirigierender Chirurg d. Städt. Krankenhauses in Stettin; * Göttingen 12. I. 1856; † Stettin 28. X. — Pagel 1539 (mit W); Leopoldina 37, 112; BZ 9, 678 (Monatsschrift f. Geburtshülfe u. Gynäkologie 1901, 683: A. Martin; Deutsche Medizin. Wochenschrift 1901, 883: W. Gerdeck); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Schueck, Emilie (Pseudon.), Jugendschriftstellerin: s. Ludwig, Emilie.

Schulheim, Hyazinth Edler v., k. k. Feldmarschallleutnant, zugeteilt dem Kommando d. 13. Korps in Agram; † Zara 1844; † Vahrn b. Brixen 13. VIII. — Woche 3, 1470; Ill. Ztg. 117, 285.

***Schüller**, Karl, Professor, Porträtmaler; * Taus in Böhmen 13. VI. 1852; † Wien 23. X. — BJ VI, 366; Woche 3, 1900; Ill. Ztg. 117, 631; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104.

Schultz, Rittergutsbesitzer a. Buckow, Ritterschaftsrat, Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses; † Buckow 18. XII. — Ill. Ztg. 117, 975.

Schultz, Ferdinand, Dr. phil., k. preuß. Geheimer Regierungsrat, langjähr. Direktor d. Kaiserin Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg, Pädagog, Historiker, auch auf d. Gebiete d. Literatur u. Musikgeschichte, u. Komponist; * Berlin 7. X. 1829; † Charlottenburg 27. VII. — Woche 3, 1344; Ill. Ztg. 117, 203; KL 23, 1298.

Schultze-Strelitz, Ludwig, Professor, Gesangslehrer in Berlin, Hrsgbr. d. Ztschr. »Der Kunstgesang«; * Stargard (Mecklenburg) 7. I. 1855; † ebenda 20 III. — Ill. Ztg. 116, 509; KL 23, 1301 (W). 24, 44; Riemann[5] 1026; BZ 8, 264 (Deutsche Gesangskunst 1, 176: Bruns-Molar); Monatsh. f. Musikgesch. 34, 141 (Lüstner, mit L).

Schulze, Georg Wilhelm (Pseudon.: Wilhelm Immanuel), Dr. phil., Prediger der Freien Evangel.-Luther. Jesusgemeinde in Berlin, geistl. Schriftsteller u. Dichter; * Göttingen 7. IV. 1829; † Kreischa b. Dresden 9. XI. — Woche 3, 1398. 1721 (P); Ill. Ztg. 117, 411; KL 23, 1304 (mit W); 24, 44; Brümmer[5] 4, 42.

Schummer, Paul, Dr. med., Pädiater, 1863 bis 1894 am Nicolaus-Kinderspital in St. Petersburg, später in Dorpat; * Riga 1832; † 3. V. — BZ 8, 262 (St. Petersburger Medizin. Wochenschrift 1901, 215); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Schur, Adolf Christian Wilhelm, Dr. phil., ordentl. Professor d. Astronomie u. Direktor d. Sternwarte an d. Universität Göttingen; * Altona 15. IV. 1846; † Göttingen 1. VII. — Chronik d. Universität Göttingen 1901, 5 (Brendel); Leopoldina 37, 65. 70 (mit W); KL 23, 1308 (W). 24, 44; Poggendorff 3, 1221. 4, 1366 (W); H. Schultz, Rede am Sarge d. Prof. Dr. W. Schur (Göttingen 1901); Jahrbuch üb. d. Fortschritte d. Mathematik 32, 31 und BZ 9, 252. 10, 251 (Vierteljahrsschrift d. Astronom. Gesellschaft 36, 164: Brendel u. Meyermann, mit W; Naturwissenschaftl. Rundschau 16, 450: A. Berberich; Nature 64, 380: Lockyer; Jahresbericht d. Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1901, 292: E. Becker; Astronom. Nachrichten 3731: L. Ambronn).

Schurig, Heinrich Rudolf, Dr. jur., k. sächs. Staatsminister d. Justiz u. Vorsitzender im Gesamtministerium; * Radeberg 4. III. 1835; † Dresden 15. VI. — Woche 3, 1086 (mit P); Ill. Ztg. 963. 1006 (mit P).

***Schurig**, Johann Karl August, k. sächs. Generalleutnant z. D.; * Radeberg 11. X. 1828; † Dresden 21. VIII. — BJ VI, 342; Ill. Ztg. 117, 305.

Schuster, Emil, Dr., Medizinalassessor, früher Leiter d. Veterinärklinik in Jena; † daselbst 2. V. — Allg. Ztg. 1901 Beil. 103; Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel).

Schuster-Burckhardt, Präsident d. Verwaltungsrats d. Gotthardbahn u. d. Schweizer Bankvereins; † Basel, 62 Jahr alt, 8. V. — Ill. Ztg. 116, 771.

Schütt, F. Wilhelm, Kommerzienrat, Großindustrieller, Inhaber d. Mühlenfirma F. W. Schütt in Berlin; † daselbst 2. (oder 4.?) II. — Woche 3, 248; Ill. Ztg. 117, 227.

***Schütz**, Ludwig, Dr. phil., Domkapitular in Trier, Professor d. Philosophie am Priesterseminar daselbst, philosoph. u. theolog. Schriftsteller, Thomas v. Aquin-Forscher; * Mayen (Rheinprov.) 24. IV. 1838; † Trier 9. XII. — BJ VI, 211.

Schwalbe, Bernhard, Dr. phil., Professor, Geheimer Regierungsrat, Stadtschulrat in Berlin, früher Direktor d. dortigen Dorotheenstädt. Realgymnasiums, Mathematiker u. Physiker; * Quedlinburg 23. X. 1841; † Berlin 31. III. — Woche 3, 610 (mit P); Leopoldina 37, 63; Geograph. Jahrbuch 24, 389 (Wolkenhauer, mit W u. L); BZ 8, 263. 9, 252 (Unterrichtsblätter f. Mathematik u. Naturwissensch. 1901, 42: Pietzker; Naturwissenschaftl. Rundschau 1901, 242: E. Lampe; Verhandlungen d. Deutschen physikal. Gesellschaft 1901, 58; Ztschr. f. d. physikal. u. chem. Unterricht 1901, 129: F. Poske; Mitteilungen d. Gesellschaft f. deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte 1901, 352: L. H. Fischer); Jahrbuch über die Fortschritte d. Mathematik 32, 31 u. Fortschritte der Physik 1901, I, 12 (L).

Schwartz, Franz, Dr. phil., Direktor d. Provinzialmuseums u. d. Landesbibliothek in Posen, auch Konservator d. Kunstdenkmäler d. Provinz Posen, Historiker u. Anthropolog; * Neuruppin 10. VII. 1864; † Woltersdorfer Schleuse b. Erkner (Reg.-Bez. Potsdam) 19. VII. — BJ VI, 217.

***Schwarz**, Bernhard Wilhelm, Forschungsreisender u. Schriftsteller, auch Verf. v. Romanen, früher protest. Pfarrer; * Reinsdorf b. Greiz 12. VIII. 1844; † Wiesbaden 8. II. — BJ VI, 256; Geograph. Jahrbuch 24, 389 (W. Wolkenhauer, mit W u. L); Brümmer[5] 4, 54.

Schweinitz, Hans Lothar v., k. preuß. General d. Infanterie z. D., Generaladjutant, früher kaiserl. deutscher Botschafter in St. Petersburg; * Klein-Krichen b. Lüben (Schlesien) 30. XII. 1822; † Kassel 23. VI. — Woche 3, 1128 (P); Ill. Ztg. 116, 1005; Gartenlaube 1901 Nr. 27 Beil. 2 (mit P); Goth. Genealog. Taschenbuch d. Adeligen Häuser 1904, 783.

Schwend, Frau, geb. Baronin Uexkall-Gyllenbrand, Begründerin u. Leiterin d. Stuttgarter Mädchengymnasium; † Stuttgart 20. I. — Ill. Ztg. 116, 157.

Schwerin, Wilhelm, Schauspieler (Väter u. Chargen), Regisseur am Hoftheater in Braunschweig; * Reval (oder Moskau?) 15. XI. 1830; † Braunschweig 14. VII. — Ill. Ztg. 117, 131; Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 285; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 950.

Seebohm, Hans Rudolf, Kommerzienrat, Generaldirektor d. Luxemburger Bergwerks- u. Saarbrücker Eisenhütten-Aktiengesellschaft (Burdacher Hütte), langj. stellvertretender Vorsitzender d. Handelskammer in Saarbrücken; † Malstatt-Burdach 5. I. — Ill. Ztg. 116, 93.

Seeck, Leopold, k. preuß. Baurat, früher Stadtbauinspektor in Berlin; † daselbst, 77 Jahre alt, 15. III. — Woche 3, 524.

Seeland, Ferdinand, k. k. Oberbergrat, Berg- u. Hütteninspektor d. österr. Alpinen Montangesellschaft, Präsident d. Naturhistor. Landesmuseums v. Kärnten; * Kicknig b. Melk (Niederösterr.) 1822; † Klagenfurt 3. III. — Leopoldina 37, 55; BZ 8, 265 (Meteorolog. Ztschr. 1901, 133).

Seemann, Otto, Dr. phil., Gymnasialprofessor a. D., Verfasser populärer Schriften üb. Mythologie; * Herford 23. II. 1825; † Hannover 19. IX. — Ill. Ztg. 117, 490; KL 23, 1324 (W). 24, 44.

Seibt, Georg Karl Wilhelm, Professor, Oberlehrer a. D., Kunst- u. Kulturhistoriker; * Frankfurt a. M. 16. II. 1823; † ebenda 26. X. — Woche 3, 1900; KL 23, 1325.

Seidel, v., Direktor, Vorsteher d. württemberg. Forstdirektion in Stuttgart; † daselbst 21. III. — Woche 3, 566.

***Seidel**, Gustav, Kupferstecher; * Berlin 28. IV. 1819; † Rüdersdorf b. Berlin 19. VII. — BJ VI, 366; Müller-Singer[3] 4, 255. 5, 278; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104; D. geistige Deutschland 1, 646.

***Seifert**, Alfred, Historien- u. Genremaler; * Horowitz (Böhmen) 6. IX. 1850; † München 4. II. — BJ VI, 215; Gartenlaube 1901 Nr. 9 (mit P); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104; Müller-Singer[3] 4, 255. 5, 278; D. geistige Deutschland 1, 647.

Sellmayr, Ludwig, Tiermaler in München; * daselbst 1834; † ebenda 6. XII. — Ill. Ztg. 117, 895; Müller-Singer[3] 4, 258; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 104.

Semeleder, Friedrich, Dr. med., Chirurg u. Laryngolog, d. Leibarzt Kaiser Maximilians v. Mexiko; † Cordoba (Staat Veracruz, Mexiko) 1. X. — Woche 3, 1986; BZ 9, 255 (Ztschr. f. Ohrenheilkunde 40, 309: Hartmann); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Senarclens-Grancy, Albert Ludwig Friedrich Freiherr v., k. preuß. Generalmajor, großherzogl. hess. Kammerherr, Flügeladjutant d. Großherzogs v. Hessen; * Darmstadt 9. II. 1847; † St. Petersburg 20. I. — Freiherrl. Taschenbuch 1903, 734.

Senestrey, Karl Josef, Landgerichtsrat a. D., früher Mitglied d. Deutschen Reichstags u. d. bayr. Landtags (Zentrum); * Bärnau (Oberpfalz) 27. VII. 1820; † München 31. XII. — Ill. Ztg. 118, 83; Schoenfeld, Notizbuch f. Reichstagswähler 5, 250.

Senff, Otto, Kaufmann in Berlin, lyr. Dichter; * Bonn a. Rh. 25. X. 1823; † Berlin 16. III. — KL 23, 1334; Brümmer[5] 4, 446 (mit W).

Senff-Georgi, Georg, k. sächs. Hofschauspieler (Heldenväter) a. D., Leiter einer Theater- u. Redekunstschule in Dresden; * Morl b. Halle a. S. 2. VII. 1855; † Dresden 28. II. — Ill. Ztg. 116, 349; Woche 3, 480 (P); Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 287; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 959.

Sering, Friedrich Wilhelm, Professor, Musikdirektor, Gesangskomponist, auch Verfasser zahlreicher musiktheoret. Werke; * Finsterwalde (Niederlausitz) 26. XI. 1822; † Hannover 5. XI. — Woche 3, 1986; KL 23, 1334; Riemann[5] 1047; Fétis, *Biographie universelle des musiciens Supplém.* 2, 512; Monatshefte für Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

***Settegast**, Henry, Dr. phil., Geheimer Regierungsrat, Professor f. Landwirtschaft u. Direktor d. Landwirtschaftl. Instituts an d. Univ. Jena; * Ragnit (Ostpreußen) 12. XII. 1853; † Jena 4. XII. — BJ VI,

424; Woche 3, 2160; Ill. Ztg. 117, 895. 899. 904 (mit P); Leopoldina 37, 112 (mit W); KL 24, 44; BZ 6, 256 (Deutsche landwirtschaftl. Presse 1901 Nr. 99, mit P).

***Seydel,** Max v., Dr. jur., k. bayer. Geheimer Rat, ordentl. Professor f. Staatsrecht an d. Univ. München, auch lyr. Dichter u. Übersetzer (Pseudon.: M. Schlierbach); *Germersheim (Rheinpfalz) 7. IX. 1846; † München 23. IV. — BJ VI, 390; Woche 3, 742. 794 (P); Ill. Ztg. 116, 675; KL 23, 1336 (W). 24, 44; Brümmer[5] 4, 79; Gartenlaube 1901 Nr. 19 Beil. 2 (mit P); Annalen d. Deutschen Reichs 1901, 321 (Dyroff); Archiv f. öffentl. Recht 1901, 359 (H. Rehm); Allgem. Ztg. 1901 Beil. 158 (Graßmann); Blätter f. administrative Praxis 52, 248 (K. Krazeisen, mit W); M. Seydel, Staatsrechtl. u. polit. Abhandlungen. Neue Folge (Tübingen 1902, mit P u. W, v. Krazeisen).

Seydewitz, Paul v., Dr., deutsch-amerikan. Journalist, Kriegskorrespondent d. deutsch-französ. Krieges, auch medizin. Schriftsteller; * Neiße (Schlesien); † Neu-Orleans, 80 Jahre alt, im März. — KL 24, 44; Ill. Ztg. 116, 509.

Seyfarth, Ferdinand, Landwirt i. Rotenburg a. d. Fulda, früher Mitglied d. Deutschen Reichstags u. preuß. Abgeordnetenhauses (konservativ); * Sundhausen b. Gotha 31. V. 1818; † Rotenburg a. d. Fulda 21(?). V. — Ill. Ztg. 116, 849; Kürschners Preuß. Abg.-Haus 1894, 349.

Seyffart, Ernst Hermann, k. Musikdirektor, Gesanglehrer am Wilhelm-Realgymnasium in Berlin, † daselbst, 77 Jahre alt, 24. XI. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

Seyffardt, Ludwig Friedrich, Fabrikbesitzer (Seidenfabrik H. v. Bruck Söhne) und Beigeordneter in Crefeld, Vorsitzender des Deutschen Vereins f. Armenpflege u. Wohltätigkeit, früher Mitglied d. Norddeutschen Reichstags u. preuß. Abgeordnetenhauses (nationalliberal), auch sozialpolit. Schriftsteller; * Aachen 18. VI. 1827; † Crefeld 26. I. — Woche 3, 200; Ill. Ztg. 116, 157; Kürschners Preuß. Abg.-Haus 1894, 226 (mit P); BZ 8, 266 (Arbeiterfreund 1901, 1: V. Böhmert).

Sicherer, Hermann v., Dr. jur., k. bayer. Geheimer Rat, ordentl. Professor d. deutsch. Rechtes, insbes. d. deutschen Privatrechts, d. deutschen bürgerl. Rechts, d. Handels- u. Wechselrechts u. d. deutschen Rechtsgeschichte, sowie Vorstand d. jurist. Seminars an d. Univ. München, ordentl. Mitglied d. k. bayer. Akademie d. Wissenschaften; * Eichstätt 14. IX. 1839; † Berchtesgaden 21. IX. — Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 447. 494 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 41 Beil. 2 (mit P); KL 23, 1338 (mit W). 24, 44; Chronik d. Univ. München 1901/2; Almanach d. k. b. Akad. d. Wissensch. 1901 (W); Sitzungsberichte d. k. b. Akad. d. Wissensch. Philos.-Philolog. u. Hist. Klasse 1902, 94 (J. Friedrich); Deutsche Juristen-ztg. 1901, 451 (v. Bechmann).

Siebenrogg, Johann Baptist, Tierarzt. — BZ 9, 256 (Deutsche tierärztl. Wochenschrift 9, 360: Rievel); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel).

Siebert, Max v., k. bayer. Geheimer Rat, Oberbaudirektor a. D. in München; * Neustadt a. d. Hardt 1829; † Weidenthal (Rheinpfalz) 23. (oder 24.?) VII. — Woche 3, 1344; Ill. Ztg. 117, 167; Deutsche Bauztg. 35, 376.

Sieg, Fried (Pseudon.), Journalist u. Dichter: s. Kaiser, Franz Siegfried.

***Siemens,** Georg v., Dr. jur., früher Direktor d. Deutschen Bank, Mitglied d. Deutschen Reichstags u. d. preuß. Abgeordnetenhauses (freisinnige Vereinig.); * Torgau 21. X. 1839; † Berlin 23. X. — BJ VI, 63; Woche 3, 1900. 1901. 1904 (P); Ill. Ztg. 117, 631 u. 1900 Nr. 2952 (mit P); Kürschners Preuß. Abg.-Haus 1894, 130 (mit P); BZ 9, 257. 10, 255 (Lotse 2 Heft 5; Nation 19 Nr. 4: Th. Barth; Zukunft 37, 195; Die Zeit 1901 Nr. 5: H. v. Gerlach; Bankarchiv 1901, 19: Riesser; Frankfurter Ztg. 1901 Nr. 296; Köln. Ztg. 1901 Nr. 834; Hamburger Correspondent 1901 Nr. 500; Voss. Ztg. 1901 Nr. 500; Deutsche Rundschau 1902 April u. Mai: R. Ehrenberg; etc.).

Sievers, Bernhard, Domvikar in Hildesheim, Verf. theolog. u. kunsthistor. Schriften; * Adlum b. Hildesheim 4. IX. 1860; † 1901? — Keiter, Kath. Literaturkalender 23, 1343 (mit W); 23, 1343 (mit W). 24, 44.

Siewerdt, Friedrich Adolf, Direktor der Maschinenfabrik Oerlikon; * Waldenburg (Sachsen) 11. X. 1837; † Oerlikon 7. VI. — BJ VI, 434.

Simon, Berthold, Kommerzienrat, Seniorchef d. Bankfirma Gebr. Veit & Cie in Berlin; † daselbst 5. IV. — Ill. Ztg. 116, 602.

Simon, Ida, verehel. Ahlers, Schauspielerin: s. Ahlers, Ida.

Simrock, Friedrich (Fritz) August, Musikverleger (Firma: N. Simrock) in Berlin; † Bonn 2. I. 1837; † Lausanne 20. VIII. — Woche 3, 1512. 1522 (P); Ill. Ztg. 117, 305; Gartenlaube 1901 Nr. 36 Beil. 2 (mit P); Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 6570; Pfau u. Rösch, Biograph. Lexikon d. Deutschen Buchhandels 347; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

Sina, Franz Gustav (Pseudon.: Bruno u. Al. Stanislaus), Lehrer in Wald (Rheinprov.), pädagog. u. geistlicher Schriftsteller; * Gräfrath 31. III. 1840; † 1901? — Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 219 (mit W); KL 23, 1347 (mit W). 24, 44.

Sinzig, Karl, ehem. Musikdirektor d. Cäcilienvereins in Wiesbaden; * Trier 9. V. 1831; † Koblenz 18. VI. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 141 (Lüstner, mit L).

Skorzewski-Radomice, Sigismund Michael Alexius 2. Graf, Fideikommißherr u. erbl. Mitglied d. preuß. Herrenhauses; † Komorze 19. IX. 1828; † Schloß Czerniejewo (Reg.-Bez. Bromberg) 6. X. — Woche 3, 1770; Ill. Ztg. 117, 523; Gräfl. Taschenbuch 1902, 819.

Smalakys, Jons, Rentier in Tilsit, früher Gutsbesitzer, Mitglied d. Deutschen Reichstags (wild, Lithauer); † Groß-Trumpeiten b. Rankehmen (Ostpreußen) 7. VI. 1835; † Tilsit 5. (oder 8?) V. — Woche 3, 870; Ill. Ztg. 116, 770; Kürschners Deutscher Reichstag 1898, 1 (mit P).

Solms-Braunfels, Albrecht Friedrich Ernst Bernhard Wilhelm Prinz zu, k. preuß. Major à la suite d. Armee; * Düsseldorf 10. II. 1841; † Wiesbaden 9. III. — Woche 3, 480; Goth. Hofkalender 1902, 201; BZ 8 (Nassovia 1901 Nr. 7: F. X. Himmelreich); Ill. Ztg. 116, 385.

Solms-Wildenfels, Heinrich Karl Graf zu, K. u. K. Oberst a. D.; * Wildenfels (Kgr. Sachsen) 29. VII. 1849; † Graz 17. XI. — Ill. Ztg. 117, 803; Goth. Hofkalender 1903, 208.

Sommer, Adam, Dr. med., Stadt- u. Spitalarzt in Eger; * 29. VI. 1847; † 17. I. — BZ 8, 269 (Prager Medizin. Wochenschrift 1901, 63); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Sondermann, Hermann, Porträt- u. Genremaler (bes. aus d. schwäb. u. westfäl. Bauernleben) in Düsseldorf; * Berlin 19. X. 1832; † Düsseldorf 2. IV. — Woche 3, 742 (P); Müller-Singer[3] 4, 308. 5, 278; D. geistige Deutschland 1, 662; Ill. Ztg. 116, 574; Gartenlaube 1901 Nr. 18 Beil. 2 (mit P); Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 105.

Spamer, Hugo, Verlagsbuchhändler in Berlin; † daselbst, 54 Jahre alt, 30. I. — Woche 3, 248; Ill. Ztg. 116, 191; KL 24, 44; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 961. 1353. 9263.

Spengler, Alexander, Dr. med., Mitbegründer d. Lungenheilstätte in Davos; * Mannheim (Baden) 20. III. 1827; † Davos-Platz 11. I. — Woche 3, 152. 216 (P); Ill. Ztg. 116, 191; Leopoldina 37, 40; BZ 8, 271 (Schweizer. Blätter f. Gesundheitspflege 1901, 64; Korrespondenzbl. f. Schweizer. Ärzte 1901, 192; Münchner Medizin. Wochenschrift 1901, 309: A. Wintermantel); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Spies, Wilhelm, Dr., Geheimer Rat, früher braunschw. Kultus- und Justizminister; †, im 72. Jahre, 23. XII. — Ill. Ztg. 118, 37.

***Spitta**, Otto Adalbert Ludwig, protest. Pfarrer a. D., Novellist; * Wechold (Prov. Hannover) 27. XI. 1845; † Hildesheim 27. V. — BZ VI, 230.

Spitzer, Moritz, Dr. med., Stadtphysikus, Bahn-, Schul- und Spitalarzt in Friedek (Schlesien); † daselbst, 62 Jahre alt, 26. I. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel, mit L).

Spitzer, Wilhelm, Dr. med., Badearzt in Karlsbad, medizin. Schriftsteller; * Nameszτó (Ungarn) 12. XI. 1865; † Breslau 9. III. — W. Spitzer, Üb. d. Darmwirkung d. Opiums. Diss. Breslau 1891 (Lebenslauf); Virchows Jahresberichte 36, 1, 394 (Pagel); BZ 11, 290 (Jahresbericht d. schles. Ges. f. vaterländ. Kultur 1902 Nekrolog 12).

***Splieth**, Andreas Hermann Wilhelm, Dr. phil., erster Kustos am Museum vaterländ. Altertümer in Kiel; * Itzehoe 10. X. 1862; † Meran 10. II. — BJ VI, 133; Leopoldina 37, 63.

Spyri, Johanna, geb. Heusser, Volks- u. Jugendschriftstellerin u. Dichterin; * Hirzel (Kant. Zürich) 12. VI. 1829; † Zürich 7. VII. — Ill. Ztg. 117, 115. 146 (mit P); Woche 3, 1267 (P); Gartenlaube 1901 Nr. 30 Beil. 2 (mit P); KL 23, 1366 (mit W). 24, 44; Hinrichsen[2], 1255 (mit W); Pataky, Lexikon Deutscher Frauen d. Feder 2, 317 (mit W); Brümmer[5] 4, 114 (mit W); BZ 9, 262. 10, 286. 11, 290 (Blätter f. Bücherfreunde 1, 106; Die Musik 1902, 765; H. Bélart, Rich. Wagner u. J. Spyri; D. alte Glaube 4 Nr. 138: L. Oehler).

St. Galli, Elisabeth (Pseudon.), Schriftstellerin: s. Marr, Elisabeth.

***Stäbli**, Adolf, Landschaftsmaler in München; * Winterthur 31. V. 1842; † München 21. IX. — BJ VI, 111; Müller-Singer[3] 4, 325. 5, 279; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 105; BZ 10, 261 (Gesellschaft 1902, I, 35: W. Weigand; D. Schweiz 1902, 137: W. Siegfried, mit Illustr.); D. geistige Deutschland 1, 666.

Stadion-Stadion-Thannhausen, Emmerich Simon Damian Joseph Graf v., Fideikommißherr, erbl. Reichrat d. Krone Bayern, Schriftsteller u. Dichter; * Bellatincz 17. II. 1838; † Wien 3. VIII. — Woche 3, 1386. 1479 (P); Ill. Ztg. 117, 203; KL 23, 1367 (W). 24, 44; Hinrichsen[2]

1257 (mit W); Brümmer[5] 4, 115 (mit W); Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaisert. Österreich 37, 26 (mit W u. L); Goth. Hofkalender 1901, 208. 1902, 210.

Stahl, Francis, dramat. Schriftsteller in Berlin; * Tilsit 22. IV. 1844; † Berlin 7. III. — Woche 3, 480; KL 23, 1368 (mit W). 24, 44.

***Stamford,** Karl Wilhelm David v., k. preuß. Major a. D., Vorsitzender d. Vereins f. hess. Geschichte u. Landeskunde, hess. Geschichtsforscher; * Allendorf a. W. 10. II. 1827; † Kassel 16. V. — BJ VI, 340; Woche 3, 914; Ill. Ztg. 116, 809; BZ 9, 262 (Mitteilungen d. oberhess. Geschichtsvereins N. F. 11, 73: Eisentraut).

Stanislaus, Al. (Pseudon.), Jugendschriftsteller: s. Sina, Franz Gustav.

Stauffenberg, Franz Freiherr Schenk v.: s. Schenk v. Stauffenberg.

Steger, Paul, Kommerzienrat, Inhaber d. Spitzen- u. Stickereifabrik Klemm & Steger zu Plauen (Vogtl.), langjähr. Vorsitzender d. Zentralverbandes d. Stickerei-Industrie; † Plauen, im 57. Jahre, 27. III. — Ill. Ztg. 116, 509.

Steiger, Ludwig, Dr., Prof. f. Harmonielehre am Nationalkonservatorium d. Musik in Budapest; † daselbst, 39 Jahre alt, 14. IX. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Steinberg, Albert, Musikkritiker, Wagnerianer; † Neuyork im April. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Steinbrügge, Hermann, Dr. med., außerordentl. Professor d. Ohrenheilkunde an d. Univ. Gießen; * Hamburg 25. VII. 1831; † Gießen 22. VIII. — Woche 3, 1512; Ill. Ztg. 117, 305; Leopoldina 37, 87 (mit W); KL 24, 44; Pagel 1644; BZ 9, 263 (Ztschr. f. Ohrenheilkunde 40, 115: O. Körner; Deutsche Medizin. Wochenschrift 1901, 624: A. Hartmann); Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

***Steiner,** August Friedrich, Professor d. Ingenieurwissenschaften an d. Deutschen techn. Hochschule in Prag; * Linz 3. IX. 1849; † Prag 9. VIII. — BJ VI, 371; Geograph. Jahrbuch 24, 390 (W. Wolkenhauer, mit W u. L); Deutsche Bauztg. 35, 112 (Fr. E.); Woche 3, 1470; Ill. Ztg. 117, 285; Leopoldina 37, 96; KL 23, 1380 (W). 24, 40; BZ 10, 262. 11, 292 (Deutsche Arbeit in Böhmen 1902, 315: F. Stark, mit P; Techn. Blätter 1902, 136 mit P).

Steinmann, Georg v., K. preuß. Wirkl. Geheimer Rat, früher Oberpräsident d. Provinz Schleswig-Holstein; * Baumgarten (Kr. Ohlau) 1830; † Lübeck 4. VI. — Woche 3, 1042. 1163 (P); Ill. Ztg. 116, 923.

Steinmeyer, G. Fr., K. bayr. Kommerzienrat, Begründer d. Orgel- u. Harmoniumfabrik G. F. Steinmeyer in Oettingen am Ries; * Walzheim (Württemberg) 1819; † Oettingen 22. II. — Woche 3, 392; Ill. Ztg. 116, 385.

Stellwaag, August, Dr. phil., Professor der Agrikulturchemie an d. k. Landwirtschaftl. Akademie zu Weihenstephan b. Freising; * Ansbach 22. I. 1856; † Weihenstephan 13. IX. — Ill. Ztg. 117, 447; KL 24, 44; A. Stellwaag, Zusammensetzung d. Futtermittelfette. Diss. Leipzig 1889 (Lebenslauf).

Stelzner, Oskar Wilhelm, Dr. med., k. sächs. Geheimer Medizinalrat, Oberarzt u Vorstand der chirurg. Abteilung im Stadtkrankenhaus zu Dresden, ordentl. Mitglied des sächs. Landes-Medizinalkollegiums; * Dresden 13. II. 1839; † Langebrück b. Dresden 15. X. — Ill. Ztg. 117, 595: Leopoldina 37, 112; Pagel 1647; Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

Sterk, Andreas Maria, Monsignore, Bischof v. Triest; * Volosca 28. XI. 1827; † Triest 17. IX. — Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 447; Schäfler, Handlexikon d. kathol. Theologie 4, 487.

***Stöckel,** Karl Moritz, k. preuß. Ökonomierat, Generalsekretär des landwirtschaftl. Zentralverbandes f. Litauen; * Leipzig 15. VI. 1834; † Insterburg 31. I. — BJ VI, 418; BZ 8, 275 (Deutsche landwirtschaftl. Presse 1901 Nr. 17, mit P).

Stocker, Wilhelm, Schuldirektor in Pforzheim; † 20. II. — Ztschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins 56, 377 (Frankhauser, L: E. Unser in Südwestd. Schulbl. 18, 108).

Stöckhardt, Geh. Oberregierungsrat, früher vortragender Rat f. Bauwesen im preuß. Ministerium d. Innern; † Berlin 29. I. — Ill. Ztg. 116, 191.

Stöhr, Hugo, Dr. med., k. bayr. Hofrat u. Brunnenarzt in Kissingen, mecklenburgschwerin. Geheimer Hofrat, Frauenarzt; * 1830; † Kissingen 14. I. — Ill. Ztg. 116, 634; Zwickh, Schematismus d. Zivil- und Militärärzte im Königr. Bayern 1900, 71.

Stolberg-Wernigerode, Walpurgis Anna Emma Prinzessin zu, Tochter d. Fürsten Christian Ernst; * Potsdam I. V. 1895; † Wernigerode 23. II. — Goth. Hofkalender 1901, 210. 1902, 213.

Stolp, Hermann, Dr. phil., Schriftsteller, Begründer u. langj. Redakteur d. „Deutschen Gemeindeztg.“; * Nauen 13. I. 1829; † Westend-Berlin 5. VI. — Ill. Ztg. 116, 923; KL 23, 1399 (W). 24, 44.

Stösser, Franz Ludwig v., Dr., großh. bad. Wirkl. Geheimer Rat, Präsident d. bad. Oberkirchenrats, früher bad. Minister d. Innern; * Heidelberg 1824; † Freiburg i. Br. 26. II. — Woche 3, 436; Ill. Ztg. 116, 349; Ztschr. f. die Geschichte des Oberrheins 56, 377 (Frankhauser, L: Frankfurter Ztg. 1901 Nr. 63 Morgenbl.; Karlsruher Ztg. 1901 Nr. 209).

Stumm-Halberg, Karl Ferdinand Freiherr v., k. preuß. Geh. Kommerzienrat u. Major a. D., Eisenhütten- u. Rittergutsbesitzer, Mitglied d. preuß. Staatsrats, preuß. Herrenhauses u. Deutschen Reichstags (Deutsche Reichspartei); * Saarbrücken 30. III. 1836; † Halberg 8. III. — Woche 3, 480. 482. 488 (P); Ill. Ztg. 116, 385. 390. 391 (P. Dehn, mit P), ferner 1901 Nr. 3015 Beilage: Stumm-Nummer; Freiherrliches Taschenbuch 1903, 779; BZ 8, 277 (Zukunft 34, 487; Lotse 1, Heft 25; Kritik d. öffentl. Lebens 16, 241).

Sulzberger, Max, langj. Redakteur f. auswärtige Politik u. Kunstreferent d. Ztg. »*Étoile belge*« in Brüssel; * Goch (Rheinprov.) 1829; † Brüssel 17. I. — Ill. Ztg. 116, 119; KL 24, 45: Gubernatis, *Dictionnaire international des écrivains du jour* 3, 1815 (mit W).

Sureck, Georg, Stadtkapellmeister in Ohlau (Schlesien); * daselbst, 45 Jahre alt, 12. VII. — Monatshefte für Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

***Sürth,** Franz, Eisenbahndirektor in Dortmund; * Mühlheim a. Ruhr 1836; † im April. — BJ VI, 371.

Susemihl, Friedrich Franz Karl Ernst, Dr. phil., k. preuß. Geheimer Regierungsrat, ordentl. Professor d. klass. Philologie an d. Universität Greifswald; * Laage (Mecklenburg-Schwerin) 10. XII. 1826; † Florenz 30. IV. — KL 23, 1415 (W). 24, 45; Eckstein, Nomenclator philologorum 557; Pökel, Philolog. Schriftstellerlexikon 269 (mit W); Allgem. Ztg. 1901 Beil. 103; Woche 3, 828 (P); Hinrichsen[2] 1293 (mit W); Chronik d. Univers. Greifswald 15 (1900-1), S. 7 (A. Gercke).

***Sutermeister,** Otto, außerordentl. Professor f. deutsche Sprache u. Literatur an der Univ. Bern, Germanist u. Pädagog, auch Dichter; * Degerfelden (Kant. Aargau) 27. IX. 1832; † Aarau 17. VIII. — BJ VI, 114; KL 23, 1415 (mit W). 24, 45: Brümmer[5] 4, 180, 471 (mit W); Hinrichsen[2] 1294 (mit W).

***Swoboda,** Albin, k. sächs. Hofschauspieler (Spieltenor u. Charakterspieler); * Neustrelitz 13. XI. 1836; † Oberlößnitz bei Dresden 4. VIII. — BJ VI, 200; Woche 3, 1386 (P); Ill. Ztg. 117, 239; Bühne u. Welt 3, 2, 1012; Gartenlaube 1901 Nr. 34 Beil. 2 (mit P); Flüggen, Biographisches Bühnenlexikon 1, 303; Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 1020; BZ 9, 49. 10, 266 (Heimgarten 26, 31: Lecher, Anzengruber u. s. erster Wurzelsepp [A. Swoboda]; Deutsche Thalia 1902: A. Winds); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Tannert, Gustav Adolf, Rechtsanwalt und Notar in Leipzig, Mitbegründer d. Leipziger Turnvereins, verdient um d. turnerischen Interessen; * daselbst 1840; † ebenda 25. VII. — Ill. Ztg. 117, 167.

Taubert, Franz, k. preuß. Generalmajor a. D., Ingenieur, zuletzt Kommandeur d. 3. Eisenbahnregiments; † Rathenow im Februar. — Ill. Ztg. 117, 227.

Telck, Albert, Bühnentenorist; * Hermannstadt (Siebenbürgen) 1835; † Jena 4. XI. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Teller, Martin Willy (Pseudon.: Max Trudjen), Schriftsteller u. Dichter in Kiel; * Frankfurt a. M. 18. XI. 1870; † 1901? — KL 23, 1423 (mit W). 24, 45.

Tempsky, Benno v., Kapellmeister am Hoftheater zu Detmold u. am Stadttheater zu Osnabrück; † Berlin im Mai. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Tenne, Karl August, Dr. phil., Professor, Privatdozent f. Mineralogie an d. Univ. Berlin u. Kustos am Museum f. Naturkunde daselbst; * Hildesheim 15. X. 1853; † Nauheim 9. VII. — Leopoldina 37, 71. 96; Chronik d. Univ. Berlin 15 (1901), 9.

***Tenner,** Eduard, Landschaftsmaler, Professor an d. Akademie d. bildenden Künste in Karlsruhe; * Zweibrücken 24. IV. 1830; † Karlsruhe 3. IV. — BJ VI, 184; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 105.

Terletzki, August, Orgelbaumeister in Elbing; † daselbst im April. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Terschak, Adolf, Professor, Flötenvirtuos u. Komponist; * Hermannstadt (Siebenbürgen) 6. IV. 1832; † Breslau 3. X. — Ill. Ztg. 117, 523; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L); Riemann[5] 1126; Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* 2, 569.

Teuber, Karl Oskar, k. k. Regierungsrat, Redakteur d. »Kais. Wiener Ztg. u. Wiener Abendpost«, Theaterhistoriker, auch selbst dramat. Dichter; * Weckersdorf b. Braunau (Böhmen) 11. XII. 1852; † Dornbach b. Wien 16. VI. — Ill. Ztg. 116, 1005; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L); KL 23, 1427 (W). 24, 45;

Brümmer[5] 4, 198 (mit W). 474; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 44, 48; BZ 10, 269 (Deutsche Thalia 1902: J. Zeidler).

*Thiel, Bernhard August, Bischof v. San José de Costarica, Mitgl. d. Lazaristenordens, verdient um d. Erforschung Mittelamerikas u. Kenner d. Indianersprachen; * Elberfeld 1. IV. 1850; † San José de Costarica 9. IX. — BJ VI, 322; Geograph. Jahrbuch 74, 391 (W. Wolkenhauer, mit W u. L); Ill. Ztg. 117, 599 (E. H. mit P).

Thielen, Georg, Architekt in Hamburg; † im Februar. — Deutsche Bauztg. 35, 112.

***Thoma**, Frau Cella, Gattin d. Malers Hans Thoma; * München 14. IV. 1858; † Konstanz 23. XI. — BJ VI, 118; Ill. Ztg. 117, 849.

Thon, Sixtus Armin, stellvertretender Direktor d. v. Goethe begründeten Freien Zeichenschule in Weimar, Maler und Radierer; * Eisenach 10. XI. 1817; † Weimar 26. IX. — Woche 3, 1728; Ill. Ztg. 117, 523. 727; Gartenlaube 1901 Nr. 42 Beil. 2 (mit P); Müller-Singer[3] 4, 411.

Thudichum, Ludwig Johann Wilhelm, Dr. med., *Fellow of the R. College of Physicians* in London, Hygieniker, früher Professor f. Chemie u. Medizin an verschiedenen Schulen daselbst, 1864—83 vom *Privy Council* mit hygien. Untersuchungen betraut, Verfasser chem.-medizin. Schriften; * Büdingen (Oberhessen) 1829; † London 7. IX. — Ill. Ztg. 117, 447; Leopoldina 37, 112; Hirsch, Biograph. Lexikon der hervorragenden Ärzte 5, 673 (mit W); Pagel 1710; Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

Thun, Rudolf, Dr. phil., Professor, früher Direktor d. Realschule in Reichenbach (Vogtl.), Verfasser verschiedener engl. u. französ. Sprachbücher; * Elberfeld 17. IV. 1823; † Reichenbach (Vogtl.) 5. XII. — Ill. Ztg. 117, 895; KL 24, 45.

Thurn und Taxis, Maria Helene Sophie Isaura Prinzessin v., Witwe v. Wolfgang Grafen Kinsky v. Wchinitz u. Tettau, k. u. k. Palastdame u. Sternkreuzordensdame; * Saros-Patak 16. V. 1836; † Wien 13. XI. — Goth. Hofkalender 1902, 224. 1903, 224.

Tiemann, F., Konservator d. Zoolog. Museums in Berlin. — Leopoldina 37, 71.

Tietz, Hermann, Professor, Hofpianist, Direktor d. Konservatoriums der Musik in Gotha; * Driesen 8. III. 1844; † Gotha 8. IV. — Woche 3, 698; Ill. Ztg. 116, 602; Riemann[5] 1138; Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* II, 579; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Toeche, Ernst, Dr. phil., Verlagsbuchhändler in Berlin (Firma: E. S. Mittler & Sohn), auch Historiker; * Berlin 24 III. 1844; † Berlin 3. V. — Pfau u. Rösch, Biogr. Lexikon d. deutschen Buchhandels 265; Deutsche Bauztg. 35, 236; Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel 1901.

***Tomaschek**, Wilhelm, Dr. phil., ordentl. Prof. d. hist. Geographie a. d. Universität Wien; * Olmütz (Mähren) 26. V. 1841; † Wien 9. IX. — BJ VI, 327; Woche 3, 1398; Globus 80, 246 u. Geograph. Jahrbuch 24, 392 (W. Wolkenhauer, mit W u. L); Ill. Ztg. 117, 411; Leopoldina 37, 88; KL 24, 44; BZ 9, 274. 10, 272 (Mitteilungen d. anthropolog. Gesellschaft in Wien 31, 345: R. Sieger; Allg. Ztg. 1901 Beil. 227: S. Günther; Mitteilungen der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien 1902, 3: M. Bittner; Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik 1902, 232 mit P; Vierteljahrshefte f. d. geograph. Unterricht 1902, 182: R. Sieger); Oriental. Bibliographie 15, 16. 16, 17 (Scherman: L).

Tonelli, Luigi, Professor d. italien. Sprache u. Literatur an der Handelsschule u. der Deutschen Techn. Hochschule in Prag; † Wien, im 73. Jahre, 31. III. — Allgem. Ztg. 1901 Beil. 77 S. 8.

Tornauer, Heinrich, k. Kammermusiker a. D. in Berlin; * Potsdam 22. IV. 1817; † Charlottenburg 29. III. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

***Träger**, Eugen, Dr. phil., Sekretär d. Handelskammer in Offenbach a. M., Halligforscher; * Grunau 12. IV. 1855; † Offenbach a. M. 12. IX. — BJ VI, 321; Geographisches Jahrbuch 24, 393 (Wolkenhauer, mit W u. L); KL 23, 1442 (W). 24, 45; BZ 10, 273 (Die Heimat 1902, 49 mit P).

Treichel, Alexander, Rittergutsbesitzer auf Hoch-Paleschken b. Altkischar (westpreuß. Kreis Berent), Folklorist auf dem Gebiete westpreuß. Volkskunde; † Hoch-Paleschken 4. VIII. — Ill. Ztg. 117, 239; Globus 80, 162 (F. Tetzner).

Treskow, Otto v., Rittergutsbesitzer auf Radojewo b. Posen, Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (konservativ); † Radojewo, 70 Jahre alt, 8. X. — Ill. Ztg. 117, 559.

Trinius, Wilhelm, interessiert f. Literatur u. Kunst, Freund Gustav Freytags, Fritz Reuters u. a.; † Wiesbaden Anfang Febr. — Gartenlaube 1901 Nr. 9 Beil. 2 (mit P).

***Tröltsch**, Gustav Adolf Eugen Freih. v., k. württemberg. Major a. D., Anthropolog u. Geograph; * Ulm 28. IV. 1828; † Stuttgart 29. VI. — BJ VI, 146; Ill. Ztg. 117, 57; Globus 80, 84; KZ 24, 44; Freiherrl.

Taschenbuch 1901, 797. 1903, 814; BZ 9, 276 (Naturwissenschaftl. Rundschau 1901, 426: K. Lampert).

Trost, Wilhelm, Maler, Senior der Nürnberger Künstler; † Nürnberg, im 89. Jahre, 14. V. — Woche 3, 914.

Trudjen, Max (Pseudon.), Schriftsteller: s. Teller, M. W.

Tullinger, Moritz, Opernbariton am Stadttheater in Straßburg i. E.; * Wien 1867; † Lussinpiccolo 26. II. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L); Eisenberg, Großes biograph. Lexikon d. Deutschen Bühne 1053.

Tueshaus, Josef, Bildhauer: * Münster i. W. 7. VII. 1851; † Düsseldorf 21. (23.?) X. — Woche 3, 1900; Ill. Ztg. 117, 631; Müller-Singer³ 5, 280.

Ude, Ernst, Dr. jur., Amtsrichter zu Vorsfelde (Braunschweig), jurist. u. belletrist. Schriftsteller, insbes. Verfasser humorist. Dialekterzählungen; † Vorsfelde 22. IX. — Ill. Ztg. 117, 490; KL 24, 45.

***Uhlhorn,** Johann Gerhard Wilhelm, Dr. theol., Oberkonsistorialrat, Abt d. Klosters Loccum in Hannover, protest. Theolog; * Osnabrück 17. II. 1826; † Hannover 15. XII. — BJ VI, 286: Woche 3, 2204: Ill. Ztg. 117, 975; Schaff & Jackson, *Encyclopaedia of living divines* 224 (mit W); KL 24, 45; Theolog. Jahresbericht 21, 1251 (Nestle, mit W u. L); Perthes, Handlexikon f. evangel. Theologen 3, 560 (mit W u. L: Protestant. Kirchenztg. 1878, 647); BZ 10, 277. 11, 309 (Bausteine, Monatsbl. f. innere Mission 1902, 5; Allgemeine evangel.-luth. Kirchenztg. 1902 Nr. 2: Bückmann u. Nr. 7, 8; Deutsches Protestantenblatt 1902 Nr. 2: O. Veeck; Kirchl. Gegenwart 1902 Nr. 8: Grethen; Der alte Glaube 1902 Nr. 14; Die Zeit 1902 Nr. 29: v. Hanffstengel; Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1902, 1: A. Köcher, mit P).

***Ullmann,** Dominik, Dr. jur., k. k. Hofrat, ordentl. Professor f. Zivilprozeß, Handels- u. Wechselrecht an d. Universität Prag u. Dozent f. Handels- u. Wechselrecht und Buchhaltung an d. Deutschen Technischen Hochschule daselbst: * Schönberg (Mähren) 25. VII. 1835; † Prag 5. VI. — BJ VI, 302.

Urban, Heinrich, Professor, Musikschriftsteller u. Komponist, Kunstreferent der »Voss. Ztg.«, früher Violinvirtuos; * Berlin 27. VIII. 1837; † ebenda 24. XI. — Woche 3, 2072; Ill. Ztg. 117, 849; KL 24, 45; Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* II, 594; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 142 (Lüstner, mit L).

Veesenmeyer, Gustav, Dr. med., Professor, früher Arzt in Kasan, seit 1853 Prof. an d. Oberrealschule in Ulm, seit 1865 Stadtbibliothekar daselbst; * Ulm 14. X. 1814; † ebenda 22. X. — Woche 3, 1900; Zentralblatt f. Bibliothekswesen 18, 568; Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

Veit, Eduard, Geh. Kommerzienrat, früheres Mitglied d. Ältestenkollegiums u. d. Zentralausschusses der Reichsbank; † Berlin, 76 Jahre alt, 7. VI. — Woche 3, 1042.

Vera, Franz (Pseudon.): Schriftsteller: s. Marx, Clara.

Victoria, verwitwete Kaiserin und Königin Friedrich, geb. kgl. Prinzessin v. Großbritannien u. Irland; * London 21. XI. 1840; † Schloß Friedrichshof b. Kronberg 5. VIII. — Hofkalender 1902, 26; Hohenzollernjahrbuch 5 (mit P); Georgs Schlagwort-Katalog 4, 464 (L); BZ 9, 114. 10, 117. 11, 133 (L); Ill. Ztg. 117, 201. 204 (A. O. Klaußmann). 243 (Totenfeier), mit zahlr. Illustr.

Vierling, Georg, Dr. phil., Professor, k. preuß. Musikdirektor, Mitglied d. Senats d. k. Akademie d. Künste in Berlin, Leiter des dortigen Bachvereins, Komponist; * Frankenthal (Rheinpfalz) 5. XI. 1820; † Wiesbaden 3. VI. — Woche 3, 1000 (P); Ill. Ztg. 116, 923; Gartenlaube 1901 Nr. 25 Beil. 2 (mit P); Riemann⁵ 1193; Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* II, 623; BZ 8, 295 (Signale f. d. musik. Welt 1901 Nr. 40: Steuer); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Vierthaler, August, Professor f. Chemie u. Warenkunde an d. k. k. Handels- u. Naut. Akademie in Triest, Präsident d. *Società Adriatica di Scienze naturali,* Naturforscher; * Wien 18. I. 1838; † Triest 20. II. — Leopoldina 37, 63; Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaisert. Österreich 50, 276 (mit W); Poggendorff 3, 1390 (mit W).

***Villinger,** Anselm, Benediktiner, Abt von Engelberg (Schweiz); * unweit d. Kapelle auf d. Allweg in Kant. Nidwalden 11. II. 1825; † Engelberg 14. I. — BJ VI, 143.

Vincent (eigentlich Winzenhörlein), Heinrich Josef, früher Tenorist, Komponist u. Musikschriftsteller; * Theilheim b. Würzburg 23. II. 1819; † Wien 19. V. — Ill. Ztg. 116, 880; Riemann⁵ 1196; Monatsh. f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Vogel, Ernst, Dr. phil., Photochemiker, Hrsgbr. der »Photograph. Mitteilungen«; * Berlin 23. VII. 1866: † Grunewald bei Berlin 28. VIII. — Ill. Ztg. 117, 339; Leopoldina 37, 88; Photograph. Zentralblatt 7, 401; Allg. Photographenzeitung 1901/2, 264.

Vogel, Friedrich, Kommerzienrat, Großindustrieller, langjähr. Präsident d. Handelskammer in Leoben, Mitglied d. steiermärk. Landtags; † Mitterdorf (Steiermark) 4. VII. — Ill. Ztg. 117, 239.

***Vogt,** Gustav, Dr. jur., ordentl. Professor d. Staatsrechts an d. Univ. Zürich, Hauptredakt. d. »Neuen Zürcher Ztg.«; * Gießen 14. VI. 1829; † Zürich 12. XI. — BJ VI, 123; Woche 3, 2030 (mit P); BZ 10, 284 (Ztschr. f. schweizer Statistik 1902, 199: Kummer, mit P).

***Volkmer,** Ottomar v., k. k. Hofrat u. Oberst d. R., Direktor d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei in Wien, Präsident d. Photogr. Gesellschaft u. des wissenschaftl. Vereins »Skioptikon«, Vizepräsident des Elektrotechn. Vereins daselbst usw.; * Linz 7. V. 1839; † Wien 20. I. — BJ VI, 324; Ill. Ztg. 116, 236 (mit P); Geograph. Jahrbuch 24, 394 (Wolkenhauer, mit W u. L).

Volz, Wilhelm, Maler in München; * Karlsruhe 8. XII. 1855; † München 7. VII. — Müller-Singer[3] 5, 34. 281; BZ 10, 285 (Kunst f. Alle 1902, 411, mit Illustr.; Kunst u. Handwerk 1902, 93: G. Habich, m. Illustr.).

Wachstein, Emanuel Max Ritter v., Bildhauer: s. Max, Em. Ritter v.

Wächter, Hermann, Geh. Kommerzienrat, stellvertret. Vorsteher d. Stettiner Kaufmannschaft; † Stettin 27. XII. — Ill. Ztg. 118, 63.

Wackarz, Leopold, Dr., Generalabt des Zisterzienser-Stiftes Hohenfurth (Böhmen); † 91 Jahre alt, 13. XII. — Woche 3, 2204.

Wagner, Eduard, großherzogl. heß. Regierungsbaumeister in Darmstadt, Architekt; * Stuttgart 9. II. 1867; † Gardone Riviera 5. II. — Deutsche Bauztg. 35, 103.

Wagner, Karl, Mitglied d. Kölner Männer-Gesangvereins; † Wien 14. IV. — Woche 3, 698.

Wahl, Christian, früher Vizekonsul d. Vereinigten Staaten v. Nordamerika in Berlin; † Milwaukee 21. X. — Woche 3, 1942.

Wahlberg, Wilhelm Emil, Dr. jur., k. k. Hofrat, Mitglied d. Staatsgerichtshofes in Wien, früher Professor f. Strafrecht an d. Univ. Berlin; * Prag 4. VII. 1824; † Wien 31. I. — Woche 3, 248; Ill. Ztg. 116, 191; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 52, 133 (mit W u. L); Ztschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft 23, 646 (Tschubinsky); BZ 11, 319 (Blätter für Gefängniskunde 1901, 520: Lammasch).

Wahnschaffe, Schauspieler: s. Wander, George.

Waldemar, H. (Pseudon.), Dichterin: s. Louran, Hermine.

Walden, Alexander, Opernsänger; † Forst (Lausitz) 28. I. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Waldow, B., Romanschriftstellerin: s. Bloch, Bianca.

Waldsee, Hugo von (Pseudon.), Schriftsteller u. Dichter: s. Schubert, Hugo.

***Wallner,** Agnes, geb. Kretschmar, Witwe d. Begründers d. Wallnertheaters in Berlin, Schauspielerin; * Leipzig 22. XII. 1824; † Berlin 23. IX. — BJ VI, 181; Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 490; Bühne u. Welt 4, 1, 84; Gartenlaube 1901 Nr. 41 Beil. 2 (mit P); Eisenberg, Großes biographisches Lexikon d. Deutschen Bühne 1088; A. Wallner, Lebenserinnerungen. Hrsg. v. H. Blum (Berlin 1899).

Wallwitz, Georg Friedrich Graf v., Herr auf Borthen u. Schmorkau (Kreis Meißen), k. sächs. Kammerherr; * 8. IV. 1807; † Dresden 4. V. — Ill. Ztg. 116, 771; Gräfl. Taschenbuch 1904, 932.

***Walter,** Benno, k. bayr. Professor, erster Konzertmeister d. Münchener Hofkapelle, Lehrer an d. k. Musikschule daselbst, Violinvirtuos; * München 17. VI. 1847; † daselbst 23. X. — BJ VI, 407; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Walter, Wilhelmine (Minna), verehel. v. Pfeiffer-Weißenegg, Opernsängerin, Tochter d. Kammersängers Gustav W; * 20. IX. 1863; † Gut Ottensheim b. Linz 25. VIII. — Eisenberg, Großes biograph. Lexikon der Deutschen Bühne 1093; Monatshefte für Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Walther, Oskar, Lustspieldichter u. Operettenlibrettist, auch Dramaturg; * Regensburg 15. VII. 1851; † Unterwessen (Oberbayern) 7. V. — Ill. Ztg. 116, 771.

Wander, George (Wahnschaffe), Schauspieler (Charakterrollen), Mitglied d. Berliner Schillertheaters; * Hamburg 7. III. 1854; † Berlin 21. III. — Woche 3, 566; Flüggen, Biograph. Bühnenlexikon 1, 320.

Watter, Karl Freiherr v., k. württemberg. Generalleutnant; † Stuttgart, 67 Jahre alt, 9. III. — Woche 3, 480; Ill Ztg. 116, 475.

Weber, Verleger u. Redakteur d. »Kasseler Allgem. Ztg.«; † im August. — KL 24, 45.

***Weber,** Albrecht Friedrich, Dr. phil., ordentl. Professor d. altind. Sprache und Literatur an d. Univ. Berlin, Mitglied d. Akademie d. Wissenschaften daselbst, Sanskritist; * Breslau 17. II. 1825; † Berlin 30. XI. — BJ VI, 346; Woche 3, 2116 (mit P); Ill. Ztg. 117, 849. 899 (mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 50 Beil. 2 (mit P); KL 24, 45; Allgem. Ztg 1901 Beil. 297—298 (E. Strohal); Oriental. Bibliographie 15, 17. 16, 17 (L. Scherman: L).

Weber, Johanna, geb. Pabst; * Darmstadt

1836; † Kansas City im Juni. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Weber, Konstantin Otto, Komponist, Organist u. Chordirigent in Neu-Orleans; † daselbst im November. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 134 (Lüstner, mit L).

***Weber,** Frau Mathilde, geb. Walz, Frauenrechtlerin u. Philanthropin; * Schweizerhof b. Ellwangen (Württemberg) 16. VIII. 1829; † Tübingen 22. VI. — BJ VI, 168; Woche 3, 1128; Ill. Ztg. 117, 22 (A. v. W., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 27 Beil. 2 (mit P); KL 23, 1510 (W). 24, 45; Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder 2, 413 (mit W); BZ 9, 291 (Zentralbl. d. Bundes deutscher Frauenvereine 1901, 57; Die Frauenbewegung 7, 106; Cl. Elben); Brümmer[5] 4, 290 (mit W).

***Wechssler,** Edward, Dichter in Stuttgart; † Ulm a. D. 27. IV. 1839; † Stuttgart 18. XI. — BJ VI, 171; Ill. Ztg. 117, 849; KL 23, 1511 (W). 24, 45; Brümmer[5] 4, 293. 494 (mit W).

Wehner, August, Seminarlehrer in Bunzlau, pädagog. Schriftsteller, * Braunau 28. III. 1843; † 1901 (?). — KL 23, 1515 (W). 24, 45.

Wehr, Oskar, Rittergutsbesitzer auf Kensau (Kreis Konitz), früher Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (nationallib.); * Kensau 17. II. 1837; † ebenda 27. XI. — Woche 3, 1728; Ill. Ztg. 117, 523.

***Weichert,** Max, Geh. Justizrat u. 1. Staatsanwalt in Berlin, Major d. Landwehr a. D., * Breslau 13. III. 1825; † Berlin 8. IX. — BJ VI, 311.

Weidner, Friedrich, Dr. med., Sanitätsrat, Badearzt in Friedrichsroda; * Gotha 15. III. 1845; † Friedrichsroda 4. III. — Ill. Ztg. 116, 431; Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

Weidt, Heinrich, großherzogl. hess. Hofkapellmeister, Komponist v. Opern, Operetten, Männerchören u. Liedern, * Koburg 1828; † Graz 26. IX. — Ill. Ztg. 117, 447; Riemann[5] 1237; Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* II, 666; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Weigel, Ferdinand Joseph, Dr. jur., Kaiserl. Rat, Advokat in Krakau, Mitglied d. Abgeordnetenhauses u. österreich. Reichsrats (Polenklub) u. galizischen Landtags; * Krakau 31. XII. 1828 (als Sohn eines deutschen Regierungsrats); † Lemberg 28. VI. — Ill. Ztg. 117, 57; Kürschner, Abgeordnetenhaus d. Reichsrats 1891, 125 (mit P); Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 53, 277.

Weiglin, Emil, großherzogl. mecklenburg. Konzertmeister in Neustrelitz; * Berlin 17. I. 1841; † Neustrelitz 13. XI. — Ill. Ztg. 117, 849; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Weinberg, Julian, Dr. med., Senior d. Ärzte in Warschau; † daselbst im März. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

***Weinhart,** Benedikt, Dr. theol., erzbischöfl. Geistl. Rat, früher Professor f. Dogmatik am Lyzeum in Freising; * Kempten 19. III. 1818; † 3. III. — BJ VI, 144.

***Weinhold,** Karl, Dr. phil. et jur., k. preuß. Geheimer Regierungsrat, ordentl. Professor f. deutsche Sprache u. Literatur an der Univ. Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst; * Reichenbach (Schlesien) 26. X. 1823; † Bad Nauheim 15. VIII. — BJ VI, 47; Chronik d. Univ. Berlin 15 (1901), 6; KL 23, 1519 (W). 24, 45; Hinrichsen[2] 1371 (mit W); Kukula, Bibliograph. Jahrbuch d. deutschen Hochschulen 989. Erg.-Heft 1, 259 (W); Woche 3, 1471. 1550 (P); Ill. Ztg. 117, 305. 319 (R. B., mit P); Gartenlaube 1901 Nr. 36 Beil. 2 (mit P); Globus 80, 162; Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 11, 353 (M. Roediger, mit W u. P); Abhandlungen d. Akademie d. Wissenschaften in Berlin 1902, 1 (Erich Schmidt); BZ 9, 292. 10, 289. 11, 323 (Schweizer. Archiv f. Volkskunde 1901, 252: Ed. Hoffmann-Krayer; Mitteilungen d. anthropolog. Gesellschaft in Wien 1901, 297: M. Eysn; Ztschr. d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 36, 429: C. Grünhagen; Ztschr. f. deutsche Philologie 34, 137: F. Vogt; Ztschr. des Vereins f. österreich. Volkskunde 8, 201: Haberlandt); Jahresbericht über d. Fortschritte d. german. Philologie 23 (1901), 5. 24 (1902), 9 (L).

***Weinholz,** Heinrich Albert, Dichter und Schriftsteller; * Berlin 21. VII. 1822; † Bonn 28. III. — BJ VI, 256; KL 23, 1520 (mit W). 24, 45.

Weisbach, Julius Albin, Dr. phil., k. sächs. Geheimer Bergrat, ordentl. Professor f. Mineralogie an d. Bergakademie Freiberg i. S.; * daselbst 6. XII. 1833; † ebenda 26. II. — Woche 3, 524; Leopoldina 37, 29. 40 (mit W); Poggendorff 3, 1427 (W); Ill. Ztg. 116, 349; KL 24, 45; BZ 8, 301. 11, 323 (Zentralblatt f. Mineralogie 1902, 417: V. Goldschmidt, mit P; Berg- und hüttenmänn. Ztg. 1901, 125).

Weiss, Karl (Pseudon.: C. Karlweis), Oberinspektor der österreich. Südbahn, Dichter v. Volksstücken, Lustspielen, Romanen u. Novellen; * Wien 23. XI. 1850; † daselbst 27. X. — Woche, 3. 1900 (P); Ill. Ztg. 117, 631. 676 (mit P); KL 23,

1525 (W). 24, 45; Gartenlaube 1901 Nr. 45 (mit P); Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 54, 154; Brümmer[5] 4, 309. 498 (mit W).

Weiss, Leopold, Dr. med., außerordentl. Professor d. Augenheilkunde an d. Univ. Heidelberg; * Gießen 7. V. 1849; † Mannheim 2. II. — Woche 3, 248; Ill. Ztg. 117, 227; Leopoldina 37, 40; KL 23, 1526 (mit W). 24, 45; Pagel 1830; Hirsch, Lexikon hervorrag. Ärzte 6, 227 (Horstmann, mit W); Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel mit L); BZ 8, 301 (Klin. Monatsblätter f. Augenheilkunde 1901, 301).

Weiss, Otto Edler v., Dr. med., Primararzt d. gynäkolog. Abteilung d. bosn.-herzegowin. Landesspitales in Serajewo u. Dozent f. Gynäkologie an d. Univ. Wien; † Serajewo, 44 Jahre alt, 15. III. — Woche 3, 524; Leopoldina 37, 56; BZ 8, 301 (Monatsschrift f. Gynäkologie 1901, 358; Wiener klin. Rundschau 1901, 171: A. Hink; Wiener klin. Wochenschrift 1902, 265: Peters); Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 (Pagel, mit L).

Weissleder, Edmund, herzogl. anhaltin. Oberbergrat, Leiter der fiskal. Salzbergwerke Leopoldshall und Friedrichshall; † Leopoldshall, im 60. Jahre, 28. I. — Ill. Ztg. 116, 191.

Welsburg, Alexandrine Gustave Friederike Gräfin v., Tochter d. Herzogs Elimar v. Oldenburg (1844—95) aus dessen Ehe mit Natalie Freiin Vogel v. Friesenhof; * Wien 11. X. 1877; † Erlaa b. Wien 13. IV. — Ill. Ztg. 116, 624; Gräfl. Taschenbuch 1902, 945.

Welten, Viktor (Pseudon.), Dichter: siehe Ellissen, Hans.

Wendland, Adolf, Geheimer Regierungsrat, Provinzialschulrat in Hannover, pädagogischer Schriftsteller, Redakteur v. »Schule u. Haus«; † 1901 (?). — KL 23, 1532. 24, 45.

Wendt, Frau Agnes, geb. Wilberg, Dichterin u. Schriftstellerin; * Potsdam 28. IV. 1839; † 1901 (?). — KL 23, 1532 (mit W). 24, 45.

Wentzel, Julius, Dr. jur., Wirkl. Geheimer Oberjustizrat, Vizepräsident d. vormaligen Obertribunals in Berlin; † daselbst, 94 Jahre alt, 1. VI. — Woche 3, 1000; Ill. Ztg. 116, 963.

Wernher, Paul, großherzogl. hess. General d. Kavallerie z. D., Generaladjutant *à la suite* d. Großherzogs v. Hessen; * Nierstein 1839; † Darmstadt 3. XII. — Ill Ztg. 117, 895.

Westerkamp, Karl, Oberbürgermeister v. Osnabrück, Mitglied d. preuß. Herrenhauses; * daselbst 2. VIII. 1837; † Bad Ems 19. oder 20. V. — Woche 3, 914. 1048 (P); Ill. Ztg. 116, 849; BZ 11, 323 (Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte u. Landeskunde v. Osnabrück 26, 309).

Wetz, Arthur, großherzogl. hess. Geheimer Oberbaurat, vortragender Rat im k. preuß. Ministerium f. öffentl. Arbeiten zu Berlin, Eisenbahningenieur; * Cöln a. Rh. 22. X. 1851; † Berlin 10. III. — Ill. Ztg. 116, 431; Deutsche Bauztg. 35, 135.

Wetzler, Em., Musikverleger in Prag; † daselbst 22. I. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Wetzstein, Karl, Redakteur in München, Aufsichtsratsmitglied der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller; * Schweinfurt 18. VI. 1842; † München 4. XI. — Ill. Ztg. 117, 727; KL 23, 1546 (W). 24, 45.

Weyhe, Ernst, Dr. phil., Gymnasiallehrer, klass. Philolog; * Wegeleben 7. V. 1843; † Leipzig. — KL 24, 45.

Widerhofer, Hermann Freiherr v., Dr. med., k. k. Hofrat, ordentl. Professor f. Kinderheilkunde an der Universität Wien, langjähr. Leibarzt d. Kaisers v. Österreich, lebensl. Mitglied d. österr. Reichsrats, * Weyr a. d. Enns 24. III. 1832; † Ischl 29. VII. — Woche 3, 1344 (mit P); Ill. Ztg. 117, 203; Leopoldina 37, 88; Hirsch, Biograph. Lexikon hervorragender Ärzte 6, 263 (mit W); BZ 9, 293 (Jahrbuch f. Kinderheilkunde 1901, 457; Heubner u. Steffen, mit P; Archiv f. Kinderheilkunde 32, 318: Monti; D. Kinderarzt 12, 193: L. Fürst; Wiener klin. Wochenschrift 1901, 768: Frühwald; Allg. Wiener Medizin. Ztg. 1901, 365; D. medizin. Woche 1901, 354: Goldbaum); Virchows Jahresberichte 36, 1, 395 Pagel, mit L).

Wiedeburg, Otto, Dr. phil., Professor d. Physik an der Techn. Hochschule in Hannover; * Prettin a. d. Elbe 12. XI. 1866; † Hannover 30. (oder 29?) VI. — Woche 3, 1172; Ill. Ztg. 117, 57; KL 24, 45; Leopoldina 37, 71 (mit W); O. Wiedeburg, Üb. d. Hydrodiffusion. Diss. Leipzig 1890 *Vita.*

***Wiedemann,** Theodor, Dr. phil. et theol., Chefredakteur d. amtl. »Salzburger Ztg.«, Kirchenhistoriker; * Mittelstetten (Bayern) 20. VIII. 1823; † Salzburg 9. V. — BJ VI, 204; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich (mit W u. L).

Wieland, Franz, Landwirt in Mitterharthausen bei Straubing, Führer d. bayer. Bauernbundes, früher Mitglied d. bayer. Landtags; † Mitterharthausen 17. IX. — Woche 3, 1640; Ill. Ztg. 117, 447.

Wiesand, Paul Alfred, Dr. jur., kaiserl.

Reichsgerichtsrat a. D.; * Jeßnitz 6. X. 1835; † Marienbad 6. VI. — Ill. Ztg. 116, 923.

Wiggers, Julius Otto Aug., Dr. theol. et phil., früher außerordentl. Prof. an d. Univ. Rostock, jurist. u. theolog. Schriftsteller u. Publizist, Sprachforscher, Politiker, ehemal. Mitglied d. Deutschen Reichstags; * Rostock 17. XII. 1811; † ebenda 6. (oder 7?) III. — Woche 3, 480; KB 23, 1555 (mit W). 24, 45; Eckart, Lexikon d. Niedersächs. Schriftsteller 175 (mit W); Hirth, Deutscher Parlaments-Almanach 1877, 248 (mit W); Ill. Ztg. 116, 385; Gartenlaube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P).

Wilberg, Agnes, verehel. Wendt, Dichterin u. Schriftstellerin: s. Wendt, Agnes.

Wilczek, Hermann Karl Ernst Moritz Freiherr v., k. preuß. General d. Infanterie z. D., früher Gouverneur d. Festung Cöln; * Polkwitz 1. IX. 1836; † Wiesbaden 31. X. — Woche 3, 1942; Illustr. Ztg. 117, 671; Freiherrl. Taschenbuch 1903, 671.

Wilhelm Immanuel (Pseudon.), geistl. Schriftsteller: s. Schulze, Georg Wilhelm.

Wilke, Superintendent u. Oberpfarrer in Freienwalde a. O., protest. Theolog; † daselbst, im 62. Jahre, 16. IV. — Woche 3, 742.

Wilmers, Wilhelm, Jesuit, kathol. Theolog; * Boke (Kreis Büren, Westf.) 30. I. 1817; † 1901 (?). — Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 254 (mit W); KL 23, 1565 (mit W). 24, 45.

Winter, Bürgermeister v. Cassel, Ehrenmitglied d. hess. Städtetags, Mitgl. d. hess. Provinziallandtags; † Kassel, 89 Jahre alt, 19. IV. — Woche 3, 742.

Winter, Johann Adolf, Dr. med. et phil., K. sächs. Hofrat, außerordentl. Professor d. Medizin an der Universität Leipzig, Bibliothekar an d. dortigen Univ.-Bibliothek, Redakteur v. »Schmidts Jahrbücher d. in- und ausländischen Medizin«; * Jena 20. IV. 1816; † Leipzig 18. IX. — Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 447; Leopoldina 37, 96; KL 24, 45; Pagel 1866 (mit P u. W); Schmidts Jahrbücher d. in- und ausländ. Medizin 272, 112 (Möbius u. Dippe mit P); Virchows Jahresberichte 36, 1, 396 (Pagel mit L).

Winter, Joseph, Opernkomponist; † Neapel, 84 Jahre alt, im Oktober. — Fétis, *Biographie universelle des musiciens Suppl.* II, 675; Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 143 (Lüstner, mit L).

Winter, Karl, Verlagsbuchhändler, Besitzer d. Firma Karl Wintersche Univ.-Buchhandlung Julius Groos in Heidelberg; * 16. V. 1836; † Heidelberg 12. XI. — Ill. Ztg. 117, 759; KL 24, 45; Pfau u. Rösch, Biograph. Lexikon d. Deutschen Buchhandels 157; Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 9500.

Wintermeyer, Louis, Landwirt in Wiesbaden, Vorstand d. dortigen Landwirtschaftl. Vereins, Mitglied d. Deutschen Reichstags u. preuß. Landtags (freisinnig); * Wiesbaden 7. IX. 1859; † Brunnen (Schweiz) 19. IX. — Woche 3, 1684; Ill. Ztg. 117, 447; Kürschners Deutscher Reichstag 1898, 188 (mit P).

Wirth-Sand, Daniel, Präsident d. Verwaltungsrats u. Generaldirektor d. Vereinigten Schweizerbahnen, mehrere Jahre Mitglied d. schweiz. Ständerats u. später d. Nationalrats; * Güttingen (Thurgau) 7. XII. 1815; † St. Gallen 3. X. — Ill. Ztg. 117, 523. 600 (mit P).

Wiskott, Theodor, Kommerzienrat, Inhaber d. Verlags- u. Kunstanstalt C. T. Wiskott in Breslau; † daselbst 25. IX. — Ill. Ztg. 117, 490; KL 24, 45; BZ 11, 325 (Jahresbericht d. schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur 1902 Nekr. 15); Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel 1901, 7622. 7807.

***Wittelshöfer,** Otto, Bank-Vizedirektor a. D., volkswirtschaftl. Schriftsteller; * Wien 5. X. 1855; † ebenda 21. II. — BJ VI, 296; Woche 3, 392; KL 23, 1576 (W). 24, 45.

***Wittstock,** Joachim Heinrich, Theolog u. Schulmann, Mitglied d. Landtage in Hermannstadt u. Budapest; * Bistritz 18. III. 1826; † Heltau b. Hermannstadt 29. III. — BJ VI, 140.

Wobbermin, Wilhelm, dramat. Schriftsteller in Görlitz; * Gr. Weckow 21. X. 1862; † 1901 (?). — KL 23, 1581 (mit W), 24, 45.

Wöhner, Theodor, Dr., Stadtrat in Wien, Hrsgbr. d. »Deutschen Ztg.«; † daselbst 11. XII. — Ill. Ztg. 117, 939; KL 24, 45.

Wolf, Berthold, Baurat in Landshut (Niederbayern), Hydrotekt, »der Meister der Isar«; † im Juli. — Deutsche Bauztg. 35, 376.

Wolf, Erich, Dr., k. k. Sektionschef, vormaliger Präsident d. niederösterreich. Landesschulrates; * Iglau 8. VI. 1838; † Döbling b. Wien 23. VII. — Woche 3, 1344; Ill. Ztg 117, 167; BZ 10, 294 (Österreich. Mittelschule 1902, 1: L. Eysert).

***Wollny,** Martin Ewald, Dr. phil., Professor a. d. landwirtschaftl. Abteilung d. Techn. Hochschule in München; * Berlin 20. III. 1846; † München 8. I. — BJ VI, 420; Woche 3, 102; Ill. Ztg. 116, 93; Leopoldina 37, 40 (mit W); Gartenlaube 1901 Nr. 4 Beil. 2 (mit P); BZ 8, 306 (D. landwirtschaftl. Versuchsstationen 1901, 396; Chemikerztg. 1901 Nr. 6; D. Kulturtechniker 3, 48; Ztschr. f. d. landwirtschaftl. Versuchswesen in Österreich 1901, Heft 3, mit P; Deutsche landwirtschaftl. Presse

1901 Nr. 5, mit P; Allgem. Ztg. 1901 Beil. 27: S. Günther); Jahresbericht d. Techn. Hochschule in München 1902.

*Wörter, Friedrich, Dr. theol, Geistl. Rat, früher ordentl. Professor f. Dogmatik u. Apologetik und Encyklopädie d. theolog. Wissenschaften an d. Univ. Freiburg i. B.; * Offenburg 6. XII. 1819; † daselbst 18. XI. — BJ VI, 196; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 257; Reden gehalten bei d. Übergabe d. Protektorats d. Univ. Freiburg i. B. 1902, S. 7 (F. Kluge); Ztschr. f. d. Geschichte des Oberrheins 57, 389 (Frankhauser, L: E. Ritzenthaler, Gedächtnisrede auf F. 25. Freiburg 1902; Histor. Jahrbuch 33, 943: [Rie]d[er]; Straßburg. Diözesanbl. N. F. 4, 197: Kn[öpfler]).

Wurmbach, Julius, k. preuß. Kommerzienrat, Fabrikbesitzer in Bockenheim b. Frankfurt a. M., Mitglied d. preuß. Abgeordnetenhauses (nationalliberal); * Müsen (Kreis Siegen) 14. I. 1831; † Nervi 17. V. — Ill. Ztg. 116, 849; Kürschners Preuß. Abgeordnetenhaus 1894. 367 (mit P).

*Wurmbrand-Stuppach, Ladislaus Gundacker Graf v., k. u. k. Kämmerer, Geheimer Rat, Landeshauptmann v. Steiermark, ehemal. österreich. Handelsminister, Mitglied d. Abgeordnetenhauses d. österreich. Reichsrats (Deutsche Linke), auch Naturforscher; * Josefstadt (Böhmen) 9. V. 1838; † Graz 26. III. — BJ VI, 31; Woche 3, 566. 620 (P); Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 58, 309 (mit L); Goth. Hofkalender 1902, 238; BZ 9, 297 (Mitteilungen d. anthropolog. Gesellschaft in Wien 31, Sitzung 54; Verhandlungen d. Gesellschaft f. Anthropologie 1901, 223).

Wurmbrand-Stuppach, Joseph Graf v., Freiherr auf Steyersberg, Stickelberg, Reitenau u. Neuhaus etc.; * 7. XI. 1834; † Schloß Schieleiten 13. I. — Ill. Ztg. 116, 119; Gräfl. Taschenbuch 58, 299; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 58, 299.

*Wüst, Albert, Dr. phil., außerordentl. Professor f. landwirtschaftl. Ingenieurwissenschaft an d. Univ. Halle a. S., früher Geschäftsführer d. dortigen Maschinenprüfungsstation; * Mergentheim (Württemberg) 23. XI. 1840; † Halle a. S. 25. II. — BJ VI, 425; Woche 3, 392. 446 (P); Ill. Ztg. 116, 349; KL 23, 1597 (W). 24, 46; Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1900/01, S. 41 (mit L: nach A. Nachtweh in der Illustr. Landwirtschaftl. Ztg. 1901 Nr. 20).

Wynen, Theodor, Dr. phil, Assistent am Hygien. Institut d. Universität Marburg i. H.; * Ascheberg (Westf.) 7. XI. 1865; † Ende März. — Th. Wynen, Beiträge z. Kenntnis d. organ. Sulfanin- u. Sulfosäure. Erlanger Diss. 1900 (Lebenslauf); Virchows Jahresberichte 36, 1, 396 (Pagel, mit L).

Wyss, Hans v., Dr. med., Prof. f. gerichtl. Medizin an d. Universität Zürich; * daselbst 4. II. 1847; † ebenda 20. IX. — KL 24, 46; Ill. Ztg. 117, 490; Leopoldina 37, 96; Pagel 1886; BZ 10, 295 (Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1902, 24: E. Ritzmann; Vierteljahrsschrift d. naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1902, 323: Cloetta, mit P).

Yorck von Wartenburg, Johanna (Nina) Gräfin, geb. v. Olfers, Gemahlin d. Grafen Ludwig (1805—65); * Neapel 23. IX. 1824; † Berlin 28. IV. — Ill. Ztg. 116, 1005; Gräfl. Taschenbuch 1902, 986.

Zamara, Anton, Harfenvirtuos u. Harfenkomponist, früher Mitglied d. wiener Hofopernorchesters; * Mailand 13. VI. 1829 (nach Wurzbach 3. IV. 1823); † Hietzing b. Wien 11. XI. — Ill. Ztg. 117, 759; Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 59, 131 (mit W); Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 144 (Lüstner, mit L).

Zapp, August, Dr. phil., Schriftsteller, früher Redakteur an d. »Voss. Ztg.«; * Altdamm (Pommern) 28. V. 1815; † Obermais b. Meran 13. V. — Ill. Ztg. 116, 849.

*Zehden, Karl August, Dr. phil., k. k. Hofrat, früher Professor an d. Handelsakademie in Wien, zuletzt Zentralinspektor d. gewerbl. Unterrichtswesens im Ministerium f. Kultus u. Unterricht; * Linz 16. VIII. 1843; † Hinterbrühl b. Wien 22. V. — BJ VI, 326; Geograph. Jahrbuch 34, 395 (W. Wolkenhauer, mit W u. L); Woche 3, 936; Ill. Ztg. 116, 880; KL 23, 1608 (W). 24, 46; Hinrichsen[2] 1418 (mit W); Allg. Ztg. 1901 Beil. 122 (wg.); Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 59, 269 (mit W); BZ 9, 300 (Zentralblatt f. d gewerbl. Unterrichtswesen in Österreich 1901, 512).

Zehfufs, Johann Georg, Prof, ehemal. Direktor d. höheren Gewerbeschule in Frankfurt a. M., naturwissenschaftl. Schriftsteller; * Darmstadt 1832; † Frankfurt a. M. Anfang Mai. — Woche 3, 828; Ill. Ztg. 116, 809; Leopoldina 37, 56 (mit W); KL 24, 46.

Zeisig, Ernst, k. Kammermusiker an d. Hofkapelle in Dresden; † daselbst 21. III. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 144 (Lüstner, mit L).

Zelle, Robert, früher Oberbürgermeister in Berlin u. Mitgl. d. preuß. Abgeordneten- und Herrenhauses; * Berlin 19. I. 1829; † Meseberg 25. I. — Woche 3, 200. 201. 212 (P); Ill. Ztg. 116, 157; BZ 8, 309 (Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte Berlins 1901, 42).

Zieger, Karl Ernst, k. sächs. Finanzrat, Referent f. Personalsachen in d. Verwaltung d. sächs. Staatseisenbahnen; * Bischofswerda 14. I. 1840; † Dresden 29. VII. — Ill. Ztg. 117, 203.

Ziegesar, Adolf Johann Albert Freiherr v., k. preuß. Oberleutnant a. D., Professor am Athenaeum in Brüssel; * Berg 25. III. 1849; † Brüssel 17. V. — Woche 3, 914. 918; Freiherrl. Taschenbuch 1904, 889; BZ 8, 309 (Alldeutsche Blätter 1901 Nr. 22).

***Ziegler,** David Heinrich, Ingenieur; * Mühlhof b. Wülflingen 21. V. 1821; † Winterthur 1. IV. — BZ VI, 433.

***Zimmermann,** Ernst, Professor u. Ehrenmitglied d. Akademie d. bildenden Künste in München, Historien-, Porträt- u. Genremaler daselbst; * München 24. IV. 1852; † ebenda 15. IX. — BJ VI, 213; Woche 3, 2030; Ill. Ztg. 117, 759. 808 (Alex Braun, mit P); D. geistige Deutschland 1, 749; Müller-Singer[3] 5, 151; Jahrbuch d. bildenden Kunst 1902, 106; BZ 10, 297 (Kunst unserer Zeit 13, 113; Fr. v. Ostini, mit Illust.).

Zimmermann, Johann v., k. sächs. Geheim. Kommerzienrat, Begründer der Zimmermannschen Werkzeugmaschinenfabrik in Chemnitz, Stifter d. nach ihm benannten Naturheilanstalt daselbst; * Pápa (Ungarn) 27. III. 1819; † Berlin 2. VII. — Ill. Ztg. 117, 57; Woche 3, 1172. 1224 (P); BZ 9, 301 (Reformblätter 1901, 193, mit P).

Zingg-Gaymen, Thekla, Konzert- u. Oratoriensängerin; † Hamburg, 44 Jahre alt, im Mai. — Monatshefte f. Musikgeschichte 34, 144 (Lüstner, mit L).

Zirbes, Peter, Versicherungsagent in Niederkail (Kreis Wittlich in d. Eifel), Eifeldichter, Jugendschriftsteller; * Niederkail 10. I. 1825; † Oberkail 25. XI. — Ill. Ztg. 117, 849; KL 23, 1622 (mit W). 24, 46; Brümmer[5] 4, 422 (mit W); BZ 9, 301 (Deutsche Stimmen 1901, 360).

Zöhrer, Ferdinand, Buchhändler in Linz a. D., Schriftsteller u. Topograph; * Linz 16. V. 1844; † ebenda 21. IV. — KL 23. 1624 (mit W). 24, 46; Keiter, Kathol. Literaturkalender 5, 261 (mit W); Brümmer[5] 4, 521 (mit W); Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisert. Österreich 60, 227 (mit W).

Zöller, Wilhelm, Dr. med., k. bayer. Medizinalrat, früher Direktor d. Kreis-Kranken- u. Pflege-Anstalt in Frankenthal (Rheinpfalz), langjähr. Vorsitzender d. pfälz. Ärztekammer; † Heidelberg, 75 Jahre alt, im Februar. — Münchn. Medizin. Wochenschrift 48, 327; Virchows Jahresberichte 36, 1, 396 (Pagel, mit L).

Zolling, Theophil (Pseudon.: Gottl. Ritter), Dr. phil., Schriftsteller und Dichter, Hrsgbr. d. »Gegenwart«; * Scafati b. Neapel 30. XII. 1849; † Berlin 22 III. — Woche 3, 566. 572 (P); Ill. Ztg. 116, 475; Gartenlaube 1901 Nr. 14 Beil. 2 (mit P); KL 23, 1625 (mit W). 24, 46; Hinrichsen[2] 1435 (W); Brümmer[5] 4, 427 (mit W); BZ 8, 310 (Gegenwart 1901 Nr. 13: R. Nordhausen).

Zoltowski-Jarogniewice, Stefan 3. Graf, Herr auf Jarogniewice, Zadory u. Gluchowo (Kreis Kosten), Landschaftsrat, k. preuß. Leutnant a. D., früher Mitglied d. Deutschen Reichstags; * Jarogniewice 8. IX. 1839; † Gluchowo im Oktober. — Ill. Ztg. 117, 523; Schönfeld, Notizbuch f. Reichstagswähler 5, 84; Gräfl. Taschenbuch 1902, 1018.

Zschiesing, Georg, Redakteur u. Mithrsgbr. d. »Drogistenztg.« in Berlin; * Dommitzsch 8. IX. 1848; † Berlin 20. VII. — KL 23, 1626 (mit W). 24, 46

Zuccarini, Katharina, Blumenmalerin in München; † daselbst, 70 Jahre alt, 20. II. — Ill. Ztg. 116, 349.

Zumsteg, A., Dr. med., prakt. Arzt in Möhlin (Aargau); * Ödenholz (b. Wyl, Bezirk Laufenburg) 1845; † 20. V. — Virchows Jahresberichte 36, 1, 39 (Pagel mit L).

Zu Totenliste 1900.

BJ V, 98* Zeile 28. 29 lies:

***Jele,** Albert, Dr. phil., kaiserl. Rat, Leiter d. tirol. Glasmalerei- u. Mosaikwerkstätten in Wilten b. Innsbruck; * Innsbruck 29. IV. 1844; † daselbst 13. X. 1900. — BJ VI, 499; Deutscher Hausschatz 27 Beil. S. 60 (mit P).

BJ V, 111* Zeile 10 v. u. lies:

Pochhammer, Otto, k. preuß. Generalleutnant, zuletzt Kommandeur d. 6. Feldartilleriebrigade; * Neiße 29. III. 1844; † Berlin 30. XII. — (Mitteilung d. Hrn. Oberstleutn. Paul Pochhammer in Berlin.)